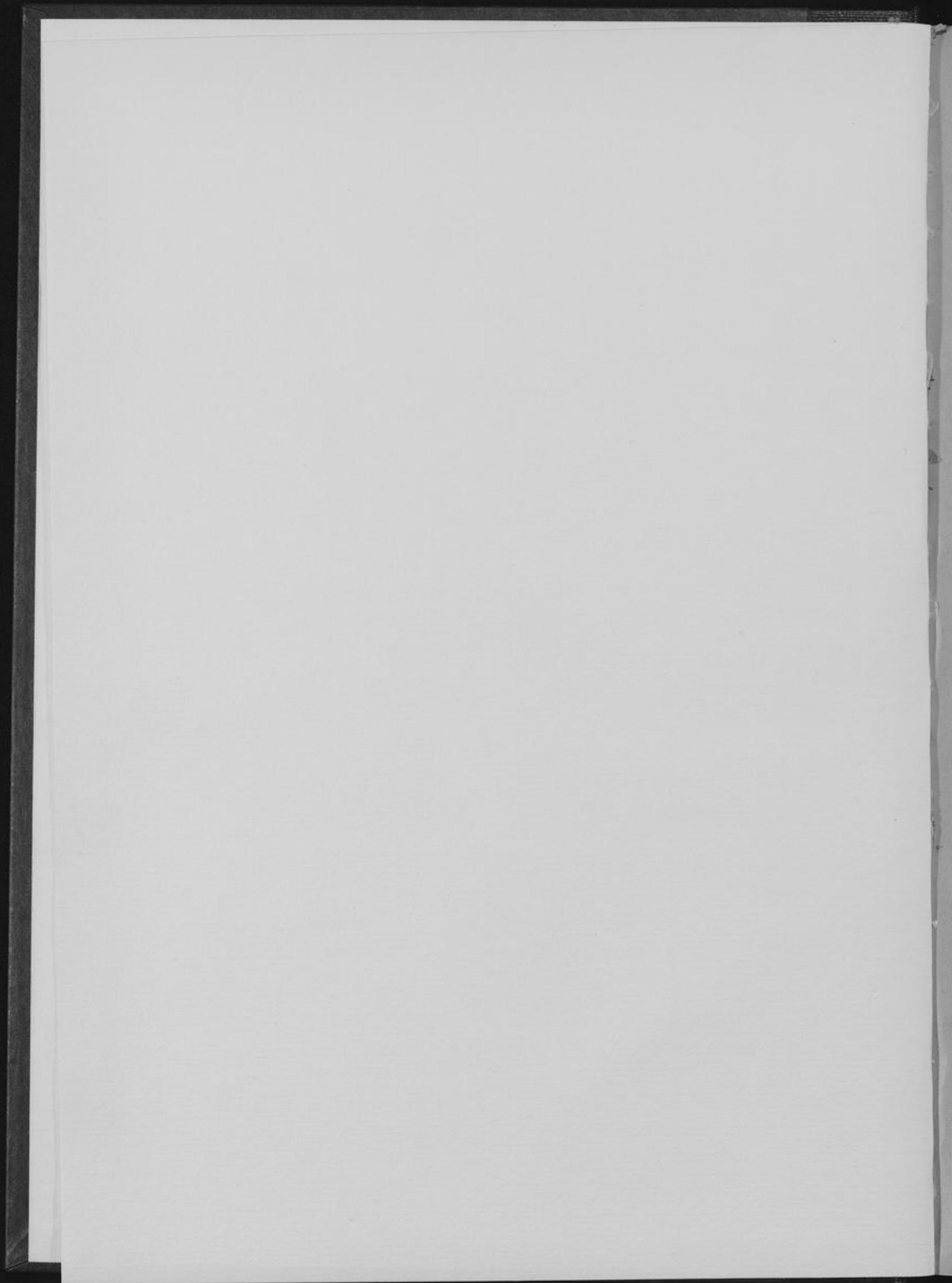


erfer
blatt
10







LANDES-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Nr. 1. 50a

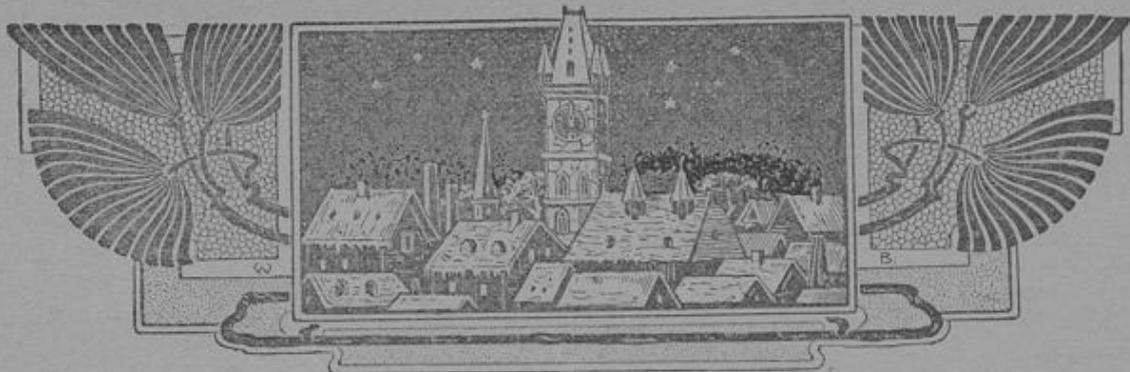
Sonntag, 3. Januar.

88/10 915

Jahrgang 1909.



Neujahrs-Trio. Nach dem Gemälde von G. Mader.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Sylvesternacht!

Von A. Fichtner.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein goldstimmender Sternemantel breitete sich der Himmel über die weite schimmernde Erde. Klar und hell — ernst und doch auch freundlich zog der Mond herauf, der neue Wächter des blinkenden Sterneneeres.

Es war Sylvesternacht, die letzte Nacht im alten, scheidenden Jahr; und als ob sie all' die Dunkelheit, Trübsal, Angst und Not des dahinscheidenden Jahres in den letzten Stunden mit einer Fülle von Glanz, Licht und fleckenloser Reinheit überströmen wolle, um den Menschenherzen eine lichtvolle Erinnerung zu sichern, so entfaltete sie die ganze, sanftere Schönheit einer hellen Winternacht! Die schneebedeckte Gebirgskette des Riesengebirges zog sich in nahen Konturen südlich durch das weite gelegene Tal.

In schimmernder Weiße erhob sich der Kegel, auf dessen Gipfel aus den Fenstern der kleinen Kapelle und des Wächterhauses rotleuchtende Flammen brachen, als habe die Sonne da oben erst Abschied genommen. Seltsame Stille in den Bergen und Wäldern, die sich stundenlang hinabreckten, bedeckt und beschützt von dem weißen Nebemantel der schlafenden Erde.

Die immergrünen Tannenbäume, die lang hinschleifenden Nichtenszähnen bogten sich unter der Last des Schnees; doch weiter und weiter traten sie auseinander, um endlich eine wunderbare Wirkung freizugeben.

Drüben im Tal auf dem schimmernden Schneegebirge, über die weite Umfassungsmauer hoch hinausstrebend erhob sich ein mächtiger Klosterbau mit daran anschließender, prachtvoller Kirche, deren Kupferbedachung von zwei architektonisch schönen, herrlichen Türmen weit überragt wurde. Zwei vergoldete Engelsfiguren, welche die Vosanen des Gerichts und die Palme des Friedens schwingend, aus dem blauen Aether herabgrüßten vervollständigten die mächtige Wirkung des Prachtbaues einer alten, versunkenen Zeit christlicher Baukunst.

Die kleine Kuchlein unter dem Schutz der mütterlichen Hügel, nahmen sich die verstreut liegenden Gebirgshütten und Häuschen aus, deren matter Lichtschein von dem Glanz des nun aufsteigenden Mondes fast verdunkelt wurden.

Gottesstille ringsherum — nur hier und da von den Bergen herüber ein langgezogener Hauch — wie das tiefe Atemholen der sich leise regenden Natur.

Als ginge er über geheiligten Boden, leise — zaghaft — und doch voll stiller innerer Hoffnung, die das Herz drängt, die Nähe treibt, so schritt ein einfacher junger Mann in der einen Hand eine schwere Haue und im Arm ein festgewickelter Bündel sorgsam tragend, auf den schneebedeckten Pfaden dem Kloster zu. An der geschlossenen Türspalte zögerte er einen Augenblick — sollte er den Klopfer heben? Unschlüssig und forschend betrachtet er die kleine, weiche Bürde — er sieht sich lauschend um — kein Laut — kein Schritt — niemand naht sich. Einen Augenblick noch — nein — er wird es nicht hinlegen, das, was in dem weichen warmen Kissen dem Leben entgegenzuschlummert — hier wäre es zwar herrlich geborgen — aber — nun rührt es sich, fester drückt er es an sich und schreitet weiter, schnell und entschlossen um die Mauer des stillen Klosters.

Weithin — hell und klingend hebt die Klosteruhr an zu schlagen — er zählt — 11 Uhr! Die noch erhellen kleinen Häuser verdunkeln sich. Diese stille kleine, verstaubte Welt

macht Schluß mit dem alten Jahre, ne abnt nicht, daß man weit draußen in den kleinen und großen Städten um jede Stunde, jede Minute geizt, um das alte Jahr vollends auszulösen in Saug und Braus sich über den Ernst des Lebens hinwegzutäuschen in Jubel und Tollheit den Rest hinunterzulösen in das Meer der Vergangenheit.

Der Mann ist auf die andere Seite der Abtei gelangt. Vorüber an dem mit eingeschlossenen Friedhof, wo die hochgewölbte Fürstengruft sich an der Ostseite der Kirche anschließt, schwarze Grabkreuze aus dem weißen Schnee herübergrühen. Feierliche ernste Mahnung vom Silberglanz des Mondes verächt und verklärt.

Jetzt ist der Mann am Rie. Mit hellgrünen Schindeln überdacht, etwas tiefer in den Grund gebettet liegt die Klostermühle.

Still und öd — denn das Mühlrad ist vereist — schon wochenlang — und der alte strenge Müller hat Befehl gegeben, daß niemand, keiner von seinen Leuten die eizigen Fessein löse, um wieder frohes geschäftiges Leben in dem alten Erbe zu erwecken. Auch sein Herz ist von einem Bann umschlossen, den weder das strenge Gesetz noch das Fest der allerbarmernden Liebe zu brechen vermocht hatte.

Wie im Todeschlaf ruht die Mühle mit allem, was darin ist. Und selbst wenn es Tag gewesen wäre, würde man nur ein müdes, trübes, furchtames Einbereschleichen bemerkt haben — ein Leben ohne Drang und Freude.

Ah — vor Jahresfrist war es freilich anders gewesen, da sang und klang es zu allen Fenstern heraus. Das dunkle Mülleritöschchen mit dem weißgeputerten schwarzen Köpfehen und Ernst, der blonde Mühlgeißel mit der weißen Stirn und den hellen, blauen Augen, die flogen treppauf, treppab, die saugen mit dem rauschenden Mühlrad, und wenn sie sich in den Weg kamen, da lachten sie sich an wie zwei, die das Glück für einandergeschaffen hatte. In seinem Winter durfte das Rad vereist sein, Ernst sorgte dafür, daß der Bach frei und fröhlich zu Tale sprang und seine Arbeit tat. In keiner der vielen Gebirgsmühlen mehrte sich Hab und Gut so — als in der Klostermühle. Ernst war die rechte Hand des Meisters und die Seele des ganzen Geschäftes. Dafür dachte er auch einen hohen Lohn fordern zu können und hat um die Hand Lieschens, deren Herz er schon lange befaß.

Dies hatte der Müller aber nicht erwartet, seine Gedanken waren mit anderen Plänen beschäftigt. Drüben im Nachbarlande hauste sein bester Freund und für einen der stattlichen Söhne, die dieser befaß, war sein Lieschen mit-jamt der schönen Mühle längst zugeeignet. Er hatte sich es schon alles ausgedacht. Das Müllerhandwerk lernte sich schnell — in nächster Zeit sollte der von ihm Erwählte ein-treffen und die junge Müllerin kennen und lieben lernen. Und so tief hinein hatte er sich in seine Pläne verponnen, daß ihn eine förmliche Wildheit überkam, als er die Bitte erst recht verstanden hatte. Anstatt der Antwort warf er dem Bewerber die gerade in seinem Bereich beindliche Mehe, mit welcher er reichlich und gerecht schon Tausenden das Mehl zugemessen, an den Kopf, und der blinkende Messingrand flog so heftig an die weiße Stirn des jungen Mannes, daß er blutüberströmt zusammenbrach.

Die Leidenschaft macht blind. Der Müller stürzte hinweg, ohne das Unheil gesehen zu haben.

Eine aber war da — Lieschen mit einem Herzen voll Mit-leid und Liebe, daß es schier zerpringen wollte. Sie wusch ihm die Wunde und führte ihn hinaus mit eigener Hand, ob auch die Mutter sich ihr entgegenwarf, um ihr Kind zum Bleiben zu bewegen — sie ließ sich nicht finden. Das empörte Herz, mit dem ererbten Trotz des Vaters — trieb sie fort

Heller Tag war es — alle Leute sollten es sehen, wie sie sich zu dem Verlegten bekannte Hand in Hand — am die weite Mauer herum am Klosterbach vorüber über die sprossenden Kluren hinein in den frühlingssatmenden Wald. Am Stapellenberge, wohin so viele wallfahrteien und den Kreuzweg gingen — da rasteten und beteten sie. Es war eine schmerzsvolle Liebe, die sie dem Geländ zum Opfer brachten.

Aber als es zum Scheiden kam, waren ihre Herzen doch nicht stark genug.

„Du kannst ja nimmer wieder unter Haus betreten, so ist es meine Pflicht mit dir zu gehen!“ erklärte Lieschen.

„Wohin? Ich habe weder Haus noch Heim!“ Du bist arm — umso reicher bin ich!“ Sie brauchten nicht lange nachzudenken, um einen Ausweg zu finden. Sie sah nach seiner Wunde; es trat bereits Fieber ein.

„Komm mit — nur noch eine Viertelstunde!“ Sie gingen durch den grünen Wald; seitwärts vom Wege am Bergesabhang befand sich eine kleine Waldschenke. Die Wirtnin war Lieschens Wartefrau gewesen. Das noch junge Weib schlug die Hände stannend zusammen.

„Annlene — ich bring dir Geinen, den du gut pflegen mußt — es ist dazu gekommen, er weiß nicht wie!“

„Ach — das will ich von Herzen gern! Wen du auch bringst, er gehört zu mir; bin ich ja doch nur auf deines Vaters Befehl!“

„Vielleicht mußt mit mir teilen, Annlene, aber wir werden uns schon vertragen!“

Die Wirtnin fragte nicht, sie schritt bald zur Tat und nahm den Verwundeten, den allgemach das Fieber schüttelte, in ihre Obhut.

Das herabste Mädchen machte sich auf den Heimweg. Ihre Gedanken spannen eine Brücke von der Mühle bis zur Waldschenke. Letztere war wirklich Eigentum ihrer Eltern, vielmehr ihrer Mutter, die das kleine Hänschen unter ihrem reichen Heiratsgut mit in die Ehe gebracht hatte.

Lieschens Herz blieb dort zurück. Die größte Einsamkeit, Arbeit und Mühe wollte sie mit dem tragen, den sie unter Anlenens Schutz gestellt hatte.

Das junge Gesicht war ernst und streng geworden — um Haarsbreite wäre ihr Vater zum Verbrecher geworden — freilich nur im Jähzorn. Er konnte und durfte sie nicht mehr zurückweisen — denn er mußte das Leid wieder gut machen, was er jenem zugefügt. Jetzt hatte sie die Macht ihr Glück zu zwingen. Ihr Glück? —

Das flammende Abendrot übergoß sie, als sie die Scheultür öffnete und über die Schwelle trat. Raselnd fiel die Tür zurück — Lieschen aber kam nicht weiter. Mit erhobenem Arm stand ihr Vater und wies sie zurück.

„Du bist mit ihm gegangen, um die Schande deines Vaters allen preiszugeben. Gehe wieder, woher du gekommen bist und wage nicht mehr diese Schwelle zu betreten! Meine Einwilligung hast du, nicht aber meinen Segen!“

Sie war zurückgetaumelt — es war doch ein eiserner Schritt, die Trennung von daheim. Nun hatte sie ihr ersehntes Glück und — war es denn wirklich ein Glück? Darüber war die Zeit verstrichen. Auf der Mühle lag es wie ein Bann. Die Leute grollten dem Alten und ungern lehrten sie noch ein. Sie fühlten mit dem Jungen und wollten vermitteln, versöhnen — vergebens.

Als aber Lieschen am nächsten Weihnachtsabend vergeblich von der Schwelle trat — ihr keine Tür geöffnet wurde, stieg auch der Unwille zu Groll. Es währte nicht gar lange, so stand die Mühle still. Einem Meister, dessen Herz so hart wie ein Mühlstein, brauchte man kein Korn mehr aufzuschütten.

Und das traf ihn ins Innerste. Eine stille Mühle alsicht einem leeren Sarge, Tod und unheimlich. Meister und Meisterin gingen umher wie menschenscheu und zur Wintersonne kamen sie garnicht heraus. Ihr Herz blieb verriegelt. In der Waldschenke wurde dem jungen Paar das erste Kind geboren — es war gerade zur Weihnachtszeit.

Das Herz der jungen Mutter war voll der Sehnsucht nach den Eltern. Es konnte der Mutterfreude nicht froh werden und Tag und Nacht sann es darauf, wie und auf welche Weise sie wieder alle vereinigen konnten.

Wenn der Erbsen in Gestalt eines kleinen Menschenkindes die Macht hätte, eine ganze Welt zu vereinigen, wie sollte nicht das Kind, wihem doch die Macht der Liebe gehörte, die zerrissenen Fäden zusammenschlingen können? Sollte das Jahr wieder zu Ende gehen in Groll und Haß — das Neue ohne Hoffnung, ohne Versöhnung beginnen? Nur das nicht —

schrie es im Herzen der jungen Mutter und nach und nach gewann sie einen festen Plan.

„Ein schuldloses Kind wird kein Mensch von seiner Schwelle weilen, ich will es zum Opfer bringen und Gott wird mein Opfer segnen!“ sagte Lieschen.

Und der junge Müller wußte, was einem alten Müllerherzen nützt, das konnte nicht leben und sterben, wenn nicht das Wasser rauschte — das Mühlrad klapperte. Und unter Schnee und Eis ist er ja lebendig, der frische Strom des Lebens, ein Atemzug der Erde löst ihn schneller und höher steigen.

Ja — er wußte es — der junge Müller und er machte sich auf den Weg mit einem harten und einem weichen Werkzeug der Liebe. Die alte Mühle lag in Dunkel und Schlaf gefüllt.

Nun — er wußte auch so Bescheid. — Lautlos öffnete er die freis unverriegelte Hintertür und legte sein Bündel, welches er erst an der Klosterpforte in Schutz geben wollte, in einen Mehlkasten. Dann prüfte er das Getriebe — das Räderwerk — und er hatte sich's gedacht, nur lose hingen die eiskristallenen Bänder — in zwei Tagen gab's Tauwetter. — „Kling — Kling“ — die schwere Rodehaue spaltete die Eisbede des Mühlgrabens. Es würde eine leichte, frohe Arbeit sein — der Erfolg konnte ihn überraschen — jetzt schnell zurück und aufgeschüttelt.

O, weh — wo waren die langen Reihen der Kornäde — alles verschwunden — kein Mühlknappe war mehr zur Hand.

Da — ein paar einsame Mühlenshüter — vier fünf — es war Korn darin, was in der Mühle stand, mußte doch gemahlen werden.

Mit zitternden Händen löste er die Bänder; mit langentbehrtem Wohlbehagen ließ er die Körner durch seine Ärmel gleiten.

Aber nun — was war denn das? Ein Klischen und Rauschen — schnell das Korn in den Trichter! Hatten denn unsichtbare Hände ihm geholfen?

Mit drei Sähen hinunter in das Wasserbett. Mit Riesenkraft schlingen sich die Arme in das Wasserrad — ein Knistern, ein Prasseln, es bewegt sich; Eischerben fliegen und klingen — nieder saust die Haue und freischend wird es frei, das treibende Rad. Nun kommt eine andere Macht ihm zu Hilfe, das bringende Wasser hat sich selbst den Weg gebahnt, stürzend fällt es nieder und bald häumen sich schäumende Wellen und hehrigen über und über den starken, in Schweiß gebadeten Mann, der wie eine Kage emporklettern.

„Rum — rum, rum — er muß weichen, ob er will oder nicht. Und schneller und schneller und lauter und lauter die Wasser rauschen. Entzückt lauscht das junge Müllerherz — ach — das ist Leben — das ist Wonne. Wie verzaubert steht er — da rührt es sich drinnen, das rauschende, klappernde Leben muß ja Tote erwecken.“

Ein Stöhnen und Brummen, Krachen und Rufen und dann — es kommt schwer und doch eilend die Tropfen hinab und im selben Moment erhebt sich leises Schreien — es kommt aus dem Mehlkasten. Schleunigst kühlt Ernst hinter die Tür und hält sie schützend fest. Durch ein Ritloch kann er sehen, wie der alte Müller oben steht, das bestaubte Köppchen in der Hand — stumm, stannend und betend. Was ist geschehen? Seit Monaten stand die Mühle still — haben Geisterstimmen sie wachgerufen? Silberweiß fällt das Haar auf die Schultern des schnell gealterten Mannes, aber Jünglingsfreude ist es, die aus seinem Auge schaut und ihm die bleichen Wangen rötet.

Er hat wieder seine alte, lebendige Mühle, schauernd denkt er zurück an die grauhäe Stille, die vordem geherrscht. Das ist ja aber plötzlich etwas mehr wie Leben.

Drinnen freischt und schreit es — verständnislos blickt der Müller nach der offenen Tür. Sie tritt gerade heraus die Müllerin in den blendenden Mondschein, um sich das, was in dem Bündelchen steckt, näher anzusehen.

Sorgsam, zärtlich! Ach schauen da nicht ein paar Augen in die Welt — große, dunkle Augen — das Mündchen hat vergessen weiter zu schreien; — ach — du meine Güte — das sind ja Lieschens Augen!

„Vater!“ ruft eine vor Bewegung bebende Stimme — „Das darfst du mir nicht nehmen — das behalt' ich für mein Leben lang!“

Er will eine Antwort geben — da — eins — zwei — drei — glockenklar schlägt die zwölfte Stunde — die Mitternachtsstunde — die letzte Stunde des Jahres! Und wie ein Chor gesang — eine herrliche Engelsmusik klingt es von den

Türmen über das weite, ruhende Tal — verhallend im Walde, wiederklingend im Echo von den nahen Bergen.

Die Kloster Glocken läuten das alte Jahr zur Ruh — das neue zu frohem, hoffentlich segensvollem Leben.

Die mächtigen Fenster der Abtei glühen auf — die Kirche füllt sich mit Kerzenglanz.

Ueber die Mauer — über das rauschende Wasser hinweg klingt der weisevolle, ernste Gesang der Klosterbrüder — das Wehklagen erklingt.

Der Müller und seine Frau sind auf's Knie gesunken. Der Erste beugt das Haupt tief, — unter der Macht der ewigen Güter!

In warmer Inbrunst rückt die Müllerin ihr Neujahrsgeschenk ans Herz, Träne auf Träne rollt in das Bettchen nieder. Die Glocken klingen — die Wasser rauschen — der Silbergang des Mondes beleuchtet eine schöne, stille, — feierliche Sylvesternacht!



Zu den deutschfeindlichen Ausschreitungen in Prag:
Das „Deutsche Haus“, der Mittelpunkt deutschen Lebens.

Die rote Tinktur.

Kulturgeschichtliche Novelle von L. Bentlage.

(Nachdruck verboten.)

I

Er hatte Phantasie und Gefühl.

„Aber du hast keinen Willen, Leo! Du bist die leibhaftige Ironie auf deinen Taufnamen. Löwe, hör, du treibst zu viel Musik. Die alte Sage von den Amphions und Arions, die Löwen und Delfine durch ihre Rithern händigten und sich dienstbar machten, hat eine tiefe Wahrheit zur Grund-

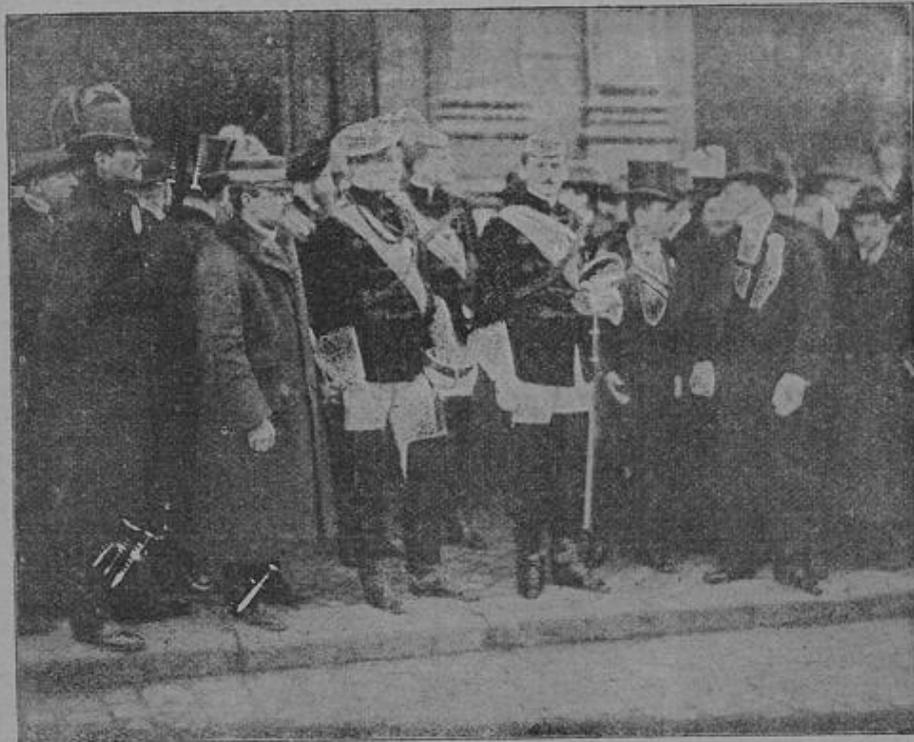
lage; wohl veredelt und läutert die Musik, aber sie schafft auch viele Schwächlinge. Bardon, Leo, ein Schwächling bist du nicht, aber die Energie fehlt dir. Wie oft habe ich dir jetzt schon gesagt, du solltest deinem Vater einfach und kurz ab erklären, daß du von der Tochter des Magus nichts wissen willst, — und deine jedesmalige Antwort bei deinem nächsten Wiederkommen ist... ein neues Gedicht oder ein neues Trio! Das taugt nicht. Hör, Leo, versprich mir, acht Tage lang keine Note anzusehen, keinen Vers zu erfinden, Geige und Klavier nicht anzurühren...“

„Unmöglich, Agnes, und wozu auch? Nein, das geht nicht, geht schlechterdings nicht. Was soll ich denn den lieben, langen Tag anfangen? Auf den Gasen herumlungern? — Bah! In den Kneiven sitzen, bei langweiligen Philistern oder hochnasigen Junkern? — Bah, bah! In alten Schartelen und Schweinsleberbänden Hamüstern? Um's Himmels willen, was soll ich beginnen, Agnes? Und wozu dieser närrische Einfall?“

„Du sollst dich überwinden lernen und dich des Zuckerbrotens entwöhnen. Nimm philosophische oder theologische Schriften zur Hand, Wolff's „Weltweisheit“ zum Exempel oder Leibniz oder auch Haller's Gedichte, — nur keine Musik und keine poetischen Tändeleien!“

Er gähnte. „Leibniz!“ — Er gähnte abermals. — „Christian von Wolff, große Götter!“ — Er wollte noch einmal und zwar, wie es schien, gehörig lange gähnen, kam aber nicht dazu. Denn —

„Leo,“ hub Agnes fast im Ernst an, ihre Stiderei aus der Hand legend und sich vom Stuhle emporrichtend — und die einzelnen Worte, deren jedes ein Todesurteil zu enthalten schien, kamen tropfenartig über ihre roten Lippen, und in den großen schwarzen Augen ruhte eine ganze Welt von



Zu den tschechischen Ausschreitungen in Prag:
Deutsche Studierende an der Universität Prag mit ihren auswärtigen deutschen Gästen.



Tittoni, der italienische Minister des Innern.

Gefühlen, aus der bald diese, bald jene Perle aufblitzte, und die, wohl infolge einer längeren Unterhaltung, welche vorausgegangen sein mußte, glühenden Wangen nahmen fast die Alabasterfarbe der herrlichen, hochgewölbten Stirn an, von den feinen Nasenflügeln aber zogen sich vorübergehend, in den Zwischensekunden haarartige Schattenlinien beiderseits zu den Mundwinkeln nieder; kurz alles deutete darauf hin, daß die Sprecherin ihre Situation sehr ernst, ja feierlich auffaßte. „Leo,“ sagte sie, „wenn du mich wirklich liebst, mich wirklich jemals geliebt hast . . .“

„Aber zum Kukuck! wozu diese Predigt?“

In ihrer Haltung gab sich keine Spur von Veränderung kund; nach einer Pause fuhr sie fort: „. . . so kannst du's mir jetzt zum ersten Male tatsächlich, — nicht bloß durch Worte, ich verlange eine Tat! — beweisen. Ich bestehe mit meinem ganzen Willen auf diesem Beweise. Verweigerst du ihn mir, so sehen wir uns heute zum letzten Male in so nahen Beziehungen zu einander. Ich verlange, worum ich dich vorhin bat, nur daß ich mich auf die Musik beschränken will; in acht Tagen kein Instrument angerührt, keine Note angesehen! Willst du, Leo, oder willst du nicht?“

„Sonderbare Grille das!“ dachte, ohne daß er es auszusprechen wagte, der nach der neuesten Mode gekleidete Mann mit den Schnallenschuhen, den langen, weißleidenen Strümpfen, welche die tadellosen kräftigen Waden schmuck hervortreten ließen, den kurzen schwarzsamtenen Beinkleidern, dem roten, tressenbesetzten Klapprock, der nach demselben Schnitt und in derselben Farbe gemachten Weste und der weißen Kravatte. Die Antwort auf obige Frage wurde ihm offenbar schwer; mehr als einmal fuhr er sich mit der Hand über die niedrige Stirn und die dicke wollige Miederperücke — letzteres gegen allen Anstand, ganz abgesehen von dem materiellen Schaden, den er an dem Prachtstück des Coiffeurlünstlers durch diese Bewegung verursachte. Es passierte ihm das heute zum zweiten Male in Gegenwart der Dame seiner Wahl. Das erste Mal hatte er unterwegs eine neue Komposition von sich verloren, zu welcher er auch selbst den Text geschrieben. Vergebens studierte Leo in den Büden der unbarmherzigen Jones, ob sie sich nicht mildern würden, aber sie blieben streng und hart, wie sie waren.

„Die Geige mußt du mir lassen, Agnes,“ sagte er endlich; „das Klavier will ich nicht berühren.“

„KonzeSSIONen erhältst du nicht von mir,“ versetzte das Mädchen. — „Entweder — oder! — aber nun gar nichts faß!“

„Nun denn, du eigenfönniger Schelm, ich leiste dir das Versprechen; hier meine Hand!“

„Und hier die meinige, bester Leo!“ rief Agnes freudig bewegt; ihr ganzes Wesen war mit einem Male wie umgewandelt. „D, ich wußte, daß du mir's nicht abschlagen würdest,“ fuhr sie fort. „Du sollst dieses Opfer nicht bereuen, darauf wett' ich mit dir, um was du willst!“

„Das gilt; du willst in jede Wette?“ fragte der leicht bewegliche Musikus.

„Gut, höre meinen Wettpreis! Wenn du gewinnst, gebe ich dir einen Krüz, andernfalls gibst du mir einen.“

„Schelm, es sei! — aber jetzt nochmals, du mußt deinem Vater gegenüber entschieden auftreten. Je länger du ihn in seinem Wahn beläst, desto mehr bestärkst du ihn darin. Als Schluß deiner Prüfung versprich mir, ihm über acht Tage deine Willensmeinung klar und bündig darzutun.“

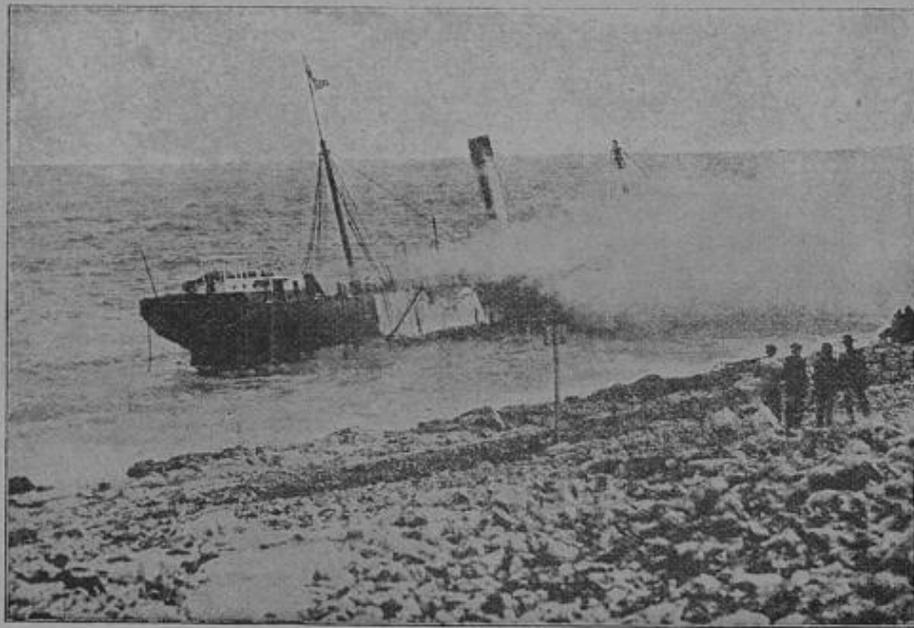
„Es soll so geschehen.“

II.

Leichten Sinnes und mit den besten Vorsätzen, das gegebene Versprechen zu halten, verließ Leo seine Braut. Zu Hause angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als das Klavier, welches er vorhin bei seinem Fortgehen offen gelassen, rasch zu schließen und die Geige in ihren Behälter zu legen. Dann suchte er alles Notenpapier, welches seinen Arbeitstisch bedeckte, zusammen und deponierte es an einer der abgelegensten Stellen seines Bücherständers. Vor diesem blieb er hierauf stehen und musterte die Bibliothek, um sich eine ansprechende Lektüre herauszusuchen. Das eine Buch wurde nach dem andern durchblättert und wieder an eine Stelle gesetzt, keins wollte dem Musikus gefallen. Mühselig griff er endlich zu seinem Dreißiger und verließ das Haus. Er schlenderte durch die Stadt, von der einen Straße in die andere, und kam schließlich auch an der Musikalienhandlung vorbei, von welcher er seine Sachen bezog. Neue Saiten durfte er doch kaufen, rannte ihm ein Stobold ins Ohr; nötig hatte er sie freilich nicht, — aber, flüsterte der Stobold weiter — wenn er sie jetzt kauft, so erspare er sich Mühe und Zeit für später; und er dürfte es ja, nur keine Noten ansehen und nicht spielen; das war alles, was er versprochen hatte. Er trat also hinein.

„Ah, guten Tag, lieber Herr Ehrenfried!“ redete der Geschäftsinhaber, seine Mühe abziehend und sich tief vor des reichen Mannes Kind verbeugend, ihn an. „Ihr kommt eben zu gelegener Zeit, ich habe herrliche Neuigkeiten. Seht hier . . .“

„Dank! Euch, dank Euch bestens, Hlod!“ antwortete Leo hastig, ohne nach dem ihm präsentierten „Novum“ hinzusehen: „ich will bloß einige Saiten kaufen,“ fügte er rasch hinzu.



Brand eines Dampfers auf hoher See.

„Schön, schön, lieber Herr Ehrenfried! Nur einen Augenblick! Seht her, ein seltenes Werk: „Neuen künstlichen Tabulatur auf Orgel und Instrument“ von Bernharde Schmid 1577 herausgegeben . . .“ höchst selten, sag' ich Euch, gerade zweihundert Jahr jetzt alt. Seht her . . .“

„Eine A-Saite“, bemerkte Leo, mit abgewandten Blicken, „und eine D.“

„Schön, schön, Herr Leo, sollen Sie sogleich haben . . . Erlaubt noch ein Wort! Hier ist ein anderes seltenes Notenbuch, aus Nürnberg Anno 1769: „Musikalischer Zeitvertreiber. Allerlei seltsame lächerliche Vapores- und Humores-, Schlaftrunkbissen-, Quodlibet-, Indenschul- und andere kurzweilige Liedlein.“ Seht, seht, köstlich! Gleich Nummer Eins, darin das Nagengeckrei gar herrlich imitiert wird . . .“

„Weide für Violine!“ rief Leo unwillig.
„Doch nicht, doch nicht, Herr Ehrenfried! Es sind Lieder . . .“

„Die Saiten!“ schrie Leo noch stärker und spähte flüchtig seitwärts.

Der Musikalienhändler mußte nicht, wodurch er sich die unhöfliche Antwort verdient hatte, vollends aber geriet er in Verwirrung, als Leo gleich darauf mit dem Kufe forstürmte: „Ihr seid's in Schuld, Nod! Ihr habt mir die Noten unter die Nase gehalten, sonst hätt' ich sie nicht gesehen! Ihr seid's in Schuld!“

Wie aus den Wolken gefallen, schaute der ehrsame Nod dem Davoneilenden nach, bis dieser an der Straßenecke verschwand. Dann sprang er zu seinem Nachbar hinüber und erzählte demselben, dem jungen Herrn Ehrenfried sei eine Schraube losgegangen.

Der dessen hinter seinem Rücken Bezichtigte septe mittlerweile seinen Sturmschritt fort und riß, zu Hause angelangt, das erste beste Buch aus der Bibliothek; er wollte nochmals die Unzufriedenheit mit sich selbst durch Lektüre zu verheucheln suchen. Aber Johann Christoph Gottsched's „Kritische Dichtkunst“ — dies damals (1730) eben erschienene Opus, war unserem Helben in die Hände gefallen — vermochte den Leser nicht zu fesseln. Dem wimmelte ein ganzer Schwarm von Qualgeistern im Kopf: „Du hast nicht Wort gehalten, heute schon dein Wort gebrochen“, raunte strafend der eine; „das Büchlein mußt du haben, sobald die acht Tage um sind“, flüsterte ein anderer; wie war die Melodie (nämlich die bei Nod flüchtig erpäpöte) auch noch? tief D, hoch d, H, A, Fis, E, D, a, H, Ais, A — —; „aber du darfst ja nicht an Noten denken“, unterbrach den dritten der vierte, und: „Du hast dein Wort gebrochen“, rannte wieder der erste. „Zum Teufel!“ rief Leo, empor springend und den guten Gottsched mit unbarmherziger Heftigkeit auf den Tisch schleudern, „was braucht dieser Kerl — er meinte den anschnubigen, ehrsamem Nod — mir mit den alten Scharfeten auch gerade jetzt zu kommen!“ Er schritt heftig im Zimmer auf und ab. „Köstliche Büchlein“, lispelte wieder einer der Schwarmgeister; „über acht Tage sind sie wahrscheinlich schon fort.“ „D, d, H, A,“ begann ein zweiter zu singen (dem geplagten Leo zitterte und zuckte es in den Fingerspitzen, sein Auge flog unwillkürlich und verstoßen nach Klavier und Geigenkasten hinüber, einmal und noch eins und abermals); „Versprechen gebrochen“, rannte da der strafende Kobold. Leos Schritte wurden heftiger und schneller, bis er plötzlich am Fenster stehen blieb. Und da nahmen auch seine Gedanken plötzlich eine andere Wendung.

Die Veranlassung zu diesem Wechsel war ein kleiner Mann, der eben die Straße hinaustrippelte. Leo verfolgte denselben aufmerksam mit den Augen, bis er in eine enge Seitengasse einbog und verschwand. „Er ist wieder zum Nagaus“, murmelte Leo, „was er wohl den ganzen Tag beginnt? Sollte er vielleicht auch“ — er schauderte leicht zusammen — „Geheimnisträumerei, sollte er Rauberei treiben, wie jener? warum schließt er sich vor aller Welt ab? . . . Ich muß es gewahr werden . . . ich hab' als sein Sohn ein Recht dazu. Jetzt gleich! ich will den Augenblick benutzen, vor einer Stunde kommt er nicht wieder . . . Aber wenn er sein Studierzimmer, wie gewöhnlich, vergeschlossen hat? . . . Es werden sich schon Mittel finden.“

Leo verließ sein Zimmer und begab sich zu dem seines Vaters; wohl war dies vergeschlossen, aber der Schlüssel steckte in der Tür. Leo zitterte, als er denselben erfaßte; zum ersten Male in seinem Leben sollte er die geheime Werkstätte seines Vaters betreten! Mit der Vorsicht eines Diebes drehte er langsam und leise um, öffnete, trat ein. Ein widerlicher Geruch strömte ihm entgegen; aber Leo ließ sich durch denselben nicht abbrechen; auf den Behehsptzen schlich er an

den Arbeitstisch seines Vaters, auf welchem Bücher, Papiere und allerlei sonderbares Gerät, sowie Mineralien und Pflanzenwurzeln bunt durcheinander lagen. Leo betrachtete dies und jenes und sah sich schließlich die Bücher an. Da las er u. a. folgende Titel: „Des Raymond Lullii Methodus sive die wahrhaftige Kunst, Rosenobles zu machen“; „Des Nikolaus Flamel und seiner weisen Frau Pernelle Regula in arte adeptorum“. Ein anderes Buch, als dessen Autor auf dem Titelblatte der berühmte Alchymist Basilus Valentinus angegeben wurde, lag aufgeschlagen. Leo las: „Dieses sage ich getreulich, suche die materia im metallischen Wesen, mache daraus einen mercurium; den fermentire mit mercurio, einen Schwefel; den fermentire mit seinem eigenen Schwefel, und mit dem Salz bring' es in Ordnung: conjungir' alles nach seinem Gewichte, so wird es eins, so aus einem zuvor auch herkommen; das coagulir' und ligir' durch stetige Wärme, alsdann augmentir's und fermentir's noch einmal zum dritten durch Lehre meiner zwei letzten Schlüssel, so hast du und wirst finden das Ende deines Beglehrens.“

Also wirklich! sein Vater war Alchymist. Leo sah von dem Tische auf; er fühlte, wie seine Wangen glühend heiß wurden, wie alles Blut ihm zu Kopfe stieg — es war ihm, als habe er ein furchtbares Verbrechen begangen, ein heiliges Geheimnis entweiht, wider die Natur getrevelt . . . Daan aber kam in seine vorher starren Züge, leidenschaftliches Leben; sein Blick fiel seitwärts in ein kleines dunkles Kabinett . . . Dort mußten sich ihm die Geheimnisse enthüllen . . . Aber wie, wenn böie Geister darin lauern? . . . Wie ein Raubmörder spähte der junge Mann schon um sich, zog dann, unablässig nach rechts und links verdächtige Blicke werfend, hastig seine Schuhe aus, erhob sich langsam und schlich in das Kabinett.

Es war das Laboratorium des Alchymisten. In der einen Ecke desselben war ein Kamin mit einem kleinen eisernen Feuerherd, dessen Holzfeuer beinahe verglommen war. Ein Schmelztiegel stand daneben; allerlei mysteriöses Gerät lag auch hier umher.

Leo begann die einzelnen Teile desselben näher zu untersuchen; um besser sehen zu können, wollte er sich eben nach einem Licht umtan, — da packte ihn von hinten eine Hand am Kragen und im selben Augenblick eine andere an der Kehle.

III.

„Wie? Du bist es, Leo?“ rief der Alchymist verwundert, als er seinen Sohn aus dem dunklen Kabinett in das große Arbeitszimmer geschleppt hatte und ihn dort erkannte. „O glücklicher, drei- und vierfach hochglücklicher Tag!“ fuhr der kleine Herr fort, nachdem er die Tür des Studierzimmers von innen vergeschlossen hatte, — und die schwarzen stehenden Neugelchen stammten freudig auf in ihren tiefen Höhlen, durch die weißen Züge floß frisches Leben, während er so sprach. „Endlich bist du erlöst aus dem Höllenzauber, der dich seither gefangen hielt mit dem Schmutze des Gewöhnlichen, das morgen sein wird, wie es heute war und gestern; endlich hat auch dich der Geist zu dem großen Werke gerufen, an dem ich jetzt ein Dezennium arbeite; denn bis deine Mutter starb, meine Gattin, war auch ich von niederen Weltfragen in Anspruch genommen, dann aber berief mich der Geist willkommen, Leo, willkommen, mein Sohn, in diesem Heiligtum! Wie oft habe ich diesen Tag herbeigesehnt — und durste es dir nicht kund tun; denn die Weltweisen, die echten Philosophen, Spornen oder locken niemanden zu sich, das tut der Geist, der es ihnen untersagt hat. Leo, mein Leo, komm' in meine Arme!“

Leo, der nicht wußte, woran er war, der seinen Vater bisher nur als einen finsternen, einflüchtigen Murrtopf gekannt hatte, ließ die Umarmung rubig geschehen und harrete gespannt des Weiteren.

„Wir Gläubigen“, fuhr der Alchymist nach wiederholten Liebköningen seines Sohnes eifrig und begeistert fort, „wir sind die Hochbequabiaten der Gottheit. Christus ist unser Meister, die Apostel waren die ersten Meister nach und unter ihm, die ersten Adepten. In unseren Reihen glänzen Einflüchtler, Aerzte, Kaufleute, Schreiber, Schulgelehrte aus allen Zonen und Zungen der Erde. Auf verschiedenen Wegen streben wir alle nach einem Ziel, nach der Quelle unvergänglichen Reichthums, dem Vorn ewiger Gesundheit und Jugendkraft, dem Remedium wider alle Angst und Not, bis wir Jahrhunderte lange Seligkeit hienieden gekostet haben und

dann, von der Sehnsucht zu unserem höchsten Meister getragen, sanft hinüberschweben in das himmlische Jenseits, wo unter die höchsten Ehren und Genüsse harrten; denn Gottes Lieblinge sind wir, wenn wir jenes kostbare Unikum entdecken. Diese Substanz aber ist „das große Magisterium“, wie es auch genannt wird, „das Geheimnis der Projektion“, „der Stein der Weisen“, „die rote Tinctur“.

„Und hast du Hoffnung, Vater, diese Wundersubstanz wirklich zu finden?“ rief Leo ein, der den Worten seines Vaters mit gesteigerter Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Vieles hat mir der Geist enthüllt,“ antwortete der Alchimist. „Alles kommt zunächst auf die materia prima, den Grundstoff an, aus dem der wahre lapis philosophorum geboren wird. Diese materia prima aber setzt sich zusammen aus vielen Substanzen, als da sind: Metalle, Salze, Luft (daraus der spiritus mundi zu ziehen), ladmische Erde, Vegetabilien, animalia, Elementargold, Elementarener. Radikalreinheit, Merkur, Azoth, jarazenischer Hund, grüner Len, roter Wolf. Ist die materia prima gefunden, so wird sie abermals gemischt und gesiedet, bis es zum caput corvi, zum Rabenkopf wird, aus diesem wird cygnus albus, der weiße Schwan, hergestellt, welcher dann endlich zur roten Tinctur sich formen läßt. Theophrastus Bombostus Paracelsus beschreibt diese Tinctur als eine feste Substanz, lebhaft rot wie Rubin, durchsichtig wie Krystall, heissam wie Harz, zerbrechlich wie Glas. U, es ist wunderbar, mein Sohn! Der ehrwürdige Salomo Trismosin, des Paracelsus Lehrer, welcher erst im hohen Alter in den Besitz der roten Tinctur gelangt war, verjüngte sich und erneuerte uralte Matronen zu blühenden Jungfrauen. Anno 1309 geboren zu Venedig wurde der Graf Federigo Gualdo, und du sahst ihn vor sechs Wochen in den Straßen gehen, den hohen fremden Herrn mit dem blühenden Antlitz, dem Vollbart, den leuchtenden Augenrosigen Lippen, den seidenen Händen: auch er trank von dem aurum portabile und ist nun über 400 Jahre alt, — wunderbar!“

„Aber, Vater“, rief Leo, „warum ist denn diese herrliche Kunst so hart verpönt in deutschen Landen?“

„War nicht auch das Judentum verfolgt von den Pharaonen, die Christuslehre vom heidnischen Rom? Die Fürsten haben unserem Orden von jeher nachgestellt, die heiligen Geheimnisse auszubeuten gesucht, um ihre Schulden zu decken, da man vermittelst des Steines der Weisen alle Metalle zu Gold veredeln kann. Folterqualen des Adepten, der dem Fürsten nicht rasch wie einen aus Holz geschnittenen Löffel das Gold vervielfältigt, oder er wird wohl gar in einem mit Nittergold beliebten Kleide als Betrüger an einen Galgen gehängt. Hier in deutschen Landen zumal gingen ja seit uralten Tagen frommer Glaube und unbedingte Aufklärung und Geiz Hand in Hand. Darum halten die Philosophen sich im Stillen, und weil sie dies geheimnisvolle Dunkel um sich legen, gelten ihre Werke ungerechter Weise für lichtsüchtig. So verfolgt man sie.“

„Vater, weiche mich ein in diese wunderbare Kunst!“ bat Leo, dessen Gesichtszüge die leidenschaftlichste Anregung verrieten; mit gefalteten Händen stand er vor dem Alchimisten.

„Die erste und unerläßliche Bedingung zum Gelingen des großen Werkes,“ verlegte der Alte, „ist ein eiserner Wille.“

Leo zuckte leicht zusammen; er dachte an die Vorwürfe, welche Agnes ihm so häufig gemacht hatte.

„Dieser feste Wille ist einigen angeboren, andere müssen ihn erst erwerben,“ sprach der Adept weiter. „Man erwirbt ihn durch Abtötung seiner selbst, durch Enthaltbarkeit, durch Selbstverleugnung. . . Was tätest du jetzt am liebsten, Leo?“

Der Gefragte stupte über diese uerdmütete Wendung, hatte sich indessen schnell besonnen und antwortete: „Erzähle weiter, Vater! ich höre dir mit ganzer Seele zu!“

„Also am liebsten vernähmst du gern weitere Aufschlüsse von mir, — nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Leo, verlaß mich auf der Stelle, geh' dich — hast du Lust, zu musizieren? Musizierst ja sonst den ganzen Tag und hattest bisher nur ein Herz für diese inhaltslose Beschäftigung.“

„Ich mag jetzt nicht musizieren, Vater.“

„Leo, du mußt jetzt musizieren.“

„Ich darf nicht.“

„Du darfst nicht.“

„Nein — ich — ich habe versprochen, in acht Tagen keine Noten anzusehen, kein Instrument zu berühren.“

„Und wem hast du dies sonderbare Versprechen gegeben?“

„Einem . . . einem . . . einer Dame!“

„Aha! dich reizet der Teufel, Leo! Willst du die Geheimnisse erforschen, so darfst du keine Bekanntschaften mit herztötenden Mädchen haben, nur mit ernstern Töchtern der Eingeweihten. . . Wie heißt die Dame, die du dir erloren?“

Leo errödete und schwieg. Die Mienen des Alten verfinsterten sich. „Gabe ich dir nicht längst gesagt,“ stieß er scharf hervor, „daß dir die Braut von mir bestimmt sei? Und nun wählst du unsagbar doch eine andere? Des Magus Tochter, Andromache, keine sonst, wird dein Weib! Leo, keinen Widerstand! Mein Leben hängt an dieser Heirat; der Magus hat das Elixir gefunden, er belebt Holz und Stein. Sein einziger Wunsch aber, den er nicht in Erfüllung gehen sieht, ist der, daß Andromache sich verheiratet; wer ihm dazu verhilft, dem offenbar er alles, Leo, du siehst, wech kostbarer Preis! Außerdem aber ist es mit unserem Vermögen in den letzten Jahren zudrogenanen, was ich dir verschwiegen, jetzt magst du's wissen! Der Magus ist goldreich, er macht das Gold ja selbst, und wenn du seinen höchsten Wunsch erfüllst und die Andromache heiratest, so werden auch wir mit einem Male reich, so lehrt er uns die große Kunst. Leo, du mußt! Alles, alles svinat dich dazu!“

Fortsetzung folgt.



Häßliches fürs Haus.



— **Bunischessenz.** Einhalb Kilo Zucker wird mit dreiviertel Liter Wasser gelocht, einhalb Gr. Zitronensäure, 70 Gr. Zucker, auf welchem eine Zitrone abgerieben wurde, mit ein Glas Weizwein gelöst. Beim Gebrauch nimmt man zu Bunisch ein Teil Essenz und zwei Teile Tee oder heißen Wein, wenn nötig, noch Zucker.

— **Weinbunisch.** Einhalb Kilo harter Zucker, auf welchem man die Schale einer halben Zitrone abgerieben, wird mit einer Flasche Wasser — dreiviertel Liter — aufgelocht. Dann gibt man eine Flasche Weizwein, den Saft von eineinhalb Zitronen durch ein feines Sieb, eineinhalb Liter Arrak dazu, läßt die Mischung gut heiß werden und serviert sie in Zerkelgläsern.

— **Apfelbowle.** Zwölf mittelgroße, feine, recht aromatische Äpfel werden geschält, in dünne Scheiben geschnitten, mit Zucker bestreut, mit einhalb Flasche Kognak oder Arrak begeben und bleiben dann 10—12 Stunden fest zugedeckt stehen. Darauf wird der Saft abgeseigt, vier Flaschen Wein zugegeben, nebst einer Flasche Selterswasser oder besser Champagner. Die Bowle auf Eis gestellt.

— **Ananas-Bowle.** Die eingemachte Ananas eignet sich sehr gut zur Bowle; will man jedoch frische nehmen, so schneidet man diese eine Stunde vorher in Scheiben und gibt auf 250 Gr. Ananas 125 Gr. gesiebten Zucker. Dann tut man auf 250 Gr. harten Zucker etwas Wasser, damit der Zucker sich leichter auflöst, schüttet die Ananas hinein, giebt noch vier Flaschen Rheinwein oder, soll die Bowle leichter sein, ebensoviel Moselwein hinzu und stellt sie dann einige Stunden auf Eis. — Anmerkung: Will man Champagner oder Selterswasser an die Bowle geben, so tut man dies kurz vor dem Servieren. Durch Champagner wird die Bowle sehr verbessert. Edle Weine mit leichten Sorten und etwas Champagner gemischt, mit Zugabe von eingezuckertem Ananas, sind unstreitig die besten Bowlen.

— **Eiergrog.** 375 Gramm Zucker werden mit einhalb Liter Wasser aufgelocht, dann giebt man dreiviertel Liter starken Tee und einviertel Liter Arrak dazu, auf ein Glas Grog rechnet man ein Eigelb, welches man mit Rum verquirlt und während des Zugusses von Wasser tüchtig geschlagen wird.

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen

zammeltweichen Haut, eines reinen, blendenschönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

— 10 Stk. 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Unsere Bilder.



— Zu den deutschfeindlichen Ausschreitungen in Prag. (Vergleiche die Bilder Seite 4.) Der Kampf um die Erhaltung des Deutschthums in Oesterreich ist an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung und brutaler Rücksichtslosigkeit geht das Slaventum auf der ganzen Linie gegen deutsche Sprache und deutsche Kultur zum Angriffe vor: In Galizien der Boykott deutscher Waren und Industrieerzeugnisse, in Böhmen, Steiermark und Krain die Gefährdung und Mißhandlung unserer deutschen Stammverwandten an Leib und Leben. Besonders brutal gingen die Tischeben in Prag vor, wo nur durch die Verhängung des Standrechts den ärgsten Ausschreitungen der Tischeben Einhalt getan werden konnte. Böhmen, ursprünglich ein selbstständiges slavisches Reich, fiel im Jahre 1526 durch Erbschaft an Ferdinand von Oesterreich. Seitdem ist Böhmen mit Oesterreich vereinigt. Allerdings war der Zusammenhang immer ein loser, und an erbitterten Kämpfen zwischen Slaventum und Deutschthum hat es seither nie gefehlt. In den letzten Jahrzehnten aber hat die slavische Bewegung stärker denn je eingesetzt, und die österreichische Regierung wird ihre ganze Energie aufwenden müssen, wenn sie dieser nationalen slavischen Bewegung Herr werden will.

— Tittoni, der italienische Minister des Aeußern, dessen Bild wir auf Seite 5 bringen, hat in der italienischen Kammer eine bemerkenswerte Rede über die gegenwärtige Lage der Weltpolitik gehalten. Wie seine englischen Ministerkollegen sieht auch er in der Annexion Mosniens und der Herzegovina durch Oesterreich-Ungarn eine Verletzung des Berliner Vertrages, trotzdem aber will auch Italien dem verbündeten Oesterreich keine Schwierigkeiten machen. Im schroffen Gegensatz zu dieser dreibundfreundlichen Kundgebung der Regierung standen die Reden einzelner italienischer Abgeordneten.

— Brand eines Dampfers auf hoher See. (Siehe Bild Seite 5.) Der englische Dampfer „Sardinia“ geriet im Mitteländischen Meer, eine Meile von der Insel Malta entfernt, in Brand. Das Feuer griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß 74 Personen den Tod in den Klommen fanden; Die übrigen Passagiere und Besatzungsmannschaften suchten sich durch Schwimmen zu retten, wobei noch 41 Personen ertranken.



Zur Unterhaltung.



— Auch ein Glück. A.: Ich weiß mir gar keinen Rat mehr, so schrecklich viele Ratten habe ich im Hause. — B.: Sie Glücklicher! — A.: Was sagen Sie? — B.: Bei mir verhungert sogar das Ungeziefer!

— Reinlich. Ifig: Aron, wäffst nicht mal nehmen e Bad? — Aron: Wie heißt, war ich diese Nacht doch erst in Schweiß gebadet.

— Kindliche Frage. Karlchen (dem daß neugeborene Brüderchen gezeigt wird): Sag' mal, Papa, liefert der Storch die kleinen Kinder immer ohne Emballage?

— Der Vorsichtige. „Liebes Frauchen, solltest Du mich zu meinem Geburtstag mit einem Geschenk überraschen wollen, so muß ich Dich schon bitten, es so einzurichten, daß ich die Rechnung darüber erst am 1. Januar zu bezahlen brauche.“

— Eines Besseren befehrt. Herr (im Zigarrenladen): Führen Sie die Marke Brimboria? — Händler (eifrig): Jawohl, mein Herr! — Herr: Können Sie mir diese Sorte auch empfehlen? — Händler: Ich sage Ihnen, sie ist exquisit! — Herr: Das freut mich, von Ihnen vor Zeugen zu hören. Ich bin nämlich Ihr Lieferant, dem Sie gestern schrieben, die Zigarre tauge nichts!

— Kühner Vergleich. Herr: Was wollen Sie mir sagen — ich habe an zwei Universitäten studiert! — Bauer: Was will das sagen! I han a Kalb g'habt, was hat an zwei Küäh g'lossen un is doch weiter nix g'worden als wie an Och!

— Schreckliche Verlegenheit. Bureaukrat (zu seinem Vorgesetzten): Dem Herrn Geheimrat sein Hündchen ist heute gestorben; der Herr Geheimrat haben aber auch einen Orden erhalten — muß ich nun ein trauriges oder freudiges Gesicht machen, wenn der Herr Geheimrat ins Bureau kommen?



Rätsel.



Bezierbild.



Seid fleißig, Kinder, die Großmutter schaut euch zu.

Zahlen-Rätsel.

5	8	21	15	18	13	eine Insel.	
22	8	14	17	22	6	ein Vorname.	
12	13	10	12	8	13	ein Land.	
13	18	14	10	8	13	eine Himmelsrichtung.	
8	16	22	8	20	19	20	eine Stadt auf Kleinasien.
20	6	15	4	8	ein Heilmittel.		
8	12	20	8	13	ein Metall.		

Sind die sieben Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen eines Volkes, und die Endbuchstaben den Namen eines Polarforschers, wenn nicht ein Konsonant zu viel wäre.

Wortspiel.

Grasschaft, Jahrbuch, Schwiebus, Siameje, Sprudel, Stange, Stiefeltern.

Vorstehende Wörter sind derart zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten usw. im Zusammenhang eine dem Feinlmeder hochwillkommene Krüblingsgabe bezeichnen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.



Nr. 2.

Sonntag, 10. Januar.

Jahrgang 1909.

Zwei Küsse.

Historische Novelle von F. Velten-Deermann
(Nachdruck verboten.)

Sie hieß Kelly und hütete die Ziegen. Die Dorfbewohner hielten sie für harmlos und geisteschwach, weil sie schen und wortkarg, niemals an den Spielen der Dorfkinder teilnahm, sondern stundenlang am Fuße eines halbverkohlenen Baumes saß und vor sich hinbrütete. An diesem Orte hatte die Hütte ihres Vaters gestanden, dort hatte sie die ersten Tage ihrer

glücklichen Kindheit verbracht. Da war sie noch nicht die häßliche, von Bodennarben entstellte Ziegenhirtin, sondern ein glückliches Kind mit rosigen Wangen, der Stolz und die Freude ihres Vaters, eines alten Soldaten, den der Verlust eines Armes genötigt hatte, den Dienst aufzugeben. Die überschwengliche Liebe, die er für seine kleine, mütterlose Kelly hegte, fand nur ihresgleichen in der Vergötterung, die er seinem König weihte, dem er bis zum Fanatismus ergeben war. Er verwünschte zehnmal des Tages die Ohnmacht, zu der ihn seine Wunden verdammt, und jeder Sara Stromwells entlockte ihm Tränen und bittere Verwünschungen gegen letzteren. Ein Umstand sollte seine Er-



1. Pater Ramundus (Fürst zu Löwenstein), 2. Kardinal Hücher, 3. Provinzial Albert Kaufmann 4. Schwester Caecilia (Tochter des Fürsten), 5. Novizenmeister Pater Kings 6. Gräfin Schönborn, 7. Fürstin Löwenstein, 8. Herzogin von Braganza, 9. Pater Augustin Keller, 10. Baron Schierstädt, 11. Präfect des Coll. Albert, 12. Graf Droste-Bischoering (Erbdroste), 13. Pater Hödesfeld, Prior des Klosters, 14. Graf Max Droste, 15. Prinzessin Schwarzenberg, 16. Fürst Aloys zu Löwenstein, 17. Graf Scharzberg.

Die Priesterweihe des Fürsten zu Löwenstein im Domini Kanerlkloster zu Venlo: Die zur Feier versammelten Gäste.

gebenheit noch erhöhen. Eines Tages passierte Karl I. das Dorf, und vor dem Häuschen des Invaliden angekommen, rasierte er einige Augenblicke im Schatten der riesigen Eiche, welche es mit ihren grünen Zweigen beschirmte. Freundlich mit dem alten Soldaten sprechend, streichelte er mit der Hand das Haar des roßigen Kindes, welches sich zutraulich an ihn schmiegte. Beim Aufbruch, wohl seines eigenen, jüngstgeborenen Töchterchens gedenkend, das er erst am Tage vor seinem Tode wiedersehen sollte, drückte er einen Kuß auf die Stirn des Kindes. Dieser königliche Kuß erschütterte den alten Soldaten aufs höchste. Er zog das Kind auf seine Knie und sprach ernsthaft zu ihm: „Kellly, mein Liebling, vergiß nie, welche Ehre dir heut' zu teil geworden und gib, wenn es nötig ist, ohne Zögern dein Leben für deinen König und für die Seinigen hin.“

Am 30. Januar 1649 fiel das Haupt Karl Stuarts von Denkershand. Bei dieser schrecklichen Nachricht gab der alte, königsreue Soldat seinem heftigen Schmerz und seiner Entrüstung in so unvorsichtiger und lauter Weise Ausdruck, daß eine Abordnung von Soldaten in seinem Häuschen erschien, die sich seiner bemächtigten und das Feuer an sein trothgedecktes Häuschen legte.

Die Zeit verging. Oliver Cromwell schritt von Sieg zu Sieg. Nachdem Karl II. vergebens versucht hatte, sein Erbteil wiederzuerlangen, irrte er als Verfolgter, als Bauer verkleidet, umher. Eines Abends saß Kellly träumerisch am Fuß der alten Eiche, als plötzlich ein junger Mann vor ihr stand. Seine Kleider waren grob und abgenutzt, aber seine Gesichtszüge waren edel und stolz. Er war blaß, atemlos, und wie es schien, am Ende seiner Kraft.

„Ich werde verfolgt, gehet,“ sagte er mit fast verzagender Stimme, „und ich kann nicht weitergehen. Wenn du mich verstecken willst, mein Kind, wirst du meinem Könige das Leben retten.“

„Der König! Ihr seid der König?“

„Ich bin Karl Stuart.“

„Der Sohn des guten Königs, der mich getobt hat, und für den mein Vater sein Leben hingegeben!“

Der Flüchtling sah überrascht und bewegt auf das arme Bauernmädchen, das vor ihm niedergesunken war.

„Ja, ich will Euch retten, gnädiger Herr König, aber wie?“ Unmittelbar vor ihnen dehnte sich die Ebene, ohne die leichteste Erhebung, ohne den geringsten Zufluchtsort, und hinter ihr lag das Dorf, das mit Soldaten gefüllt war.

„Könnten Sie jenes Wäldchen erreichen, das sich am Fuße des Berges hinzieht? Dort gibt es sichere Verstecke.“

„Unmöglich, meine Beine tragen mich nicht weiter. Ja, wenn ich ein Pferd hätte!“

Ein vom Dorfe näher kommender Lärm unterbrach sie.

„Dieser Baum, schnell, verstecken Sie sich darin!“

„Das Versteck taugt nicht viel, das geringe Raub vermag mich nicht zu verbergen!“

„In dem Stamme — er ist hohl! Machen Sie schnell, ich werde die Soldaten irreführen.“

Der König gehorchte. Es war die höchste Zeit. Ein Trupp Soldaten, von einem Offizier geführt, erschien. Kellly hatte ihren Platz am Fuße der Eiche wieder eingenommen und trällerte, ohne die Soldaten zu beachten, eine schottische Ballade vor sich hin. Sie bot ganz das Bild des schwachsinrigen Bauernmädchens, für das sie im Dorfe galt. Diesen Eindruck empfing auch der Offizier, und in dem Gedanken, daß sie gar nicht fähig sein würde, ihn zu täuschen, wandte er sich an sie: „Höre Mädchen, hast du einen jungen Mann vorüberziehen sehen?“

„Mit braunem Haar? Ja, Herr Offizier.“

„Erschöpft, sich kaum noch schleppend, mit Schwert und Staub bedeckt?“

„Er machte so,“ sagte Kellly, indem sie hinstarrte.

„Ja wohl, ja wohl, wo ist er?“

„O nicht weit, Herr Offizier,“ sagte sie mit bloßem Kopfe, „er hat kein so schönes Pferd, wie Ihr!“

„Um so besser, weist du den Ort?“

„Natürlich, ich habe ihn ihm ja gezeigt. O, das Versteck ist gut. Ihr findet ihn im Leben nicht, wenn ich Euch nicht führe.“

„Aber, du wirst uns führen! Nicht wahr, Kleine?“

„Was gebt Ihr mir dafür?“

„Eine halbe Krone,“ sagte er, ein Goldstück aus der Tasche ziehend.

Die Augen des Mädchens funkelten.

„Best ver!“

„Erst führe uns!“

„Dann steigt aber von Eurem Pferd. Es konnte Euch in der Schlacht, wohin ich Euch führen muß, nicht tragen.“

„Du hast recht, holte das Tier, John.“

„Bindet es lieber an diesen Baum. Ihr werdet Eure Leute brauchen, denn der, den Ihr suchet, ist von mehreren Leuten hier aus dem Dorfe begleitet.“

„Dieses Mädchen ist klüger, als man vermehren möchte,“ sagte der Offizier, indem er ihren Rat befolgte. „So, nun führe uns, Kleine.“

Kellly gehorchte. Die Bauern, welche den Soldaten neugierig gefolgt waren, sahen dem Mädchen mit Entrüstung nach.

„Das ist eine Schande.“

„Wer hätte das gedacht!“

„Den König anzuliefern? Um des Wettes willen! Wie Judas seinen Herrn und Meister. Man muß sie mit Steinwürfen aus dem Dorfe jagen!“

„Warten wir's ab,“ sagte ein alter Mann, Kellly ist schlauer, als ihr denkt. Sie ist ein zu braves Mädchen, um eine solche Infamie zu begehen.“

„Ihr habt recht, Alter,“ sagte plötzlich eine Stimme aus dem Innern des Baumes.

Und Karl, welcher aus seinem Versteck schlüpfte, machte das Pferd des Offiziers los, schwang sich in den Sattel und jagte davon, indem er den erstaunten Bauern zurief:

„Tausend Dank der guten Kellly, ich werde sie nie vergessen.“

Die Soldaten waren an dem Gehölz angekommen. Sie wandten sich bei dem Geräusch um. Ein Wutschrei und ein Hagel von Kugeln umschwirrten den Flüchtling, welcher, seinen großen Hut schwingend, mit ironischem Grinsen seinen bestürzten Feinden halb aus den Augen verschwunden war.

Bein Jahre sind vergangen. Oliver Cromwell ist tot.

Karl II. hat unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Als Triumphtor durchzieht er die Grafschaften Schottlands, die er als armer Verfehmter durchirrt hat.

So kommt er auch in das Dorf, wo er in so großer Gefahr geschwebt. Er erkennt den Baum, der ihm als Versteck gedient hat. Aber was ist aus Kellly geworden, die so viel Mut und Geistesgegenwart gezeigt? Das arme Mädchen ist dem Horn der Soldaten entgangen; man bringt sie vor den König, welcher sie gerührt betrachtet.

„Keiner von Ihnen, meine Herren, spricht er zu seinen Begleitern, „hat so viel für mich getan, als dieses Mädchen und verdient größere Belohnung. Was wünschst du dir, Kellly?“

„Nichts, Majestät, da Sie auf dem Throne Ihrer Väter sitzen . . . und sie will ihm die Hand küssen.“

Doch der König wehrt es ab und sagt: „Ich werde es wie mein Vater machen.“ Trotz des spöttischen Lächelns der Döflinge küßte er die arme Bäuerin auf beide Wangen.

Die Stuarts sind ausgestorben. Kelllys Name ist vergessen, aber noch heute zeigt man in einem kleinen schottischen Dorfe eine alte Eiche, welche man den Baum des Königs nennt.



Karl II. Stuart

Die rote Tinktur.

Kulturgehichtliche Novelle von L. Ventlage.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Sohn schwieg eine Weile. Dann wendete er flau, mit unterdrückter Stimme, ein: „Aber, Vater, die Agnes ist ja auch steinreich.“

„Agnes?“ schrie der Alte; „Agnes Trutwin, die Tochter des Oberschultheißen, unseres ärgsten Feindes?“

Leo antwortete nicht.

„Hierher!“ kreischte der Alte und riß ihn in das düstere Kabinett — Leo wagte keinen Widerstand — dort setzte er einen Topf auf den Feuerherd, nachdem er diesen frisch mit Holz versehen, warf in denselben allerlei Kräuter und goß aus fünf Flaschen Flüssigkeit hinzu. Es begann in dem Geschirr zu zischen und zu brodeln. Der Alte zog seine Schuhe und Strümpfe aus, entblößte sein Haupt, ergriff einen kleinen Stab, streckte die linke Hand über den Topf, und mit dem Stäbchen in der Rechten auf seinen Sohn deutend, rief er in widerwärtig kreischendem Tone: „Satanas! Rahr' hinweg!“

Ein mächtiger Knall folgte diesen Worten. Leo war bewußtlos niedergeunken. Rasch hob der Alchimist den Topf vom Feuerherd und warf mehrere Pulverchen auf die glühenden Kohlen. Dann hielt er seinem Sohne eine scharfe Essenz unter die Nase, infolgedessen dieser aus seiner Ohnmacht erwachte. Kaum schlug er die Augen auf, da stieg aus dem Feuerherd eine dicke, pechschwarze Rauchsäule empor, zerteilte sich, und — plötzlich war das Kabinett mit Hunderten kleiner Teufelsstrafen und geistlicher Figuren besetzt. Leo zitterte an allen Gliedern. Der Hexenmeister aber, sein Vater, ersaßte seine Hand und rief: „Entsagst du deiner und meiner ärgsten Feindin, der Agnes Trutwin?“

Jähneklappern war Leo's Antwort.

„Entsagst du?“ schrie der Alte abermals und cüttelte sein Opfer heftig durch.

„Bedenkzeit!“ stotterte, kaum hörbar, Leo.

Der Alchimist sann einen Augenblick nach. „Gut“, sagte er dann; „wie lange?“

„Drei Wochen.“

„Es sei, Leo!“ Mit diesen Worten wart er ein neues Pulver in den Feuerherd und alsbald verschwanden die Phantome.

Mit einem Male war der Alte wie umgewandelt. „Also der Wille, Leo“, wandte er sich ungemein freundlich an seinen Sohn und führte ihn in das Studierzimmer zurück, „der Wille ist das erste und letzte für den wahren Philosophen. Alles beherrscht der Wille, alles schafft der Wille, alles formt und bildet der Wille. Ich habe die Ueberzeugung, daß der Wille des Menschen eine solche Kraft zu erlangen vermag, daß er die Geister der Verstorbenen beschwört, daß er, des Mannes nicht achtend, den Menschen in entfernten Gegenden wirksam sein läßt, daß er ihn gegen Freund' und Leid unempfindlich macht. Das größte Wunder ist die Seele des Menschen; diese erlangt aber nur dadurch ihre wahre Geltung, daß sie sich mehr und mehr vom Körper abschält; das aber bringt nur der Wille zu Stande.“

Der Alchimist führte dies Thema noch weiter aus und ging dazu über, seinen Sohn mit einigen Mischungen bekannt zu machen. Er wählte denselben so zu fesseln, daß er alles andere vergaß. . . . Die Morgensonne traf Vater und Sohn noch bei ihren alchimistischen Arbeiten; sie hatten während der Nacht kein Auge zugetan. Nun aber überkam Leo der Schlaf.

„Leo, versuch' mit deinem Willen den Schlaf zu vertreiben,“ sagte der Alte.

Leo gähnte zweimal nach der Reihe tief herauf.

„Willst du?“ fragte der Adept mit schwerer Betonung.

Leo kämpfte einen abermaligen Reiz zum Gähnen nieder. Seine schon halb zugefallenen Augen belebten sich. „Ich will!“ sagte er fest. — Und er hielt Wort.

IV.

Es war vierzehn Tage später, Mitternacht war längst vorüber; die beiden Alchimisten, welche bis dahin angestrengt mit ihren Studien und Mixturen gewesen, schickten sich an, das Laboratorium zu verlassen und das Bett aufzusuchen, und schon hatte der Alte den Schlüssel umgedreht. Da ertönte ein lärmendes Geklapper aus dem Innern des Arbeitszimmers. „Wir müssen zurück, Leo,“ murmelte der Adept; „Der Prometheus-Abler verlangt noch etwas von uns. O, rasch, rasch! vielleicht ist die langersehnte Stunde da, wo er uns die Titanen-Leber bringen will! Leo, dann sind wir

wahrscheinlich am Ziel all unserer Wünsche! Komm, komm! Hermes Trismegistos, sei du gepriesen!“

„Hermes Trismegistos, sei gepriesen!“ murmelte mit zitternder Stimme Leo nach.

„Es ist eine Wehestunde,“ flüsterte geheimnisvoll der Alte, nachdem die Tür von innen wieder verschlossen war.

„Nimm diesen Kandelaber!“ — Er zündete die sieben Kerzen desselben an und nahm selbst einen mit fünf. „Zusammen zwölf“, erläuterte er mit gedämpfter Stimme: „zwölf Apostel, zwölf Monate ein Jahr, zwei Mal zwölf Stunden ein Tag, fünf Mal zwölf Minuten eine Stunde, zwölf Mal zwölf Elemente zur roten Tinktur. . . . Wir wollen!“ Diese zwei letzten Worte sprach er laut, feierlich, entschieden. Dergleichen Leo: „Wir wollen!“

Nun betraten sie das kleine Kabinett. Der Alte nahm sein Zauberstäbchen und schlug an die dem Schmelzriegel gegenüberliegende Wand, welche darauf geräuschlos auseinander klappte. In der Oeffnung erblickte man einen großen, von Rubinen umglüherten Adler mit funkelnden Augen.

„Tue, was ich!“ befahl der Alte, dessen Antlitz plötzlich ein übernatürliches, dämonisches Aussehen angenommen hatte.

„Wir wollen! Hermes Trismegistos, wir wollen! wir wollen, Hermes Trismegistos!“

Leo sprach diese Worte fest und entschieden nach.

Er senkte sich dann, gleich seinem Vater, in das rechte Knie, hob den Kandelaber mit der linken Hand hoch empor, beugte Haupt und Oberkörper nieder und streckte die rechte Hand, wie eine Gabe ersehend, gegen den Adler aus.

„Weisheitsdurstiger, so harre!“ rief jetzt der Adept, während er sich erhob. „An den Felsen geschmiedet ward im öden Kaukasus Prometheus, weil er den Göttern ihre Geheimnisse abtrugte und allen sie mitteilte. Würdigen wie Unwürdigen, und Zeus setzte ihm einen Adler in die Seite, daß er dem himmelstürmenden Titanen die Leber anshacke. An das Kreuz genagelt wurde auf öder Schädelstätte Christus, aber von Menschen, die er auch — die Auserwählten — beglückte und denen er der Gottheit Geheimnisse mitteilen wollte, und Menschen stießen ihm die Lanzenspitze in die Seite. Gottheit, so erkennen wir's an, in den Staub gebeugt. Wir flehen um das verloren gegangene Mysterium, um das große Mysterium, nicht extrahieren wir's. Ist die hohe Stunde gekommen?“

Er berührte mit dem Stäbchen die Brust des Adlers, der, bis dahin regungslos, sich jetzt plötzlich belebte, die Augen hin- und herdrehte, mit den Flügeln schlug, dann den Schnabel öffnete und einen Bettel in demselben zeigte.

Der Adept ließ sich neben seinem Sohne nieder. „Wir wollen!“ rief er.

„Wir wollen!“ sprach Leo nach.

Sobann standen beide auf; der Alte nahm dem Adler den Bettel aus dem Schnabel und berührte die Wand mit dem Stäbchen, worauf diese sich wieder schloß. Vater und Sohn gingen in das große Studierzimmer. Dort erst las der Adept den Bettel; er enthielt in griechischen Typen das Wort: „Andromache“.

„Leo,“ sprach der Alte, seinem Sohne den Bettel hinreichend, „du hast gesagt: Wir wollen! — siehe hier, was der Geist befiehlt: du mußt jetzt!“

Der Angeredete nahm das Papier und starrte das verhängnisvolle Wort an. Also des Magus Tochter! Ein gut Stück Jugend und Gesundheit hatte er bereits seinem Wissensdurst oder auch seiner Neugierde geopfert; denn die 14 Tage und Nächte, während deren er sich jetzt in die Studien seines Vaters vertieft hatte, hatten an ihm gezehrt wie vierzehn Jahre; er war durch die beständige Aufregung der Nerven, durch die vielen Nachwachen, durch das Einlaugen der giftigen Dünste der zu den Versuchen nötigen Chemikalien sichtlich gealtert; seine Gesundheit war zerrüttet. Und jetzt sollte er auch seiner Liebe, den heißesten Wünschen seines Herzens entsagen! Zwar hatte er in den vierzehn Tagen seiner Alchimisterei weder an Agnes noch an Musik gedacht, — der ganze Kopf war ihm voll von der roten Tinktur — aber nun erwachte die vergessene Liebe auch plötzlich mit all ihrer Kraft. . . . Und doch — mußte er entsagen: die Enthüllung des höchsten Geheimnisses, das Glück seines Vaters, sein eigenes auch (denn der Stein der Weisen macht glücklich und selig) hingen an diesem Schritte, einem Schritte, zu dem er sich obendrein feierlich entschlossen erklärt hatte und den der „Geist“ von ihm heischte.

„Du mußt!“ wiederholte kreischend der Alte, als er von

seinem in Nachdenken versunkenen Sohne keine Antwort erriet.

Leo starrte unerblickt auf den Bettel und schien nichts davon zu fühlen, wie sein Vater ihn jetzt bestig durchschüttelte. „Du mußt!“ rief dieser lechtere darauf zum dritten Male.

„Und ich will!“ versetzte Leo markig und fest. Wie klang diese Stimme jetzt so ganz anders als vor vierzehn Tagen. Aber welche Schule der Selbstüberwindung hatte der Adept während derselben seinen Sohn auch durchmachen lassen! Seiner obigen Erklärung fügte Leo gebieterisch und bewältigend dieses hinzu: „Ich will aber mehr! Ich will jetzt Auskunft darüber, weshalb Agnes Trutwin als des Oberschultheißen Tochter die Tochter unseres ärgsten Feindes ist, wie du früher geäußert hast. Sprich, weshalb?“

„Sie ist sogar noch mehr,“ antwortete der Adept, „sie ist selbst unsere Todfeindin, welche alle unsere Pläne durchkreuzt und zu nichte macht. Weshalb? Ich weiß es aus meinen Mixturen. Was sie eigentlich gegen uns im Schilde führt, ist mir zur Stunde noch unbekannt, aber etwas ist es und wär's auch nur das eine, daß sie sich bisher mir und

eine „Schuld“ vorlag? Aber was hatte er denn getan, worüber er sich hätte Vorwürfe machen sollen? Was er getan, das mußte er . . . Oder nicht?“

„Qualvolles Leben!“ murmelte der Jünger der Philosophie. „Was ist Leben? — Dies Hermartern des Gehirns, dies unsichere Umbertappen in einem weitlichichtigen Labyrinth, in dem der eine Irrgang in den anderen noch dunkleren führt, dies Schwanken des Gefühls nach rechts und links und oben und unten, ist das „Leben“? . . . Das „Leben“ ist hell und bestimmt, ist abgegrenzt, ist voll und freudig, wie in der Pflanze jede Faser voller Saft und Kraft ist und freudig zum Lichte sich emporringt. Wagt dagegen das denkende Gebilde der Schöpfung den entscheidenden Schritt, der es ins Heiligthum der Wahrheit führen soll, so erheben sich düstere Mächte in ihm und ziehen den Menschen gewaltsam zurück. . . . Ei! was ist denn Amoralisches an diesem Schritte? — Längst gehegte Hoffnungen zerstören? . . . ein gegebenes Wort brechen? . . . ein Menschenleben vergiften? . . . Agnes, Agnes! Du kannst mir nicht zürnen, wenn du weißt, was mich zu diesem Schritte treibt, du mußt mir verzeihen! . . . O, hätt' ich mich nie mit den unfeligen



Refing: Beamte aus allen Teilen des chinesischen Reiches versammeln sich am Eingang zur verbotenen Stadt

deiner Lebensaufgabe entsprende! Hast du mit dieser Aufklärung zufrieden?“

Leo bejahte es nach einigem Nachdenken.

„Ich habe dem Magnus bisher noch nicht von dir gesprochen,“ bemerkte der Adept, „morgen, oder vielmehr heute, werde ich ihm deinen und meinen Entschluß mitteilen, auf den er, wenn mich meine Beobachtung nicht täuscht, schon längst gewartet hat. Komm, gehen wir jetzt zur Ruhe, einen geringen Tribut darf man der Natur nicht entziehen.“

V.

Leo's Schlaf war unruhig und von kurzer Dauer. Als der angehende Adept erwachte, fühlte er sich von einer Art schweren Schuldbewußtseins niedergedrückt, dessen eigentlichen Charakter er ebenso wenig zu enträtseln vermochte, wie den Grund desselben. „Vermochte“? oder „wollte“? Er suchte diese, mit unerbittlicher Hartnäckigkeit sich ihm aufdrängende Frage kurz abzuweisen, weil er sie nicht zu beantworten wagte, und selbst dies lechtere wagte er sich nicht klar zu machen, weigerte er sich, einzugehen. . . . Aber war denn dies nicht wieder ein Beweis, daß in der Tat

Kram abgegeben! Es ist Teufelkunst! . . . Teufelkunst? Aber der Teufel ist der Wahrheit Feind, und wahrlich, mich treibt der Durst nach Wahrheit, nach Glück und Seligkeit . . . Agnes, du sollst mich nicht verurteilen!“

Diesen Gedanken spann er im Geiste weiter, auf ihn kam er immer wieder zurück — er war der Grund, in welchem sein Schuldbewußtsein wurzelte; dieser Gedanke fesselte ihn Stunden lang, er trieb ihn endlich mit unüberwindlicher Gewalt hinaus, in die Wohnung des Oberschultheißen, in welche er seit vierzehn Tagen keinen Fuß mehr gesetzt hatte; es ließ ihm keine Ruhe, er wollte sich vor seiner Braut rechtfertigen über den Schritt, zu dem er sich seinem Vater gegenüber verpflichtet hatte, und der in Hände geistehen sollte.

Wie erstaunte er, als er Agnes wieder sah, und wie erstaunte sie über ihn! So viel hatten diese vierzehn Tage an beiden verändert; auch Agnes war sichtlich gealtert, aber Leo viel mehr.

„Du darfst mir nicht zürnen!“ rief er, als er in ihr Zimmer trat, ungestüm, ohne vorher den Tagesgruß zu bieten. „Ich muß, Agnes, ich muß! Mein Verhängnis treibt mich, ich kann nicht anders! Agnes, du sollst, du mußt mir verzeihen!“



Sultan Abdul Hamid II.

Sie schlug die Schürze vor die Augen und weinte.
 „Um des Himmels willen, was soll ich machen? Weißt du, was das heißt: ich muß?“

Sie verharrte in ihrer Stellung.
 „Mädchen, du bist grausam! Du hast kein Herz, kennst kein Mitleid, du richtest mich zu Grundel. . . . Kann ich denn anders? Sprich, sprich! Um alles in der Welt, laß das Weinen sein und bleibe nicht stumm! . . . Agnes, hörst du nicht? Agnes!“

Sie erhob sich und wandte das Antlitz ab.
 „Aber es gibt kein anderes Mittel, um in den Besitz des großen Geheimnisses zu gelangen. Der Magus kennt die rote Tinktur und verlangt —“

Sie warf rasch den Kopf in die Höhe: „So ist es wahr?“ rief sie, und als hätte plötzlich ein Grauen sie erfasst, trat sie einen Schritt zurück: sie weinte nicht mehr; aber das höchste Entsetzen malte sich in ihren Zügen. „Es ist wahr, was die Gassenbuben munkeln?“

Ohne Uebergang trat wieder der Ausdruck unbeschreiblichen Schmerzes an die Stelle des Entsetzens, und wortlos, wie der Schmerz ist, stieß das Mädchen nur die zwei Siben „Leo!“ hervor, aber in einem Tone, der dem anderen durch Mark und Bein ging.

„Vergebung, Agnes, Vergebung!“ rief er in maßloser Leidenschaft. „D, ich glaube, mich hielt ein Teufelszauber befangen! Ich entsage ihm. Agnes, ich verfluche ihn — ich bin dein!“

Er riß sie stürmisch in seine Arme und bedeckte ihre Stirne mit heißen Küßen und Tränen.

Da ging die Türe auf; der Oberschultheiß erschien in derselben.

VI.

„Wie, Herr Ehrenfried, Ibi hier?“ redete der Eintretende den geheilten Alchymisten an.

„Das trifft sich eigen; guten Morgen!“ Er schüttelte ihm die Hand und nickte dabei freundlich mit Kopf und Zopf.

„Euer Herr Vater ist auch gerade unten, und nun hört, Kinder, ich glaube, der ist sehr gründ-

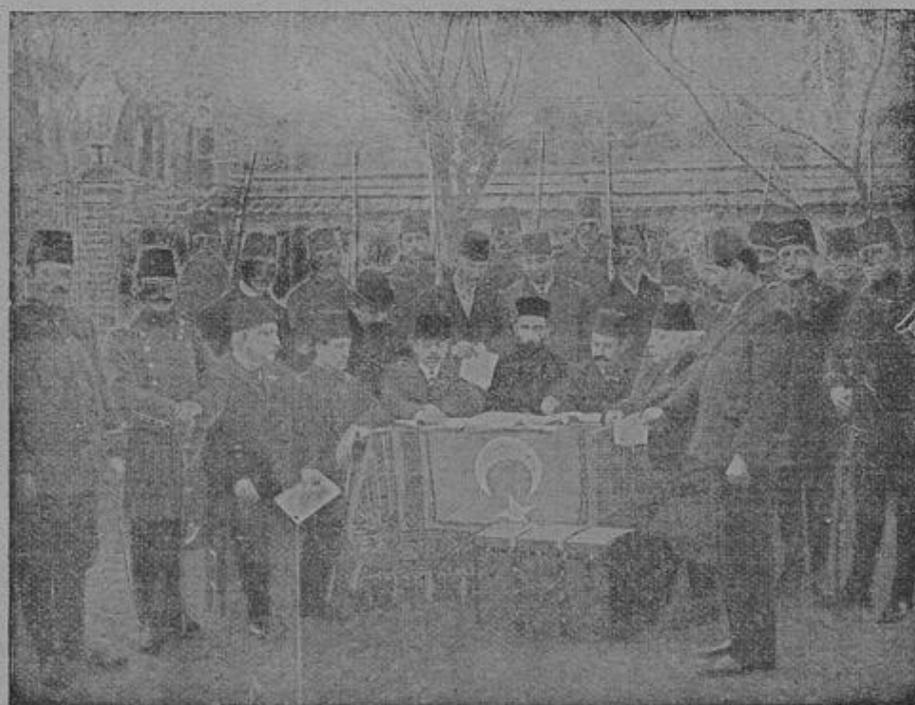
lich kuriert von seinen Hexenkünsten. . . . Still, still, Herr Ehrenfried, keinen Einwand, wir wissen ja, wie die Sachen stehen, und daß Ihr nach der Agnes freit, wissen wir auch längst; denn unserem Scharfbild entzieht sich nicht viel, d. h. nichts. . . . Aber à propos, was ich sagen wollte: Euer Herr Vater Len thürmt mir eben ins Haus und bringt entsetzliche, haarsträubende Neuigkeiten: Der Magus ist tot, er hat sich selbst ermordet, nachdem er vorher seine Tochter ermordet.

„Entsetzlich!“ rieten Leo und Agnes zugleich.
 „Kommt mit hinunter: Euer Herr Vater weiß das besser zu erzählen und hat auch Papiere darüber bei sich, die er in der Höhle des unheimlichen Patrons vorgefunden und auf denen dieser den Extrakt seiner Teufelskünste niedergezeichnet hat.“

Leos Vater hatte sich, um dem Magus den mit seinem Sohne verabredeten Heiratsantrag zu machen, in dessen Haus begeben. Auffällender Weise fand er sämtliche Türen desselben unverschlossen. Im Arbeitszimmer des Magus erblickte er niemanden, als dessen Tochter, welche unbeweglich, wie immer, an ihrem Tisch saß und in einem Buche zu lesen schien. Aber sie blieb diesmal stumm und steif. Ehrenfried näherte sich ihr und erfaßte ihre Hand; nun kam zwar Leben in die bildschöne Figur, aber nur so lange, als Ehrenfried ihre Hand in der seinigen hielt, sobald er sie losließ, senkte sie den Kopf wieder auf das Buch nieder und achtete auf nichts von dem, was um sie her vorging. Dem Adepten wurde es ganz unheimlich. Er rief den Magus beim Namen; keine Antwort erfolgte. Endlich ermannte er sich, in das geheime Laboratorium zu schreiten, welches er seither noch nie betreten hatte.

Entsetzt wich er auf den ersten Anblick, der seiner dort harrte, zurück. Der Magus lag tot auf dem Boden, auf einem Polster eine Mädchenleiche; Verwesungsgeruch verpestete das Gemach. Neben einer Lampe auf dem Tisch aber fand Ehrenfried einen Zettel, welcher also lautete:

„Die rote Tinktur, oder das Geheimnis aller Geheimnisse, auch Stein der Weisen genannt — — ist bärer Unsinn. Ich habe in dieser brotlosen Schwindlerkunst eines der höchsten Resultate erzielt, die jemals erzielt worden sind, oder werden erzielt werden; wie? das enthülle ich nicht, damit nicht noch mehrere von dem Wahnsinn befallen werden, der mich jetzt aus der Welt treibt. Genug, ich habe eine wunderbare Substanz erfunden und bin doch nicht weiter gekommen. Die Leiche, welche hier neben mir auf dem Polster liegt, ist die meiner leiblichen Tochter. Ich habe dies Mädchen vor zehn Jahren mittels meiner roten Tinktur in primo stadio in



Die erste Abgeordnetenwahl in der Türkei nach Erlass der neuen konstitutionellen Verfassung.

einen todesähnlichen Schlafzustand versenkt, in dem sie eine Art Traumleben fortführte. Ich ging von dem Gedanken aus, daß man die Lebenskraft des Menschen komprimieren, sammeln, sparen und verschwenden könne nach Belieben. Daß man sie sammeln kann, beweisen z. B. alle Wiederbelebungen von scheinbar Ertrunkenen usw.; daß man sie verschwenden kann, beweisen unsere Pflücker und Schwelger usw. Aber es muß auch eine Mixtur geben, um sie zu sparen, der Art, daß mit derselben Kraft, damit gemeinlich zehn Jahre gelebt wird, etwa fünfzig oder hundert Jahre gelebt werden kann. Eine solche Mixtur habe ich, freilich nur eine unvollkommene (denn meine Tochter, schien mir, faulte mit lebendigem Körper), erfunden und sie meiner Tochter eingegeben. Die Gestalt, welche vorn in meinem Arbeitszimmer am Tische sitzt und die meine seltenen Besucher noch sämtlich für ein lebendes Wesen und für meine Tochter gehalten haben, ist ein Werk meiner Hände, ein Automat, mit dem ich allerlei, von einer ewigen Gerechtigkeit (wenn es eine solche gibt) schlechterdings unverantwortliche Versuche gemacht, um ihm wahrhaft animalisches Leben einzuflöhen. Zu dem letzten und äußersten Versuche dieser Art wollte ich einen jungen Mann von ungeschwächter Kraft verwenden; ich hatte dafür den Sohn meines Freundes (Freundes,ahaha! alles Gaukelei und Teufelei!) Ehrenfried ausersehen. Dazu komme ich jetzt nicht, glaube auch nicht, daß es gelingt. Heute morgen versuchte ich meine eigentliche leibliche Tochter wieder zu beleben, und es gelang mir; aber das Mädchen verwünschte mich wegen der entsetzlichen Qualen, die ich ihm durch meine Experimente verursacht hatte. Da ergrimmte ich und gab ihr Gift ein; daran ist sie todt verfahren. Nun mag ich selber auch nicht mehr leben; alles ist Schwindel, ich glaube an nichts. Unsinn! Nur die eine Lehre der Alchymisten ist wahr, und mir scheint, das ist auch der eigentliche Stein der Weisen, die rote Tinktur, die den Menschen glücklich und selig macht: ein fester Wille ist die erste und höchste Bedingung zur Erlangung der Weisheit; ohne den Willen ist der Mensch nichts als eine Maschine, mit dem Willen und durch ihn beherrscht er alles, erreicht er alles, was für Sterbliche erreichbar ist; und des Menschen Wille ist andernteils sein Himmelreich. Das ist die rote Tinktur."

So „gründlich kuriert von seinen Gegentänzen“, wie sie der Oberschultheiß meinte, wurde der alte Ehrenfried durch das verabscheuungswürdige Treiben und Ende des Magus doch nicht; indessen betrieb er seine alchymistischen Versuche fortan mit mehr Wissenschaftlichkeit und weniger Phantasterei und Leidenschaft, als seither, und versuchte sie für das praktische Leben zu verwerten. Auf eins müssen wir zum Schlusse noch nachdrücklich aufmerksam machen: was für Leos Vater, im Uebermaß betrieben, vom Uebel gewesen war, die Alchymie, wirkte, wie wir sahen, auf Leo selbst als Heilmittel; — die Musik, welche, im Uebermaß gepflegt, für Leo vom Uebel gewesen war, übte auf Leos Vater, um den das junge Ehepaar sich mit kindlicher Sorgfalt liebevoll bekümmerte, einen ähnlichen wohlthätigen Einfluß aus wie weiland, zu Amphions Zeiten, auf die „Scheu in des Gebirges Klüften sich bergenden Troglobyten“: sie gab ihn der menschlichen Gesellschaft zurück, wie sie jene derselben erwartete.

Der kunstvolle „Prometheus-Abler“ des Abenten, dessen Einrichtung auf Magnetismus basierte, gewährte später den beiden pausbäckigen Erstlingen Leos viel Zeitvertreib. Für die Musikliebhaber unter meinen Lesern ist die Notiz wohl endlich noch von Interesse, daß eine musikalische Seltenheit, welche Anno 1730 unter dem Pseudonym eines Grafen Ambrosio Antonio Tebeschino in Druck erschien, niemanden anders zum Verfasser hat, als unseren Freund Leo Ehrenfried. Der Titel des ganz im Geiste der Zeit komponierten barocken Opus lautet: „Tinctura rubra, oder der Steyn der Weisen. Großes Quartett von Streichinstrumenten mit dann und wann dazwischen einfallendem Clavi-Cembal (Klavier). Darin ausgedrückt wird: a) wie die wissensdürstige Seele nach Weisheit ringet, sich aber in ein Labyrinthum von Dunkel verirret; b) das Aufschlagen der geheimnisvollen Bücher Paracelsi, Rammundi, Lulli et Nicolai, Flamelli; c) Kordt und Zittern, dabei die Bürste an die Saiten des Clavi-Cembal geschoben und sunsten spectakelt wird; die Zaubermixtur wird angerührt und ausgeführt; Gefraiß des Ablers Prometheus; Vergiftung des Maai; d) Anbel und Freude ob dem gelösten Teufelsbann“

Der vorwitzige Schüler.

Märchen von Dr. C. Ventlage.

(Nachdruck verboten.)

In den guten alten Zeiten, wo man noch die schönen Münster merzte, und die frommen Mönche die heiligen Rehbücher schrieben, mit den wunder schönen, farbigen Anfangsbuchstaben.

Im lieben Schwabenland wurde ein Knäblein geboren, aus dem hochadeligen Geschlechte deren von Volkstätt. Das kleine Knäblein wuchs heran und studierte und wurde geistlicher Herr und ein weltberühmter Mann, ein großer und vielbesuchter Lehrer und Magister in der Theologia und Philosophie, in der Astronomia und Physika.

Der gelehrte Herr hieß: „Albertus Magnus!“ und er hatte gar viele Schüler, auch einen, der nicht auf den Kopf gefallen war: dessen Name war Eberhard. Er ging aber immer allein und schaute den blauen Himmel und die lieben Blümlein gar finster an und sprach mit keinem der munteren Gefellen, die auch bei Albertus Magnus in die Lehre gingen. Eberhard war deshalb nicht sehr beliebt und bald gingen böse Reden über ihn, man sagte, er verstehe sich auf Zaubereien, die er von seinem Meister gelernt. Und sie mieden ihn, wie er sie.

Eines Tages verirrt sich Eberhard in einem großen, dichten Wald. Ganz in Gedanken und Sinnen versunken, hatte er des Pfades nicht geachtet und auch die Zeit vergessen. Die Sonne war längst schon untergegangen und auch das Abendrot war schon verfärbt und alle Vögelin schliefen ringsum und die Menschen schliefen auch. Der Mond ging einsam über Busch, und Feld und Berg und Strom und weidete seine goldenen Schäflein.

Da erwachte der fahrende Schüler aus seinem düsteren Brüten und Sinnen. Damit du ihn aber nicht etwa für einen Zauberer haltest, sollst du wissen, daß er keinen Geist tief in die höchsten und heiligsten Geheimnisse des Glaubens versenkt hatte. Dabei vergaß er Essen und Trinken, Schlaf und Gebet. Erschreckt schaut er jetzt um sich und geisterhaft starrten die Bäume des Waldes ihn an; er hatte sich ganz im Walde verirrt und wußte nicht woher noch wohin. So stand er eine Weile und sann. Da kam aus dem Gebüsch ein Mann heraus, der trug einen aschgrauen Mantel, eine Sanduhr, welche stillstand und eine Urne mit einem feinen, feinen Sandkörnlein. Der besahlich unseren Eberhard leise vom Rücken her und brückte ihn mählich, ohne daß jener etwas davon merkte, mit seinen weichen Händen auf den Boden in das Moos nieder; dann öffnete er seine Urne, streute ihm das Pulver in die Augen und ging lächelnd fürb. Das war der Schlaf.

Als nun die Nacht vorüber war und die frische Morgenluft Wald und Flur durchzog, kam ein Förster des Weges und sah im Moos den schlafenden Schüler. Er ättelte ihn, um ihn zu wecken, doch wollte ihm das nimmer gelingen: Der Schüler schlief ruhig weiter. Nun kam ein Bauersmann daher; da sprach der Förster zum Bauersmann: „Der schläft und schläft; könnt Ihr ihn wecken!“

„Dafür ist meine Faust gut,“ entgegnete der Bauer, „auch kann ich schreien, wie ein Och!“

„Versucht Eure Kunst!“ sprach der Förster.

„Und das will ich!“ sprach der Bauer und schon seine Aermel zurück, spuckte sich in die schwierigen Fäuste und holte dann zu zwei mächtigen Schlägen aus, welche in der nächsten Minute auch schon auf den Backen des Schülers sich breit machten. Umsonst — eine flüchtige Röte färbte die getroffenen Stellen, dann war wieder die frühere Blässe.

„Und das ist doch sonderbar!“ sprach da der Bauer verwundert, „da wird auch das Schreien wenig helfen.“

„Man könnt' nicht wissen,“ meint der Förster, der Schall, „es gibt Leute, welche genauer hören, denn fühlen —“

„Nun, Versuch gilt!“ antwortete der Bauer und schrie und schrie, bis er heiser war. Dann zog er sein Kamisol aus, spuckte sich wieder in die Hände und schrie abermals. — Aber der Schlafende erwachte nicht.

„Was ist da zu tun?“ fragte jetzt der Förster.

„Helfet mir tragen, so bringen wir ihn in meine Hütte, dort mag der Sonderling schlafen, solange ihm beliebt.“

Zehn Jahre waren zum fünften Male seitdem vergangen; der Förster und der Bauer waren lange vermodert auf dem Friedhofe, wo man ihnen Gräber gegraben hatte und des

Hörsters Weib sollte man längst zu Grabe getragen und niemand wußte mehr um sie, daß sie geübt hätten.

Wohl wußte man weit und breit, daß noch vor kurzem Albericus Magnus gelebt hätte und viele dicke Bücher geschrieben hatte, voll Weisheit und großer Gelehrsamkeit; jetzt lebte er zwar selbst nicht mehr, aber sein Ruhm leuchtete aller Orten im Deutschen Reiche und draußen im welchigen Lande.

In des Hörsters Hütte schlief noch Eberhard, der finstere Geselle, von welchem es einst geheißen, er treibe schwarze Zauberkünste, und welcher dann so rätselhaft verschwunden war, ohne daß ihn je ein Bekannter wiedergesehen.

Es war um die Zeit, da die Nässe in den Höfen ihr hölzernes Kleidchen mit einem tiefgelben oder hellbraunen Saume belegen lassen; da fiel durch das Fenster der einsamen Hörsterhütte ein leichter, warmer Sonnenstrahl in die Augen des schlafenden Eberhard. Und was der Bauer vor fünfzig Jahren mit seinen schwierigen Kämpfen nicht vermochte, noch auch die Kälte von fünfzig Wintern und die Hitze von fünfzig Sommern, das gelang diesem Sonnenstrahl; er weckte den Schläfer auf. Als er aber erwacht war, zog sich der goldene Strahl zusammen und verschwand, aber eine weiße Taube mit Neuglein wie roter Agatstein sah vor dem Fenster und airte wie zum Loden.

Eberhard aber rieb sich Augen und Stirn, reckte und streckte sich, gähnte und seufzte, gerade so, wie du es auch tust, wenn du in der Frühe aus dem Schlafe erwachst. Aber mit ihm hatte es eine eigene Bewandnis, denn es dünkte ihm schier, als sei er ganz steif und krumm, wie ein Mütterlein von achtzig Jahren, und so war es wirklich; tiefe Furchen durchzogen seine Stirn; unter der Nase und unterm Kinn sah ein langer, schwarzer Bart; weiße Locken wallten ihm über die Schultern bis mitten auf den Rücken nieder und die Augenbrauen sahen aus, wie eine Trauerweibe, welche in Leichenkreuz überschattet. Sein sammetes Kamisol und die weißen Strümpfe waren aber noch dieselben, wie er vor fünfzig Jahren getragen.

Befremdet schaute der Schläfer um sich; alles war ihm hier unbekannt; auch wußte er nicht, wo er war. Deshalb sprach er:

„Wo bin ich hier?“

„Im Waldbrevier!“ antwortete das weiße Täubchen.

„Wie kam ich her?“

„Durch Menschenmüh!“

„Wie lang ist das her?“

„Ein Menschenleben und noch mehr.“

„Bin ich denn so alt?“

„Und krumm an Gestalt?“

„So alt wie hundert Gänse.“

„So krumm wie die Sense.“

„So härtig wie das Erdreich.“

„So runzlig wie die Eich.“

„So braun wie das Moor.“

„So schwach wie das Rohr.“

Das wollte Eberhard nicht glauben, dieweil er es nicht begreifen konnte; er befahle sein Gesicht, seinen Bart, sein Haupthaar, seine Hände; er richtete sich auf und sties aus dem Bett; er versuchte geradeaus zu stehen; aber alles war umsonst, sein Rücken war steif und krumm. — Dennoch wollte er es nicht glauben; denn — er konnte es nicht begreifen, wie man sich als Jüngling von zwanzig Jahren niederlegen, und als Greis von siebenzig Jahren wieder aufstehen könne, wie es möglich sei, kräftig und blühend und zart einzuschlafen, und schwach und häßlich und runzlig und härtig wieder aufzuwachen.

Und doch, und doch und abermals doch — war er so krumm und steif und braun und haarig, wie eine Baumwurzel; und doch, und doch: „Es kann nicht sein!“ rief er aus.

„Nein?“ lachte das Täubchen und setzte sich gerade vor ihm auf das Bett hin und sprach:

„Schau' mir in die Neuglein“

„So kannst du nicht zweifeln“

„Daß alles so ist.“

„Du arger Sophist!“

Da wurden die Neuglein des Täubchens so klar, wie ein Spiegel und als Eberhard hineinschaute, sah er, daß alles so war, wie das Täubchen gemeint hatte:

„So alt wie hundert Gänse“

„So krumm wie eine Sense“

„So härtig wie das Erdreich“

„So runzlig wie die Eich“

„So braun wie das Moor“

„So schwach wie das Rohr“

Des wurde Eberhard gar traurig und trübe, daß seines Lebens-Benz so rasch entflohen, ohne daß er es gemerkt; worauf das Täubchen dieses sagte: „Darüber trauere nicht, daß dir die Jugend rasch entflohen; aber darüber trauere, daß du versucht, in eitlem Wahn die Geheimnisse der höchsten Gotteswissenschaft zu erforschen, da du doch nicht einmal die Rätsel deines eigenen gebrechlichen Leibes zu verstehen vermagst; wie willst du sie lösen? Und Gebet und Tugend und frommes Leben hast du darüber vergessен; darum sollst du wissen:

Nur der reine Sinn

Dringt zum Himmel hin.

Nur er erkennt in glaubenstauger Zeit

Was tausend von Gelehrten Geheimnis wies.“

Da fiel Eberhard nieder und beweinete seinen Vornam und bewunderte die Größe Gottes.

Strahlender Sonnenglanz brach durch das Fensterrahmen in das Hörsterhüttlein; das Täubchen aber pickte den belehrten Schüler dreimal in's Gesicht, da schwand der Bart und die Runzeln; dreimal auf den Rücken, da wurde er gerade, dreimal auf Hand und Bein, da wurden sie gelenkig — und neubelebt stand Eberhard da, ein Jüngling von zwanzig Jahren. Das Täubchen verschwand, wie es gekommen war, indem es sich wieder in einen Sonnenstrahl auflöste.

Eberhard staunte über die Wunder, die er sah und pries den Allmächtigen, dessen Walten noch keiner durchdrang von allen, die vom Weibe geboren waren. Da aber einige Jahre nachher ein Kreuzzug nach Palästina wanderte, nahm auch Eberhard Kreuz und Speer und fiel im heiligen Streite.



Nützliches fürs Haus.



— **Ochsenchwanzsuppe.** Das dicke Ende von zwei Ochsenchwänzen wird in Stücke gehauen, mit frischem Wasser bedeckt, fünf Minuten gekocht und in kaltem Wasser abgekühlt; darauf mit Wasser, Suppenwurzeln und Kräutern nebst 1 Teelöffel schwarzen Pfefferkörnern und etwas Salz gekocht, bis sich das Fleisch von den Knochen löst. Zu zwei Liter Suppe brät man 1 Eßlöffel feines Mehl in ebensoviel Butter braun und kocht dies mit der abgefetteten, durch ein Sieb gegossenen Brühe und 1 Glas Madeira nebst dem fehlenden Salz zu einer kräftigen Suppe.

— **Garen-Beefsteak.** Zu der Zubereitung desselben darf nur das Filet genommen werden, aus welchem dünne, etwa zwei Zentimeter dicke Scheiben geschnitten werden. Diese werden mit einem nassen Messer breit geklopft und in zerlassener Butter hin und her gewendet. Darauf werden sie mit Mehl und Salz bestäubt, in einer gebutterten Kasserole auf beiden Seiten dunkelgelb angebraten und halb mit Bouillon, halb mit Weißwein ganz begossen, bis sie davon ganz bedeckt sind. Es wird Gewürz zugefügt, als: Pfeffer in Körnern, englisches Gewürz, ein Lorbeerblatt, eine Zwiebel, eine Carotte und Petersilie und das Fleisch wird in dieser Sauce durch ein Sieb übergossen. Sofort heiß serviert.

— **Kalbsbratenreste in Kotelettform.** Die Kalbsbratenreste werden mit rohem Schweinefleisch zu gleichen Teilen fein gehackt. Darauf wird in Milch geweichte Semmel — Weißbrot — in Butter gedämpft und mit einigen Eidottern über dem Feuer zu Brei gerührt, zu dem das Fleisch mit dem nötigen Salz und Pfeffer gemengt wird. Aus der Masse werden Koteletten geformt, die in Ei und geriebene Brot getaucht, in Butter gebraten werden und mit Gemüse serviert eine wohlschmeckende Speise bilden.

— **Berliner Pfannkuchen.** Man macht 500 Gr. Mehl etwas warm, tut dann dazu einviertel Liter lauwarmen Milch, 75 Gr. frische Hefe, 125 Gr. gute Butter, drei ganze Eier und drei Eßlöffel Zucker. Dies wird zu einem Teige verarbeitet und dann eine Stunde zum Aufgehen hingestellt. Nach dieser Zeit nimmt man ein Backbrett, legt immer ein Stück des Teiges, den man noch einmal durchgearbeitet hat, darauf, rollt dies aus zur Dicke eines kleinen Fingers, rüber trunde Stücke davon vermittelt eines Nudelrades aus und läßt sie dann in Schmalz oder Pflanzbutter gelb backen. Zum Füllen legt man Apfel- oder Pflaumenmus hinein, wieder Teig darauf, drückt ihn aufeinander, rüber es backt und bestreut die Pfannkuchen mit Zucker und Kanari.



Unsere Bilder.



— **Präsident Castro** (Vergleiche das Bild Seite 10), ist nach Europa gekommen, um sich in Paris einer Operation zu unterziehen. Seiner Landung auf französischem Boden wurden Schwierigkeiten bereitet, da er in seiner Eigenschaft als Präsident von Venezuela sich wiederholt Beleidigungen gegen Frankreich hat zuschneiden lassen. Castros Absicht war es zuerst, sich in Berlin operieren zu lassen. In Bordeaux gelandet, erhielt er jedoch die Nachricht vom Tode des Berliner Chirurgen. Da Castro seine Familie nach Europa mitgenommen hat, so scheint er anzunehmen, daß in seiner Abwesenheit einer seiner Rivale in Venezuela die Macht an sich reißt und ihm die Heimkehr nach der Heimat unmöglich macht.

— **Sultan Abdul Hamid II.** (Vergleiche das Bild Seite 13) gelangte 1876 auf den türkischen Thron, nachdem seine beiden Vorgänger wegen Unfähigkeit vom Ministerrat abgesetzt worden waren. In den Beginn seiner Regierung fiel der russisch-türkische Krieg. In einer gemeinsamen Beratung der europäischen Großmächte wurde im Jahre 1878 auf dem Berliner Kongreß die Neugestaltung der Verhältnisse auf dem Balkan durch Verträge festgelegt.

— **Die erste Abgeordnetenwahl in der Türkei.** Türkische Wähler in Konstantinopel schreiten zur Wahlurne, die, wie unser Bild auf Seite 13 zeigt, in einem einfachen Koffer besteht. Bereits im Jahre 1876 erhielt die Türkei durch den Sultan Abdul Hamid II. eine Verfassung, die jedoch nie in Kraft getreten ist. Um so größer ist jetzt in der Türkei die Begeisterung. Am Tage der Wahl zog eine 150 000 Köpfe zählende Menschenmenge durch die Straßen Konstantinopels.



Zur Unterhaltung.



— **Bernichtende Kritik.** Dichterling: Und welcher Akt hat Ihnen bei meinem Stück am besten gefallen? — Direktor: Der Zwischen-Akt.

— **Chragejühl.** „Warum haben Sie den Ueberzieher gestohlen?“ — „Ja, ich verkehr' so viel bei den Gerichten, da kann ich doch nicht so schäbig erscheinen.“

— **Bitte sich zu erkundigen.** „Sie möchten meine Tochter zur Frau? Schön. Haben Sie aber auch die nötigen Existenzmittel?“ — „O, mein Herr, Sie brauchen nur gefälligst Umfrage zu halten, Jeder wird Ihnen sagen, daß ich ein kapitaler Kerl bin.“

— **Etwas doch.** Chef: Hat denn die Firma Wurstig auch gar nichts bestellt? — Reisender: O doch, viele Grüße an Sie!

— **Genau.** Sie: Wann kommst Du heut' nach Hause? — Er: Wann ich Lust dazu habe. — Sie: Aber komm ja nicht später!

— **Umtrieben.** Passant (zu einem Radfahrer, der die ganze Straße braucht): „Sie fahren wohl sehr gern Rad, mein Vetter!“ — „Wie Sie sehen!“ — „So. Weshalb lernen Sie es denn nicht?“

— **Kritik.** Köchin (die vom Herrn Rat gezankt wurde, für sich): Morgens ins Bureau gehen, mittags wieder heimkommen und übers Essen schimpfen — das kann Jeder!

— **Ueberflüssige Frage.** „Herr — Sie haben mich soeben einen dummen Jungen genannt! — Was wollen Sie damit sagen?“

— **Einfach.** Diener: Herr Professor, in Ihrem Schlafzimmer sind Diebe! — Professor: Sagen Sie, ich sei nicht zu Hause!

— **Kaltblütig.** Gläubiger (der den Geldbriefträger bei einem Studenten trifft): Da komme ich wohl gerade recht. — Student: So, erwarten Sie auch etwas vom Geldbriefträger?

— **Löbliche Absicht.** „Aber liebe Frau, unsere Räume lassen gar nicht so viele Personen, wie Du zu dem Ball einladen!“ — „Ja, die jungen Leute müssen eben zur Heirat gedrängt werden.“

— **Unter Ausweg.** Ein polnischer Jude wird in einem Walde von einem Räuber mit den Worten angefallen: „Entweder Geld oder Leben!“ Der polnische Jude faßt sich rasch und sagt ihm: „Herr Räuberleben, nehmen Sie sich das Leben und lassen Sie mir das Geld!“



Rätselecke.



Rezierbild.



Wo ist der Rährmann?

Charade.

Das Erste zieht von Süd' und Norden
Von Ost und West durch das Land,
Wenn neu im Lenz die Erd' geworden,
Pflückt gern das Andre deine Hand.
Wenn Wellen sich auf Wellen türmen
Im flutbewegten Ozean,
Dann blickt bei Wind- und Wetterstürmen
Zum Ganzen lähn der Steuermann.

Buchstaben-Rätsel.

Wird Beifall irgendwo gesendet,
Erfönt mein Wort oft stürmisch laut.
Doch hat man ihm den Kopf entwendet,
Wird ihm der Same anvertraut.

Worträtsel.

Zweimal vier Zeichen, symmetrisch gestellt,
Fragen den Ritter hinaus in die Welt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlen-Rätsel: Ceylon, Hertha, Indien, Norden, Ephejus, Salbe, Eisen, Chincke — Ranken.

Wortspiel: Samele, Sprudel, Grafenschaft, Jahrbuch, Stange, Schwiebus, Stiefeltern, Spargel.

Rebus: Sekundärbahn.



Nr. 3.

Sonntag, 17. Januar.

Jahrgang 1909

Berta.

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Nachdruck verboten.)

„Berta!“

„Gnädige Frau!“

„Gehen Sie nach dem Essen sofort zu Schlüters und fragen Sie, weshalb ich meinen Hut gestern Abend nicht bekommen hätte. Sagen Sie nur, ich sei sehr ärgerlich und nicht gewohnt, daß man mich so unpünktlich bediene. Auch können Sie bemerken, daß ich auf den Hut verzichtete, wenn ich ihn heute bis sechs Uhr nachmittags nicht hier hätte. Haben Sie verstanden?“

„Awwohl, gnädige Frau!“

„Anerkört, solche Unpünktlichkeit!“ Damit warf die корпу-lente, etwa 35 Jahre zählende Dame heftig die Küchentür hinter sich zu und raufchte hinweg. Erregt betrot sie den eben verlassenen Salon.

Ihre anwesende ältere Schwester, Frau von Reineke-Ruchs, machte ihr Vorwürfe, daß sie sich so aufrege. „Was nützt das, Liebste. Das schadet nur deiner kostbaren Gesundheit. Wenn Schlüters heute den Hut nicht schickt, beehrscht du einfach ein anderes Geschäft mit deiner Bestellung. Hättest auf mich hören sollen. Ich habe dir immer und immer gesagt, Schlüters bedient unpünktlich.“

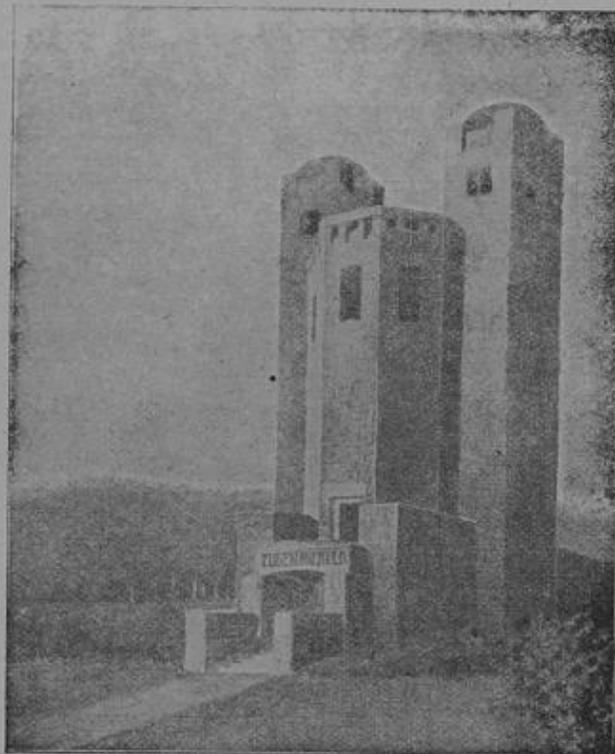
Frau Lackmann warf ihrer Schwester einen ärgerlichen Blick zu. Das gerade Gegenteil war der Fall. Ihre Schwester hatte zu Schlüters angeraten. „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie gereizt. „Und das Modell...! Hum! Wo soll ich wohl einen solchen Hut herbekommen? Nein, ich will unbedingt diesen Hut haben!“ Ärgerlich trat sie mit dem rechten Fuß auf dem Boden.

Frau von Reineke-Ruchs zuckte die Schultern. „Auch gut,“ sagte sie mit ihrer tiefen, senoren Stimme und ging hinaus. Das war ihr zu dumm.

Als Berta zur Modistin hinkam, war der Hut unterwegs. Auf dem Rückwege besah sie sich die verschiedenen schönen und begehrten-

werten Sachen in den aufs feinste ausgestatteten Schaufenstern. Die Weihnachtszeit stand vor der Tür, darum sah man auch schon einzelne Personen ihre Einkäufe besorgen. Es waren diejenigen, die unter den noch großen Vorräten ungestört wählen wollten. Was gab es da für Berta, die nur äußerst selten in die Stadt kam, nicht alles zum Bewundern. Hier waren Hüte, dort Pelzwaren und Bekleidungsstücke, an der anderen Seite wieder Schmuckfachen ausgestellt, alles bligte und funkelte in reichster Auswahl. Schon wollte sie ihre Schritte weiter lenken, da fielen ihre Blicke auf das Schaufenster eines Pelzverkäufers. Sofort kam ihr in den Sinn, daß sie am Nikolausabend, nachdem sie in der Nacht vorher so wunderbar geträumt, von ihren wenigen Ersparnissen ein Los der Marienburger Geldlotterie erstanden hatte. Interessiert betrachtete sie die im Fenster herabhängenden Losstreifen. Halbblut las sie die großen Zahlen und malte sich aus, was sie wohl anfangen würde, wenn sie 1000 Mark gewonnen hätte. Sie erschrak bei dem verwegenen Gedanken und setzte die Summe auf 100 Mk. herunter. Was würde sie dann machen? In erster Linie ihre alte Mutter unter-

stützen, die schon längere Zeit Witwe war und sich ihren Lebensunterhalt noch mit Waschen und Ruhen verdienen mußte. Selbstverständlich gelobte sich Berta dies. Sie dachte nicht daran, daß sie auf der Straße vor dem Schaufenster stand. Traumerloren murmelte sie die großen Zahlen der Reihe nach vor sich hin. Am ersten Weihnachtstage würde sie, wie in jedem Jahre, nach Hause fahren, vor ihr liebes, gutes Mütterchen hintreten und fragen: „Was hab' ich hinter'm Rücken?“ Der Gedanke ließ ihr Herz schneller schlagen. Und dann die Ueberraschung und Freude der Mutter! Ein Christbäumchen würden sie kaufen und ausschmücken. Im Geiste sah sie die Lichter erglänzen. O, du fröhliche, seelige Weib — — — Erschreckt fuhr sie zusammen und erwachte aus ihren schönen Träumen. Ein Bäckerjunge hatte sie etwas unsanft mit seinem großen Korbe argerempelt. Jetzt merkte sie erst, daß es empfindlich kalt war. Der rauhe Nordwind pfiß mit solcher Wucht durch die lange Straße, als wolle er mit



Ein Eugen Richter-Gedenkturnm in Hagen.

den winzigen Schneeflocken bis zum Ende der Welt eilen. Berta zog fröstelnd das Umschlagtuch fester um die Schultern. Ob sie mal hineingehen sollte. Im Klur blieb sie zögern stehen.

„Kommen Sie nur herein, mein Fräulein!“ rief der Geschäftsinhaber, der Berta durch die Glasstür gesehen hatte.

Berta trat zögernd ein und brachte schüchtern ihr Anliegen vor. Sie wurde noch verwirrter, weil der Mann sie durch die blühenden Brillengläser mit seinen dunklen Augen so eigentümlich ansah. Endlich sah er in einer Gewinnliste nach. Auf einmal legte er den Zeigefinger auf eine Stelle der Gewinnliste, drehte sich herum und sagte plötzlich nach sekundenlangem Schweigen und Anstarren: „Fräulein, Sie haben gewonnen!“

Wenn der Blik vor Berta niedergeschlagen wäre schlummer hätte sie nicht zusammenschrecken können, wie bei der kurzen, fast barschen Anrede des Loheshändlers. Ihr Herz klopfte ihr zum Zerpringen. Wild summte es ihr im Kopfe. Ihr liebes Mütterlein, wenn die das große Glück wüßte. Das Glücksgefühl trieb ihr Tränen in die Augen.

Plötzlich drehte sich der finstere Mann wieder um. „Es stimmt, 500 M. sind's . . .!“

Berta war sprachlos. Mechanisch nahm sie das viele Geld, 100 Mark in Gold und vier Hundertmarktscheine, die sie gar nicht konnte, in Empfang. Sie bedankte sich auf das herzlichste bei dem jetzt sehr freundlichen Manne, der sie sogar bereitwilligst bis zur Tür begleitete. Die Grimasse, die er hinter ihr her machte, sah sie nicht. Auch hörte sie nicht das Wort: „Schafstopf“, das der Lohesverkäufer mehrere Male aussprach und sich dabei mit hämischem Lächeln die Hände rieb.

„Berta!“

„Gnädige Frau!“

„Kommen Sie doch mal sofort mit!“

„Gleich, gnädige Frau, ich will eben das Paket zacknüren.“

„Nein, lassen Sie nur . . .! Kommen Sie!“ setzte sie wieder energischer werdend hinzu.

Berta richtete sich aus ihrer knienden Stellung auf. Ihre Wangen waren freudig gerötet und ihre blauen Augen blühten. Sie wollte heute, am ersten Weihnachtstage, wie alljährig, zu ihrem Mütterchen fahren, darum klopfte ihr auch das Herz so ungestüm. Und gerade diesmal brachte sie etwas ganz besonderes mit. Viel Geld. Ein unendliches Glücksgefühl durchströmte sie. Sie merkte garnicht, daß ihre Herrin so furchtbar ernst ausah. Schnell schob sie ihren Hut wieder zurecht — sie war schon fertig angezogen, um abreisen zu können — und folgte ihrer Gebieterin nach unten. Frau Ladmann sprach kein Wort. Erst als sie im roten Salon angelangt waren, drehte sie sich herum und sah Berta eine kurze Zeit streng an. Dann wandte sie sich ab. Auf einmal trat Frau Reineke-Fuchs vor. Sie hatte das Mädchen eine Zeitlang durch ihre langstielige Vorquante kritisch beobachtet. Ohne jede Einleitung sagte sie plötzlich: „Wo haben Sie das Geld?“

Berta blickte ihr verwundert in das finstere Gesicht. Sie verstand Frau Reineke-Fuchs nicht. Was für Geld! Meinte die Fragestellerin ihren ängstlich gehüteten Lotteriegewinn? Unwillkürlich machte sie eine Bewegung nach der Tür hin.

„Halt!“ schrie Frau von Reineke-Fuchs. Dann drehte sie sich zu ihrer Schwester hin und sagte ganz tief und feierlich: „Sie ist entlarvt . . .! Sie hat's . . .!“

Berta wurde ängstlich. Sie verstand die eigentümlichen Reden nicht. Sollte die arme Frau von Reineke-Fuchs plötzlich irrsinnig geworden sein? Sie war immer schon etwas anders gewesen, als andere Menschen. Sie bekam Angst und sah hilflos zur Frau Ladmann hin. Doch diese schien gar keine Notiz mehr von ihr zu nehmen. Sie blätterte nervös in einem auf dem Tische liegenden Album. Ob sie das sonderbare Benehmen ihrer Schwester gar nicht merkte? Alles dies schoß Berta blihartig durch den Kopf.

„Wollen Sie das Geld herausgeben, was Sie mir gestohlen haben? Sie nichtswürdige Person!“

Berta begriff immer noch nicht die ihr entgegengeschleuderten zornigen Worte. Plötzlich kam ihr die Erkenntnis. Man hielt sie für eine Diebin. Das würde sich ja bald aufklären. Darüber war sie beruhigt. Hier mußte ein böser Irrtum vorliegen. Sie hatte in ihrem Leben noch keine Stednadel entwendet.

„Sie irren, gnädige Frau, ich habe niemand etwas entwendet.“ erwiderte sie ruhig.

„Solch' gemeines Geschöpf!“ rief Frau von Reineke-Fuchs

zischend aus. „Nein, solch ein verderbter und verlogener Charakter ist mir denn doch noch nicht vorgekommen! Gleich auf der Stelle geben Sie die 450 Mark heraus, die Sie mir aus dem Portemonnaie von meinem Toiletentisch genommen haben.“

Berta bekam Angst. „Großer Gott!“ sagte sie sich, „soll das im Ernst gemeint sein.“ Ein Grauen überkam sie. Sie verspürte plötzlich, daß es ihr warm und wieder kalt wurde. „Nein, nein!“ schrie es in ihr auf, „es ist nicht möglich.“ Tränen entstürzten ihren Augen. „Gnädige Frau, ich habe das Geld nicht genommen . . .! Liebe gnädige Frau . . . ich hab' es nicht.“ Das Schluchzen ersticke fast ihre Stimme.

In den grauen Augen der Frau von Reineke-Fuchs zeigte sich kein Erbarmen. Kalt und steif stand sie da, und nicht das geringste Zeichen deutete darauf hin, daß die jammervollen Töne der schluchzenden und bittenden Berta ihr hartes Herz erreichten. Fest und unbeugbar war und blieb sie. Davon zeugte auch der Ton, als sie sagte: „Die Polizei soll kommen!“

Entsetzt schrie Berta auf. Die Polizei sollte kommen und sie ins Gefängnis abführen, und sie hatte das Geld doch nicht genommen. „O, Gott! ach Gott!“ rief sie ein über das andere Mal aus. Auf ihrem Stuhlchen sank sie von der Seelenpein und der folternden Angst überwältigt in die Knie. „Mutter . . .! Mutter . . .! komm, hilf mir . . .! Ich hab's ja nicht getan . . .! Lieber Gott!“ betete sie inbrünstig, „hilf mir! Du weißt, daß ich unschuldig bin . . .!“ Wie lange Berta vor ihrem Bett auf den Knien gelegen hatte, wußte sie nicht. Sie schreckte plötzlich auf, als eine fremde Stimme hinter ihr sagte: „Nun stehen Sie mal auf!“

Gehorsam folgte Berta und wendete dem uniformierten Polizeibeamten ihr tränenüberströmtes Gesicht zu.

Der Polizeikommissar richtete seinen strengen, forschenden Blick einen Augenblick durchdringend auf die zitternde Mädchen-gestalt, als wolle er auf dem Grunde ihrer Seele lesen. Er fühlte Mitleid mit dem armen Mädchen. So sehr, wie Frau von Reineke-Fuchs, war er von der Schuld Bertas noch nicht überzeugt. Aber, er mußte seine Pflicht tun. Als Berta immer wieder weinend betonte, sie habe das Geld nicht, beschloß er bei sich, nochmals die beiden Damen nach den näheren Umständen zu fragen.

„Nein, Herr Kommissar, ganz ausgeschlossen, daß jemand anders in das Zimmer kommt. Meine Schwester und ich waren im Schauspielhaus gewesen. Das Portemonnaie mit dem Gelde hatte ich mit dem Opernglase in meinem Compagbour. Warten Sie bitte einen Augenblick, Herr Kommissar, ich will den Compagbour holen, dann können Sie sich überzeugen, daß daraus nichts verloren gehen kann.“

Schnell tauchte sie hinweg und kehrte schon nach ganz kurzer Zeit in fieberhafter Hast zurück. Ihre Augen glühten in unheimlichem Glanze. Selbst den im Dienste abgehärteten Kommissar beiseitlich ein leises Unbehagen, als er der unerbittlichen Anklägerin in das gerötete Gesicht blickte und die scharfen Linien um die Mundwinkel wahrnahm.

„Om,“ sagte der Kommissar, und nahm den Compagbour in die Hand. Der ist allerdings ziemlich geräumig, und ist schlecht anzuschauen, daß daraus so ohne weiteres etwas verloren geht.“

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Haben Sie vielleicht Ihr Taschentuch auch in dem Compagbour aufbewahrt?“

„Ja — gewiß. Aber, warum fragen Sie danach, Herr Kommissar?“

„Könnte es nicht möglich sein, daß Sie unterwegs das Taschentuch herausgezogen haben?“

„Ach so! Jetzt verstehe ich. Sie meinen, dabei könne auch das Portemonnaie verloren gegangen sein?“

„Ganz recht, gnädige Frau.“

„O, das ist ganz ausgeschlossen! Nein . . . Ich bin darni sehr vorsichtig. So etwas passiert mir nie!“ Fast schroff sprach sie diese Worte. Dann fing sie nach einer kleinen Pause etwas besänftigter wieder zu reden an. „Ich habe ja auch eine Annonce in die Zeitung einrücken lassen, es hat sich aber niemand gemeldet. Das ist doch der beste Beweis!“

Ein kaum bemerkbares Lächeln umspielte die Mundwinkel des Polizeibeamten. Darüber war er etwas anderer Ansicht.

„Haben Sie die Sachen des Mädchens schon nachgesehen?“ fragte er nach kurzem Nachdenken.

„Nein,“ erwiderte Frau von Reineke-Fuchs, während Frau Ladmann, die sich überhaupt während der ganzen Zeit passiv verhalten hatte, sich mit einem Popfshütteln begnügte.

Alle drei gingen wieder in das Zimmer Bertas hinein. Frau von Keinele-Fuchs begann sofort die Sachen des vor Scham erglühenden Mädchens auszupacken. Sehr genau untersuchte sie alles. All die Kleinigkeiten, die für ein Mädchen noch begehrenswert sind, kamen zum Vorschein. Bisher war noch nichts von dem Gelde gefunden. Berta stand jetzt, nachdem sie das Schamgefühl überwunden hatte, gefast da. Sie hatte ja nichts Ungerechtes getan. Plötzlich stieß Frau von Keinele-Fuchs einen leichten Schrei aus. Zwischen der Wäsche hatte sie ein einfaches Perimutterlästchen gefunden. Als sie es aufmachte, leuchteten ihr Hundertmarkscheine und Goldgeld entgegen. Alle standen betroffen da und drei Augenpaare richteten sich nach dem Mädchen hin.

„Run!“ rief Frau von Keinele-Fuchs triumphierend mit erhöhter Stimme und blickte überlegen von einer zum andern.

„Allerdings, gegen den Schuldbeweis ließ sich nichts sagen. „Run, Fräulein,“ sagte der Kommissar streng, „werden Sie doch nicht mehr leugnen!“

„Ich habe nichts genommen,“ erwiderte Berta ruhig. „Wa-a-s! Sie wollen immer noch leugnen! Wo stammt denn das viele Geld her?“

„500 Mark sind's!“ rief Frau von Keinele-Fuchs dazwischen. Sie hatte das Geld schnell nachgezählt und hielt es in der Hand.

„500 Mark,“ wiederholte der Kommissar. „Om!“

„Die habe ich in der Lotterie gewonnen,“ sagte Berta und blickte ängstlich zu Frau von Keinele-Fuchs hin, die sich ihren ganzen Reichtum angeeignet hatte. Sie dachte dabei an ihr armes Mütterchen, der sie mit dem Gelde die große Weihnachtsfreude machen wollte. Heute Abend noch wälte bei ihr zu Hause, in dem kleinen, trauten Stübchen, mit all den bekannten und liebgewonnenen Möbelstücken, der strahlende Christbaum durch die blanken Fenster, die nur zur Hälfte mit den schneeweißen Gardinen bedeckt wurden, in den kalten Winterabend hinausshimmern. Wie schön hatte sie sich alles zurechtgedacht. Die Tränen stiegen ihr wieder hoch und rollten ihr über die Wangen.

Die Umstehenden hatten die Erregung des Mädchens wohl bemerkt, sich aber ruhig verhalten, weil sie bestimmt glaubten, die Diebin würde ein offenes Geständnis ablegen. Aber sie sagte nichts, sondern verbarg ihr Gesicht schlachzend in die Hände.

„Bestehen Sie es ein, Fräulein, es ist besser für Sie. Das mildert die Strafe,“ mahnte der Kommissar.

„Das Geld habe ich in der Lotterie gewonnen,“ erwiderte Berta, für einen Augenblick die Hände vom Gesicht wegnemend.

Frau von Keinele-Fuchs wollte etwas sagen, der Polizeikommissar winkte ihr jedoch Schweigen zu.

„So! Dann wollen wir beide mal zusammen zu dem Loheshändler hingehen. Hoffentlich werden Sie ihn wiederfinden. Das wird das Allerbeste sein,“ wandte er sich den Damen zu.

Diese nickten eifrig. Berta zog sich schnell wieder an. Jetzt mußte sich ihre Unschuld herausstellen.

Der Polizei-Kommissar wollte die Sache nicht auffällig machen und gebot Berta, einige Schritte voraus zu gehen. Letztere tat alles mit Freude. Sie dachte nicht im Entferntesten an Weglaufen.

Von den Kirchtürmen läuteten die Weihnachtsglocken hell und feierlich am Morgen des ersten Festtages. Berta dachte mit Wehmut daran, daß jetzt auch bei ihr zu Hause die Glocke des kleinen Kirchleins durch die klare Winterluft ihre hellen Töne erklingen ließ und die Bewohner des kleinen weitläufigen Städtchens zum Festgottesdienste rief. Sie sah im Geiste ihre Mutter mit dem neuen wollenen Puschlagetuch, das sie ihr als besonderes Weihnachtsgeschenk gekauft hatte und mitbringen wollte. Bekannte gingen mit und begegneten ihnen. Überall Freude und frohe, herzliche Wünsche. „Gesegetes, frohes Weihnachtsest!“ schallte es von hüben und drüben. Ob ihr Franz auch schon angekommen war? Er hatte geschrieben, daß er wahrscheinlich am ersten Feiertage auf Wache ziehen müßte. Im Geiste hörte sie den feierlichen Gesang in der Kirche: Stille Nacht, heilige Nacht. Alles schläft, einsam wacht, nur das traute hochheilige Paar, holder Knabe im lockigen Haar, schlaf' in himmlischer Ruh' . . .

Vor dem Hause des Loheshändlers blieb Berta stehen.

„Hier,“ sagte sie.

Der Polizeikommissar betrat mit ihr den Flur. Er mußte

erst mehrere Male schellen, weil der Laden des hohen Festtages wegen geschlossen war. Endlich kam der Besitzer. Durch die blitzenden Brillengläser sah er einen Augenblick Berta und den Polizeibeamten an. Im Moment zuckte er zusammen. Er hatte Berta erkannt. Noch ehe der Polizeikommissar etwas sagen konnte, trat er hastig vor und rief anscheinend sehr erfreut aus: „Ach, Fräulein, das ist ja gut, daß Sie kommen. Ich konnte gar nicht Ihre Adresse in Erfahrung bringen. Sie haben nicht 500, sondern 5000 Mark gewonnen.“

Eine gute Lehre.

Humoristische Skizze. Erzählt von einem Studenten

(Nachdruck verboten.)

In der kleinen Universitätsstadt Tübingen saßen mehrere Studienbrüder beim Glase alten Rheinweins in der Kneipe, wie der studentische Ausdruck für „Wirtshaus“ gemeinhin lautet, und ließen ihrer fröhlichen Laune, eines munteren Köhlein gleich, frei die Zügel schießen.

Der Wirt im Nebenzimmer hatte immer mitlachen müssen, wenn er das fröhliche Gelächter der jungen Leute gehört, so von Herzen kommend und ansteckend klang es. Nun wollte er doch aber auch „mit dem rechten Genieß lachen“, d. h. nicht nur mechanisch, sondern mit vollem Bewußtsein, darum schlug er sein Kontobuch zu, in dem er alle noch ausstehenden Forderungen überrechnen wollte, und ging zu den jungen Männern hinein, die ihn fröhlich begrüßten und dem stets am Launten, gefälligen Wirt ein Glas Wein zutrauten.

„Komm, altes Haus, setz' dich zu uns und sei süß!“ rief ihm einer zu und drückte ihn mit sanfter Gewalt auf einen schnell herbeigezogenen Stuhl. „Du schiffst uns gerade hier im Bund, denn obgleich meine ehrenwerten Kommilitonen gar ergötliche Histörchen zum Besten gegeben haben, so bin ich überzeugt, daß du noch ergötlichere kennst und nicht damit zurückhalten wirst. Und nun heraus damit! — Wir sitzen eben über einen nunmehr selig verstorbenen Uheim dieses hier anwesenden Bruders Studio, der, nach authentischen Nachrichten, dermaßen an Berstrentheit litt, daß er sich unter andern einstmals in einem fremden Hause für den Gastgeber hielt und die anwesenden hat, doch ja die Gläser mit dem ganz ungenießbaren Punsch unberührt zu lassen. Es müsse ein Irrtum vorgefallen sein, er werde sogleich zur andern Geräte sorgen!“

„Om,“ sagte der Wirt, ohne eine Miene zum Lachen zu zeigen, „wenn ich nicht irre, war das derselbe Herr, der sich eines Abends über einen Stuhl hängte, seine Fieder aber ins Bett legte und sich am Morgen beim Erwachen über höchst unerquicklichen Schlaf beklagte.“

Die Studenten brachen in ein schallendes Gelächter aus. „O, das ist köstlich! Bravo! Bravo!“ riefen sie durcheinander. „Sagte ich's nicht,“ nahm der erste Sprecher wieder das Wort, „unser Kneippater weiß immer die besten Geschichten. Da, stoß an! Er soll leben! Und nun erzähle uns mehr von der Sorte.“

Der Wirt räusperte sich; dann hob er an. „Das gerühmteste Menschenkind, das mir je vorgekommen, war wohl unstreitig der hochgelehrte und würdige Professor N. . . in Berlin. Ich weiß es von glaubhaften Augenzeugen, daß er einmal mitten in einem höchst interessanten Vortrag auf dem Katheder abbrach, da ihm der Bleistift, den er zwischen den Fingern drehte, entfallen war. Er blickte dem zerabrollenden Holzchen nach, stieg dann vom Katheder, kauerte sich nieder, um es aufzuheben und — verblieb in dieser kuriosen aller Stellungen, bis er seinen nunmehr wieder aufgenommenen geistreichen Vortrag beendet hatte.“

Den Hausstand dieses würdigen, aber höchst sonderbaren Mannes führte seine unverheiratete Schwester, die ihn treu und sorglich pflegte und gern alles vermied, was den teuren Bruder störte, oder ihm verdrießlich sein konnte. So wollte sie ihm auch den unvermeidlichen Lärm, die Unbequemlichkeit und Unordnung eines nötig gewordenen Wohnungswechsels ersparen, und als der zum Umzug bestimmte Tag erschienen war, hat sie einen Freund des Bruders, denselben nach Beendigung der Kollegia zu einem Spaziergang aufzujubeln und dann erst in die neue Behausung zu führen. In der Zwischenzeit wollte sie dann eilends das Zimmer des Bruders in Ordnung bringen, damit er nachher ganz ungestört sei. So wie nun N. . . am Morgen des Ziehtages das



Bischof Franz Maria Doppelbauer von Linz.

Haus verließ, begann die sorgliche Schwester auch zugleich mit den Geschäften der Umquartierung, und da der gefällige Freund seinen Auftrag auch pünktlich ausgeführt hatte, so betrat der Professor richtig nicht eher die neue Behausung, als bis in dem für ihn bestimmten Studierstübchen alles nach alter Weise geordnet stand, so daß ein Wechsel der Räumlichkeit kaum merklich war. Obgleich nun die neu bezogene Wohnung dem Universitätsgebäude ganz nahe und bedeutend näher gelegen, als die frühere, war, so verließ doch jetzt N. stets eine Stunde vor dem Beginn seiner Vorlesung das Haus und kehrte erst lange nach Beendigung derselben zurück. Der Schwester fiel das natürlich auf, da sie des Bruders sonstige Pünktlichkeit kannte, und sie hatte sich schon vorgenommen, denselben nach dem Grunde dieser auffälligen Aenderung seiner Lebensweise zu befragen, als N. eines Tages über Mittag selbst davon zu sprechen begann.

„Es ist doch recht fatal,“ sagte er „daß wir jetzt so weit von der Universität wohnen!“

Die Schwester sieht ihn erstaunt und fragend an, denn noch näher zu wohnen, ist kaum möglich, wenn man nicht im Opernhaus, in der Akademie oder im Zeughaus einquartiert sein will. Aber N. sieht der Schwester Stutzen nicht und fährt unbeirrt fort:

„Früher brauchte ich des Morgens ganz kurze Zeit, um in die Aula zu gelangen, und war in wenig Augenblicken wieder zu Hause. Jetzt habe ich zweimal des Tages einen weiten Weg zurückzulegen, was mir bei meinen vorgeschrittenen Jahren sehr beschwerlich erscheint und mich mehr als zwei Stunden Zeit kostet.“ —

Ein lautes herzliches Lachen unterbrach hier den Erzähler dieses Faktums.

„Sie haben also die Pointe schon erraten, meine Herren,“ jagte der Wirt, und überheben mich somit der Mühe, sie zu erzählen.“

„Ja, ja,“ rief die lustige Schar, „der alte Herr ging vermutlich immer den Weg, den ihn der treue Freund am Tage des Wohnungswechsels geführt hatte, um der Schwester Zeit zur Einräumung zu gönnen.“

„Richtig!“ sagte der Wirt. „Der gute N. ging tagtäglich die Linden hinaus bis zum Brandenburger Thor, die Chaussee entlang nach dem Goldfischteich, ging von dort quer durch den Tiergarten nach der Tiergartenstraße, durch das Potsdamer Thor wieder in die Stadt hinein und über den Wilhelms- und Gendarmenmarkt seiner Behausung zu. Wer Berlin und seine Entfernungen kennt, wird ermessen können, was das heißt.“

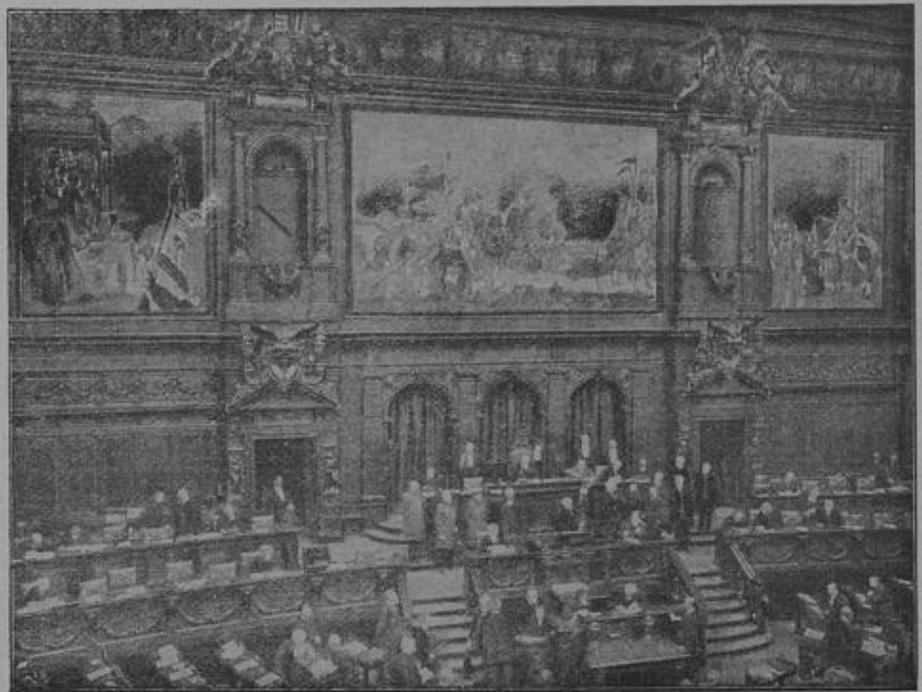
Ein anderes Mal kam N. nach Hause und klagte, er sei lahm geworden. Er habe unterwegs fortwährend hinken müssen. Die Schwester bat ihn, doch einige Schritte zur Probe zu gehen, und — Gott Lob, der gute, alte Professor ging mit gleichmäßigen Tritten durch das Zimmer, aber der eine Stiefel war über und über mit Kot bespizt. — Und was ergab sich? Beim Herausreten aus der Universität war N. mit dem rechten Fuß in den Mühlstein geraten, ohne es gewahr zu werden, und war nun so fortgegangen; den linken Fuß oben auf dem Trottoir, den rechten unten in der Gasse — und glaubte so die traurige Gewißheit zu haben, daß er lahm geworden sei.“

Während man noch über des armen Professors Irrtum lachte, kam ein kleiner Mann auf einem kleinen, gar wunderbar gebauten Schimmel die Straße entlang, hielt vor dem Wirtshause, in welchem die lustigen Studenten beisammen saßen, stieg ab und band sein Köhlein an einen Baum, der neben der Haustür stand.

„Schon wieder die alte Peier“, murmelte der Wirt. „Hab's ihm schon so oft gesagt, daß er seinen Gaul nicht da anbinden soll, aber die alte Gewohnheit ist eine gar zu große Macht; ich muß ihm das schon auf eine andere Weise abzugewöhnen suchen.“

Und während das kleine Männchen quer über die Straße in ein unfern gelegenes Haus schritt, schlich sich der Wirt hinaus und führte den kleinen Schimmel in den Stall. Dann kam er lachend zu den jungen Männern zurück.

„Nenes kleine, graue Männchen“, rief er, „nimmt's mit dem Professor N., wenn auch nicht in Hinsicht der Gelehrsamkeit, so doch in der Zerstretheit auf. Wenn mich nicht alles trügt, wird er uns einen Beweis davon liefern.“



Die drei Wandgemälde im deutschen Reichstag.



Eine sinkende Stadt.

„Wer ist denn jener kleine Herr?“ fragte man.

„Der Pächter aus B. Ein krenzbraver Mann und tüchtiger Landwirt, der die allgemeinste Achtung genießt und von allen, die ihm näher stehen, treu geliebt wird.“

„Aber wenn er so zerstreut ist, könnte es ihm doch leicht einmal passieren, daß er den Weizen in die Kartoffeln säet, oder den Mähen den Hafer vorschüttet.“

„O nein! Er ist nur zerstreut, sobald er nicht in seinem Berufe beschäftigt ist; denn, wie ich schon sagte, er ist ein tüchtiger Landwirt, dem nicht die leiseste Vernachlässigung oder Konfusion auf seinem Pachtgute zum Vorwurf gemacht werden könnte.“

„Also ein Partiell-Zerstreuter, wie man Partiell-Wahnsinnige hat!“ rief einer der jungen Leute.

„Still!“ bat der Wirt, „dort kommt unser lebendes Beispiel. Sie sollen sehen, meine Herren, wir werden einen köstlichen Spaß haben; nur muß ich Sie ersuchen, mich gewähren zu lassen und mir in keinem Punkte zu widersprechen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und der Pächter stürzte herein. „Mein Schimmel, wo ist mein Schimmel?“ rief er dem Wirt entgegen.

Der Wirt zuckte die Achseln. „Haben Sie ihn vielleicht doch wieder draußen an den Baum gebunden?“ fragte er dann forschend.

„Ja,“ sagte der kleine Mann, sichtlich verlegen, „ich bin das von früherer Zeit her so gewohnt, und —“

„Dann wird wohl leider meine häufig wiederholte Voraus-
sage eingetroffen sein“, sagte der Wirt, „und ein Schimmel für
Pferd losgebunden und fortgeführt haben.“

Die Studenten lachten über diese verschieden zu deutenden Worte des listigen Gastwirtes, aber der Pächter merkte nichts davon und murmelte nur vor sich hin: „Gestohlen, gestohlen! Mein guter, alter Schimmel! Und ich Dummkopf bin selbst schuld daran! — Wie komme ich nun aber nach Hause?“ fragte er den Wirt. „Können Sie mir nicht ein Pferd borgen?“

„Recht gern“, antwortete der Wirt, und sein Hausknecht herbeirufend, sagte er diesem, während er ihm kaum merklich mit den Augen zuwinkte: „Führe doch dem Herrn Amtmann eines der Pferde vor, die in meinem Stalle stehen. Du kannst den Schimmel nehmen, der heute hineingezogen ist.“

Der Hausknecht verschwand, aber im Stall lachte er dermaßen, daß er fast kirschbraun im Gesicht ausah, als er kurz darauf mit dem Schimmel des Pächters vor der Tür des Gasthauses erschien. Auch die Studenten vermochten kaum ein Gelächter zu unterdrücken, als der kleine Mann, ganz niedergeschlagen über den ihm zugesägten Diebstahl, sich höflichst bei dem Wirt für das zum Ersatz gestellte Pferd bedankte, sich in den Sattel schwang und von dannen ritt, nachdem er hoch und teuer versichert, er werde nie wieder so

baum sein, sein Pferd auf offener Straße den Dieben preiszugeben.“

„Ich schide Ihnen morgen dieies hier zurück!“ rief er noch im Davontraben, überhörte aber ganz das lustige: „Ist nicht nötig!“ das der Wirt ihm nachschickte und das von einem wiederholenden Gelächter seiner Gäste und des im höchsten Grade belustigten Hausknechtes begleitet wurde.

Indes ritt der kleine Pächter schwermütig heimwärts und dachte seufzend an die Tugend seines verlorenen Schimmels, gegen welche ihm die des geborgten, den er ritt, sehr winzig erscheinen wollte.

In allen Ortschaften, welche er passierte, fragte er die Leute, ob sie nicht einen Menschen mit einem Schimmel gesehen, der so und so gezeichnet und gebaut sei, und dann beschrieb er so genau das Pferd, auf dem er ritt, daß die Befragten einander spitzschüttelnd

ansahen und nicht recht wußten, was sie antworten sollten. Da aber der gute Pächter nirgends Kunde von seinem geliebten Schimmel erhielt, so wurde er immer betrübter, und als er dabei vom Schimmel stieg, da sagte er ganz weinerlich zum Stallknecht, der ihm den Steigbügel hielt:

„Johann, die satirischen Lübinger haben mir meinen alten Schimmel gestohlen! Diesen hier hat mir der Adlerwirt geborgt; reiß ihn gut ab, füttere ihn brav und morgen in aller Frühe bring ihn zurück.“

Aber Johan stand wir vom Donner gerührt. „Jemine!“ rief er endlich, „dies ist ja unser alter Schimmel!“ und nun überzeugte sich der Pächter zu seiner nicht geringen Freude, daß dem in der Tat so sei und, während er den alten Gaul lieblosste und umhastete, rief er vergnügt: „Der Taufend, ist der Adlerwirt ein schlauer Patron! Dem werd' ich's gedenken! Und er gedachte es ihm auch, denn am anderen Tage schickte er ihm einen feisten Truthahn und ließ ihm sagen, er bedanke sich schönstens für die erhaltene Lehre und künftia werde er sein Pferd nicht mehr an den Baum auf der Straße anbinden.“

Das ist ein wahres Geschichtchen, das mir und meinen Freunden viel Vergnügen machte.



Der erste russische Erzbischof.

Die Kronenschlange.

Sage von Dr. C. Bentlage.

(Nachdruck verboten.)

Tief im Walde, wo keine Wege sind und keine Sonnenstrahlen durch die dichte Laubdöschung dringen, noch auch liebe Kräuter und Blumen sprossen, die des Menschen Augenweide sind — auch die Bienen und bunten Schmetterlinge mögen sie gerne leiden — da wuchern Schierlingsbolden und gräuliche Giftpflanz. Die wachsen an den Rändern eines stinkenden Wasserumpfes, welcher da tief im Walde liegt, wie ein eiterndes Auge eines Unholden. Darin wälzt sich eine große, große Schlange; die hat einen schuppigen Leib und schlägt den buntschneidigen Schweif in riesige runde Ringeln. Auf dem vierschrötigen Krötenkopfe aber trägt sie eine Krone aus rotem Golde; darin lugen lichte Edelsteine und prangen herrliche preiswürdige Perlen. Wer die Krone gewinnt und damit gegen Sünden pilgert, in den Untersberg, damit Karl der Große sie ihm auf's Haupt setze, der wird immerdar Kaiser sein und des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zerfahrene Glieder zu einem großen, unbefiezbaren Volke einigen.

Von Zeit zu Zeit schleicht die Schlange aus dem schmutzigen Schlamm, in die strahlende Pölle zu dem blinkenden Bache, um sich zu baden. Dann gleicht ihr schuppiger Rücken und schillert tausendfarbig in den Strahlen der Sonne, dann leuchten die Edelsteine und Perlen in der Krone mit mächtigem Glanze. Wenn sie aber in das Wasser hinabsteigt, so legt sie die Krone auf den Rand des Baches, bis das Bad geschehen ist.

Als die Kronenschlange eines Tages badete, schlich sich ein Jägersmann hinter den Erlenstrauch, griff die gleichende Krone, schwang sich hastig auf seinen Hengst und jöngte in laufendem Galopp von dannen. Die Schlange aber setzte ihm Gift und Galle geifernd nach, durch Busch und Brachland, durch Wiese und Wald, über Berge und Tiefen ging es in fliegendem Saue.

Da sprang der Böse aus der Erde hervor und fiel dem Noth des Mächtigen in die Fügel, daß es wild aufbäumte und den Jägersmann abwarf. Der wäre wohl heillos verloren gewesen und von der Schlange elendiglich zermalm worden, hätte er nicht das heilige Kreuzzeichen gemacht; so aber verschwand der Böse, wie er gekommen.

Der Schlange warf er die Krone in den aufgespannten Rachen, sah hurtig wieder auf und wurde so gerettet.

Die Kronenschlange windet sich noch immer in dem wilden Weidher, tief im Walde, wo keine Wege sind.

Der Zweikampf in der Küche.

Von F. Schmidt.

Von dem hohen Turme der St. Petrikirche verkündeten zwölf dumpfe Töne die Mitternachtsstunde.

Tiere und Menschen schliefen. Da wurde es plötzlich in der Küche lebendig. Der schlauke Borstbesen schüttelte das wohlfrisierte, mächtige Haupt und dehnte und reckte sich. Die Stürzen stießen klirrend aneinander. Die Kaffeemühle drehte sich von selbst, bis sie fast schwindlig war, und das Radelholz rollte vor Wohlbehagen auf der langen Küchentafel hin und her. Nur der altersschwache Dreifuß, welcher im Dienst für die Menschheit ein Bein verloren hatte und gedankenvoll in einem Winkel lag, verhielt sich ruhig.

„He, alter Griesgram,“ rief laut ein großer, eiserner, zweihenkliger Topf und stemmte seine beiden Arme herausfordernd in die Seiten, „bist du dumm! Weßhalb betätigst du dich nicht an dem allgemeinen Feste, welches heute zu Ehren der Vermählung von Borstweid und Kerichtschauer gefeiert wird?“

„Laßt mich in Ruhe!“ brummte unwirsch der zweibeinige Dreifuß; „ein Mann von meiner Herkunft und meiner Bildung findet an Eurem leichtfertigen Gebahren keinen Gefallen.“

„Ho!“ rief eine große, weiße Kaffeekanne und spitzte höhnisch den Mund. „Behagt dir etwa unsere Gesellschaft nicht, so kannst du's ja bleiben lassen, alter Murrkopf!“

„Was prahlst du denn von deiner besonderen Herkunft, Edler von Kuckheim,“ spöttelte ein schwächlicher Quirl, dem die steifen Haare wie eine Strahlenkrone um den großen Kopf standen. „Bist du etwas Besseres als wir andere?“

„Das wollte ich meinen,“ erwiderte mit verletztem Stolge der Dreifuß. „Wißt Ihr denn nicht, daß auf meinem Urahn in Delphi sich jedesmal die heilige Pythia niederließ, wenn sie die weisagenden Orakelsprüche zu tun beabsichtigte?“

„Ho!“ rief mit herausforderndem Tone ein große, zweizinkige Bratengabel. „Du sollst wissen, hochgütiger Putzschemel, daß ich in gerader Linie von des Meerergottes Neptun Dreizack abstamme.“

„Und ich von Bullaus Hammer!“ bemerkte ein alter, schmutziger Kohlenhäufel.

„Unsinn,“ brummte, gegen die Gabel gewendet, geringschäßig der Dreifuß, „wo hast du denn deinea dritten Faden?“

„Der ist mir im ehrlichen Kampfe mit einem mächtigen Stier, den ich in Gestalt eines feistigen Lendenbratens durchstach, verloren gegangen“, bemerkte die Gabel. „Kannst du mir etwa ähnliche Heldentaten von dir berichten?“

„Wenn du nichts weiter verlangst,“ erwiderte stolz der Dreifuß. „Sieh mich an, auch mir fehlt ein Bein, daß ich



Für die Kinderwelt.



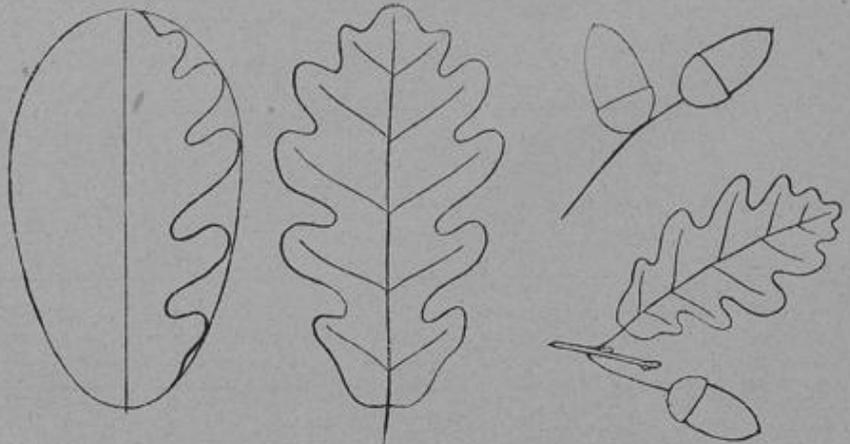
Rätsel.

Sagt an, ihr Kinder, was ist das?
Es schleicht umher im grünen Gras,
Im grünen Gras und auf dem Baum.
Und duckt sich schlau, ihr seht es kaum.
Den Vogel will's mit List erhaschen,
Die Brut im Neste überraschen,
Und wenn ich gar ein Mäuschen wär,
Dann fürchtet' ich den Schleicher sehr.

Riesin-Riesin.

Es werden unter die Anwesenden die Worte verteilt: Haisch, Hetsch, Hitsch, Hotsch, Hutsch. Auf ein gegebenes Zeichen ruft jeder sein Wort und das großartigste Riesin durchdringt die Luft, gefolgt von einem endlosen Geächter.

Zeichenecke.



gleich dem tapferen Solowen, beim todesmutigen Anshalten im stärksten Feuer verloren habe."

"Blas da," rief plötzlich der sein frisiertes Borstwid, welcher seine Braut, die blanke Rehrichschaufel, fest umschlungen hielt und mit ihr in munteren Sprüngen durch die Küche tanzte.

"Au weh!" erlang es da mit einem Male, "wenn ihr's nicht besser könnt, so bleibt lieber an eurem Nagel hängen!" Die beiden Tanzenden hatten nämlich den alten Dreifuß auf das Bein getreten.

Ein allgemeiner Wortwechsel entstand, und die Gabel ließ es an spitzigen Bemerkungen gegen den Dreifuß nicht fehlen; in diesem erwachte davon der alte Latendurst, und vor lauter Kampflust fing er über und über zu glühen an.

"Hättest du wohl den Mut, einen Zweikampf mit mir zu wagen?" meinte der Dreifuß, zur Gabel gewendet.

"Warum nicht?" entgegnete diese und rümpfte die Nase.

"Zu wagen wird es überhaupt dabei nicht viel geben. Ich nehme die Herausforderung an, werde aber, wie ein echter Ritter, nur zu Pferde kämpfen."

Sofort rüsteten sich beide Parteien. Die Gabel nahm eine lange Spindnadel als Lanze und ein kleines Gewürzreibeisen als Schild und bestieg das Kampstross. Dasselbe war ein großes, zweischneidiges Wiegemeßer, auf welchem sie wie auf einem Schaufelruder auf- und niederwühlte.

Der tapferere Dreifuß dagegen erkor sich eine schwarze Staffeltrommel, welche auf einem vierbeinigen Gestell ruhte, als Köhlein und ein scharfes Küchenmesser als Schwert.

Jetzt gab ein stattlicher Trichter in blanker Rüstung das Trompetensignal zum Angriff. Die Gabel legte die Lanze ein und bog mit ihrem Pferde zum kräftigen Stoße weit zurück. Der kampflustige Dreifuß ergriff mit fester Hand das Schwert zum wuchtigen Diebe.

Jetzt wiegt sich das Roß der Gabel nach vorn. In demselben Augenblick, fauste das Schwert des Dreifußes durch die Luft, und der Schild der Gabel rollte klirrend zur Erde. Zugleich aber traf ein wohlgezielter Stich mit der Spindnadel den Dreifuß, der davon das Gleichgewicht verlor. In weitem Bogen flog er von seinem Streitross und in einen Eimer, der mit Wasser gefüllt war. Ein lebhaftes Plischen und ein Aufsteigen eines Dampfswöllchens erfolgte, dann war es still.

Der Dreifuß hatte seine Heldenseele ausgehaucht. Die Gabel indessen war durch das Bäumen ihres Pferdes ebenfalls aus dem Sattel gefallen und stand jetzt, fest angespießt, mit beiden Beinen am Boden.

Der ganze Vorgang aber machte auf alle Zuschauer einen solch komischen Eindruck, daß ein allgemeines Gelächter und lebhaftes Weisfallsgeräusch losbrach. Das Radelholz wälzte sich wieder vor Vergnügen auf der Tafel hin und her; die Kaffeemühle drehte sich, bis es ihr schwindlig wurde; die Turle und Rührlöffel sprangen lustig auf einem Beine, und das große Reibeisen rieb sich vor Lust an der Wand, so daß es ganz weiß auf dem Rücken wurde.

Recht schlimm aber bekam der allgemeine Jubelausbruch einem umfangreichen, lödernen Topfe, welcher so bestig lachte, daß er einen großen Sprung erhielt.

Da verkündete plötzlich die Turmuhr das Ende der Mitternachtsstunde. Der Mond, welcher bisher freundlich zum Fenster hineingelacht hatte, verhüllte sein mildes Antlitz mit einer großen Wolke, und alles war wieder still.

Der Langschläfer.

Von J. Staudigl.

Hermann wollte des Morgens nicht aus dem Bette. Die Sonne lachte zum Fenster herein, auf der Straße lägte längst der fleißige Nachbar sein Brennholz, und die Vögel sprangen und sangen auf dem Gesimse.

Hermann gähnte und redte sich, ächzte und streckte sich von einem Ohr aufs andere. Die Mutter rief zur Tür herein: "Hermann, steh' auf, es ist Zeit!" Der Sohn steckte die Nase unter die Decke und träumte vom Scharaffenland, wo der faulste König ist. Nach einer Weile kam die Schwester und zupfte am Rissen. "Hermann, steh' auf! Schäm dich, du Langschläfer — alle Kinder sind schon auf dem Schulwege. Du wirst zu spät in die Schule kommen und von deinen Kameraden ausgelacht werden." Der Bruder zog die Decke über die Ohren, brummte unwillig und schlief weiter.

Da trat der Vater herein. "Gottlob, Junge —" rief er strengen Tones. "frisch aus dem Bette, eins, zwei — drei!"

Jetzt schlug der Angerufene erschrocken die Augen auf, als er das ernste Gesicht des Vaters gewahrte — schwups, war er aus den Federn. Kleinlaut bot er "Guten Morgen", froh in die Kleider wie eine Schnecke ins Haus, wusch Gesicht und Hände und wollte sich dann an den Frühstückstisch legen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Tisch war bereits abgeräumt, und der Vater wies auf die Uhr: "Du hast die rechte Zeit verschlafen; spüte dich, daß du zu rechter Zeit in die Schule kommst, du Siebenschläfer!"

Beirübt gehorchte Hermann und eilte, so schnell er nur konnte. Wohl knurrte sein Magen, aber das bißchen Hunger tat keinen Schaden, das dürft ihr glauben.

Als er wieder daheim war, befahl ihn der Vater zu sich. "Junge", sprach er, "du fängst an, dein Leben zu verschlafen". Hermann machte erstaunte Augen, der Vater aber fuhr fort: "Hier liegen Papier und Stift; rechne, was ein mäßiger Mensch veräumt, der täglich nur sechs Stunden der Ruhe pflegt!"

Hermann schrieb: In einem Jahre 365 mal 6 Stunden, das sind deren 2190! — "Wieviel in zehn Jahren?" fragte der Vater. — "21 900 Stunden oder nahezu 2 1/2 Jahren," rechnete der Knabe.

"Siehst du," verleszte ernsthaft der Vater, "Du hast als Kind und Langschläfer noch mehr von deiner bisherigen Lebensdauer verschlafen. Das natürliche Bedürfnis des Schlafes nimmt uns soviel Zeit weg, willst du noch mehr vergeuden?"

"Nein," erwiderte Hermann, "ich habe nie darüber nachgedacht. Diese Zahlen erschrecken und belehren mich. Von heute an will ich dem Schlaf nicht mehr geben, als nötig ist!"

Nützliches fürs Haus.

— **Eier-Runsch.** Sechs ganze Eier und zehn Eiergelb, Saft und Schale von zwei Zitronen, einhalb Kilo feinen Zucker und fünf Flaschen Rhein- oder Moselwein werden auf dem Feuer tüchtig geschlagen, bis die Masse einmal aufkocht, dann nimmt man den Topf vom Feuer, schlägt den Runsch noch, bis er etwas abgekühlt ist, und gibt unter beständigem Schlagen eine ganze Flasche feinsten Rum dazu. Warm oder kalt zu trinken. Sehr schwer!

— **Obstkuchen.** Man verrührt 16 Gramm Hefe mit 250 Gr. feinem Mehl und einachtel Liter lauwarmer Milch. Ist dies gut ausgegangen, so menge man nochmals ebenso viel Milch, Mehl und Hefe, nebst 250 Gr. geschmolzener Butter, einem ganzen und zwei gelben Eiern, drei Eßlöffel voll Zucker und ein Teelöffel Salz dazwischen, verarbeite den Teig gut, rolle ihn in viereckige Kuchen ziemlich dünn aus und belege ihn dicht mit Apfelschnitzen oder ausgesteinten Zwetschen. Auf das Obst werden kleine Stückchen Butter geschnitten, dann streut man mit Zucker vermischte Schwarzbrotkrumen ziemlich dick darauf und macht einen dünnen Teigrand darum. Man backt den Kuchen in ziemlich heißem Ofen.

— **Zum Gurgeln und Auspinseln des Mundes** eignet sich besonders der Rosenhonig. Man erweicht ein Viertel frische Rosenblätter in etwas kochendem Wasser, drückt den Saft aus, filtriert ihn und kocht ihn mit ein Viertel Honig zur Syrupdicke ein. Zum Gebrauch ist er zu verdünnen.

— **Kochsalz als Reinigungsmittel.** Fiede in Herrentleibern reinigt man durch etwas in Salmiakgeist aufgelöstes Salz, dem man etwas Wasser zusetzt. Wasserlecke auf geheizten Möbeln weichem einem Ueberreiben mit in Baumöl aufgelöstem Salz. Salz auf Rotweinflecke im Tischzeug zerstreut und vertrieben, läßt sie verschwinden.

**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife**

erzeugt rosiges, jugendliches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten.

2 Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Ein Eugen Richter-Gedenkurm in Hagen. (Vgl. das Bild Seite 17.) Dem verdienten parlamentarischen Führer Eugen Richter (gestorben 1906 im Alter von 68 Jahren) wollen seine politischen Freunde in der westlichen Stadt Hagen, die er mehr als dreißig Jahre im deutschen Reichstage vertreten hat, ein Denkmal errichten. Das von dem Architekten Gustav Werner in Barmen entworfene Denkmal stellt einen Turm dar, in dem die markige Kraft des großen Parlamentariers, sein unbegrenzter Wille und sein zähes Festhalten an den Grundsätzen, die er einmal für richtig erkannt, ähnlich zum Ausdruck gelangt.

— Bischof Franz Maria Doppelbauer von Linz. Bischof Doppelbauer (Vgl. das Bild Seite 20) wurde als Sohn eines oberösterreichischen Bauern geboren. Eine der merkwürdigsten Episoden seines Lebens war ein Zug nach dem Heiligen Land, den er an der Spitze von 500 österreichischen Pilgern im Jahre 1900 unternahm. Durch längere Zeit wirkte Bischof Doppelbauer auch als Rektor des deutschen Priesterkollegiums in Rom.

— Die drei Wandgemälde im Deutschen Reichstag. (Vgl. das Bild Seite 20.) Seit kurzer Zeit ist der große Sitzungssaal des Reichstages mit drei Wandgemälden geschmückt, um die ein Streit darüber entbrannt ist, ob die Motive richtig gewählt sind. Das große, mittlere Bild zeigt einen deutschen Soldaten, der vor König Wilhelm I., Bismarck und Molke eine französische Fahne senkt. Zu beiden Seiten dieses Gemäldes sind Episoden aus der Regierungszeit Karls des Großen und Kaiser Barbarossas dargestellt. Das Senken der französischen Fahne wird von überängstlichen Gemütern als eine Herausforderung des französischen Nationalempfindens ausgelegt.

— Eine sinkende Stadt. (Vgl. das Bild Seite 21.) Die etwa 15 000 Einwohner zählende Stadt Delsnis in Sachsen ist infolge der Arbeit in den benachbarten Kohlenbergwerken unterminiert und droht einzustürzen. Die neu erbaute Hauptschule mußte plötzlich geschlossen werden, da sie ebenso wie viele andere Gebäude Risse zeigt.

— Der erste russische Erzbischof. (Vgl. das Bild Seite 21.) Von den 140 Millionen Bewohnern des russischen Reiches bekennen sich 14 Millionen zur römisch-katholischen Kirche. Den vielfachen Bitten der russischen Katholiken um einen eigenen Erzbischof hat Papst Pius X. erst jetzt entsprochen und ihnen Mgr. Nunlowiski als solchen gegeben. Der griechisch-katholischen Kirche gehören 98 Millionen Russen an, der lutherischen 7 Millionen, der israelitischen 6 Millionen. Die übrigen bekennen sich zum Mohammedanismus und zum Buddhismus.



Zur Unterhaltung.



— Böjer Druckfehler. (Aus einer Rusikritik.) ... Zuweilen lieb der im übrigen sehr gewandte Klavierspieler Sauberkeit vermissen. Auch kratzte er oft, besonders bei den Läusen.

— Vorbestraft. Eine Schülerin der Ia-Klasse ist als Zeugin geladen. Nachdem der Vorsitzende des Gerichtshofes ihre Personalien festgestellt hat, fragt er: „Sind Sie vorbestraft?“ Besämt schlägt das Dämchen die Augen nieder und haucht errötend: „In der sechsten Klasse mußte ich einmal in der Ecke stehen!“

— Aus einem Roman. Der Zammerrat machte ein nachdenkliches Gesicht.

— Verkehrte Begabung. Wenn deine Trauerspiele immer durchfallen, warum schreibst du denn nicht einmal einen flotten Schwank? — Dichter: Ich kann nun mal nichts anderes dichten, als Tragödien, — darin bin ich komisch!

— Unbedacht. „Wie ich hörte, verlobten Sie sich im Verlauf des Karnevals?“ — „Zawohl, am Narrenabend.“

— Unnötig. Vater: Junge, du setzt ja gar keine 3-Punkte in deiner schriftlichen Aufgabe! — Junge: Ach, wozu denn, unser Lehrer ist sehr klug, der weiß schon, was es heißen soll!



Rätsellecke.



Bezierbild



Wo ist die Rama?

Abstrich-Rätsel.

Durche, Fichte, Siegel, Acht, Rübe, Herr, Kralle, Ganges, Spende, Minister.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist die Hälfte der Buchstaben abzustreichen; die übrig bleibende Hälfte muß aus nebeneinander stehenden Buchstaben bestehen. Werden diese Gruppen im Zusammenhang gelesen, so müssen sie einen Sinnpruch bilden.

Dreisilbige Charade.

Durch die Lüfte hin und her können dich die ersten tragen. Wenn die Drei dein eigen wär, könntest du wohl vorwärts jagen. Sag' das ganze noch so schnelle, Nimmer kommst du von der Stelle.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer

- Charade: Windrose.
- Buchstabenrätsel: Wacker — Adler.
- Vorträtsel: Reittier.
- Rebus: Maschinen-Ingenieur.



Der gefoppte Prahlhans.

Eine Studentengeschichte von Walter West.

(Nachdruck verboten.)

Dem unfreundlichen Wintertage war ein herrlicher, klarer Dezember-Abend gefolgt. Die Äste und Zweige der Eichen und Pappeln waren ihrer Knospen und ihres grünen, duffigen Blätter Schmuckes beraubt; schon lange hatte der grimme Wintersmann sie mit Schnee und Reif überzudert. Die Zaunpfähle standen der Reihe nach mit ihren weißen Mützen da, wie zur Parade geordnet. Die gefrorene Schneedecke, in welche Weg und Steg eingehüllt waren, knirschte und knarrte unter dem Schritte der Vorübergehenden, daß es einem kalt über die Brust lief, wenn man's anhörte. Kurz, es war so ein echter, rechter, eiskalter Dezember-Abend.

Der Mond warf sein helles, grünelbes Licht durch die an den Rändern noch mit einem Reifen von Eis umzogenen Fensterscheiben des Gastzimmers im ersten Gasthof des Landstädtchens. Am warmen Ofen saß eine gemütliche Gesellschaft.

Manches Lustige und Traurige aus der Chronik des Landstädtchens wurde zum Besten gegeben. Da durch meine Wenigkeit die Studentenwelt vertreten war, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch auf diese die Rede kam. Dem Küster, einem grundgelehrten Haus, gehörte vor allem andern das Verdienst, diesen Gegenstand angeregt zu haben. Der gab denn auch mehrere der unter unserem Landvolk so beliebten „Studentenfüdchen“ zum Besten. Die Zahl dieser sogenannten Studentenfüdchen, wie sie in Westfalen gang und gäbe sind, ist nebenbei bemerkt, Legion; denn da wird kein Streich ausgeheckt, welcher den armen Studenten nicht auf die Rechnung geschrieben würde.

Mein Onkel Karl war im Laufe der Erörterung in eine sehr vortreffliche Laune verfeßt worden, zu der das Dünnhier auch seinen Teil

beigetragen haben mochte. Daher ließ er sich zum Erzählen nicht lange nötigen, sondern sprach frisch von der Leber weg.

„Dazumal, als ich mich mit dem Studieren abgab, trugen die Leute in den Städten noch alle lange Kutenschwänze auf den Köpfen, wie die Chinesen. Man nannte das Pops. Es gehörte eben mit zur Mode, der alte Fritz hat auch so ein Ding gehabt, und wir Studenten blieben natürlich nicht zurück.“

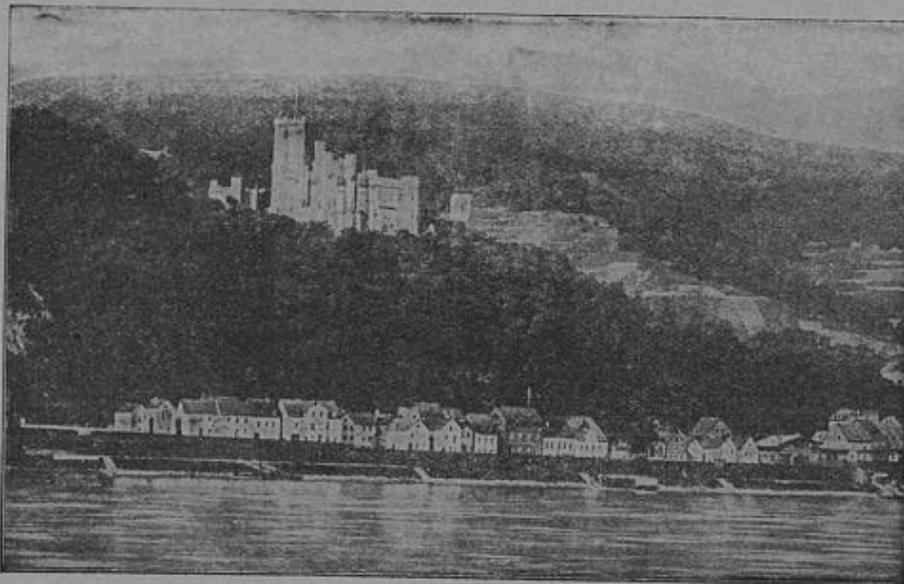
„Unser Magister,“ fiel der Küster ein, „der alte Zurlobe — Gott hab' ihn selig! — der hatte auch einen Pops. Sonntags streute er Mehl darein, Werktags Semmel. Ich weiß es noch ganz gut; war damals ein Junge von neunzehn Jahren.“

„Nun also gut,“ agte der Onkel Karl und lud in seiner Erzählung fort.

„Ich sah damals mit einem meiner Kameraden auf der vorletzten Klasse des Gymnasiums in Münster; die beiden andern unseres vierblättrigen Kleeblattes waren bereits auf der hohen Schule in derselben Stadt und wollten später Rechtsanwälte werden. Das waren aber Kerls, sag' ich euch! Kreuzbrav und kreuzfidel, schmucke, saubere Burschen, daß einem ordentlich das Herz lachte, wenn man sie ansah. Wir bildeten eine gemütliche Kumpaneia, wie ich sie später nie wieder angetroffen habe. Wir lagen aber auch den ganzen sieben Tag zusammen, studierten freilich nicht übermäßig, vergnügten uns aber desto besser.“

Wollten wir 'mal eins „bicheln“, so gingen wir nach Papa Hensmanns.

Der besah damals den ersten Gasthof in der Stadt, und da wir bei ihm zu den Stammgästen zählten, so hatte er uns hinter der Küche eine eigene Kammer eingeräumt. Papa Hensmanns war ein ganz merkwürdiger Kauz, so ein Kerl nach der alten Welt, wie man zu sagen pflegt. Das war er aber auch vom Fuß bis zum Scheitel, dabei der ärgste Prahlhans, den ich je kennen gelernt habe. Keiner hatte so gute Weine wie er! Dem war allerdings



Schloß Stolzenfels am Rhein

so, aber was brauchte er sie darum bei jeder Gelegenheit anzupreisen?

Seinen Wein bezog er unmittelbar aus Frankreich und vom Rhein. Kam dann mal ein neues Fuder an, so ließ er das Faß den ganzen Tag vor seinem Hause stehen, pflanzte sich dabei in der Türe auf und betrachtete es wohlgefällig. Keinen seiner Bekannten ließ er weiter gehen, wenn er nicht erst in sein Selbstlob eingestimmt hatte. Dabei schwohlen ihm dann die Backen an, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, die Andern möchten ihm springen. Wenn es dann und wann vorkam, daß von den andern Gasthofbesitzern einer sich hatte anführen lassen, so strotzte er von Schimpfreden und Hochspröchereien über ihre Tölpelhaftigkeit: ihm sei dergleichen noch nie begegnet; das wäre doch eine Bagatellosache, sich darüber in acht zu nehmen, und was eines Redens mehr war.

Uns war diese Prahlererei schon lange zuwider; wir gewöhnten uns aber gemach daran und nahmen sie mit in den Kauf, weil Papa Flensmanns im übrigen immerhin ein gelungenes Haus war.

So kommt er denn auch eines Abends wieder daher und großt und murrst und schimpft und prahlt, was das Zeug nur halten konnte. Dies Mal galt's dem Bärenwirt. Ein vornehmer Herr sei bei demselben eingelehrt und habe Unterkunft verlangt. Der Bärenwirt, solche Gäste nicht gewohnt, weist ihm sein bestes Zimmer an; der Fremde richtet sich ein, läßt sich die ausgefeiltesten Speisen heraufbringen, trinkt Champagner dazu, verschließt darauf das Zimmer und geht davon, um, wie er sagt, die Stadt sich zu besuchen. Stunde auf Stunde vergeht, aber der fremde Herr kommt nicht wieder. Der Bärenwirt schöpft Verdacht, läßt den Schlosser holen, die Tür erbrechen. . . O jerum! Da ist die kleine Tischuhr verschwunden, und von dem silbernen Vestek ist keine Spur mehr da.

So erzählte uns Papa Flensmanns, er ergoß sich dabei in einen Strom von Flüchen über die Dummheit des Bärenwirtes. Ihm, Flensmanns, würde so etwas nicht vorzukommen sein; das müsse ein ordentlicher Wirt doch jedem Gast aus den Augen lesen können, was Geistes Kind er sei. Das sei eine Eitelhaftigkeit, welche unter Null stehe; aber freilich, der Bärenwirt sei auch nirgends gewesen, als in diesem elenden Nest mit seinen zehn und einigen Tausend Einwohnern. Er, Flensmanns, habe schon als Junge von siebenzehn Jahren als Kellner in der Residenz gearbeitet und so weiter.

Nun, meinte einer von uns, der sich schon lange darauf verlegt hatte, dem alten Prahlhans zu widersprechen, so leicht möchte das denn doch nicht sein. Um jedem den Charakter aus den Augen zu lesen, dazu gehöre schon ein ziemlich kundiger Sterngucker. Zumal in der jetzigen Zeit, wo so viel fremdes Volk im Lande herumlaufe, sei es eben nichts Unsonderliches, wenn man einmal an der Nase herumgeführt werde; man höre ja tagtäglich von derartigen Betrügereien.

„Warum begegnet's mir denn nicht!“ schnurrte Flensmanns, indem er den Kopf stolz in den Nacken warf und seine dicke Unterlippe rund umkrümmte; „aber hier,“ — er deutete mit dem Zeigefinger auf seine Stirne — „hier, da sitzt's ihm!“

In diesem Augenblick wurde er aus dem Zimmer gerufen. „Wißt ihr was?“ hub unser Kollega jetzt an, wir wollen dem Alten doch die Franzosen schneiden. Ueber acht Tage haben wir den großen Kommerz auf der Steinburg — das war ein Kaffeehaus, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt — da soll er's haben. Wir lassen uns zwanzig Flaschen seines besten Franzweins bringen, stechen sie bis auf den Boden aus, füllen aber ein Duzend davon wieder mit klarem Wasser und senden sie ihm verpicht zurück; die übrigen acht bezahlen wir ihm.“

„Vortrefflich!“ fielen wir ein, brachen dann aber sogleich das Gespräch ab, da Papa Flensmanns wieder intrat. So weit war die Sache also richtig; aber wir waren auch die Leute dazu, ihr weiter auf die Beine zu helfen.

Acht Tage nachher war das Stiftungsfest der Akademie; am Morgen mit Festfeier, Reden und Musik, und am Nachmittage mit Essen und Trinken. Das erstere überließen die Herren Akademiker den Professoren, das zweite setzten sie sich als Tagesordnung vor. Wir zwei Gymnasialisten konnten erst um vier Uhr an der Festfeier teilnehmen; denn so lange dauerte der Unterricht. Daß es nun sehr toll und lustig zugeing, brauche ich euch wohl nicht weiter auszumalen; genug, es war zuletzt ein Heidenfestel, als ob die Weltgeschichte aufhörte. So war der Abend rasch da, und nun kam der

Wein an die Reihe. Zu guterletzt suchten Drieberg und Tenbrod, so hießen die beiden Akademiker, die wackersten ihrer Genossen zusammen, und nun brachen unter fünfzehn den zwanzig Flaschen den Hals.

Der lange Tenbrod war schon früh wieder auf den Beinen und brachte auch den Drieberg bald so weit. Uns liegen sie ruhig schlafen, und daran haben sie gut getan. Die beiden gingen dann schon um sechs Uhr früh wieder zur Steinburg, ließen sich Wasser und die nötigen Schöpfergeräte aufs Zimmer bringen und machten bei verschlossenen Türen alles in Ordnung. Darauf begaben sie sich zu Papa Flensmanns und erzählten ihm von der Feier.

Schließlich sprach Tenbrod: „Mit euerm Champagner sind wir aber nicht fertig geworden, der hat uns umgeworfen; wir haben nur acht Flaschen geleert, die übrigen zwölf stehen noch da.“

Papa Flensmann lachte und rieb sich vergnügt die Hände, indem er stets von neuem wiederholte: „Ja, ja, mein Champagner! mein Champagner!“

Dann schickte er den Hausknecht hin, und nach einer guten Stunde lagen die Flaschen wieder, wo sie früher gelegen hatten.

Der Erzähler machte eine Pause, und nachdem die Anwesenden das Gehörte nach seinen verschiedenen Seiten erörtert und er seine Pfeife wieder gefüllt hatte, fuhr er fort.

Nun müßt ihr aber ja nicht denken, daß die Sache damit zu Ende war, das Schönste kam später. Das Münsterland stand damals noch unter dem Fürstbischöf von Münster. In dem benachbarten Preußen führte der alte Frib das Regiment, hatte einen gar sehr berühmten Namen und genoß tiefe Ehrfurcht überall, auch hier im Münsterland. Der kam nun bald nachher zufällig durch Münster; er reiste inkognito, das heißt ohne alle Feierlichkeiten und dergleichen. Wir erlaubten schon drei Tage nach jenem Kommerz von Papa Flensmanns, daß er im Laufe der nächsten Woche in der Stadt anlangen werde und bei ihm, als im ersten Gasthof, abzustiegen gedanke. Ein eigener Kurier war dagewesen und hatte die Nachricht an Flensmanns überbracht.

Papa Flensmanns kannte sich selbst nicht mehr ob dieser hohen Ehre, und seine Backen waren jetzt noch einmal so dick aufgeblasen wie sonst. Der Kurier hatte beigelegt, daß Se. Majestät nur fünf bis sechs Herren Begleitung mitnehmen und in bürgerlicher Kleidung reisen würde; er, Flensmanns, solle das alles für sich behalten und nicht weiter verbreiten. Das Letzte war allerdings viel gefordert von unserem Prahlhans, doch vertraute er es auch nur uns unter dem Siegel des Geheimnisses an.

Tenbrod und Drieberg steckten bis über die Ohren im Fuchsfell: sie faßten einen unerhörten Plan. Da sie vermuteten, daß der König am Montag noch nicht kommen werde, wurde daher dieser zur Vollführung des neuen Streiches bestimmt. Der Plan war folgender: Fünf Studenten sollten sich verkleiden; einer von ihnen sollte die Rolle des alten Frib, die vier übrigen die seiner Begleiter übernehmen.

Alles ging wider Vermuten gut vorstatten. Die „Begleiter“ waren bald gefunden; es wurden dazu vier Studenten genommen, welche in einem ganz anderen Teile der Stadt wohnten und in ihrem Leben noch nicht bei Flensmanns gewesen, ihm also ganz unbekannte Gesichter waren. Aber auch der „alte Frib“ machte keine Schwierigkeit.

Es war damals nämlich ein „bemoostes Haupt“, wie die Studenten zu sagen pflegten, an der Akademie, welcher im Anfang der vierziger Jahre stand. Von Geburt war er ein Schlesiener, Baron von Lassy hieß er. Der hatte jährlich seine guten Renten und fand ein besonderes Vergnügen daran, fortwährend auf den Bänken zu sitzen. Seit seinem zwanzigsten Jahre war er von der einen Hochschule zur anderen gepilgert. Bald studierte er Rechtswissenschaft, bald Medizin, bald Schulfach, bald Kunst usw. Erst fünf Jahre nach diesem Vorfall hat er sich ins Privatleben zurückgezogen. Dieser Baron von Lassy hatte im Gesicht einige Ähnlichkeit mit den Zügen des alten Frib und war ebenfalls noch nie bei Papa Flensmanns gewesen, weil er den Prahlhans, welchen er aus den Schilderungen seiner Freunde kannte, durchaus nicht leiden konnte. Der übernahm also die Rolle des inkognito reisenden Königs.

Am Montagmorgen versammelten sich die Studenten auf den Zimmern des Barons. Mit Hilfe des ersten Friseurs der Stadt kam die Verstellung trefflich zustande; denn ihm müßt wissen, daß diese Leute, die Friseurs, das Gesicht und Aussehen eines Menschen bis zur Unkenntlichkeit verändern

können. Ein vornehmer Bekannter des Barons hatte diesem seine Staatsequipage zu Diensten gestellt. In diese setzten sich der Baron und sein „Geheimer Rat“ nebst dem „Oberhofmeister“. Die zwei anderen Studenten benutzten, als einfache „Bediente“, eine gewöhnliche Kutsche. Die Kutscher schlangen die Peitschen und fort ging's — zum nächsten Tore hinaus. Eine halbe Stunde von der Stadt lag in kleiner Tannenbusch. Dorthin lenkten zunächst die Studenten, fuhren tief ins Gebüsch und überreichten daselbst den beiden Kutschern Livreekleider nebst Zopf und Bart. Die Umkleidung war rasch geschehen. Auch das hatten sie gut überlegt; denn wären die Kutscher gleich in Dienstkleidung durch die Stadt gefahren, so hätte das nicht ohne großes Aufsehen geschehen können. Die Kutscher verschlossen dann ihre gewöhnlichen Kleider in den Behältern der beiden Wagen und sahen wieder auf. Der Baron hieß sie einen kleinen Umkreis um die Stadt machen und durch das dem ersten gegenüberliegende Tor wieder hineinlenken; denn durch dieses mußte der König, aller menschlichen Berechnung nach, in die Stadt kommen.

Nun ging's schnurstracks durch die Hauptstraßen der Stadt aufs Hotel Luxemburg — so hieß Papa Klensmanns' Gasthof — zu. Eine große Menschenmenge war bereits vor demselben versammelt; denn Tenbrock, Drieberg und wir hatten am Tage vorher überall das Gerücht ausgestreut, daß der König heute — am Montag — ankommen würde. Die Wagen hielten still, die Bedienten rissen den Schlag auf, und der Baron mit Dreimaster und Stod, von seinem „Geheimen Rat“ und „Oberhofmeister“ gefolgt, stieg aus. Oben auf der hohen Treppe stand Papa Klensmanns mit seinen Kellnern im Feststaat.

Als der vermeintliche „alte Fritz“ oben anlangte, sahste Paffy dem Prahlhans gegenüber Posto, maß diesen, welcher ohne Unterlaß seine Ehrenbezeugungen machte, mit finsternem Blick von oben bis unten und sprach mit lauter Stimme: „Ist Er der Jakob Klensmanns?"

„Euerer Majestät zu dienen!"

„Wie ich höre, ist Er ein impertinentes 3. Oktober und Prahlhans!"

„Euerer Majestät zu dienen!"

„Er Schwerendöter, Er! Schimpft auf alles, was nicht von Ihm kommt. Was ist Er denn eigentlich mehr? Was bildet Er sich ein? Meint Er, Er könne schwadronieren, wie's Ihm einfällt?"

„Euerer Majestät zu dienen!"

„Das soll Er aber nicht meinen! Weiß Er denn nicht, daß es mir ein Leichtes ist, Ihn die Unnade des Herrn Fürstbischofs auf den Hals zu schicken?"

Bei diesen Worten zitterte Papa Klensmanns festig, und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne. Der Baron hatte, wie er nachher erzählte, alle seine Selbstbeherrschung zusammennehmen müssen, um nicht in helles Lachen auszubrechen; er hielt sich aber und fuhr fort:

„Warum hat Er hier die ganze Stadt vor seinem Hause zusammengetrommelt? Hab' ich Ihn das nicht ausdrücklich verboten? Hab' ich Ihn nicht sagen lassen, daß Er nichts von meinem Besuche solle bekannt werden lassen? Ich will Ihn lehren, Ordre zu parieren!"

Ohne weiteres verfehte der Baron ihm einige Stodhiebe. Die Volksmenge unten sicherte und lachte; Klensmanns zitterte wie Espenlaub. Abermals maß ihn der Baron der Länge nach mit verächtlichen Blicken; darauf wendete er sich an seine „Begleitung".

„Mein lieber Herr Geheimer Rat und Ihr, mein lieber Herr Oberhofmeister! Schauen Sie sich doch diesen Popanz einmal an! ... Himmel-Donnerkeil-Schod-Granaten sollen Ihn holen, wenn ich wieder was von Ihm höre und von Seinen Prahlereien. Er Schwerendöter, Er! Und nun führ' Er mich hinauf in sein Rattenest!"

Papa Klensmanns stand die blanken Schweißtropfen auf Nase und Stirn; zitternd gehorchte er dem Befehl des vermeintlichen Königs, welcher unter den Hurrarufen der Menge verschwand, um drinnen die Fopperie weiter fortzusetzen. Der hauptsächlichste Zweck, welcher der Baron durch die Veranstaltung dieser Komödie auf der Treppe erreichen wollte, war neben der öffentlichen Fopperie des Prahlhanses der, daß die Kutscher auf diese Weise Gelegenheit bekamen, unbeachtet von der Menschenmenge, deren Aufmerksamkeit sich unverwandt auf den erzählten Vorgang lenkte, wegzujagen.

Bei der Tafel begann, wie gesagt, die Fopperie von neuem. Der Baron und seine Begleiter schimpften auf Wein und Küche, was sie nur konnten, ließen sich's dabei aber vortrefflich schmecken. Weil die Mahlzeit erst um vier Uhr begonnen

hatte, so war es darüber Abend geworden. Nach Beendigung derselben hieß er die Kellner das Zimmer verlassen und verlangte den Schlüssel zu demselben. Als er dann mit seinen Genossen allein war, nahmen sie die kostbarsten Vesten, und machten es mit ihnen ebenso, wie der Fremde beim Bärenwirt, von welchem Papa Klensmanns uns unlängst prahlend berichtet hatte. Dann gingen sie hinaus, schlossen das Zimmer ab, und der Baron gab Klensmanns den gemessenen Befehl, niemanden auf das Zimmer zu lassen, noch auch es selbst zu betreten, bevor er wieder da sein würde; er befand sich wichtige Dokumente in demselben.

So gingen sie, kamen aber nicht wieder. Sie bogten, um die Aufmerksamkeit abzulenken, der eine nach dem anderen im Dunkeln in eine Nebengasse ein und begaben sich dann einzeln zu der Wohnung des Barons, wo sie die Bekleidung abwarfen und in Gesellschaft Tenbrocks, Driebergs und unter zwei noch einen gemütlichen Abend verbrachten. Sie mußten natürlich alles haarklein erzählen, wie sich's drinnen begeben, und da gab es denn des Nachens genug. Um zehn Uhr stellten sich nach Verabredung auch die beiden Kutscher ein und brachten ihre Livreen nebst Zopf und Bart zurück. Der Baron gemahnte sie nochmals an ihre Abmachung und entließ sie dann mit einem Glase Wein. Die Abmachung aber, welche sie unterschrieben hatten, lautete dahin, daß sie sich zum ewigen Stillschweigen über die Geschichte verpflichteten, unter der Bedingung, daß jeder von ihnen eine Belohnung von zwanzig Reichstaler erhielt. Dieselbe Verpflichtung hatten auch der Friseur und die Hauswirtin des Barons unterschrieben.

Am anderen Morgen um zehn Uhr begaben sich Tenbrock und Drieberg, um ihren gewohnten Bittern zu trinken, zu Papa Klensmanns. Der war aber gar nicht gut zu sprechen und schaute drein, als ob's regnen wollte.

„Wie steht's denn mit Euern hohen Gästen?" fragte Tenbrock.

„Ach, was, was!" antwortete Klensmanns murrig.

„Schweig davon! Was geht euch das an?"

Damit warf er die Türe hinter sich zu und ließ die beiden allein.

„Ich glaub' fast, er hat Wind bekommen," bemerkte Drieberg.

„Was ist's doch mit dem Alten? Er schaut ja aus, wie eine Gewitterwolke."

„'s ist auch ärgerlich. Der König hat also gestern abend samt seiner Begleitung das Haus verlassen und ist bis jetzt noch nicht wieder da, und weil Seine Majestät gestern an allem was auszuweisen hatte, so meint der Alte, er habe über Nacht einen anderen Gasthof bezogen. Die beiden Wagen sind auch nicht mehr da, kurz, er vermutet nichts Gutes, und die Blamage auf der Treppe vor allem Volk hat ihm auch noch in den Gliedern."

„Heinrich!" rief da Papa Klensmanns plötzlich in die Stube herein. Der alte Kellner stürzte hinaus, die beiden Studenten folgten ihm.

Zwei Kutschen hielten vor dem Hause und drei Herren nebst zwei Bedienten stiegen eben die Treppe herauf.

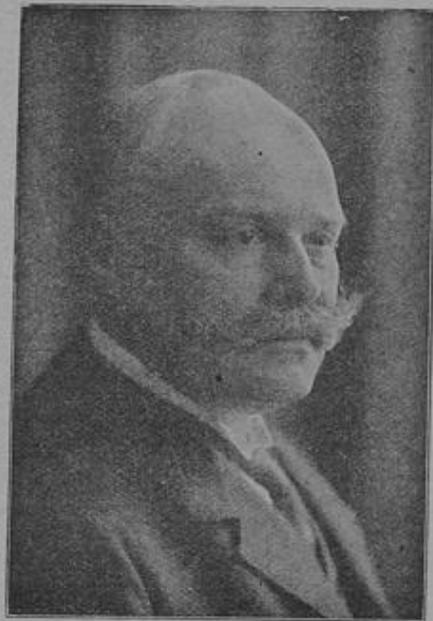
Papa Klensmanns nahm sie an der Türe in Empfang.

„Was steht den Herren zu Diensten?"

„Er Schelm, Er!" antwortete der älteste der Herren und hob den Zeigefinger in die Höhe. „Tu' Er doch nicht so. Hat Ihn mein Kurier denn keinen Bescheid gesagt, daß wir Ihn dieser Tage besuchen würden?"



Dr. Paul Lindau.



Casablanca-Konferenz: Dr. Ariege, deutscher Delegierter.

Papa Hensmanns riß die Augen auf und fand bei näherer Besichtigung wirklich eine auffallende Ähnlichkeit in den Zügen des Herrn mit denen des Königs von gestern. Er war aber vollständig außer Zweifel, als ihm einer von den Herren ins Ohr raunte: „Seine Majestät!“ Und ihr müßt wissen, daß es in der Tat der rechte, alte Fritz war.

„Ach, entschuldigen Guere Majestät vielmals!“ stotterte Hensmanns.

„Was will Er entschuldigen?“ sprach der alte Fritz lächelnd. „Führt Er uns zu einer ordentlichen Kammer und packt Er seine westfälischen Schinken los!“

Verdutzt sah Hensmanns zu Boden; er wußte nicht, ob es auch schicklich sei, Seine Majestät zu erinnern, daß er gestern den Schlüssel zu sich gesteckt.

„Nun,“ hob der König wieder an, „wie steht Er da, als ob Er keine Fünf zählen könnte? Sei Er doch nicht so blöde! Bin auch unser Herrgott nicht!“

Papa Hensmanns sahte Mut und entgegnete unter tausend Bücklingen: „Guere Majestät werden sich erinnern, daß Hochdieselben . . . gestern . . . den Schlüssel . . . den Schlüssel . . . Schlüssel . . .“



Casablanca-Konferenz: Regnault, französischer Delegierter.

„Nun? Was soll's mit dem Schlüssel? Ich weiß von keinem Schlüssel.“

„Zu sich gesteckt, Guere Majestät!“ stotterte Hensmanns hervor.

„Ich weiß in der Tat nicht,“ antwortete der König, „was Er damit sagen will. Verstehen's die Herren?“

Seine Begleiter verneinten.

„Nichts für ungut!“ fiel nun Hensmanns ein, „wollen Guere Majestät hiermit vor der Hand fürlieb nehmen?“

Er öffnete ein Zimmer, und der alte Fritz ging mit seinen Leuten hinein, indem er mit heiterer Miene etwas Unverständliches vor sich hinbrummte.

Papa Hensmanns lief zurück und rief: „Heinrich . . . Bernhard . . . Johann! Rasch zum Schlosser! Der König hat den Schlüssel verloren. . . . Wo er den neuen Anzug so rasch hergeschafft hat, begreiß ich auch nicht. Weiß der Hund, wo er seine Bekannten alle sitzen hat und wie er dazu kommt! Der Geheime Rat und Oberhofmeister samt den Bedienten sind auch andere wie gestern. . . . Gewehr werden will ich's doch! . . . Aber halt! Da fällt mir's bei; ich will die Bedienten fragen, die werden's doch wissen.“

„Um Gottes willen nicht, Herr Hensmanns!“ rief Tenbrod ein, in der wohlbegründeten Besorgnis, daß dem Wirt durch Nachfragen die Augen aufgehen möchten. „Ihr werdet beim König in Ungnade fallen, glaubt mir's.“

„Gedere!“ sprach Hensmanns.

In demselben Augenblick kam das Paar in die Küche.



Casablanca-Konferenz: Sir Fry, englischer Delegierter.

„Seine Majestät lassen sich erkundigen, ob der Schinken bald erscheine.“

Während der Oberkellner Bericht erstattete, hub Hensmanns mit seinen Fragen gegen die beiden Bedienten an, und als diese bemerkten, daß sie mit dem König erst heute in der Stadt angekommen seien, meinte Hensmanns, sie wollten ihn foppen und zum Narren halten und fuhr eben heftig gegen sie los.

Da kam Johann mit dem Schlosser zurück und schrie: „Herr Hensmanns, Herr Hensmanns, da seid Ihr mal angeführt worden! Gestern der Kerl ist der König gar nicht gewesen . . . ein Student, der Baron von Laßby, der alte Knopf, ist's gewesen! Ha, h: ha! Die beiden Kutscher haben's uns soeben entdeckt, sie had betrunken und bummeln auf der Straße herum.“

Nun hätten ihr aber das Schimpfen hören müssen, zumal noch gleich darauf der Brieft Träger mit einem großmächtigen Paket eintrat, welches außer dem mitgenommenen Westecken und dem Zimmerschlüssel ein Duzend blanker Reichstaler enthielt und einen Zettel, auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Zwölftens: Laß dich nicht foppen!“

War das aber ein Aufruhr! Am schönsten aber wurde die Szene, als schließlich der König ebenfalls herbeikam und um Aufklärung bat. Als Hensmanns, alle Ehrerbietung fast bei Seite setzend, ihm unter allerhand Schimpfwörtern auf das Studentenpack einen freilich höchst verworrenen und unklaren Begriff von seiner schmachlichen Ueberlistung beigebracht hatte.



Wintergäste. Nach dem Gemälde von G. Bethle.

da rieb Seine Majestät sich veranugt die Hände und lachte mit vollem Gesicht.

„Na, na! Der Vortage gefällt mir, will jetzt persönliche Bekanntschaft machen. Wirt! Er schickt sogleich zu dem Burschen hin, er soll bei Uns zu Mittag speisen und seine Beauftragten ebenfalls. Hört Er?“ Hensmanns machte seine Verbeugung. Tenbrock und Drieberg nahmen den Johann in ihre Mitte und eilten im Sturmschritt zu de Lassy, um demselben den königlichen Befehl zu überbringen.

Die Studenten ließen sich nicht lange zureden, sondern warfen sich alsbald in Gala und fuhren beim Hotel Luxemburg vor.

„Also, Sie sind der Baron von Lassy?“ sprach der König mit schallhafter Miene, als die Studenten, der Baron an der Spitze, eintraten.

„Euer Majestät zu dienen!“ antwortete dieser und machte seine Verbeugung.

„Der Kerl hat in der Tat Ähnlichkeit mit Mir!“ sprach der König seitwärts zu seinem Kammerherrn. Dann wandte er sich wieder an den Baron: „Sie studieren hier und haben gestern eine Probe Ihrer Mimik abgelegt?“

„Euer Majestät sind sehr gnädig!“

„Wenn's sonst geschehen wär', hätt' Ich Sie exemplarisch bestrafen lassen; weil Sie's aber so gut gemacht, so amüsiert's Mich. Deshalb sollen Sie und Ihre Kollegen jetzt mit Uns dinieren. Jetzt plazieren Sie sich und erzählen Uns das Ganze perfektoment, wie sich's zutrug.“

Alle ließen sich nieder und das Essen begann. Der Baron brachte die ganze Geschichte haarklein vor, und dem Alten Frix behagte sie. Er schmunzelte und nickte in einem fort Beifall.

Als die ersten Gerichte ihre Dienste getan hatten, wurden die Braten aufgetragen, und der Oberkellner fragte den König: „Welchen Wein geruhen Euer Majestät zu selieben?“

„Na, was hat Er Raisonnables?“

Der Kellner begann seine Liste herunterzulesern.

„Wenn's ihm toute même chose ist,“ unterbrach ihn der König, „so bring' Er Champagner . . . für die anuern Herren auch, hört Er?“ — „Euer Majestät, zu dienen!“

„Aber troll' Er sich rasch,“ rief der alte Frix ihm noch nach, „euer verflizter Westfälischer Schinken macht durstige Kehlen.“

Im Nu war der Kellner wieder da und setzte in volles Duzend Champagner-Flaschen auf den Tisch.

Rasch brach der durstige König die erste an. Nun müßt Ihr wissen, daß Champagner ungeheuer stark schäumt und nicht selten die erst halb losgelösten Korke gegen die Decke schleudert. So mochte der Alte Frix es gewohnt sein. Um so größer war seine Verwunderung, als der Pfropfen diesmal ganz ruhig zuwartete, bis der Pfropfsenzieher ihn ker Flasche aus dem Hals gezogen hatte.

„Na,“ sagte er für sich, „das soll mich doch wundern, was man hier unter Champagner versteht!“

Während er so redete, goß er sich das Trinkglas toll. „Der hat ja eine merkwürdige Couleur,“ brummte er weiter, indem er das gefüllte Glas gegen das Licht hielt, „bin gewaltig neugierig, wie der schmecken wird!“

Er setzte das Glas an und nippte prüfend ein Mal — zwei Mal — abermal. „Na,“ fuhr er dann los, „das ist wohl westfälischer Champagner . . . pures Brunnwasser! Auf Er mir den Wirt herauf!“

Bestürzt hüpfte der Kellner hinaus und kam mit dem noch bestürzteren Papa Hensmanns wieder zurück.

„Euer Majestät befehlen?“ stotterte er hervor.

„Wie kann Er sich unterstehen, seinen Gästen so etwas als Champagner vorzusetzen? Woher bezieht er das Zeug? Ist ja blankes Brunnwasser!“

Hensmanns meinte, es könne wohl eine Flasche aus Versehen in der Eile mit Wasser gefüllt sein. So stand er da und harrte zitternd des Urteilspruches.

„Deffne er die andern, Kellner!“ sprach der König.

Nun denkt euch das Staunen, die Angst des armen Hensmanns, als sich herausstellte, daß alle zwölf Flaschen mit Wasser gefüllt waren.

Hensmanns wollte erst seinen Augen nicht trauen; dann aber rief er plötzlich: „Wieder das nichtswürdige Studentenrad!“ und stürzte, rot bis über die Ohren, zum Zimmer hinaus.

Der Kellner stellte die Flaschen Wasser zurück und brachte hurtig neue Flaschen herein, welche denn auch gehdria knallten, als sie geöffnet wurden und dem Alten Frix seine gute Laune bald wieder gaben.

Als Hensmanns zuvor seinem Aerger gegen die Studenten-Ausdruck gegeben hatte, sah der Frix mürrisch drein, und der Baron samt Genossen fürchteten schon das Aergste. Jetzt hatte er wieder seine gemüthliche Miene aufgesetzt und fragte de Lassy, ob er auch der Urheber dieses Streiches sei. Der Baron verneinte es, teilte ihm sodann aber auch den Vorgang der Weinsälschung mit, und der König lachte herzlich.

Er ließ den Wirt abermals rufen. „Wir sind mit Einem Wein gut kontent, es ist echter Champagner. Aber nun soll Er auch ein ander Aussehen annehmen. Er guck' ja, als ob er beständig die Kolik im Leibe hätte, und die Studenten soll er mir auch ungeschoren lassen und ihnen nichts vorwerfen. Nehm' er sich die Moral aus der Historia und prahle nächstens nicht so viel . . . hat Er verstanden? Für den Schaden haste Ich! Damit basta!“

So sprach der Alte Frix; denn der beobachtete sich nicht erst lange, ob's Klagen oder Klappen würde, sondern hatte auch ein derbes Wort gern, wenn's geschmeidig war und frisch von der Leber kam.

Der Onkel schwieg.

„Was hat's denn nachher mit Papa Hensmanns geadehen?“ fragte der Küster; „den hat's doch arg hergenommen?“

„Na, das hat's!“ fielen die anderen ein.

„Papa Hensmanns,“ sprach der Onkel, „verkaufte bald nachher Hof und Haus; denn das Koppen und Aufziehen wurde ihm nachgerade doch zu arg. Jedermann lachte ihn an, wenn er über die Straße daherging. Anfangs drohte er zwar damit, die Sache der fürstbischöflichen Behörde anzuzeigen, doch gab er diesen Racheplan bald auf, weil er voraus sah, daß die Geschichte dadurch nur noch arger werden würde. Kurz und gut, er zog aus der Stadt fort in's Baderborn'sche; ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.“

Feine Wäsche!

Von B. Fichtner.

(Nachdruck verboten.)

Beinahe seit einem halben Jahrhundert plättete sie seine Wäsche. Als 16-jähriges Stubenmädchen, das das Plätten verstehen muß, begann sie ihre Tätigkeit bei Kommerzienrat Liebig, mit Interesse und seltener Umgebung, zu der gnädigen Frau vollster Zufriedenheit. Einige Jahre später schlüpfte etwas weniger seine Wäsche als des Herrn Kommerzienrats Battisthemden mit unter — das waren die Kragen und Vorhemden ihres Bräutigams, des ehrbaren, aber stets etwas schwärzlich schimmernden Schlossermeisters Frix Linnek.

Kurze Zeit darauf bekam sie ihn als Ehemann ganz und gar in ihre sauberen Hände, doch ehe sie noch den Möhren völlig weiß gewaschen, entschlüpfte er ihr durch eine schnelle und heimtückische Krankheit ins Jenseits, nur einen Ruben von zehn Wochen als einzigen Erben zurücklassend.

Frau Linnek weinte und klagte nicht lange — sie konnte ja etwas, — was immer gesucht wurde — seine Wäsche plätten.

Ein Stübchen wurde vermietet, eins behalten. Das Plättzeug war vorzüglich imstand, und nun konnte das kleine Schild „Hier wird seine Wäsche geplättet“ seine Schuldigkeit tun; das tat es denn auch bald und die junge, saubere Frau mit dem lachenden Jungen im Wagen vor dem Plättbrett gefiel den Kunden ebenso gut, wie die tadellos geplättete Wäsche mit und ohne Glanz.

So verging Jahr um Jahr in rastloser Arbeit. Der Junge wuchs, und das Hämmern steckte ihm wohl im Blut — Schlosser durfte er nicht werden, aber einen Grad höher hinauf — Mechaniker. Er hielt tren zur Mutter, bis sie zusammen das 25-jährige Wohnnrosjubiläum feierten, zwar ohne Sang und Klang, obwohl das in der Großstadt ein größeres Kunststück ist, als irgend so ein silbernes Rosjubiläum.

Dann ging er in die weite Welt, die Mutter hatte ihre besten Kunden und einen Notarosen in der Sparkasse, im übrigen war sie gesund, obwohl sie nun schon eine Brille trug und etwas gebückt ging.

Unter den vielen seinen Kunden befand sich auch ein Professor, der trotz seiner Gelehrsamkeit doch noch ein offenes Auge für seine Umgebung hatte.

Er war Ende der Vierziger, ein Hagestolz und hatte eine Wittwasterin, die alle seine Heiratsbedanken in schlauester Weise unmerklich im Keim erstickte.

So sprate sie denn auch musterhaft für alle seine Bedür-

nisse und besonders auch für tadellose, feine Wäsche, für welche er große Schatzkammer besaß.

Frau Linné war die Auserkorene, ihn in dieser Hinsicht zu befriedigen, und es war sogar schon öfter vorgekommen, daß sie, in Abwesenheit der Wirtschafterin vom Professor empfangen, die Wäsche an ihn selbst auslieferte. Mit menschenfreundlichem Interesse unterhielt sich der Professor mit der blaffen Frau und rundete stets den mühsam verdienten Betrag nach oben hin bedeutend ab.

Eines Tages kam ein Brief mit einer Freudenbotschaft; ihr Sohn, des Wanderns müde, hatte in einem kleinen Städtchen in Thüringen die Tochter seines Meisters geheiratet und dessen Geschäft übernommen. Nun weinte Frau Linné Freudentränen, welche sie außerordentlich verjüngten.

Nun aber wurde ihr oft das Sieben zu arg; sie lehnte sich nach grünen Fluren, waldigen Bergen, nach echter Thüringer Gatzlust — die Herrlichkeit mußte sie noch sehen — genießen, ehe sie starb, sie wartete nur die erste Gelegenheit dazu ab. — Diese bot sich endlich, indem das junge Ehepaar die Mutter einlud, Potentstelle bei dem ersten Entset zu übernehmen.

Dieser Ruf war mächtig genug, um ihre rastlose Tätigkeit zu unterbrechen.

Damit aber die liebe Kundschaft nicht mißtrauisch werden möchte, verschloß sie ihr Glück im tiefsten Herzen, plättete ihren Vorrat auf und traf ihre Vorbereitungen.

Das Reisegeld war längst geparkt, die einfache Kleidung hergerichtet, in aller Morgenfrühe trat sie hinaus, die Zimmerthür fest verschließend, das kleine, eisenvergitterte Küchenfenster offen lassend, denn es war ja herrlicher Spätsommer und gelüftet mußte ja doch werden. Aber richtig, da hing ja noch die Tafel und der Stuhl für die Bestellungen. Na, mochten sie bestellen, so viel sie wollten, die paar Ferientage ließ sie sich nicht nehmen.

„Johanna — halten Sie meine Wäsche in Bereitschaft, ich muß Sonntag früh verreisen zum Kongreß nach Jena — aber das verstehen Sie ja nicht!“

„Verreisen? Auf wie lange denn?“

„Nicht zu wenig fragen, wenn ich bitten darf, es ist ziemlich warm und Sie wissen —“

„Ja, ja, manchen Tag drei, wenn's gut kommt, vier — es kostet ein Heidengeld, die Wäsche, eigentlich könnte ich doch selber 'mal versuchen!“

„Unterstehen Sie sich — dafür ist die Plätterin da!“

„Den Krach möchte ich auch gar nicht haben“, brummte Johanna und ging ans Nachsehen. Der Vorrat reichte nur bis Samstag.

In der Dämmerstunde ging sie mit einem Bad Kragen und Manschetten ab und war etwas enttäuscht, die Thür verschlossen zu finden.

„Sie kann nicht weit sein — das Küchenfenster ist offen — warten kann ich aber auch nicht; was da — da machen wir's eben so!“ Sie zwangte das Paket durch das Gitter und mit einem Ruck flog es mitten in die Küche.

Nun noch beim Scheiden der Abendsonne resp. Flurlampe auf die Tafel geschrieben: Bis Samstag muß sie bestimmt fertig sein, der Professor verreist. So, mich läßt sie nicht im Stich! und befriedigt trat sie den Heimweg an.

Johanna hatte, von größtem Vertrauen befeelt, die Sachen bis auf die Kragen gepackt — die würden schon kommen — und wenn es nach zehn wäre. Als es aber ganz unerwartet Samstagabend schon 9 Uhr schlug, begann sie unruhig zu werden. Sie spähte nach der Straße, lauschte, alles vergeblich. Eben kam der Herr Professor nach Hause.

„Ist alles in Ordnung für meine Abreise?“

„Ja doch — gewiß!“ log sie in heller Verzweiflung. Als dann aber flugs den Hausschlüssel eingesteckt und fort zu der ungetreuen Plätterin. Alles dunkel — sie klopfte — nichts rührt sich — eine heiße Angst überfällt sie. Sie steht in das Küchenfenster — aus dem gähnenden Dunkel leuchtet das weiße Paket, das von keiner Hand berührt worden ist.

Bald hätte Johanna vor Schrecken aufgeschrien — ein paar Worte von der Haushälterin, welche die Lampen löschen kommt, unterrichtet sie, daß Frau Linné verreist sei.

Wie betäubt schlich die Wirtschafterin davon. Was nun? Es ist zehn Uhr — alle Geschäfte geschlossen und um 5 Uhr früh fuhr er ab. Im Punkt Wäsche verstand der Herr seinen Spaß — es konnte ihr ihre Stellung kosten. Wie aus finstern Traum erwachend stand sie plötzlich vor der Haustür, sich die Stirn reibend, denn sie war zusammengeprallt mit einem Herrn, der dasselbe Ziel verfolgte. Sie kannte ihn vom Sehen, er war Mitbewohner derselben Etage.

In diesem Augenblick sah Johanna nur die Hindendweiser-

Halsumrahmung, die außerdem vom selben Schnitt war, wie die des Professors. „Himmel, wenn er sogar dieselbe Wäsche hätte?“

Mechanisch folgte sie dem Voranschreitenden. In das Gesicht der Wirtschafterin stieg eine kleine Schamröte, denn vor ihrem geistigen Auge stand die Schwester dieses Herrn, die im Lehrberuf tätig, mit ihrem Bruder zusammen wohnte, und die stets von Johanna mißtrauisch betrachtet und möglichst vermieden, nun von ihr zur Hilfe herangezogen werden sollte.

Eine unbestimmte Furcht, daß diese noch sehr anmutige Dame der Herzensruhe ihres Herrn gefährlich werden könnte, hatte sie verleitet, hin und wieder eine bissige Bemerkung über die mangelnde Wirtschaftstätigkeit der Lehrerinnen hinzuwerfen und jetzt — wahrlich, ihre Angst und Verlegenheit war so groß, daß sie demütig bittenden Tones um einen Augenblick Gehör bat, als die junge Dame ihrem Bruder öffnete.

„Sehr gern! Kann ich mit etwas dienen?“

Stodend erzählte Johanna ihr Malheur, was ihre Betrübnis so aufrichtig, daß Fräulein Weber lächelnd bittet, näher zu treten und gemeinsam die Sache zu erwägen.

„Sie haben gewiß heute frische Wäsche von Ihrer Plätterin erhalten, wenn es möglich wäre —“

„O, das besorgen wir selbst; es ist aber trotzdem genug vorhanden, falls die Nummer paßt —“

„Zweihundvierzig“, ächt Johanna Kleinlau — „besorgen wir selbst“ — hat ihre aufsteigende Hoffnung wieder vernichtet. Wie wird diese feine Wäsche näher betrachtet wohl aussehen!

„Das paßt ja zufällig — im Sommer trägt mein Bruder 43, doch ist auch noch genug von der engeren da — bitte, kommen Sie.“ Fast freudig klingt es, daß sie der Wirtschafterin einen Dienst leisten kann.

Johanna ist fast sprachlos über die Weiche, Biegsamkeit und doch auch Steife dieser Wäsche. Reich versehen verläßt sie glückstrahlend und dankbar die Helferin in dieser bitteren Not.

Abnunglos fährt der Professor ab und kommt nach drei Tagen wieder zurück.

„Ich muß gestehen“, spricht er, als Johanna ihm wieder das erste Mal serviert, „man isst in Jena eigentlich viel besser. Die Frau meines Kollegen versteht vorzüglich zu kochen, obwohl sie, wie gesagt, früher Lehrerin gewesen ist — ich verstehe das nicht, Sie sagten doch immer —“

Johannas Gesicht wurde dunkelrot, er sah, daß er eine Dummheit gemacht und lenkte ein: „Die Wäsche war diesmal besonders gut, obwohl die Linné vorzüglich plättet, in letzter Zeit hat sie etwas nachgelassen und diese Kragen, ein wahrer Hochgenuß, die haben Sie wohl geplättet?“

Johanna war sehr erregbaren Temperaments. Sie hob den Schürzengipfel in die Höhe und schluchzte: „Ich seh's schon, ich mache Ihnen gar nichts mehr recht, und auch die Linnéda nicht!“

Stannend blickt der Professor auf.

„Wenn's jetzt nur eine Lehrerin sein muß, die gut kocht, so will ich's Ihnen nur sagen, daß es mit den Kragen ebenso ist, die sind eben auch von einer Lehrerin geplättet!“

Jetzt legte der Professor Messer und Gabel weg und sagte ernst: „Wie? — erklären Sie mir das.“ Johanna trodnet ihre Augen und erzählt. Jetzt ist ihr's auch einerlei, — wenn's hier gar nicht mehr geht, der Bäckermeister hat gestern gefragt, ob sie nicht zu ihm als Wirtin kommen möchte — und da er ein hilfsbedürftiger Witwer ist mit drei Kindern — so wär's doch nicht unmöglich — — —

So, nun hat sie alles erzählt. Der Professor lächelt leise.

„Sie werden die Wäsche der Dame bezahlen, denn es wäre unschicklich, sie zurückzugeben. Für die erwiesene Gefälligkeit werde ich selbst danken.“

Der Professor lernte in seiner Nachbarin eine Lehrerin kennen, die mit ihrer umfassenden Bildung große Liebe zur häuslichen Tätigkeit verband. Jahrelang hatte sie ihrem Bruder die Wirtschaft geführt und besonders in der „feinen Wäsche“ ihr Stolz gefunden. Es währte nicht lange, so gab es zwei glückliche Paare. — Frau Linné's Flucht aus der Plättstube hatte das Wunder herbeigeführt.

Statt der verlorenen Kunden erhielt sie dann zwei, der Bruder der Frau Professor und der biedere Bäckermeister ließen bei Frau Linné plätten, und vom Großmuttergüß verjüngt, widmete sie sich wieder mit voller Hingabe ihrer „feinen Wäsche“.



Unsere Bilder.

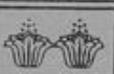


— **Schloß Stolzenfels am Rhein.** (Bild Seite 25.) Vor einiger Zeit wurde die Nachricht verbreitet, daß eine Anzahl kaiserlicher Schlösser, darunter auch Schloß Stolzenfels am Rhein, das König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen von der Stadt Koblenz als Geschenk erhielt, zum Verkauf bestimmt sind.

— **Dr. Paul Lindau,** der bekannte Roman- und Bühnenschriftsteller (Bild Seite 27), wurde als Dramaturg an das königliche Schauspielhaus zu Berlin berufen. Lindau, der längere Zeit als Intendant des Meininger Hoftheaters wirkte, steht im 70. Lebensjahre.



Zur Unterhaltung.



— **Stoßseufzer eines Landschaftsmalers.** „Donnerwetter, wie malerisch und poetisch! Schade, schade, daß solche Motive gar nicht mehr Mode sind!“

— **Ballgespräche.** „Haben gnädiges Fräulein schon 'mal den Kopf verloren?“ — Gnädiges Fräulein, sind Sie auch schon einmal von Wonneshauern durchbebt worden?“ — „Gnädiges Fräulein, ist Ihnen auch einmal der Verstand stehen geblieben?“

— **Utscheidene Forderung.** Sonntagsjäger (zu einem Treiber, den er angeschossen): Was verlangen Sie Schmerzensgeld? — Treiber: 2 Mark 50 Pfg. — Sonntagsjäger (seufzend): Na, das kommt ja beinah billiger als das Hasenschiefen.

— **Verschiedene Auffassung.** Beim klassischen Maler bläst der Hirte dem Wald-Gott zu Ehren, — beim modernen Maler bläst er den Rauch, um die Mücken zu wehren.

— **Er tut das Seine.** Saushuber (zu einem sechtenden Handwerksburschen): Was sind Sie von Profession? — Bierbikuer; ich kann aber bei den schlechten Zeiten absolut keine Arbeit bekommen. — Ja, lieber Mann, meine Schuld ist das nicht!

— **Vornehm.** „Ihr Fräulein Tochter hat heute zum ersten Mal vor der Gesellschaft gesungen? — Dann bewundere ich ihr sicheres Auftreten.“ — Kommerzienrätin: „Nicht wahr, keine Spur von Kronleuchterfieber.“

— **Abgetrumpft.** Erster Gendarm: Ich rieche jeden Spitzhuben auf zwanzig Schritt. — Zweiter Gendarm: Möglich — wenn er gerade Limburger Käse gestohlen hat.

— **Aus der Schule.** Lehrer: Weißt du, was James Watt erfunden hat. Als der Schüler (schweigend): Na, die Dampf... — Schüler (freudig): Die Dampfnebeln.

— **Etwas Passendes.** Badsisch (im Buchladen): Kann ich vielleicht den neuesten Roman von Zola bekommen? — Buchhändler: Bedauere, ist nicht vorhanden. — Badsisch: Dann bitte ich mir etwas anderes zu geben, das für mich paßt. — Buchhändler: Vielleicht das neueste Kochbuch?

— **Deutlich. A. zu B.:** Sagen Sie, lieber Freund, wo laufen Sie eigentlich Ihre schmutzige Wäsche?

— **Aristokratische Bedenlichkeit.** Arzt (zu einer Gräfin, deren Sohn er behandelt): Gnädigste Frau, soeben ist die Krisis eingetreten. — Gräfin: Unangenehm!

— **Schlau.** „Du sagst, das Rauchen verkürze das Leben! Mein Vater war ein starker Raucher und ist jetzt 78 Jahre alt!“ — Wenn er nicht geraucht hätte, wäre er jetzt vielleicht schon viel älter!“

— **Im Lazareth.** Major (inspizierend): Wo fühlen Sie sich unwohl? — Soldat: Im Dienst.

— **Aus einer Schmiere.** Direktor (zu einem Mitglied): Nun gut, Sie sollen fortan Rollenrollen geben; aber jetzt pumpen Sie mir schnell 20 Mark.

— **Genau.** „Wieviel Risten rauchen Sie wohl so durchschnittlich im Monat?“ — „Erlauben Sie, Risten rauche ich überhaupt nicht, sondern Zigarren!“

— **Hirsch junior.** Leeb: Ich weiß nicht, was es ist mit meiner Tochter, sie sieht immer herum so traurig — schau nur hin! — Hirsch (blinzeln): Ich glaube, sie is e bische herrschsüchtig. — Leeb: Wie heißt? — Hirsch: Nu, sie hat e bische Schnuscht nach weinem Sohn!



Rätsel.



Rezierbild.



Komm, liebe Frau, wir wollen fahren.

Rätsel

Wenn es in dieser argen Welt,
Mit S das Dasein dir vergällt,
So ziehe stets zum Trost den Schluk,
Der neue Hoffnung dir entsacht,
Daß sicher einer jeden Nacht
Mit anderm Kopf es folgen muß.

Somonym.

Behmutsvoll denk' ich der Stunde,
Da ich schied von meinem Lieb,
Dessen Bild so licht umflossen
Sich gar tief ins Herz mir schried.
An dem Wörtchen weilt' die Kolbe,
Und entzückend schön entquoll
Ihm ein Strom von Raubertönen —
O, wie wünscht' ich sehnsuchtsvoll,
Daß ich jenes Wort doch hätte,
Zu ihr eilen könnte hin
Und zu ihren Füßen klagen,
Wie ich hier so einsam bin!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Abtich-Rätsel: Furcht sieht überall Gelbenster.
- Dreißilbige Charade: Schaukelpferd.
- Rebus: Ein guter Koch muß seines Herren Zunge haben.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsselbacher Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nr. 5.

Sonntag, 31. Januar.

Jahrgang 1909.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Viefers.
Nachdruck verboten.

I. Kapitel.

„Du hast es ja gehört, ich gehe nicht mit.“
„Einmal nur, nur einmal sieh dir das Rennen an, gelt Vater!“
„Keinmal! Geh mir mit deinem Rennen. Sport? Pferdeschinderei ist es, und ich soll mir so was ansehen, müßte mir ja selbst untreu werden!“ polterte Herr von Volmer in seiner gewohnten Weise. Dabei suchte er seine Tochter von sich zu drängen. Er kannte nämlich die Sturmmittel seiner Cezi-Liese, wenn es galt, ihn zu erobern, und heute wollte und mußte er fest bleiben.

Darum fuhr er fort, ehe die Stürmerin etwas erwidern konnte: „Die Pferde sind doch nicht dazu da, um mit den

Deuten Sportlern Hals und Beine zu brechen.“ — „So schlimm ist es doch nicht, Vater!“

„Na, geh mir weg, die Tiere sind von Champagner halb betrunken, und ihre Reiter vom Sportfieber, und das soll gut gehen, jedes Jahr hört man von Unglücken!“

„Unglück gibt es überall, auch ohne Rennen!“

„Und dann dürfen die armen Tiere nicht einmal den Schweiß tragen, wie Gott ihn wachsen ließ, um — hm!“

Cezi-Liese hielt dem Vater die Hand auf den Mund.

„Väterchen, Väterchen! ich weiß es ja längst.“

„Ne, ne!“ schüttelte er sie ab, „damit sie sich gegen das Kliegenzug, ihre Quälgeister — du bist auch einer — wehren können. Es ist und bleibt Pferdeschinderei. Basta! und ich bleibe zu Hause!“

Die Tochter zog zwar den Mund ein wenig schief. Ein bittendes „Väterchen!“ erlang. Das zweite wartete Herr von Volmer nicht ab, er öffnete die Tür und schob seinen „Quälgeist“ hinaus. „Geh, geh! Es ist Zeit, höchste Zeit; um drei Uhr soll ja die Schin . . . ja, ja! das Rennen beginnen.“ Er zwinkerte lustig mit den Augen. „Und ein gewisser Hans Karl wartet auch nicht gern zu lange. Im



Die Erdbebenkatastrophe in Südtalica. Bild über die Stadt Mexiko.

überger ist Dattel Major ja auch da, der kann ja mit festhalten, daß du mit deinem lustigen Müll und Tull, den reinen Spinnengewebe, nicht fliegen gehst!"

Damit musterte er doch wohlgefällig die hübsche Erscheinung seiner Tochter und bot ihr die linke Wange zum Kuss.

Wenn auch schwellend, gab Cezi-Diese sich zufrieden, bog aber mit beiden Händen des Vaters Kopf herum: „Reia, ich küß dich dafür auf die rechte Wange!"

Damit war sie auch hinaus.

Auf dem kiesbestreuten Plage vor dem Herrenhause hielt schon geraume Zeit der Wagen. Die Pferde, deren glänzender Fell mit „Nepfeln" übersät ist, scharren schon den Boden vor Ungebuld. Man spizen sie die Ohren und wenden die klugen Köpfe. Sie scheinen wohl die tiefe Stimme ihres Herrn und die helle seiner Tochter zu kennen.

Einige Stüchlein Zucker belohnen die Tiere für das lange Warten. Der Vater öffnet seiner Tochter ironisch lachend die Wagentür — zeremoniell geht es im Herrenhause nie zu — und ruft ihr noch einige scherzende Ermahnungen zu nebst vielen Grüßen an Dattel und Tante.

Die Pferde zogen zu leichtem Trabe an. Cezi-Diese winkte dem Vater lachend mit der Hand, der ihr bis zur Biegung des Weges mit zufriedenerm Schmunzeln nachsah.

Stille liegt nun das alte Herrenhaus da. Die Sonne wirft zitterndes Licht über die weißgestrichene Front mit den vielen Fenstern, durch welche die Strahlen neugierig ihre Nase stecken. In der Mitte erhebt sich ein turmartiger Aufbau, der einer alten Uhr mit verblichenerm Zifferblatt als Ruhestätte dient; denn sie hat ihre Dienste getan. Auch hier hinein lugen die naheweisen Sonnenstrahlen, um zu sehen, warum das Ding nicht geht. Einige Spaziergänger sehen die lichten Eindringlinge verwundert an. Hier hat sie bis jetzt niemand gestört, bis vor wenigen Tagen die langen Feueranken vom Sturm etwas zerzaust worden waren und die Öffnungen des Türchens frei gaben. Auch auf dem steinernen Wappen mit den Nesten einstiger Vergoldung spielen Sonnenstrahlen.

Es war warm und schwül. Cezi-Diese spannte ihren Sonnenschirm auf und drückte sich bequem in eine Ecke des Wagens. Dann ging es in den Nichtenwald, der zu Marienwalde gehörte. An der Begegabelung wartet Hans Karl auf seine Cezi-Diese. Ein eleganter Reiter! Freundlich streichelte er seinem Tiere, das unruhig tänzelte, den schöngebogenen, glatten Hals. Er ritt dem Wagen ein Ende entgegen, um ihn dann zu begleiten.

Herzlich und warm begrüßten sich die beiden Liebenden. Mit freudigem Erstaunen ruhte Hans Karls Blick auf der hübschen Erscheinung seiner Braut, die ihn frisch und hell anlachte. Viele Worten werden nicht gewechselt; denn das läßt das Meiten neben dem Wagen nicht zu. Aber immer wieder betrachtete der junge, stattliche Mann sein wirklich reizendes Bräutchen.

Cezi-Diese merkte es mit Genugtuung. Da regte sich etwas in ihr, das sie bis jetzt noch nicht kannte. Zuerst ging ein frohes, selbstgefälliges Leuchten in dem Auge auf, einem Zerküßte gleich. Daran entstand ein kleines Teufelchen, welches über die leichtgerötete Wange in das Ohrfläppchen sprang und dieses mit Rosaschimmer übergoß. Dort weilte es ein wenig, huschte dann unter die zierlichen goldigen Locken und blieb dort auf Posten, um später ein böses, nichtsbrauchbares Spiel zu beginnen. Hans Karl deutete das leuchtende Gesicht seiner Braut auf seine Weise.

Unten im Tale sieht man schon den Rennplatz mit seinem Treiben und Leben. Es ist der ehemalige Artilleriefahrplatz und liegt vor dem Städtchen.

Hustschlag kommt näher, und Hans Karl wendet sich um. Es durchfährt ihn ja: den Reiter kennt er ja. Dieser stellt sich vor als von Echt. Cezi-Diese kennt ihn schon und reicht ihm die Hand. Einen Moment treffen sich die Blicke der beiden Männer, und sie erkennen sich, ohne es auszusprechen. Man sieht, es an den zusammengepreßten Lippen und den stark arbeitenden Wadenmuskeln, daß es in ihm tobt. Also das ist der neue Herr von Sophienhall. Darum ist er ihm bis jetzt noch nie begegnet. Hans Karl weiß, daß ihm nun ein Kampf um alles bevorsteht. Cezi-Diese merkt es zwar, daß ihr Bräutigam verstimmt ist, schreibt es aber dem Umstande zu, daß von Echt ihr Beisammensein gestört hat.

Vor der Stadt trennen sich die beiden Reiter von dem Mädchen und reiten dem Rennplatze zu, während der Wagen vom Major von Langst fährt.

Trabreiten und Flachrennen sind vorbei und alles wartet mit Spannung auf das nun folgende Herren-Gürdenrennen, zu welchem acht Pferde gemeldet sind. Unter ihnen befindet sich auch Hans Karl von Roda.

Cezi-Diese sitzt bei ihrem Onkel, dem alten Major von Langst, und der Tante Elli auf der Tribüne. Eben gesellte sich von Echt zu ihnen, der sich bis jetzt als Sportfreund bei den Pferden aufgehalten hat. Besonders Hans Karls Zeug hat er eingehend gemustert.

„Herrliches Tier, der Fuchs von Roda," hob der Major an: „hat wohl große Chancen."

„Das Tier ist wohl gut; ob aber von Roda der rechte Reiter ist?" gab von Echt leicht hin zurück.

„Der? Keinen Bessern gibt es in der Umgegend von hundert Meilen. Von Langst sah mit den rollenden Augen eines alten Militärs scharf seinen Mann an. Von Echt aber hob nichts sagend die Schultern hoch und schwiep.

Ein feiner Beobachter hätte aber den Zug von verächtlicher Bosheit um seinen Mund spielen sehen können, und das listige Leuchten der Augen gemerkt. Und das war von Langst. Es fiel ihm etwas bei Herrn von Echt auf, was, wußte er nicht; aber innere Stimmen reden ja häufig stark, wenn auch unbestimmt. Kritisch und mißtrauisch betrachtete der Major den Herrn von der Seite und brummte etwas vor sich hin.

Doch das nun beginnende Hauptrennen lenkte aller Aufmerksamkeit auf sich. Atemlos schauten tanzende Augen auf die acht Reiter, welche die Bügel straff hielten. Die kleine Rabane senkte sich und die Renner stürmten geschlossen vor.

Cezi-Diesens Herz klopfte ein wenig stark, ihr Hans-Karl ist ja dabei, und das machte sie stolz, aber auch etwas wie Angst beschleicht sie, es kann auch . . . Nein! sie will es nicht denken. Doch schmiegte sie sich ein wenig an Tante Elli an.

Jetzt drängte Leutnant von Dirling auf seinem Kappen vor, dann übernahm der Prinz von M. . . kurze Zeit die Führung, um sie wieder an von Dirling zu verlieren. Die anderen folgten ziemlich geschlossen. Fast berührten die edlen Tiere die Erde kaum, alle Reiter lassen die Bügel schießen, nur Hans Karl von Roda nicht, er zügelte sichtbar seinen feurigen Renner.

„Nun, was sagen Sie, Herr von Echt, kann von Roda reiten? Und das Tier?" brummte der Major.

Der Angeredete erwiderte nichts, sondern starrte mit weiten Augen auf die erste Hürde, als sollten seine Augen aus den Höhlen treten.

Die erste Hürde kommt, und alles geht glatt hinüber.

Da! Ein Schrei! Cezi-Diese hat ihn ausgestoßen. Mit einer Hand faßte sie krampfhaft und sah nach dem Herzen und umklammerte mit der andern fest Tante Ells Arm. Darum hat niemand das teuflisch befriedigt klingende „Jamoss!" des Herrn von Echt gehört, nur dem Major ist es nicht entgangen. Hans Karl v. Roda, der sicherste Reiter, ist nach rechts abgestürzt, als er über die Hürde setzte. Jeder erkennt ihn leicht; denn er ist der einzige Reiter in Zivil. Ein bedauerndes Murren geht durch die ganze Menge der Zuschauer.

Cezi-Diese hat die Augen geschlossen und lehnt ihren Kopf an der Tante Schulter. Sie kann und mag es nicht sehen.

Die Menge klacht beifällig in die Hände. Hans Karl sitzt schon wieder auf, und die Jagd geht weiter. Bald sieht man von Roda und Reiter nicht mehr; denn die Strecke führte durch pulverfeinen Sand, der aufgewirbelt alles einhüllte.

Kurze Zeit des Wangens und der Spannung verging, da tauchte an der Biegung der erste Reiter auf. Ein brausendes Hurra, Händeklatschen und Rufen! Cezi-Diese öffnete die Augen und traute ihnen kaum. Allen voran jagte ihr Hans Karl mit verhängten Bügeln und hielt einen abgerissenen Steigbügel in der Hand. Der Sieg ist sein! Ein Rufstusch verkündete ihn.

„Kann der reiten?" Der Major fragte es von Echt, und dieser wendete sein Gesicht, als er den hüpfenden Kollaugen begegnete, und sein: „Man kann sich täuschen!" klang etwas unsicher.

„Sicher kann man sich täuschen," versetzte von Langst bissig.

Im guten Zimmer des Wirtshauses „Zum Sand" liegt der Prinz von M. . . blaß, wie leblos auf dem Sofa und stöhnt zuweilen tief auf. Blut entrinnt einer breiten Stirnwunde und entsoll dem Munde. Er ist im Sande sehr schwer gestürzt.

Ein scharfer Knall! Noch einer! Es ist dem Prinzen nicht entgangen. Er zuckt zusammen und weiß: Max hoch sein!

edles braves Tier ist, welches die Vorderbeine gebrochen hatte.

Er selbst genas nach zehn Monaten, eine Rennbahn hat der Prinz nie mehr betreten.

Zweites Kapitel.

Abends fand im Kaisersaale ein Ball statt. Die Stimmung war anfangs etwas gedrückt, war doch der Prinz von W. ein zu lieber Kamerad gewesen. Das allgemeine Bedauern das ihm galt, war aufrichtig.

Aber das Leben treibt und will genossen sein. Doppelt schön und leicht genießt es sich, wenn Wein und Sekt frohe Laune machen und die Lebensgeister sprühen und springen zum Tönen der Ballmusik.

Eine glänzende Gesellschaft war hier beisammen. Farbenprichtige Uniformen wechselten mit dem einfachen Schwarz der Gesellschaftsanzüge und boten einen wirkungsvollen Hintergrund für die duftigen und hellen Toiletten der Da-

kte der Musik! Cezi Diese tanzte mit ihrem Bräutigam. Sie schmeigte sich weich an ihn, und Hans Karl sah nieder in zwei strahlende Sterne, die ihm feurig entgegenlachten und er hätte den Mund küssen mögen, dessen rosige Lippen ihm verlangend entgegenstrebten. „Kuß mich fester, Liebster; es ist so himmlisch schön, laß uns ewig tanzen!“ schlug es an sein Ohr, und ein neuer, heißer und verlangender Blick traf ihn.

Cezi erst merkte Hans Karl, daß seine Braut wirklich erregt war. Es war nur halb reine Freude, was ihn durchfuhr; vielmehr sah er Cezi-Diese etwas erstaunt an. Auf einmal kam sie ihm etwas befremdet vor. Leidenschaft hatte er bei ihr bis jetzt wenig bemerkt; und nun sprubelte es in ihr wie in einem Springsbrunnen. Er sah sich noch einmal seine Braut an, deren Busen sich hob und senkte, und deren Atem fliegend ging. Das war seine stille Cezi-Diese! Fester legte er seinen Arm um sie, als fürchte er, sie könnte ihm entfliehen oder ihm genommen werden. Fast mechanisch



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien. Uebersichtskarte des von der Katastrophe betroffenen Gebietes.

men. Strahlendes Licht flutete über weiße Nacken, Schultern und Arme, um sich in den Steinen der prächtigen Gewebe tausendfach zu brechen.

Selbstverständlich war der Sieger im Hinterrennen, Hans Karl von Roda, der Held des Tages, und mit seiner Braut eine Zeitlang der Mittelpunkt der Gesellschaft. Besonders bemühten sich die jüngeren Offiziere angelegentlich um die Tanzkarte des Fräulein von Bolmer; unter ihnen waren Leutnant von Dirking und Herr von Eht oben an; die Karte füllte sich so schnell, daß Hans Karl nur wenige Tänze blieb.

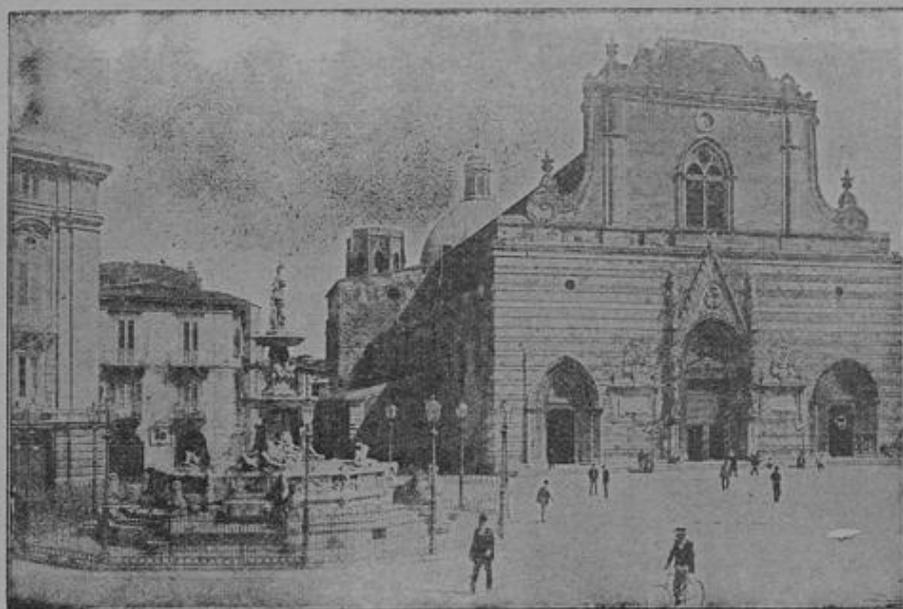
Das machte Cezi-Diese ein wenig stolz, und ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen, so daß das kleine Leuselchen unter der Locke lebendig wurde und sich nach Bundesgenossen umjah. Hans Karl machte aber nicht das freundlichste Gesicht, als sie triumphierend ihm die Tanzkarte entgegenhielt.

Die Klänge eines Strauß'schen Walzers klangen schmeichelnd durch den Saal. Die Paare wiegten sich nach dem

wandte er sein Gesicht um, wie wenn schon ein Entführer hinter ihnen stünde; er sah in die stechenden Augen — von Eht's, und prekte jetzt wirklich das Mädchen an sich so fest, daß dieses einen leichten Schmerz verspürte, nun ihrerseits Hans Karl etwas befremdet fragend anah und plötzlich seinem finsternen Blicke begegnete.

Der Tanz war beendet. Hans Karl führte sein Lieb in eine kleine Nische, schob ihr einen Sessel hin und setzte sich neben sie. Er sagte nichts, sondern schaute Cezi-Diese nur an. „Nun, mein Herr und Gebieter, auf einmal so wortlos,“ kam es schwellend von des Mädchens Lippen. Der Angeredete erwiderte nichts, sondern nagte nur an der Unterlippe, seine Gedanken waren nämlich nicht bei seiner Braut, sondern beschäftigten sich mit von Eht und sein Blick wurde finsterner und finsterner.

Noch immer kein Wort, sagst deiner Braut nichts! Du tust ja auf einmal so fremd. Na, hör mal, du Fischbär!“ damit rüttelte sie von Roda ein wenig.



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.
Die Hauptkathedrale in Messina, die als eines der ersten Gebäude einstürzte.

„Ja, du hast recht, du kommst mir auch etwas befremdet vor, rein wie elektrifiziert. Dein Wesen ist mir neu, so neu, daß ich es mir nicht erklären kann.“

„Als wenn man auf einem fröhlichen Balle nach tiefgründigen Erklärungen suchte, ich bin lustig und du ein alter Brummbar.“

„Auf einmal so lustig; aus welchem Grunde wohl!“

„Nun geh mir aber, daß ich nicht gleich böse werde!“ Cezi-Liese schlug leicht mit dem Fächer nach Hans Karl. „Du warst doch sonst nicht so wortarm und härtebeißig; ich war dir nie fröhlich genug, jetzt bin ich froh und heiter, beginne das schöne Leben zu genießen und nun — wirst du so schrecklich ernst! Schäm dich ein wenig. Man sollte ja meinen, du gönnt mir das bißchen Freude nicht.“ Sie brach die Worte mit Nachdruck und Hans Karl sagte sich, daß seine Braut recht habe.

Aber er war in einer Stimmung, in der man selten gerne die Wahrheit hört, und er vergaß ganz, daß ein Wort am richtigen Platze gesprochen mehr wert ist, als eifriges Schweigen. Mit wenigen Worten hätte er Cezi-Liese den Grund seiner schlechten Laune erklären können, und diese hätte ihm sicher nachgeföhlt, was sein Herz durchzog. Aber es blieb angesprochen. Hans Karl ahnte wohl sicher nicht die Wirkung seines Schweigens und seiner Verschlossenheit, als er, ohne zu sprechen, sich erhob. Das Teufelchen sicherte ganz vergnügt in seinem Versteck und machte, daß sich Cezi-Liesens Lippen etwas unwillig kräuselten.

Hans Karl bot seiner Braut schweigend den Arm und ging mit ihr in die Gesellschaft zurück. Hier waren die Geister allmählig entsefelt, und frohes Lachen scholl ihnen entgegen.

Da trat aus dem Zimmer der „Alten Herren“ Major von Langst heraus und streckte seine Rechte bezeichnend vor.

„Halt! ich scheide auch; hast du einige Augenblicke Zeit für mich, Hans Karl?“ Er sah seiner Nichte nicht gerade heiteres Gesicht und deutete es falsch, als er fortfuhr: „Die Gänseblume wird dich wohl

für mich alten Herrn von 60 Jahren ein Viertelstündchen beurlauben und augenblicklich ein gnädiges Gesicht machen. Ist das eine Ballmienne? Vrr!“ Er schüttelte sich und lachte. Cezi-Liese knigte lachend und erwiderte dann mit dem ernstesten Gesichte von der Welt: „Ich will meinen mißmutigen Herrn dem gestrengen Onkel überlassen, damit er ihn mir freundlicher und zufriedener zurückbringt.“ Fort war sie.

„Och! so was wie Meinungsverschiedenheiten gehabt, soll ja auf Erden bei jungen Leuten häufiger passieren, besonders wenn sie im Zivilleben verliebt sind.“ Er schlug von Rode leicht auf die Schulter; dessen Gesicht erhellte sich aber nicht.

„Junge, du machst ja ein Gesicht, als sei dir ein Sternschnuppe auf die Nase gefallen; bist doch nicht böse, daß ich dich deinem hoiden Bräutel entführe.“

„Nein, nein! Jetzt kommt doch ein unbefetzter Tanz für mich!“

Die beiden Herren sahen sich in dieselbe Nische, in der von Rod vorher mit Cezi-Liese gegessen hatte. Der Major fixierte sein Gegenüber stark und räusperte sich.

„Ich hab was auf der Leber und das muß hecunter. Sag, kennst du den von Ech?“ platzte von Langst heraus.

Hans Karl verfärbte sich und wurde blaß. „Von Ech, wie meinst du das?“

„Also gut! Du kennst ihn, ich hab doch richtig geraten. Wie?“ Von Rode fühlte den festen Blick auf sich ruhen und sagte:

„Ja, aber ich bitte dich, frage mich nicht weiter über ihn.“

„Soll auch nicht geschehen. Wohl so ein alter Freund oder Feind von dir, hab! habe ich recht? So einer, den man am liebsten auf den Bloßberg wünscht, oder einer, dem man...?“ Der alte Soldat machte die bezeichnende Handbewegung und seine berühmten Kollaugen.

„Mag wohl sein, aber ich sage weiter nichts, es ist noch nicht Zeit zum...“

„Will ja auch weiter nichts wissen von dir,“ unterbrach ihn der Major, „ich will ja dir erzählen.“

Da war es an dem jungen Mann, den Sprechenden groß anzusehen, und der merkte es mit sarkastischer Benugnung.

„Ja, Junge, wirst dich wundern, was in Preußen und bei manchen Menschen, Afrikaner ausgenommen, wörsich ist.“



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.
Ein Wittgang junger Mädchen in einer Vorstadt Messinas.



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.
Der zerstörte Hafen von Messina. In der Mitte das Hotel Trinakria (X), unter
dessen Trümmern auch viele Deutsche begraben wurden.

ner Ansicht nach ist dieser Herr von Echt — Ehrenmann, natürlich — ein schuftiger Gallunke, Gallunke! hörst du, 's einer, den man am besten mit einer Nilpferdpeitsche traktierte!"

Von Langst blickte sich um, um sich zu überzeugen, daß keine fremden Ohren lauschten. Dann sah er eine Weile die verdauten von Koda an und weidete sich an dessen Miene, ehe er fortfuhr: „Hattest du dir auch dein Sattel- und Riemenzeug vor dem Rennen gut angesehen?"

Selbstverständlich, war ja neu und tadellos!

„Schon gut! und von Echt hat sich angelegentlichst darum bekümmert, was?"

In Hans Karl stieg eine Ahnung auf, und er erwiderte gedehnt: „Mag sein, vielleicht als ich mich einen Augenblick entfernte, um meine Nummer zu ziehen.“

„Siehst du, ich vermutete richtig; der betreffende Ehrenmann kümmerte sich nur zu gut um anderer Leute Sachen. Wie, will ich dir zeigen!" Die Stimme klang tief grollend.

Dann zog er ein Stück Riemen mit einer Schnalle aus der Tasche und hielt sie dem erstaunten Mann dicht unter die Nase.

„Kennst du wohl, was!"

„Freilich, Riemen und Schnallen meines Steigbügels.“

„Richtig, hab' ihn auch von deinem Sattel abgeschnallt, als du deinen Fuchs bei mir einstelltest. Sieh dir mal das Ding etwas genauer an, hast ja getande Augen.“

Hans Karl von Koda tat es und fuhr erblaffend und mit zusammengekniffenen Lippen auf.

„Man gemach, Zu ige!" Damit drängte ihn der Major nieder. „Also gesehen und verstanden! Jetzt weihst du doch wenigstens, warum der Riemen beim Sprung über die Hürde riß.“

Der Riemen war von beiden Seiten dicht neben dem Stift der Schnalle durchgeschnitten und hatte deshalb keine Widerstandskraft gehabt.

„Und siehst du an der Schnalle selbst nichts?"

von Koda prüfte nochmals. „Eine frische Messerschramme!"

„Hoffentlich ahnst du auch, wer der den Freundschaftsdienst erwies?"

Der junge Mann nickte nur, aber in seinem Innern kochte es, und zischend kam es hervor: „Nur von Echt!"

„Ja, nur von Echt, ich habe auch allen Grund, anzunehmen, daß er der Schuft ist, der den gemeinen und gefährlichen Streich ausführte. Und nun erzählte von Langst, was er beim Rennen und dem Sturze Hans Karls an dem Echt beobachtet hatte, aber er merkte auch, wie es in von Koda gährte und ihm die Adern auf der Stirn schwellen. Er fürchtete wohl eine rathe Tat gegen den Hebeltäter und was wollte der Major doch nicht, weil die Beweise ihnen wohl genügten, nicht aber bedeutend genug waren, um andere zu überzeugen. Deshalb sprach er dem Erregten nur begütigend zu.

Schließlich tippte sich von Langst an die Stirn. „Wart, den Fuchsfangen wir, bitte ihn zu irgend einem Zwecke um sein Messer, vielleicht zeigt das Spuren von frischen Kerben, die von der Schnalle herrühren! Ist es so, dann ist die Beweiserte wenigstens für uns ganz gesthossen und können uns danach in Zukunft einrichten." Gesagt, getan!

Major von Langst gesellte sich mit Hans Karl zu den jungen Herren. Wenn auch von Koda seinen hinterlistigen Gegner am liebsten gefaßt und entlarvt hätte, so beherrschte und bezwang er sich auf die Bitte des alten Majors mit aller Gewalt. Bald hatte er das gewünschte Messer in Händen und schnitt sich damit seine Zigarre ab.

Der Zufall war auch noch günstig; es begann eben ein Tanz. Die meisten Herren, darunter auch von Echt, bemühten sich um ihre Damen.

So hatten die beiden Herren günstige Gelegenheit, das Messer genau zu befehen und fanden in der großen Klinge — zwei frische Kerben. Schweigend klappte von Koda das Messer zu, biß die Zähne fest aufeinander, daß die Backennochen hervortraten und sah den Major an, der wieder seine Augen rollen ließ.

Nur auf dringliches Bitten versprach Hans Karl der Gäste wegen am Ballabende wenigstens keine Szene zu machen, aber sein Kögen war ein zahnknirschendes. Hastig goß er mehrere Glas französischen Schaumweines herun-



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.
Die Hafenstadt Catania auf der Insel Sizilien, in deren Hafen zahlreiche Schiffe
durch das Beben vernichtet wurden.

ter und sah dann finster in den Schwarm der Tanzenden. Seine Laune wurde sicher nicht rofiger, als er seine Braut im Arm eben des — Schurken sah.

Seine Cezi-Liese schien in der besten Stimmung zu sein. Strahlend wandte sie ihr glühendes Gesicht ihrem Tanzpartner zu, der ihr offenbar Schmeicheleien jagte, wie das siegesbewußte Leuchten ihres Auges verriet. Jetzt hatte das kleine, nichtsnutzige Teufelchen seine helle Freude und zündete in den Augen des Mädchens ein noch blihen-deres Feuerchen an, daß die Ohrläppchen wie mit elektrischem Licht durchleuchtet rosig schimmerten und die Lippen sich von Echt kokett entgegenräuselten. Dann tat sich das listige Geistes mit dem Sektensel, der in Cezi-Liesens Kopf rumorte, zusammen, und Hans Karl mußte sehen, daß seine Braut in neckischer, launischer Weise übermütig lachend mit dem Fächer nach Herrn von Echt schlug.

Nur mit Mühe konnte von Langst ein Auffahren und Davonstürzen Hans Karls verhindern, nicht aber, daß sich zu dem Groll nun auch noch als ausgewählener Vögel — die Eifersucht festsetzte.

Drinne im Saale war es warm und schaul geworden, und die Paare ergingen sich lachend und scherzend im Garten oder standen in Gruppen zusammen und plauderten. Einige sahen auch vergnügt und losend in den von sanftem Mondlicht durchdämmerten Lauben.

In einer entlegenen sah auch Hans Karl seiner Cezi-Liese gegenüber, aber nicht schäfernd und losend, sondern finster brütend. Zwar sagte ihm eine Herzensstimme: Sprich offen zu deiner Braut! Aber er hörte nicht darauf, und das eifige Schweigen, welches das Mädchen sich nicht recht deuten konnte, dauerte an. Cezi-Liese wandte das Gesicht gleichgültig sch-nend zum Laubeneingang, durch welchen sich silbernes Mondlicht stahl. Sie fühlte dennoch, daß der Blick von Rodas heiß, durchbohrend auf ihr ruhte. Hätte sie nun den rechten Ton gefunden zum Herzen ihres Brautigams, so wäre es gut gewesen. Aber nein! Das Teufelchen rührte sich wieder emsig und die Lippen des jungen Mädchens zogen sich trozig hoch, bis es scharf klang:

„Nun, was soll denn das eifige Schweigen?“

„Einfach, daß ich dich nicht mehr begreife, nie und nimmer!“

„Und ich begreife dich sicher nicht, wie Luft behandelst du mich.“

„Du bist auch umgewandelt, ich kenne dich nicht mehr.“

„Umgewandelt?!“ Was nennst du umgewandelt?“ klang es hart, „daß ich mich ein wenig freue und amüsiere?“

„Ja, was nennst du amüsiere und freuen!“

„Ich? anfangen das Leben genießen, wie es sich mir jetzt bietet.“

„So, hm! Das wußte ich ja nicht!“ Eine kleine Pause folgte, und im Herzen Hans Karls gewannen wieder gute Regungen über den Horn und Grimm, der ja eigentlich nur von Echt galt, leicht die Oberhand, und seine Stimme klang ruhiger und sogar herzlich:

„Cezi-Liese, was nennst du heute abend Glück, was war sonst dein Glück? Das ist doch kein Leben, das man im Ballsaal genießt.“



Der italienische Arbeitsminister Bertoli, der die Hilfsarbeiten in der von dem Erdbeben betroffenen Ortschaften leitet.

Seine Stimme klang noch einen Tonfall unger. „Noch vor wenigen Tagen nanntest du es Glück und Seligkeit, empfandest süße Wonnen, wenn du mit mir schweigend den Wald durchschrittst, wenn uns die Rehe angingen, die Wipfel der Bäume uns umrauschten, die Vögel uns umjauchzten und Gottes Odem uns umwehte.“ So fand er wieder den rechten Herzenston, und nun ging Cezi-Liese nicht darauf ein; in ihrem Innern hatte sich weiblicher Eigensinn und Trotz eingenistet, deshalb schwieg sie, einige Worte hätten genügt, und alles wäre gut gewesen, aber die blieben leider ungesprochen, und das war schlimm.

Fortsetzung folgt.

Eine Landpartie.

Humoreske von F. Felten-Heermann

(Nachdruck verboten.)

Georg Schwarzkopf, Materialienwarenhändler in G., hatte schon seit langer Zeit den Plan gefaßt, einen größeren Ausflug in das nahe Gebirge mit seiner Frau, seiner Schwiegermutter und seinem Töchterchen, einem allerliebsten Blondchen von 11 Jahren zu unternehmen. An einem schönen Juli-sonntag sollte dieser Plan endlich zur Ausführung kommen. Er mietete Pferd und Wagen, und um 5 Uhr morgens sollte man aufbrechen. Von 4 Uhr an war alles im Hause lebendig. Frau Schwarzkopf, welche Jahr aus, Jahr ein, in ihrem Laderaum gab sich völlig ihrer Freude hin und beschäftigte sich eifrig mit den Vorbereitungen zur Reise. Ihre Mutter dagegen, die ihren Schwiegerjohn nicht austehen konnte, ließ ihrer galligen Laune freien Lauf, kritisierte mit herben Worten den Ausflug, trotzdem sie im Grunde ihres Herzens sich über denselben war.

„Dein leichtsinniger Ehemann wird dich ruinieren.“

„Man muß sich ein wenig zerstreuen,“ sagte Frau Schwarzkopf, „wir sind das ganze Jahr hindurch an das Haus gefesselt.“

„Man kann spazieren gehen, man braucht nicht gleich einen teuren Wagen zu mieten, um sich zu erholen.“

„Ich fahre lieber spazieren,“ sagte Lottchen.

„Du bist das Ebenbild deines Vaters,“ erwiderte die Schwiegermutter mit essig-saurer Miene, „man möchte denken, ihr seid Millionäre!“

„Warum bist du eigentlich immer so brummig, Großmütterchen?“ fragte das Kind.

„Brummig?“ schalt die Frau, „solche Ausdrücke lehrt dich wohl dein Vater?“

Schwarzkopf trat ein.

„Seid ihr fertig? Der Wagen ist da.“

„Laßt mir doch die Zeit, mich anzukleiden,“ beschwerte die Schwiegermutter.

„Es ist 5 Uhr, ich warte nicht einen Augenblick länger; wenn du nicht fertig bist, fahre ich ohne dich.“

„Das würde dir wohl so passen, diese Freude bereit ich dir aber nicht.“

„Es wäre die erste meines Lebens, die von dir ausgeht,“ sagte der Schwiegerjohn.

„Ihr werdet doch nicht wieder anfangen, zu streiten,“ sagte Frau Schwarzkopf. „Dazu ist's heute noch zu früh!“

„Für den Tapferen gibts keine Stunde! Nicht wahr, Schwiegermama?“

Endlich nahm man im Wagen Platz und fuhr ab.

Der Morgen war herrlich und die Fahrt so angenehm, daß selbst die gallige Alte nichts mehr zu tabeln fand. Als man an einer Stelle des Weges angekommen war, wo die Fahrstraße eine starke Steigung hatte, stieg Schwarzkopf ab, um dem Pferde die Last zu erleichtern. Man durchfuhr einen Wald und er drang etwas tiefer ins Dickicht, um sich eine Gerte zu schneiden. Plötzlich sah er sich einem Individuum gegenüber, dem der Wegelagerer an die Stirn geschrieben war. Schnelligt wollte er zurück, aber der Keil versperrte ihm den Weg und rief, indem er ein Messer aus der Tasche zog:

„Einen Lout und ich mache Sie kalt!“

„Was wollen Sie von mir?“ stammelte Schwarzkopf.

„Ihr Geld und Ihre Juwelen. Beim geringsten Fluchtwort such ich Ihnen das Messer in die Kehle.“

Bitternd zog der Kaufmann sein Portemonnaie aus der Tasche.

„Das ist nicht alles! Sie haben Uhr und Kette.“

„Es ist ein teures Andenken, lassen Sie sie mir.“

„Sie haben die Mittel, sich eine neue zu kaufen.“

Senzend gehorchte der Arme.
 „So, jetzt brauche ich Ihre Krawattennadel und Ihren Ring!“
 „Lassen Sie ihn mir. Er hat keinen großen Wert und ist mir als Andenken sehr lieb.“
 „Keine so langer Geschichten, beeilen Sie sich,“ drängte der Dieb.
 „Es ist ein Geschenk meiner Frau.“
 Statt einer Antwort bedrohte ihn der Strolch mit einem Löffel.
 Schwarzkopf zog den Ring vom Finger und der Gallunke steckte ihn ein.
 „Sie haben einen neuen Hut, der meinige ist abgetragen, tauschen wir.“
 „Ich brauche auch Ihr Jackett, das meinige ist voller Löcher und“ da Schwarzkopf zögerte, „schnell, schnell, ich habe keine Zeit, zu warten, hier ist das meinige.“
 Sie tauschten die Kleidungsstücke.
 „So und nun versuchen Sie nicht, mir zu folgen, sonst sollen Sie mich kennen lernen.“ Damit verschwand er im Gehölz.

Frau Schwarzkopf wandte unzählige Male den Kopf und wunderte sich, daß ihr Mann noch immer nicht zu sehen war.

„Ich habe ihn in den Wald eintreten sehen.“ sagte die Mutter.

„Aber, er kommt nicht wieder heraus.“
 „Wir hätten uns bei der Abfahrt nicht so beeilen brauchen. Wie ein Schuljunge in den Wald zu laufen und uns warten zu lassen! Dein Mann wird nie vernünftig, daß habe ich immer gesagt.“

„Ich bitte dich, fange nicht wieder an!“
 „So, jetzt beleidigst du auch noch deine Mutter.“
 „Ich beleidige dich nicht.“
 „Die Kinder sind undankbar.“

„Er kommt nicht wieder, ich fange an unruhig zu werden.“
 Das kleine Mädchen fing an zu weinen.
 Inzwischen war Schwarzkopf, nachdem er den Strolch losgeworden, auf die Fahrstraße hinausgelommen.

Er fing an zu laufen, um den Wagen einzuholen.
 „Noch immer sehe ich nicht meinen Mann, man sieht nur einen zerlumpten Kerl, der uns nachzulaufen scheint!“
 Schwarzkopf zieht sein Taschentuch heraus und winkt, anzuhalten.

„Der Kerl scheint uns zu bedrohen!“ sagt ängstlich die Frau, die ihren Mann in seinem neuen Anzug nicht erkennt!“
 „Das ist ein Strolch, der es auf uns abgesehen hat,“ jammert die Mutter.

„Und mein Mann, der nicht zurückkommt!“
 „Ich hab's gleich gesagt! Ich hab von dem Ausflug abgeraten! Aber auf mich hört man nicht. Jetzt sind wir den Dieben und Mördern ausgeliefert!“

Er kommt immer näher und gestikuliert immer stärker.
 Frau Schwarzkopf hieb auf das Pferd ein, das im stärksten Galopp davonprengte.

Schwarzkopf schwenkte seinen Hut in höchster Verzweiflung.
 „Man möchte glauben, er ruft uns,“ sagte die Frau und hielt das Pferd an. „Vielleicht ist Georg etwas zugestochen, und er will uns benachrichtigen.“

Der Vagabund kam leuchtend näher.
 „Er wird uns angreifen,“ jammerte die Mutter.
 „Was wollen Sie von uns?“ fragte zitternd die junge Frau.

„Du erkennst mich nicht?“ sagte vorwurfsvoll ihr Gatte.
 „Du?“ Wie siehst du aus? Was bedeutet das?“
 Schwarzkopf steigt in den Wagen, sprechen kann er vorläufig noch nicht, dermaßen ist er außer Atem.

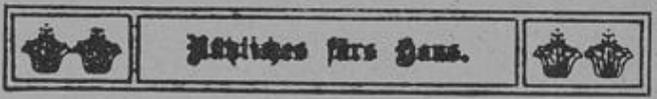
Endlich kann er sein Abenteuer erzählen.
 „Man ist doch nirgends mehr sicher,“ jammerte seine Frau. „Entfernt man sich vom Hause, wird eingebrochen und unterwegs wird man ausgeraubt.“

„Das ist doch kein Wunder!“ sagt Schwarzkopf. „Das ist nun die logische Folge der Empfindsamkeit, die man gegen die Schulte zeigt. Man tut alles, um ihnen das Verbrechen verlockend zu machen. Die Gefängnisse gleichen Kassen mit Väteräumen, filtriertem Wasser und Dampfheizung. Die Mörder werden besser behandelt wie die Soldaten und sind glücklicher wie der rechtschaffene Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichts für die Seinigen arbeitet.“

Nach diesem heftigen Ausfall sah er in seine Tasche und zieht sein — Portemonnaie heraus. Er sah wieder in die Tasche und bringt seine Uhr und Kette und Krawattennadel zum Vorschein. In der andern Tasche findet er seinen Ring, ein Armband, zwei Portemonnaies und ein Portefeuille. Als der Vagabund mit dem geängstigten Kaufmann den Kopf tauschte, hatte er in der Eile vergessen, seine Taschen zu leeren.

„Ich muß mich mit den Dieben wieder auslöshen,“ sagt Schwarzkopf, indem er die ihm nicht gehörenden Objekte beiseite legte, um sie später der Polizei zu übergeben. „Wenn ich daran denke, daß der Kerl dich hätte ermorden können,“ rief Frau Schwarzkopf und fiel ihm um den Hals.

Lachend erwiderte ihr Mann: „Das wäre eine zu große Freude für Schwiegermama gewesen!“



— **Tintenwischer.** Aus Resten grüner, olivfarbener Wolle in mehreren Schattierungen strickt man nach einem Anschlag von zehn Maschen mit feinen Nadeln recht fest, stets glatt hin und her, einen Streifen von 25 Zentimeter, zieht ihn durch heiße Dämpfe und plättet ihn rasch mit einem heißen Eisen trocken. Dann schneidet man an einer Seite die Nahtmaschen ab und trennt der Quere nach eine Reihe nach der andern bis auf zwei bis drei Maschen. Man hüte sich aber, fest zu ziehen, damit das „Moos“ recht kraus bleibe. Dann schneide man drei Teile schwarzes Tuch rund oder oval im Durchmesser von 5 Zentimeter, jede es aus und nahe vom Außenrande nach innen das Moos auf den obersten der zusammengehefteten Teile dicht auf, so daß die Stiche der ersten durch die zweite Reihe verdeckt werden. In der Mitte setzt man eine große, weiße, eisförmige Bommel oder eine Kapsel aus Perlmutter für Federn, auch ein kleiner Schwamm als Pilz paßt hinein und ist zum Abwischen der Feder sehr geeignet.

— **Spizen zu waschen.** Auf einem Handtuch (oder einem Stück Leinen) wird genügend Seife geschmiert, diese zu Schaum gebracht, in welchen die Spizen gelegt werden, so daß sie vom Handtuch völlig eingeschlossen sind. Nun ist mit der rechten Hand das Handtuch zu schlagen und hart zu reiben, bis der Schmutz aus den Spizen entfernt ist. Dann gespült in Wasser, man bügelt sie nun nicht, sondern bestet sie wenn sie trocken sind, mit der Rehrseite auf ein Polster von Tuch oder auf Borkal, den man auf einem hölzernen Rahmen straff ausspannt. Es werden alle Fädchen der Spizen appretiert, indem man sich dazu zweier sehr feiner Schwämmchen bedient. Das eine dieser Schwämmchen taucht man in Wasser, in welchem man vorher etwas weiße Stärke oder arabischen Gummi aufgelöst hat. Auch Mandiszucker kann man hinzufügen, damit die Appretur weniger brüchig wird; dann fährt man mit dem Schwamme rasch und leicht über die Oberfläche der Spitze, damit sie dadurch nur befeuchtet wird, und gleich darauf trocknet man sie mit dem anderen, garnicht befeuchteten Schwamme ab. Die Masse soll nicht durcbringen, und nur die Fäden der Spizen leicht angefeuchtet werden. Hierauf läßt man sie trocknen und gummiert sie dann nochmals, wenn es nötig sein sollte.

— **Masse Flecken an einer getünchten Wand oder Zimmerdecke werden schnell ausgebeffert,** wenn man ungelöschten Kalk mit Spiritus zu einem Brei vermischt und mit diesem die Flecken bestreicht. Sind die Flecke trocken geworden, können sie mit Leimfarbe behandelt werden.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit welchem rosigen Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebraucht man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 10 Pf. überall zu haben



Unsere Bilder.



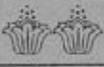
Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.

(Zu den Bildern in der heutigen Nummer.)

Die furchtbare Katastrophe, die neuerdings über die süditalienische Landschaft Kalabrien und die von ihr durch die Straße von Messina getrennte Insel von Sizilien hereingebrochen ist, hat eins der herrlichsten und fruchtbarsten Gebiete der Erde in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt und namenloses Elend geschaffen. Messina, die vicibezungene Stadt auf der Insel Sizilien, an der Meerenge gleichen Namens, die auch Schiller zum Schauplatz seines Dramas: „Die Braut von Messina“ gemacht hat, ist vom Erdboden verschwunden, und nur rauchgeschwärtzte Trümmer künden die Stätte, wo die stolze, mehr als 150 000 Einwohner zählende Stadt gestanden. Auch die Stadt Reggio an der Küste von Kalabrien ist zum großen Teile zerstört. Furchtbar war das Schicksal der Garnison von Reggio; die Kaserne stürzte ein und begrub 1000 Mann, deren Hilferufe noch lange hörbar waren, unter den Trümmern. Zahlreiche blühende Ortschaften sind gleichfalls der grauenhaften Erdbebenkatastrophe zum Opfer gefallen, darunter Palmi, Bagnara und St. Eufemia. Die italienische Regierung will die Stadt Messina nicht wieder aufbauen; die Bevölkerung, soweit sie mit dem Leben davongekommen ist, soll in Catania angesiedelt werden. Die Zahl der Opfer ist noch immer nicht genau festgestellt, doch kann man annehmen, daß mindestens 150 000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Es ist das die größte Katastrophe, die Europa in geschichtlicher Zeit betroffen hat. Bisher war das furchtbare Erdbeben, das am 1. November 1755 die portugiesische Hauptstadt Lissabon heimsuchte, das folgenschwerste. Es gingen damals in einer Nacht 60 000 Menschenleben zugrunde. Die wissenschaftliche Forschung hat festgestellt, daß es sich im südlichen Italien um eine fortgesetzte Senkungserscheinung des Bodens handelt, die sich bogenförmig vom Vesuv bis zum Aetna, den beiden größten Vulkanen des europäischen Kontinents, erstreckt. Die nördlich der Insel Sizilien gelegenen Liparischen Inseln sind die Ueberreste des durch Erdsenkungen untergegangenen Festlandes.



Zur Unterhaltung.



— Ein Philosoph. Lehrer: Warum nennt man die welche hingerichtet werden, arme Sünder? — Schüler: Weil — weil reiche Sünder niemals hingerichtet werden.

— Ein unmoderne Kind. Die kleine Thekla: Was hältst du denn von dem Quintaner Willi mit seinen mehr als sonderbaren Ansichten über die Liebe? — Die kleine Elsa: Na, das ist auch noch einer aus dem vorigen Jahrhundert!

— Ein feinführender Spitzbube. Richter: Sie geben also zu, in der Küche dieser Dame einen Braten gestohlen zu haben? — Angeklagter: Jawohl; aber ich habe der jungen Frau damit nur eine Blamage bei ihrem Mann ersparen wollen!

— Au eben. A.: Sie sind wohl aus Leipzig? — B.: Au eben! — A.: Da ist es wohl sehr schön? — B.: Au eben! — A.: Wie ist denn die Umgegend? — B.: Au „eben“!

— Blindes Schleichhandel. Bettler: „Geben Sie einem armen blinden Manne einen Groschen!“ — Herr: „Blind? Sie haben ja noch ein ganz gesundes Auge!“ — Bettler: „Na, dann geben Sie fünf Pfennig!“

— Selbsterkenntnis. „Mein Fräulein, ich liebe Sie! Lieben Sie mich denn wieder?“ — „Ja! Unglückseliger!“

— Bauernlogik. Pfarrer: „Es ist niemals zu spät, sich zu bessern, Huberbauer! Merk er sich das!“ — Huberbauer: „Au, da kann i jo no a bissel warten!“

— Naturgeschichtliches. „Das Kamel kann acht Tage lang arbeiten, ohne zu trinken!“ erzählte Herr Froppenschneider seiner sehr jungensfertigen Frau. — „Das ist noch gar nichts,“ erwidert, ihn scharf fixierend, Frau Froppenschneider, „ich kenne sogar ein Kamel, das kann acht Tage trinken, ohne zu arbeiten.“ — Herr Froppenschneider ging still ins das Nebenzimmer.



Rätselcke.



Fünffißbige Charade.

Gern sah ich in die ersten beiden,
Wenn ich wie du, Geliebte, wär! —
Wohl strahlte Schmerz mir jüngst beim Scheiden,
Aus deiner Augen Ersten her;
— Zu Schiff — ich konnt' es nicht vermeiden —
Ging ich, das macht das Herz mir schwer;
Doch künftige dein bitt'res Leiden,
Denn wie die Ersten liegt das Meer!

Auch ist es nicht mehr so gefährlich,
Wie einst, da jener kühne Held,
Naa' and rem Ruhme zwar begehricht,
Entdeckte eine neue Welt. —
Der, was vorher nicht leicht erklärlich,
Die Häute vor sich hingestellt —
Ja, damals war die Fahrt beschwerlich,
Die heut' erfreut und wohlgefällt!

Die Dritt' und Vierte euch zu zeigen,
Ist schwer und macht mir schier Verdruß!
— Ihr altes Bild gab uns zu eiger
Agastias von Ephesus. —
Nad, müht ihr euch drüber schweigen,
Bot ihre Kunst euch doch Genuß,
Sahst Drei-Vier-Fünf ihr jemals steigen
Die anbefahl Vereinsbesluß!

Nicht lange Zeit ist hingegangen,
Seit noch als wahr das Ganze galt,
Durch das sich Abenteurer schwangen
Zu Arriehen auf und zu Gewalt!
Heut ist's vorbei mit seinem Brangen,
Und unentdeckt wird es nicht ait —
Wie ichlan die Sache angefangen,
Erkennt mon doch das Ganze bald!

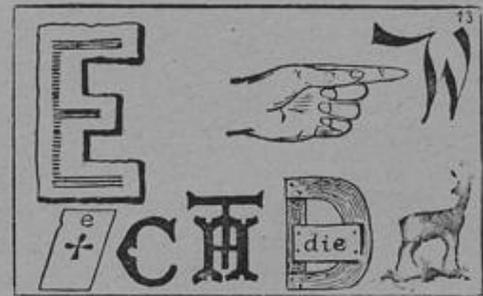
Rätseldistichon.

Herrscher in Afrika bin ich. Mein Titel besteht aus fünf Zeichen.
Aendert zwei Zeichen man um, werd' ich ein Künstler
sogleich.

Arithmetische Aufgabe.

Bei zwei echten Brüchen sind die Zähler und die Nenner positive Zahlen. Der Nenner des einen Bruchs ist gleich dem Zähler des andern. Die Summe der Zähler ist gleich 11, die der Nenner gleich 23. Das Produkt der Brüche ist gleich einviertel. Welche Brüche sind gemeint?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Sorgen — Morgen.
S o m o n y m: Flügel.
R e b u s: Angefangen ist halb getan.



Nr. 6.

Sonntag, 7. Februar.

Jahrgang 1909.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Diefers.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Hans Karls Stirn umwölkte sich wieder leicht, und seine Stimme tönte härter, als er sprach:

„Jetzt findest du so urplötzlich Gefallen an den tadeln Reden des Ballsaales“. Cezi-Diese machte eine unruhige Bewegung.

„Geht es schon wieder los, es ist doch bald jatt rnd genu... das kleinste, unschuldigste Vergnügen mißgönnt bu mir, der

Sieger von heute zeigt auf einmal Anlagen zu voranisch r Laune, schade...“ sie unterbrach sich jäh, rüttle aruhiger hin und her auf der Bank von rohen Birle. stämmen und stieß mit der Spitze der Ballschuhe heftig in den Sties, daß die Steine so flogen und mit scharfem Geräusch wieder aufschlugen.

Dadurch wurde von Roda auch wieder erregter, und seine Stimme zitterte ein wenig vor verhaltenem Sarkasmus.

„Was du nicht allerhand Eigenschaften an mir entdeckst, ich glaube, die fallen dir erst ein, nachdem dir drinnen öde Schmeicheleien gesagt worden sind und noch in dir nachklingen.“

Da war es um die Ruhe und Ueberlegung Cezi-Diefers



Zu dem Erdbeben in Süditalien: Kai am Hafen von Messina.

geschehen. Sie sprang auf, der kleine Fuß stampfte leicht in den Kies, und die Augen sprühten ein grünliches Feuer, welches Hans Karl noch nie bemerkt hatte.

„Ich meine es nun aber, du willst auch wohl noch den Eiferjüchtigen spielen, aus welchem Grunde wohl? Immer zu, immer besser.“

Es kam eine eisige Ruhe über von Roda, als er äußerlich beherrschert entgegnete, wenn es auch in ihm wälzte und stürmte.

„Dazu hätte ich allerdings ein kleines Recht. Ja, sprich: nur Fünkchen und Funken; denn dein Gebaren mit diesem . . . die . . .“ Er suchte offenbar nach einer passenden Bezeichnung, als ihn das Mädchen unterbrach: „Sage nur ruhig von Echt!“

„Ja, von Echt war — gelinde gesagt — nicht gerade schön und lobenswert. Einen schärferen, bezeichnenderen Ausdruck will ich meiden!“

„Aha! hahaha!“ lachte das Mädchen auf, und es klang durch den stillen, jetzt menschenleeren Garten grell und höhnisch. „Ich wohl eine Erz- — hörst du — eine Erzlofette, aber dann du ein eiferjüchtiger Tyrann! Dante bestens Herr von Roda!“

„Sage ich denn zu viel? Wozu das Gebaren mit einem Menschen, den du kaum kennst! Aufbrausend stand er auf.“

Das Mädchen lachte nur noch lauter und höhnischer auf.

„Den Herrn kennen! sehr gut gegeben. Kannte man dich, als mein Vater dich vor fünf Jahren als Inspektor annahm. Kennst man dich heute?“

Das sah Hans Karl verärgert sich, aber merkwürdigerweise kam nichts von Born über ihn, nur ein mächtiges Zittern durchlief seinen kräftigen Körper, und er fühlte sich schwach, wie ein kleines Kind. Recht hatte sein: Braut, doch bitter, sehr bitter war es, solches aus geliebtem Munde zu hören. Seine Verlaunt war allerdings in gewissem Maße dunkel. Er hatte nie von Eltern und Geschwister sprechen können oder wollen. Seine Mutter war tot, so war ihm stets gesagt worden, nur ein schwaches, wenn auch leichtes Bild, stand von ihr vor seiner Seele. Und sein Vater . . . Wirklich, der Vorwurf traf ihn tief. Seine Brust hob und senkte sich jetzt schwerer. Cezi-Liese konnte seinen stockenden, keuchenden Atem hören. Sonst hätte sie ihn für ein umkleidetes Marmorbild halten können, so starr und leblos stand er da. Doch in ihrem Herzen war ein Dämon erwacht, der keine gute Regung aufkommen ließ.

Endlich löste es sich in Hans Karls Brust, wie wenn ein langer Starrkrampf schwindet, und seine Gestalt redete sich, als er hart mit höhnischem Aufschrei erwiderte: „Ich glaube fast, daß der Sekt dir zu ungewohnt war; denn sonst könntest du nicht so grausam sein und mir vorwerfen, was ich nach Lage der Umstände nicht ändern kann; ich muß annehmen, daß du im Eifer ohne Ueberlegung sprichst, sonst müßte ich ja überhaupt an einem Herzen in dir zweifeln und alles Bisherige für Lug und Trug halten.“

Das Teufelchen in Cezi-Liese blies und pufete, bis der Streit lichterloh brannte. In den Augen des Mädchens flackerte es wirklich unheimlich auf, als es schroff entgegnete: „Sonst noch etwas, mein Herr, es ist nun genug, ich denke, ich kenne dich nun auf einmal besser, als in den fünf Jahren. Aber es ist zum Glück noch nicht zu spät.“

Hans Karl fühlte etwas kommen, was er vermeiden wollte, und deshalb klang seine Stimme trotz allem beschwichtigend.

„Daß uns warten, Liebste, mit der Aussprache bis morgen, dann sind wir beide ruhiger und vernünftiger.“

Doch es hatte Cezi-Liese einmal erfaßt und ließ sie nicht los. Jeder hat wohl schon in seinem Leben Augenblicke gehabt, wo ihn alles, nur nicht die auflodernde Leidenschaft verließ.

„Also meinst du schließlich noch, eine pflichtvergessene Kofette spräche in Laune oder gar . . . nun ja . . . Champagnerfieber. Wirklich einzig, Herr von Roda!“ Ein neues höhnisches Lachen folgte.

Da verließ auch den Mann die noch mühsam erzwungene äußere Beherrschung, und die Faust stemmte sich auf die Banklehne, daß die Finger knackten. Scharf und hart, leuchtend und zischend kamen die Worte schnell über die bebende Lippen:

„Allerdings können es nur die Geister des französischen Schaumweines sein, die ein solches Gemisch von weiblichem Eigensinn und Stolz, von Unvernunft und Trotz in deinem Kopfe brauten, oder du bist . . .“ — er versuchte es —

„Weißt du, womit du spielst?“

„Hiermit! Herr!“

Damit machte das erregte Mädchen eine blizschnelle Bewegung und schleuderte etwas hin, daß es metallisch im Klirrlang. Dann stürmte Cezi-Liese wie von Sinnen, wie von Furien gepeitscht, an ihm vorbei. Hans Karl machte keine Bewegung, sie zurückzuhalten. Er stand einen Augenblick starr, wie gelähmt da.

Dann hob er das glänzende Etwas auf und hielt seinen — Verlobungsring in Händen, den er mit erschreckender Ruhe in die Tasche steckte. —

Grabesstille liegt über dem Garten, nur dumpfes Stimmengewirr klingt gedämpft herüber. Der junge Mann tritt vor die Laube und fahles Mondlicht fällt auf ein noch fahleres Gesicht, in dem nur das nervöse Zucken Leben verrät. Vernichtet lehnt sich Hans Karl an einen Baum und starrt trockenen und brennenden Auges auf den Eingang zum Saale. Es war ihm, als müßte die Tür sich öffnen, als müßte Cezi-Liese kommen mit ihren weichen Armen, seinen Hals umschlingen und ihm alles abbitten — und er hätte vergeben.

Wolken zogen, und Schatten huschten durch den Garten wie schleichende Gestalten im dunkelnden Mondschein, bis schwarze Massen sich am Himmel ballten. Der Wind hob an, durchfuhr rauschend die Bäume und heulte ein einsam schreckliches Lied. Die ersten Blitze zuckten, und leise grollt der Donner von ferne.

So stieg es auch in der Seele des Wartenden auf. Eine halbe Stunde verrann, es kam niemand. Da ging er hinaus in die dunkle Nacht.

Drinne war Cezi-Liese um so lustiger, damit sie ihres Herzensstimme übertöne, die sich mahnend erhob. Aber das Teufelchen hatte sein Werk vollbracht und war nun verschunden. Es tat Cezi-Liese leid, sehr leid, was sie ihm getan hatte.

Schließlich huschte sie hinaus. Dunkel war es. Sie suchte ihn und fand ihn nicht. Es war eben zu spät gewesen.

Wie Cezi-Liese nach Hause gekommen ist, und was sie dem Onkel alles gesagt hat, weiß sie nicht. Auch der Schlaf meidet die müden Lider.

Fieberhaft und rasch jagen sich ihre Gedanken. Sie setzt sich aufrecht ins Bett. Er steht vor ihr, ein Bild edler, starker Männlichkeit. Es war vor fünf Jahren, als der Vater den schweren Sichtsfall hatte. Da empfahl Onkel Major von Roda, der sich der Landwirtschaft widmen wollte. Sie lernten sich kennen und lieben, und der Vater sah es gerne, da er Hans Karl hatte schämen lernen.

All die sonnigen und wonnigen Stunden des reinsten Glückes, die nun gefolgt waren, zogen an ihr vorüber. Das war vorbei.

Bitteres Weh legte sich auf sie; schmerzliches Vermissen zerriß ihr Herz. Fast erstarrte sie, so würgte es in ihrer Kehle.

Sie wühlte sich tief in die Kissen und weinte bittere Tränen, bis der dämmernde Morgen sie schlafend fand.

Bei hellem Sonnenschein erwachte Cezi-Liese. Halb richtete sie sich auf und schaute mit den heißen Augen verwundert um sich. Dann rieb sie sich die Augen und die Stirne, wie nach einem häßlichen Traume.

Da streiften ihre Blicke das Balkkleid, und das ganze Unglück steht in voller Größe da. Und was das Schlimmste ist, es ist selbst verschuldet. Ihre Tränen flossen aufs neue, bis sie von selbst versiegeten.

Beim Frühstück hat Cezi-Liese ihre liebe Not, Onkel und Tante nicht merken zu lassen, was sie bedrückt und so grenzenlos unglücklich macht. Kaum vermag sie einen Bissen herunterzuwürgen.

Onkel Major hatte schon eine Zeitlang seiner Nichte zugehört und dann seine Frau angeschaut mit fragenden Augen.

„Das ist Vater“, sagte er schließlich, „wenn's nur kein moralischer ist; ich glaube, es hat mit zweien gestern Abend nicht geklappt. Um! stimmt's, du mit der Leichenb'termiene?“

Nun war es zu Ende, schluchzend wie ein kleines Kind barg Cezi-Liese ihr glühendes Gesicht an Tante Ellis Brust. Von Langst ging in sein Zimmer; denn „Greinen“ war des alten Soldat Passion nicht.

Die Majorin strich nur begütigend über die Haare des Mädchens und ließ dasselbe sich ruhig ausweinen, bis es von selbst den Kopf hob und der Tante alles beichtete, wenn auch mit vielen Stockungen und manchen Tränen.

Am Nachmittage hatte Cezi-Liese einen Brief in Händen, der also lautete:

Du hast mir das Zeichen unseres Verlöbnisses vor die Füße geworfen und mir durch deine bitteren Worte eine neue Lebensaufgabe vorgezeichnet. Wohlan! ich gehe, diese Aufgabe zu lösen, in die weite, kalte Welt. Ich werde lernen, Dir zu verzeihen. Möge es Dich nie gereuen, was Du getan hast. Schütze Dich Gott!

Hans Karl von Roda.

Gezi-Biese begriff nur zu gut, was diese kurzen Zeilen bedeuteten. Sie ließ den Brief stumm in den Schoß sinken, faltete die Hände ineinander und sann. Er fand sie wenigstens noch dieses Briefes wert. Alles hat sie im Herzen Hans Karl ab, was sie ihm getan hatte, und nahm sich vor, das standhaft zu tragen, was sie im Uebermuth und Trotz selbst ver schuldet.

3. Kapitel.

Am Abende desselben Tages saß der alte Neres in seiner Stube, die im Anbau des Herrenhauses Marienwalde lag, und zündete seine Pfeife an. Diese ging ihm wohl hundertmal am Tage aus und wurde eben so oft angezündet.

Er dachte gerade an vergangene Zeiten und blies dicke Tabakwolken in die Stube hinein, ein Zeichen seiner schlechten Laune, die er immer hatte, wenn er die Vergangenheit an sich vorbeiziehen ließ. Und das tat er oft.

Früher war er Verwalter, so eine Art Vertrauensmann des Herrn von Volmer gewesen. Da ging alles nach den alten, guten Rezepten, einfach, ohne das Maschinenzeug all. Die Brennerei am unteren Finkelbache war der einzige Rauchschlot in der Nähe. Jetzt qualmten so'n Dinger ein halbes Duzend von morgens bis abends, daß man kaum noch einen richtigen Land- und Erdruch in die Nase bekam.

Daß auch damals der Herr so stark die Gicht haben mußte, als er sein rechtes Bein brach und nicht überall sein konnte, sonst wäre der neumodische Inspektor, der übrigens ja ein ganz respektabler Mann war und auch was verstand, nicht auf das Gut gekommen. Der alte Modus war doch gut, und was gut ist, soll man nicht in die Ecke stellen. So meinte der alte Neres wenigstens.

Und daß sein rechtes Bein auch noch steif bleiben mußte! So'n Wetterprophet in den Knochen hatte ihm, der sonst immer rastlos tätig war, gerade noch gepakt. Das bißchen Inneninspektion, welches ihm jetzt blieb, war seiner Meinung nach das Gnadenbrot nicht wert, das er aß.

Die Pfeife war schon wieder aus, und der Alte suchte nach Streichhölzchen, die er immer in seiner Westentasche trug, wenn er sich auch so und so viele Taschen damit verbrannt hatte. Er war nämlich arg konservativ, der Neres. Das Suchen war vergebens. Umständlich kletterte der alte Mann auf die Bank, um welche herunterzulangen aus seiner Vorratskammer auf dem Treit über dem Ofen.

Draußen polterte jemand auf der Treppe.

„Gott, Gott! der stolzer, noch die Trepp' hinauf,“ murmelte Neres, ohne umzusehen. „Abend, Neres!“ Klang die Stimme des Herrn. Da fiel der Angeredete bald herunter, und die Erwiderung blieb ihm in der Kehle stecken; denn so was war seit Jahren nicht mehr geschehen. Er stieg, so schnell es mit dem steifen Bein ging, herunter und schob von Volmer seinen besten, gepolsterten Stuhl hin.

„So, Neres! jetzt gibt es wieder Arbeit für uns beide.“ Als der Herr dem erstaunten Blicke des alten Verwalters a. D. begegnete, machte er eine kleine Pause und fuhr dann ärgerlich auf: „Ja, ja! der Inspektor, Herr von Roda, ist uns durchgebrannt.“

Neres sperrte vor Schreck und Verwunderung den Mund auf und vergaß geraume Weile das Zumachen; er war eben ganz pass. „Aha! also is daß auch ene von die ganz Neumodische, un er hatte doch son ehrlich Gesicht, wer soll so wat gebacht haben.“

„Nein, Alter, so schlimm ist die Sache nun gerad' doch nicht,“ und von Volmer mußte trotz allem lachen über den Eifer des treuen Mannes, „von Roda teilt mir brieflich mit, daß ihn persönliche Gründe zwingen, auf unbestimmte, längere Zeit zu verreisen. Die Umstände machen es ihm nicht möglich, direkte Aufklärung zu geben und persönlich abschied zu nehmen. Er hofft, daß die Zeit mir solche gibt. Dann folgt noch eine kurze Angabe über den Stand aller Sachen die den Betrieb angehen.“

Nun sah der Besitzer von Marienwalde finster vor sich hin, und Neres schüttelte still seinen grauen Kopf.

„Ja, Hår, dat is ne ganz verwickelte Sach' geht bei den tausend Arbeit und dem ganzen Betrieb. Da wird so leicht

kein Ersahmann zu finden sein, zumal alles in der Ernte steht. Warum geht denn daß Hår Inspektor jetzt grad' über die Wupper, da gab et doch gelegener Zeit zur. Un der Ent“ — so nennt man vielfach den Egajungen — „verzählte mir gestern abend noch, der Hår von Roda hätt om Kennen den ersten Ehrenpreis bekommen, nachdem er beinahe ein bißchen dat Genick gebrochen hätt.“

„So, ja! daß wußte ich noch nicht, ist mir auch egal. Es wird uns anders nichts übrig bleiben, als es zu machen, wie wir es früher gemacht haben.“

Da leuchtete es in den Augen des alten Neres auf, mechanisch fuhr er an sein Bein und nahm seine Pfeife aus dem Munde. So was zu hören, war eine Freude. Doch sprach er vorsichtig: „Ich weiß nich, Hår, ob son alt Eisen, wie ich bin, heut noch wat wert ist, un ob ein alter Eiel noch seine Säck' tragen kann; wenn sie net allzu schwer hand, wird et wohl noch so ehbes gehen!“

„Ich sag' ja schon, Neres, wir sitzen in der Klemme und müssen uns selbst heraus helfen, wenn ich es mir auch hin und her überlege, es geht nicht anders. Ich werde wieder auf den Gaul müssen und draußen dirigieren; du mußt mir helfen, so viel es geht.“

Es sollte leicht und zuversichtlich klingen, aber der Ton verriet, daß diese Aussicht dem Herrn nicht gerade die angenehmste war.

Neres sah ihn ein paarmal von der Seite an und meinte: „Ja, mit dem Aderbetrieb wird et noch gehen, aber mit dem neuen Unternehmen drunten“ — er zeigte mit seiner Pfeifenspitze nach Westen — „is schon so'n Ding, davon versteh' ich rein ten Bohn, dat is mein Fach nicht. Besonders die Schreiberei in die großen Bücher ist mein' Sach' net, und lange Reihen Zahlen zusammenzuzählen war nie mein' beste Seit.“

Daß der Alte die Ringofenziegeleien meinte, war Herr von Volmer klar, aber das war ja auch sein Steckenpferd nicht. Vor drei Jahren hatte er auf den Rat von Roda's das Unternehmen begonnen; es rentierte sich, so daß eine beträchtliche Erweiterung im Bau war, die etwa Oktober in Betrieb genommen werden sollte. Von Roda hatte alles gut und klug geleitet, das mußte von Volmer zugeben. Aber er selbst verstand nichts, rein aar nichts von den Geschäfta, und dieses hob sicher seine Stimmung nicht.

Die beiden redeten noch eine Zeitlang von geschäftlichen Dingen. Wenn auch der alte Neres gerne gewußt hätte, warum denn der neue Inspektor so urplötzlich gegangen sei, so wollte er doch nicht direkt fragen. Sein Herr hätte es aber auch nicht sagen können, weil er es selbst nicht wußte.

Als von Volmer gegangen war, stapfte Neres wohl noch eine Viertelstunde in seiner Stube umher und zerbrach sich über die Sache vergeblich den alten Kopf. Ueber eins freute er sich aber, daß er nun doch mal nicht ganz zum alten Rumpel gehörte. Seine Pfeife ging ihm sogar wieder aus.

Erst später schlief er mit seinem Sinnen und Grübeln ein. Herr von Volmer noch später.

Am anderen Morgen in aller Herrgottsfröhe war Neres schon munter. Raun hatten die Knechte mit dem Rütteln der Pferde begonnen, so stapfte er schon über den Hof.

„Gott, Gott!“ kicherten die Mägde, die eben zum Melken gingen, „der Neres hat wieder seinen Verwalterbrod und sogar seine polierten Wassertreter an.“ Sie meinten die ianaen Stiefel.

Neres ging durch die Scheune in den Garten, um ins Freie gehen zu können. Doch von der Eifel sah man keinen Schimmer und hörte auch keinen Ton der Moraevalcke von Kirchbera ein Zeichen, daß das aute Wetter noch anhielt, und darüber wollte er sich verozweifeln: denn seinem eigenen „Barrenmeter“, wie er sein heißes Bein nannte, traute er nicht immer. Er ging zurück in den Hof, wo alles sich zur Ernte rüstete.

„Na, Neres, wat sagt denn et Wetter?“ fragte ihn der Meisterknecht.

Der entgegnete kurz: „Ein gewaltig Donnerwetter gibt et.“ Das kam auch bald in Gestalt des Herrn. Rostend warf er die Hoftür des Herrenhauses zu. Das frühe Aufstehen hatte er verlernt, und deshalb kam er unwirsch und brummend über den Hof.

Die dicke Trina sagte zu den anderen Mägden: „Der ist mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett aufgestanden.“ „Ne“, gab die Sef zur Antwort: „Dem ist wat über die Leber gelaufen.“



Zu dem Erdbeben in Süditalien: Verheerungen des Seebeckens.

Da dröhnte schon des Besitzers Stimme: „Vorwärts! heut' mal etwas flink gemacht, alles muß hernach mit auf das Feld, um beim Einfahren zu helfen!“ „Ja, ja!“ bestätigte der den Herrn begleitende Neres, „wer weiß, wie lange das herrliche Erntewetter noch andauert.“ Die Mägde sagten nichts mehr.

Dann erteilte vom Bolmer den Knechten seine Befehle so funterbunt durcheinander, daß sie kaum einer verstand, und verwundert seinen Kopf und sprach für sich: „Wenn das alles gut geht, heiße ich nicht mehr Kranken.“

Hinaus ging es nun zur Arbeit.

Neres half dem Herrn auf das Pferd, welches der Ent vorgeführt hatte. Das ging nicht ganz ohne Schwierigkeiten ab. Der Ent mußte lachen, erhielt aber dafür vom Herrn von Bolmer eine berbe Ohrfeige und rieb sich nun seine Wade.

Endlich sah der Besitzer auf und ritt zum Tor hinaus, wobei allerdings seine Nase in bedenkliche Nähe des Pferdehalses kam, und nur die Wohlbeleibtheit hinderte die gefährliche Kollision.

Herr von Bolmer ritt hinaus in den frühen Morgen; die Lerchen jubilierten, und die Heimchen zirpten, setzten einen

Augenblick aus, um dann unermüdet ihr schrilles Geigen fortzulegen. Die Laune des alten Herrn war noch immer nicht die rosigste; das Reiten war nicht gerade angenehm, weil ungewohnt; denn bei jedem tänzelnden Schritt des Pferdes wurde sein Körper empfindlich durchrüttelt, und die Sonne meinte es immer besser, die tat, als wollte sie Küfen ausbrüten. Das volle Gesicht des Reiters erhellte sich aber, als er in die Nähe des Nichtenwaldes kam, der ihm den würzigen, ozonreichen Duft der Nadeln entgegenjagte, von einem leichten Lüftlein getragen. Der Nichtenbusch war sein Liebling, schon deshalb, weil das Abholzen bald beginnen konnte. Er mußerte wohlgefällig die schlanken Stämme; die lieferten kräftiges Grubenholz für die „Kohlenberg“, wie man schlechtbin die Bechen und Bergwerke des Warmreviers nannte. Mit der Summe, die ihm der Wald dann einbrachte, dachte er die Schulden zu tilgen, die vom Vater her noch auf dem Gute lasteten.

Hierauf baute von Bolmer am meisten; denn mit den neuen industriellen Unternehmungen rechnete er weniger, da sein enger Vließ, als alter Landwirt den Aufschwung einer regen, durch die näher rüdende Industrie bedingten Bautätigkeit in dem nachbarlichen Städtchen nicht vorausjah.

Er ritt weiter über die kleine Brücke des Finkelbaches, und vor ihm lagen seine Felder, im Hintergrunde von den Wiesen begrenzt. Stolz leuchtete es in seinen Augen auf. Segen überall. Das Korn stand schon in Haufen und sollte eingefahren werden. Die Weizenfelder wogten im leichten Winde hin und her, wie ein goldiges Meer. Sicheln klangen zu ihm herüber, welche den Gottesseggen schnitten. Zu seiner Rechten pflügte man die Gerstenstopeln um, und er sog den würzigen Erdgeruch, seiner eigenen Erde, auf. Das tat ihm wohl.

Eben schwankten die ersten, schwerbeladenen Wagen an ihm vorbei, um zur Scheune zu fahren.

Er war doch eigentlich ein Narr gewesen, seit der Wicht damals ein Schlaraffenleben zu führen.

Dann ritt von Bolmer über die Felder zu den Wiesen. An diese grenzte der Wald des Nachbargutes, welches Herr von Eht im Frühjahr gelaufen hatte. Der Gutsherr nahm



Zu dem Erdbeben in Süditalien: Flüchtlinge auf der Landstraße.



Zu dem Erdbeben in Südtalien: Rettungsarbeiten durch Hilfszüge des deutschen und österreichischen Roten Kreuzes.

seinen Hut ab, und wischte sich die dicken Schweißtropfen von der Stirn.

Plötzlich spitzte sein Brauner die Ohren, ein Kopf wieherte in der Nähe. Da bog gerade von Echi um die Waldecke und ritt an der Lisiere vorbei auf ihn zu.

„Guten Morgen, Herr von Volmer!“

„Guten Morgen, Herr von Echi!“

„Schon so früh hier, ich dachte, Ihr Herr Inspektor nähme Ihnen die Last ab, das Gefinde im Zaume zu halten.“ Von Volmer bemerkte nicht den spöttischen Tonfall, den von Echi auf das Wort Inspektor legte, ebensowenig, wie den lauernden Blick des Sprechenden.

„Seit gestern hab' ich keinen Inspektor mehr, wenn Sie damit Herrn von Roda meinen; er war auch nie ein eigentlicher Untergebener, sondern mehr ein junger Freund von mir; mein alter Verwalter Neres gab ihm den Namen wohl, weil er sich ein wenig zurückgesetzt fühlte, als von Roda die ganze Leitung übernahm und allerhand Neuerungen einführte.“

Von Echi war wirklich überrascht. „Also ausgewichen! Teufel noch einmal!“ kam es unterdrückt von seinen Lippen. Sein Auge blickte in grünlichem Scheine, und er zog mit einem jähen Ruck den Hügel an, daß sich der Fuchs bäumte.

„Wie meinten Sie?“ fragte von Volmer.

„Nichts, mein Fuchs machte einen kleinen Satz zur Seite; war Herr von Roda lange bei Ihnen?“

„Seit fünf Jahren.“

„Müssen wohl wichtige Gründe sein, die ihn so plötzlich bewegen, seine Stellung aufzugeben.“ Der Gutsnachbar sagte das zwar gleichgültig, aber seine lauernden Blicke verrieten Interesse, wenn nicht mehr.

„Ich kann darüber nichts sagen, da ich es selbst nicht weiß; im übrigen war von Roda ja durch nichts gebunden, als durch... na ja!“ Er vollendete den Satz nicht. Von Volmer wollte sagen: „die Liebe meiner Tochter“, aber blitzschnell war ihm ein Gedanke gekommen: Sollten seine Kinder, wie er Cezzi-Liese und Hans Karl gern für sich nannte, sich entzweit haben? Und er konnte von Echi nicht genügend, um mit ihm solche Angelegenheiten zu besprechen.

Der Herr von Marienwalde konnte ja nicht ahnen, daß der

neue Gutsnachbar das alles bereits gewußt hatte, als er Sophienhall kannte, und daß er rachsüchtige und finstere Pläne mit sich herumtrug.

An der Begegabung trennten sich die Reiter, und jeder schlug den Weg nach Hause ein.

Kaum war von Volmer außer Hörweite, so schlug von Echi eine teuflisch befriedigte Lache an. „Hamos!“ das geht ja besser, als ich dachte, er weicht also einem Kampfe aus, wenigstens vorläufig, desto leichter wird es mir werden, die Schöne von Marienwalde ihm vor der Nase wegzuerobern.“

Daß ihm das nicht so leicht wurde, konnte er nicht ahnen.

Erst kurz vor Mittag kam von Volmer im Herrenhause an. Auf dem ganzen Wege konnte er seine Gedanken nicht lösen. Er wußte, von Roda war eine etwas schnell zu entzündende Natur, rasch entschlossen und ebenso rasch ausführend.

Als er auf den Hof ritt, rief ihm Neres zu: „Hör, wir haben die linke Scheunenseite schon bis über'n Hahnenballen vollgeschichtet.“ Von Volmer gab nicht einmal Antwort, und das wunderte den Alten.

Auch beim Essen war der Gutsherr sehr schweigsam. Kaum war der Tisch geräumt und hatte die Wirtschafterin das Wohnzimmer verlassen, so begann er seine Wanderung. Die Zeitung vergaß er, und auch seine Zigarre, die ihm sonst nach Tisch so trefflich mundete. Nachdenklich sah er auf den Platz vor dem Herrenhause, als wollte er die Kieselsteine zählen, um dann die Tapetenmuster angelegentlich zu studieren. Frau von Volmer merkte, daß ihren Gatten etwas bedrückte, und er gerne sprechen möchte, aber man mußte ihn erst fragen.

„Gisbert, was hast du schon wieder auf dem Herzen?“

„Auf dem Herzen, hat sich schon so auf dem Herzen, kommen einem so allerhand Gedanken wegen der Geschichte. Ich glaube, Hans Karl und Cezzi-Liese haben sich entzweit,“ dachte er heraus, ohne seine Wanderung zu unterbrechen.

Zuerst konnte seine Gattin nicht antworten, so schwer fiel ihr die Eröffnung auf das Herz. „Wie kommst du denn auf den Gedanken, die hatten sich doch so lieb?“

„Mir kam der Gedanke heute morgen, so unplötzlich, als



Zu dem Erdbeben in Südtalien: Prozessions-Wittgang.

ich mit von Echt sprach. Auf einem Balle ist bei animierter Stimmung viel, wenn nicht alles möglich, und eine Erklärung gab von Koda nicht, vielleicht tat er es aus eben den Gründen nicht."

Frau von Volmer sah nachdenklich vor sich und sprach gedehnt: „Gott bewahre doch unser Kind, daß es der Liebe Leid schon so früh erfährt. Cezi-Liese war so glücklich in ihrer Liebe.“

„Aber Gläd macht übermütig, und dazu neigt unsere Einzige ein wenig, still und ruhig, fast zu still, und dann auf einmal übersprudelnd lustig, zu Streichen geneigt war sie immer. Dagegen war Hans Karl mehr ernster und doch rascher Natur, und da kann man nicht wissen!“

„Wir wollen hoffen, daß es nicht so ist, vielleicht ist die Abwesenheit von Koda nur vorübergehend.“

Das Eintreten der Wirtschafterin machte der Unterhaltung ein Ende. Sie brachte ein Billet von Major von Langst, das ein Bote eben abgegeben hatte.

Hastig erbrach von Volmer den Brief und las; dann reichte er ihn schweigend seiner Frau. Sein Gesicht sagte dieser schon, daß die Ahnung nur allzu wahr gewesen war. Frau von Volmers zitternden Händen entfiel der Brief, sie setzte sich an ihren Fensterplatz, und Tränen tropften verstoffeln nieder. Mit dem Glück ihres Kindes war auch ein Teil ihres eigenen in Scherben gesprungen.

Der Gutsherr vergaß seine Zigarre und sein Schälchen ganz. Er beantwortete die Bitte des Majors, Cezi-Liese für acht Tage da zu behalten, bejahend. Dann ritt er wieder hinaus. Abends erzählte man sich in der Gesindestube schon, daß Herr von Koda nicht mehr zurückkehren werde. Und einige Wago wollten sogar noch mehr wissen.

4. Kapitel.

Die Erntearbeiten blieben vom schönsten Wetter begünstigt und nahmen einen klotten Verlauf. Noch vor Ende der Woche stand der gesamte Weizen in Haufen, und die schweren Aehren der Garben knisterten vor Trockenheit.

Wie auf geheime Verabredung trafen sich Herr von Volmer und von Echt täglich; verschiedene Male hatte der Gutsherr sich abends noch eingestellt, um mit von Volmer über dies und jenes zu plaudern; denn er hatte mit scharfem Blicke erkannt, daß der Besitzer von Marienwalde nicht die Ueberlegung für den Anfang der Tugend hielt, sondern nur den Rat anderer, und daß er immer einen haben müsse, dem er ganz vertraue, so eine Art dritte Hand. Und das war von Echt in den wenigen Tagen schon geworden; er kannte den Stand der Dinge ganz genau; denn von Volmer hielt mit nichts hinter dem Berge und vermutete bei seinem Nachbar nur freundschaftliches und nachbarliches Interesse.

Bei ihm, dem Manne von altem Schrot und Korn, gab es nur Offenheit und Redlichkeit: daß ein Mann mit adeligen Namen anders sein könne, kam ihm nie in den Sinn, ebenso wenig ahnte er, daß von Echt ein anderes Interesse habe.

Die Herrin von Marienwalde war zwar höflich gegen den häufigen Gast, der aber selbst merkte, daß diese nur eine kalte war.

Heute war von Volmer mit von Echt zu den Ringofenziegeln geritten, und die Gutsherrin sah an ihrem Fensterplatz und schaute den Weg entlang, den ihr Kind kommen mußte. Sie sann.

Noch ist es kurze Zeit her, da ihre Cezi-Liese heiter und froh zu dem verhängnisvollen Balle fuhr mit dem leichten Sinne der Jugend. Sicher hatte sie nicht geahnt, daß er ihr so großes und bitteres Leid bringen würde. Sie stellte sich ihr trauriges, trostloses Gesicht vor, wie sie das Köpfchen hängen ließ, gleich einem todwunden Vögelin. So malte sich die Mutter das Leid ihrer Einzigen in immer lebhafteren Farben aus, und es stieg warm in ihren Augen auf.

„Mutter, Mutter!“ klang es plötzlich, und die Frau wandte ihr Gesicht. Sie hatte in ihrem Sinnen nicht bemerkt, daß Cezi-Liese eingetreten war, die einen anderen Weg als den gewohnten gewählt hatte.

Noch einmal schnitt Frau von Volmer das „Mutter“ ihres Kindes in die Seele. Es war ihr, als hörte sie den Ausschrei eines gequälten Herzens. Schluchzend hing ihr Töchterchen schon an ihrem Halse und barg herzzerbrechend weinend das Gesicht an der Mutterbrust.

„Mein Kind,“ sagte Frau von Volmer nur, aber eine Welt von Mutterliebe lag in diesen wenigen Worten, welche mehr wogen, wie das Gejammer und Getue mancher moderner

Mütter, die froh sind, wenn ihr Kind sie nur in Ruhe läßt und mit seinem Schmerze verschont.

Fest drückte die Mutter ihr Kind an sich und ließ es sich ruhig ausweinen. Mit keiner Frage und keinem Worte vergrößerte sie den Schmerz ihres Lieblinges, sondern strich ganz zart mit leichter Hand über das wellige, goldblonde Haar. Allmählich wurde Cezi-Liese ruhiger, wenn sie auch noch weinte.

Die Mutter hob das tränenüberströmte Gesicht des Mädchens, sah ihm tief in die Augen und drückte einen innigen Kuß auf die weiße Stirn: „Kind, haue auf Gott; er wird alles recht machen, denn es ist nicht ohne seinen Willen geschehen.“

„Aber Mutter, er ist fort, fort Mutter...! Die Tränen ersticken ihre Stimme, und die Frau zog ihr Kind erneut an sich, bis dieses von selbst den Kopf hob und mit den todtraurigen Augen die Mutter ansah.

„Und ich bin schuld; doch ich weiß nicht, wie es geschah, ich habe ganz abscheulich gehandelt.“

Dann erzählte Cezi-Liese alles, wie es gekommen war, und verschwieg kein Wort.

Fortsetzung folgt.

Wie Meyer berühmt wurde.

Von Heinrich Peter Hartmann.

(Nachdruck verboten.)

Matthias Meyer war ein krenzbraver Kerl. Aber alle braven Menschen haben einen Punkt, wo sie sterblich sind. Also auch Matthias Meyer. Er hatte nur den einen Wunsch, bekannt und berühmt zu werden. Ein Orden oder eine Auszeichnung war sein Ziel. Sein ganzes Handeln und Streben richtete sich auf diesen einen Punkt. Er versuchte das Verschiedenste, erfand, sammelte, dichtete, aber es gelang ihm nicht. Seine Gedichte druckte keiner, seine Erfindungen patentierte man nicht, und was er sammelte, sollte nicht echt sein.

Seine Freunde, die um seine geheimsten Wünsche wußten, hänselten ihn mit jedem Tag mehr. Bei der letzten Stammtischsitzung sagte sein Freund Müller:

„Na, Meyer, kommt denn nun Ihr Bild bald in die Zeitung?“

Und ein anderer meinte:

„Bei der letzten Ordensverleihung haben Sie ja wieder keinen gekriegt.“

Und alle lachten. Meyer aber, sehr ernst, sagte:

„Wartet nur die Zeit ab, es kommt schon noch.“

Und das Glück kam ihm zu Hilfe.

Meyer machte einen Spaziergang, weit draußen, wo die letzten Häuser stehen. Seine Gedanken schweiften eben wieder in lähnen Bildern des Ruhmes. Plötzlich fühlte er sich angerannt und umgestoßen. Dann hörte er laut gellende Silberrufe:

„Halt ihn, halt ihn!“

Meyer ahnte, um was es sich handelte, und machte Jagd auf den Mann, hinter dem zwei Frauen herriesen. Endlich hat er ihn. Es entspinnt sich ein Kampf, bei dem schließlich Meyers Kräfte siegen. Herbeieilende Menschen helfen ihm, und der Verbrecher, denn um einen solchen handelt es sich, wird festgehalten.

Meyer blutete zwar, aber es war nicht gefährlich. Nach Anlegung eines Verbandes begab er sich nach Hause.

Am Nachmittag ward ihm Besuch gemeldet. Er ließ den Herrn bitten, und dieser stellte sich ihm vor als Ephraim Berliner, Reporter des Neugierigkeits-Weltblattes.

Man nahm Platz. Der Reporter kam auf den Zweck seines Besuches zu sprechen, auf die Heldentat Meyers am Morgen. Meyer, gezeichnet, erzählte gern alles. Dabei kam man ins Gespräch, und Meyer fing an, von seinem Kriegerjäger, den er erlunden, zu erzählen, von seinen Theaterstücken und von seinen wertvollen Sammlungen. Der Reporter ist ganz entzückt. Das ist ja ein kolossales Glück, daß er gerade Meyer entdecken kann. Das wird ihm sein Chef hoch anrechnen. Und er macht Meyer die liebenswürdigsten Komplimente, die dieser natürlich gebührend entgegennimmt, und immer mehr erzählt er dem eilends schreibenden Reporter.

„Wenn ich es Ihnen sage, Herr Doktor.“
 „Aber das ist doch ganz kolossal, daß man bisher auf Sie nicht aufmerksam geworden ist. Ein Kind unserer Stadt und so ein Genie.“ Meyer wird rot vor Freude. „Da sieht man wieder die undankbare Mitwelt, die das Talent nicht hochkommen läßt. Seien Sie froh, daß Sie der Zufall endlich Ihrer Verborgenheit entriß. Wenn ich bedenke, daß Sie, der Erfinder des Fliegenjägers „Er ist unerreich“, der Besitzer der kostbaren Glasfenster, die noch von den Phöniziern herrühren, so unbekannt sind, das ist wirklich toll.“

„Ja, und dann als Dichter des Dramas „Der unzerreißbare Löwe“, schaltete Meyer ein.

„Ganz recht,“ wiederholte der Reporter, „nicht wahr, und Sie geben mir auch eine Photographie, denn natürlich müssen wir auch Ihr Bild bringen. Es wäre ja gerade unverantwortlich, Sie länger der Mitwelt zu verbergen.“

Selbstverständlich brachte Meyer sofort das Verlangte. Gleich in mehrfacher Auswahl. Als Sammler in seinem Karitätenkabinett, als Dichter am Schreibtisch, den „Unzerreißbaren Löwen“ dichtend, und als Erfinder, am Fliegenjäger arbeitend. Der Reporter entschloß sich jedoch zu einem einfachen Porträt, denn er meinte, Schlichtheit wirke in diesem Falle am besten.

Das Bild wurde eingepackt. Der Reporter rechnete im Geiste die Zeilen und das Honorar aus, und Meyer schwamm in Seligkeit. Als dann der Reporter ging, hielt es Meyer nicht mehr im Hause aus. Er stürmte ins Stammlokal. Zwar war noch niemand da, aber schließlich konnte er ja dem Ober von seinem Glücke Mitteilung machen. Später kamen die Freunde. Erst ließ er sich hänseln, dann aber stand er auf und sagte mit Würde:

„Das hat nun ein Ende. Kaufen Sie nur morgen das Neugierkeits-Weltblatt, und Sie werden staunen, wie berühmt der Meyer nämlich geworden ist. Aber dann werden Sie Abbitte leisten für Ihre Illusionen.“

Und als er die ungläubigen, verdutzten Gesichter sah, setzte er hinzu:

„Ja, ja, staunen werden Sie, was Ihr Stammtischmitglied für eine bedeutende Persönlichkeit geworden ist. Endlich wird man mich würdigen, und zwar ganz: als Dichter, als Sammelforscher und Erfinder.“

An diesem Abend sprach man nicht mehr über diesen Punkt, da man beim besten Willen nicht wußte, was man sagen sollte. Spät trennte man sich. Meyer ging nicht nach Hause. Bei einer Klischee Notwein baute er die kühnsten Luftschlösser. Ehrenbezeichnungen, Orden würde es jetzt regnen. Er würde mit einem Schläge ein berühmter Mann werden. Und wie das seine Schaffenskraft beleben würde! Gleich morgen würde er an den schon lange projektierten Wangenjäger gehen. Und mit Wonne gab er sich schon jetzt dem Glorienschein der Berühmtheit hin, der ihn umgeben würde.

Der Wirt bot Feierabend. Meyer war eigentlich etwas unangenehm berührt, so aus seinen schönen Träumereien gerissen zu werden. Er stand auf und ging. Auf der Straße begegnete ihm die ersten Zeitungstrauer. Meyer wollte sofort ein Blatt haben. Die seien für feste Abonnenten. Meyer bot einen Taler, das war natürlich was anderes.

Fiebernd überflog er die Spalten. Politik . . . the splendid isolation . . . die Tuberkulose . . . das interessierte ihn natürlich alles nicht.

Da: . . . ein lang gesuchter Verbrecher . . . der mutige Verfolger . . . eine große Entdeckung für unsere Stadt . . . ein Kind unserer . . . der Erfinder . . . der „unzerreißbare Löwe“, ihm flimmerte es vor den Augen, er las und las, und hätten schreien mögen vor Freude und Uebermut.

Und auf der andern Seite standen die Bilder. . . Ja . . . aber was war denn das? . . . Der Redakteur mußte ja die Bilder verwechselt haben. . . Er als Verbrecher und jener als Meyer. . . Wie ein kalter Wasserstrahl traf es ihn.

O, diese Blamage, die Freude der Freunde! Was half es ihm, wenn der Irrtum morgen richtiggestellt würde! Der Fluch der Lächerlichkeit blieb an ihm haften.

Mühsam wankte er nach Hause, packte seine Koffer und reiste ab. Nur jetzt niemand sehen oder treffen.

Matthias Meyer hat endgültig auf das Berühmtwerden verzichtet.



Matthias fürs Haus.



— **Pastetchen mit Rückenragout.** Man nimmt Fleisch von der Brust eines gebratenen Capaunen oder Puters oder von einer gebratenen Kalbskeule und hackt es, nachdem man das Braune und Fähe davon geschnitten hat. Zu 500 Grm. feingehacktem Fleisch gibt man 100 Gr. Butter, 125 Gr. gewühlte und gehackte Korinthen, einige Löffel Fleischbrühe, Mustatblüte, Salz, etwas geriebene Zitronenschale — und wenn man will, von einer Zitrone das Saure — und ein Glas Wein. Mit gestoßenem kleinen Zwieback wird die Masse gebunden gemacht. Dies alles läßt man miteinander aufkochen, gibt es alsdann in Blätterteig in kleine Pastetenformen und läßt es backen, bis der Teig gar ist — etwa einviertel Stunde —.

— **Filet und Wildbret.** Die Rückenfilets vom Reh oder Hasen schneidet man heraus, spickt sie recht ein und kraus, legt sie mit einem Sträußchen Petersilie u. a. einem Lorbeerblatt in steigende Butter und begießt sie fleißig zuletzt gießt man einige Löffel starke Fleischbrühe und ein Glas Madeira an die Sauce, läßt sie damit noch langsam gar schmoren und sich dann glasieren. — Man kann auch die Filets in längliche Scheiben schneiden, sie glatt klopfen, in Petersilienbutter umwenden und langsam mit Zugabe von Wasser und Trüffel weich schmoren lassen. Aus der entstandenen Sauce bereitet man mit Zugabe von geschmorten Trüffeln eine Trüffelsauce, die man gut mit Salz und Zitronensaft abschmeckt.

— **Hecht gebacken mit Sauerkraut.** Das Sauerkraut, wie gewöhnlich gekocht, wird zur Hälfte auf eine butterbestrichene Backschüssel gegeben, der weichgekochte Hecht in Stückchen zerpfückt darüber gelegt und darauf die andere Hälfte Sauerkraut in der Mitte erhöht. Darüber gießt man langsam 1 Tasse gute Sahne mit 1 Teelöffel gelöstem Fleischertract vermisch. Ist dieses ganz eingezogen, so setzt man den mit Butter bestrichenen Hechtkopf, mit seiner Leber im Maul oben auf, bestreut das Ganze mit geriebener Semmel, träufelt Butter darüber und läßt die Hechtspeise einhalb Stunde backen. Es ist dieses eine gute Art, übrigen Hecht zu verbrauchen.

— **Gefüllter Puter.** Ein fetter Puter muß 8 Tage vorher geschlachtet sein, richtig ausgenommen, ausgewaschen, abgetrocknet sein. Die Puterleber mit vier Schariotenzwiebeln fein gehackt. Von 125 Gramm Butter und 3 Eiern ein Nührei bereitet, die gehackte Leber mit etwas Salz darunter gemischt, 2 in Milch geweichte, geschälte, wieder ausgedrückte Semmeln dazu, mit dieser Farce die Puterbrust gefüllt, die Brusthaut ungeschlagen, die ganze Brust mit Speckplatten belegt, das Innere mit Pfeffer und Salz ausgerieben, der Saft einer halben Zitrone mit 100 Gr. frischer Butter durchgearbeitet, diese Butter mit einem Strauß Petersilie in den Puter gesteckt. Ein Kalbsney um das Ganze geschlagen, viel Wurzelwerk, einige Scheiben mageren Schinken in den Topf, den Puter darauf gesetzt, langsam zugedeckt, 2-3 Stunden gebraten. Jus-Sauce dazu.

— **Wildschweinskeule.** Man legt die Keule einige Tage in eine Marinade von leichtem Essig, einem Glase Weißwein, Zwiebeln, Wacholderbeeren, Gewürz und Scheiben einer halben Zitrone. Diese Marinade, zu der Butter, Salz und das nötige Wasser kommt, wird beim Gebrauch aufgekocht und durch ein Sieb gegossen. Die gespickte Keule muß in dieser Marinaden-Brühe weich schmoren. Um die Sauce noch kräftiger herzustellen, fügt man zuletzt noch zwei Gläser Wein hinzu. — Zuckerbräune gibt, wenn es nötig ist — die erwünschte Färbung und beim Ueberfüllen dem Braten ein blankes, schönes Aussehen.

— **Lösen des Gipses von gekitteten Gegenständen.** Bei solchen Gegenständen, welche nicht aus Zink, Eisen usw. bestehen, kann man den Gips durch Salzsäure oder verdünnte Schwefelsäure lockern, indem man sie mit diesen Säuren bestricht oder in dieselben hineinlegt. Bei den von Säuren zerstörbaren Sachen bewirkt man eine Lockerung durch Anwendung von heißem Wasser unter ständigem Kochen.

— **Mittel, die Giftigkeit der Schwämme zu prüfen.** Man streut auf die Unterseite der Pilze, das sogenannte Futter, etwas Salz; wird das Futter davon gelb, so ist der Pilz entschieden giftig, wird es dagegen, wie sonderbar es klingt, schwarz, nicht nur grau oder grün, so ist er genießbar.



Unsere Bilder.



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.

[Zu den Bildern dieser Nummer.]

Das entsetzliche Erdbebenunglück, welches die schönsten Gegenden Italiens betroffen hat, nimmt noch immer das Mitgefühl der ganzen zivilisierten Welt gefangen. Unsere Abbildung Seite 41 zeigt den Kai am Hafen von Messina, mit seinen von der Gewalt des Erdbebens zerstörten herrlichen Palästen, von denen nur Teile der Vorderseiten stehen geblieben sind. Auf den Bildern Seite 45 sehen wir einen Hilfszug des Roten Kreuzes in voller Tätigkeit bei der Rettungsarbeit, und einen der Prozessionsbittgänge, wie sie nach den Schreckenstagen in vielen Städten der so arg heimgesuchten Halbinsel veranstaltet worden sind. Auf der Abbildung Seite 44 (unten) erblicken wir eine Gruppe von Flüchtlingen auf der Landstraße, die durch das Erdbeben obdach- und mittellos geworden. Bisher sind aus allen Teilen der Welt mehr als 80 Millionen Mark für die durch das Erdbeben geschädigten Bewohner Italiens eingegangen. Aus Deutschland sind die Hauptsummen durch das deutsche Zentralkomitee noch nicht zur Anweisung gelangt. Bekanntlich finden am Sonntag, den 21. Januar in einer Reihe deutscher Diözesen Kirchenkollekten zu dem gedachten Zwecke statt. Das Bild Seite 44 (oben) läßt die furchtbaren Verheerungen des Erdbebens in Messina erkennen, das gleichzeitig mit dem Erdbeben auftrat und mit einer unachtern Flutwelle ganze Straßen für mehrere Tage unter Wasser setzte.



Zur Unterhaltung.



— **Nichts leichter als das.** A. (melancholisch): Ach, ich habe keinen Freund auf der Welt. B.: So? Na, da pumpen Sie mir zwanzig Mark, da sind wir gleich Freunde!

— **Bei der Rekrutenaushebung.** Arzt: Haben Sie irgend einen Fehler? Rekrut: Ja, ich bin sehr kurzichtig! Arzt: Wie wollen Sie das beweisen? Rekrut: Sehr leicht. Sehen Sie den Nagel dort oben an der Decke? Arzt: Ja! Rekrut: Na, ich nicht!

— **Das Schreckenstünd.** Tante (zu ihrem kleinen Nefen, der den ersten Rechenunterricht geholt hat): Nun, rechne mal, Hans, wenn ich 1870 geboren bin, wie alt bin ich denn jetzt? Nefse: Das wissen die Götter, hat Papa gesagt.

— **Während des Ballets.** Emil: Mama, wann kommen dann die Indianer? Mama: Sei ruhig, es kommen gar keine Indianer vor! Emil: Ja, aber wer hat denn all die Leute in der ersten Reihe halpiert?

— **Einfache Carrière.** Vater: Schon wieder hast du eine Unwahrheit gesagt! Was soll bloß aus dir werden, Karl, wenn du dir das Lügen nicht abgewöhnt? Karl: Ein Oberförster, Papa!

— **Moderne Restaurationsküche.** Gast: Das Goulasch hat famos gelohnt. Kellner (für sich): Und als das Goulasch gestern noch Braten war, hat er ihn stehen lassen.

— **Praktisch bewiesen.** Bummler (der von einem Schuhmann etwas unanständig am Stragen gepöckelt worden ist): Sehen Sie, meine Herrschaften, das ist das ideale Verhältnis zwischen Beamten und Bürgertum!

— **Kangordnung.** Auf einem Bau reicht der Polier, der Geburtstag feiert, die Schnupftabakdose herum, vom Prinzipal bis zum Lehrling. Während nun einer nach dem anderen zu nicken anfängt, kommt der Werkführer dazu und sagt zum Prinzipal: Gew. Hochwohlgeboren haben genickt! — zum Polier: Gesundheit! — zum Arbeiter: Prost! — und zum Lehrling: Halt's Maul!

— **Bei Tisch.** Sie: Männchen, wir haben heut 30 Grad Hitze! Er: Ach, darum schmeckt auch die Suppe so angebrannt.

— **Geistesgegenwart.** Sergeant (bei einer Felddienstaftung): Es hat doch nicht etwa einer von den Kerls Schnaps mitgenommen? Alle Spirituosen sind auf dem Marsche durchaus schädlich. (Ein Einjähriger reicht ihm seine Kognakflasche). Ausgenommen natürlich ein alter, guter, Kognak.



Rätsellecke.



Vater, Vater, dort kommt die alte Hexe.

Rätsel.

Ob ihr vier Flügel eigen sind,
So kann sie doch nicht fliegen,
Wenn auch die Flügel kühn im Wind,
Oft Tag und Nacht sich regen.
Nicht holt sie Körner von den Dächern
Und hat doch Körner zu zermalmen.

Dreißilbige Charade.

Aus Räumen stillen Friedens
Trug 1 zur Welt hinaus,
Was dienstbar wurde lautem Streit
Und noch dient Kampf und Strauß.

In Räume stillen Friedens
Führt dich die 2 hinein;
Hoch sind die Hallen, weit das Haus,
Viel Sterne funkeln drein.

Nicht Anfang hat noch Ende
Die 3; doch beid's im Ru,
Wenn du zu 1 die 2e fügst
Und noch die 3 dazu.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Fünfsilbige Charade: Spiegelschere.
Rätselstichon: Regus — Vegas.
Arithmetische Aufgabe: Die beiden Brüche vier-
siebtel und siebensechstel.
Rebus: Eine Hand wäscht die andere.



Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Dieferich.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nun mußt du die harten Folgen deiner törichten Ueber-eilung auch standhaft und geduldig tragen; aber darum gib doch nicht die Hoffnung auf, daß noch alles gut wird, weil ein gütiger Gott unsere Geschicke lenkt,“ sagt die Mutter sanft und tröstend. Als sie dann fortfuhr, war die Stimme ernster und fester.

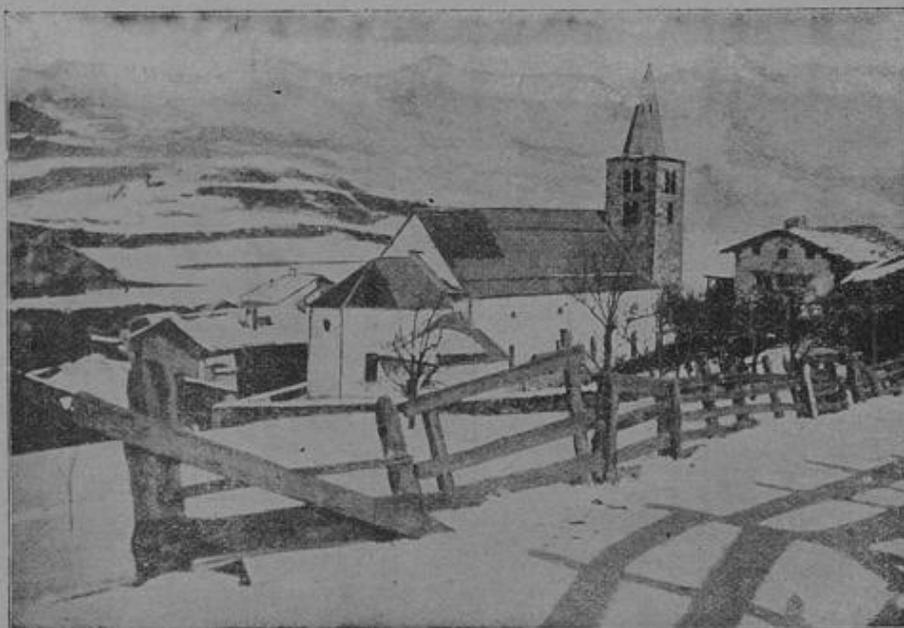
„Ja, Kind! Je näher jemand deinem Herzen steht, desto mehr hüte dich, ihm zu nahe zu treten; denn er empfindet es umso tiefer, je herzlicher er dich liebt; allerdings sind die meisten Menschen geneigt, auf fremde Personen Rücksicht zu nehmen und gegen nahestehende nicht. Und das ist traurig und falsch.“

„Mutter, du hast recht, könnte ich es nur ungeschehen machen; ich habe ihn doch so lieb.“

„Das beste Einsehen hat man immer nach der Tat, aber eine gute Reue kommt selten zu spät. . . . Nun gehe und kleide dich um!“ Sie küßte den ihr entgegengehaltenen Mund.

Cezie-Diese ging auf ihr Zimmer; dort drückte sie das Bild

Hans Karls, das auf ihrem Tische stand, innig an die Lippen und lehnte sich an das Fenster. Ihr Blick ging über das ganze Feld, über den Wald bis zu den blauen Silhouetten der Eifel, unter denen sich die der hohen Aicht tiefbunzel abhob. Doch das malerische Bild zog sie heute nicht an, auch nicht die goldene Körnerreichtum, der auf ihres Vaters Feldern stand. Ihre Gedanken waren bei ihm, den sie von sich gewiesen hatte, eine Aufgabe zu lösen, die sie selbst gar nicht kannte.



Einsturz der Kirche von Nag.

„All die lieben Dertchen lagen vor ihr, an die sich zarte Erinnerungen knüpften. Da stand still und friedlich der Marienbaum am Wege, der zum Fichtenwäldchen führte. In der schrecklichen Franzosenzeit hatte der Großvater ihn dort gepflanzt, ihn der hehren Gottesmutter geweiht, weil sein Besitztum vor Plünderung verschont geblieben war. Dort hatte sie ihre Liebe, die so leise im Herzen gekieimt war, wie das Pflänzlein aus der Erde sprießt, mit dem ersten Kusse besiegelt.“

Im Fichtenwäldchen hatten sie zusammen Gottes Wunder geschaut. Er, Hans Karl, hatte sie gelehrt, in der Natur zu lesen, wie in einem Buche voll der reinsten Poesie. Dort hatten sich die goldenen Fäden der Liebe fester an ihre Herzen gezogen, so leise, wie das Spinnlein sein Netzchen webt, um Beute darin zu fangen.

Und sie hatte ihm das Zeichen ihres Herzeasbundes frevelnd vor die Füße werfen können?! War sie von Sinnen gewesen? Doch es war geschehen, und nun mußte sie tragen, was kam, aber an ihrer Liebe festhalten.

Nach einer Viertelstunde ging Cezie-Diese hinunter und trug den Blumenstrauß, den ihre Mutter als Willkommen für sie hingefügt hatte, in der Hand.

„Auf ein halbes Stündchen, Mutter!“ rief sie der ins Zimmer hinein.

„Gut, Kind!“ sagte diese, wußte sie doch, wohin der Gang ihres Kindes war.

Cezie-Diese ging zum Marienbaum, um dort der lieben Gottesmutter ihr Herz auszusüßten. Langsam schritt sie den Weg, den sie als Kind mit der Mutter und später allein so oft gegangen war. — In dem Baume, dessen kräftiger Stamm gegen Himmel strebte, war in Manneshöhe eine Oeffnung. In dieser stand ein Bild der Gottesmutter, welches ihr Vater dort hatte anbringen lassen, als das Heiligenhäuschen vom Blitz zerstört worden war, während nun.

derbarerweise das Bild und der hohe Baum unverfehrt geblieben war.

Das Mädchen setzte ihren Strauß auf das Brett vor dem Bilde und kniete auf die Knie nieder, vertrauensvoll ihren Blick auf das Bild der Gottesmutter gerichtet, vor sie immer ihre kindlichen Wünsche vorgetragen hatte.

Heiliger Friede umgab sie; nur gedämpft klang das Geräusch der Arbeit herüber. Selten kam um diese Zeit einer hierhin außer ihr. Ein richtiger Ort zum richtigen Beten! Aus tiefstem Herzensgrunde flehte Cezi-Diese mit kindlichem Vertrauen die Helferin der Christen an.

„Himmelsmutter! siehe herab auf dein Kind, das dich in tiefem Leide anfleht. Ich will ja alles tragen, was ich in törichtem Wahn verschuldet habe, ich will es ja tragen mein ganzes Leben; ich will ja deinem Beispiele folgen und geduldig sein, wie du in Leid und Schmerz, das du nicht verschuldet hattest. Nur schütze und leite ihn, den ich so tief fränkte, den ich in die weite Welt trieb mit Worten. Sei du sein Stern und leite ihn in deinem Schutze. Und wenn es Gottes Wille ist, so laß ihn zurückkehren, daß ich ihm alles abbitten kann, was ich ihm Wehes tat. Himmelsmutter! Du weißt, was mein Herz bedrückt, sei du mein Trost und sein Schutz! Bittere Tränen rollten über des Mädchens Wangen.

Noch längere Zeit kniete sie betend vor dem Bilde, bis ihre Tränen ganz versiegeten und Linderung sich in ihre Seele ergoß. Wenn kein Glück, so lag doch Zufriedenheit und Vertrauen auf ihrem Gesichte, als sie sich erhob, um nach dem Herrenhause zurückzulehren.

Auf dem Wege blickte Cezi-Diese still vor sich hin und merkte erst spät, daß aus der entgegengesetzten Richtung ihr Vater und Herr von Echt herangeritten kamen, denen in einiger Entfernung Major von Langst auf Hans Karls Fuchs folgte. Sie kannte das prächtige Tier genau. Wenn Cezi-Diese auch den Herren nicht gerne entgegentrat, so konnte sie doch nicht ausweichen, und es blieb ihr nichts anderes übrig.

Ihrem Vater reichte sie stumm die Hand. Der sahte seine Cezi-Diese unters Kinn, und als er in die traurigen Augen seines Kindes sah, sagte er nichts. Er begriff sein Mädchen.

Kalt begrüßte dieses dann Herrn von Echt, erst nach einigem Hörgern reichte es ihm kühl die Hand, die sie ihm, als er dieselbe einen Augenblick umschloß, hastig entzog. Cezi-Diese sah in von Echt den Zerstörer ihres jungen Glückes; vielleicht tat sie dem Herrn unrecht. Aber es hatte sich etwas in ihr Herz geschlichen, als Onkel Ludo die Geschichte mit dem Steigbügel der Tante erzählt und seinen begründeten Verdacht ausgesprochen hatte.

Ihre unverdorrene Seele ahnte unbewußt, daß von Echi nicht war, was er schien, daß er kein Edelmann war.

Die beiden Herren ritten links um das Herrenhaus, um mit ihren Pferden auf den Hof zu kommen.

Cezi-Diese wartete auf den Onkel; der Fuchs bewegte schon seine Ohren und wieherte freudig; er hatte sie erkannt.

Wie oft hatte Hans Karl ihr von dem schönen Tiere herab die Hand gereicht und ihr warm und herzlich entgegen geschaut. Sie meinte sogar, das Tier schaue traurig, als wüßte es, was geschehen sei. Wieder stieg es heiß in ihren Augen auf, als sie dem Major die Hand reichte, und sie hatte Mühe, sich zu beherrschen.

„So, da wären wir schon wieder! n'Tag, Cezi-Diese!“

„Guten Tag, Onkel, du heute hier!“ Ihre Stimme zitterte ein wenig, und der Major merkte es.

„Ja Kind, ich mußte mal hinaus und der Fuchs auch. Nun tapfer, Mädchen; es sitzt der dir so liebe Eigentümer hoffentlich auch noch einmal auf dem Gaul. Uebrigens kann ich“

„Was denn, Onkel?“ Hastig kam es heraus. Der Onkel räusperte sich ein wenig.

„Nun, ich traf den Justizrat Roerhall.“

„Und der wußte etwas von ihm?“

Der Major lächelte und sprach: „Was du doch nicht alles erräthst, ja, der teilte mir mit, daß . . .“ er unterbrach sich abermals, als er dem traurigen und fragenden Blick seiner Nichte begegnete.

„Onkel, Onkelchen! Du weißt etwas von ihm!“

„Nun ja, Hans Karl hat mir seine beiden Pferde übergeben mit der Bitte, sie gut zu hegen und zu pflegen. Also hoffe, daß er noch einmal wieder kommt. Mehr kann ich nicht sagen.“

„Doch Onkel, ich merke, du weißt noch mehr! Sage es

nur, ich kann es vertragen, wenn ich nur etwas von ihm höre; denn diese Ungewißheit ist das Schlimmste, was mich quält.“

„Necht so, kleine Tapsere, dann höre! Der Justizrat erzählte mir, daß von Noda mit dem nächsten Dampfer nach Amerika fährt!“

„Nach Amerika?“ Wie das doch erschreckt klang, und blaß wurde sie.

„Ja, Mädchen, du wolltest es ja wissen! Dort will er die Aufgabe lösen, die du ihm selbst vorgezeichnet hast. Die Aufgabe selbst nennt er nicht.“

„Und dann kommt er nicht zurück, bis er sie selbst hat.“ Traurig sprach es Cezi-Diese und senkte den Kopf tiefer.

„So ist es.“ Und nun wurde die Stimme des Majors lauter und ein tiefer Groll drang durch: „Zum Schluß warnen von Noda noch vor — von Echt, und das 'u tun, bin ich, hier.“

„Echt! Onkel, der Reiter, der den Vater begleitete, ist Herr von Echt.“

„So! hm! hätte es mir denken können,“ brummte von Langst, „der Fuchs scheint ihn schon zu kennen, darum wußt der nicht näher heran. So ein Tier ist schlauer, wie mancher Mensch, der wohlwollliche Herr von Volmer scheint schon die Freund zu sein mit dem Kunden.“ Dann sprach er zu sich selbst: „So, Major, dann steige nicht herunter, sondern lehre um!“

„Onkel, was würden Vater und Mutter sagen, wenn du so wegriffest. Begrüße sie doch eben.“

„Geht nicht, Kind! Ein alter ehrenwerter Soldat kann nicht mit einem — das Wort verstand Cezi-Diese nicht — zusammentreffen, sonst gibt es Kollision, und dann müßt ich diesem Manne mit dem adeligen Namen und der schuftigen Gesinnung eine Ladung Blei in die Rippen geben, denn daß er ein niederträchtiger Patron ist, dafür bürgt mir schon die Warnung Hans Karls allein. Also herum, Fuchs und nach Haus! Du siehst, Kind, es geht nicht anders. Grüße die Eltern und sage, ich käme morgen oder übermorgen wieder. Nun aber adieu! Du kennst ja deinen Onkel.“

Cezi-Diese bemühte sich nicht weiter, von Langst zurückzuhalten. Sie war überzeugt, daß es doch nicht gelänge. Dann gab sie dem Fuchs einige Zuckerrüben, die sie meistens für ihn bereit hatte, klopfte ihm schmeichelnd den Hals und reichte dann dem Onkel die Hand zum Abschied.

Der Major ritt den Weg, den er gekommen war, zurück während Cezi-Diese in das Herrenhaus ging.

Von Volmer und von Echt hatten unterdessen dem alten Neres die Pferde anvertraut, der sie versorgen sollte. Das Tier des letzteren zeigte aber Tugenden, die nicht der frommsten Art waren, und es machte dem alten Manne mit dem steifen Bein reichliche Mühe. Neres ließ es dafür an Kraftausdrücken nicht fehlen.

„Verflizter Krippenbeißer du! Gerad' wie dein Herr, der es auch fauststark hinter den Ohren hat. Ich wünschte, ich hätte dich mit deinem Herrn nie gesehen. Auf dem Mond oder auf dem Blocksberg könntet ihr beide besser spuken, wie hier herum. Seit der Inspektor fort ist, tut der pinselige Musjö von drüben, als wär' er Dahn im Korb. Ein anderer, der sein Lebtag gearbeitet und geschuftet hat, der ist jetzt Luft bei dem Lustitus.“

Dem Neres war nämlich seine Freude, wieder mal etwas zu gelten im Betriebe, verdorben worden; denn von Volmer überlegte und beratschlagte nur noch mit seinem Gutsnachbar und das soll den Neres nicht verdrießen!

„Neres halt' deine Augen auf, der Fuchs geht herum!“ ermahnte er sich selbst, während er den Anebel durch den Ring zog.

Auch jetzt sahen die beiden Männer im Zimmer des Hausherrn, nachdem sie flüchtig die Frau des Hauses begrüßt hatten.

„Wie gesagt, Herr von Volmer, was ich vorhin bei der Besichtigung der Biegelei im Scherze äußerte, will ich im Ernste wiederholen, das heißt . . .“

„Gut, gut, nichts, das heißt, wir werden schon fertig.“

„Ich tue es ja nur, um Ihnen die unbequeme Last abzunehmen, eigentlich sollte ich es mir doch überlegen.“

„Sie können sich ja vorläufig einmal die Pläne und den ganzen papierenen Kram ansehen!“ Damit wandte sich von Volmer seinem Affenstranke zu und suchte darin herum. Darum merkte er nicht, mit welchem Mienspiel von Echi seinen Bewegungen folgte.

Der schlaue Nachbar hatte wohl im Laufe des Gespräches

gemerkt, daß die Geschäfte des Unternehmens dem Besizer fremd und unbequem waren. Diesen Umstand dachte er auszunutzen, und einen fetten und billigen Bissen zu ergaube. Gleichzeitig kam er dann auch noch in das Licht, als sei seine Freundschaft aufrichtig und uneigennützig. Darum hatte er scherzend von Volmer den Vorschlag gemacht, ihm die Ringofenziegeleien mit dem Kalkofen zu verkaufen. Dieser war wider Erwarten sofort auf den Plan eingegangen. Und daß es von Volmer ernst war mit der Sache, sah von Echt an dem Eifer, mit dem er in dem Altenschrantke suchte.

Endlich nahm der Herr von Marienwalde ein Bündel heraus und legte es auf den Tisch.

„So, da hätten wir den ganzen Bettel. Bitte, Herr von Echt!“

Bald waren beide Herren in das Studium der Pläne und Berechnungen vertieft.

„Also hundertdreißigtausend Mark haben die Anlagen gekostet, den Grund und Boden nicht eingerechnet. Wie groß ist das Feld, das hinzugehört?“ bemerkte von Echt.

„Das Feld? Genau vierzig Magdeburger Morgen.“

„Das kann ungefähr stimmen! Sie sind doch wohl mit einem Tausch gegen anderes Gelände einverstanden.“ Echt sah sein Gegenüber an und suchte sich zu orientieren, ob seine Taktik die rechte war.

„Mit einem Tausch, das kommt darauf an, welches Gelände Sie meinen und wie groß es ist.“

„Ich meine das Feld neben meinem Walde, das an Ihre Wiesen grenzt. Es ist hundertfünfzig Morgen groß, zwar nicht der allerbeste Boden, aber Sie wissen, die geplante Eisenbahn soll hindurchführen, und dann bekommen Sie das Doppelte dafür.“

Von Volmer stützte sein rundes Kinn in die Hand und überlegte, und ein Lächeln spielte um seinen Mund, glaubte er doch jetzt einmal sehr schlaun zu sein und ein Geschäft zu machen.

„Geben Sie noch den Waldstreifen neben meinem Nichtenwald hinzu, er ist Ihnen abgelegen und rundet meinen Wald schön ab. Zudem ist es Laub und Gesträuch und ich habe die Freude, daß dann einige Rehe im meinigen grasen und leben.“

Von Echt schüttelte den Kopf und machte ein ganz erstauntes Gesicht, als ob er das nimmer tun könne. Das merkte von Volmer, er sollte es aber auch merken.

„Nun, sagen Sie ja, und die Sache ist glatt,“ bat dieser.

Von Echt sträubte sich zwar noch ein wenig, aber nur äußerlich, innerlich sagte er sich, daß der Vorteil auf seiner Seite sei, und er sich von Volmer zum Freunde machen könne, und das war vorläufig das erste Ziel; denn eines folgt hübsch dem andern im Guten wie im Bösen. Endlich gab er sich zufrieden und sprach: „So sage ich denn ja, sie sehen, ich meine es sehr gut, dafür wünsche ich aber auch, daß die Sache möglichst bald endgültig geregelt wird.“

„Darüber können wir ja gleich reden,“ sagte von Volmer, und nun wurde von beiden noch das Nötige besprochen.

Endlich gab der Gutsherr von Echt die betreffenden Schriftstücke und wandte sich, um seinen Schrant zu schließen. Dadurch entging ihm das befriedigte, listige Lächeln seines freundlichen und zuvorkommenden Gutsnachbarn wieder, mit dem dieser die Papiere in die Brusttasche steckte.

Nachdem von Echt weggeritten war, kam von Volmer mit veranuetem Gesicht in das Wohnzimmer und rief sich ihm selbst die Hände, denn es stimmte ihn froh, daß der Nichtenwald mit dem Laubwaldstreifen nun sein Eigentum wurde. Daß er nicht nur allein unflug, sondern rein töricht gehandelt habe, kam ihm, dem passionierten Land- und Forstwirt, nicht in den Sinn.

Er wunderte sich deshalb sehr, daß seine Gattin wenigstens nicht ebenso eritreu war, als er die Neuigkeit vom Verkauf aufsuchte. Das wenig heitere Gesicht seiner Tochter konnte er sich ja erklären.

„Nun Christal ist das kein famoseres Geschäft?“ fragte von Volmer etwas beleidigt, als er das Schweigen seiner Frau merkte.

„Ich glaube, Gisbert, du hast voreilig gehandelt, wenigstens hättest du mal vorher mit anderen überlegen müssen, so meine ich!“

„Immer überlegen, immer Rat hören, damit komme ich nicht aus meiner Sorge heraus, und keiner fragt mich auch um Rat.“

„Wie oft hört man auch sagen: es sei sicherer, Rat annehmen, als solchen geben, und man kann nie zu klug und vorsichtig sein.“

„Doch, liebe Frau, es kommen auch Fälle vor, wo es am klügsten ist, nicht allzu weise zu sein. Bin ich jetzt zu weise, so geht mir das schöne Angebot an der Nase vorbei; denn hundertfünfzig Morgen Land und ebenso viel Wald gibt mir kein zweites.“

„Wozu denn die Eile, vielleicht könntest du mit Ludo überlegen.“

„Mit deinem Bruder!“ von Volmer lachte. „Als wenn der etwas von solchen Dingen verstände, der sich sein Leben lang mit Refrutten und Pferden herumgeschlagen hat.“

„Warum nicht, lieber Mann, Ludo wollte so wie so einmal mit dir über . . . wegen von Echt sprechen.“

„Ueber von Echt? Wie das denn.“ Der Mann war ganz erstaunt. Er merkte kaum, daß Gezi-Diese stille das Zimmer verließ.

„Mein Bruder wollte dir Vorsicht in bezug auf den Herrn anraten.“

„Woher weißt du denn das, und was weißt du eigentlich?“

„So höre, Ludo ist gebeten worden, dich vor anderem Nachbar zu warnen.“

„Zu warnen!“ von Volmer lachte nun hell auf. „Es wird immer bunter. Jetzt warnt man vor einem Manne mit adeligem Namen, der einem so freundlich seine Hilfe anbietet und mehr für die Deinen gibt, als sie wert sind; denn durch das lange Feld soll ja die neue Eisenbahn kommen. Daß mir dann das Gelände teuer bezahlt wird, ist doch sonnenklar. Nein! in meinen Augen ist von Echt ein vollendetes Ehrenmann, und ich hab' doch auch ein Urteil.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf der Polizeiwache.

Von Johann Tenge, Düsseldorf.

(Nachdruck verboten.)

„Guten Abend!“ Wachtmeister Krause betrat die Polizeiwachstube am Markt.

„Haben Sie mit mir Wache heute nacht, Herr Wachtmeister?“ fragte Polizeisergeant Stramm, der im Begriffe stand, den Säbel abzuschneiden.

„Jawohl!“ erwiderte Krause. „Für zwölf Stunden sind wir zusammen.“ Dann trat er an den Tisch heran und nahm das Einlieferungsbuch zur Hand. „Wieviel haben wir denn schon drinn?“

„Fünf Mann, Herr Wachtmeister. Einer wegen Diebstahl, der andere wegen Erregung öffentlichen Aergernisses und drei Betrunkene.“

„Ja, ja, heute ist Montag, da werden wir wohl von der letzten Sorte wieder eine große Anzahl bekommen. Als ich vorher durch die Altstadt kam, torfelte schon eine Anzahl Betrunkene umher. Das wird wohl wieder eine unruhige Nacht werden. An Ausruhen ist sicher nicht zu denken.“ Wachtmeister Krause vertauschte beim Sprechen seinen Waffsenrock mit der Litwka.

„Ich glaube auch nicht, Herr Wachtmeister. Wenn nur keine Schlägereien vorkommen, daß wir heutige Köpfe verbinden müssen, das scheue ich am meisten.“

„Auf der Strake wurden Stimmen laut. „Da scheint schon was zu kommen. Es geht schon los,“ sagte Stramm.

Die Tür ging auf, und der Reviersergeant Lau kam mit einem schäbig gekleideten Mann herein. „Herr Wachtmeister,“ so meldete der Beamte, „dieser Mann bettelte in der Volkerstrake von Haus zu Haus, und wenn ihm nichts gegeben ward, wurde er frech; die Leute —“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Sistierte.

„Wollen Sie den Beamten wohl ausreden lassen!“ sagte Krause Stirnrunzelnd.

„Die Leute haben sich bei mir beschwert,“ vollendete Lau seinen Bericht.

„Ich habe nicht gebettelt!“ rief der Hereingeführte wieder. „Sie wollen also bestreiten, gebettelt zu haben?“

„Jawohl, das bestreite ich.“

„Ich habe die Zeugnisse notiert, Herr Wachtmeister,“ sagte der Beamte, „und zu morgen früh 9 Uhr zum Bureau bestellt.“

„Haben Sie es gehört?“ wandte sich Krause dem Bettler wieder zu. „Wo wohnen Sie?“

„Ueberall.“ Brummte der Gefragte mit nach vorn geneigtem Kopfe.

„Wie, überall! Ich meine, ob Sie feste Wohnung haben?“ Als er keine Antwort bekam, fragte Krause weiter. „Wo haben Sie denn die letzten Nächte geschlafen?“

Jetzt hob der Mann den Kopf hoch, so daß man sein Gesicht sehen konnte. Was am meisten ins Auge fiel, war der dicke, buschige, ungepflegte Schnurrbart, der wie ein Sieb über den Mund herabhing und denselben vollständig verdeckte. Mit seinen verschwommenen Augen, die durch die wie ein Vordach vom Kopfe abstehenden starken Augenbrauen ein düsteres Aussehen bekamen, blickte er gleichgültig Wachtmeister Krause an.

„Können Sie schlecht hören?“ fragte Krause wieder an. „Ich habe gefragt, wo Sie die letzten Nächte geschlafen haben.“

„Auf der anderen Seite,“ kam es brummend zwischen dem Wirrwarr von Bartbaaren hervor.

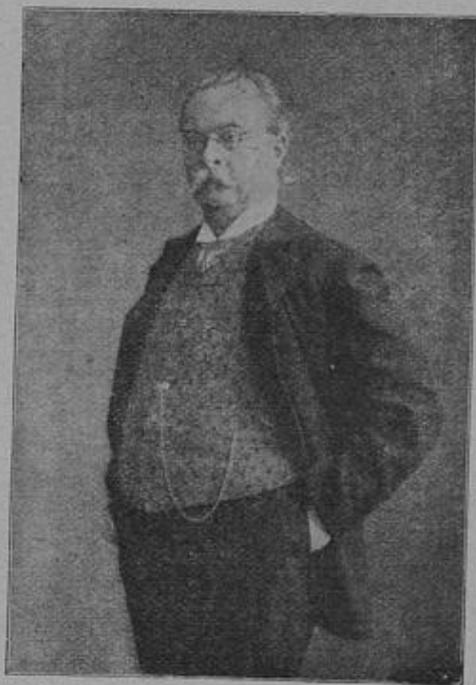
„Machen Sie hier keine faulen Witze,“ sagte Krause ärgerlich.

„Ich mache keine Witze, ich meine auf der anderen Seite, in Oberkassel!“

„So — also hier keine Wohnung. Dann legen Sie Ihre Sachen ab!“

„Sachen ab“, wiederholte der Bettler höhnisch. „Gibts ja gar nicht!“

„Na, na, alter Freund.“ Die Sergeanten Stramm und



Ernst von Wildenbruch †.

Lau traten näher. „Nur heraus damit! Sie wollen nicht, — dann müssen wir es machen.“

Das erste, was zu Tage kam, war die unentbehrliche Schnapsflasche. „Keinen Tropfen mehr drin,“ jagt Stramm und stellte die Flasche auf den Tisch. Dann sagte er wieder in die Tasche. „Bah,“ rief er auf einmal und zog schnell die Hand zurück. „Das holen Sie mal gefälligst selbst heraus,“ sagte er dann und schlenkerte die Hand in der Luft, als wollte er etwas Ekelerregendes abschüttern.

Und was kam nun aus der unergründlichen, schmutzigen Tasche zum Vorschein? Zuerst eine halbe Rolle biden, schwarzen Kautabak, der anscheinend schon etliche Male in ausgiebiger Weise seinen Dienst getan hatte, dann ein halber Mainzerkäse und ein halbes, vertrocknetes Brötchen. Die drei Teile schienen schon geraume Zeit ein beschauliches Stilleben in der dunklen Tasche geführt zu haben.

„Bah!“ sagte Stramm nochmal. „Da läßt einem so'n Mensch in seiner Tasche herumgraweln. Bah!“

Die Tür des Einganges zu den Arrestzellen ging auf, und der Gefangenenaufseher Schiffer trat, mit seinem Schlüsselbunde rasselnd, ein. „Wen habt ihr denn da?“ sagte er. „das ist ja der Schnapsfrobe! Haben Sie wieder zu viel flüssiges Brot intus genommen?“



Sven Hediu, der Erforscher Mittelasiens.

„Der Gefragte lächelte vertraulich. „Nur 'n paar Halwe, Herr Schiffer.“

„Paar Halwe! Wir kennen uns doch!“

„Schon lang, Herr Schiffer.“

„Bringen Sie auch wieder Gesellschaft mit, wie letztes?“ fragte Schiffer weiter, „oder sind Sie jetzt allein gekommen? Wollen doch zur Vorsicht mal nachsehen.“

Schiffer trat an den Bettler heran und klappte ihm den schmierigen Rockfragen herunter.

„Der Mensch hat wahrhaftig kein Hemd an!“ sagte er erstaunt. „Frieren Sie denn nicht?“

„Ne!“

„Dann los in Zelle! Morgen wird gebadet!“

Die Sachen des Inhaftierten waren kaum weggepackt, da kamen zwei Jüngens außer Atem hereingestürmt und drehten verlegen die Mühen in den Händen. „Ene Serschant soll no da Bergerstropf komme, do sind se sich am verklöppe.“

„Dann lauft mal schnell zur Klingerstraße und sagt dem Posten Bescheid.“ Die Jüngens stürmten wieder los.

„Gehen Sie auch hin, Herr Stramm, vielleicht braucht der Posten Hilfe,“ sagte Wachtmeister Krause.

Sergeant Stramm schnallte schnell den Sädel um, setzte den Helm auf und eilte hinaus. Vorher mußte er aber noch schnell den blonden Schnurrbart hochwirbeln. Das sah besser aus. —

Tingelingelink.

Wachtmeister Krause eilte ans Telephon. „Hier Polizeizentrale!“

„Wollen Sie mal sofort einen Beamten hier herschicken, ich habe hier einen betrunkenen Menschen im Lokal, der belästigt fortwährend die Gäste.“

„Dann weisen Sie ihn doch hinaus,“ erwiderte Krause.

„Das habe ich schon getan, aber er geht nicht. Schicken Sie doch sofort einen Beamten.“

„Einen Augenblick. Ich will Sie mit dem dortigen Bezirk verbinden. Bitte rufen!“

„Lassen Sie mich los, ich jonn nit herinn,“ ertönte draußen eine tiefe Stimme.

Da slog die Tür auf, und ein Beamter schob einen sich bestig straubenden Menschen ins Zimmer hinein.



Adam Riese.

(Zu seinem 350jährigen Todestage.)

Der Beamte hatte sich anscheinend mit dem renitenten Menschen sehr abgemüht und mußte sich erst verschauen.

Der Hereingebrachte war eine untersekte, breitschulterige Gestalt, in ungefährem Alter von 25 Jahren. An der breiten Sammethose und dem großen Kalabreierhut konnte man erkennen, daß er dem Zimmermannsstande angehörte. Zweimal mußte ihm erst gesagt werden, er solle den Hut abnehmen und dann folgte er auch nur zögernd und widerwillig. Krause hatte Last, den wütenden Menschen, der mit seinen wirr um den Kopf hängenden brandroten Haaren und der biden Nase in dem pockennarbigem Gesichte keinen guten Eindruck machte, zurückzuhalten.

„Wenn Sie jetzt nicht ruhig sind,“ sagte er, „dann werden Sie angeschossen. Merken Sie sich das!“

Draußen ertönte auf einmal Gejohle und Gepfeife. Krause eilte ans Fenster. „Schnell,“ sagte er zu dem Beamten, „Stramm braucht Hilfe.“

Der Angeredete stülpte den Helm wieder auf und eilte hinaus.

„Was?“ hörte Krause Stramm's Stimme, „Sie wollen mich heißen und treten, das soll Sie ein Donnerwetter holen!“

Anscheinend gait es angesichts der Wache den letzten Widerstand des festgenommenen zu brechen. Draußen wurde wieder gepfeift und gejohlt.

Im Türrahmen leistete der Vortreffende noch einmal heftigen Widerstand und stemmte sich mit den Füßen gegen die Türpfosten, daß sich diese beinahe bogen. Er konnte nur unter äußerster Kraftanstrengung und mit Hilfe Krauses in die Wachtstube befördert werden.

„Denkwel nochmal,“ sagte der Sergeant und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „das ist ein Wüterich.“

„Solche zwei am Tage, dann hat man genug getan,“ meinte der eine Beamte.

Auf dem Marktplatz standen eine Anzahl Menschen und fichteten erregt mit den Händen in der Luft herum. Mehrere Personen eilten auf die Wachtstube zu. Ein kleines, junges Kerlchen hatte den größten Mund und wiegelte anscheinend die anderen auf. Er war es auch, der die Tür öffnete und gleich schrie: „Die beiden haut nix jebonn, ich war dabei!“

„So?“ sagte Krause, „Sie waren dabei, dann kommen Sie nur herein!“

Als die anderen das hörten, verschwanden sie ebenso schnell wie sie gekommen waren. Auf die Wachtstube mochten sie nicht gern, sie schimpften lieber aus der Ferne auf die „Buben“.

„Der Kleine, der anscheinend für seine Körpergröße zu viel getrunken hatte, maulschte weiter und mußte mehrermale zur Ruhe verwiesen werden.“

„Notieren Sie von dem Zeug die Personalien, und sagen Sie ihm, er möchte morgen früh zum Bezirksbureau kommen,“ sagte Krause zu dem einen Beamten.

Der Beamte notierte die Personalien und sah dann schnell die Fahndungsliste nach.

„Daß ich's doch gedacht,“ sagte er auf einmal, „der junge Mann wird vom Kriminal-Kommissariat 2 gesucht! Festnehmen! steht hier.“

„Das ist ja schön, daß Sie gekommen sind,“ jagte Krause lächelnd, „nun können Sie den beiden Gesellschaft leisten.“

Der Maulschter war ganz kleinlaut geworden. Anscheinend bereute er, die „Höhle des Löwen“ so voreilig betreten zu haben.

Stramm hatte mittlerweile den Säbel abgeknallt und erzählte den Vorfall auf der Bergerstraße. „Die beiden“, nach den mit finsternen Gesichtern an der Wand Stehenden zeigend, „haben auf der Bergerstraße einen jungen Mann, der aller kommen wird, überfallen und ohne weiteres mit einem Messer gestochen.“

„Von wegen mit dem Messer gestochen!“ sagte der ein höhlich. Der andere wurde gleich wieder erregt und schrie: „Das soll mir einer beweisen!“

Drei Mann traten jetzt ein und führten einen jungen Mann mit blassem Gesicht zwischen sich. Die etwas langen, hellen Haare hingen demselben auf der Stirn herunter; einer der Männer trug seinen steifen, zertnüllten Hut in der Hand.

„Das ist der Verletzte, Herr Wachtmeister,“ sagte Stramm und führte den Stöhnenden behutend nach einem im Hintergrunde stehenden Stuhle hin. Gleich machte er sich daran, die Wunde nachzusehen. Als das blutige Hemd entfernt war,

zeigte es sich, daß der junge Mann einen tiefen Stich im Rücken hatte.

Krause schickte schnell zum Arzt, der auch gleich kam und die sofortige Ueberführung des Gestochenen in das Krankenhaus anordnete.

„Gibt Ihr den Vorfall mit angeesehen?“ fragte Krause die zuletzt Eingetretenen.

Einer trat vor und zeigte auf den größten der beiden Missetäter. „Der hat zuerst angefangen. Wir kamen über die Bergerstraße. Da begegneten uns die beiden und rempelten uns ohne weiteres an. Der Große stieß meinen Freund gegen die Brust,

daß dieser zurücktaumelte, und als sich dieser nun wehrte, fielen sie gleich darüber her. Das ging alles im Augenblick. Auf einmal schrie unser Kollege auf, ich bin gestochen! Jetzt sah ich, wie der Lange sich wegmachen wollte. Klein anderer, wie der, hat gestochen,“ schloß er seine Angaben.

Wachtmeister Krause gebot den Messerhelden, ihre Sachen aus den Taschen zu nehmen. Aber da kam er schon an. Wie zwei wütende Tiere benahmen die beiden sich jetzt. Nur mit größter Mühe gelang es ihren vereinten Kräften, die Rasenden zu überwältigen.

„Hier ist ein Messer,“ sagte Stramm. „Der Große hatte es in der Tasche.“

Wachtmeister Krause besah es von allen Seiten, dann machte er die Klinge auf. „Da haben wir den Beweis,“ sagte er sofort. „Die Blutsprünge verraten es deutlich. Jetzt hilft aber kein Zeugnen mehr.“ In kürzester Frist sahen die beiden hinter Schloß und Riegel.

Während Stramm die Sachen der Festgenommenen wegpakte, sah Wachtmeister Krause die Papiere von fünf Obdachlosen nach, die schüchtern eingetreten waren. „Wo kommt ihr her?“ fragte er die frierenden Menschen.

„Von Köln!“



Thronfolger Prinz Mirko von Montenegro (1) und Prinz Georg von Serbien (2) sowie dessen jüngerer Bruder Alexander (3).

„Und wohin wollt ihr morgen?“
 „Wir wollen mal sehen, ob wir hier Arbeit bekommen.“
 „Habt ihr kein Geld mehr?“
 „Nein.“

Die letzte Frage war eigentlich überflüssig, aber sie mußte gestellt werden, weil es Vorschrift war.

Wachtmeister Krause sagte ihnen Bescheid, welchen Weg sie zum Obdachlofenasyl einschlagen mußten.

„Ist es noch weit?“ fragte einer mit enttäuschem Gesicht.
 „Zwanzig Minuten immerhin noch,“ antwortete Krause.
 Es tat ihm leid, daß die ermüdeten Leute noch so weit zu gehen hatten.

„Ich habe mir die Füße wund gelaufen,“ murmelte ein schmaler, blasser, junger Mann. Mit einem leise geflüsterten „Danke schön“ verließen die heimatlosen Menschen die Wachtstube.

Tingelingelint.

Krause eilte ins Telephonzimmer. Als er wieder zurückkehrte, hatte der Reviersergeant nur eine ältere Frau heringebracht.

„Die alte Rogmanns,“ sagte Krause ärgerlich. „Wo haben Sie denn die aufgegabelt?“

„In der Mattingerstraße,“ erwiderte der Reviersergeant. „Sie torkelte betrunken umher, und die jungen Burischen trieben allerlei Allotria mit ihr.“

Krause musterte die Hereingebrachte. Sie mochte etwa 50 Jahre alt sein und hatte eine, anscheinend von mitleidigen Seelen erhaltene und deshalb absolut nicht passende, schwarze Kleidung an. Das Jackett war zu kurz, und der Faltenrock mit Tuchringeln besetzt, auf denen kleine Knöpfchen angebracht waren, zu lang. Der alte Trauerhut, von dem noch der Rest eines Kreppschleiers herabhing, balancierte, weil er in dem spärlichen Kopfsaar keinen genügenden Halt mehr fand, auf der rechten Kopfseite.

Krause trat weiter zurück, denn dem zahlosen Munde der Alten entströmte ein widerlicher Schnapsgeruch.

Als Stramm vom Karmelitenkloster zurückkam, blieb er verwundert an der Tür stehen. „Mann,“ sagte er, „Fräulein Rogmanns auch wieder hier?“

Die Alte machte lichernd einen Knixversuch.

„Sagen Sie mal, Frau Rogmanns, werden Sie denn gar nicht mehr vernünftig?“ fragte Wachtmeister Krause.

Die Gefragte gab keine Antwort und kramte in ihrem schmutzigen Henkelkorbe, den sie am Arme trug, herum. Auf einmal richtete sie sich wieder auf und wollte Wachtmeister Krause einen weißen Blumenstrauch, den sie sicher irgendwo gefunden hatte, überreichen. „Hier, mein Schatz,“ sagte sie lichernd.

„Bleiben Sie mir mit Ihrem Kram vom Leibe.“ Wachtmeister Krause mußte trotz des Ernstes der Situation lachen. „Ach danke für die Liebeserklärung!“

Gekränkt trat die Alte einen Schritt zurück. Nach einem Augenblick huschte das grinsende Lächeln wieder über ihre wellen Büge. Der Hut baumelte jetzt an der linken Kopfseite. Noch einen Schritt trat sie zurück, legte die runzelige Hand auf die flache Brust und fing mit einem verzückten Augenblick an zu singen: „Zwei dunkle Augen, ein rosiges Mund —“

„Nun aber Ruhe!“ gebot Krause. „Zwei dunkle Augen wird hier nicht gelungen!“

„Nicht?“ entgegnete die Alte, dann etwas anderes. Schnell stellte sie sich wieder in Positur und sang mit dramatischer Geberde los: „Ein Mattensänger, von niemand erkannt —“

„Schnell, Herr Stramm, daß sie in die Zelle kommt, wer weiß, was wir sonst noch zu hören bekommen.“

Die Alte mußte den Korb hinstellen, in dem sie zwischen einigen alten, schmutzigen Lappen, die ihr wahrscheinlich als Taschentücher dienten, die Trösterin in trüben Stunden, die Schnapsflasche, aufbewahrte; sonst hatte sie nichts zum abgeben. Dann trat sie den ihr wohlbekannten Gang ins Speckkammerchen an. „Tun Sie mich in Zelle 10,“ raunte sie schnell dem Sergeanten zu, der im Begriff stand, den Schlüssel vom Haken zu nehmen. Noch eine Zeilana erschallte aus der am äußersten Ende des schmalen Flurs liegenden, dunklen Zelle der Gesang der Alten: „Zwei dunkle Augen —“, dann wurde es still. Wahrscheinlich war sie eingeschlafen und träumte beseligt von einer Flasche echten, alten Korn.

Das Telephon ließ heute Abend auch keine Ruhe. Es war gerade, als wenn sich alles verschworen hätte, die Hauptwache in andauernder Tätigkeit zu halten. Wachtmeister Krause setzte sich hin, um die schriftlichen Arbeiten zu erledigen.

Da klopfte es leise an die Tür. Aergerlich rief Sergeant Stramm: „Herein!“

Eine ärmlich gekleidete Frau betrat schüchtern die Wachtstube. Das abgehärmte Gesicht und die in Tränen schwimmenden Augen zeugten von Kummer und Elend. Ein einige Monate altes Kind trug sie auf dem Arm und ein etwa die Jahre alter Junge und ein etwas älteres Mädchen hielten sich rechts und links an der Mutter Kleid fest; nur ihren glänzenden Augen blickten sie erstaunt die ersten großen Männer an. Für den Augenblick vergaßen sie sogar den großen Hunger, über den sie vorher so geklagt hatten.

„Was wünschen Sie?“ fragte Krause mitleidig. Und nun klagte die Frau ihr Leid. Sieben Jahre war sie mit ihrem Manne glücklich verheiratet gewesen. Als fleißige und brave Menschen hatten sie sich redlich durchgeschlagen. Da kam das Unglück über sie. Ihr Mann wurde krank. Ein Stück nach dem andern ihrer wenigen Habe wanderte zum Aligandler. Als ihr Mann wieder gesund war, kam der große Rückschlag in der Industrie, und obwohl er überall um Arbeit sich umsah, und bettelte und bat, es nützte nichts; man suchte die Arbeit; vor jeder Arbeitsstätte stand eine große Schar Arbeitsloser. Allmählich, immer mehr und mehr, war er sonst so guter Mann der Verzweiflung anheimgefallen. Um das Unglück voll zu machen, geriet er in schlechte Gesellschaft. Vor da ging es rapide bergab. Das bißchen Geld, was er auf dem Markt mit Gelegenheitsarbeiten verdiente, vertrank er; anfangs, um sich über das Elend hinwegzutäuschen, jetzt aus Gewohnheit. Aus dem früher so braven Manne war ein Bummler geworden, der auch nicht davor zurückschreckte Frau und Kinder zu mißhandeln. Und so war es auch heute Abend wieder gewesen.

„Jetzt bin ich ein paar Tage krank gewesen,“ schluchzte die Frau, und konnte nicht zum Waschen und Putzen ausgehen. Da habe ich meinen Mann um Geld gebeten, damit ich etwas für die Kinder holen könnte. Da — da — hat er mich so geschlagen und gesagt, ich sollte nur nicht mehr arbeiten.“ Maa konnte es der leidenden Frau ansehen, daß sie sich in letzter Zeit nicht satt gegessen hatte.

Wachtmeister Krause biß die Zähne zusammen. „Wo ist Ihr Mann denn jetzt?“ fragte er.

„Er ist eben wieder fortgegangen. Ich habe gesehen, er hatte noch etwas Geld von heute morgen. Das wird er nun vertrinken und wenn er dann nach Hause zurückkriecht, schlägt er mich und die Kinder wieder.“

„Das wird nicht geschehen, Frau. Haben Sie keine Angst. Wenn er sich nur im geringsten nochmal gegen Sie vergeht, dann kommt er für heute Abend ins Speckkammerchen, wo er darüber nachsinnen kann, wie er Frau und Kinder zu behandeln hat. So'n ungehobelter Patron!“

Der Frau gab's einen Stich in's Herz. Trotz und alledem konnte sie nicht anhören, wenn man über ihren Mann schimpfte.

„Ach, Herr Wachtmeister, ihn direkt mitnehmen, das möchte ich doch nicht gern haben.“

Wachtmeister Krause sah der Frau in das abgehärmte Gesicht. Etwas Wunderbares ist doch ein Frauengemüt, kam es ihm in den Sinn. Die arme Gestalt leidet und windet sich unter den Robeitten ihres Mannes und zum Schlusse bittet sie noch für ihren Peiniger.

„Wollen 'mal sehen, Frau, wie es sich machen läßt. Hoffentlich ist Ihr Mann gutem Zureden noch zugänglich, dann ist noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Ich werde aber auf alle Fälle über die Angelegenheit einen Bericht vorlegen, damit Ihr Mann 'mal vorgeladen und ihm in's Gewissen geredet wird. Vielleicht ändert er sich dann. Also guten Nacht, Frau und auf unsern Herrgott vertraut. Für heute Nacht will ich dem betreffenden Beamten Bescheid sagen, damit er acht gibt. Sollte Ihr Mann Sie nochmal mißhandeln, dann brauchen Sie sich nur an den Beamten zu wenden.“

Die Frau richtete sich hoffnungsvoll wieder auf und trocknete ihre Tränen.

Währenddem war Stramm herantreten und hatte den Kleinen, ohne etwas zu sagen, ein Butterbrot in die Hand gedrückt. Wie den Kindern das schmeckte. Leuchtenden Auges bissen sie mit ihren gesunden Bähnen in die Brot-schnitten.

„Mutter!“ sagte auf einmal der kleine Knirps und blickte nach oben. Als die Frau nicht gleich hörte, zupfte er sie am Kleid, bis sie herunter sah. Der Kleine flüsterte ihr leise zu. „Mutter, da is — da is — auch Wurst drauf.“

Es war schon längst Mitternacht vorüber, als ein Beamter einen vollständig betrunkenen Matrosen herinführte. „Der lag in der Hundsrückenstraße auf einer Fensterbank und schlief“, meldete der Polizeiseergeant. „Ich konnte nicht aus ihm herausbekommen, wohin er gehört, darum war ich gezwungen, ihn hierher zu führen. Er könnte auch bestohlen werden“, setzte er hinzu.

„Ja, es ist besser, er bleibt für die Nacht hier“, sagte Wachmeister Krause, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, Namen und Wohnung von dem Soldaten zu erfahren; doch dieser verriet nichts. Er ließ den Kopf auf die Brust hängen und bot absolut nicht das Bild eines tapferen Kriegers. Das Düsseldorf'ser Bier hatte es ihm anscheinend so sehr angetan.

In einer besseren Zelle machte Stramm von Decken ein Lager zurecht und dann wurde die wandernde Matrosengestalt in die Kojе geleitet; für diese Nacht merkte er sicher nicht, ob er im Speckkammerchen auf der Brücke oder auf dem Schiffe in seiner Hängematte lag.

Kaum eine Viertelstunde später wurde es wieder laut an der Straße. „Hört das denn heute nacht garnicht auf?“ brummte Stramm und trat an's Fenster, um zu sehen, was los war. „Mehrere Herren kommen mit einem Beamten über den Marktplatz“, sagte er zu Wachmeister Krause. „Die scheinen sehr erregt zu sein. Sind wahrscheinlich zu lang bei „Tante Anna“ gewesen.“

Die Personen traten ein. Der größere, schlanke Herr, mit einem aufwärts gebürsteten, gut gepflegten Schnurrbart und kleinem Spitzbärtchen trat näher und stellte sich vor. „Leutnant J. S. Sundwich“ Wachmeister Krause verneigte sich und nannte auch seinen Namen.

„Herr Wachmeister“, so fing der Offizier an zu reden, „Sie dürfen es nicht übel nehmen, daß wir Sie noch so spät belästigen, aber es ging nicht anders. Wir waren in der Weinstube, da in einer kurzen Straße — der Offizier zeigte dabei mit dem Daumen über die Schulter — und als wir die Straße betraten, kommt dieser Mann da — auf einen anscheinend dem Arbeiterkreise angehörigen Mann zugehend — und rempelt uns an. Ich kann Sie versichern, Herr Wachmeister, ohne jeden Grund. Er vertrat uns den Weg und schrie uns an: „Wein kaufen, das könnt ihr, während andere nicht mal Bier haben“, und so weiter. Als wir uns umdrehten und einen anderen Weg einschlagen wollten sprang er wieder vor und beschimpfte uns. Ihr „Laumänner“, schrie er los, „wartet nur, bald wird es anders, dann kommt ihr auch an's Arbeiten.“ Ich weiß ja nicht, was der Ausdruck „Laumänner“ bedeutet, aber dem frechen Menschen hätte man eins runterhauen sollen. Zum Glück kam Jh. Beamter. Ich will darüber weiter keine Anzeige machen, weil ich in einigen Tagen wieder auf See bin, und dann nicht gern noch Scherereien haben möchte. Nehmen Sie sich bitte der Sache an, Herr Wachmeister.“

„Nawohl, Herr Leutnant“, erwiderte Krause, „ich werde schon regeln.“

Als die Herren sich der Tür wieder zuwandten, erblickte Leutnant Sundwich die Miße des Matrosen, mit der Bezeichnung „S. M. S. Kondor“. Erstaunt trat er näher und fragte: „Woher kommt denn die? Ist die gefunden worden? Die gehört ja einem Manne von meinem Schiff!“

Wachmeister Krause erklärte dem Offizier den Sachverhalt.

„Das ist aber wirklich ein eigentümliches Zusammentreffen auf der Polizeiwache in Düsseldorf. Hatte der Mann noch Geld? Der muß morgen auch wieder zurück!“

„Noch ein paar Groschen, Herr Leutnant“, sagte Stramm militärisch kurz.

Der Offizier zog seine Börse und entnahm ihr ein Geldstück. „Geben Sie das bitte dem Manne, wenn er ausgeschlafen hat, aber sagen Sie um keinen Preis, daß ich hier gewesen bin.“ Darauf verließen die Herren eiligst die Wachtstube.

„Donnerwetter“, sagte Krause, „ist das aber ein feiner Offizier, ein Bekehrungsstück hat er gegeben.“

Der Hereingeführte war offenbar mit der Sachlage sehr zufrieden und freute sich, daß er ein Unterkommen gefunden hatte. Er machte keine Einwendungen, als er in die Zelle geführt wurde. Der Matrose machte am Morgen ein ganz erstauntes Gesicht, als ihn Sergeant Stramm aufweckte. Er konnte sich garnicht besinnen, wie er hierher gekommen war. Aber noch mehr verwundert blickte er drein, als ihm Wachmeister Krause das Bekehrungsstück in die Hand drückte.

Ungläubig blickte er von einem zum andern und dann wieder auf das funkelnde Goldstück in seiner Hand. „Soll ich das haben?“ fragte er zweifelnd.

Wachmeister Krause nickte lächelnd. „Hören Sie mal, junger Freund, Sie sind wohl fremd hier, was?“ fragte er.

„Ja“, antwortete der Soldat, „ich bin zum ersten Mal in hiesiger Stadt.“

„Allerdings“, sagte darauf Stramm und knippäugelte Wachmeister Krause zu, dann können Sie's ja auch nicht wissen. Hier in Düsseldorf bekommt nämlich ein jeder, der in's Speckkammerchen kommt, am nächsten Morgen bei der Entlassung 10 Mf.



Nützliches fürs Haus.



— **Karpfen in Rotwein gekocht.** Nachdem man den Karpfen gestochen, geschuppt und reingewaschen, auch das Blut in Essig angefangen, den Bauch ausge schnitten, das Eingeweide heraus genommen, aber die Galle nicht zerdrückt hat, wird der Karpfen voneinandergerissen und die beiden Hälften in mittelmäßige Stücke geteilt, dann tut man ihn in viel Salz, geriebenen Pfefferkuchen, Gewürz und Nelken, geschnittenen Zwiebeln, Zitronenscheiben und Lorbeerblättern in eine Kasserolle, wie beim Bierfisch, gießt aber nebst etwas Weißbier soviel roten Wein darauf, daß der Fisch gerade damit bedeckt ist, und läßt ihn kochen. Hat er ausgeköcht, so kommt sogleich die Butter daran, und damit er einen schönen Glanz hat, tut man mit dem Blute zugleich ein passendes Stück veg. feinen Zuckers hinzu und ein wenig Kartoffelmehl. So läßt ihn nun vollends langsam einkochen. Die weder zu viel, noch zu wenige Sauce muß hübsch feimig ausfüllen, was eine Regel für jeden Saucenfisch ist.

— **Brennender Pudding.** 60 Grm. Butter wird mit fünf Eigelb gerührt, dazu 60 Grm. Zucker, 60 Grm. Mehl, 45 Grm. Mandeln, der Schnee von fünf Eiweiß und soviel altes, geriebenes Bisquit, daß die Masse richtige Dicke hat. Wenn der Pudding eine Stunde gekocht hat und umgestürzt ist, steckt man in die Mitte ein Käßchen mit Spiritus, übergießt den Pudding mit Rum und zündet den Spiritus an, daß die Flamme den ganzen Pudding erfährt und ein Weilchen anhält.

— **Feuchtgewordene Pianinos.** In feuchten Wohnungen, auf dem Lande und bei seltener Benutzung verquellen diese Instrumente oft sehr, daß man gezwungen ist, sie bis zur Ankunft eines Stimmers ganz in den Ruhezustand zu versetzen. Am störendsten ist es, wenn der Dampf sich schwer heben läßt oder klemmt, oder das Trittbrett beim Gebrauch pfeift. In solchen Fällen kann man sich schnell helfen, indem man ein erbsengroßes Stück weicher Schmierseife auf die betreffende Stelle streicht. Zu diesem Zwecke Del zu verwenden, hätte man sich, da dieses sich mit der Zeit verdicken und den Schaden nur noch vergrößern würde.

— **Speckig gewordene Seidenkleider** reibt man mit in warmen Krauseminztee getauchten Leinentüchern so und plättet sie linksseitig trocken.

— **Mehl** nimmt leicht einen dumpfigen Geschmack an, wenn es an einem feuchten Ort stand. Dieser wird verichwinden, wenn unter das Mehl die gleiche Menge frische Weizenkleie gemischt wird. Am anderen Tage treibt man das Gemisch durch ein Haarsieb und erhält so vollkommen brauchbares Mehl.

— **Schwarze Spizen** frischt man auf durch Anfeuchten mit verdünntem Spiritus und vorsichtiges Pressen zwischen Seidenpapier und zwei mit einem Stein beschwerten Büchern.

Liebreizend
M. ein jades, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiche, samtartige Haut und schone, zierliche Zähne. Alles dies erzeugt die rechte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seele**
In der Apotheke S. W. G. in Düsseldorf, in der Stadt, in der Oberstadt, in der Unterstadt.



Unsere Bilder.



— **Einsturz der Kirche von Naz.** (Vgl. das Bild Seite 49.) In der alten Pfarrkirche des schweizerischen Dorfes Naz im Kanton Wallis stürzte kurz nach Beginn des Gottesdienstes das Kirchengewölbe ein. Gegen 100 Personen wurden unter den Trümmern begraben; 32 wurden tot hervorgezogen, 46 waren meist schwer verletzt. Erweiterungsarbeiten, die an der Kirche vorgenommen wurden, haben die Festigkeit des aus Tuffsteinplatten erbauten Gewölbes beeinträchtigt, so daß der Einsturz erfolgte.

— **Ernst von Wildenbruch** (Vergl. das Bild Seite 52), der bedeutendste vaterländische Dramatiker Deutschlands, starb in Berlin im Alter von 64 Jahren. Er wurde als Enkel des im G. focht bei Saalfeld im Jahre 1806 gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen am 3. Februar 1845 zu Weirut in Srien geboren, wo sein Vater das Amt eines preußischen Generalkonsuls bekleidete. Mit zwölf Jahren kam Ernst von Wildenbruch nach Deutschland, besuchte die Universität in Halle und die Kadettenanstalt in Potsdam, war Leutnant im Garderegimente, sattelte aber bald um, um Jura zu studieren und sich der diplomatischen Laufbahn, für die er mehr Neigung verspürte, zuzuwenden. Nachdem er am Kriege von 1870 teilgenommen hatte, trat er zunächst als Referendar in den Staatsdienst. Im Jahre 1877 wurde er als Hilfsarbeiter in das Auswärtige Amt in Berlin berufen, von dem er erst im Jahre 1900 als Geheimer Legationsrat seinen Abschied nahm. Diese Zeit amtlicher Wirksamkeit ist auch von einem ernststen literarischen Schaffen erfüllt, zu dem der Dichter seine Mußestunden benutzte. Mit dem Erfolg des Trauerspiels „Die Karolinger“, das im Jahre 1882 in Berlin unter großem Beifall ausgeführt wurde, war Wildenbruchs Ruf als Dramatiker gesichert. Dem historischen Drama blieb er auch weiter treu. Von den „Auisows“ und den vielbesprochenen „Heinrichsdramen“ bis zur „Mabensteinerin“, seinem letzten Drama, das Wildenbruch noch am Schlusse seines Lebens nach mancherlei Enttäuschungen einen letzten starken Bühnenerfolg brachte.

— **Eben Hediu**, der Erforscher Mittelasiens (Vgl. das Bild Seite 52), der auf seiner letzten tibetanischen Forschungsreise längere Zeit für verschollen galt, ist wohlbehalten in Stockholm eingetroffen. Er hat eine Anzahl neuer Landarten entworfen, die unsere Vorstellungen von Mittelasien wesentlich berichtigen werden.

— **Adam Riese.** (Vgl. das Bild Seite 52.) Der volkstümliche Ausdruck: „Nach Adam Riese“ ist als sprichwörtliche Befräftigung für die Richtigkeit von Rechenexempeln weit hin verbreitet. Weniger bekannt ist es, was es mit dem Manne, dessen Name so oft zitiert wird, für eine Bewandnis hat. Viele halten ihn sogar für eine mythische Person, die niemals existiert hat. Und doch hat der alte Adam Riese gelebt, und in dem Städtchen Annaberg im sächsischen Erzgebirge, dem Orte seines Wirkens, ist ihm sogar vor fünfzehn Jahren ein Denkmal gesetzt worden. Adam Riese, geboren 1492 zu Staffelstein in Franken, lebte als Bergbeamter und Rechenmeister in Annaberg und starb daseibst im Jahre 1559. Er verfaßte die ersten methodischen Anweisungen zur praktischen Rechenkunst in Deutschland, und seine Bücher standen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in hohem Ansehen. Dann aber kamen sie nach und nach in Vergessenheit, und nur sein Name hat die Zeiten überdauert.

— **Serbien und Montenegro**, die zwei unruhigen Balkanstaaten, sind durch die Verständigung zwischen der türkischen und der österreichischen Regierung hinsichtlich der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn sehr verstimmt. Während aber in Montenegro die kriegerischen Gelüste mehr und mehr zurücktreten, ist in dem verlotterten Serbien, das nichts mehr zu verlieren hat, die Kriegsstimmung, die durch den leichtfertigen Kronprinzen Georg (Vgl. das Bild Seite 53) geschürt wird, immer noch im Wachsen begriffen.



Rätzelecke.



Da steht meine Schwester, tanz' auch mal mit ihr.

Magisches Dreieck.

A				
A	A			
A	B	C		
E	E	F	G	
H	R	R	R	S

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzustellen, daß sowohl die drei Außenreihen, wie die drei mittleren wagerechten Reihen Wörter bilden, und zwar die Außenreihen: 1. Redeform, 2. Baum, 3. was der Maler braucht; die Mittelreihen: 1. ägyptischer Gott, 2. Raubvogel, 3. was allen winkt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Windmühle.

Dreißilbige Charade: Schwarzwaldfreis.

Rebus: Die Anmut erst verleihet der Schönheit Reize.



Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieferh.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Man kann sich täuschen im Leben, Gisbert! Warte wenigstens mit dem endgültigen Verkauf, bis mein Bruder hier gewesen ist; er will morgen oder übermorgen wieder kommen.“

„Wieder kommen! War er denn hier?“

„Ja! als er aber von Cezi-Liese einfuhr, wer hier sei, ist er umgeritten, um nicht mit Herrn von Echt zusammenzutreffen, weil er fürchtete, ihm etwas Verbes zu sagen. Du weißt ja, er wägt jedes Wort nicht allzulange und hält auch mit keinem Worte hinter dem Berge. Er ist eben Soldat.“

„Ich verstehe nicht, Christa, wie soll ich mir das Ungeheimnis zusammenreimen!“

„So höre, Gisbert!“ und Frau von Volmer erzählte ihrem Manne alles, was Cezi-Liese berichtet hatte.

„Ja!“ fuhr Volmar auf, „wer sagt denn, daß von Echt den Riemen am Steigbügel entzweigeschnitten hat; es kann gerade so gut jeder andere getan haben; denn welches Interesse sollte er daran gehabt haben. Er kannte Hans Karl ja gar nicht einmal. Und einen solchen Charakter hätte man doch auch leicht bei von Echt gemerkt.“

Es gibt auch Menschen mit drei Charakteren, jeder hat einen, den er nie offen zeigt und zeigt einen, den er nie befehlen hat, und in seiner Meinung hat er dann noch einen besonderen Charakter.“

„Ach! geh' mir mit deiner Philosophie, wie soll von Langt zu dem Beweise der Sache kommen, Verdacht hat man leicht.“

„Darüber kannst du ja meiner Bruder fragen, wenn er kommt. Der weiß vielleicht mehr; denn ohne Grund verurteilt er nicht leicht. Wenn er allerdings Grund hat, ist er ebenso scharf in Worten wie rasch in der Tat. Und warum warnt denn von Roda durch den Herrn Justizrat auch noch vor dem Herrn von Echt?“

„Wer weiß, welche persönlichen Gründe der hat.“

„Aus persönlichen Gründen würde der nie warnen, dafür kennst du ihn doch zu gut.“

Etwas mürrisch stand der Gutsherr nun von seinem Sitz auf. „Laß es gut sein, Christa, ich habe vorläufig keinen Grund, meinem Nachbarn zu mißtrauen, und schließlich habe ich doch auch meine fünf gesunden Sinne noch.“

„Aber Vorsicht kann man immer anwenden; denn die koste nichts, und hat noch keinem geschadet und noch seltener hat sie einer bereut. Anders steht es mit der Nachsicht, die stets zu teuer ist.“

„Gut, so will ich mit dem definitiven Verkauf warten, bis der Major hier war; ich glaube aber nicht, daß er mich von den Vorhaben abbringt; denn der Vorteil liegt auf meiner Seite ganz allein. Und wenn man ein bißchen Glück erhaschen kann, soll man zugreifen.“

Damit wandte sich der Hausherr der Türe zu.

„Das Glück läßt sich aber eben nicht von jedem Jäger erjagen. Und das Glück ist so recht wie ein Ball, wer fliegt, denke auch an den Fall,“ sagte seine Frau noch und ging dann an die Vorbereitung für den Abendtiisch.

Das Abendessen wurde im Herrenhause ziemlich schweigsam verzehrt; denn wenn von Volmer in seinen Plänen widersprochen wurde, war er hernach gewöhnlich worttarg.

Nach Tisch küßte Cezi-Liese die Eltern und begab sich auf ihr Zimmer. Hier stand sie lange am offenen Fenster und sah den letzten Glutten der untergehenden Sonne nach, die eben hinter dem Nichtenwalde verschwand. So war auch ihr Glück verfunken in das unermessliche Meer des herben Erdenlebens. Ob es wieder einmal zu neuem Leben erstehen würde, wie die Sonne! Nur einer weiß es.

Aber wenigstens träumen durfte sie von dem, was nicht mehr war, und es war wenigstens ein kleiner Trost.

Als schon der Dämmerchein der lauen und linden Sommernacht leise und sacht erschien und ebenso leise von Westen nach Osten strich, sah Cezi-Liese noch hinaus. Froh u. übermütig schlüpfte eine Nachtigall im nähen Gebüsch, bis dann die Töne in schluchzenden, leichten Lauten verklungen und in des Mädchens Herzen den allerinnigsten Widerhall fanden.



Das Meisterschaftslaufen des Deutschen Ski-Verbandes.

Deffen Blick ging bis zum Dorf hinter dem Walde und blieb an dem Licht in dem ersten Häuschen, etwas abseits von der Straße, haften. Hier wohnte die alte Fei, welche von den meisten Leuten wegen ihres seltsamen Wesens „Hexe Fei“ genannt wurde. Sie war krank und schwach. Fast hätte Cezi-Liese in ihrem eigenen Leide das der armen Mitmenschen ganz vergessen. Morgen wollte sie es nachholen und die Fei besuchen.

Von dem Lichte erhob sie ihren Blick zum abendlichen Himmel. Ein Sternlein war nach dem andern erschienen, bis schließlich das unendliche Heer der himmlischen Weilenzeiger vollständig war. Es war ihr ein gelinder Trost, daß sie zu denselben Sternen auf sah, zu denen auch Hans Karl vielleicht seine Blicke richtete.

Unser Schlaf ist in der Jugend gewöhnlich fest, und selbst die Gaukelbilder der Träume vermögen ihn nicht wesentlich zu stören.

Trotz der Jugend war der Schlummer Cezi-Liesens leicht und unruhig. Traumbilder, düster und ernst, schuf ihre wache und erregte Phantasie. Das kühlere Lüftchen der Sommer nacht, das ihre Schläfe lind umstrich, wurde zum Sturm auf dem Meere, das melancholische Gequack der Sumpfbewohner zum Getöse der Meereswellen, welche ihrem Liebsten Gefahr drohten.

Ihr Herz pochte schneller und die Brust hob und senkte sich schwer. Die Hände falteten sich im Halbchlummer unbewußt zum Gebet, bis schließlich doch noch ein kurzer, ruhiger Schlaf sie umfing, aus dem sie aber bald die aufstehende Sonne wachküßte.

Fünftes Kapitel.

Trotz des guten Vorjages dauerte es doch fast eine Woche, ehe Cezi-Liese die alte und kranke Frau Fei besuchte. Sie fühlte allzu schwer ihre eigene Trostlosigkeit, und da sollte sie auch noch andere trösten! Vergessen hatte das Mädchen, daß man gerade, wenn es einem traurig und wehe ums Herz ist, andere erfreuen soll, damit deren Freude einen aufrichte.

Heute war nun ein recht schöner Tag gekommen und lugte frisch und freundlich die Menschen an. Da schritt Cezi-Liese zum Dörflein hin und trug ein vollgepacktes Körbchen am Arme. Im langen Haare der dunklen Nichten glänzten noch die Taupropfen wie reine Diamanten. Hier im Wäldchen war es so still, so feierlich; auf dem Felde herrschte jedoch das regeste Leben. Hoch im blauen Aether jubilierten die Lerchen, während die Späzen sich gütlich taten an den Körnern der vollen Weizenähren. Oben auf den Häufen saßen sie und hämmerten mit den Schnäbeln auf die Aehren los, daß die goldenen Körner nur so flogen. Und die gesiederten arauen Fledchlein flogen nicht einmal weg, als Cezi-Liese ihnen mit dem Sonnenschirm drohte. Ja! nach mutwilliger und lauter wurde das Gezänk und das Dreischen.

So geht es ähnlich mit vielen Menschenkindern, die vor Uebermut nicht wissen, was sie anfangen sollen und aus reinem Mutwillen ihr eigenes Glück zerstören. Was gibt der Spatz darum, daß bei jedem Schnabelhieb Körner fliegen, die er nicht mehr findet, auch wenn er sie sucht. Und im Winter muß er hungern und betteln gehen. Ist es nicht so bei uns? Wir hämmern auf das Glück herum, denken nicht, daß es sprödes Glas ist, und wir wundern uns und klagen, wenn wir vor dem Häuschen Scherben stehen. Findet man alle Scherben, so kann man wenigstens aus Ritten denken, wenn nicht, so bettelt man eben im Winter des Leidens Gott um ein Stückchen neues Glück.

Bald hatte das Mädchen das Häuschen der alten Fei erreicht. In dem kleinen Garten vor dem Hause spielten die Enkelkinder der Alten. Fränzchen kroch auf allen vieren Cezi-Liese entgegen.

„Hau! hau!“ machte er, als wollte er die Eintretende erschrecken. Diese tat auch so, und das machte dem Kleinen augenscheinlich helle Freude. Sie beugte sich nieder zu dem Kinde und steckte ihm einige Näscherlein in den Mund.

„So, Karro! nun in die Hüt!“ Und vergnüglich lauernd sah der kleine Held bald unter der Holzbank. Jetzt erhielt auch Lieschen, die stets ruhige und stille Zuschauerin, ihren Teil. Es freute die Gutstochter sichtlich, daß sie anderen Freude machen konnte, und sie fand einen tatsächlichen Widerhall in ihrem Herzen.

Unterdessen trat schon die älteste Enkelin, die siebzehnjährige Eve heraus, grüßte einfach, aber ehrerbietig die Wohlthäterin ihrer Großmutter.

„Die Großmutter schläft eben ein wenig, sie hat jetzt häufiger solch schlimme Nächte. Sie waren ja so lange nicht hier,

gändiges Fräulein, und die Großmutter hat sie gerade jetzt so sehnsüchtig erwartet.“ Damit sagte sie Franzl, der sie nun auch mit „Wau, wau!“ anstarrte, sanft beim Widel, drohte ihm mit dem Finger und sprach: „St, Omama schläft, stille sein Zunge!“

„Omama schläft,“ wiederholte der wohl ein dutzendmal und troch wieder stille in seine Phantasielhütte unter die Bank.

Cezi-Liese setzte sich auf das untere Ende der alten Bank, gerade unter das geöffnete Fenster; die Eve setzte sich erst neben sie, als sie dieselbe einlud.

„Erzähle mir nun einmal genau, wie es mit der Großmutter gegangen hat während der Zeit, daß ich nicht hier war.“

„Bis vor wenigen Tagen hat alles ziemlich gut gegangen; sie war still und zufrieden, gar nicht unruhig. Auf einmal fragte sie mich, ob nichts Neues geschehen wäre. Ich war gerade im Winkel gewesen, um für das Haus einzukaufen, da sagte ich ihr, daß . . .“ Eve stockte und wurde wie mit Purpur übergossen, denn sie hatte das gespannte und erblaffende Gesicht der Gutstochter gesehen.

„Sage es nur, Eve!“

„Ich erzählte ihr da einige Neuigkeiten,“ sagte Eve verlegen.

„Nenne sie nur, was es auch sei!“ ermunerte Cezi-Liese. Stockend erzählte nun das Mädchen, daß man sich erzähle, der Herr von Noda sei plötzlich forgegangen und käme nie wieder.

„Und was sagte da die Großmutter?“

„Zuerst gar nichts, sondern sie sah zum Kreuz an der Wand auf und faltete die Hände. Dann wurde sie unruhig und fuhr mit der Hand über die Decke. Schließlich guckte sie so starr, als wäre sie tot. Ich fing an zu schreien, und Lieschen und Franzl schrieen mit. Da machte sie die Augen verwundert auf und blieb ruhig.“

„Und sagte und fragte nichts?“

„Nein! so blieb es bis gestern. Eben komme ich aus dem Stalle und habe die Geißeln gefüttert. Da liegt die Großmutter wieder starr im Bette und streckt beide Hände von sich, ihre Augen sahen so wie ins Leere, dann sagte sie allerhand, das ich nicht verstehen konnte, nur eines verstand ich.“

Gespannt sah Cezi-Liese sie an und fragte: „Was sagie denn die Großmutter?“

„Sie sagte, da reitet der Böjewicht, der ist wie eine Schlange, arglistig und falsch, der neue Besitzer von Sophien hall, das andere verstand ich wirklich nicht. Als ich nun zum Fenster herausblickte, ritt gerade von Eicht vorbei und . . . und . . . ihr Vater.“

Ueberrast, fast erschrocken war Cezi-Liese, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Aber das konnte die Großmutter ja vom Bett aus nicht sehen.“

„Das kann ich mir auch nicht erklären, aber sie wußte es. Als sie wach wurde, hat sie davon nichts weiter gesagt, sondern nur immer nach Ihnen gefragt; sie will, glaube ich, Ihnen etwas sagen. . . . Doch, sie klopft.“ Damit sprach Eve auf und eilte zu ihrer Großmutter hinein.

Cezi-Liese saß allein auf der Bank mit ihren Gedanken, die ihr bunt durch den Kopf gingen. In ihr eigenes Leid, an die Worte der alten Fei dachte sie und was aus den Kindern würde, wenn die Frau starb, dann waren sie allein auf der Welt. Eve kam zurück und sprach: „Großmutter ist wach, Fräulein, und wartet auf sie.“

Cezi-Liese ging hinein ins Stübchen zu der Kranken. Diese hielt ihre Hand lange mit den runzeligen und stets kalten Fingern umschlossen, und sie sah fast glücklich aus.

„So, Kind, es ist gut, daß du gekommen bist, wer weiß, wie lange ich noch sprechen kann; ich fühle es, mit mir gehi es zu Ende.“

„Darum müßt ihr noch nicht denken, Gott ist barmherzig und läßt euch bei den Kleinen.“

„Nicht lange mehr, dann ist es aus mit mir, und meine Mission auf der Welt ist getan.“ Die Frau bewegte sich, als läge sie unbequem, und das Mädchen rückte ihr das Kissen zurecht. Sie fuhr dann fort: „Du bist so gut, Kind, und . . .“ sie stockte und machte eine längere Pause.

Cezi-Liese fühlte, daß sie diese Versicherung nur halb verdiente: Gut. Wer ist denn gut. „Gut sein“ beareift mehr in sich, als die meisten Menschen ahnen, die diese Bezeichnung für sich in Anspruch nehmen. Hochmut, Eignenutz, Mutwillen, Ueberhebung, Beierben liegen dem „Guten“ fern. Ueber-eiluna, die andere kränken kann, kennt er nicht.

Da hub die alte Frau wieder an: „Ist es wahr, daß Hans Karl von Noda fort ist, fort in die Welt.“

„Ja, es ist wahr, er ist . . . fort,“ gab Cezi-Liese traurig zurück.

„Also . . . wirklich . . . so . . .“ Die Augen der Frau nahmen einen kalten Glanz an und die Stimme klang tief, wie entrückt. „Gott! mein Gott!“ Ein Zittern durchlief den ganzen Körper der Erregten, die dann ruhiger wurde und eine Weile wie schlafend lag.

Plötzlich schlug Fei die Augen auf und diese hatten einen geisterhaften, starren Blick angenommen, dann und wann schoß ein matter Bliz aus den wasserblauen Augen. Sie streckte die Arme in die Höhe; eine unsichtbare Macht schied Gewalt über sie zu haben, als sie nun auch noch den Oberkörper emporrichtete. Der Blick wich nicht vom Fenster, durch welches helles Licht hineinflutete.

Cezi-Liese fühlte sich auf ihren Platz gebannt, selbst die Stimme versagte ihr, um Hilfe zu rufen.

Da hub die alte Fei an, und leise, prophetisch klang die Stimme wie aus einer anderen Welt:

„Sieh, wie die rote Blut gegen Himmel lodert, wie die Flammen schlagen und eilen, alles zu vernichten!“

Fei machte eine Pause, ohne die Stellung zu verändern. Dem Mädchen klopfte das Herz zum Zerpringen, konnte es auch die Worte nicht ihrer ganzen Bedeutung nach begreifen so ahnte es doch, daß sie nichts Gutes kündeten, und es bewegte Cezi-Liese tief. Ihr Blick hing gespannt am Munde der Greisin. Diese sprach weiter mit etwas erhobener Stimme:

„Rebe, Eichhörnchen, Häschen, Mäuschen, Vögel und kleines Gewürm ersterben in Gemimmel und Weh.“

Ermattet sank die alte Frau zurück und schloß die Augen, um sie bald wieder zu öffnen und Cezi-Liese anzusehen. Und jetzt klangen die Worte leiser und undeutlicher:

„Doch ganz tief am Himmel geht ein Sternlein auf und eine neue Sonne des Glückes strahlt.“ Dann schwieg die Fei ganz.

Sie lag wieder wie eine müde Kranke da, die eben eingeschlummert war. Nichts verriet mehr den vorigen Zustand.

Aber Cezi-Liese fühlte noch das Schauern, das ihr durch Mark und Bein gegangen war, und ein Zittern flog jetzt noch durch ihren Körper, es überrieselte sie ganz kalt. Eine dunkle Ahnung kommenden Unglücks legte sich auf ihre Seele und machte diese erbeben.

Nach einer Weile öffnete die alte Fei die Augen und blickte verwundert umher. Allmählich war der gewöhnliche Zustand wiedergekommen. Sie sah nun die bleiche Gutsberrntochter, und das Bewußtsein dessen, was geschehen war, kam über sie.

Doch war die Stimme etwas schwach und bebend, mit der sie zu dem Mädchen sprach:

„Meine Worte haben dich wohl erschreckt, Kind, und auch mein Zustand. Hast du noch nie vom zweiten Gesicht gehört?“

Cezi-Liese schüttelte nur mit dem Kopfe, sie konnte kaum sprechen.

„Ja, Kind, es ist das eine schreckliche Gabe, die Gott einem gibt; denn meistens ist es nichts Gutes, was man sieht. Dazu ist es bei mir noch ein besonderer Fluch, der in Erfüllung gegangen ist. Im Jorne wünschte mein Vater das zweite Gesicht meiner Mutter, es ging in Erfüllung. Und auf mich erbte sich der Fluch, obwohl es sonst meistens Männer sind, die das Hellsehen haben.“

Die alte Fei ließ den Kopf auf die Brust sinken, und dicke Tränen liefen ihr über die eingefallenen Wangen mit den vielen Falten und Rältchen. Die Nahrung und Erinnerung übermannte sie. Minutenlang herrschte tiefes Schweigen. Nur die alte Uhr mit dem unleidlichen Zifferblatt tickte weiter die große Rage schnurrte vergnügt und blinzelte vom geöffneten Fenster in das helle, warme Sonnenlicht hinein, Fliegen jurrten um das Weidenbüschel.

Cezi-Liese hatte das Herz zu voll, als daß sie hätte sprechen können. Endlich fuhr die Alte fort:

„Sieh, Kind! heute bedeckt der Schnee des Alters mein Haupt — ich war aber auch einmal — freilich ist es lange her — ein munteres junges Ding mit flächsernen Haaren und stahlblauen Augen. Auch mir hat es in allen Adern pulsiert und in den Gliedern gepriekelt. . . . Ja, die Kindheit ist die glücklichste Zeit des Lebens; es ist nur schade, daß man erst alt werden muß, um es zu wissen.“

In meinem weiterem Leben habe ich viel, sehr viel Unglück gesehen in jeder Gestalt, zwar nicht in meiner eigenen Familie! Mein! Mein Franz — Gott habe ihn selig — und ich haben im Frieden gelebt, bis er starb. Man weiß ja, auf Erden findet man sich ja nur, um sich wieder zu verlieren

und die Kinder bekommt man oft nur zum Kreuz, oder sind sie gut, gibt man sie dem bald wieder, von dem man sie erhalten hat.“

„Das ist doch schon Unglück genug,“ meinte Cezi-Liese.

„Wie man's nimmt. Ich habe anderes Unglück gesehen, das eine Frau, eine edle Frau erlitt, der ich diene. Die hat leiden müssen, ohne es verdient zu haben. Nächst ein Buch könnte ich erzählen, aber ich darf es nicht, ein Eid bindet meine Zunge; ich darf erst sprechen, wenn es wiederzeit zu . . . spät ist.“

Fei machte eine Pause, die schmerzliche Erinnerung überkam sie wieder ganz; sie schluchzte.

„Dann war es auch ein Unglück, daß man anderer Unglück voraus sah; denn meine Gesichter kündeten nie etwas Gutes an; auch jetzt ist es kein Glück, das ich sah, sicherlich nicht!“

Die alte Frau hielt sinnend inne und überlegte, ehe sie weiter sprach:

„Kind, hüte dich vor dem Herrn von Echt!“

Fast noch erschrockener machten diese Worte das Mädchen.

„Vor von Echt!“ Wie das herauskam!

„Vor von Echt, ja; denn er ist die Falschheit selber und hat schon viel, viel Unglück über manche gebracht.“

„Kennst Ihr ihn denn, mein Gott, wie soll ich das sonst begreifen.“

„Ich kann und darf weiter nichts sagen, als: gute dich vor ihm und warne die deinen vor ihm, das anderz müssen wir Gott überlassen, für manches reicht Menschenwille und Kratt nicht aus.“

Es wurde Cezi-Liese bald unheimlich bei der arten Fei. Sie stand auf und schickte sich zum Gehen an.

„Du willst schon fort, Kind?“

„Es ist schon langsam spät geworden im Moege, und ich muß wohl heim, draußen will ich der Eve noch etwas Stärkendes für euch geben und dann muß ich an den Heimweg denken.“

Sie reichte Fei die Hand, welche diese festhielt und nochmals sagte sie: „Hüte dich also vor ihm, und Gott segne dich, gutes Kind.“

Das Mädchen war froh, als es draußen bei den Kindern war. Es schritt durch das Gärtchen der Straße zu. Der Bann, der sie belastete, war aber zu mächtig, als daß sie ihn hätte sofort abschütteln können. Erst als eine Weile sie die frische Luft umweht hatte, und sie andere Menschen sah, verschwand die dumpfste Beklemmung aus ihrem Herzen.

Freilich war es Cezi-Liese auch wieder unangenehm und bitter, daß die grühenden Dorfbewohner sie halb mitleidig, halb neugierig ansahen.

Es ging schon auf Mittag zu, und die Gutsrichter schlug deshalb den etwas kürzeren Weg durch den Wald von Sophienhall ein. Träumend und sinnend schritt Cezi-Liese dahin und ließ ein Bild nach dem andern ihr geistiges Auge passieren. Sie erschraf deshalb so sehr, als sie plötzlich von Herrn von Echt begrüßt wurde, daß sie den Wiedergruß vergaß.

Keinen Menschen begegnete sie überhaupt und jetzt gerade besonders unlieber als von Echt. Es war nicht allein die Warnung der alten Fei, welche ein Gefühl des Abscheues und der Furcht in ihrem Herzen geweckt hatte, es war vielmehr eine innere Stimme, welche sich längst in ihrem Innern erhoben hatte. Dazu kam noch die Verachtung; denn sie war und blieb doch die Braut eines andern. Stets hatte sie in den letzten Tagen gemerkt, wie von Echt sie ansah, und sie war sich wohl bewußt, was die Blicke zu bedeuten hatten. Bis jetzt war sie glücklicherweise nie mit ihm allein zusammengetroffen. Die inneren Gefühle spiegelten sich stark im Gesicht des Mädchens ab.

Doch von Echt deutete es anders und ein triumphierender, lachender Blick sandte er dem Mädchen entgegen, welches noch mehr erschraf. Von einem „Ich muß eilen, die Eltern erwarten mich,“ ließ sich von Echt nicht abhalten. Cezi-Liese zu begleiten. Und sie mußte sich diese unangenehme Begleitung gefallen lassen, ebenso die vielsagenden Blicke wenn sich ihr Inneres auch noch so sehr empörte.

Und der Mann brachte es fertig, ihr von Liebe zu sprechen, als er begann: „Ich schätze den Zufall, gnädiges Fräulein, der mich Sie allein treffen läßt.“

„Ich wüßte nicht, warum das für sie von Bedeutung wäre, für mich sicher nicht!“ unterbrach ihn Cezi-Liese scharf.

„Doch, Fräulein, jetzt müssen Sie mich anhören, wie es um mein Herz für Sie . . .“



Reichstagsabgeordneter Graf Hompeich †

„Mein Herr! Sie wissen, daß ich verlobt bin, daß Hans Karl von Roda mein Verlobter ist und bleibt.“ Cezi-Liese war empört, als sie das sagte und hätte dem Frechen ins Gesicht schlagen mögen.

„War! wollten Sie wohl sagen,“ entfuhr es ungewollt dem Manne; er konnte sich im Augenblick der Abfertigung nicht ganz bemeistern. Doch, er merkte sofort den Fehler und seine Stimme sollte ruhig, bedauernd klingen, als er weiter sprach: „Ich bedauere es ja mit Ihnen, daß das Schicksal Ihr Herz schon so früh niedertrat. Aber der Herr von Roda ist nicht wert, daß Sie sich um ihn grämen; denn wer verläßt seine Braut, wenn er sie wirklich liebt und zumal, wenn sie ein so liebes, reizendes Wesen ist, wie Sie sind.“

„Sparen Sie sich Ihre leeren Schmeicheleien, mein Herr!“ Sie wandte ihm ihr glühendes Gesicht zu. „Doch das dürfen Sie wissen: Ich stelle Herrn von Roda trotz allem turmhoch über Sie, gerade über Sie. Und das Schicksal, das meine Liebe traf, hat mein Herz nicht zertreten, nein, Herr von Echt! Eine wirkliche, reine und edle Liebe wird im Unglück nur geläutert, von Schlacken befreit. Freilich, augenblickliche Leidenschaften, die aus dem Staube stammen, zertreibt das Schicksal leicht.“

„Fräulein Cezi-Liese, Sie werden den ersten Schmerz überwinden, und dann werden Sie anders denken.“

„Für Sie bin ich wohl Fräulein von Volmer, das seinen Sinn nicht ändert.“

„Und ich will doch warten und später wieder fragen, wenn Sie die bittere Täuschung überwunden haben.“

„Neber Ihr Hoffen und Warten dürften Sie graue Haare bekommen, es dürfte für Sie immer vergeblich sein.“

Der also Abgefertigte lächelte nur fein, und das empörte das Mädchen. Seine Stimme klang scharf und hart.

„Eigentlich sollten sie sich schämen, mir von Liebe reden zu wollen, oder meinen Sie, mein ganzes Glück läge schon in Trümmern. Und wenn es wäre, so würden Sie doch nie den Weg über die Scherben des Glückes zu meinem Herzen finden.“



Reichstagsabgeordneter Justizrat Albert Träger.

Das Mädchen stand noch zu sehr unter dem Banne der Warnung aus dem Munde der alten Zei, als sie Herrn von Echt so begegnete. Cezi-Liese ahnte sicher nicht, daß der Mann, mit dem sie so sprach, zwei finstere Pläne in seinem Herzen trug. Gelang es ihm nicht, sie auf dem Wege der erbeuchelten Liebe zu gewinnen, so würde er auf einem anderen Wege sein Ziel zu erreichen suchen. Und das war ein wenig gutes.

Deshalb entgegnete von Echt auch ziemlich ruhig — denn sein Herz war bei der Sache ja nicht im geringsten beteiligt — und das fade Lächeln spielte wieder um seinen Mund: „Es kommt die Zeit, verehrtes Fräulein, da sie auch anders urteilen und denken werden, und ich will Ihre harten Worte nicht böse nehmen. Ich versichere ihnen aber, meine Absicht war und bleibt gut.“

Hätte Cezi-Liese jetzt gerade dem Sprechenden ins Gesicht geschaut, so würde sie darin die lebendige Lüge geschaut haben. Aber diese strebte so rasch vorwärts, daß von Echt kaum folgen konnte. Sie mähtigte ihre Schritte erst, als das Mädchen durchquert war und sie auf das Feld trat, wo Knechte und Mägde sich zur Heimkehr von der Morgenarbeit rüsteten. Jetzt atmete das Mädchen befreit auf, es war ihm so angst und bange gewesen mit dem Manne allein im Walde.

von Echt begleitete Fräulein von Volmer bis an das hintere Tor des Gartens und tat, als ob kein ernstes und böses Wort gesprochen worden wäre. Ganz gelassen gab er Cezi-Liese die Hand, welche diese jedoch gekliffentlich überjoh. Sie neigte kaum den Kopf zum Gruß und auch das nur der Diensthoten wegen.

Im Garten hantierte der alte Neres und schaute verwundert auf, als er das Paar sah.

„Nun, Neres, gefällt dir mein Begleiter nicht?“ fragt Cezi-Liese scherzend.

„De mir gefallen, Fräuleinche, ne, ne!“ Und er sandte von Echt einen Blick nach, der nicht falsch zu verstehen war.

„Warum denn nicht Neres?“

„De kann mir den Bündel raus rutschen. Am besten ver-schont er all' mit Begleitung un Freundschaft, ich mein' uns von Marienwalde all.“

„Bist du denn nicht Freund mit ihm?“

„Mit dem Freund?“ such Fräulein, so'n Freunde, wie dö, verliert ich grad so lieb zwei am Tag, we auch ein Feind.“

Als Cezi-Liese die Begegnung mit von Echt der Mutter erzählte, sagte ihr diese, sie habe recht gehandelt.

Dem Vater sagte sie jedoch nichts davon, der wollte aber auch von keiner Warnung in bezug auf von Echt etwas wissen und bezeichnete alles auf Unfuss und Hirngespinnste.

(Fortsetzung folgt.)



Der erste weibliche Gesangsinnspektor.

Verlassen.

Skizze von J. Fichtner.

(Nachdruck verboten.)

„Wem gehörst du an?“ „Wie heißt du?“ „Wo ist deine Mutter?“

Das kleine, schmutzige Mädchen — ein Kind der Großstadt — hat diese Fragen im Laufe der vergangenen Tage so oft vernommen, daß es dieselben schon auswendig kann.

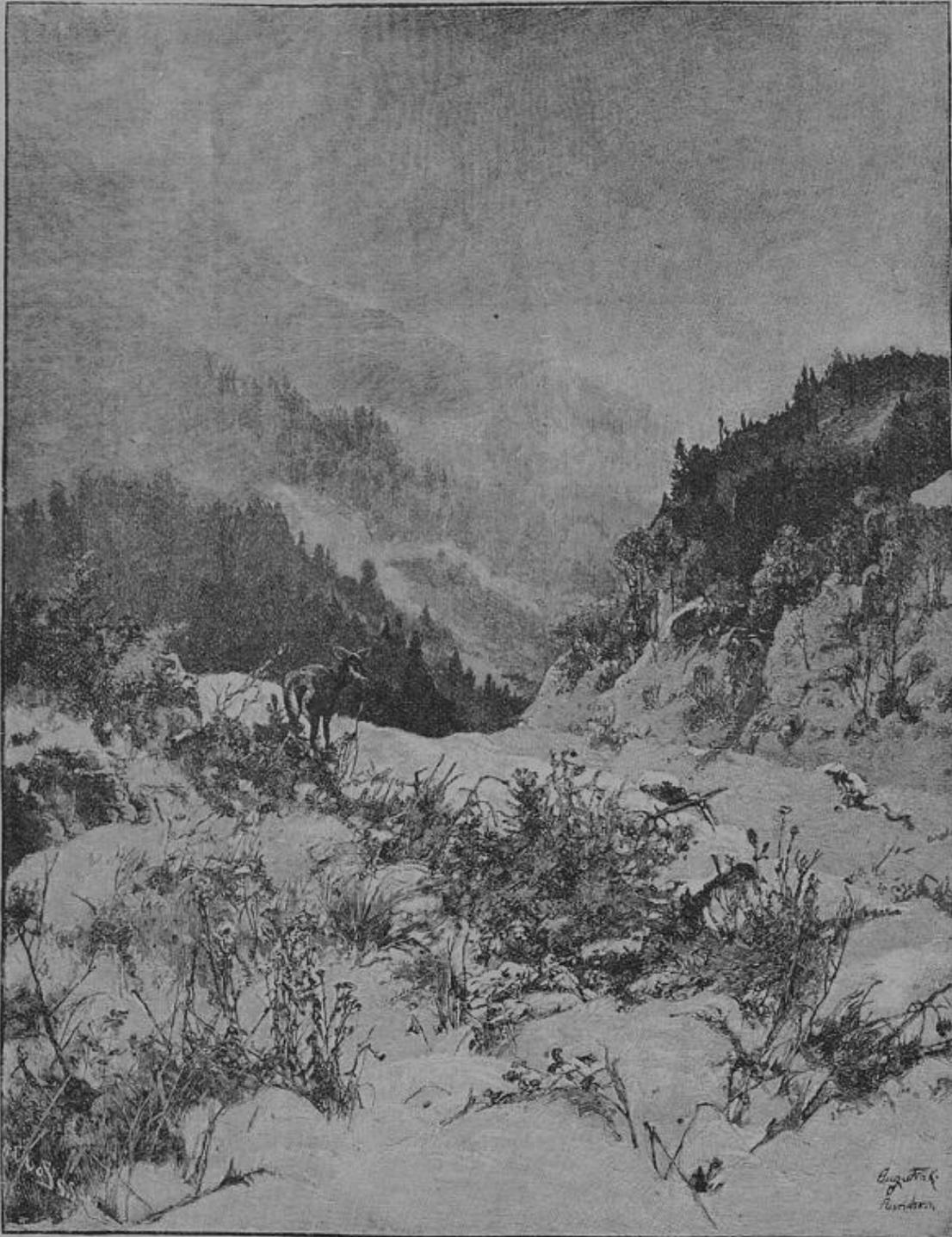
Wem gehört es an? — Niemand! — Die Mutter ist tot, der Vater fort. — Und wie es heißt? „Lenchen!“

Es liegt eine süße Zärtlichkeit in diesem Namen. Ja, so nannte sie es, wenn die vor Schwäche zitternden Hände über das wirre Haar des Kindes glitten. — Die Mutter — ja, die Mutter. Nun war auch sie fort, draußen auf dem großen Kirchhofsgarten und ruhte bis zur Auferstehung.

Der nasse, stürmische Herbst hatte reiche Ernte gehalten unter den Müden, Schwachen und Armen, die krasilos sich

obwohl so mancher kluge und vorwihige Mensch sagte: „Wozu das Kind nur dableiben muß? — Es wäre auch vom lieben Gott besser gewesen, es zu sich zu nehmen. So ein überflüssiges Würmchen.“

Ja — übrig war das Lenchen an allen Ecken. Im Armenhause war kein Platz mehr, da hatte die Verwaltung das verwaisste Kind einer Nachbarin in Pflege gegeben und diese



Wintermorgen im Hochgebirge. Nach dem Gemälde von August Fink.

nicht mehr gegen den Sturm wehren konnten; sie waren hinweggefegt wie welkes Laub in einen Erdenwinkel, den man Friedhof nennt. Auch manches junge, frische Reis war mit abgebrochen, noch ohne vorher zur Blüte zu kommen. Die Aerzte und Eltern klagen über die große Kindersterblichkeit.

Lenchen, das fünfjährige schwache Kind der Armut, das die Mutter so gern mit hinüber genommen hätte, bleibt verschont.

steckte sich das geringe Kostgeld ein und ließ das Kind laufen, wohin es wollte.

„Wenn's Hunger hat, wird's schon wiederkommen,“ erklärte das Weib auf die Vorhaltungen einiger menschlich Gesinnter.

Lenchen aber hatte öfters Hunger und ging vor die Türen der Reichen, wo es etwas besseres bekam, als harte Brotkrumen, immer aber wieder obige Fragen hören mußte.

Die Weihnachtszeit nahte, mit ihr Kälte, Schnee, Arbeit und Mangel aller Art.

Die sogenannte Pflegerin des Kindes sah nun Tag für Tag auf dem Markt hinter einigen Aepfelförben, den schmalen Verdienst zeternd und schimpfend durch die Flasche wieder vertilgend.

Für das frierende Kind war's eine harte Zeit, denn je mehr das Fest vorrückte, um so weniger fand es Beachtung, denn im Drang und Eifer der Festvorbereitung kam es überall ungelegen und wurde vielfach mürrisch abgewiesen.

Es froh und schneite, der heilige Abend war nicht mehr weit und hastiger eilten die Menschen, um die verschiedenen Liebeswerke zu rechter Zeit zu vollbringen. Das arme Vorstadtkind, verlassen und vergessen, schlich trübselig einem Leichenzuge nach, der in ihr die Erinnerung an die tote Mutter wachgerufen.

Weit hinaus mit den fremden schwarzen Menschen durch die dunkle Pforte, durch welche niemand der Eingang verwehrt ist.

Die erste Feier begann im schmerzlichen Kontrast zu dem bevorstehenden frohen Feste, ernster, tränenvoller als zu anderer Zeit.

Wer achtete da des Kindes, das weiterhin, die schwachen Armechen um ein liebliches Engelsbild geschlungen, ermatet auf einem kleinen Grabe niedergefunken war.

Still wurde es und still und castlos flogen die weißen Flocken nieder, da draußen ein Leichentuch für die tote Erde, da drinnen in den Gassen und Straßen die erwünschte Dekoration des deutschen Weihnachtsfestes.

Immer lebhafter wird der Verkehr, und je mehr der Tag sinkt, um so glänzender und strahlender er sich gestaltet.

Und die auf und abwogende Menge, sie findet wohl, was das Herz begehrt, um anderne zu erfreuen.

Nur einer nicht — ein einsamer Mann, dessen suchende Blicke achtlos über den Zauber gleiten. Was er sucht, er kann es doch nicht finden — Trost und Frieden für seine verlassene Frau, die verzweifeltens Herzens ihren durch den Tod verlorenen Kindern nachtrauert. Drum wendet er sich, um zu gehen.

„Die letzten Christbäume, kaufen Sie mein Herr, es sind die letzten!“ tönt es ihm entgegen. Einige Bäumchen, mit Goldketten und Rosen bestetzt, harren auf den weiten Plätzen, als übrig geblieben, der Käufer.

Ein eigentümlicher Blick gleitet darüber. Er hatte andere Bäume erworben; die edelsten, größten Tannen, der kostbare glänzendste Schmuck war ihm nicht zu teuer, als Mittelpunkt für die jauchzende Kinderchar, die einst ein Heim geschmückt.

Jetzt ist es still — er braucht keinen Baum mehr, sie sind alle fort, auch die letzten beiden, die jüngsten Lieblinge, deren Verlust die Eltern so niedergebengt, daß sie nicht mehr an Glück und Freude teilnehmen konnten.

Der reiche, arme Mann! Er fürchtet sich fast, heimzugehen in das vereinsamte Haus. Er wollte ihr doch eine Freude machen, eine Freude, und hatte doch keine finden können.

„Nehmen Sie das Bäumchen!“ ruft der Händler dem Träumenden nach, „es ist so niedlich! Die armen Kinder hätten gewiß große Freude darüber!“

„Arme Kinder? Gibt es denn noch arme Kinder auf der Welt?“ So fragt sich der Einsame, der da meint, daß mit seinen Kindern die Welt ausgestorben sei. „Und was gehen ihn überhaupt andere, fremde Kinder an. Er zieht die Brauen fest zusammen und sucht mit Gewalt etwas Bitteres, Sahnvolles, das ihm auf der Lippe schwebt, zurückzudrängen. Der Händler hat den Trauerflor um den Arm entdeckt und ist schnell mit seiner Kombination fertig.

„Man trägt auch solche Bäumchen zur Weihnachtszeit auf die Kindergräber — es wurden schon viele gekauft für den Kirchhof.“

„Geben Sie her — ja — ja — nicht den Armen, die da leben — hinaus zu den armen, einsamen Toten.“

Ein Schlitten klingelte heran. Schnell, der einmal gefaßten Idee sich voll hingebend, nicht nach Zeit und Stunde fragend, läßt sich der ernste Mann hinausfahren; vor sich das flimmernde Bäumchen, über sich den klaren Sternenhimmel und weiter draußen hinter den zurückweichenden Häusern Ruhe und Friede, wenn auch nicht Glück und Jubel.

Stiller wird es im Herzen des Trauernden, weisevolle,

heilige Gedanken umschweben ihn, als er, beladen wie ein Weihnachtsmann, dahinschreitet durch die langen, stillen Gäßchen. Sie sind nicht allein draußen, seine Kinder — nein — nein, in großer und guter Gesellschaft, denn die da unten ruhen, sind sich ja alle gleich unter dem erhabenen Stempel des Todes — da gab es nicht arm — nicht reich.

Hier und da flammte es über der weißen Schneedecke, eine Weihnachtskerze, ein Goldhähnchen, ein frisches Tannenreis, allerlei der Sehnsucht und Liebe, von treuem Herzen, sorgender Hand hergetragen. —

Nun stockte sein Fuß. Hier, das weißschimmernde Engelsbild zeigt ihm die Ruhestätte seiner Kinder. Leichter Schnee lag darüber — aber was war das? Ein Häufchen, zumengelaunert — leblos — er streckte die Hand aus — wirklich — ein Häufchen menschliches Anglück — ein Kind — schutzlos und schlafend; vielleicht den Schlaf des Todes.

Wie eine warme Flut drang es ihm zu Herzen — erbarmungsvolles Mitleid drängte Leid und Bitterkeit hinweg.

Was er stundenlang vergebens in dem glänzenden Wirrwarr und Gedränge der großen Stadt gesucht — ein tröstendes Geschenk für die verlassene Mutter seiner Kinder, für das verzagte, trauernde Herz seiner Frau, hier — in dieser Gottes einsamkeit hatte er es gefunden. Auch nicht einen Augenblick war er im Zweifel, was er mit dem Kinde beginnen sollte, hatten es ihm nicht seine eigenen Kinder einbelehrt, als einzig passende Weihnachtsgabe?

Ja — wenn es nur lebte, lebte! Und er schüttelt es hin und her, rieb die kleinen Händchen, die blassen Wangen, und es dämmte ihm, als ob der kleine Körper sich dehne und strecke in neubeginnendem Leben.

Einen Augenblick noch — er befestigte das Weihnachtsbäumchen und mit einem heißen Abschiedsgruß schritt er von dannen, in seinen Armen das einst so verlassene Leichen, schügend vor weiterer Unbill des harten Lebens.

Eine Viertelstunde später durchschritt er mit seiner Bürde die große Pforte eines stillen, einsamen Hauses. Kostbare Decken, Gemälde, Bäume und Draperien — nirgends aber Leben und Glück.

Er selbst hatte diese Räume vor einigen Stunden verlassen, zurückweichend vor der Debe und Traurigkeit und sich fürchtend, wieder zurückkehren zu müssen.

Und nun kam er, nicht müde wie sonst, elastisch war sein Schritt und warm und hoffnungsfreudig der Blick seines Auges; das fremde Kind war an seinem Herzen warm geworden und sehnte sich dem Leben entgegen.

Die Dame war fast erstarrt von dem unerwarteten Anblick, und der Köchin entfiel klirrend ein Glas, als der Herr so unvermutet an sie herantrat und sie um schnelle Hilfe ersuchte.

„Ach — so ein Schreck — und so ein Glück!“ rief sie ihr über das anderemal, während Lenchen unter ihren reinigenden und vorsorglichen Händen wie zu einem frischen Kösschen erblühte. Und der Herr selbst kramte in den Kinderjachen und August war fortgelaufen wie aus der Pistole geschossen, um noch alles Mögliche einzukaufen.

Ja — und die Gnädige — würde sie es denn nehmen? Der Herr hatte zwar bald gesagt: „Das ist jetzt unser Kind — ich habe es gefunden und will es als Weihnachtsgeschenk behalten, ein so armes, verlassenes Kind.“

„Da würde doch der Jammer einmal aufhören und die Frau wieder Freude am Leben haben, wenn sie es nur nehmen möchte!“

Das Mädchen, dessen Herz sofort dem Kinde ihresgleichen entgegenzuschlug, sagte wohl nicht mit Unrecht, es kannte die verwöhnten Ansprüche der hohen Klasse und es war doch immerhin schwer, ein fremdes Kind als eigenes anzunehmen.

Aber — o Wunder — der äußere Unterschied zwischen arm und reich war verschwunden, als das dem Bade entstiegene Kind in die reizenden Kleider seines verstorbenen Wittschwesterchens schlüpfte und auch bald als echtes Mädchen sich in denselben bewegte, als hätte es niemals andere getragen.

Nun erst kam die zarte Schönheit Lenchens zur Geltung und unter den entzückten Blicken des neuen Vaters schwand bald alle Scheu.

Es war eine heilige Stunde, als die beiden Gatten sich wieder zu Gott zurückfanden durch das Kind der Armut. Lenchen hatte für immer seinen Platz gefunden und keiner von den Dreien fühlte sich noch einmal verlassen.

Für die Kinderwelt.

Der kleine Siebenschläfer.

O du kleiner Siebenschläfer,
 Bist du denn nun bald soweit,
 Daß du aus dem Bett dich findest?
 Komm nur, komm, 's ist höchste Zeit!
 Sonne scheint schon längst ins Stübchen,
 Glaube nur, die lacht dich aus!
 Schnell, laß dir das nicht gefallen,
 Einen Hopps — dann bist du raus!
 Erich Hentschel.

Hans Obenaus.

Zum Selbstreimen.

Hans Obenaus meint Wunder was,
 Er wisse dies und wisse d . . .
 Kein Lehrer wisse mehr als er,
 Hans Obenaus, der kluge H . . .
 Nun kam die Prüfung 'mal heran,
 Und man studierte drauf und d . . .
 Nur nicht der groke Obenaus,
 Er machte wenig sich dar . . .
 Die Schüler sahen kampfbereit,
 Denn zum Beginne war es B . . .
 Da klopf't's, und aleich geht auf die Tür,
 Der Herr Inspektor tritt heri . . .
 Das war ein gar gelehrter Mann
 Und strenge dazu dann und w . . .
 Der nimmt die Buben scharf ins Aug',
 Zu sehen, was ein jeder t . . .
 Er geht nicht nach dem Alphabet,
 Er weiß zu gut, wie es dann st . . .
 Er greift sie von den Reih'n heraus
 Und — unverhofft den Oben . . .
 Doch sonderbar — wie geht's nur her?
 Dem Obenaus — ward alles sch . . .
 Paris stand plötzlich an dem Rhein,
 Das Eisen — war ein harter St . . .
 Und viermal fünf und sechsmal acht —
 Er wußte nicht, wieviel das m . . .
 „Am Hefte steht's,“ so stottert er,
 „Gütt' ich's — die Antwort wär' nicht
 ich . . .“

Der Herr Inspektor spricht: „Du Tropf,
 Das Hest muß sein in deinem K . . .
 Nun bild' dir künstlich nicht mehr ein,
 Schon ein gelehrter Mann zu f . . .
 Wer vieles weiß, der rühmt sich nicht,
 Das tut nur so ein eitler W . . .!“

Kreislauf mit Bearühen.

Es wird ein Kreis geschlossen. Ein Kind geht außen um denselben, klopft unversehens ein anderes auf den Rücken und läuft weiter. Das geklopfte Kind läuft nach der entgegengesetzten Richtung um den Kreis. Beim Zusammentreffen begrüßen sich die beiden mit drei Knügen. Dann eilt jedes, zuerst die Lücke zu erreichen. Das zu spät kommende Kind geht dann um den Kreis.

Scherzfrage.

Wie kann man mit einem Buchstaben einen Befehl, ein Getränk, einen Schmerz ausdrücken?
 Und wie kann man mit zwei Buchstaben, jeden für sich gesprochen, eine Geflügelart, ein vierfüßiges Haustier, einen Mädchennamen, einen deutschen Strom, den Ausgang einer Handlung, ein Verbstum, einen Nachlaß, einen Abschiedsruß, ein unerlegliches Gut ausdrücken?

Zahlen-Scherz-Rätsel.

Wer von Euch kann durch Addieren von ganzen Zahlen und Brüchen die Summe von 100 herausrechnen. Ihr dürft aber nur die Ziffern 1 bis 9 zu Hilfe nehmen, auch darf jede Ziffer nur einmal vorkommen. Nun zeigt, wer ein guter Mathematiker ist.



Alle Finger in ein Loch.

Dies Spiel gestattet 6 bis 12 Personen die Teilnahme, welche am günstigsten um einen runden Tisch herum sitzen, auf welchem in der Mitte ein großer Ring (Großteich, Gemeindeteich), und vor jedem Teilnehmer ein kleiner Ring (eigener Teich) gezeichnet ist.

Der Grundgedanke des Spieles ist die Nachahmung eines Fischzuges mit Netz oder Angel und Uebung der Aufmerksamkeit.

Die Ausführung geschieht so, daß die Spielleiterin spricht: „Ihr seid alle Fische und habt jedes einen Teich, für alle zugleich ist aber der Gemeindeteich, in dem ich mit dem Netz fische. Nehmt euch in acht, sonst werdet ihr in denselben gefangen!“ Zugleich legt sie eine große, leicht zusammenziehbare Schlinge, die an einem Stabe befestigt ist, um den Mitterring und befiehlt: „Jeder Finger in sein Loch! (Jeder Fisch in seinen Teich!)“. Alle gehorchen. „Jeder Finger ins Nachbarloch!“ Geschieht. Hierauf: „Alle Finger in ein Loch! (Alle Fische in den Gemeindeteich!)“. So wechselt die Leiterin in beliebiger Folge mit ihren Befehlen, zieht aber, wenn sie auf einen Fang sicher rechnen kann, die Schlinge rasch zu während der Anwesenheit aller Finger im Mitterring. Wer gefangen wird, erhält einen Plumpsackschlag, oder er legt ein Pfand. Nur die größte Aufmerksamkeit und Schnelligkeit bewahrt vor Gefangenschaft und Strafe, die zu verbhängen die listige Spielleiterin bemüht ist. Die Heiterkeit erhält dabei fortwährend neue Nahrung.

Unsere Bilder.

Das Meisterschaftslaufen des Deutschen Ski-Verbandes. In Braunlage im Harz fand neben andern sportlichen Veranstaltungen das Laufen um die Meisterschaft im Skilauf statt. Sieger war Dr. Rudolf Viehler vom Akademischen Skiklub Freiburg, der nach hartem Kampfe als Erster durchs Ziel ging. Zweiter wurde der Schwede A. Rohnburg-Lulea. Unser Bild (Seite 57) zeigt den Start der Teilnehmerinnen am Damenlaufen.

Reichstagsabg. Graf Hompeich †. Der Deutsche Reichstag hat seinen Alterspräsidenten, den Grafen Hompeich (Vgl. das Bild Seite 60), durch den Tod verloren. Graf Hompeich, der im 83. Lebensjahre stand und sein ganzes parlamentarischen Leben dem Dienste des Zentrums widmete, war schon Mitglied des konstituierenden und ersten Norddeutschen Reichstages von 1867 bis 1870 und gehörte dann vom Jahre 1874 bis zu seinem Tode dem Deutschen Reichstag an.

Reichstagsabgeordneter Justizrat Albert Träger. Reichstagsabgeordneter Justizrat Albert Träger (Vgl. das Bild Seite 60), der neue Alterspräsident des Deutschen Reichstags, steht im 79. Lebensjahre. Auch als Dichter hat er sich einen geachteten Namen erworben. Gebel, der zwar zehn Jahre jünger ist als Justizrat Träger, ist jetzt der einzige Abgeordnete, der schon dem konstituierenden Norddeutschen Reichstage als Mitglied angehörte.

Der erste weibliche Gefängnis-Inspektor. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Milde und Herzengüte einer Frau, ihr trostreicher, aufrichtender Zuspruch und ihre teilnehmende Fürsorge gerade auf weibliche Sträflinge von bestem Einfluß sein muß, hat die englische Regierung eine Frau, Mrs. Doktor Mary Gorda (Vgl. das Bild Seite 60) mit dem Amte eines weiblichen Inspektors betraut. Sie hat sämtliche Frauengefängnisse Englands zu inspizieren.

Zur Unterhaltung.

Katheberblüte. Herkules zeigte schon in den Windeln einen wahrhaft herkulischen Körperbau.

Vertrauenerweckend. Graf (zum neuengagierten Diener): Ich hoffe, daß Sie durchaus ehrlich sind, wie? Diener: Wenn's sein muß, Herr Graf, — mächtig!

Netter Kunde. Studios Pumpmeier (zu einem bei ihm eintretenden Gläubiger): Ach, wären Sie doch einen Augenblick früher gekommen! Gläubiger: Hätten Sie dann bezahlt? Pumpmeier: Das nicht, aber es war noch ein anderer Gläubiger hier, so daß wir famos hätten einen Stat spielen können!

Das genügt. Richter: Bekennen Sie sich schuldig? Bummler: Ich bin unschuldig. Richter: (nieft). Bummler: Sehen Sie wohl, Herr Berichtshof, Sie müssen's benieten.

Schwer zu widerlegen. Maler: R.: Wie, du kommst erst jetzt von deiner Landpartie zurück? Hast du denn den ganzen Tag gemalt? — Maler O.: „Nein, aber ich habe stundenlang im Freien auf den Rasen gelegen und geschlafen.“

R.: „Auf den Rasen? Mensch, das ist ja gesundheits-schädlich, da kannst du dir den Tod holen.“ — O.: „Unsinn, Vorurteil! Denk' an die Patriarchen in der Bibel, die schliefen immer im Freien.“ — R.: „Ganz recht, die sind aber auch alle gestorben.“

Ausflucht. Taschendieb (der von einem Herrn, dem er eben in die Tasche greift, an der Hand gefaßt wird): „Ach, entschuldigen Sie gütigst, ich wollte mich nur ein bißchen wärmen.“

Triftiger Grund. „Ist es wahr, daß die Sanitätspolizei heute nachmittag in Ihrem Hause war?“ — „Ja!“ — „Warum?“ — „Ich hatte die Zigarre geraucht, die Sie mir gegeben haben.“

Schlau. Herr: „Ich sage Ihnen, mein Fräulein — bei dem letzten Gewitter stand ich unter einem Baum, aber jeden Augenblick befürchtete ich, es würde in denselben einschlagen.“ — Junge Dame: „Aber weshalb stellten Sie sich denn nicht unter einem andern?“

Rätsellecke.



Fritz, geh', die Mutter belauscht uns.

Silben-Rätsel.

as, bam, bel, bel, ber, berg, bob, e, ei, han, i, it, leit, la, land, li, ma, me, na, nig, pel, rän, rei, rei, rit, sa, ja, sig, sporn, te, tem, ter, uh, ul, zei, zwie.

Die vorstehenden Silben sollen so verbunden werden, daß 15 Worte mit nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. Als Vogel lebt's im deutschen Vaterland.
2. Die Schwachen stärkt sein eisenfestes Band.
3. Als Mädchenname klingt es uns ins Ohr.
4. Oft schallt in seinem Raum ein frommer Chor.
5. Den Menichen lockt es Tränen oft heraus.
6. Die Blätterkrone breitet's mächtig aus.
7. Zum Kampfe zieht's, von Heldenmut geschwellt.
8. Als Blume wächst's im Garten und im Feld.
9. Als deutscher Dichter steht es hoch in Ehr'.
10. Als starker Bund bezwang es Land und Meer.
11. Gott hat es zum Propheten auserwählt.
12. Den Städten Bayerns wird es zugezählt.
13. Bei seinem Nahen schlägt das Herz uns bang.
14. Ein Frauennamen ist's von stolzem Klang.
15. Als reicher Geldmann steht's in hohem Rang.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der richtig gefundenen Wörter ergeben einen Sinnspruch.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Dreieck: Frage, Esche, Farbe, Ra, Ra, Grab.

Rebus: Besser edel Gemüt, als edel Geblüt.



Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Liefert.

Fortsetzung. Nachdruck verboten.
Der Major war bis jetzt nicht wieder nach Marienwalde gekommen. Heute nachmittag kam er angeritten.

Bald sah man im Wohnzimmer zusammen.
„So,“ sagte von Volmer, „nun kann es losgehen, die haben mich heute mittag mit dem zweiten Gesicht bange gemacht!“

„Was soll das mit dem zweiten Gesicht?“ sprach der Major.
„Laß Cezi-Liese dir den Uafinn erzählen.“

Und nun erzählte das Mädchen, was sich ereignet hatte.
„Und das nennst du Unsinn, Gisbert, kennst du denn kein zweites Gesicht?“

„Wie soll jemand zu dem Vermögen kommen, wirkliche Begebenheiten der Gegenwart oder Zukunft wie mit leiblichem Auge zu erkennen?“

„Es ist eben eine Offenbarung des Ahnungsvermögens, wobei die Seele Eindrücke empfängt, für welche die leiblichen Augen unempfindlich sind. Daher auch der Name, zweites Gesicht! Frage einmal den Leutnant von Dirking.“

„Was soll der mehr wissen, wie ander Sterbliche, die keine Westfalen sind, oder hat das etwas damit zu tun.“

„Sicher, denn bei uns ist Westfalen mit dem Münsterlande die Heimat der Leute mit dem seltsamen Vermögen.“

„Wohl weil sie ein verschlossenes Volk sind.“

„Rein! hier findet man nüchterne Lebensweise, ein gemütreiches, ernstes, schwermütiges Sinnen und Denken, eine andere tiefe Betrachtung der Dinge der Welt, lauter seelische Verbindungen für die Wahr des Sehens.“

„Sonst sind die Leute vernünftiger.“

„Das hat mit Unvernunft nichts zu tun, vielmehr mag Gottes Finger ein wenig mit im Spiele sein. Und ich habe die Wahrheit des zweiten Gesichtes in Westhottland gesehen. Damals reiste ich als Leutnant mit Major von Nowitz. Wir fanden einige Tage bei einem Schärer Untertunit, und der sagte dem Major seinen schrecklichen Tod voraus. Noch heute sehe ich den schrecklich Verstümmelten vor mir, der einst über den Schärer gelacht hatte. In der Schlacht bei Königgrätz hatte man ihn so zugerichtet, daß er kaum einem Menschen ähnlich sah.“

Eine Pause entstand, bis der Major wieder anhub: „Möge es dich nie gereuen, über Fingerzeige Gottes zu lachen oder wegzureden!“

„Sag mal Onkel!“ fing das Mädchen an, „haben denn auch die Männer das Gesicht?“

„Meines Wissens haben nur Männer die Gabe, meist erbt es sich fort und findet sich bei Kindern, Männern und Greisen. Frauen haben es seltener.“

„Kann man denn nichts an den Menschen sehen, was sonst auffällt?“

„Ich weiß es nicht, Cezi-Liese, ich habe einmal gelesen, der Schauer sei äußerlich kenntlich an dem hellblonden Haare, der zarten, blassen Gesichtsfarbe, an dem geisterhaften Leuchten

der blauen Augen. Ein sicheres Kennzeichen ist es nicht.“

Frau v. Volmer erhob sich, sie liebte solche Dinge nicht und sagte: „Wir wollen den Streit den Männern überlassen über Dinge, die unbegreiflich sind. Komm, Kind, wir wollen noch von einigen Spalieren das frühreife Obst nehmen.“

Die beiden gingen nun in den Garten hinunter.

Volmer und der Major spannen das Thema nicht weiter, es war dem Gutsherrn so etwas ungemütlich geworden. Noch ungemütlicher wurde es ihm



Szenenbild aus Richard Strauß' neuester Musik-Tragödie „Elektra“:
Drests erste Begegnung mit seiner Schwester Elektra.

aber, als der Major von dem Verkaufe der Ringofenziegeleien aufing. Hierüber entspann sich nun der lebhafteste Wortstreit, und die Hitze des Besprechens nahm eher zu als ab.

„Höre mal Gisbert, mit dem Verkauf beginst du die größte Dummheit in deinem Leben; denn die Anlagen haben eine Zukunft, und dem von Echt mißtraue ich, die Gründe kennst du hoffentlich von den Deinen.“

Ja! die kenne ich zur Genüge und möchte sie nicht noch einmal hören. Aber was die Zukunft der Anlagen angeht, ist alles schon gesagt. Immer Zukunft, Zukunft, als wenn man tausend Jahre alt würde. Und die Gründe zum Mißtrauen gegen die Freundschaft meines Nachbarn sind wenig stichhaltig und ich erkenne sie nicht an.“

„So, nicht...“ sagte von Langst breit, „höre mal! manchem mißtraut man, weil man ihn nicht lange genug kennt, und manchem, weil man ihn zu lange kennt, und beides trifft bei mir mit deinem von Echt zu; denn, daß er ein Schurke gegen von Roda war, steht bei mir bombenfest.“ Die Stimme des Majors wurde schärfer.

„Warum bietet er mir denn so viel für die Ziegeleien?“

„Weil sie noch mehr wert sind. Wenn du meinst, er kaufte dir die Diefen aus Freundschaft ab, so bist du auf dem Holzwege. Er ist nämlich der reinste Egoist, und du bist deshalb zu seinem Freunde erkoren, weil du nicht so leicht merkst, wenn man dich austrahlt.“

Von Volmer stand auf und schritt erregt auf und ab.

„Kann ich mir ein günstigeres Angebot denken. Dreimal so viel Gelände bekomme ich, und dazu wird mein Nichtenwald um einen Streifen Laubwald reicher. Da soll ich nicht reich zu greifen. Wozu soll ich mich denn anders entschließen?“

Man lachte, lieber Schwager, weißt du, allzu rasches Handeln ist nicht immer gut und selten ein Zeichen von übergroßer Schlantheit und Energie; mehr ist es die Folge von Angst vor einem andern festen Entschlusse, der uns mehr Arbeit und Ueberlegenheit kostet.“

„Was!“ Von Volmer stellte sich vor von Langst hin, sein Gesicht war geröthet und die Adern auf der Stirne stark geschwollen. „Ich glaube du hast bei mir noch keinen Mangel an Verständnis gefunden, und übrigens tue ich, was ich will, da brauche ich mir von einem verabschiedeten Major nichts dreinreden zu lassen. Verstanden!“

Das Wort „verabschiedet“ war für von Langst das, was Del fürs Feuer ist. Er konnte es einfach nicht vertragen, und jetzt war es auch um seine mühsam bewahrte Ruhe geschehen.

„Zawohl! Verstand!“ kam es grollend von seinen Lippen, „es gibt Menschen, deren Verstand gerade hinreicht, die ausgesprochene Dummheit zu bemänteln!“

„Und es gibt Menschen, die trotz ihrer Dummheit sich um alles kümmern, was sie nicht kennen.“

„Tue, was du willst, alter Narr, aber bereue es nicht zu spät.“

Damit hatte der Major schon seine Mühe ergriffen und schritt polternd zur Thür hin, indem er seinem Schwager noch zurief: „Es tut mir nur leid um meine Schwester und das Kind, daß du ein kurzsichtiger Narr bist mit deinem Verkauf. Mich wirst du so leicht nicht mehr hier sehen.“ Damit ging er tatsächlich hinaus.

Hans Karls Fuchs wunderte sich auf dem Heimwege, wie unsonst und launisch ihn sein neuer Herr behandelte.

Als Frau von Volmer und Cezi-Liese mit gefüllten Obstkörbchen aus dem Garten kamen, fanden sie den Major nicht mehr anwesend, und als sie das Gesicht und die Erregung von Volmers sahen, sagten sie nichts. Jeder wußte: die beiden haben Streit gehabt. Der Herr von Marienwalde sagte auch nichts.

Am anderen Abend gehörten die Ringofenziegeleien und der Kalkofen — Herrn von Echt.

Sechstes Kapitel.

Die Ernte ist beendet und selten ist eine so reich gesegnet gewesen wie diese.

Der letzte Wagen hat heute eingefahren werden. Bunte Gurrlanden heben sich hübsch vom goldgelben Grunde der Frucht ab, und bunte Föhnen klattern lustig im leichten Winde. Vier der besten Pferde, auch reich geschmückt, ziehen den Wagen. Auf den beiden Vorspanntieren saßen der Meistknecht und der älteste der übrigen Knechte. Die anderen ritten teils vorher teils hinter dem Wagen, während die

Mägde von dem leichtbeladenen Wagen den Knechten lustig und vergnügt entgegen lachten.

In der Mitte des Wagens erhob sich ein bunt- und reichgeschmückter Birkenzweig; der Mei — so nannte man den Baumzweig — wurde eingefahren.

Auf dem Hofe des Herrengutes stand von Volmer und wartete auf den Meiwagen! Der Herr kam soeben aus der Scheune und Zufriedenheit strahlte aus seinem Gesichte; denn tatsächlich war die Scheune lange nicht mehr so gefüllt gewesen. Selbst der alte Neres, der im besten Rock herumstolzgierte, mußte zugeben, daß Gott reichen Segen gegeben hatte und heute, am Erntefeste, wollte er vergessen, daß der neue Gutsnachbar jetzt auf Marienwalde die erste Geige spielte. Sonst schimpfte er wohl ein Duzendmal am Tage darüber, und jedesmal ging ihm dann seine Pseife aus.

Mittlerweile kam der „letzte Erntewagen“ mit dem Mei darauf durch das große Thor herein geschwankt unter dem Singen und Jauchzen der Knechte und Mägde, die alle in der heitersten Stimmung waren, da die Krüge mit dem „Beubier“ fortwährend die Kunde gemacht hatten.

Nachdem nun der Wagen die Tenne erreicht hatte, und die Pferde angespannt worden waren, stellten sich alle im Halbkreise auf. Dann hielt der Meistknecht einen kurzen Spruch, worauf der Gutsherr dankte. Zuletzt drückte jeder dem der Dienstboten einen blanken Taler in die Hand.

Der „Meiwagen“ war eingefahren und alle hatten frei, um sich auf das Erntefest zu rüsten.

Das war ein Jubel! Drei Dorfmusikanten spielten auf zum Tanze; zum Takte der Musik drehten und schwenkten sich Knechte und Mägde im Tanze. Mancher Knecht hatte sein Mädchen und manche Magd ihren Schatz aus dem Dorfe geholt. Das war heute ihr Recht.

Auf der gelegenen und geschmückten Tenne fand der Tanz statt. Hernach beieiligten sich auch die Gutsherrnfamilie und auch einige Nachbarn an dem Feste; denn nicht überall war die Erntefeier beibehalten worden.

Da schwieg auf einmal die Musik; jetzt mußte sie kommen. Jeder war darauf gespannt, wer von den Nachbarn die Gutstochter führe und wer zuerst mit ihr tanze; denn es war, wenigstens gewöhnlich, so eine Art Orakel.

Die Musik setzte mit einem Tische ein; die drei Musikanten bliesen, was ihre Lungen an Lust herbeischaffen konnten, daß Basen und Hörner bald plagten, um dann in die Melodie „Freut euch des Lebens“ überzugehen.

Die Mägde und auch — ich will es nur sagen — die Knechte reckten die Hälsa. Voran schritt der Gutsherr mit seiner Frau, denen folgte Herr von Echt mit — der Gutstochter, und dann kamen die übrigen Gäste. Merkwürdig bleich war das liebe Fräulein und schaute still vor sich nieder. Da hatte ihr Gesicht aber anders geleuchtet, als Hans Karl von Roda im vorigen Jahre neben ihr schritt.

Freilich konnten die Leute nicht wissen, daß Cezi-Liese nur deshalb neben Echt ging, weil der Vater es gewünscht hatte, und sie diesem die Ernterrende nicht verderben wollte. Es kostete sie schon Ueberwindung, das Fest überhaupt in diesem Jahre mit zu machen. Und nun auch noch an der Seite dieses Mannes!

Lieber hätte sie droben vor Hans Karls Bild gesessen und von ihm geräunt mit wachen Augen. Als von Echt zum ersten Tanze seinen Arm um ihre Hüfte legte, hätte sie aufschluchzen mögen vor Weh, so lebendig stand der Abend vor ihrer Seele, an dem Hans Karl ging. Sie gab ihrem Tänzer entweder gar keine oder verkehrte Antworten.

Der Tanz war zu Ende. Stolz, wie ein Triumphator, führte von Echt Cezi-Liese an seinen Platz. Es wurde jetzt wenigstens von der Gutstochter und ihm gesprochen. Frau von Volmer setzte sich neben ihr Kind, und als sie ihm in die Augen sah, schmerzte es sie tief in ihrem Mutterherzen, so traurig und weh sah sie diese an. Hätte sie doch Cezi-Liese an sich ziehen können, um deren Kopf an ihr Herz zu betten.

Von Volmer war ganz vergnügt und sprach eifrig mit seinen Nachbarn, am meisten mit Herrn von Echt dessen Blicke häufig zu Cezi-Liese hinüberflogen, die sie aber gar nicht beachtete. Auch manche scherzende Bemerkung, die der Vater in übermütiger Laune in bezug auf sie und von Echt machte, wollte Cezi-Liese nicht hören. Sie war und blieb eine stille untermunteren Personen und eine Traurige unter Frohen.

Froh war sie, als sie mit der Mutter die Tenne verlassen konnte, ohne daß es auffiel und den Dienstboten die Freude gestört hätte. Trinnen nahm die Mutter das Haupt ihres Kindes in beide Hände und küßte es auf den zuckenden Mund.

„Ja, Kind, manchmal im Leben muß man ein heiteres Gesicht machen, wenn es einem noch so wund ums Herz ist, um anderen die Freude nicht zu verderben. Nun gute Nacht! mein Liebling, halte fest an deiner Liebe; es wird doch einmal alles gut werden, darauf hoffe und baue.“

„Gute Nacht, liebe Mutter!“

Am offenen Fenster saß Cezi-Liese; die Luft war noch immer warm und lind. Das Jauchzen und Singen der Leute drang von der Tenne her und die grelle Musik tat ihr in der Seele weh.

Sie schloß das Fenster, um mit ihren Gedanken allein sein zu können. Wie war es doch anders im vorigen Jahre gewesen. Da war sie ein froher Gast unter frohen Menschen gewesen, und es hatte ihr Inneres freudig durchbebt, wenn er sie ansah und sie mit ihm tanzte. Und der Vater wurde immer befreundeter mit von Echi, und sie sah die Zeit kommen, daß er wünsche, sie nähme die Werbung des Herrn von Sophienhall an. Dann mußte sie dem Vater schließlich ungehorsam werden. Sie fühlte es kommen, die Saiten strafften sich gegenseitig zu stark und zersprangen mit einem — Mißton. Schrecklicher Gedanke.

Das einsame Mädchen sah den kleinen seltsam gebildeten Wollensflehchen nach, die am Himmel schwammen, von dem blassen Schein des Mondes durchleuchtet. Könnte sie mit ihnen ziehen, in die Ferne fliegen zu ihm, dem ihr ganzes Sein gehörte.

Zu ihm!

Wo war er?

Die große, majestätische Nacht kommt zu Cezi-Liese herein, und geheimnisvoll senkt sich ein Friede in ihr trauriges Herz.

Sie zündete sich ihre Lampe an, um das geliebte Angesicht wenigstens noch einmal im Bilde zu betrachten, ehe sie zur Ruhe geht.

Eben ist der Mond hinter die Wolken getrocken, schwarz kommt die Nacht herein und verkleinert den Strahlenglanz der kleinen Lampe.

Aber diese ist doch das einzige Licht im Zimmer und bannt einen kleinen törichten Falter in ihren Strahlenkreis. Cezi-Liese sieht ihm zu. Da! Er versengt sich an der Gluthitze des Zylinders seine graue Flügel und fällt tot hin.

So ist die Jugend!

Ihr hatte es ähnlich gegangen!

... Und der August, der mit seinem Sichelrauschen und seinem goldenen Gotteslägen Hoffnungen geweckt hatte in so mancher Menschenbrust, war gegangen. Mit seinem Funkenregen am nächtlichen Himmel war er fort, und nur hier und da zog dann und wann ein feuriger Vorbote abends seine Bahn am Firmamente.

Dann kam der Herbst und weckte ernste Gedanken in den Herzen der Menschen. Zuerst stand der Wald in bunter Farbenpracht da, und weiße Sommerfäden gankelten durch die klaren Herbstklüfte. Mit ihnen zog Cezi-Liesens Hoffen!

Bald kamen Herbststürme und Nebel, um die Bäume und Sträucher zu entlauben, und welke Blätter fielen in zierlichen Bindungen zur Mutter Erde.

Zwei saßen auf gleichem Aste und Reife, hatten den Frühling mit seinem Knospen und Erstehen, den Sommer mit der Fülle und dem Reichthum geschaut, und nun riß der Sturm eines los und trug es brausend fort!

Wohin?

Und das eine Blättchen spiegte sich auf einer festen Luftreise an einem spitzen Dorne auf. Der sah mitten im kleinen Herzen, das sich nun verblutete, und das Blatt wurde fahl und well.

Wasser und stiller wurde auch Cezi-Liese, ein einsames Mädchen. Die rothigen Wangen waren ganz verbleicht und das Auge matt und traurig geworden. Herbst im Herzen mit den Vorböten des Winters!

Eine Mutter litt mit ihrem Kinde den herben Schmerz, weil sie nicht wußte, ob die Hoffnung ihres Liebling's sich jemals erfüllte, ob sein Sehnen jemals gestillt würde. Frau v. Bolmer sah, wie ihr Kind sich in Gram und Leid verkehrte, wie es tädlich blaßer wurde.

Nur der Vater merkte es nicht; der hatte sein ganzes Wäldchen, dessen Stämme er fast täglich mit von Echi musterte. Er hatte sein neues Gelände, das bestellt werden mußte. Nur alles hatte der Mann Zeit und Sinn, nur nicht für sein Kind. Er hatte sich verändert.

Merkwürdig! Fast ein Egoist war er geworden.

Trotz ihres eigenen Leides vergaß Cezi-Liese das der leidenden Mitmenschen nicht. Gestern noch war sie bei der alten Fei gewesen. Mit der ging es tatsächlich bergab, dem Strabe

zu. Sie sagte selbst, der November mit seinem Nebel — er lag jetzt schon vierzehn Tage über der erstorbenen Natur und gönnte nur dann und wann der Sonne einen neugierigen Blick auf die Erde — sei daran schuld, und der Tod nahe. Menschenahnung und Menschenlos!

Wieder ist ein Tag gekommen, der brütend und dunkel auf den Bergen jenseits des Flusses sitzt und keine Miene macht, hinunter zu steigen zu Menschen. Diese möchten auch keine Nebel mehr, sondern wollten mal wieder ein Stückchen Sonne sehen. Es ist genug Düsterei und Grau.

In diesen Tag — wenn man das ewige Grau ohne Sonne so nennen kann — sah Cezi-Liese hinein. Dann schlug sie ihren Mantelkragen hoch und schritt hinaus. Sie will zur alten Fei. Heiser krächzen einige Kraben, und seltsam melancholisch tönt der einsame Klang über die stille Flur. Sehen kann man die schwarzen Gefellen nicht.

So ist die Ahnung! Sie kommt, steht gespensterhaft hinter dem Menschen, und der sieht sie nicht.

Cezi-Liese schreitet weiter, ihr ist das heisere Schreien unangenehm. Es mahnt an den Tod. Der klopf so häufig jetzt an — leise — vorsichtig — aber bestimmt —. Ihn selbst sieht man nicht, muß aber mitgehen. — Wohin?

Das Mädchen bleibt stehen; es kann keine fünf Menschenlängen weit sehen. War das kein Tritt! Kein Schluchzen!

Noch einige Schritte machte Cezi-Liese und — atemlos mit fliegenden Haaren taucht vor ihr Eve auf.

„Fräulein! Fräulein!“ stößt die hervor, während Tränen die Stimme ersticken. Der Atem versagt dem Mädchen, so ist es gelaufen.

Ohne weitere Erklärung weiß Cezi-Liese, daß es sich um die Großmutter handelt.

„Was ist denn, Eve, beruhige dich doch!“

„Sie müssen kommen, Fräulein, sonst stirbt . . .!“ Weiter kommt Eve nicht.

Jetzt weiß die Gutstochter, was sie trotz allen Nebels, trotz der Düsterei hinaus trieb. Drum krächzten die einsamen Vögel so heiser.

Der Tod wollte einziehen ins kleine Häuschen und drei Kinder ganz verlassen und arm machen. Unbarmherziger Tod!

„Kommen Sie schnell, Fräulein, die Großmutter ruft immer Ihren Namen. Der Herr Pastor sagte . . .“

„Was ist der schon da?“ unterbrach Cezi-Liese und strebte schneller vorwärts, getrieben von einem Etwas, das man nicht sah und nicht hörte.

„Der hat mich gerade zu ihm geschickt, ich glaube, die Großmutter will Ihnen noch etwas sagen.“

Die beiden sagen nichts mehr, sondern eilen vorwärts und erreichen bald das kleine Haus abseits vom Wege im grauen Nebel.

Stille ist es in dem Raume. Eben hat der Pfarrer die Sterbegebete vollendet und besprengt die Sterbende mit geweihtem Wasser. Da treten Cezi-Liese und Eve ein.

Ob es nun der Tropfen Weihwasser tat, der die Hand der vom Tode Umfangenen traf, oder ob die schon losgelöste Seele keine Ruhe hatte, etwas sie noch an die sterbliche Hülle bannte, oder was es war: die alte Fei öffnete noch mal ihr brechenbes Auge und — erkannte Cezi-Liese; denn ein verklärtes Leuchten geht über die eingefallenen Züge.

Der Mund bewegt sich. Sprechen möchte die Sterbende. Man hört das Arbeiten der schon verröchelnden Brust. Es ist so still im Raume. Eve hat ihr Schluchzen eingestellt, und selbst der kleine Kranz, der eben weinte, weil die anderen es taten, hat plötzlich aufgehört.

Jeder hört seinen eigenen Herzschlag. Da nimmt die Sterbende ihre letzte Kraft zusammen. Mit übermenschlicher Anstrengung richtet sie sich auf. Sie sucht mit der Hand nach der Decke, aber die Glieder folgen nicht mehr dem Willen.

Die Lippen bewegen sich zwar, doch die Worte bleiben unverständlich, so leise, abgerissen und verworren bringt Fei sie hervor. Nur Cezi-Liese, die der Sterbenden am nächsten steht, meint, sie verstanden zu haben. Sie hat sie mehr vom Munde abgesehen.

Da schwebt gerade das Läuten vom Turme aufwärts, feierlich, aber dumpf, weil der dichte Nebel die Schwingungen nicht rein fortpflanzt. Morgen ist Sonntag, und den wird Fei im — Jenwärts feiern.

Sie scheint einen Augenblick zu lauschen, ob auf den Glockenklang oder auf das Klipsen des — sie umfangenden Todes.

Langsam sinkt die alte Frau zurück, das Auge bricht und der lebensmüde Körper streckt sich: Fei ist tot!

Der Pfarrer drückt der Toten die Augen sanft zu. Eve warf sich schuchzend über die Tote und weinte herzzerbrechend. „Großmutter, Großmutter!“ kam es erschütternd von ihren Lippen, während sie die langsam erkaltenden Wangen der Heimgegangenen küßt. Lieschen weinte mit und Franzl auch. Sie verstanden zwar den Verlust nicht, dafür waren sie zu jung. Aber unbewußt ahnten die reinen Kinderseelen, daß hier eine höhere, starke Macht geherrscht hatte, deren Einfluß sie noch nicht ganz erkannten.

Selbst dem alten Pastor standen die Tränen in den Augen und Cezi-Liese auch, als sie die Kinder sah, die nun allein auf dieser Welt standen.

Warum ist der Tod so grausam und hart!

Einsam tritt der Mensch ins Leben ein und pilgert seinen Weg. Mit Mühe sammelt er sich seine Lebensgefährten und zimmert sich sein irdisches Glückshäuschen — auf Sand.

Dann geht einer nach dem anderen von den Genossen des Lebens. Und wo ist zuletzt das Glück zu finden?

Hier nicht . . . Im Jenseits!

Was ist übrigens das Leben auf der Welt?

Eine Sternschnuppe, die auftaucht und — verschwindet.

Ein Stäubchen im unendlichen Raum, den Gott regelt.

Aber die Hoffnung auf etwas im anderen Leben bleibt. Und was ist Glück?

Nebel, Rauch und Schall.

Ein Hauch, ein Schatten . . . Nichts.

Als das erste Gebet für die Hingeshiedenen beendet war, verließ der Pfarrer das Sterbehaus, um seine Magd und eine Nachbarnfrau zu schicken, welche die Tote aufbahren sollten.

Cezi-Liese war zum erstenmale allein mit der Toten; denn Eve war mit den Kleinen hinausgegangen zur Küche; denn hier war kein Platz für dieselben.

Aber nichts von Grauen und Furcht kam über die Gutstochter. Da war ja auch nichts Starres,

nichts Besonderes an der Toten, wie sie friedlich dalag mit mit dem leichten Freudenschimmer auf den Zügen!

Die Sterbende hatte ja gemeint, das drückende Geheimnis vor dem Tode gelöst zu haben. Daß keiner ihre Worte verstanden, und Cezi-Liese nur einige ohne Zusammenhang ihr von dem Munde gelesen hatte, konnte die Sterbende auch nicht empfunden haben.

Langsam und behutsam zog Cezi-Liese die Hand der Toten unter der Decke hervor, um die Hände ineinander zu legen. Da! . . . Ein altes Gebetbuch entfiel der Hand der Toten. Das Mädchen erschraf durch das Geräusch und preßte die Hand auf ihr pochendes Herz.

Vielleicht hatte die Frau hierhinein das aufgezeichnete Geheimnis gelegt und hatte es geben wollen, als sie mit der Hand nach der Decke suchte.

Mit zitternden Händen nahm Cezi-Liese das Buch und durch-

blätterte es. Doch es enthielt nichts. Das Mädchen durchsuchte genauer. Was war denn das? Geschriebene Worte.

Die Gutstochter las. Es war nur Name und Wohnort einer Frau, die bei in ihrem Leben ihr einmal genannt hatte. Sollte das mit dem Geheimnis zusammenhängen?

Wer weiß. Gott bedient sich zur Verwirklichung seiner Pläne und Fügungen oft der kleinsten, geringfügigsten Dinge. Unterdessen waren die vom Pfarrer geachteten Frauen gekommen, um die Tote zu bahren. Da ging Cezi-Liese und nahm die beiden Kleinen mit. Eve blieb, während Franzl und Lieschen auf Cezi-Liesens Bitte von einer Nachbarnfamilie aufgenommen wurden.

Dann schritt das Mädchen Marienwalde zu und sann nach, wie das Rätsel am besten zu lösen sei. Schließlich hielt sie es für das Beste, an die Frau, deren Adresse in dem Gebetbuche stand, die Todesnachricht zu senden.

Ein Knecht brachte das Telegramm am selben Tage noch zum Amt der benachbarten Stadt.

Das Grab hat sich über dem Sarge der alten Frau geschlossen, und die Tote ruht den langen Schlaf im Schoße der Erde.

Auch Cezi-Liese hat der toten Alten das letzte Geleit gegeben, und eine Fremde war gekommen. Als die Gutstochter nach der Messe ihren Heimweg antreten wollte, fühlte sie auf einmal eine Hand sanft auf ihrem Arm ruhen, suchte leicht zusammen und drehte sich zur Seite.

Die Fremde stand vor ihr mit tief verschleiertem Gesicht.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe die Ehre, mit Fräulein von Bolmer zu sprechen.“

„Das bin ich.“

„So nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank an für die Sorge, die Sie der alten, treuen Tante zugewandt haben. Der Pfarrer erzählte mir davon.“

Cezi-Liese jagte nichts, son-

dern sah nur die Frau an. Diese fuhr fort:

„Ich bin die Frau, der Sie die Todesnachricht sandten. Auch dafür danke ich Ihnen; denn so konnte ich wenigstens der Toten die letzte Ehre erweisen.“

„Konnte ich denn anders handeln, gnädige Frau, ich fand in der Hand der Toten ein Gebetbuch und darin Ihre Adresse. Das wenige Gute, das ich der einsamen Alten und den armen Kleinen tat, geschah gerne, es machte mir Freude, anderer Not etwas zu lindern, denn andere glücklich machen, macht ja selbst glücklich.“

„Ich muß Ihnen nun einiges erklären. Die Tote war einst meine Dienerin, eine gute und treue Dienerin, wie man selten eine findet. Sie hat meine Freuden und Leiden mitgetragen. Doch davon will ich Ihnen nichts erzählen, sonst müßte ich Ihnen meine ganze Lebensgeschichte mitteilen, und das würde zu weit führen. Sie waren wohl dabei, als die



Prinz Tsai Fu (X) und Excellenz Tang Schao Yi, Mitglieder der chinesischen Studienkommission, an Bord des Dampfers „Prinz Friedrich Wilhelm“.



Coquelin der Ältere.

alte Frau ihre Augen für immer schloß, liebes Fräulein . . . Gestatten Sie mir diese Anrede."

Wie gütig und wohlthuend die Stimme der fremden Frau klang, wie lieb und bekannt. Cezi-Liese sah diese an, aber die Blicke konnte sie nicht erkennen, der Schleier war zu dicht.

"Ja, ich war beim Tode der alten Fei zugegen, ich kam aber erst hin, als der letzte Kampf schon begonnen hatte."

"Leider hat die gute Fei ein Geheimnis mit ins Grab genommen, das mich sehr betrifft. Sie hat wohl noch etwas sagen wollen, ehe sie starb. Wenigstens berichtete mir so der Pfarrer . . . Doch, Fräulein, ich dränge mich Ihnen auf, Sie wollen wohl nach Hause."

"Ich befinde mich ja ohnehin auf meinem Heimwege."

"So darf ich mich Ihnen noch ein wenig anschließen."

"Recht angenehm, und ich werde Ihnen gerne alles berichten, was Ihnen in irgend einer Weise dienen könnte."

"Hat die Sterbende nicht einen Namen nennen wollen, ehe ihr Herz für immer aussehte? Der Pfarrer hat ihn nicht verstehen können."

Cezi-Liese sah die Dame mit großen, erstaunten Augen an und sagte: "Ich kann mich getäuscht haben, es sollte . . . ich meinte den Namen Hans Karl zu hören." Ihre Stimme zitterte.

"Hans Karl. Ach Gott! Sagten Sie so, Fräulein?"

Die Frau hatte des Mädchens Hand ergriffen und umspannte sie krampfhaft.

(Fortsetzung folgt.)



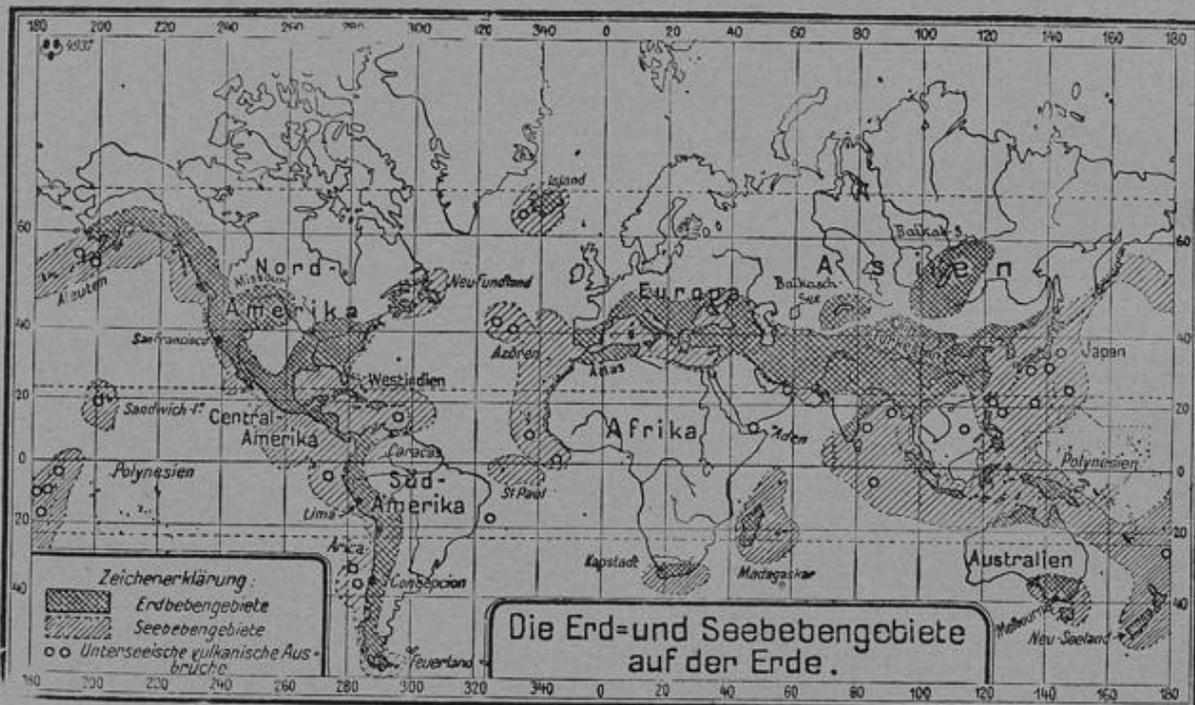
Hermine Billinger, beliebte Schriftstellerin.

Wie Onkel Theodor uns besuchte.

Autorisierte Uebersetzung aus „Tit Bits“ von Teutobach. (Nachdruck verboten.)

Die Dinge hatten sich so gestaltet, daß es für mich ein wahrer Trost war, wenn ich daran dachte, daß die Welt, soweit Berta und ich in Betracht kamen, nur einen Onkel Theodor enthielt. Selbst der Gedanke an die Möglichkeit seiner Freigebigkeit in Gestalt zeitgemäßer Gaben und an die Gelegenheiten, welche uns sein Besuch verschaffen würde, unsere Liebeshörigkeit an ihm zu üben, um einen locus standi in seinem letzten Willen zu erlangen, waren an sich nicht imstande, mich über die Aufregung und Unordnung, das schlechte Kochen ungenügender Nahrung und tausend und ein andere unglückliche Dinge und Verhältnisse zu trösten, die ich resigniert zu überleben bemüht war, seitdem Berta einen Brief von ihrem Onkel empfangen hatte mit der Meldung, daß er nach langer Abwesenheit nach Deutschland kommen werde, um uns einige Zeit mit seiner Gegenwart zu beglücken.

Onkel Theodor kam aus Amerika, wo er sich ein Vermögen erworben und drei Frauen überlebt hatte, von denen keine so rücksichtslos gegen seine Verwandten gewesen war, ihm Kinder zu schenken. Das war ungefähr alles, was wir von ihm wußten.



Während der Tage, in denen wir seine Ankunft erwarteten, lebten wir in äußerster Spannung und von kaltem Hammelbraten, stündlich seinem Erscheinen entgegengehend; denn er hatte zu erwähnen versäumt, mit welchem Dampfer er reisen würde, und wir hatten keine Idee, wann wir hoffen durften, ihn zu begrüßen. Infolgedessen erhielten uns die Diebstahler, Postboten und verschiedene Fahrleute fortwährend in Bewegung zwischen Wohnzimmer und Flurtür, bis unser kleiner Entzündungsschrei, der für Onkel Theodor bestimmt war, schließlich von der ewigen Wiederholung etwas forciert klang, wie ich fürchte. Tatsächlich wurde uns die Sache bald so über, daß wir es Anna Lucy, unserem Mädchen, überließen, die Tür zu öffnen.

So geschah es denn, daß Anna Lucy am dritten Tage dieser Ungewißheit ziemlich spät abends an die Türe ging, während Berta hinter einer Portiere auf dem Flur stand, und ich lauschend im Wohnzimmer saß. Anna Lucy öffnete, und ein ältlicher Herr trat ein. Ich wiederholte Bertas Freudenichrei und stürmte unter einem Wortschwall von Willkommengründen herbei.

„Ich dachte, Sie würden gar nicht mehr kommen!“, rieferte Berta zärtlich. „Lassen Sie mich Ihnen Ihren Hut abnehmen. Georg, hilf Onkel aus seinem Ueberzieher! O, wie kalt Ihre Hand ist!“

„Herzlich willkommen — willkommen!“ rief ich verb. seine Hand ergreifend und versuchend, in ihm etwas von meinem Enthusiasmus zu entflammen.

Er war groß und schlank, mit eingefallener Brust und gebeugtem Rücken, mit einem struppigen Bart und buschigen Brauen — ein sehr wenig einladender Anblick! Der stiere Waid, mit dem er uns anstarrte, bezugte weder Freunde, noch Staunen über den warmen Empfang, sondern machte den Eindruck auf mich, als ob er an verschiedenen Stellen auf seinem Wege zu uns eingelehrt sei, oder aber ein Inspirationsflöschchen in der Tasche trage.

„Kommen Sie in das Wohnzimmer und wärmen Sie sich“, sagte Berta fröhlich.

„Ja, bitte; Lucy, richten Sie das Essen an“, warf ich ein. „Sie sehen todmüde aus.“ sagte Berta, und zog mitleidig meinen Lehnstuhl näher an das Feuer für ihn.

„Ich bin es auch.“ antwortete er mit einer hohlen Stimme und sank in die Polster.

„Sie müssen auch hungrig sein?“ rief ich.

„In solchem Wetter reisen, wirkt deprimierend.“ sagte Berta.

„O, ja, das ist schaurig — schaurig!“ rief ich aus. „Ein Löffel heiße Suppe und ein Glas Wein —“

„Mit welchem Buae sind Sie angekommen?“

„Waschen Sie sich mit kaltem oder warmem Wasser?“

„Prinat der Dicastmann Ihr Gepäd?“

„Warm oder kalt? Sie haben nur zu bestimmen“, beharrte ich.

„Wollen Sie bei Tisch neben dem Ramia oder ihm gegenüber sitzen?“ fragte Berta.

„Ihr braucht Euch nicht so anzustellen.“ sagte er, verständigerweise allen unseren Fragereien ein Ende machend. Er sprach langsam, und mit einer geisterhaften Stimme. „Ich durchschaue Euch vollkommen — Ihr seid hinter meinem Gelde her.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen.“ sagte Berta freundlich. „Wir stellen uns nicht mehr an, als wir es für unsere Pflicht halten, wenn uns ein Verwandter nach langer Abwesenheit besucht.“

„Natürlich nicht!“ rief ich aus. „Wir —“

„Verwandter.“ wiederholte er grimmig. „Ja, natürlich, ein Verwandter! Sie sind alle meine Verwandten — sie alle möchten gern meine Knochen benagen und entschuldigen sich damit, daß sie sich meine Verwandten nennen. Reich wie ich bin, würde ich keinen Biennia für alle meine Verwandten geben. Wah, Schmaroher, Speichellecker, Parasiten — jeder von Euch! Ihr liebt mich so innig, nicht wahr? Das kann man sehen!“

„Darf ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen? Wollen Sie sich in warmem oder kaltem Wasser waschen?“ fragte ich in der Verzweiflung. Er war in schlechter Stimmung, der mürriiche alte Geißel, darüber war kein Zweifel. „Oder — ach! mir ging ein Licht auf. Unter dieser gewöhnlichen Hülle schlug vielleicht ein goldenes Herz, das nur den einen Fehler hatte, ungewöhnlich zu sein. Sein Benehmen sollte uns nur auf die Probe stellen.“

Ich überredete ihn, sich für das Diner fertig zu machen, und während er oben war, entwarf ich Berta den Plan für unser künftiges Benehmen.

„Ich könnte weinen vor Aerger!“ rief sie aus.

„Ja, ja; zweifellos. Aber wir müssen diplomatisch vorgehen und ihm klar zu machen suchen, daß uns an seinem Gelde nichts liegt. Die Sache muß geordnet werden.“

Er sprach kaum bei Tisch, obwohl er gegen das Ende des Mahles innerlich aufzutauen schien.

„Hatten Sie eine angenehme Reise, Onkel?“ fragte mein Brauch mit ihrem besten Gesellschaftslächeln.

„Ich weiß nichts von einer Reise.“ antwortete er grob, „aber das weiß ich, daß es mir lieb wäre, daß Sie mich nicht immer „Onkeln“ würden. Es mag mein oder Ihr Bed sein, daß wir verwandt sind, aber ich habe keine Lust, diese Tatsache mit jedem Happen Essen herunterzuschlucken zu müssen.“

„O, aber es ist doch Tatsache —“

„Ich will gar nicht wissen, was Tatsache ist; ich würde es Ihnen doch nicht glauben, und wenn Sie es mir noch so oft erzählten; alle Männer sind Lügner, und die Frauen sind noch tausendmal schlimmer. Meine Leute zu Hause belügen mich auch immer, erzählen mir, daß sie mich zu gern haben, um mich mal verreisen zu lassen und so weiter. Ich weiß wohl, wohinter sie her sind. Aber keinen Biennig sollen sie haben — keinen Biennig. Ich werde mein ganzes Geld pro bono publico vermachen.“

Es war eine gedrückte Stimmung beim Essen — schauerhaft. Und wir atmeten auf, als er im Wohnzimmer einschloß. Aber wir verhielten uns mäschenstill. — — —

„Gute Nacht.“ sagte er zu mir, als ich das Gas in seinem Schlafzimmer anzündete und fragte, ob er noch irgend etwas wüschte. „Es gibt vieles, was ich noch wüschte — vieles, aber wenn ich um was bäre, würden Sie noch mehr von mir erwarten; und Sie werden nichts bekommen — keinen Biennig!“

„Gute Nacht.“ sagte ich, der Sache überdrüssig.

Zwischen 1 und 2 Uhr morgens wurde ich durch das Öffnen unserer Schlafzimmertür aufgeweckt, und sah, aufschauend zum Greifen nahe, die Schattenfigur eines mageren, in Weiß gekleideten Mannes vor mir.

„Ronn! Wüschten Sie was? Ist was passiert?“ fragte ich, mich aufricht legend.

„Sie brauchen nicht über mich und mein Geld zu sprechen.“ sagte Onkel Theodor.

„Das ist mir auch gar nicht eingefallen. Gängen Sie sich auf mit Ihrem Gelde!“ schrie ich mit der Reizbarkeit eines schläfrigen Menschen. „Machen Sie, daß Sie aus dem Zimmer kommen, und gehen Sie zu Bett! Wir können uns am Morgen weiter über Ihr kostbares Geld unterhalten.“

„Wissen Sie, daß —“

„Machen Sie, daß Sie rauskommen!“ rief ich.

Das entschied, und wie ich hörte, daß er seine Tür schloß, sprang ich auf und verriegelte die unserige. Aber erst mit Tagesanbruch fiel ich wieder in Schlaf.

Ich hatte gehofft, er würde sich etwas von seiner Absonderlichkeit heruntergeschlafen haben, aber nein, er war beim Frühstück ganz der Alte. Als Anna Lucy die Koteletts auf den Tisch setzte, wandte er sich ihr mit finsterem Blick zu und sagte:

„Sind Sie nicht mit mir verwandt?“

„Gott, Herr, wie Sie reden!“

„Sie ist die erste Person, welche nicht mit mir verwandt ist, die ich seit länger, als ich mich erinnern kann, gesehen habe“, sagte er ernsthaft. „Ihre Gesellschaft beim Frühstück mir wirklich ein Vergnügen sein.“ Und er folgte ihr, um seine Mahlzeit in der Küche zu beenden.

„Berta“, höhnte ich, „daß halte ich nicht länger aus; entweder er oder ich muß gehen!“

Blötzlich klopte es laut an der Haustür und Anna Lucy öffnete, gerade als Berta zu dem Zwecke hinausging.

Ein Unbekannter, ein dicker, graubaariger, lustig blickender Herr, trat in die Halle und eilte, meine Frau erblickend, mit ausgereckter Hand auf sie zu.

„Hallo, Berta!“ rief er herzlich. „Ich — ich nehme an, Sie sind Berta, nicht? Ich bin doch nicht im verkehrten Hause, eh? Ah, nein, ich sehe Ihre Mutter — ich sehe Dore Mutter in Ihrem Gesicht! Und wie gehts Ihnen, meine Liebe? Gut, eh? Hoffentlich! Haben mich wohl schon zugegeben, wie? Ich dachte es mir wohl! Konnte gestern abend nicht mehr kommen — Dampf verjätet — schlechtes Wetter. Doch hier bin ich nun, und so ist alles in Ordnung, nicht? Frühstück? Beim Himmel! aber ich bin schrecklich hungrig! Wollte nicht unterwegs zum Frühstück ein-“

lehren, dachte, Sie würden mich sonst ganz aufgeben. Hallo, Sie sind Georg, nicht wahr? Wie geht's Ihnen? Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Ich lehnte gegen den Garderobeständer und starrte ihn an. Berta stützte sich gegen die Wand und starrte mich an. Er schien endlich zu bemerken, daß irgendwie etwas nicht in Ordnung sei.

"Na, das — das ist doch hier recht, nicht? Ich dringe hier doch nicht bei den verkehrten Leuten ein? Siebenundvierzig — siebenundvierzig, nicht wahr? Sie scheinen mich nicht zu kennen —"

"Sind Sie Onkel Theodor?" fragte Berta wie im Traum.

"Natürlich! Ich dachte mir's doch, daß es kein Irrtum sei. Ja, ich bin Onkel Theodor. Wie —"

"Kommen da noch mehr?" forschte ich. "Wir haben schon einen von Ihnen in der Küche."

"Was — was meinen Sie? Erwinnere Sie wohl an einen fetten Vater, nicht? Gut, das ist in Ordnung; das mag stimmen. Ich merke schon, Sie sind ein alter Spazmacher!"

Ich nahm Nr. 2 beim Ärmel und führte ihn in die Küche, wo Nr. 1 gerade sein Frühstück beendete.

"Junge, Junge, Junge!" rief Onkel Nr. 2, "der Schach-Güter Köchin! Junge, Junge! Wir müssen ihn sofort hinauswerfen."

"Was ist los," murmelte Onkel Nr. 1. "Ein Bruder von mir, eh? Noch mehr Parasiten?"

"Hier sind noch zwei," rief Berta vom Flur, wie ich es von neuem an der Tür klopfen hörte, und, den Flur hinabschauend, sah ich die Gestalten zweier Männer hinter den Glasscheiben der Haustür. Ich eilte, sie zu begrüßen.

Anna Lucy öffnete die Tür, und es zeigten sich ein junger Schutzmann und ein Zivilist mittleren Alters.

"Entschuldigen Sie, Herr," sagte der Schutzmann, "aber sah ich nicht gestern abend gegen acht Uhr einen großen, mageren, graubärtigen Herrn mit sonderbaren Manieren dieses Haus betreten?"

"Ja," murmelte ich mit schwacher Stimme. "Er ist noch hier."

"Fabellos" rief der Zivilist aus. "Wo ist er? Er ist gestern aus einer Irrenanstalt entwichen, und wir haben ihn die ganze Nacht gesucht. Er ist sehr gefährlich! Kommen Sie, Schutzmann. — In der Küche? Danke, Herr. Hoffentlich hat er hier noch kein Unalück angerichtet, aber er ist in dem Wahn, daß er einige Millionen wert ist, und daß jeder hinter seinem Gelde her ist. Römer — Theodor Römer heißt er. Das ist ein Glück. Stürzen Sie sich zugleich mit mir auf ihn, Schutzmann. Jetzt!"

Onkel Theodor erwies sich in der Tat als ein sehr angenehmer Mensch. Einen fröhlicheren Gast oder einen freigebigeren Verwandten konnte ich mir nicht wünschen.

sie hatten stets satt zu essen und konnten lustig hüpfen von Zweig zu Zweig so viel sie wollten. Eines von ihnen hatte bald viel Unglück, bloß weil es unflug gewesen und nicht gut gezoigt hatte. Ein Landmann hatte nämlich unten eine Falle aufgestellt, schönes Essen zum Anlocken des Eichkäfchens hineingelegt, und hatte sich dann auf den Zehenspitzen davon-geschlichen. Kleineichkäfchen hatte das alles beobachtet und dachte bei sich: Ei was, die schöne Speise kannst du holen, es kann ja nichts dabei geschehen, niemand ist zu sehen." Und hops, hops hüpfte es in die Falle, und bums, bums sah es fest und konnte nicht hinaus. "Was nun? O weh, weh! Hätte ich doch gefolgt", dachte es; doch das half alles nichts! Bald kam ein Landmann des Weges und auf das Eichkäfchen zu, nahm es in die Hand und steckte es in einen tiefen, festen Sack, und da mußte es lange, lange Zeit stecken bleiben. Es fühlte, daß es aus seinem lieben Walde hinwegkam. Klöschlich tat jemand den Sack auf, ließ das Eichkäfchen in einen Käfig schlüpfen und machte schnell die Deffnung zu. Nun sah es sich um — kein Wald zu sehen! Aber sein Käfig stand mitten in den lieblichsten Blumen. Veilchen, Jasmin, Mai-blümchen und Hyazinthen standen da. Auch sah es bald, daß kleine Singvögel, die es sonst im Walde nie gesehen hatte, in schönen Käfigen gefangen saßen. Auch ein Vogel mit einem gebogenen Schnabel, den die Menschen Papagei nannten, saß zwischen den Pflanzen. Viele Menschen kamen und kauften Blumen, und meistens Mamas mit kleinen Jungen und Mädeln. Die schauten sich dann glücklich die hübschen Geschöpfchen an und sagten: "Ach bitte, liebe Mama, kaufe doch oft Blumen in diesem Laden, denn da ist es doch so hübsch." Das Eichkäfchen indes sehnte sich viel nach seinem schönen Walde, obgleich es jetzt, ohne zu suchen, ganze Haufen Nüsse bekam. Es dachte: "Komme ich je los und noch einmal in den geliebten Wald, nie will ich naiden, nie will ich unflug sein! Steis will ich Papa und Mama gut folgen." Ob es wohl jemals dazu kommt? Ich glaube nicht. Ich glaube, das unkluge Eichkäfchen muß gefangen bleiben.

*

Erhebe dich nicht über andere.

Eine Königsdistel, eine Mohnblume und eine Feldkamille standen nebeneinander. Die Distel und die Mohnblume stritten sich, welche von beiden die schönste sei. Die Distel sprach: "Ich trage eine Krone wie ein König. Sieh, wie mein Haupt strahlt. Auch rage ich weit über andere Blumen empor." Die Mohnblume blähte sich gewaltig auf und erwiderte: "Aber mein Kleid ist viel feiner und zarter als das deine. Und es leuchtet weit umher wie die Morgenröte."

Der Streit wurde immer heftiger. Die bescheidene Kamille aber sagte kein Wort dazu, nur war es, als ob sie ein wenig lächelte. Das verdros die Distel sehr. Sie fing an zu schimpfen und sagte: "J, du Kleines, krüppeliges Ding, dich sieht kein Mensch an, dich bewundert niemand. Höchstens bleibt einmal ein Schaf vor dir stehen und spricht "Wäh!" Ueber mich aber staunt alle Welt."

Darauf gaulte sich die Distel wieder mit der stolzen Mohnblume. Aber als der Streit am heftigsten war, kam ein Windstoß und im Nu war die ganze Mohnblume entblättert. Da freute sich die Distel und sagte: "Hab' ich's doch gesagt. Da liegt nun die ganze Schönheit im Sande." — Kaum aber hatte die Distel diese Worte gesprochen, kam ein Giel daher, biß ihr den Kopf ab und fraß sie.

Die Kamille bedauerte beide. Ein paar Augenblicke später nahte ein weinendes Kind. Das pflückte auch die Kamille und kochte für seine Mutter Tee daraus. Davon ward die Mutter gesund.

*



Für die Kinderwelt.



Eine Geschichte ohne r.

Es war einmal ein sehr kleiner Junge, der konnte noch gar nicht alle Worte aussprechen; viele waren ihm zu schwer, und besonders das r konnte er gar nicht sagen; doch aber wollte er gern der Mama alle Geschichten wiedererzählen, die er gehört hatte, und da erzählte ihm sein Pate einmal eine Geschichte, wo das schlimme r gar nicht drin vorkam. Die Geschichte hieß:

Vom unklugen Eichkäfchen.

Mitten in einem schönen, dunkeln Wald, wo hohe, schlante Bäume wuchsen mit Nadeln und auch mit Laub auf den Ästen, wo unten am Boden dichtes Moos sich hinplanzte, wo tausend kleine, niedliche Geschöpfchen lebten, in diesem Walde, hoch oben in den Gipfeln eines Laubbaumes, da wohnte auch eine lustige Gesellschaft Eichkäfchen. Die hatten deshalb in diesem Baume Wohnung genommen, weil dicht nebenbei Unmassen von Haselnüssen wuchsen, die sie doch am liebsten aßen. Da ging es nun den ganzen Tag: Knick, knack, knick, knack, knack, und unten am Baumstamme lag alles dick voll Haselnußschalen, so viel hatten sie gegessen, und solch guten Appetit hatten sie gehabt. Ja, die kleinen Eichkäfchen fühlten sich glücklich — denn es ging ihnen gut.

Steckpferd-Lilienmilch-Seife

BERGMANN & CO.
KADÉBEUL-ORSDEN

Wichtiges Vergehen, ungeodtraches Aussehen, keine weisse, samtweiche Haut, ein zartes, blendend-schönes Feint, a St. 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— **Elektra**: Das musikalische Ereignis der Saison ist die musikalische Tragödie „Elektra“, von Richard Strauß, deren Uraufführung am 25. Januar in Dresden erfolgte. Seither haben eine Reihe von Bühnen das Werk angenommen. Straußens „Elektra“ ist eine mit den modernsten musikalischen Ausdrucksmitteln unternommene Vertonung der gleichnamigen Dichtung Hugo von Hofmannsthal, der sein Werk frei nach der Tragödie des griechischen Dichters Sophokles gestaltet hat, dem er allerdings nur die äußeren Umrisse der Handlung entlehnte. Zugrunde liegt dem Werke die Sage von Agamemnons Untergang, dem in seinen Kindern Orest und Elektra die Rächer seines Todes erstehen. Unser Bild Seite 65 zeigt die Szene der Begegnung Orests mit seiner Schwester Elektra.

— Eine chinesische Sondergeandtschaft, welche im Auftrage der chinesischen Regierung die europäischen, speziell deutschen Verhältnisse und Einrichtungen des militärischen, staatlichen, kommunalen und wissenschaftlichen Lebens studieren soll, ist an Bord des Dampfers „Prinz Friedrich Wilhelm“ in Europa angekommen. Unser Bild Seite 68 zeigt von den Mitgliedern der Studienkommission den Prinzen Hsi Fu und Excellenz Tang Schao Yi.

— **Coquelin der Ältere**, (Vergleiche das Bild Seite 69), der weltberühmte französische Schauspieler, der in Deutschland auf vielen Bühnen aufgetreten ist, und auch bei Kaiser Wilhelm in Gunst stand, ist in Paris im Alter von 68 Jahren in dem von ihm begründeten Schauspielerheim gestorben.

— **Hermine Billinger**, eine vielgelesene Romanschriftstellerin, Verfasserin der beliebten „Schwarzwaldd Geschichten“, feierte am 6. Febr. d. J. ihren 60. Geburtstag. (Bild S. 69.)

— **Die Erd- und Seebebengebiete der Erde**. (Vergl. die Karte Seite 69). Wir leben in einer Zeit der Erderschütterungen: nach dem entsetzlichen Unglück von Messina wiederholte Erdbeben der Westküste Kleinasiens und dann das große, auf allen Erdbebenwarten der Welt registrierte letzte Beben, dessen Herd erst der Indische Ozean, dann aber Chinesisch-Turkestan gewesen sein soll. Die meisten Gelehrten neigen der letzteren Annahme zu; doch dürften Einzelheiten in Folge der Abgeschlossenheit des in Frage kommenden Gebietes einstweilen noch nicht zu erfahren sein. Glücklicherweise scheint es sich ja in diesem Falle um ein nur spärlich besiedeltes Gebiet zu handeln. Unsere Karte, auf welcher die Erd- und Seebebengebiete der Welt dargestellt sind, dürfte wohl allseitigem Interesse begegnen. Die namentlich von fast allen Ländern aufgenommenen Erdbebenforschungen haben ergeben, daß von den Beben nicht etwa willkürlich der eine oder andere Teil der Erdoberfläche heimgesucht wird, sondern daß die seismischen und vulkanischen Erscheinungen stets dieselben Gebiete heimsuchen.



Zur Unterhaltung.



— **Kleine Verlegenheit**. Wirt (zu seinem Gehilfen): Ist noch Johannisberger Auslese da? — Gehilfe: Nein, der Wein ist alle geworden, aber Etiquettes sind noch vorhanden.

— **Wohlfahrt**. Alte Jungfer: Ich bin die Tochter eines Eisenbahninspektors. — Herr: Was, haben denn zu der Zeit schon Eisenbahnen existiert?

— **Gut geeignet**. „Nun, lieber Dorfschulze, sind Sie mit dem neuen Lehrer zufrieden?“ — „So viel ich gesehen habe, Herr Landrat. — schlägt er gut ein!“

— **Geistesgegenwart**. Ein Herr unterhält eine Gesellschaft durch Vortragen, indem er zu jedem Bilde eine Erklärung gibt. Plötzlich versagt der Apparat und die Leinwand erscheint völlig dunkel. Der Darsteller weiß sich aber zu helfen und erklärt: „Kampf zwischen Negern in einem Tunnel.“

— **Anhänglichkeit**. Professor (ber eine Prinzessin unterrichtet): Also was tut dieser Komet? — Prinzessin: Er schweift hunderte von Millionen Meilen im Weltensraum umher und kehrt dann immer wieder in unsere Nähe zurück. — Professor: Aus welchem Grunde? — Prinzessin: Weil es bei uns immer noch am besten ist.



Rätselreife.



Magisches Kreuz.

1.			2.		
vol	ge	re	cas	de	io
vol	bung	ge	cas	um	de
ver	ti	ver	te	ca	te
las	der	sal	la	na	my
sal	gurt	der	la	mit	na
le	ba	le	dy	to	dy

3.

4.

In jedem der vier Quadrate sind drei dreisilbige Worte enthalten, die, wenn sie richtig gefunden, in den waage- und senkrechten Linien gleich lauten müssen.

Dreisilbige Charade.

Die erste Silbe mußt du haben,
Ist es dein Amt, im Dienst zu stehen,
All derer, die durchs Leben traben
Und led auf eignen Füßen gehn;
Und hast du sie, hat sie ein andrer,
Verwünscht man sie tausendmal,
Getrübten Sinnes zieht der Wandrer
Mit ihr beschenkt durchs Erdental.

Die Silben 2 und 3, sie haben,
Was du nicht kannst, was du nicht hast,
Sie kennen kein Durchs-Leben-Traben,
Sind froh bald da, bald dort zu Gast;
Wirst du der Silben erste drängen
Vor sie, ist's um ihr Glück getan,
Dann lassen sie die Köpfe hängen
Und klagen laut das Schicksal an.

Versteht-Rätsel.

Bergabrutsch — Festung — Lieblingskind —
Thronfeier — Grenzstreit.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sind vier aufeinanderfolgende Buchstaben zu nehmen, die, richtig aneinandergereiht, eine Institution ergeben.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Beißig, Einigkeit, Irma, Tempel, Zwiebel, Ulme, Reiterei, Rittersporn, Umland, Hansa, Elias, Bamberg, Räuber, Isabella, Nabob. Zeit zur Ruhe bringt allein das Grab.

Rebus: Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.



S DÜSSELDORFER SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düssel-dorfer Tageblatt.

Nr. 10.

Sonntag, 7. März.

Jahrgang 1909.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Dieferz.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Mir schien es der Name zu sein!“ Das Mädchen sah die Fremde jetzt erschreckt an; denn der fielen die hellen Tränen in den Schleier, und das Gesicht schimmerte schneeweiß hindurch.

„Also doch, ach Gott!“ seufzte sie und schwankte ein wenig. „Fehlt Ihnen etwas, gnädige Frau? so stützen Sie sich bitte auf meinen Arm.“

Die Dame tat es, und der leichte Druck des Armes tat Gezi-Diese so wohl, sie wußte nicht warum, aber es war so.

„Ich habe Sie wohl erschreckt, liebes Kind, und nun muß ich doch wohl erzählen. . . Ich hatte nämlich einen herzigen Jungen, der hieß auch so. Er wurde mir aber genommen, als er zwölf Jahre alt war. Die Richter hatten es nämlich so entschieden und ich — mußte mich fügen, wenn auch mein Herz noch so blutete. Diesen Knaben begleitete Fei zu dem Manne, der mir einst am Altare ewige Treue geschworen hatte und nun — eine andere heiratete. Daß Fei den Jungen in die weite fremde Heimat begleiten durfte, war alles, was der harte, irreführende Mann zuließ.“

„Und Sie haben nichts mehr von Ihrem Kinde gehört? Schrecklich für eine Mutter.“

„Nein! lange Zeit nichts, wenn mein Herz auch noch so sehr danach verlangte, bis auf einmal. . .“ Die Frau stockte, die Nührung überkam sie.

„Auf einmal kam Fei zurück ohne meinen Jungen. Sie sagte, er sei tot, mein Hans Karl. Aber ich kann es nicht glauben, mein Kind muß leben. . . Hätte ich doch wenigstens die letzten Seufzer meines Kindes auffangen können, als es starb. Aber nein! Und fern, fern von der Heimat soll er in kühler Erde ruhen. Mein einziger, lieber und treuer Sohn Hans Karl!“

Es durchfuhr Gezi-Diese stets sonderbar, wenn die Frau den Namen aussprach. Sie fühlte sich zu ihr hingezogen, vielleicht nur, weil das Kind der fremden Dame gerade denselben Namen geführt hatte, wie der Mann ihrer Liebe und Sehnsucht.

Die Fremde fuhr fort: „Die Fei sagte sonst nicht viel, sie blieb bei mir still und einsam. Ihr Mann war schon länger tot und ihre einzige Tochter hier im Dorfe verheiratet. Aber die Alte war auch sonst wie umgewandelt, sie grübelte und dachte in sich hinein, und ich zweifelte oft an ihrem Verstande. Dann kam vor etwa drei Jahren die Nachricht von hier zur Fei, ihre Tochter sei plötzlich gestorben und der Schwieger-sohn war erst vor kurzem verunglückt. Fei reiste weg und kam nicht zu mir zurück. Sie müsse bei ihren Enkelchen bleiben, die nun Waisen seien, wurde mir mitgeteilt. Ich hörte dann wenig von der Alten, bis ich durch sie ihren Tod erfuhr.“

„Wer sorgt nun für die Waisen?“

„Die Eve möchte ich wohl gerne zu mir nehmen. Aber die Sorge für die Kleinen ist für mich alte Frau zu groß.“

„Wollen Sie denn die Eve mit sich fortnehmen? Ich glaube, die hängt zu sehr an den Geschwisterchen.“

„Nein, liebes Kind, ich will hierhin übersiedeln, wenn ich nur eine Wohnung hätte. Dann lassen sich die Kinder wohl in einer Familie unterbringen, und Eve kann ihre Geschwister besuchen. . . Doch nun muß ich umkehren; ich möchte mit dem Pfarrer noch etwas besprechen. Leben Sie wohl, liebes Kind! Gott segne Sie für das Gute, das Sie andern getan haben!“

Gezi-Diese ging heim nach Marienwalde. Der graue Nebel hatte sich etwas verflüchtigt und ein kalter Wind wehte ihr entgegen.

Sie mußte immer an die Fremde denken, es zog sie etwas zu der hin, was es war, konnte sie nicht sagen. Vielleicht war es nur die Ähnlichkeit ihres Leidens, denn Leiden machen die Seelen noch verwandter wie Freuden. Die Frau gemeinte ihren Sohn in ungestillter Sehnsucht, und sie selber trug ein starres Sehnen im Herzen nach ihm, der denselben Namen trug. Ein seltsames Schicksalsfügen auf dieser Erde. . .



Die deutsche Kronprinzessin Cecilie
in der Uniform ihres Dragonerregiments.

Dem Mädchen drängten sich allerhand Gedanken auf; die aber keine bestimmte Gestalt annahmen; denn das jagende Herz, das ausichtslose Hoffen und der trübe Sinn jagte ihnen nach. Und Gedanken sind eben wie ein schönes Wild, das schnell entflieht.

Siebentes Kapitel.

In der Nähe des Nichtenwaldes lag das Försterhaus, ein hübsches, schönes Gebäude, welches ringsum vom klaren Wasser des Finklbaches umflossen wurde. Das Häuschen war sehr wohnlich und gut imstande. Es glich einem kleinen Schlosse und gehörte früher zu den Ziegeleien, die man von hier in zehn Minuten erreichen konnte. Hans Karl von Noda hatte es ganz nach seiner Neigung bauen lassen und auch sonst bewohnt.

Jetzt hatte Frau von Bracht — so hieß die fremde Frau — das Häuschen bezogen. Von Volmer hatte es ihr gerne überlassen; denn es lag doch sonst unbenutzt da.

Es war wirklich gütlich hier im Försterhaus, es lag so still und friedlich, so weltfremd und einsam; und das tat der alten Dame so gut. Ihr war auch sonst so wenig Friede auf Erden beichert gewesen im Lebensstreite und im wogenden Gebrause des Weltens. Hier wollte sie ganz dem Andenken ihres Sohnes leben, ihres Hans Karl.

Frau von Bracht hatte die Eve zu sich genommen, während Franzl und Lieschen in einer Familie des Dorfes, deren Kinder gestorben waren, untergebracht waren. Eve war gut und willig, und deshalb bereute die Frau ihr Tun nicht.

Des Mädchens äußere Erscheinung hatte auch gewonnen. Durch das viele und lange Nachwachen war das Gesicht schmal und blaß geworden. Es hatte sich aber in dem Monat, der seit dem Tode der Großmutter verlossen war, etwas gerundet und gerötet.

Die tiefen, gewöhnlich ernst und melancholisch blickenden Augen konnten manchmal heiter und lebensstroh in die Welt schauen, denn es ist ein Vorteil der Jugend, daß sie Bitteres schnell vergißt. Frau von Bracht tat es wohl, ein junges knospendes Wesen den ganzen Tag um sich zu haben.

Am meisten freute sich die gute, alte Frau, wenn Cezi-Liese nachmittags zu ihr herüberkam. Beide verband schon in kurzer Zeit eine innige Freundschaft. Warum es so war, wußten die im Alter so verschiedenen Frauen wohl selbst nicht, sie fragten es sich aber auch nicht; denn es hätte niemand sagen können, da sich eben vieles besser empfinden und fühlen, als in Worten aussprechen läßt.

Es war einige Tage vor Weihnachten. Auf den entlaubten Baumwipfeln lag leichter Schnee als Schmutz für die Festtage. Der Fichtenwald stand still und ruhig im Winterfrieden, und über seinen Saum schien die Sonne wie eine Verheißung besserer Stunden.

Auf dem Hofe von Marienwald hüpfen die Vögel, denen der alte Heres gerade Futter hinstreute, hin und her. Die Spazier trieben sich lärmend und zankend auf dem Dache herum. Das bißchen Sonne, das nach den Wochen mit ewig grauem Himmel just gekommen war, tat ihnen wohl, es tat ihnen gerade so gut wie die Aussicht auf das Mahl, das Heres ihnen bereitetete.

Cezi-Liese stand wieder am geöffneten Fenster und schaute sinnenden Auges in der Richtung der Sonne; wenn das Mädchen auch mit geöffnetem Munde die reine Winterluft einjog, Freude und Friede leuchtete nicht aus seinen Zügen.

Es ahnte, daß es bald kommen würde. Nicht lange dauert es mehr, und der Vater wird verlangen, daß seine Tochter Hans Karl von Noda vergesse und Herrn von Echt die Hand reiche. Daß der Vater es jetzt schon wünsche, hatte Cezi-Liese länger gewußt. Er war eben so.

Damals, als ihn die Gicht so sehr geplagt hatte, glaubte er, die Arbeitslast nicht mehr tragen zu können. Da fand der Vater die Ruhe schön und sah es gerne, daß Hans Karl von Noda auf seinem Gute schaltete und waltete und sich die Liebe seiner Tochter erwarb.

Jetzt war es anders. Von Echt hatte einen bösen Dämon im Vater geweckt, den der Eucht nach immer mehr Gelände. Das Nichtenwäldchen, welches einst ihres Vaters Stolz gewesen war, genügte ihn nicht mehr; es mußte ein Wald werden, drum kaufte von Volmer noch einen anarenden Busch hinzu, und auch zu den Wiesen hatte er hinzukaufen. Daß von Echt der Urheber dieser Gedanken ist, weiß Cezi-Liese wohl. Auch das Geld ließ dieser dem Vater.

Und deshalb soll sie diesen Mann lieben? Lassen möchte sie ihn, der ihr nicht einmal die stille Hoffnung und Sehnsucht, die Erinnerung an ihr zerfälltes Glück gönnt.

Bis jetzt hat Cezi-Liese einer Aussprache mit dem Vater ausweichen können. Aber wie lange noch!

Sie träumt weiter. In der letzten Zeit hat ihre Erscheinung etwas Unausgesprochenes und Visionäres bekommen. Fast zu schwer schien die Masse hellblondes Haar für den Kopf, der leicht nach vorn geneigt war. Wie sie so da stand mit dem schlanken Gliedkörper, den Mund dürstend geöffnet, aus dem der Atem schnell in die reine Winterluft hineinslog, sah sie aus wie die verkörperte unstillbare Sehnsucht nach Sonne und Licht, nach Glück und Freude, nach Friede und — Liebe.

Die Sonne versteckte sich hinter einer Wolke. Graue und bläuliche Töne huschten über das winterliche Gefilde, wie der Niesenleib düsterer Ahnungen über Seelen lagert.

Der warme Glanz in den Augen des Mädchens erlosch; hoffnungslos sah Cezi-Liese drein. Mit hängenden Armen lehnte sie sich müde an das Fenster und starrte hinaus, bis die Tränen unaufhaltsam tropften.

So hatte die besorgte Mutter ihr Kind in den letzten Wochen häufiger gefunden. Dann hatte sie es an ihr Herz gezogen, damit es sich dort ausweine. Und es wurde Cezi-Liese besser.

„Cezi-Liese! Cezi-Liese!“

Erschreckt fuhr diese aus ihrem Sinnen empor. Sie strich sich mit der schmalen, weißen Hand über die Stirn und trocknete sich die Tränen. Gott es war der Vater, am schweren Tritt hörte sie es. Sie fürchtete ihn fast. Jetzt mußte er kommen!

„Suchst du mich, Vater? Hier bin ich!“ Damit öffnete sie die Thür.

Der Vater trat zu ihr auf das Zimmer. Es war ihr Arbeitszimmer, mit all den Andenken an ihn — Hans Karl. Herr von Volmer sah sich erst ein wenig um in dem Zimmer — denn er war seit Jahr und Tag nicht mehr hier gewesen — ehe er antwortete.

„Freilich suchte ich dich! Ich hätte mir aber denken können, daß du hier stecktest, das reinste Hans Karl-Museum hast du ja! Stecke den Blunder doch in den Dien, Kind. Er ist zu nichts nütze. Begrabe, was tot ist, und greife nach neuem Leben und neuer Liebe.“

Das stach das Mädchen ins Herz. Ihre Liebe war doch nicht tot. Nein! Und die teuren Liebeszeichen? Um nichts in der Welt hätte sie dieselben hinweggegeben.

„Vater! wie kannst du nur so reden, laß mir doch das bißchen Glück der Erinnerung und Hoffnung, es ist ja ohnehin schon wenig.“

Der Vater sah die Tochter an und merkte nun, daß sie wirklich müde und blaß ausah. Aber in dem Augenblicke erfüllte ihn das nicht mit Sorge und Angst, sondern eher mit Ärger.

„Eben deshalb. Deine Hoffnung ist ausichtslos und darum unsinnig, und du weißt, ich liebe deine krankhafte Neigung, nur der einmal entschwundenen Vergangenheit zu leben, nicht. Ist nichts für ein junges Mädchen, dem sich so viel Liebe, Sorgfalt und Glück gern in die Arme wärme! Greife doch zu! Von Echt bietet dir doch sicher, was ein Herz verlangen kann.“

Da war es gesagt, wie Cezi-Liese es hatte kommen sehen. Sie erzitterte und erlebte noch um einen Schatten tiefer.

„Vater, Vater! nur das nicht, es würde mich töten, wenn ich einem ungeliebten Manne die Hand geben müßte.“

Sie hob bittend die Hände zu ihrem Vater auf und flehte aus geängstigtem Herzen: „Laß mir doch meine Liebe, lieber Vater, ich will ja sonst alles tun, was du verlangst, nur den von Echt kann ich nicht nehmen. Ich hasse ihn ja; es ist mir Ueberwindung genug, ihn zu grüßen. Ich tue es ja nur dir zu liebe.“

Tränen standen dem Mädchen in den schönen Augen und glänzten wie Taurophen auf den Wimpern. Cezi-Liese sah aus, wie eine weiße Rose mit Tau in der Blüte, wenn sie den schlimmen Nordwind bittet, sie nicht zur Erde in den Staub zu reißen.

Sonst hatte sie den Vater nie vergebens gebeten. Und heute! — Von Echt mußte doch einen starken Einfluß auf den Gutsherrn gewonnen haben, daß den Vater die berechtigten Tränen seines Kindes nicht rührten.

„Nun hör mir auf mit deinem Gejammer, das könnte ja einen verrückt machen. Nimm doch Vernunft an! Von Echt ist ein hübscher und stattlicher Mensch, hat ein feines Gut und — dich gern. Was willst du noch mehr. Was wäre das ein Ding: Marienwalde und Sophienhall zusammen! Du bist ja meine Einzige.“

„Eben deshalb! Weil ich dein einziges Kind bin, dränge mich nicht, einen ungeliebten Mann zu heiraten. Zwinge mich doch nicht, untreu zu werden an Hans Karl. Es wird mir

doch noch einmal Glück zu teil. Und von Echt . . . er liebt mich nicht. Wenn er mich ansieht mit seinen stehenden Augen, überreißelt es mich stets kalt. Hans Karls Auge leuchtete immer so ruhig, so froh und selig, wenn er mich ansah, dagegen schaut mich von Echt an so wild wie ein Tier. Es ist keine Liebe, Vater, er will mich haben aus anderen Gründen, das sagt mir mein Herz. Der Mann ist falsch und hinterlistig, und . . . ich liebe ihn nicht, nicht einmal achten kann ich ihn."

Von Volmer war auf und abgegangen; er blieb nun stehen, als er heftig aufjubel.

"Jetzt ist es genug, das kann dem Stärksten auf die Nerven fallen. Du kriechst herum wie ein getretener Wurm und jammerst wie ein Wickelkind, deine Mutter gefällt sich seit Wochen in einem vorwurfsvollen Schweigen, wenn nun bei all der Sorge und Arbeit meine Nerven zum Teufel gehen, kümmert euch das wenig. Das ist es ja eben, nur an dich selbst denkst du."

Cezi-Liese sah den Vater von der Seite an, es war komisch, daß der gesunde und starke Mann mit dem blühenden Gesicht von Nerven sprach. Sie konnte anfangs nichts erwidern, so hatte sie den Vater noch nie gesehen. Sollte der Vater doch mehr Sorgen haben, mehr wie sie ahnte. Daß das Gut ja nicht schuldenfrei war, wußte sie.

"Nenne deine Sorgen, Vater, und ich will dir helfen, so viel in meinen Kräften steht. Ohne Liebe heirate ich aber nie und warte lieber."

"Zum Aufschrei mit deinem Warten! Immer warten, wie lange, bis du eine alte Jungfer bist und dich niemand mehr will. Alles um einen, der fast ein halbes Jahr weg ist und keinen Laut hören läßt."

"Ich hatte ihn auch so tief verfehlt, Vater, und wer weiß, was geschehen ist, was ihn abhält, zu schreiben. Ich traue fest auf ihn."

"Schön! Warum begegnet man denn meinem Gutsnachbar, der mir so freundlich die schwere Arbeit abnimmt, mir überall trenn hilft und rät, mir bereitwilligst große Summen leiht, mit Arzwohnen und Mägden?"

von Volmer redete sich immer mehr in Eifer.

"Ich mißtraue doch nicht allein. Onkel Major hat dir ja die Gründe angegeben. Alle, auch die Mutter und Frau von Bracht begegnen dem Manne mit Mißtrauen. Keiner hat ihn gern. Höre nur seine Dienstboten reden, selbst die Kinder des Dorfes mögen ihn nicht leiden. Und Vater, denk doch an das Gesicht, an die Ahnungen der toten Kei, mir lassen deren Worte keine Ruhe bei Tag und Nacht. Sei doch nicht allein taub gegen alle Stimmen, die sich mahnend erheben!"

"So . . .!" kam es breit, gedehnt aus von Volmers Munde, "du willst mich, meinen alten Vater, auch noch schulmeistern. Ist das ein Ton gegen mich, der nur dein Bestes will!"

"Vater, erkenne nicht dein Kind," bat Cezi-Liese mit zitternder Stimme, die Tränen ersticken wollten, "ich will ja gern alles tun, arbeiten, mich einschränken, nur verlange nichts von mir, was meinen heiligsten Gefühlen widerstrebt, ich müßte dir dann . . . ungehoriam werden."

Jetzt glaubte von Volmer Grund genug zu haben, um aufbrausen zu müssen. Er schlug mit der Faust auf das kleine Tischchen, daß die kleinen Zigarren umfielen, und seine Tochter bebte wie Espenlaub.

"So, also daran sind wir. Ich verlange, daß du meinen Willen tußt und Herrn von Echt wenigstens Hoffnung gibst. Vater, ich kann ihn ja nie lieben!" hauchte Cezi-Liese.

"Liebe, Liebe, die soll wohl kommen, wenn man warm im Neste sitzt, heute redet alles von Liebe, früher befaß einfach Vater und Mutter, und man wurde auch glücklich, und damit basta!"

Noch einmal suchte Cezi-Liese schluchzend entgegenzusprechen, doch von Volmer unterbrach sie.

"Ich will nichts mehr hören. Herr von Echt feiert in diesem Jahre Weihnachten mit uns, und du bist freundlich gegen ihn, wie er es verdient; ich befehle es dir. Nun gebe herunter. Dein Heulen und Träumen will ich nicht mehr."

Mechanisch nahm Cezi-Liese ihre Pelzjacke und ihre Kappe und ging schweigend herunter. Ihr solate knurrend und scheltend der Vater. Dem war es doch nicht so recht wohl bei der Sache, und er verhängte sich nur hinter sein Schelten und Knurren. Er ging dann über den Hof zur Zehaus, wo die Knechte beim Dreschen waren, um dort seiner Laune weiter Luft zu lassen, so daß die Knechte meinten, als er wieder gegangen war:

"Der Herr wird mit der Zeit ein echter Echt, seit dessen Geist ihn regiert, kennt man ihn nicht wieder."

Unterdessen schritt Cezi-Liese dem Forsthaue zu. Es war ihr so traurig zu Mute. Wo sollte das noch alles enden. Was doch eine einzige unüberlegte Tat für Folgen hatte.

Es war einige Tage vor Weihnachten und Eve gerade damit beschäftigt, einen Tannenbaum in einen Kübel zu setzen.

Frau von Bracht kam Cezi-Liese schon entgegen und freute sich wie immer. Sie küßte das Mädchen auf die Stirne so innig wie eine Mutter ihre Tochter küßt.

"Schon wieder traurig, Kind, und das vor dem heiligen Feste, wo alles frohe Augen machen soll."

"Wie sollte ich, Mütterchen Bracht, mir steht ein trauriges Weihnachten bevor."

Erst nach einer Weile, als Cezi-Liese die aufsteigenden Tränen tapfer heruntergeschluckt hatte, erzählte sie alles, was sie mit dem Vater gesprochen hatte. Dann sah sie mit den tieftraurigen Augen Frau von Bracht an.

Liese zog das Mädchen an sich wie ein eigen Kind, strich mit sanfter Hand über deren üppiges Haar und sprach leise und tröstend:

"Laß darum doch keine Bitterkeit im Herzen aufkommen, Kind, solange du jung bist, erhalte dir fromm einen reinen heiteren Sinn, wie auch der Würfel im Leben fallen mag."

"Ich kann doch nicht heiter sein, wenn mir schier mein Herz brechen will vor lauter Weh und Ach!"

"Krennen kann man sich dann allerdings nicht, aber du brauchst auch nicht zu verzagen im Unglück, sondern kämpfe mit Mut und Ausdauer."

"Gegen den Vater kann und darf ich doch nicht an."

"So meine ich das auch nicht, Cezi-Liese, tue deinem Vater den Willen, und sei freundlich gegen den Herrn von Echt."

"Wie soll ich denn das verstehen, das wäre . . ."

"Verstehe mich nicht unrecht, ich meine, du mußt suchen, Zeit zu gewinnen."

"Was nützt mir Zeit, wenn ich nichts zu beginnen weiß."

"Du mußt diesem Manne Mut machen, dich langsam, ganz langsam gewinnen zu können, dann gewinnst du Zeit und Zeit gewonnen ist viel, da kann sich viel ändern. Entweder Echt zeigt sich mit der Zeit als das, was er ist, oder ein anderer kehrt heim."

Auf diese Trostworte hatte Cezi-Liese nur ein schwaches Lächeln.

Eve brachte nun den Baum herein, der geschmückt werden sollte. Allerhand Sachen wurden ausgepackt und sortiert. Cezi-Liese machte kleine Körbchen aus buntem Papier, während die Entel der alten Kei geleimte Ruchshalen mit Goldschmuck überzog. Da drei flinke Handpaare sich rührten, ging alles flott von statten. Nur noch die Lichter anzufechten, und der Baum stand in voller Pracht da.

Zuletzt wurden unter dem Baum die Krippe mit dem Kinde, sein aus Wachs, die Mutter Maria, der heilige Josef und die Hirten aufgestellt. Getrodnetes und gefärbtes Gras war die Weide für die etwas groß geratenen Holzschäfchen mit dem Watterfelle. Cezi-Liese hatte sie früher als Kind schon kritisch gemustert, weil eines an Größe seinen Hirt überragte. Es war nämlich die Krippe, die früher auf Morienwalde gestanden hatte.

Am Abend vor der heiligen Nacht standen außer dem kleinen Franz und dem Lieschen, die Eve geholt hatte, wohl noch ein Duzend Kinder aus dem Dorfe im Vorzimmer erwartungsvoll und mit leuchtenden Augen; denn sie sollten einen wirklichen Christbaum sehen. Das war damals eine Seltenheit; heute brennen fast im ärmsten Häuschen Lichtlein am geziertern Baume.

Die Tür öffnete sich und heller Schein flutete der Kinderstube entgegen. Das glüherte und schimmerte, wor das eine Pracht. Die Kinderleuten träumten sich im Himmel, wo es sicher nicht schöner sein konnte. Franz machte sein Mäulchen auf vor Entzücken, und vergaß geraume Weile das Zumachen.

Als nun Cezi-Liese auf dem Klavier „Stille Nacht“ präbalierte, stimmte der frohe Kindersturm aus vollem Herzen ein, selbst Franz sang mit, wenn es auch falsch war. Gott, wor das sicher doch anaenehm. Und leise unhörbar, nur dem reinen Gemüte sichtbar, schwebten Engel nieder und sangen die Weisen mit.

Nachdem das Lied beendet war, ließ Cezi-Liese ihre Hände auf den Tasten ruhen und Tränen verlieten über ihre blassen Wangen nieder. Ihre eigene Jugend stand vor ihr, was war sie als Kind so glücklich und auch, als Hans Karl mit ihr unter dem Baume stand.



Der verhaftete Staatsrat Popuchin,
ehemaliger Chef der russischen Staatspolizei.

Und nun? Auf Liebesfreund war Liebesleid gefolgt.
Aber die Erinnerung baute in ihrem Herzen eine Schutz-
wehr auf und machte sie stark und mutig, den Kampf um
die Liebe zu kämpfen.
Als Cezi-Liese hernach die Geschenke mit ansteckte, hatte
sich eine leichte Röte der Freude und des Friedens auf die
Wangen gestohlen.

Etwasfrüher, aber am selben Tage sah der Major von
Langst in seinem Rauchzimmer und blies mächtige, blaue
Tabakwolken von sich. Den Degen, welchen er gerade blank
putzte, hatte er hingelegt und las nun zum zweiten Male
einen Brief, der vor ihm lag.
Dessen Inhalt machte den al-
ten Herrn wohl etwas in Har-
nisch verfehen; denn er knurrte
und brummte ganz gehörig.
Seine Frau steckte den Kopf
zur Türe herein und sah ver-
wundert ihrem Gatten zu.

„Na, Alterchen! Du brummst
und knurrst ja, als wollte man
einem Hunde seinen Knochen
fortnehmen.“

„Da soll man nicht knurren?
Der auf Marienwalde schnappt
in seinem Alter noch über vor
Verrücktheit, läßt sich von dem
Nusjo Echt zu allem bestim-
men, was nicht nützt. Da hat
er noch zu dem Fichtenwalde
und zu den Wiesen hinzu ge-
kauft, als ob das Gut noch
nicht genug Lasten zu tragen
hätte. Doch da! Lies, was Cezi-
Liese schreibt!“

Diese hatte, wie es in jedem
Jahre geschehen war, den Du-
tel und dessen Komitè zum
zweiten Weihnachtsabend ein-
geladen und dann die jüngsten
Ereignisse kurz geschildert. Die
Frau Major las den Brief
und leute ihn dann kopfschüttelnd
hin.

„Da hat das arme Kind aber ein schönes Weihnachtsgeschenk
vor sich.“

„Und das alles wegen so einem Echt. An allem ist der
Mensch schuld. Unecht sollte man ihn tanzen; denn so
einer ist kein echter Mann.“ Des alten Soldaten Stimme
hob sich, und ein tiefer Groll drang durch.

„Gäthe der Kunde mir den Riemen am Steigbügel zer-
schnitten, er hatte jetzt seine Portion Blei zwischen den
Rippen, so ein versägelter Riemenschneider.“ Zornig sprang
von Langst auf und durchmaß pustend und fauchend den
Raum.

„Run setz dich doch, Ludo! Damit ist doch nicht geholfen,
es muß doch etwas geschehen für das Kind.“

Damit umfaßte die Frau den Major und drückte ihn
in seinen Sessel. „Laß uns doch überlegen, was da zu
tun ist!“

„Überlegen, überlegen. Dreinschlagen sollte man. Als
wenn einem, dem es hier nicht mehr ganz richtig ist, noch zu
raten wäre.“ Der Major tippte sich an die Stirn. „Den
muß man seine Hörner sich ruhig einrennen lassen.“

„Aber das Kind, lieber Maan, soll das denn weiter ge-
quält werden?“

von Langst sah seine Frau groß an. Das hatte er im
Eifer vergessen.

„Du hast Recht, Elli, die darf der echte Unecht nie
mit dem Finger anrühren, viel weniger soll er sie haben.
Nur sag mir, wie das anfangen.“

„Großvater! Großmutter!“ tönte plötzlich eine frische
Knabenstimme unter dem Tisch her.

Ueberrascht fuhren beide auf, als der vierjährige Kurt,
ihr Enkelkind, sein blühendes Knabengesicht, unter der
überhängenden Tischdecke hervorstreckte, und die Großeltern
vergnügt anlachte.

Zuerst wollte der Major auffahren. Seine Frau hielt
ihm aber mit leichtem Drucke den Arm, und der Groß-
vater mußte nun lachen.

„Komm mal her, Kurt! Was tuft du Schlingel unter
dem Tische?“

Der Junge kam langsam herbei und sagte: „Du brumm-
test so schön, Großvater, und da bin ich hinten rum unter'n
Tisch gekrochen.“

„Was . . . ? so lange sitzt du schon da?“

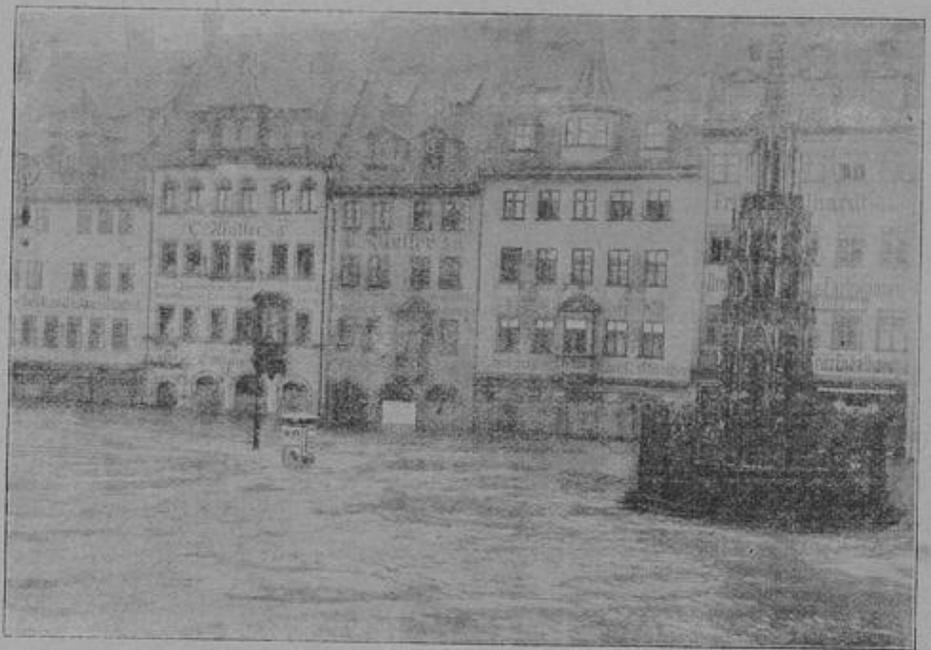
„Ja, ich habe mit gebrummt!“

Da mußte Frau von Langst lachen und der Major eben-
falls.

„Darum konnte ich dein Brummen im Nebenzimmer
hören, weil der Kleine dir getreulich half.“

„Nun marsch! heraus, Bengel!“ fuhr von Langst jetzt
den Jungen an. Der ließ es sich nicht zweimal sagen,
sondern war schnell draußen.

Fortsetzung folgt.



Hochwasserkatastrophe in Deutschland:
Der Hauptmarkt zu Nürnberg unter Wasser.



Hochwasserkatastrophe in Deutschland:
Die überschwemmte Durlacherstraße in Würzburg.

Vom Leben und Lieben.

Skizze von Emil Frankl.

(Nachdruck verboten.)

Der Raubfrost hatte die Erde gar eigentümlich geschmückt. Sie war zu schauen wie ein Mann in weißen Roden, aus dessen Augen noch immer Lebensfreude leuchtet. Die müden Sonnenstrahlen zehren ab und an mit leisem Rollen über die weißen Locken, und die Erde mußte dazu lächeln.

Arthur Junker, der Lehrer von Hellenstein, stand vor der Tür seines kleinen Hauses mit den blanken Scheiben, in deren Oden keine Eisblumen schimmerten. Er rüstete sich zum Ausgehen und setzte nur noch eine kurze Pfeife in Brand. Das hatte er vorhin vergessen, weil seine Gedanken den Weg vorausgeeilt waren, den Arthur Junker nun gehen wollte, den Weg durch den schweigenden Bergwald zum Försthaus am Stein.

Sonst wäre das ein herrliches Wandern gewesen durch den mit funkelnden Eisnadeln geschmückten Wald, in dem es zuweilen knarrte und knackte, aus dessen Hallen hie und da schüchterne Rebe herausstraten und verwundert die in Wintergewänder gehüllte Erde betrachteten.

Arthur Junker aber sah nicht viel davon. Seine Gedanken, die vorhin zum Försthaus am Stein vorausgeeilt waren, kamen langsam wieder und bedrückten ihn, dann gingen sie müde in die Vergangenheit, wo die Geschichte spielte, deren letztes Kapitel er erlebt hatte. Und nun ging er hin, um einem Menschen zu sagen: Dein Traum von Liebe und Glück ist zu Ende. Der Tod hat eure Herzen getrennt. Ja, das sollte er Elise Weinhold, der Tochter des Försters am Stein, sagen.

Ihm tat es weh.

Und doch, regte sich nicht irgendwo, im tiefsten, geheimsten Winkelchen seines Herzens eine

Stimme, die ganz lechzief: Nun steht er deinem Glück nicht mehr im Wege?

Aber diese Stimme mußte schweigen. Ehrliches Mitgefühl mit dem Freunde, der vor einigen Tagen in seinen Armen gestorben war, erfüllte sein Herz.

Ja, Heinz Groß war sein Freund. Ihr Bündnis war nicht seit gestern und heute, es hatte Jahre hindurch bestanden. Im Seminar, in einer Zeit, wo das junge Herz so empfänglich ist für Freundschaft, hatten sie ihren Bund geschlossen. Dann hatte sie das Schicksal hingeführt auf zwei einsame Plätze, in den Bergen des Sauerlandes. Dreimal wöchentlich kamen sie zusammen, denn es lag ja nur ein Weg von zwei Stunden zwischen ihnen. Heinz Groß fühlte sich in seiner Einsamkeit nicht glücklich. Wohl sah er mit dem Auge des Dichters die geheimnisvolle Schönheit des Bergwaldes, wohl gab er sich dem Einfluß hin, den die Götternatur des Sauerlandes auf ihn ausübte, aber in

seinem Herzen lebte eine große Sehnsucht nach Entfaltung und dazu vermählte er hier die Anregungen. Er kannte das Leben nur aus seinen Büchern, und ein anderes Leben, als das mit donnerndem Getöse dahinflutende Dasein der Großstadt schien ihm nicht der Beachtung wert. So überließ er die schlichten Menschen, deren Kinder er erziehen sollte, deren Tage so ruhig dahinfließen zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Auf- und Niedergang, die so gar keine Leidenschaft zu haben schienen, keine seelischen Kämpfe. Wäre Arthur Junker nicht gewesen, er hätte diesem eintönigen Leben ein Ende gemacht, wäre auf- und davongegangen, irgend wohin. Aber Arthur wirkte beruhigend auf ihn. Er predigte nicht, er regte an, suchte Trost und freudige Lebensbejahung zu wecken und zu fördern. Er war der einzige, der liebevoll des Freundes dichterisches Schaffen überwachte, zügelte. Und dazu war er wohl imstande, denn er kannte das Leben, es hatte ihn arg herumgeschleudert, bis er sich entschlossen hatte, Lehrer zu werden. Lehrer aus Liebe zur Sache. Waren es auch nur sehr untergeordnete Stellen, die er draußen in der großen Welt bekleidet hatte, so



Hochwasserkatastrophe in Deutschland:
Überschwemmte Straße in Heiligenstadt (Eichsfeld).

war ihm doch Gelegenheit geboten worden, zu sehen und zu lernen. Alles, was er erlebt und erfahren, das stellte er in des Freundes Dienst, weil er sein ehrliches Ringen sah, das Geheimnis des Reinen, Wahren, Guten und Schönen zu erfassen, es schöpferisch zu durchleben.

In dieser Zeit waren die beiden Freunde auch in das Forsthaus am Stein gekommen. Sie fanden dort patriarchalische Gastfreundschaft, jene wohlthuende Gradheit und Offenheit, die nur selten erlangt wird, weil man sie — so selten findet. Von da ab wurde es den beiden Freunden zur Gewohnheit, ihre Sonntagnachmittage im Forsthaus am Stein zu verleben. Daß sie noch etwas besonderes anzog, was allerdings zu dem trauten Kreise des Försters Weinhold gehörte, verhehlten sie sich gegenseitig, und dieses besondere war ein schlichtes Mädchen mit lustigen braunen Augen, die doch so lieb und tief blicken konnten, hinter deren feinen Vorhängen man ein Herz schimmern sah, von dem jeder denken mußte: das gibt gar guten reinen Klang. — ein Mädchen, das nicht nur im Haushalt energisch zugreifen konnte, sondern auch wie eine Nachtigall sang, als hätte die Sonne und Liebe all die Töne aus ihrer Brust mit süßem Ruf gezogen. Dieses Mädchen fanden sie im Forsthaus am Stein, Elise Weinhold.

Wie Funke heute mit festen Schritten durch den mit weikem Diadem geschmückten Bergwald schreitet, muß er an jene ersten Stunden denken, die er damals durchlebt, wie so plötzlich in seinem Herzen ein Singen und Klingen anhub, als sei ihm erst jetzt die Sonne in all ihrem goldenen Glanz aufgegangen, als pulse in seinen Adern Schöpferkraft. Es war in der Weinlaube, als er Elise zum ersten Male allein getroffen. Erst waren sie beide ein bißchen verwirrt und ihm war's, als liefen seine Augen wie ein Fenster an, an dem ein sehr lieber Mensch nach uns Ausschau hält. Und durch all das Kimmern und Funkeln sah er nur sie. Und durch all das Jubeln und Klingen hört er nur einen Ton: Zum ersten Male vernimmt er ihn, aber es ist ihm, als wäre seine Seele seit ihrem Urbeginn auf diesen Ton eingestimmt, als habe sie geschlafen wie ein herziges Kindlein, um mit diesem Ton auf den Lippen zu erwachen: Liebe! Ein großes Verlangen, das sich nicht niederzwingen ließ, erstand in ihm, mit starkem Arm das süße Mädchen zu umfangen, ihren kirschroten Lippen das Geheimnis seines Herzens anzuvertrauen. Und wie er berauscht von Liebe und Glück seine Hände ausstreckte nach Elise, sah er ihre Augen fremd und fragend auf sich ruhen, sah er, wie ihre Lippen hart und spröde sich aufeinander preßten. Da ließ er die Hände sinken, und ein Bittern durchlief seinen Körper, ein großer, zehrender Schmerz füllte sein Herz aus und schaute aus seinen Augen, in denen aller Glanz erlösch, als hätte Gott vom hohem Himmel die Sonne verbannt. Ihn froh, und er drückte sich schon in die Ecke, als Elise wortlos an ihm vorüberging. Dann blieb er allein, und wie er sann, blickte ihm die Jugend über die Schulter und sah ihn ein bißchen schelmisch an, als wollte sie sagen: „Du bist doch sehr einfältig, daß du all' deinen Mut so schnell von dir wirfst.“ Die Jugend sprach noch mehr, und langsam kam die Hoffnung wieder. Dafür war seine Liebe zu groß, als daß sie so plötzlich hätte sterben können. Aber er verließ seine Gedanken ganz tief in seinem Herzen und sprach nur mit sich selbst über seine Liebe. Es war das einzige Geheimnis, das er vor Heinz Groß hatte, und er konnte und wollte es ihm nicht enthüllen, weil Hoffnung und Zweifel noch immer im Kampfe miteinander lagen.

Heinz genoß in dieser Zeit alle Freuden und Leiden des schaffenden Künstlers. Es war keine leichte Aufgabe, den spröden Sagenstoff, den er gelegentlich gefunden, dramatisch zu gestalten, und manchmal wollte er am Vollbringen verzweifeln. Dann stieg bitterer Unmut auf in ihm, daß er in dieser trostlosen Einside sein Leben zubringen mußte, abgeschnitten von der Welt, die Anregungen gibt. Deister als sonst kam Arthur zu seinem Freunde, und er beunlugte sich nicht nur mit ermunterndem Jubel, sondern er schärfte des Schaffenden kritisches Gewissen, nahm Stellung zu jedem Satz, den er schrieb. Und alsdann das Werk endlich gelungen war, stand er Heinz mit seinem Rat zur Seite, um die geeignete Stelle zur Prüfung des Dramas zu finden. Wohl fühlte Heinz, wieviel er dem Freunde in den letzten Wochen schuldig geworden, aber die bange Erwartung des Urteils ließ ihn alles andere vergessen. Eine seltsame Unrast kam über ihn. Die Schule wurde ihm verleidet, und zum ersten Male, seit er im Amte war, vernachlässigte er sie. Immer gespannter richtete sich sein Blick in die Zukunft, wenn er Erfolg hatte! Wenn, ja dann

machte er einen Strich unter sein bisheriges Leben. Mächtig regten sich neue Gedanken und Entwürfe in seiner Brust. Wenn die Bahn erst frei war, dann wollte er zeigen, was er zu leisten vermochte.

Die Entscheidung ließ lange auf sich warten. Heinz hatte Arthur in Hellenstein besucht. Es war Sonntag. Gemeinsam wanderten sie den Weg durch den Wald, auf dem die Sonnenstrahlen ruhig lagen, zum Forsthaus am Stein. Heinz sprach von Elise, und wie er so begeistert ihren Liebreiz pries, ging durch Arthurs Seele ein großes Erschrecken und legte sich auf sein Gemüt wie eine dunkle Wolke. Und die Blitze der Eiferucht zuckten aus der Wolke. Er mußte frampfhaft an sich halten, sonst wäre er geloben, es trieb ihn fort von dem Menschen, den er Freund nannte, und der ihm sein Glück, seine Hoffnung rauben, sein Leben zerstören wollte! Die kleinen Köhren am Wege, um deren Zweige die Sonne goldene Schleier wob, kamen ihm vor wie häßliche Kobolde, schadenfrohes Gesindel, das ob seines Herzens Not und Angst spottete. Heinz aber war zu sehr erfüllt von Bildern der Zukunft, als daß er die dunklen Schatten hätte sehen können, die über des Freundes Antlitz zogen.

In diesem Tage achtete Arthur sehr genau auf jede Einzelheit im Verkehr Elises mit Heinz. Er sah ihr frohes Leuchten, wenn sie mit Heinz sprach, er fühlte, wie sie für ihn, nur für ihn sang. Das alles hatte er bisher in seiner Unbefangenheit nicht wahrgenommen. Eine tiefe Traurigkeit kam über ihn. Sturm war in seiner Seele. Leise stahl er sich fort und schritt den Hügel hinauf, an dessen Hang das Forsthaus stand. Dort oben war eine Lichtung. Ein feiner Moosteppich bedeckte den Boden. Der Wind strich leise über diese unheimbaren Pflanzen, daß sie sich neckisch zunickten wie Kinder beim Spiel. Arthur aber sah nichts davon. Ein feuchter Flor lag vor seinem Auge. Er warf sich auf den Boden, und seine Hände krallten sich in das Moos und richtete in dem grünen Teppich grobe Vermächtigungen an. Wirre Gedanken zogen durch seine Seele, bittere, unfrohe Stimmen riefen laut und höhnten, was ihm sonst heilig war. Plötzlich aber verdichtete sich der feuchte Schleier vor seinen Augen: Arthur Funke weinte der zu Boden geistelebten Liebe heiße Tränen nach.

Am Forsthaus am Stein fand er ein Brautpaar, und seit jenem Tage trug kein Gesicht einen müden, resignierten Zug. Die Liebe war tot, doch den Haß ließ er nicht aufkommen.

Die Tage gingen sehr schnell. Zumal für Heinz Groß. Bei ihm war das Glück eingelehrt. Er mußte kaum, worüber er sich mehr freuen sollte: Elise Weingold war seine Braut, sein Drama sollte in Kassel aufgeführt werden. Es brachte ihm einen bedeutenden Erfolg. Die Kritik rühmte die irische, bezaubernde Ursprünglichkeit der Dichtung und versprach sich viel von künftigen Werken. Heinz war stolz und glücklich. Nun aber, einlames Verdrüben, jetzt geht's mit Sang und Klang dem Leben entgegen! Arthur mahnte und riet ab, den Lehrerberuf aufzugeben. Er tat es in seiner ruhigen Weise, er hatte ja allen Ueberichwang abgelegt, seit seine Liebe von ihm gegangen. Heinz sah ihn ganz verwundert an: „Nein, Arthur, gib dir keine Mühe, mein Entschluß ist unerschütterlich. Und jetzt wollen wir nach dem Stein gehen.“ So sprach Heinz. Am Forsthaus am Stein mußte Heinz noch einmal sein Vorhaben energisch verteidigen. Alle waren dagegen: der alte Förster, der seine „Dichterei dummes Zeug“ nannte, Elise, die Mutter. Aber es half alles nichts. Jahrelang hatte Heinz sich hinausgelehnt, jetzt war die Stunde der Erfüllung gekommen.

In der ersten Zeit bekam Arthur noch häufig Nachrichten von seinem Freunde. Aus allen Briefen klang es wie heller Jubel, man hatte ihn in Kassel sehr gut aufgenommen, und er arbeitete an einem neuen Drama. Dann wurden die Briefe immer seltener. In einer literarischen Zeitschrift las Arthur die Kritik über des Freundes neuestes Drama: Sie lautete vernichtend: „fades Weltanschauungsgeschmisse“ hatte der Rezensent es genannt.

Drei Jahre später.

Arthur Funke, der Lehrer von Hellenstein, hatte sie ruhig und friedlich verbracht. Nach Zerstreungen lehnte er sich nicht, er hatte die Schule, die Natur und die Bücher. Wenn das alles noch nicht genügte, lehte er sich in seine Laube und pflügte auf dem Ader der Vergangenheit und modelte an seinem Herzen. Zum Forsthaus am Stein kam er selten. Was sollte er dort? Freilich, in letzter Zeit hatte es ihm scheinen wollen, als sei auch dort nicht alles in

Ordnung. Elise schaute so merkwürdig verjonnen an ihm vorbei, und der alte Förster Weinhold war meist über Laune.

Von Heinz hatte Junker in letzter Zeit gar nichts mehr gehört. Ihm tat das fast weh, denn er hatte nicht aufgehört, Heinz als Freund zu betrachten, trotz allem. Schon wollte er im Forsthaus sich erkundigen, aber er brachte die Frage nicht über seine Lippen, und daran erkannte er, daß sein Herz noch immer nicht vergessen konnte.

Da kam eine Karte von Heinz. Sie war mit Bleistift geschrieben. Die Schriftzüge waren fahrig und zitterig, kaum zu lesen. Eine Einladung enthielt sie und zwischen den Zeilen zitterte Weh, Enttäuschung. „Ich bin fertig mit allem, auch mit der Geinndheit. Wenn du kommen wolltest! Fast ist es zu vermesssen, dich darum zu bitten. Trotzdem tue ich es! Komme!“

Und Arthur Junker fuhr hin. Es war an einem Samstag, und im Bergwald war eitel Jubeln und Jauchzen. Das taten die Vögel, die lieben kleinen Schelme. Arthur schenkte ihnen heute keine besondere Aufmerksamkeit. In Gedanken war er bei seinem Freunde, durchlebte er sein Leben. „Er geht am Wikerjög zu Grunde,“ dachte er. Und als er dann endlich am Krankenlager des Freundes stand, da war eine große Liebe und Teilnahme in ihm, wie sie nur jene kennen, die das Leid gemeistert haben. Heinz Groß war dem Tode verfallen. Zu deutlich war das seinem Antlitz aufgeprägt. Er machte auch kein Hehl daraus. „Ich bin ins Leben hinausgefahren wie ein Mann, der in schwankendem Nachen sich aufs weite Meer hinauswagt, weil der Wellen Spiel und Wogen seine Vorsicht einschläfert. Ja, Arthur, so habe ich's gemacht, in kindlichem Unverständnis meine Kraft überhäht, sie zersplittert und verzettelt. Ich hätte es schon damals wissen können, als sie mein zweites Stuch ausspiffen, kalt ablehnten, daß ich zu Ende war. Aber ich lehnte mich auf gegen diese Einsicht, zu immer stärkeren Reizmitteln nahm ich meine Zuflucht, um meine Phantasie auszurütteln. Auf diese Weise habe ich mich geistig und körperlich ruiniert. Die Not pöchte an, ich mußte arbeiten, und war doch bankrott. Da schrieb ich an Elise und gab sie frei. Jetzt kommt das Ende, und es ist gut so.“

So hatte Heinz Groß damals gesprochen.

Und Arthur Junker war häufig wiedergekommen, einmal hatte er gar die ganzen Ferien bei ihm verbracht. In seiner ruhigen Weise kämpfte er gegen des Freundes Pessimismus, er streute Samenkörner in sein Herz — eins ums andere — aus denen Frieden sproßte. Und Heinz Groß starb in Frieden, mit sich und Gott; vorgestern hatten sie ihn draußen in der fremden Welt zur Ruhe bestattet. Nun ging Arthur Junker durch den Bergwald, den der Raubreis so seltsam geschmückt hatte, hin zum Forsthaus am Stein, um Elise den letzten Gruß des Freundes zu bringen. Er schritt so langsam und schwer dahin, als trage er eine Bürde auf dem Rücken. O, es war nicht leicht, jemandem weh zu tun, den man liebt.

Arthur Junker traf Elise allein. Sie saßen in der großen Wohnstube. Im Ofen prasselten die Holzstücke. Da erzählte er ihr, wie Heinz von ihm Abschied genommen hatte, wie er gestorben war. Elise weinte nicht, ganz still sah sie da und sah an ihm vorbei durch die blanken Scheiben durch den öden Garten. Es war sehr still zwischen ihnen, und nur die Gedanken wanderten auf und ab, gingen im Kreise. Elise stand auf. Unbewußt hob sie die Hand vor die Brust. Sie sprach sehr leise: „Ich habe ihn sehr geliebt, sehr, aber ich mußte die Liebe zu ihm fortichiden, denn ich fühlte wohl, daß ich ihm nicht genügte, daß er fremde Maßstäbe an mein Weien legte. Das war lange, bevor wir uns trennten. Als dann die Trennung kam, tat das sehr weh. Doch ich habe auch das überwunden, wie man vieles im Leben überwinden kann, wenn man nur ernstlich will. Heinz ist tot, die Liebe starb schon früher; aber Sie werden mein Freund sein, nicht wahr?“

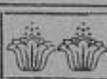
So sagte Elise. Sie hob ihre Augen zu ihm auf, und Arthur Junker sah und fühlte hinter dem schimmernden Schleier ihr Herz. Doch sprechen wollte er nicht. Das wäre ihm wie ein störender Zwischenenton in einer erhabenen Melodie gewesen. Er erfaßte nur ihre beiden Hände, die noch immer an ihrer Brust lagen. „Auf Wiedersehen!“ rief sie ihm nach.

Arthur Junker sah sie wieder. Nachdem der Winter, der schier kein Ende hatte nehmen wollen, doch das Feld geräumt hatte, wanderte Arthur wieder jeden Sonntag nach dem Stein. Er sprach zu Elise als alter Freund, und Elise

gab ihm gern diesen Namen. Bald aber trat etwas zwischen sie, etwas Unausgesprochenes, das sie beengte, und das Arthur beinahe aus ihrer Nähe vertrieben hätte. Als aber aus ihren lieben, tiefen Augen ein süßer Schimmer strahlte, als er sah, wie hohes Eröden über ihre Büge buchte, wenn er nach langer Pause wiedertam, da wußte er, daß sie ihn nun liebte wie er sie. Und daß er diesmal nicht vergeblich fragen würde.

In derselben Laube wars, wo vor vier Jahren seine Liebe wach geworden war. Da sprach er alles aus, was sein Herz erfüllte. Während er sprach, hielt er ihre Hand in der seinen, und als sie unter Weinen und Lachen „ja“ sagte, da zog er sie an seine Brust und küßte sie.

Und über ihnen in den Höhren sicherten die Vögel als hätten sie eine Ahnung von dem Glück zweier Menschenherzen.



Nützliches fürs Haus.



Apfelsinenzucker. Von zwei schönen Apfelsinen reibt man die Schale davon auf Zucker ab, schabt dies auf einen Teller, trocknet es an einem warmen Ort, stößt es mit 200 Gr. Zucker im Mörser, siebt denselben durch und hebt ihn in einer verkorkten Glasbüchse zur Verwendung für Badewert auf.

Vorsichtsmaßregeln gegen Hautausschläge: bei kleinen Kindern. Da die sehr zarte Haut der Kinder zu gewissen Ausschlägen — Ekzemen — sehr geneigt ist, und diese erfahrungsgemäß dort am häufigsten auftreten, wo zwei Hautstellen an einander liegen, oder wo die Haut oft naß wird, tut man gut, solche Stellen schon von vornherein mit Reismehl einzupudern, eventuell vor der gegenseitigen Berührung durch eingelegte Wattestückchen zu behüten, nachdem sie sorgfältig gewaschen und getrocknet sind. Statt des einfachen Reismehles kann man noch mit großem Vorteil das Salicylstreupulver benutzen.

Pulver zu Spiegeln und Glasscheiben. 60 Gramm kölnische Kreide, 30 Gramm Trippel und 15 Gramm Bolus werden zu Pulver gestossen und mit einander vermischt. Beim Gebrauch wird das Glas ein wenig feucht gemacht, ein kleines Lächlein in das Pulver getaucht und das Glas solange damit gerieben, bis es rein ist.

Heliotrop-Niechkräuter. Man pulvert und mischt Violentwurzel 64 Teile, Rosenblätter 32 Teile, Fontabohnen oder Woschus ein halb Teil, und Bittermandelöl — 5 Tropfen auf 375 Gramm —. Das Pulver schlägt man durch ein großes Sieb und mischt dann das Öl und den mit einer Probe von dem Pulver angeriebenen Woschus darunter.

Abgenutzte Feilen und Raspeln wieder zu schärfen: man reinige sie zuerst von allen anhaftenden Unreinigkeiten und fremden Körpern und taucht sie dann 2—5 Minuten lang in eine Mischung von 1 Teil Salpetersäure. Je feiner das Korn der Feile und je geringer die Benutzung, desto weniger lange ist das Eintauchen nötig, und umgekehrt. Die aus dem Säurebade genommenen Feilen werden sodann mit Wasser anhaltend gewaschen, durch Eintauchen in Kalkmilch von jeder Spur von anhaftender Säure befreit und rasch an einem warmen Ort getrocknet. Um sie vor dem Rosten zu schützen, reibt man sie mittelst einer Bürste mit einer sehr geringen Menge einer Mischung von gleichen Teilen Olivenöl und Terpentinöl ab.

Politur für feine Möbel. 60 Gramm Schellack werden mit reichlich einhalb Liter feinen Spiritus in einer Flasche aufgelöst. Der Gebrauch ist folgender: Man macht von beliebigen, abgenutzten, wollenen Teilen einen ganz runden, festen Ball von der Größe eines dicken Apfels, doch so, daß ein Griff zum Anfassen entsteht. Darüber spannt man weiche, einiaermal doppelt gefaltete, abgetragene Leinwand und bindet sie unten fest, wücht einige Tropfen gekochtes Leinöl darüber, gießt etwas Politur darauf, poliert damit die Möbel, indem man sie strichweise solange rund und stark reibt, bis heller Glanz entsteht. So oft es nötig ist, werden Del und Politur von neuem angewandt.

Unsere Bilder.

— **Kronprinzessin Cecilie in Uniform.** Die Verleihung von Kavallerieregimentern an fürstliche Frauen ist in der Armee nicht selten. So ist die Kaiserin Alexandra von Rußland Chef des nach ihr benannten 2. Garde-Drägonerregiments, die Königin Wilhelmine der Niederlande Chef des Hannover'schen Husarenregiments Nr. 15, die Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin Chef des 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Drägonerregiments Nr. 18. Die deutsche Kronprinzessin Cecilie, eine Liebhaberin sportlicher Vergnügungen, besonders des Reitens, zeigt sich (vgl. das Bild Seite 73) gerne zu Pferde, in der kleidsamen Uniform ihres Drägonerregiments.

— **Der verhaftete Staatsrat Lopuchin** (vgl. das Bild Seite 76). Ein sehr ungünstiges Licht auf die politische Polizei werfen die Enthüllungen, die zur Verhaftung des russischen Staatsrates Lopuchin, des Chefs der russischen Staatspolizei, geführt haben. Es darf nahezu als sicher gelten, daß der Polizeioffizier Azew, der Beziehungen zur nihilistischen Partei unterhielt, von Lopuchin, zu einer großen Reihe von Attentaten angestiftet worden ist, insbesondere auch zu der Ermordung des Großfürsten Sergius, des Ministers von Plehwe und des Generals Trepow, die im Jahre 1904 binnen wenigen Monaten angeblich den Bombenattentaten russischer Nihilisten zum Opfer fielen. Die Verhaftung Lopuchins hat den Beweis erbracht, daß er als Chef der politischen Polizei stets mit den Revolutionären in enger Verbindung stand, und daß er es gewesen ist, der ihnen Azews unzweideutige Rolle verraten hat. Azew galt als überzeugter Nihilist, und seine politischen Freunde hatten keine Ahnung, daß er im bezahlten Dienste Lopuchins stand. Er hält sich verborgen, um nicht von der Rache der Nihilisten ereilt zu werden.

— **Die jüngste Hochwasserkatastrophe.** Mit verheerender Macht ist über Deutschland eine Hochwasserkatastrophe hereingebrochen, die zahlreiche Menschenleben vernichtet und große wirtschaftliche Werte zerstört hat. Besonders schwer heimgesucht wurden Sachsen, Bayern und das Rheingebiet. Unsere Bilder zeigen Ansichten der Ueberschwemmungen in Nürnberg (Seite 76), Würzburg und Heiligenstadt (Seite 77).

Zur Unterhaltung.

— **Münchhausen redivivus.** A.: Nun, Sie haben wohl die gefährliche Augenoperation gut bestanden. B.: O, ich sage Ihnen, das war einfach gräßlich, man hat mir beide Augen herausgenommen. A.: Nicht möglich! B.: Aber ich versichere Sie, ich habe doch beide Augen auf dem Tische liegen sehen!

— **Anspruchlos.** Dame: Wie ist denn Ihr Lustspiel aufgenommen worden? Dichter: Das Publikum hat es abgelehnt und, was mich besonders gekreuzt hat, ist, daß der letzte Akt, den ich selbst für den schwächsten hielt, am meisten durchgefallen ist.

— **Der blaue Bri.f.** Erster Hauptmann: Ich begreife nicht, Herr Kamerad, wie Sie sich nach der vernichtenden Kritik des Generals so gleichgiltig mit Lektüre beschäftigen können — was lesen Sie denn da? — Zweiter Hauptmann: Ein Preisverzeichnis für Zivilgarderobe.

— **Enfant terrible.** Der kleine Karl zum Erbontel (an einer Wiege vorübergehend): Geh, Onkelchen, ich doch einmal dieses Gras dahier! Onkel: Aber, warum denn, mein Kind? Karl: Ja, weil Papa gestern sagte, daß er sich schon so darauf freut, bis du ins Gras beißen wirst.

— **Der Kernpunkt.** Mama: Sieh', Hans, man soll nie rachsüchtig sein und seinen Feinden stets vergeben. Stell dir also einmal vor, ein Junge käme und prügelte dich durch — was würdest du da tun? Hans (nachdem er eine ganze Zeit still da gesessen und über dem Problem grübelte, mit prüffiger Miene): Du, Mama, — wie groß ist der Junge?

— **Scherzfrage.** Wie unterscheidet sich ein glücklicher Ehemann von einem unglücklichen? — Der eine hat ein trautes Heim, während der andere sich nicht heim traut.

Rätselreife.

Bezierbild.



Hör' artig zu, das Heinzelmännchen sieht uns.

Charade.

Geschöpfen ohne Zahl die ersten sind
Notwendigkeit zum Fortbewegen,
Ob langsam, schneller oder pfeilgeschwind
Im wilden Laufe sie sich regen.

Gefährlich können sie als Waffe sein,
Ertrag als Grund und Boden bringen,
Und nennst du erst mit Stolz nur eine dein,
Mag em'gem Schaffen es gelingen,

Von meiner Lehren, die mit Recht begehrt,
So viel allmählich zu erwerben,
Daß es im hohen Alter dir gewährt,
Als Gutsbesitzer einst zu sterben.

Des Körpers Wohlfahrt hatte sich geweiht,
Das Ganze, und ob seiner Lehren
Verschallen auch beinahe in unserer Zeit,
Lebt sein Gedächtnis doch in Ehren.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Kreuz: 1. Revolver — Voltige — Vergabung. 2. Jockaste — Cascade — Tebeum. — 3. Laffalle — Salbader — Lederhurt. 4. Molybdy — Latona — Dynamit.

Dreißilbige Charade: Pechvogel.
Versted. Rätsel: Abrüstungskonferenz.
Rebus: Almosen geben macht nicht arm.



Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieserh.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Major nahm wieder seinen Degen, um dessen Griff zu polieren, denn das konnte ihm niemand gut genug machen. Dann sagte er:

„Ich werde nicht nach Marienwalde gehen, wenn ich auch Christa und dem Mädchen zu liebe gera hinführe. Wo ein von Echt ist, kann ein von Langst keine Luft bekommen.“

„So könnte ja Giesbert mit Cezi-Liese machen, was er will; denn du weißt doch, deine Schwester sagt nie viel, die erträgt alles schweigend und verschleicht es in ihr sanftes Herz.“

„Du kannst ja mit Berta und mit den Kindern hinfahren dann ist wenigstens keine Gefahr, daß der Schwager das arme Ding so mir nichts dir nichts an den zweifelhaften Menschen bindet. Berückt genug ist er dazu.“

„Gut, wenn Berta damit einverstanden ist, aber der Junge, Kurt, meine ich!“

„Was soll der?“

„Der hat unsere Unterredung und deine Kraftausdrücke über von Echt gehört, und du weißt ja, wie Kinder sind.“

Ein schallendes Lachen des Majors unterbrach sie.

„Das wäre ja ein Hauptspäß, wenn der gegen von Echt eine Attade

ritt. Fertig bringt der Schlingel es.“ Eifriger rieb er an seinem Degenknopf.

„Wie kannst du lachen, Ludo, so ein Junge kann die dummsten Sachen machen.“

„Daß ihn nur Sachen machen. Vielleicht richtet er mehr aus, wie wir alten Narren. Komm gib mir einen Kuß; es wird gut; der Kurt muß nun erst recht mit!“

Der Major rieb weiter an seinem Degengriff und schmunzelte in sich hinein. Er hatte eben seine — eigenen Gedanken.

Achtes Kapitel.

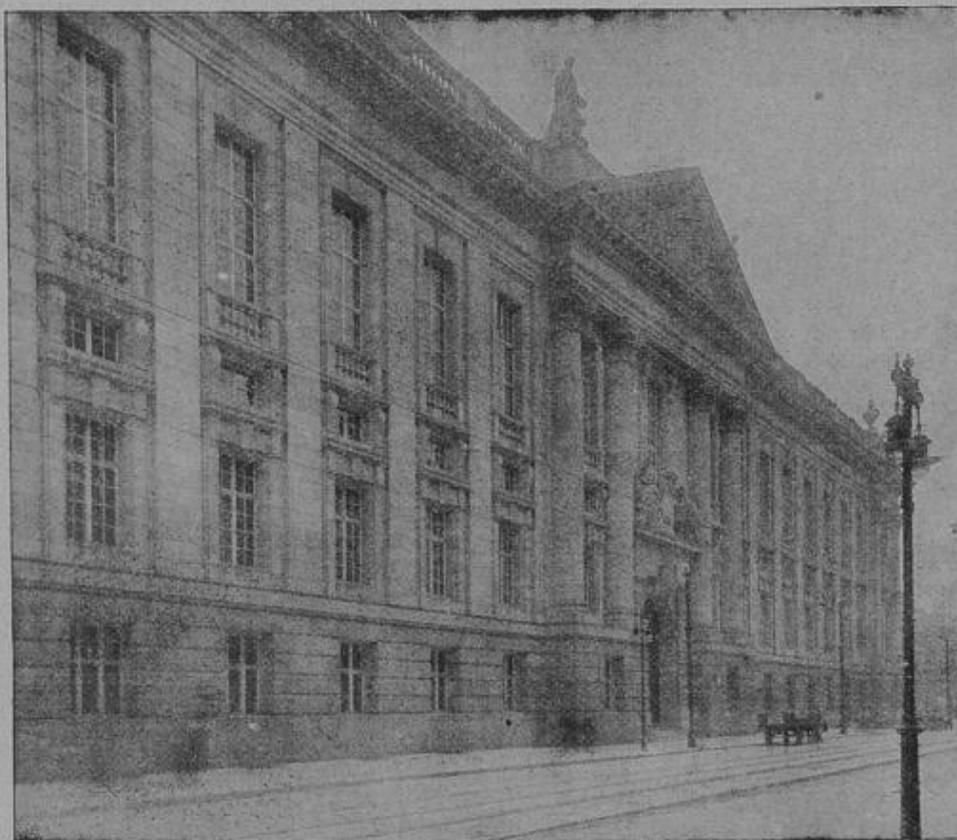
In leichtem Trabe zogen die Pferde den Schlitten in den kalten und klaren Wintermorgen hinein. Die Glockentöne, die zur Christmette riefen, schmolzen mit dem hellen Klingeln der Schlittenschellen zu einem melodischen Weibnachtsgeläute.

Neres hatte es sich auch in diesem Jahre nicht nehmen lassen, selbst den Schlitten zur Christmette zu lenken. Aus dem aufgeschlagenen Belztragen schaute nur seine Nasenspitze heraus, die durch die kurze Peise erwärmt wurde.

Im Schlitten saßen Frau v. Vollmer und Cezi-Liese dicht neben einander und schwiegen. Heute fuhr der Gutsherr zum ersten Male nicht mit zur Christmette.

Ob die wohl daran dachten und deshalb schwiegen!

Cezi-Liese sah zu den Sternen auf. Gerade fiel eine Sternschnuppe und ihre feurige Bahn verwich hinter dem Nichtenwalde. Wo die niederfallen, da



Zum Umzug der königlichen Bibliothek in Berlin.
Die Hauptfront des neuen Heims in der Dorotheenstraße.

gibt es Brand, sagt das Volk, aber das kann ja nicht sein; denn sonst müßte es ja jeden Abend tausende Brände geben, da jeder Beobachter die Sternschnuppe irgendwo anders verschwinden sieht.

Die Mutter sah still vor sich nieder und suchte schließlich unter der schützenden Pelzdecke die Hand ihres Kindes und drückte diese zart.

„Cezi-Liesel!“

„Mutter!“

„Bist du traurig, Kind?“

„Wie kann ich froh sein, Mutter! Ohne ihn gibt es keine rechte Freude für mich. Nicht einmal dem Andenken Hans Karls darf ich leben, ohne daß der Vater böse wird. Sein Name ist erstorben bei uns.“

„Wozu auch unnütze Kämpfe heraufbeschwören, mein Liebling, die doch zu nichts nützen. Der Vater hat sich nun einmal so verändert. Man kennt ihn kaum noch.“

„Früher war doch der Vater nicht so.“

„Du kennst ja seinen bösen Geist, wer weiß, was der Herr von Echt noch alles im Schilde führt; ich kann mich des Gedankens nicht wehren.“

„Mich macht das alles so traurig, ich weiß nicht, wie das enden soll!“

„Wenn du auch nicht weißt, zu was alles frommen soll, wenn der Gram und die Furcht dich niederdrücken will, tröste dich! Gott weiß, warum.“

„Ja, Mutter, ich will beten, daß er mir Kraft gibt, das zu tragen, was er sendet, wenn ich seine Absichten nicht erkennen kann.“

Der Rest des Weges wurde wieder schweigend zurückgelegt. Eben setzte die Orgel mit vollen Tönen ein, als die Gutsherrin und deren Tochter ihren Chorplatz einnahmen. Während der ganzen Zeit betete Cezi-Liesel innig und trug Gott ihr Anliegen vor. Sie fühlte Frieden, Ruhe und Kraft in ihre Seele strömen. Und eine Mutter betete für das Glück ihres Kindes . . .

. . . Stille und ruhig verlief der erste Feiertag im Herrenhause; der zweite brachte Leben ins Haus, denn Berta und die Kinder, die siebenjährige Thea und der Kurt, waren gekommen. Tante Elli war jedoch zu Hause geblieben, im offenen Schlitten war es ihr zu kalt.

Mit dem schwindenden Tage fuhr auch von Echt im Schlitten auf Marienwalde vor. Von Volmer empfing ihn schon draußen am Portale mit zufriedenerm Lachen. half dem Gaste eigenhändig aus dem Pelze und führte ihn in das behaglich erwärmte große Zimmer, welches leichte Dämmerung durchsloß und dadurch noch gemüthlicher machte.

Von Volmer stellte dem Gutsnachbar seine Richte vor. Dieser begrüßte nach einer Verbeugung die Hausherrin und zog dann mit seinem eigentümlichen Lächeln die Hand Cezi-Lielsens an die Lippen. Diese ließ es geschehen und senkte traurig ihr Köpchen. Es brannte ihr auf der Hand weil wenn glühende Tropfen darauf gefallen wären. Und dennoch lächelte sie mit niedergeschlagenen Augen von Echt an; denn sie fühlte die Augen ihres Vaters auf sich gerichtet. Sie bezwang sich und ihr Herz, weil sie am zweiten heiligen Tage keinen Sturm haben wollte.

Als der kleine Kurt den Namen von Echt hörte, sah er sich den Herrn von unten bis oben an, legte die Hände auf den Rücken und verschwand hinter dem Weihnachtsbaum, um einmal verstoßen unter das Tuch zu sehen, das wie ein Vorhang die Gaben barg.

„Gestatten Sie mir, Fräulein Cezi-Liesel, daß ich Ihnen ein kleines Weihnachtsgeschenk zu den Gaben lege,“ sagte von Echt.

Cezi-Liesel antwortete mit demselben traurigen Lächeln, und der Mann legte ein kleines Kästchen zu den Gaben.

Die Zeit ging hin, alles verlief so ziemlich, wie von Volmer es sich gewünscht hatte. Und nun wurden die Lichter des Christbaumes angezündet und die Gaben verteilt.

Zuerst kamen die beiden Kinder an die Reihe. Thea hatte ihr ersehntes Puppen-Mütterchen bekommen und Kurt ein Pferd mit wirklichem Fell und zum Reiten geschirrt. Die Gaben für die Erwachsenen kümmerten die Kinder wenig — Kurt überhaupt nicht — denn diese beschäftigten sich mit ihren Geschenken.

Auch Cezi-Liesel fand ihre Gaben auf dem Weihnachtstisch, konnte sich aber nicht darüber freuen, weil sie auch ein unwillkommenes Geschenk nehmen mußte. Sie hielt das Kästchen, welches von Echt für sie bestimmt hatte, in ihrer zitternden Hand. Am liebsten hätte sie es in den Kamin geworfen, ohne den Inhalt zu kennen. Aber der Vater . . .

es ging nicht; denn es war ja Weihnachten . . . ein Friedensfest.

Endlich öffnete sie das Kästchen, und erblachte. Eine Kette mit einem Medaillon leuchtete ihr in mattem Golde entgegen, so bekannt. Oder war es nur eine Sinnestäuschung! Erschrockt griff Cezi-Liesel nach dem Halse und fühlte, daß unter ihrem Kleide verborgen das Medaillon noch hing, welches einst Hans Karl von Roda ihr geschenkt hatte, und sie seit dem Tag stets verborgen trug.

Mit aller Gewalt jagte das Mädchen die Erinnerung an ihn und an ihr Leid. Wo mochte er Weihnachten feiern? Doch Cezi-Liesel konnte den Gedanken nicht folgen; denn sie mußte dem verachteten Geber noch danken. Wie sie es fertig brachte, weiß sie selber nicht. Und von Echt war erstaunt, Tränen in den Augen der Begehrten zu sehen und verstand sie nicht, weil er keine Ahnung hatte, welchen Sturm von Gedanken und Gefühlen sein Geschenk im Herzen der Empfängerin heraufbeschworen hatte.

Währenddessen versuchte Kurt vergeblich auf sein Schaupferd zu steigen; es war ihm etwas hoch.

„Großonkel, hilf mir mal auf das Pferd!“ sagte er deshalb.

Aber schon trat Herr von Echt herbei.

„Warte, kleiner Mann, ich helfe dir.“

Aber da geschah etwas Unerwartetes. Des Knaben dunkles Auge flammte plötzlich auf, und Kurt schlug mit der Peitsche nach von Echt, die frische Knabenstimme tönte scharf, im bittersten Ernst.

„Nein! weg du! Du sollst mir meinen Steigbügel nicht entzwei schneiden. Du . . . du . . .“ Vor Erregung konnte der Junge nicht weiter, es war ihm heiliger Ernst mit der Angst um sein Reitzeng.

Zuerst schnellte von Echt empor, wie von einer Tarantel gestochen. Wenn er auch ein geschickter Spieler mit vielen Masken war, so konnte er sich doch nicht ganz beherrschen, als die Worte des Kindes sein schlechtes Gewissen wedten. Er verfärbte sich. Wenn er auch den Zusammenhang des kindlichen Gebahrens mit seiner hinterlistigen Tat nicht sofort ganz erfassen konnte, so sagte er sich doch im blizartigen Erkennen, daß ein solcher bestand.

Auch auf die übrigen übten die Worte eine gewaltige Wirkung aus. Berta, die Mutter Kurts, jagte den beim Arm und rüttelte ihn heftig.

„Wie kannst du so unartig sein!“

Doch der Knabe fühlte sich im Recht und protestierte heftig, indem er sein Pferd umfaßte und mit den Füßen stampfte.

„Er soll nicht an mein Pferd, er hat es schon mal getan, Großvater . . .“

Doch weiter kam er nicht; denn von Volmer jagte nun den kleinen, unschuldigen Uebeltäter beim Widel.

„Mund gehalten! und heraus mit dir, Schlingel.“ Aber der flinke Bursche entwischte ihm hinter den Baum.

„Großvater hat es doch gesagt, und der lügt nie!“

Was half es nun, daß Kurt seine Schläge bekam, die er streng genommen nicht verdient hatte, und an die Luft gesetzt wurde. Es war gesagt und geschehen, daran ließ sich nichts ändern. Jeder hatte seine eigenen Gedanken, und wenn sie auch noch so verschieden waren, sie wechselten eine Mißstimmung aus. Nur zu begreiflich!

Cezi-Liesel hatte die Gelegenheit benützt und war herausgegangen auf ihr Zimmer. Hier zog sie das Medaillon heraus und verglich es mit dem, welches von Echt zu den Gaben gelegt hatte. Beide waren bis auf fast unmerkliche Unterschiede gleich. Wie sollte sie sich das erklären, sollte ein Zusammenhang hier doch sein. Sie öffnete es und von Echts Bild schaute ihr entgegen. Das wagte er! Wie ein Schlag ins Gesicht traf es sie. Mit Verachtung schleuberte sie das eine Medaillon in die Ecke und preßte das Bild Hans Karls an ihre Lippen, schloß den Deckel und ließ das Medaillon frei auf der Brust hängen. Doch sie konnte nicht länger hier bleiben, es wäre unschicklich gewesen. Langsam ging sie die Stufen der Treppe hinunter und betrat wieder das große Zimmer. Und jeder wunderte sich, daß sie das — Medaillon trug.

Kurt war von der Mutter zum alten Heres in die Stube gesteckt worden; denn zu den Dienstboten in die Gefindestube wollte man ihn nicht bringen.

Bald hatte der Junge seinen kindlichen Zorn und begreifliche Entrüstung ausgeweint und gab sich zufrieden.

„So, Männeke, man muß auch auf Weihnachten artig sein!“

„Ach hab' doch nix getan!“

„Nicht?“

„Nein, nig, es ist doch wahr!“ Und Kurt erzählte dem aufhorchenden Neres seine Delibentat, und der Schmunzelte freudig, er gönnte dem von Sophienhall diesen kleinen Nasenstüber.

„Und dafür hast du Keil gekriegt?“ Neres blies eine gewaltige Tobakwolke aus, und der Knabe sah dem Durcheinander des blauen Dunstes zu und beantwortete dem Alten seine Frage nicht. Endlich lachte er.

„Du Neres, das sieht einmal spassig aus mit dem Dampf, der ist verrückt, der läuft durcheinander wie noch nie.“

„Ja, Jung! mit de Menschen is et noch spassiger.“

„Was sagst du?“

„Nichts, du verstehst et doch net!“ Ein neuer Qualmstrahl folgte.

„So! Sag' mal Neres, muß man immer die Wahrheit sagen?“

„Sicher, dat ist doch einzig selbstoerständlich, aber et ist net immer klug.“

„Immer? Nö auch?“

„Kinders müssen immer die Wahrheit sagen.“

„So . . .!“

Es bligte in des Jungen Augen auf, und ehe der alte Mann es hindern konnte, war sein Häßling draußen. Als Neres mit seinem steifen Bein die Tür erreichte, war Kurt schon im Herrenhause verschwunden.

Raum hatte Cezi-Liese sich gesetzt, so stand der kleine Ritter auf einmal im Zimmer. Er spreizte seine Beine, stemmte die rechte Faust in die Seite und sah von Echt herausfordernd mit seinen dunklen Trohauzen an. Dessen Lächeln auf den Lippen war unecht, nicht so das erschreckte Erstaunen der anderen.

„Und du hast es doch getan, den Riemen entzwei geschnitten, Großvater weiß es sicher.“

Dann stürmte der Knabe auf Cezi-Liese zu, warf beide Arme heftig um sie und schrie, während ihm die Träne über die glühendheißen Wangen liefen: „Und die Tante bekommst du auch nicht.“

Diesmal war es Cezi-Liese, welche den Knaben hinaus brachte; er folgte ihr willig und weinte seinen Kindesjorn am Herzen der Tante aus. Diese strich liebevoll ihrem kleinen Ritter die wirren Haare aus der Stirn und küßte den roten Knaben wiederholt, heftig und innig. Kurt besah sich die erreate Tante einige Male.

„Du Tante, warum will der böie Echt dich haben?“

„Ich weiß es nicht, Kurt.“ — „Er kriegt dich doch nicht.“

„Rein, Junge! Deine Tante bekommt er nicht! Nun komm' zu Neres, und dann bist artig. Gest Kurt.“

Den Rest des Abends mußte der Kleine in der Verbannung bei Neres zubringen. . . Drinnen im Herrenhause war die Stimmung nun ganz verflorgen, und alle — auch von Bolmer — waren froh, daß der Gast von Sophienhall sich früh empfahl.

Nun konnte der Hausherr seiner Laune wenigstens auf seine Weise Luft machen, und das besorgte er so redlich, daß Bertas Entschluß, am anderen Tage schon zur Stadt zurückzufahren, feststand.

Cezi-Liese fuhr mit ihrer Cousine und den Kindern eine Strecke weit in die Winternatur hinaus. Fast geräuschlos flog der leichte Schlitten über die Schneedecke; man hörte nur ein leises Rauschen des knisternden Schnees und das helle Klirren der Schellen. Das letzte Licht flog alishernd über die weiße Hülle der schlummernden Erde und färbte alles in oelblichen und zartrosa Tönen.

Alle waren froh, draußen zu sein . . .

Kurt und Theo bliesen um die Wette ihren Atem in die frische Winterluft und freuten sich, wenn die grauen Nebelstrahlen einander trafen. Kinderspiel und Kindersinn! Glückliche Jugend!

Die beiden Cousinen sahen anfangs schweigend in die winterliche Natur hinein, bis Berta das Schweigen brach.

„Nun hör' einmal, liebe Cezi-Liese, laß endlich das Grübeln, denn durch Grübeln und die Liebe hat mancher den Verstand verloren.“

„So . . .!“ fuhr diese aus ihren Gedanken auf. „ist sicher nicht schlimmer, als wenn man durch Verstand oder Unverstand seine Liebe und sein Glück verliert.“ Es klang bitter und gepreßt.

„Nur nicht so bitter, Cousinen! . . . Ich glaube, es war falsch, von Echt auch nur die geringste Hoffnung zu machen.“

„Frau von Bracht meinte aber, dadurch gewänne ich Zeit, und Zeit gewonnen, wäre viel. Mir widerstrebte es selbst, Komödie zu spielen.“

„Ich kann die Ansicht deiner mütterlichen Freundin nicht teilen. Du bist vielmehr den Sorgen und Verwicklungen die Hälfte des Weges entgegengegangen, und ich fürchte, daß die größten Sorgen desto schneller kommen werden.“

„Wie meinst du das denn, Berta?“

„Einfach! von Echt glaubt, du hättest sein Medaillon getragen, und damit hat er nach gewissen Ansichten unserer Herrenwelt ein Anrecht auf dich.“

Cezi-Liese nagte an der Unterlippe und die feinen Nasenflügel bebten. Die traurigen Augen sahen starr in den beschneiten Wald, in welchen der Schlitten eben einbog.

„Tante, ist da was?“ fragte da Kurt mit bezeichnender Gebärde, „du guckst immer dahin.“

„Da ist ein weißer Hase!“ antwortete die Mutter für die Tante, und zwei Kinderhände reckten sich, und vier neugierige Augen sahen vergebens nach dem weißen Hasen. Die Zeit benutzte Cezi-Liese, um die halberstarrten Tränen von ihren Augen zu wischen. Dabei sah sie Berta dankbar an.

Jenseits des Waldes verließ Cezi-Liese den Schlitten, um im Walde war es so still, und violette Schatten huschten und ihre Cousine und trug Grüße an alle auf.

Im Walde war es so still, und violette Schatten huschten allmählich zwischen den Baumreihen durch. Hier und da entledigte sich ein Baum der drückenden Schneemasse und schnelle befreit empor.

Bei jedem Geräusch des fallenden Schnees schrak Cezi-Liese leicht zusammen. Hätte sie doch auch die drückenden Sorgen abwerfen können!

Nast hatte sie die Hälfte des Waldes durchschritten, da blieb sie plötzlich ratlos und erschreckt stehen und preßte die Hand auf das mächtig pochende Herz.

„Mein Gott! es ist von Echt.“

Kein Mensch in der Nähe, allein mit ihm, ganz allein mit ihm dem Verhaften. Ausweichen konnte sie nicht. Das Mädchen sah die größeren Sorgen, von der ihre Cousine Berta gesprochen hatte, schon kommen.

von Echt hatte sie auch erkannt und strebte ihr schnell entgegen. Dasselbe nichtsfagende und fade Lächeln auf den Lippen, das Cezi-Liese schon genügend kannte.

Mit einer raschen Bewegung vereitelte das Mädchen das Vorhaben des Herrn, ihr die Hand zu fassen und beantwortete den feurigen Blick mit einem kühlen, verächtlichen Kopfnicken. Doch von Echt trat dreist an Cezi-Liesens Seite.

„Gestatten Sie mir, liebes Fräulein, Cezi-Liese, daß ich Ihnen meine Begleitung anbiete.“

Noch einmal streifte den Sprechenden ein verächtlicher Blick und er erhielt gar keine Antwort.

Jetzt gewahrte die Gutstochter, daß das Medaillon sich unter ihrem Pelz hervorgemacht hatte, und wollte es unbemerkt wieder zwischen Kleid und Pelz schieben. Diese Bewegung entging von Echt nicht, und als er sah, um was es sich handelte, sah er plötzlich des Mädchens Hände.

„Liebe Cezi-Liese!“

Doch weiter kam er nicht; mit einem Aufschrei stieß ihn Cezi-Liese von sich, daß er einen Schritt zurücktaumelte.

„Unverschämter! Waaen Sie es nicht, mein Herr, mich weiter anzurühren. Können Sie es noch immer nicht lassen, daß ich die Braut eines anderen bin?“

Die Essengestalt der Entrüsteten reckte sich, stand jetzt hochbeißvoll vor von Echt und maß ihn mit flammenden Blicken. Eine tiefe Röte der Erregung hatte sich in das blasser Gesicht ergossen. Wie damals auf dem Valle sah Cezi-Liese fast aus, und das machte sie in den Augen von Echtes nur noch beneidlicher; denn es mochte doch wohl ein heißleidenschaftliches Gefühl für das schöne, reizende Wesen sein Herz durchzulühen.

Erneut und ziemlich ruhig trat er dem Mädchen entgegen; denn er war in allen Sätteln fest.

„Verzeihen, Sie meine Liebe, ich habe sie durch mein stürmisches Wesen wohl erschreckt. Doch ich will meine heftige Liebe mäßigen und Geduld üben.“

„Reden Sie mir nicht von Liebe, ich muß Sie ja verachten!“ Cezi-Liese Stimme zitterte vor Erregung, und Tränen traten in die schönen Augen.

„Wie können Sie sich überhaupt unterstehen, mich anzurühren.“

„Wirklich! liebes Fräulein!“ sagte von Echt und nun sprühten auch seine Augen. Sie sind eine geschicktere Schauspielerin; sie traen das Medaillon mit meinem Bildnis und spielen die Svrode! Da, ha, ha!“

Das Echo klang spöttisch aus dem stillen Walde wieder.

„Ahr Bibb, mein Herr, liegt längst im Feuer!“

„Nein Fräulein, so leicht machen wir das nicht ab; sie tra-

gen das Medaillon mit meinem Bilde und geben mir dadurch ein Recht!"

"Ihnen ein Recht!" Nun lachte Cezi-Diese scharf, höhrend und doch gequält auf.

"Allerdings, das Recht — sich zu entfernen!"

"Erst mein Recht und dann . . . nun! erst dann gehe ich." Damit trat von Echt zu dem Mädchen heran, um es zu umfassen.

Entsetzt wich Cezi-Diese zurück, nur das nicht. Kein Mann, außer Hans Karl, sollte sie jemals umfassen und ihre Lippen mit den seinen berühren.

"Abscheulicher! Glender!" Aber nur der stille, verschneite Wald hörte den Ausschrei ihres Herzens, und wieder klang das Echo.

von Echt schien die Herrschaft über sich selbst zu verlieren. Er stürzte sich förmlich auf das Mädchen und umfaßte es.

Doch Cezi-Diese wehrte sich mit aller Kraft. Das wagte ein Edelmann, sie an sich zu reißen; und schließlich sollten die Küsse eines anderen auf ihren Lippen brennen. Jeder Nerv des Mädchens spannte sich und sein Innerstes zitterte vor Erregung und Entrüstung.

Krampfhaft umfaßte Cezi-Diese das Medaillon mit Hans Karls Bildnis und mit der anderen Hand hielt sie den Fingerring von sich. Sie bog ihr glühendes Gesicht nach der Seite, und doch fühlte sie den heißen Atem des Mannes ganz nahe, stoßweise traf er ihre Wange.

In von Echt war plötzlich eine tierische Leidenschaft erwacht und machte ihn fast rasend. Was kümmerte ihn die zarte Elfen Gestalt, was galt ihm die Unverletzlichkeit eines Mädchenkörpers; ihm galten die Gefühle und Aengste eines reinen Frauenherzens nichts. Er fühlte nur, daß er ein Weib umfaßte, und so fest preßte er Cezi-Diese an sich, daß diese einen starken, körperlichen Schmerz verirrte.

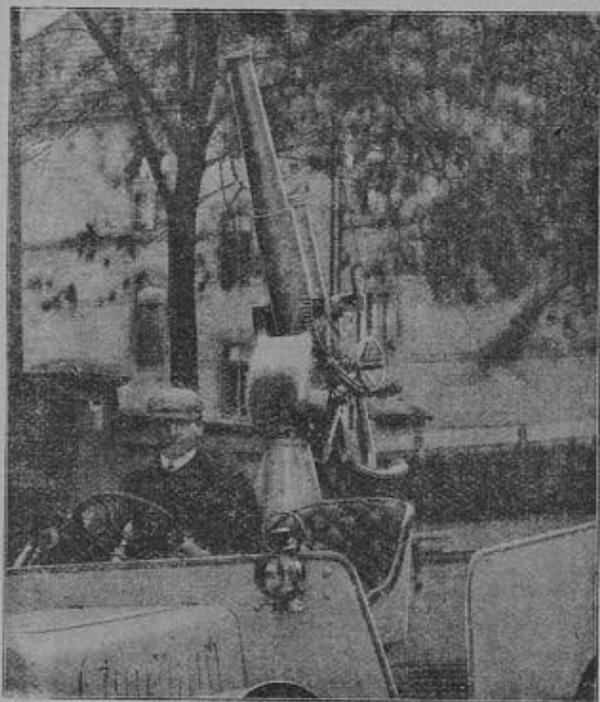
Sie fühlte langsam ihre Kraft schwinden, und die glühenden Lippen des Rasenden berührten schon ihre Wange...

Da geschah etwas Unerwartetes!

"Glender Schuft!" dröhnte plötzlich eine Stimme.

Gleichzeitig fühlte sich von Echt rücklings gefaßt. Er schnellte empor und ließ sein armes, bleiches Opfer los, als auch schon der kräftige Hieb einer Reitpeitsche seine Schulter und sein Gesicht traf. Cezi-Diese stand zitternd und bebend beiseite, als sich die Männer mit ihren Augen maßen. Es war Leutnant von Dirling, der einen Ritt gemacht hatte. Die weiße Schneedecke hatte den Schritt des Rosses gedämpft. Und Cezi-Diese in ihrer schrecklichen Angst und von Echt in seiner tierischen Leidenschaft hatten nicht bemerkt, daß von Dirling herangeritten war.

(Fortsetzung folgt.)



Eine neue Waffe gegen den lenkbaren Luftballon:
Das Ehrhardtsche Luftkruzer-Panzerautomobil.



Die Petroleumexplosion in Blexen an der Weser.

Ein Tölpel.

Skizze von E. Steinhäuser.

(Nachdruck verboten.)

Schier endlos war die Reihe der Wagen, welche die Hochzeitsgäste zur Kirche brachten. In der Kirche selbst drängte sich eine große Menge Menschen, die alle gekommen waren, die glänzende Hochzeit zu sehen. Ein solches Ereignis war in dem kleinen Provinzstädtchen seit Menschengedenken nicht vorgekommen.

Welche Pracht der Toiletten! Ein Ah der Bewunderung nach dem anderen entfuhr den Lippen der neugierigen Zuschauerinnen, wenn die Damen in ihren kostbaren seidenen Toiletten und Offiziere in Uniform den Wagen entstiegen.

Da kam die Braut. Dicht drängte sich die Menge.

"Wie entzückend schön sie ist!" flüsterten alle.

"Ja, die hat ihr Glück gemacht," meinte eine junge Frau.

"Es ist leicht, ein Glück machen, wenn man selbst reich ist," erwiderte ihre Nachbarin.

"Sie hat sich aber auch eine gute Partie ausgesucht, ihr Bräutigam, der Chef des Bankhauses Wittgenstein, verfügt über Millionen," setzte eine andere Frau hinzu.

Die heilige Handlung der Trauung war beendet. Rauschende Orgelklänge erfüllten die weiten Hallen der Kirche. Am Arme des Gatten, eines stattlichen Herrn, schritt die Braut dahin durch die staunende Menge.

Da suchte ein junger Mann am Eingang der Kirche die Reihen zu durchbrechen.

"Bleibe hier, Edmund," bat ängstlich eine ältere Frau, die seine Hand gefaßt hielt.

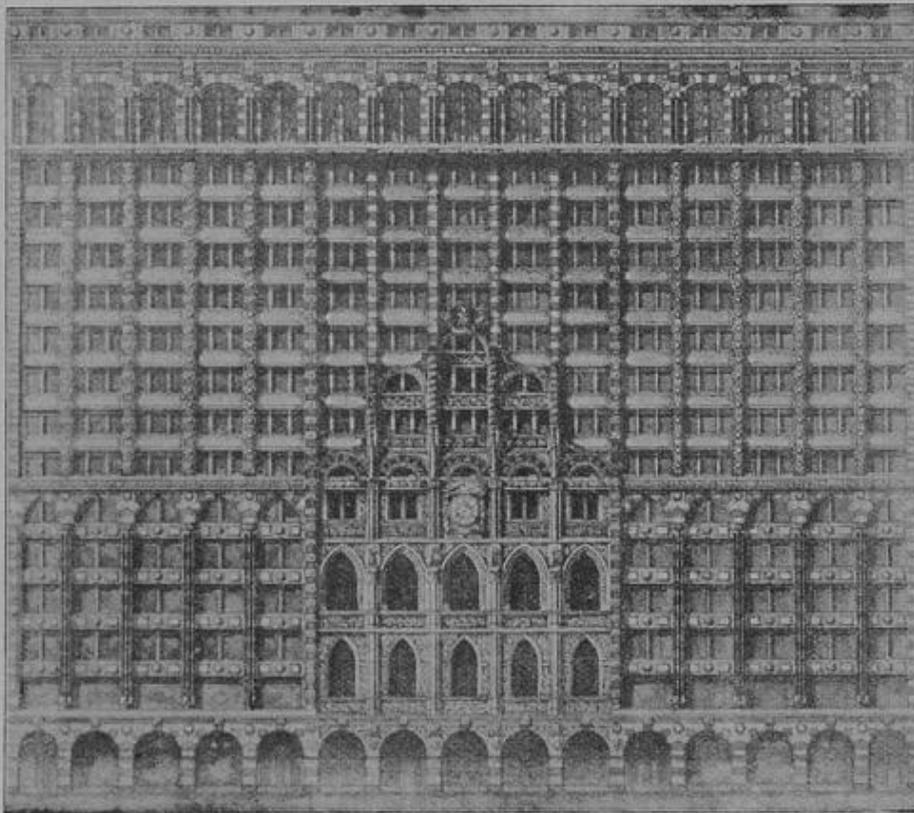
"Nein, Mutter, ich muß sie noch einmal sehen, noch einmal den Saum ihres Kleides küssen und sie dann vergessen! Laß mich!"

Mit einem Ruck entzog er ihr seine Hand. Dann drängte er vorwärts und es gelang ihm, die Menge zu durchbrechen.

Die junge Frau stand eben im Portal der Kirche, ihr Gatte hielt die Hand auf den Wagenschlag, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Enger schloß sich der Kreis der Umstehenden. Da drängte sich hastig der junge Mann heran, er beugte sich nieder und suchte das Kleid der Dame zu küssen. In demselben Moment entglitt der Hut seinen Händen.

Die junge Frau wandte sich um. Einen Moment erschraf sie, dann stieg sie rasch ein. Ihr Gatte folgte ihr.

"Was war das, Mathilde?" fragte er.



Der Höhepunkt amerikanischen Geschäftsinnes: Kirche und Geschäftshaus.

„Nichts, Max, — — — ein Tölpel!“
Der Wagen brauste davon.

Edmund Walker hatte noch das letzte Wort gehört.
„Ein Tölpel.“ nannte sie ihn, sie, die er so innig liebte und die ihm noch vor kurzer Zeit versichert, daß sie nie aufhören werde, ihn zu lieben.

Er lachte laut auf. „Vergessen für immer!“ Felsenfest hatte er auf sie gebaut, auf die Jugendgepielin, mit der er aufgewachsen. Freilich, sie war die Tochter des reichen Fabrikanten und er der Sohn eines armen Lehrers. Aber daran hatten sie nie gedacht, nicht als sie noch in frohem Jugendmüthe durch den Garten des Lehrerhauses und den Park der angrenzenden Fabrikantenvilla sprangen, aber auch nicht, als sie sich Liebe und Treue schwüren, er ein froher Student und sie eine blühende Jungfrau.

Da war er nach Ablauf seiner Studienjahre in die Welt gegangen, um als Ingenieur seine Kenntnisse zu verwerten und zu erweitern, und als er wiederkehrte, war aus der heiteren Jugendgepielin eine andere geworden, eine Dame der Welt, die ihn nicht mehr kannte. Sie wies ihn zurück, als er sich ihr näherte und nannte es eine Kühnheit, ihr Leben an das eines simplen Ingenieurs fesseln zu wollen. Zum Hohne und Spott sandte sie ihm bald darauf ihre Verlobungslarte mit dem alternden, aber reichen Bankier Wittgenstein. Und nun nannte sie ihn, der sie trotz alledem noch heiß liebte, einen Tölpel!

In der Industriestadt A. herrichte ungeheure Aufregung. Das Bankhaus Wittgenstein hatte seine Zahlungen eingestellt, ebenso die allgemein geachtete Volksbank, deren Direktor auch Bankier Wittgenstein war. Der Konkurs war eingeleitet, und es hatte sich ergeben, daß falsche Spekulationen und jahrelange Veruntreuungen seitens des Direktors die beiden Institute vollständig ruiniert hatten. Den Gläubigern blieb nichts übrig, und enorm waren die Verluste, die Tausende von Handwerkern und Arbeitern, welche bei der Volksbank ihre Ersparnisse deponiert, erlitten.

Groß war die Entrüstung über das Gebahren des Chefs der Institute, der durch sein Auftreten und seinen geradezu glänzenden Haushalt stets über den wahren Stand der Bank hinwegzutäuschen wußte.

Vor der Villa Wittgensteins, der flüchtig geworden war, sammelten sich tagtäglich große Volksmaen an, die das Haus zu stürmen drohten. Die Polizei war genöthigt, einzuschreiten, und die zurückgelassene Frau und die Kinder des Bankiers vor Insulten zu schützen.

Wieder hatte sich vor der Villa ein großer Volkshaufen zusammengedrödet. Mit Steinen wurde das Haus bombardiert und die Polizei mußte die blanke Waffe zu Hilfe nehmen.

„Laßt uns doch die Bude stürmen und das ganze Gezöchte vernichten.“ Klang es drohend aus der Menge.

„Zünden wir das Nest an,“ riefen andere.

Und von neuem drang man gegen das Haus vor.

Da nahte ein Wagen; ein Mann sprang heraus und schritt rasch auf die Polizisten zu, die ihn nach kurzer Auseinandersetzung eintreten ließen. Er eilte die Treppe hinauf, dann blieb er still vor einer Thür stehen. Er hörte Kinderstimmen. Rasch trat er ein. Am Fenster saß eine bleiche Frau, die ängstlich zwei Kinder an sich schmiegte. Beim Eintritt des Herrn erhob sie sich erschreckt. Starr blickte sie ihn an.

„Edmund!“
„Mithilfe!“
Ein Moment tiefsten Schweigens folgte. Dann verneigte sich der Mann.



Kaiserin Taitu von Abessinien.

„Gnädige Frau, ich komme, Sie aus diesem Hause zu geleiten.“

„Wo soll ich hin, nirgends habe ich eine Zuflucht, seitdem der Vater tot.“

„Gnädige Frau, Sie kennen ein Haus, wo Sie immer willkommen sind — im Schulhause.“

Schmerzbewegt brach die bleiche Frau in heftiges Weinen aus. Laut weinten auch die Kinder.

„Kommen Sie, gnädige Frau, es ist keine Zeit zu verlieren, hören Sie das Toben der Leute?“

„Mein Gott, wie soll ich Ihnen danken, Edmund.“

„Lassen wir das; kommen Sie nur.“

Rasch wurden die Kinder eingehüllt, Mathilde schlug einen Mantel über ihre Schultern, dann folgten sie ängstlich dem voranschreitenden Herrn.

Raum waren sie vor die Tür getreten, als die Volksmenge rief: „Da kommen sie, laßt sie nicht durch!“

Entschlossen trat Edmund vor.

„Zurück ihr Leute,“ rief er den Männern zu, „wollt ihr euch an einer wehrlosen Frau und wehrlosen Kindern vergreifen. Zurück sage ich euch. Kennt ihr mich?“ Ich bin der Direktor der hiesigen großen Eisenwerke.“

Bestürzt wichen die Leute zurück. Alle kannten den Direktor der riesigen Eisenwerke, der sich durch seine Kenntnisse sowohl als auch durch sein bescheidenes Wesen große Beliebtheit erworben.

Mit Hilfe der Polizisten gelang es, die Frau und die Kinder zu dem abweis haltenden Wagen zu bringen. Doch die Volksmenge folgte.

Von neuem brachen Rufe hervor.

„Laßt sie nicht entkommen!“

Rasch drängte der Direktor die Schlüsselringe in den Wagen.

„Nähren Sie zu, Kutscher!“ rief er.

Der Wagen setzte sich in Bewegung und rollte davon.

Einen Moment noch, dann stürzte die Volksmenge wie eine entfesselte Lawine hinter ihm drein.

Mit ausbreiteten Armen suchte der Direktor die Tobenden zurückzuhalten. Desgleichen taten die Polizisten.

Da fiel ein Schuß!

Der Direktor wankte; im nächsten Moment sank er dem herzuwühlenden Polizisten in die Arme.

Er griff mit der linken Hand zum Herzen, dann murmelte er leise: „Ein Tölpel — — —!“

Ein Abenteuer in Mexiko.

Erzählung von Dr. B.

(Nachdruck verboten.)

Die Republiken Zentral- und Südamerikas waren seit ihrer Losreißung vom Mutterland in immerwährender Gärung. Teils beschränkte sich dieselbe auf das eigene Gebiet, teils machte sie sich Luft gegen einen benachbarten Freistaat. Gefahren sind bei diesen inneren Empörungen, bei diesen auswärtigen Kriegen bestanden worden, von denen man in Europa keinen Begriff hat. Feindschaft läuft mitunter, aber andererseits dokumentiert sich auch ein Heldennut, dessen Tugenden würdig sind, der Nachwelt überliefert zu werden.

Vor einigen Jahren lernte ich einen Mexikaner, einen Greis, kennen, mit dem wir, nachdem er sich in Berlin niedergelassen hatte, in der Folge viel verkehrten und der bei den so häufigen Pronunziamentos in Mexiko eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er erzählte höchst anziehend von seinen Kriegstaten, die, wie wiederholt andere versicherten, nie ausgeblüht waren oder seiner Person ein besonderes Relief geben sollten.

Mexiko hat wasserlose Wüsten und der Zug einer Heeres-Abteilung durch eine solche Wüste war die jüngste Schilderung des uns befreundeten Mexikaners, aus der uns eine Episode besonders anziehend war. Er war Kapitän in jener Abteilung. Die Qualen des Durstes waren auf dem Marsche durch diese mexikanische Sahara nach und nach so unerträglich geworden, daß die Soldaten im Begriff standen, in Meuterei auszubrechen, als glücklicher Weise eine Zisterne entdeckt ward. Dieses rettende Wasser befand sich aber in einem von der Gegenpartei besetzten Gehöft und mußte erst erobert werden. Als Führer der zu diesem Behufe abgeschickten Truppen-Abteilung wird unser Kapitän beordert und er unritt, um zu rekonoszieren, bei nächtlicher Weile jenes Gehöft, welches am Rande eines tiefen Abgrundes stand. Als er sich eben an einer Stelle befand, wo ein Ausweichen unmöglich

war, begegnete ihm ein anderer Reiter und zwar von der befreundeten Partei.

Sie kamen überein, zu lösen, welcher von ihnen sich in den Abgrund stürzen sollte. Es fragte sich nun, wie man lösen sollte. Alle im gewöhnlichen Leben gewöhnlichen Methoden waren in Berücksichtigung der Umstände und besonders wegen der Finsternis unausführbar. Der Oberst erfannte ein Mittel, an welches der Kapitän nicht gedacht hätte.

„Ich will Euch etwas sagen, Sennor Kapitän,“ sprach er, „mir fällt ein Mittel ein. Die Angst entreizt unseren Pferden dann und wann ein geräuschvolles Schnauben. Derjenige von uns, dessen Pferd zuerst wieder schnaubt —“

„Hat gewonnen?“ rief ich.

„Hat verloren!“

„Ich weiß, daß Ihr ein Campesino seid, und daß euerseits gleichen mit den Pferden machen können, was sie wollen. Ich meines Teils, der vergangenes Jahr noch die Soutane der Studenten der Theologie trug, fordere euer equestrierte Geschicklichkeit heraus. Ihr mögt euer Pferd zum Schnauben bringen können; es daran zu verhindern, ist etwas anderes.“

Wir erwarteten in angstvollem Schweigen, daß der Atemzug eines unserer Pferde sich vernehmen ließ. Dieses Schweigen dauerte eine Minute — eine Ewigkeit!

Mein Pferd schnaubte zuerst.

Der Oberst verriet durch kein äußeres Zeichen, daß er sich freute; ohne Zweifel aber dankte er Gott aus tiefster Seele.

„Ihr bewilligt mir eine Minute, um mich dem Himmel zu empfehlen?“ fragte ich den Obersten mit erloschener Stimme.

„Sind fünf Minuten genug?“

„Ja,“ antwortete ich.

Der Oberst fing langsam zu zählen an, jedesmal von eins bis sechzig. Ich sandte ein inbrünstiges Gebet zu dem sternbesäten Himmel empor, den ich zum letzten Male zu betrachten glaubte.

„Die Zeit ist um,“ sagte der Oberst.

Ich erwiderte nichts und nahm mit zitternder Hand die Zügel meines Pferdes zusammen.

„Noch eine Minute,“ sagte ich zu dem Oberst, „denn ich bedarf meiner ganzen Geistesgegenwart, um das fürchterliche Manöver auszuführen, das ich gewinnen will.“

„Ruachstanden,“ versetzte der andere.

Ich habe meine Kindheit und meine erste Jugend fast beständig auf dem Pferde zugebracht, und ich kann sagen, ohne mir zu schmeicheln, daß, wenn überhaupt jemand das equestrische Kunststück auszuführen vermochte, ich es wohl am ersten konnte. Ich raffte mich auf, und es gelang mir, angesichts des Todes meine ganze Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen.

Als mein Pferd zum zweiten Male wieder seit meinem Zusammentreffen mit dem Obersten das Gehiß im Maul fühlte, bemerkte ich, daß es unter mir zusammensackte. Ich stellte mich fest an die Steigbügel, um dem geängstigten Tiere zu zeigen, daß ich, kein Reiter, nicht zitterte. Ich unterstüpte es mit dem Rumpfe und den Schenkeln, wie jeder gute Reiter auf einem gefährlichen Wege, und es gelang mir, es einige Schritte zurückgehen zu lassen. Schon war sein Kopf von dem des anderen Pferdes etwas weiter entfernt und der Oberst ermutigte mich durch Zurufen. Ich ließ das zitternde Tier, das mir trotz seiner Angst gehorchte, ein wenig ruhen, dann begann ich das nämliche Manöver wieder. Plötzlich fühlte ich, daß es mit den Hinterfüßen auslitt. Ein Schauer durchrieselte meinen ganzen Körper: — ich schloß die Augen, als ob ich schon in den Abgrund hinunterrollte, und drückte mich mit einer unwillkürlichen Bewegung an die Mauer des Gehöftes, deren Fläche mir nicht den kleinsten Vor sprung, keinen Grashalm darbot, an dem ich mich hätte festhalten können. Diese plötzliche Bewegung, verbunden mit der verzweifeltsten Anstrengung des Pferdes, rettete mir das Leben. Es war ihm gelungen, wieder festen Fuß zu fassen. So hatte ich eine Stelle erreicht, wo der Pfad breiter war. Wäre er nur vielleicht zehn oder fünfzehn Zentimeter breiter gewesen, so hätte ich umwenden können; aber es war zu gefährlich, und ich unterließ es daher. Ich wollte noch ein Stück weiter zurückgehen. Zwei Mal bäumte sich das Pferd, und zwei Mal fielen seine Vorderfüße wieder auf die nämliche Stelle zurück. Umsonst ermutigte ich es mit der Stimme, mit dem Zügel, mit den Sporen. Das Tier weigerte sich hartnäckig, noch einen Schritt weiter zurück zu geben. Mein Mut war indessen noch nicht erschöpft, denn ich hatte keine Lust, zu sterben. Da fuhr mir plötzlich das letzte und einzige Rettungsmittel, das mir noch blieb, durch den Kopf; ich beschloß, es anzuwenden. Ich trug im Stiefelschafte ein langes, spitzes Messer bei mir; dieses zog ich heraus. Ich begann nun zu vordrücken mit der linken Hand den Hals des Pferdes zu strei-

heln, während ich es zugleich durch sanftes Zureden beruhigte. Das arme Tier antwortete auf meine Liebloshungen durch ein klagendes Gewieher. Am es nicht zu sehr zu überraschen, folgte meine Hand langsam der Krümmung seines muskulösen Halses, bis sie an die Stelle kam, wo der letzte Wirbel an den Hirnschädel sich anschließt. Das Pferd erbebte unter mir, aber ich beschwichtigte es durch freundliche Worte, und als ich unter meinen Fingern gleichsam das Leben im Gehirn fühlte, beugte ich mich nach der Mauer, zog allmählich die Füße aus den Bügeln und stieß die scharfe Klinge meines Messers in den Hauptsitz der Lebensstätigkeit. Das Tier brach wie vom Blitz getroffen unter mir zusammen, und ich ritt oder lauerte vielmehr auf einem Cadaver. Ich war gerettet. Ich stieß einen Triumphruf aus, auf welchen ein anderer des Obersten antwortete und den das Echo des Abgrundes wiederholte, als hätte dieser erkannt, daß seine Beute ihm entschlüpft war. Ich stieg aus dem Sattel, lehnte mich mit dem Rücken fest an die Mauer und gab mit beiden Händen dem Leichnam des armen Tieres einen kräftigen Stoß, so daß es in den Abgrund hinunterstürzte. Dann stand ich auf, eilte in vollem Laufe den Pfad zurück bis in's Freie, und kaum hier angekommen, fiel ich unter der unwiderstehlichen Rückwirkung der so lange unterdrückten Angst ohnmächtig zu Boden.



Nützliches fürs Haus.



Wirtschaftliche Ratichläge.

Möbel werden am besten mit einem nassen Lederlappen abgewischt und mit einem weichen, trockenen Tuche tüchtig nachgerieben, bis die Gegenstände ganz blank sind. Alten Möbeln verleiht man neuen Glanz und entfernt leicht Schmutzstellen, wenn man ein Wischuch oder sonst ein Tuch oder Lappen zu einem faustgroßen, festen Ball zusammenlegt, darüber glatt ein sauberes Tuch spannt, nun die Ballfläche mit ein paar Tropfen Spiritus und einigen Tropfen Oliven-Öl tränkt und damit den betreffenden Gegenstand ordentlich ab- und sofort mit einem weichen Tuche nachreibt. Ist die Ballfläche schmutzig, so spanne man eine saubere Stelle des Tuches darüber und besenche sie wieder mit Spiritus und Öl, doch nie zu reichlich. — Bronzeleuchter, Ketten derselben sowie ähnliche Gegenstände reinigt man durch Abbürsten mit dem Wasser, worin Erbsen, Bohnen oder Linjen gekocht sind. Dieses Wasser reinigt durch seine Langenteile ganz vorzüglich, und genügt nach dem Abbürsten ein Abspülen mit reinem Wasser und Trockenreiben mit einem weichen Tuche. — Um neuen Metallkannen für Kaffee oder Tee den Metallgeschmack zu nehmen, lasse man in der Kaffeekanne eine halbe Stunde lang Kaffeesatz, in der Teekanne einige Löffel voll gebrauchter Teeblätter. — Metallgegenstände, Silber und Alfenide usw. vor dem Anlaufen zu schützen, überstreicht man dieselben mittels eines feinen Pinsels mit Kollodium, welches sehr stark mit Spiritus verdünnt ist. Die Lösung muß gleich in der richtigen Stärke aufgetragen werden, da sich bei wiederholtem Ueberstreichen leicht Flecke und Bläschen bilden. Der Ueberzug ist durchsichtig und ganz unsichtbar. Beim Gebrauch der Sachen wäscht man sie mit warmem Wasser ab und trocknet gut nach. — Vergoldete Rahmen, Gardinenrängen und dergleichen werden mit einer durchschnittenen Zwiebel abgerieben und mit einem weichen Tuche nachgewischt, wodurch sie von allem Fliegenschmutz gereinigt und schön glänzend werden. Auch einige Eiweiße mit Salz vermischt — und zu Schaum geschlagen, ist ein gutes Mittel, um vergoldete Gegenstände zu reinigen. Man bürstet mit einer in diese Mischung getauchten weichen Bürste die Sachen so lange, bis sie wie neu erscheinen, wischt schnell mit einem weichen, in reinem Wasser getauchten Schwamm die Gimasse von den Gegenständen und trocknet sie gut ab. Unehnte, einfache Bilderrahmen usw. kann man nach vorsichtiger Reinigung mit Goldlack wieder aufstreichen. — Siedegläser darf man nicht mit Wasser reinigen, ebenso das Glas der Kupferstiche, ein wenig Spiritus leistet viel bessere Dienste, doch muß man sich vorsehen, daß man die vergoldeten Rahmen nicht mit Spiritus besenchtet, weil dadurch die Vergoldung leiden würde. — Schmutzige Kupferstiche reibt man leicht mit halbrodener Semmel oder Brot ab; haben Kupferstiche ihren Glanz verloren, so legt man sie zwischen weißes Papier und plättet sie von beiden Seiten mit einem nicht zu heißen Eisen. Will man die Kupferstiche bleichen, so lege man sie angefeuchtet zwischen Glasplatten und setze sie der Sonne aus. Wirklich wertvolle Kupferstiche gebe man einem Sachverständigen zur Reinigung. — Del-

brudbilder reinigt man, indem man das Bild aus dem Rahmen nimmt und leicht mit einem in lauem Wasser, dem man ein paar Tropfen Salmiatgeist beigelegt hat, getauchten Schwamm überwischt. Dann mischt man Eiweiß mit etwas Wasser, Kandiszucker und Gummiarabikum zu gleichen Teilen, gibt einige Tropfen Vermuttinktur hinzu und trägt diese Mischung mit einem Lappchen gleichmäßig auf das Bild auf. — Lampenglocken werden in warmem Wasser, dem man etwas Salmiatgeist zufügt, abgewischt und mit klarem Wasser nachgespült. Man darf die mitgeschliffenen Gloden nie mit den bloßen Händen beim Aufstellen anfassen, sondern muß sich dazu eines Tuches bedienen, weil von den Fingern leicht Flecken entstehen, welche, besonders bei angezündeten Lampen, sehr häßlich wirken. — Das Aufbewahren der Pelze, der wollenen Kleider, Decken usw. muß mit besonderer Berücksichtigung auf die zerstörenden Motten geschehen, und eignen sich zu diesem Zwecke ganz besonders feste Kisten, wohinein auch keine Mäuse dringen können. Die Pelze werden, nachdem sie tüchtig geklopft sind, mit einem weitzahnigen Stamm durchgekämmt, dann mit Spiritus, welcher mit Kampher und spanischem Pfeffer einige Wochen destilliert hat, eingeprengt und fest zusammengelegt, mit Leinwand, welche ebenfalls mit solchem Spiritus eingeprengt wird, bedeckt und so verwahrt. Auch zwischen Polstermöbel steckt man mit diesem Spiritus getränkte Lappen und sorgt außerdem dafür, daß alle gepolsterten Sachen wenigstens wöchentlich einmal geklopft und täglich gut gebürstet werden, ebenso Kühle und bürste man Portieren täglich leicht ab, damit sich zwischen den Falten kein Ungeziefer festsetzt. Waldmeister hält ebenfalls die Motten fern, und streut man gern solchen zwischen die Sachen, welche dadurch angenehm riechen. Meist entstehen Mottenschäden durch Unachtsamkeit; die jungen Hausfrauen glauben, wenn sie dies oder jenes Mittel als Schutz gegen diese ungeliebten Gäste anwenden, genug getan zu haben. Dies ist aber nicht der Fall, sondern man muß außerdem gut aufpassen, daß sich die Tierchen nicht erst häuslich niederlassen, Kleiderschränke und Schubfächer müssen hin und wieder ausgeräumt werden, alle Polstermöbel, Decken, Kissen usw. wie schon oben gesagt, täglich gebürstet und oft geklopft werden, denn Licht, Luft und besonders große Sauberkeit verträgt kein Ungeziefer.

— Um waschledernen Handschuhen die ursprüngliche Weiße nach der Wäsche möglichst zu erhalten, verjähre man folgendermaßen: Die Handschuhe werden in lauem Seifenwasser eingeweicht und am nächsten Tage gut ausgedrückt. Darauf ziehe man je ein Paar über die Hände und wache sie wiederum in lauem Seifenwasser gut aus, so wie man die Hände wäscht. Dies ist bei allen Handschuhen mit frischem Wasser zwei bis dreimal zu wiederholen. Zu beachten ist dabei, daß das Wasser nur mäßig warm ist und daß ihm eine genügende Menge Seife zugelegt wird, ehe die Handschuhe hineinkommen, da sie sonst hart werden. Ist nun jedes Paar rein und gut ausgedrückt, so mache man mit ganz wenig Wasser ziemlich viel Seifenschaum, setze diesem etwas Wajschblau, Borax und feines Öl hinzu. — letzteres trägt viel zum Geschmeidigwerden bei. — wende die Handschuhe darin mehrere Male um, damit sie von der Mischung ordentlich durchziehen, drücke sie alsdann gut aus und trockne sie, auf Schnüre gereiht, möglichst rasch. Vor und während des Trocknens muß man sie öfters in ihres natürliche Länge ziehen. Sind die Handschuhe soweit fertig, so werden sie mit dem Handschuhweizer geweitet, und ganz weich gerieben, wobei ein Reden über die Tischkante sehr zweckmäßig ist; endlich werden sie zwischen reine Tücher gelegt und mäßig warmen Eien überplättet.

— Strümpfe. Alte seidene Strümpfe lassen sich, nach dem der Fuß abgechnitten, entweder als Vermeisfutter oder, nachdem auch der obere Teil der Länge nach aufgeschnitten und gesäumt worden, als Wischlappen für Möbel verwenden.

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen,

zartmetweichen Haut, eines reinen, blendenschönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

Vertrieben à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien

Unsere Bilder.

— Die Petroleumexplosion in Blegen a. a. Weser. (Zu dem Bilde Seite 84.) In dem obdenburgischen Dorfe Blegen hat sich eine Petroleumexplosion ereignet, die einen erheblichen materiellen Schaden angerichtet hat. Von den neun Tanks, die in Blegen lagerten, wurden vier vernichtet. Ungeheure Wolken von Rauch und Flammen stiegen zum Himmel empor, die Feuer säule erreichte eine Höhe von mehr als 50 Metern. Die Feuerwehr stand dem entfesselten Elemente machtlos gegenüber und mußte sich darauf beschränken, die vom Feuer nicht ergriffenen Tanks zu schützen. Menschenleben sind nicht zu beklagen.

— Das Ehrhardt'sche Luftkruzer-Panzerautomobil. (Zu dem Bild Seite 84.) Wie zu erwarten war, haben die Erfolge auf dem Gebiete der Luftschiffahrt die Technik nicht ruhen lassen, um eine Waffe zu konstruieren, die geeignet ist, im Kriegsfall den Kampf gegen das Luftschiff erfolgreich aufzunehmen. Es ist dies ein Panzerautomobil, das mit einem verstellbaren Schnellfeuergeschütz ausgerüstet ist. Das Geschütz erhält Höhen- und Seitenrichtung durch die Bewegung einer Schulterstütze, die vom Richtanovier wie ein Gewehr in Anschlag geführt wird. Das Geschütz ist mit gezackten Messingflügeln versehen, die drehbar sind und das Zerreißen der Ballonhülle begünstigen sollen.

— Kirche und Geschäftshaus. (Siehe Bild Seite 85.) Eine Erfindung echt amerikanischen (spekulativen) Geschäftsinns! In Pittsburg im nordamerikanischen Staate Pennsylvania hat eine der dortigen Kirchengemeinden ein neues Gotteshaus erbaut, das mit einem riesigen Geschäftshause vereinigt ist. Das Gebäude hat sieben Stockwerke. In der Mitte ist im gotischen Stil die Kirche eingebaut.

— Kaiserin Taitu von Abessinien. Während seiner Krankheit hat Kaiser Menelik von Abessinien die Regierung in die Hände seiner Gemahlin Taitu (vergl. das Bild Seite 85) gelegt, einer Dame, der man ihre 65 Jahre nicht anseht. Taitu, das heißt „die Sonne“, hat von jeher einen großen Einfluß auf ihren Gemahl ausgeübt und ist seine Vertraute in allen politischen und besonders kirchenpolitischen Angelegenheiten. Die Kaiserin Taitu ist sehr reich, im Kriegsfall sendet sie sogar eigene Truppen ins Feld.

Zur Unterhaltung.

— Fatal. Junger Arzt (in der elektrischen Straßenbahn): Sie, lieber Mann, Sie muß ich schon oft gesehen haben; Sie sind wohl ein Patient von mir? — Nein, Herr Doktor, ich bin Besitzer von der Pandleibe!

— Feine Unterscheidung. Mutter: Arthur, sieh doch einmal nach, wer jener seine Herr ist, der in unserem Obstgarten herumläuft. — Arthur: Das ist ja kein „seiner Herr“, Mama, das ist ja der Papa!

— Unklare Entschuldigung. Der kleine Paul (zur Hausfrau): Eine schöne Empfehlung von meiner Mutter, und sie läßt sich entschuldigen, sie kann heut mit dem kranken Fuß nicht wachen!

— Bestrafte Annäherung. Zwei Herren nähern sich auf der Darsreise, in der Absicht, einzusteigen, einem fast leeren Eisenbahnwagen. Da erscheint im Rahmen des Puppenfensters die einzige Insassin des Wagens, eine stark verblühte Dame und ruft in barschem Tone: Besetzt! — Herr (zu seinem Begleiter): Ach so, hier dürfen wir nicht einsteigen, das ist ja der Wagen nach dem Blocksberg!

— Fatal. Sie sind ja so nachdenklich. Was ist Ihnen denn passiert? — Ach, denken Sie mal an: Gestern habe ich dem Fräulein Hulda einen Antrag gemacht, und jetzt habe ich ganz vergessen, ob sie „ja“ oder „nein“ gesagt hat!

— Nicht verlegen. Sie, Kellner, wie kommt denn das: das heutige Beefsteak ist ja kleiner als das gestrige! — Na, das von gestern war wahrscheinlich von einem größeren Ochsen!

— Traumberloren. Professor (zur Wirtschaftlerin): Frau Lehmann, sind nicht noch ein paar eingelegte Birnen da? — Wirtschaftlerin: Nein, Herr Professor, die sind leider ausgegangen. — Professor: Ausgegangen? So, wohin denn?

— Endlich. Achin: August, heut bekommst du einen Gänsebraten. Gofreiter: Endlich einmal ein geflügeltes Wort!

Rätsel.

Bezierbild.



Wo steckt die Braut, der dieser Strauß geweiht?

Rätsel.

Kennst du im heißen Sommer
Den schönsten Aufenthalt
Mit Bäumen, Moos und Kräutern?
Hast meine Erste bald.
Einst war ich in der Werkstatt
Ein Lehrling arm und klein.
Heut hab' ich selbst Gefellen
Und kann die Zweite sein.
Das ganze ist ein Kräutlein,
Wächst in der Ersten mein;
Gepflückt legt man es gerne
In Zucker und in Wein.

Dreifarbige Charade.

Selbständig sei dein 2 und 3.
Von fremdem Einfluß möglichst frei.
Nur wo dein 1. 3. kommt ins Spiel,
Trau deinem 2. 3. nicht zu viel —
Denn 1. 2. 3., wenn nicht befreit,
Zum 3. Verstand und Herz besiegt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Hufeland.
Rebus: Flottenmandoer.



Die Abnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieferk.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Anfangs schien es, als ob von Eht sich auf seinen Angreifer stürzen wollte. Seine Augen sprühten Funken des Hasses und des Zornes und Schaum einer ohnmächtigen Wut zeigte sich vor seinem Munde. Doch von Dirking hatte die Hand an den Griff des Säbels gelegt, und das mochte von Eht abhalten, anzugreifen.

„Das sollen Sie mir büßen!“ knirschte der Herr von Sophienhall.

„Oder Sie, der sich nicht scheut, eine wehrlose Dame zu ... belästigen.“

„Dazu habe ich ein Recht!“

„Das sieht man, wie das Fräulein sich wehrt und ängstigt.“ „Ist Ihre Sache nicht, Sie werden mir Genugtuung geben.“

„Ich stehe zu Diensten, die Ehre einer Dame zu verteidigen.“

Da kam Leben in die Gestalt der Gutstochter.

„Nur das nicht, kein Blut um mich, es ist schon genug Elend um mich!“

Alchentlich rang es sich von den Lippen Cezi-Liesens: denn diese begriff augenblicklich, um was es sich handelte. Aber was konnte ein Mädchenwort tun, den Strom moderner Ehrenderirrung in die richtige Bahn zu lenken. Gar nichts! von Eht wandte sich zum Gehen.

Ganz mechanisch nahm Fräulein von Bolmer den Arm des Herrn von Dirking, auf den sie sich schwer stützte. Sie vermochte nicht zu sprechen, so wild und wild stürmten die Gedanken auf sie ein

und bewegten ihre erschütternde Seele mächtig. Nun sollte doch noch Blut fließen. Aufschreien hätte sie können in tiefstem Weh. Leutnant von Dirking ehrte das Schweigen des Mädchens.

Das Forsthaus war erreicht. Der Leutnant warf den Zügel seines Pferdes über eine Gitterspitze und führte Cezi-Liese der Frau von Bracht entgegen. Die war schon draußen; denn sie hatte das Paar herankommen sehen. Als die Frau das blasser Gesicht des Mädchens und das tieferne des Leutnants sah, erschrak sie.

„Mein Gott, es hat doch kein Unglück gegeben, was ist dir Kind?“

„Ein Unglück nicht, aber ich kam eben noch zeitig genug, ein schwaches Mädchen gegen die Angriffe eines adeligen Schutzes zu schützen,“ antwortete starr des Mädchens von Dirking. Cezi-Liese ging hinein und sank erschöpft in einen Sessel.

Mittlerweile war auch Eve aus der Küche gekommen und hörte mit, was der junge Leutnant berichtete. Ihre dunklen Augen, so tief wie ein Waldsee, begegneten denen von Dirking's mehrere Male.

Doch konnte der junge Offizier nicht lange verweilen, da sein Pferd draußen in der kalten Winterluft stand; er verabschiedete sich. Als er wegritt, folgten ihm ein Paar Mädchen, bis der Reiter im Walde verschwand.



Das hölzerne Dorf in Messina. Ein Geschenk Kaiser Wilhelms II.

Frau v. Bracht trat ins Wohnzimmer ein. Cezi-Liese sah im Sessel und hatte die Augen halb geschlossen. Tränen des Leides und der Entrüstung perlten unter den langen, samtigen Wimpern hervor und bligten auf der dunklen Pelzjacke wie helle Diamanten.

Liebevoll umfing die Frau das Mädchen.

„Gott, Kind, wer hätte so etwas ahnen sollen, da habe ich dir wohl schlecht geraten neulich. Aber es war gut gemeint.“

„Davon sprich nicht, liebe Mutter Bracht, wir

Menschen denken eben und Gott lenkt, wer weiß, vielleicht ist es gut, daß es so kam."

Dann schüttelte sie sich, wie von einem Grausen erfasst. „Mir schaudert's, wenn ich an sein glühendes Gesicht mit den grünen Augen voll Bosheit denke, und sein Atem war so heiß... Meine Kraft war zu Ende, von Dirking kam noch eben zur rechten Zeit, sonst — nein! ich darf's mir nicht ausdenken. Schrecklich!"

Cezi-Liese schlug die Hände vor das Gesicht, ein Beben durchlief ihren ganzen Körper und erschütterte ihn. Frau von Bracht zog die Gestalt fester an sich und strich ihr die schweren Haare zurück.

„Ja, der junge Leutnant scheint ein wackerer, braver Mensch zu sein.“

Da drängte Cezi-Liese die besorgte Frau von sich, richtete sich auf und sah ganz entsetzt und traurig aus. Abgerissen sprach sie:

„Es darf nicht sein — schrecklicher Gedanke — und ich bin an allem schuld, ich ganz allein. Gott, wann wird das Leid enden!"

„Was denn Cezi-Liese, was sollst du denn schuld sein?"

„Gott, Gott, die schlagen sich und ich bin es, um die das Blut fließt.“

„Das Schlimme wird ein gütiger Gott nicht zugeben, und wenn es so kommt, so bist du doch nicht schuld, sondern der falsche und gottvergessene Begriff, den man von Ehre und Ehrenrettung hat.“

„Aber ich bin doch der Anlaß dazu, und nur ein Tropfen Blut, um mich gelossen, würde mir ewig auf der Seele brennen.“

„Beruhige dich, Kind, es wird anders kommen, als wir denken!"

„Nein! ich fühle es kommen, ich kenne das Gefühl der bösen Ahnungen zu gut; es drückt einen unsichtbar aber schwer.“

Eve brachte die Lampe und setzte sie auf den Ständer.

„Mache einige Tassen Tee“, sagte Frau von Bracht zu ihr, und wandte sich da wieder Cezi-Liese zu.

„Du glühst, Kind, ziehe deine Pelzjacke aus; denn du kannst doch nicht mehr nach Marienwalde; es ist schon ganz dunkel, und der Mond kommt noch nicht.“

„Ich gehe auch nicht nach dem Herrnhaus allein; wenn der schreckliche Mensch noch einmal käme, ich glaube, ich stürbe vor Angst.“

Das junge Mädchen hatte sich aus der warmen Hülle herausgeschält.

„So“, drängte Frau von Bracht besorgt, „nun lege dich auf den Divan, deine Beine zittern ja noch vor Schrecken und Müdigkeit.“

Tatsächlich durchslog ein erneutes Beben die Gestalt, und Cezi-Liese legte sich.

„So, nun gehe ich, und braue dir selbst einen Tee, gelt Kind, einen guten.“

Damit beugte sich die alte Frau zärtlich über die Ruhende, um einen Kuß auf deren Stirn zu drücken, sie hatte das Kind ja so gern. Doch dazu kam sie nicht. Wie gebannt hing der Blick der gewaltig erstaunten Frau am Halse des Mädchens.

„Mein Gott, Hans Karl!“ kam es in unbeschreiblichem Tone über die Lippen der Aufstrebenden. Gleichzeitig stog Cezi-Liese in die Höhe.

Sie begriff nicht, was Mutter Bracht hatte und schaute die Erregte fragend an, die noch immer wie hypnotisiert zu ihrem Halse schaute.

„Kind, das Bild im Medaillon!“

„Im Medaillon...!“ Mitten im Worte brach die Sprechende ab. Unwillkürlich ging die Hand zum Medaillon an ihrem Halse; dieses war offen gegangen, wahrscheinlich, als sie sich gegen das Umfassen, gegen den Kuß von Echts wehrte. Cezi-Liese begriff aber noch immer nicht.

„Kind, wer ist es — das Bild, — mein Gott!“

Da ging diesmal ein freudiges Ahen durch des Mädchens Herz.

„Es ist Hans Karl von Roda!“

„Hans Karl von Roda...!“

Ein freudig anjauzender Schrei rang sich aus dem Munde der Frau von Bracht, dann sank sie in einen Sessel. Das war zu viel für sie. Freudig zog sie das Mädchen an ihre Brust und weinte Tränen des Mutterglückes und auch — Mutterleides.

Denn nichts im Leben ist ohne Beigeschmack des bitteren Vermurs.

„Mütterchen Bracht! was ist dir denn?"

Da schaute die Frau das Mädchen mit glücklichem, seligem Blicke an.

„Sage es noch einmal, sind beide Bilder die Hans Karl von Roda's?"

„Es ist Hans Karl von Roda, den ich in die Ferne trieb.“

„Gütiger Gott, — er lebt, er lebt — es ist mein — Sohn. Welch ein Glück!“

Cezi-Liesens Augen weiteten sich, und ihre feinen Nasenflügel bebten. Also darum! Darum hatte sie Frau von Bracht von Anfang an so lieb.

Darum hatten ihre Herzen so ineinander geklungen — Sehnsuchtsharmonie!

„Mein Mütterchen, jetzt bist du wirklich mein Mütterchen.“

Damit slog das Mädchen Frau von Bracht um den Hals, und beide Frauen weinten Tränen der seligsten Freude.

Der Tee, den Eve gebracht hatte, war längst kalt geworden, als die glücklichen Menschen wie aus einem schönen Traume erwachten. Nein! es war kein Traum. So hatte ihr Hans Karl ausgehien, als er ihr vor vielen Jahren entrisen wurde. Und er war nicht tot, sie sollte schließlich ihren Jungen wieder haben. Ein wahrer Glückshauer durchrieselte sie.

Aber Cezi-Liese senkte auf einmal traurig ihr Köpfschen, und Tränen traten in die schönen Augen. Wie hatte sie die schweren Folgen ihres Leichtsinns in jener Nacht so hart empfunden. Ungewollt und unbewußt hatte sie einer Mutter den Sohn aus neue geraubt.

„Was wirst du auf einmal so traurig, mein Töchterchen?"

Damit nahm die freudig Erregte Cezi-Liesens Gesicht in beide Hände und küßte den zuckenden Mund recht innig.

„Nun wirst du mir böie werden und mir nicht verzeihen!"

„Was hätte ich dir denn zu verzeihen? Daß du meinen Sohn liebst!"

„Ich behandelte ihn damals abscheulich und bin dadurch schuld, daß Hans Karl nicht mehr hier ist, und das wirst du...“

„Nein, Kind, davon rede nicht! Hatteft du denn damals die Absicht, ihn von hier wegzutreiben? Doch sicher nicht. Wer weiß, wozu alles gedient hat, nichts ist ohne Gottes Willen geschehen.“

Da sah Cezi-Liese die Frau voll an mit frohem Ausleuchten der Augen.

„Nun weiß ich auch, was die sterbende Fei hat sagen wollen, eben, daß Hans Karl von Roda dein Sohn sei. Aber darüber starb sie.“

„Sicher ist das Geheimnis, welches schwer die Seele der guten Alten belastete; damit hängt auch ihr einsames, rätselhaftes Weien zusammen. Wie kommt aber Hans Karl zu seinem Jugendbildnis. Sein Vater, der ihn mir nehmen ließ, hatte keines der kleinen Emaillebilder.“

„Er hat mir erzählt, er hätte das Bild, ehe er auf die Schule kam, in seiner Tasche gefunden, wie es hineingekommen sei, wisse er nicht. Er habe es aber immer für sein Jugendbildnis gehalten. Bestimmtes und mehr wußte er nicht.“

Die alte Frau schwieg und sann nach.

„Vielleicht ist es auch ein Werk der alten Fei. Nur den Zusammenhang der Sache kann ich mir nicht erklären. Kind, was sind Gottes Wege doch wunderbar!“

„Und manchmal hart für die, welche sie gehen müssen.“

„Freilich, mein Töchterchen, und doch fühle ich, daß alles noch einmal gut wird.“

„Dann würde sich ja erfüllen, was die Fei damals sagte, daß eine Glücksunne aufgehen wird. Ganz von fern leuchtet ja schon ein Sternlein.“

Cezi-Liese machte eine Pause und schauderte leicht zusammen.

„Aber dazwischen regiert Falschheit und Hinterlist. O, ich fürchte den von Echt so, und dann muß ich immer an die Blut und die Flammen denken und an das Gewimmer der Tiere, von dem alles Fei sprach.“

Da jagte Frau von Bracht auch nichts, und beide Frauen hingen ihren Gedanken nach, die ihre Seele durchzogen.

Einige Zeit später schritt Cezi-Liese an der Seite des Meisterknechtes nach Marienwalde. Die Eltern hatten wegen des langen Ausbleibens geforgt und den Mann geschickt.

Ein sehr kalter Wind hatte sich aufgemacht und wehte eifig entgegen. Das Mädchen zog den Pelz fester an sich, aber die Röhne schlugen dennoch aufeinander, und ein Beben durchlief alle Glieder. Cezi-Liese fühlte es wie Blei in ihrem Körper und war so müde.

Zu Hau'e erzählte sie den Eltern den Grund ihres langen Ausbleibens. Nur sagte sie nicht, daß Hans Karl von Roda

der Sob., der Frau von Bracht war. Dieses blieb auch immer Geheimnis der beiden Frauen. Wie nach Verabredung, erzählten sie keinen fremden Leuten etwas davon. Nur der Mutter sagte die Tochter es später.

Von Volmer ging, während Cezi-Diese stotternd erzählte, mit großer Schritten auf und ab, bis die Tür schließlich krachend hinter ihm ins Schloß flog.

War es Aerger über sein Kind oder über — von Echl!

Lange noch sah an dem Abend eine besorgte Mutter an dem Bette ihres Kindes. Es mußte wohl der körperliche und seelische Kampf getan haben, der Schreck und die Freude; denn Cezi-Diese fieberte.

Und als sie endlich erschöpft einschief, war ihr Schlaf unruhig, und schwere Träume quälten sie.

Kautes Kapitel.

Von Echl war den entgegengesetzten Weg gegangen und schritt durch den Wald, den dunkle Schatten durchsuchten. Er hatte keinen Sinn für die majestätische Ruhe des winterlichen Waldes, wo sich Erde und Winter Schnee keusch aneinander schmiegen.

Sein Spazierstock fuhr in den Schnee, daß dieser zerstäubte, und traf dann die hängenden Zweige, deren brüdicke Schneemassen polternd herunterfielen. Er — von Echl — hatte einen Schachzug fehl gemacht.

Es gibt nun Augenblicke im Leben, die einen zum Nachdenken zwingen. Und das tat auch der finstere Mann im stillen Walde, dem bessere Regungen kamen: Wozu der Haß, was brachte er ihm ein! Was tat sein Haß von Roba? — Was den andern? — Ihn aufgeben? — Nein! Er hätte sich sonst . . . ! Was würden die im Klub sagen? — Nie! Nur nicht blamieren! . . . und doch . . .

Wie ihn seine Wange schmerzte, und — Glender, Abscheulicher — klang es in seinem Ohre wieder. Und da sollte er das Spiel aufgeben? Nimmermehr!

Erneut durchstauete sein Spazierstock die Luft, und wieder flog der zerstäubte Schnee. Unbarmherzig lövte der Besitzer von Sophienhall eine Reihe junger Tánachen, die neugierig ihre dunkle Nase aus der weißen Hülle streckten. Verfliegen waren die guten Regungen.

Der böse Dámon des Hasses und der Rachsucht hatte wieder die alte Gewalt, und von Echl lachte teuflisch auf.

„Das erste Spiel habe ich nun verloren.“ Böhnisch schob es zwischen den zusammengewebenen Zähnen hervor.

„Aber schadet nichts, wenn ich die zimperliche Puppe nicht bekomme, wäre mir so bald lästig geworden.“

Er schnippte verächtlich mit den Fingern, und ein ernestes Aufschauen folgte. Sein Herz war ja nicht oder sehr wenig interessiert.

Wenn aber der Fuchs die Trauben nicht erreichen kann, so nennt er sie sauer und ersinnt andere Visten, seinen Hunger zu stillen. So acht es der menschlichen Leidenschaft auch. Sie findet viele Wege, ihre rasende Bier zu befriedigen, braucht aber viele Tropfen, um die heiße Blut zu löschen, die verzehrend des Menschen Herz durchflüßt. Wehe dem, den Leidenschaften beherrischen, aber auch wehe dem, der ein Ziel solcher Giftpfeile der Hölle ist.

„Nicht kommt das zweite Spiel!“ zischte von Echl weiter, „das spiele ich mit dem Vater der Pierdame, und da habe ich Trumfi-As sicher in Händen. Da, ha, ha!“

Se! hi! he! höhnte ein Käuzchen.

Hätte von Volmer das teuflische Lachen gehört und das von Leidenschaft verzerrte Gesicht von Echls mit den in Bosheit grünlich glühenden Augen gesehen, so wäre ihm die Lust veraangen, den Mann als Freund zu betrachten. Sicher hätte er den Stimmen, die sich warnend erhoben, mehr Raum gegeben. Doch ihm hatte der gefährliche Nachbar stets die Maske gezeigt, die demselben für seine hinterlistigen Pläne brauchbar schien.

Eine Weile später sah von Echl vergnügt eine Zigarre rauchend, an seinem Schreibtisch und sah blinzeln den bläulichen Ringen nach. Dann lief sein Auge über die Zahlenreihen auf dem Blatte vor ihm. Schließlich sprang er auf und schlug mit der Faust auf die Platte.

„So wird's gemacht, und dann komme, mein lieber Hans Karl, und nimm dir die Tochter eines verarmten Narren, wenn du Lust hast, oder verdinge dich auf irgend einem Gute.“

Nach einigen Minuten schritt von Echl durch den dunkelnden Abend der Stadt zu, um zum Lokal des Klubs zu gelangen. In diesem gehörten nur Männer, Offiziere, höhere Beamten und reiche Besitzer, die gleichen Sinnes — aber keiner guten Art waren.

Schon die Ausstattung des Lokales zeigte, daß man es mit einer Vereinigung „Moderner“ zu tun hatte. Die Dekoration hatte Anflüge von dem, was wir heute Jugendstil nennen. Glieder und Haare der meist unbekleideten Figuren, welche in die Felder der Wände gemalt waren, verliefen in unregelmäßigen Linien. Die Leiber zeigten lühnere Biegungen wie Regenwürmer. Eine verfrühte Form neuerer heutiger Richtung.

In dem Raume waren Lesetische aufgestellt mit Schriften des In- und Auslandes. Aber auch keines der vikanten Wihblätter, die damals den Lebenslauf begannen, fehlte. Und gerade dieser Abfintz der Literatur wurde am meisten geschlürft, das zeigten die Spuren des Gebrauches der Hefte, während wirklich gediegene Wissenschaft ungelesen blieb.

Es war eben ein „Klub des Fortschrittes“.

Blauer Dunst stieg, Witze flooen und Klatschen wurden geleert. Eine Anzahl Herren war beisammen.

„Donnerwetter!“ wo bleibt doch von Echl, eigentlich müßte er bluten dafür, so ein Ausbleiben!“ schnarrte der dünne Leerfeld.

„Wird wohl wieder auf Brautschau sein, ich glau . . . !“ der Rehner unterbrach sich, denn der Erwartete trat hastig ein, plötzlich verstummte alles, um dann in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

„Sehr gut, gut der Wit, da fangen unsere Facklingsfiguren früh an. Von Echl hat sich schon 'nen Schmiß gemess. Famos!“ Leerfeld strampelte mit seinen dünnen Beinchen.

„Gemalt, nein, echt! Aber . . . !“

Von Echl wurde vom ganzen Chorus lärmend unterbrochen: „Was? Erzählen!“

Und mit erzwungener Ruhe erzählte der Besitzer von Sophienhall sein „galantes Abenteuer“, mit dem nötigen Beiwerk ausgeschmückt.

„Sieht dem verichlossenen Westfalen ähnlich, hinterrüds Menschen anzufohlen. Und was geschieht nun?“ Leerfeld sah mit spihbübigem Lächeln von Echl an, und er machte mit teuflischem Humor das Abdrücken einer Pistole nach. „Was, he! doch selbstverständlich!“

Statt des Gefragten erwiderte jedoch ein blutjunger Leutnant: „Ist doch einzig klar. Ehre muß hergestellt werden.“

Ehre! Ja, was ist Ehre? Doch wohl die innere Selbstachtung verbunden mit Verischähung, die vernünftige und gestittete Mitmenschen einem zollen. Kann die überhaupt das Wort, die Tat eines anderen rauben?! Kann das Blut eines Menschen eine Ehre herstellen!

Von Echl war etwas vorsichtiger. Feige und hinterlistig wie er war, bangte es ihm doch heimlich vor einem ernsthaften Duell.

„Ist der von Dirking ein guter Schütze?“

„Nur keine Banane, der schießt schon aus Respekt an Jbnen vorbei!“ Der Gutsherr fühlte den Spott in den Worten Leerfelds und kniff die Lippen zusammen.

„So meine ich nicht, ist der Kerl überhaupt eine Knallerei wert?“

„Der? mein lieber von Echl! Schießen Sie den aus Veriechen tot, so verliert das Vaterland den tüchtigsten Mann der Gegenwart, kennt sämtliche strategischen Werke auswendig von weiland dem Judenführer Moses bis zum heutigen Jesuiten-General.“

Schallendes Gelächter belohnte den Wit. Es war einer nach Ansicht des Klubs.

Es dauerte nicht lange, so sah die treffliche Gesellschaft hinter Klatschenbatterien verschanzt. Unter schlechten Wisen, üblen Spässen und faden Reden wurde von Echl bestimmt, die Forderung unter harten Bedingungen zu stellen, welche der Größe der Beleidigung entspräche.

Es war schon tiefe Nacht, als die Klubmitglieder sich zerstreuten, welche vielleicht über ein blühendes Menichenleben geurteilt hatten.

Welche Verirrung menschlichen Ehrbegriffes. Ein Frevel!

Während von halbrunkenen Männern die Bedingungen für den Zweikampf überlegt und festgesetzt wurden, lag drauhen auf Marienwalde Cezi-Diese in schweren Fieberträumen. Sie lag den Kopf seitwärts ins Kissen, so nahe meinte sie von Echls Atem an ihrem Gesicht zu spüren. Dann hoben sich abwehrend die Hände, um dann wieder schlaff auf die Decke zu sinken.

Nach einer Weile fuhr die Hand zum Halse. Cia Dámon wollte ihr das Kleinod mit seinem, Hans Karls, Wibe entreißen. Darum ballte sich schützend die kleine Faust.

Dann lag die Gutsdchter wieder still und ruhig da; nur die Brust hob und senkte sich schwer.

Da! Ein gellender Aufschrei!

„Blut! Tot!“

Zitternd fuhr Cezi-Diese auf, und das fieberglänzende Auge blickte starr. Es sah von Dirking blutend im Schnee liegen. Kalter Schweiß perlte der Kranken auf der Stirn.

Den Schrei hatten die Eltern gehört. Beide sprangen erschreckt auf. Frau von Volmer ahnte sofort, um was es sich handelte und eilte zu ihrem Kinde. Dieses lag jetzt da mit weitgeöffneten Augen und schaute bang und starr um sich.

Mutter! Mutter!“

Damit zog Cezi-Diese fröstelnd die Decke hoch. Die Mutter setzte sich zu ihr und bettete sorgsam das fiebernde Haupt ihres Kindes höher. Dieses lag nun ruhiger da, die Erschöpfung tat es.

von Volmer trat jetzt leise ein und schaute besorgt auf sein Kind. Es wurde ihm ganz eigen ums Herz; denn er war ja im Grunde genommen ein guter Vater und hatte sein Kind lieb.

Ihm erschien alles jetzt urplötzlich in einem andern Lichte. Und er hatte alles so gut gemeint.

Da machte Cezi-Diese die Augen auf, sie sah den Vater an und wurde wieder — unruhig.

„Vater! Vater!“

Wie ängstlich und bang fragend klang die Stimme. Es tat dem Vater tief im Herzen weh. Und er war mit schuld!

Er legte seinem kranken Kinde die Hand auf die Stirn und wußte nicht, was er sagen sollte, und doch hing der Blick seines Kindes so bange an seinem Munde.

Endlich begriff er.

„Nein, mein liebes Kind, du — du brauchst ihn nun nicht zu nehmen, warte nur auf — Hans Karl!“

Ein glückliches Lächeln flog über das blasse Gesichtchen des Mädchens, welches die Augen schloß und erschöpft einschloß. Doch die

Hand, welche die der Mutter umschloß, wurde bald heiß, bald kalt und zuckte oft. von Volmer setzte sich neben seine Gattin an das Bett des Kindes.

„Unser Kind ist krank, und ich glaube ernsthaft, Gisbert.“

„Es wird wohl nicht so schlimm sein, Christa, die Aufregung tut es.“

Der Mann glaubte seinen Worten wohl selber nicht, so fragend sah er seine Frau an, und fast schon blickte er auf die Schlummernde, der eine heiße Röthe in das blasse Gesicht stieg.

„Das möge Gott geben, aber ich fürchte . . . Cezi-Diese hat in den letzten Monaten so viel gelitten, stumm und still, du wolltest es nicht merken.“

Der Vorwurf war nur zu gerechtfertigt, deshalb schwieg von Volmer. Er hatte seine eigenen Gedanken. Seine Frau mochte Recht haben. Er hatte zwar gemerkt, wie sein Kind bleicher und bleicher wurde, daß dessen frohes Lachen und Trällern verstummt war, wie Cezi-Diese kummervoll umherging. Er hatte aber zu viel Pläne gehabt, und es dann dem Schmerz des ersten Verlustes allein zu geschrieben. Erst jetzt fiel es ihm wichtig auf die Seele: Du bist auch schuld, daß deine Tochter mehr litt und leidet, als nötig war. Und er dachte an all die Mahnungen seiner Frau, seines Kindes, seines Schwagers und an — die Ahnungen der verstorbenen Fei. Es packte ihn mit unsichtbarer Gewalt, er mochte wollen oder nicht. Und die Gedanken an die Ahnungen ver-

ließen ihn nie mehr. Das Fieber schüttelte wieder den Körper seines Kindes.

Da litt es den Mann nicht mehr drinnen. Kaum waren zehn Minuten vergangen, und er sauste mit seinem Schlitten zur Stadt. v. Volmer war wie umgewandelt. Er sah stumm neben dem Knechte. Er hatte nur den Gedanken: Mein Kind — die Ahnungen. Sonst hatte er nur von seinem Fichtenwalde geträumt.

Finster wie die Winternacht sah v. Volmer drein. Als er mit dem alten Doktor Dahm nach Marienwalde zurückkehrte, hatte sich das Geröll zertrümmert und mattes Mondlicht floß silbern über die schlanken Stämme des Fichtenwaldes, mit den schneegezierten Kronen. Der Gutsberr sah es nicht.

Der alte, erfahrene Arzt bejah sich die Kranke und kühlte deren Puls. Dann wiegte er nachdenklich seinen schneeweißen Kopf. Ein schweres Fieber war bei Cezi-Diese ausgebrochen.

Bald jagte v. Volmer wieder zur Stadt, um die Arznei zu holen. Ihn fieberte selbst. Eine Mutter sah bange am Krankenbett ihres Kindes.

Die Sorge zog auf Marienwalde ein.

Mehrere Tage waren vergangen; es lag wie ein Druck, wie ein Alp über dem Herrenhause. Der alte Herr stampfte brummend umher und rauchte wie ein Schlot. Wäre nur halb in Erfüllung gegangen, was der Mann von Gott wünschte, so wäre es dem übel ergangen.

von Volmer fiel es nun wirklich auf die Nerven, so unruhig fuhr er überall herum. Wie eine Lawine, die zu stürzen droht, hing es über ihm: Was wird es mit deinem Kinde und — wie erfüllen sich die Ahnungen? . . .

(Fortsetzung folgt.)



Schneepfenstich. Originalzeichnung von J. Waibel.



Hochzeit im Hause Zeppelin:
Die Brant, Gräfin Hela von Zeppelin und ihre Eltern fahren zur Trauung.

Wer hat recht?

Erzählung von Emil Frank.
(Nachdruck verboten.)

Eine echte Studentenbude.
Bücher und leere Bierflaschen, Bilder und Zeitschriftenstöße behaupten im trautesten Unterbunt ihren Platz auf dem Tisch. Was ihn nicht behauptet, liegt auf der Erde neben Stiefeln, Stiefelknaechte und ähnlichen Dingen mehr.
Vom Diwan löst lang gezogen ein über das andere Mal: ahnäh — cand jur. Willy Bremer, der gegenwärtige Inhaber dieser Klausel, beliebt zu gähnen.
Wer sollte auch nicht gähnen? Es ist noch vertenfelt früh, kaum 10 Uhr, und gestern war wieder einmal ein Abend, der sich gewaschen hatte. Na ja, die ganze Geschichte war auch geradezu zum Wälzen, z. B., als der lange Tim mit weinerlicher Stimme seine Bierpause hielt. Und die Vene! Einfach großartig. Doch weiter kommt Willy Bremer in den Erinnerungen nicht. Im dichten Nebel wogt alles durcheinander. „Wie mag ich nur nach Hause gekommen sein?“ brummte er.
Am Korridor hört man Schritte. Aha, Krih!
Wichtig! Willy verändert seine Lage nicht. Er streckt nur seine Hand aus.
Krih brückt sie stumm.
Dann wirft er sich in einen der Sessel, der freilich auf etwas sanftere Behandlung Anspruch machen kann, denn er ist alt, so etwa, als der Großvater die Großmutter nahm.
Bedenkliches Nschzen und Stöhnen von seiten des Sessels und des darin Sitzenden.
Dann Pause.
Willy schiebt seinem Gast das Zigarettenetui hin. Krih brummt etwas vor sich hin, das alles mögliche bedeuten kann, sündet dann aber doch eine der Zigaretten an und raucht schweigend.
Vom Diwan klingt wieder ein langgezogenes Stöhnen.
Krih sekundiert.
„N' blödsinnigen Brummischädel“, brummt Willy und reibt sein Haupt.
„Doch“, ist die Antwort.
„Nebriacens, weißt du, wer mich nach Hause gebracht hat?“ fragt Willy.
„Keinen Dunst“, entgegnet der andere. „ich fand mich heute auch mit Stiefel und Sporn in der Klappe.“
Krih erhebt sich und geht mit langen Schritten durch das Zimmer.
„Na, Krihschen, du schneidest ja ein Gesicht, als führtest du

eben eine gewaltige Finanzoperation aus. Wieviel hast du denn noch?“ forschte Willy.

„Momentan: Null Komma Null, doch hoffe ich, nachmittag meine Kasse auf einen etwas besseren Zustand zu erheben. Du hast doch natürlich auch nichts?“

„Wie kannst du überhaupt nur fragen, heute am 26. des Monats, nach der gestrigen Sitzung!“ —

„Schadet nichts! Also vier von drei das geht nicht, da müssen wir borgen!“ philosophierte Krih mit gravitärischem Ernst.

„Na, da bin ich aber neugierig, wo du heute was her bekommst.“

„Der kleine Kröger hat immer wüste Moneten“, meinte Krih.

„Hat nicht!“ erwiderte Willy, „habe ihn gestern schon anpumpen wollen!“

„Mensch, da besähest du doch noch selbst 20 Gm.“ plagte Krih los.

„Ja, stimmt, aber weißt du, der kluge Mann baut vor.“ war die Antwort.

„Freilich, das ändert die Sache. — Wie wär's mit dem langen Tiburtius?“ meinte Krih.

„Geld hat er, das ist bombensicher, aber ob der uns was pumpt, das steht auf einem anderen Blatt. Weißt du, ich kann den Kerl nun einmal nicht leiden, er ist eben eine reine Bet-schwester.“

„Aha, das ist ja Schnuppe, wenn wir nur was kriegen; mein alter Herr ist stark zähe geworden, und der deinige wird heute am 26. auch nicht so nolens volens anzupapfen sein. Also bleibt nur der lange Tiburtius. Ich nehme ihn auf mich. Dafür ist er auch mein Landsmann.“

Damit warf Krih sich wieder in den Sessel, streckte seine Beine weit von sich und entzündete eine neue Zigarette.

„Eigentlich ist es eine wahre Schande, daß wir heute kein Geld mehr haben.“ fuhr Krih darauf fort; „vor 26 Tagen kam der Monatswechsel, und der war bei beiden nicht zu knapp. Weißt du, Willy, wir führen eigentlich doch ein rechttes Bummelleben. Als alte Häuser müßten wir eigentlich solider werden.“

„Zeit wär's freilich“, entgegnete Willy, man hörte es ordentlich heraus, wie wenig ernst ihm das war. „aber — die Welt ist so schön, und die Jugend so sonnig, bald kommt der Philister, dann ist die Herrlichkeit zu Ende. — Uebrigens, wollen wir heute das Kolleg schwänzen? Mit dem Brummischädel kann man doch nichts anfangen.“

„Ne, mein Lieber, geschwänzt wird nicht! Ich muß wüß



Großwesir Hilmi Pascha.

arbeiten," war die prompte Antwort. „Dann wollen wir losziehen.“

Sie gingen.

Es waren zwei festsche Studenten. Heute leuchtete ihr Blick nicht so siegesbewußt als sonst, das machte der gestrige Abend, der doch ein bißchen sehr lange gedauert hatte, so zirkel bis 4 Uhr.

Sie gingen über die Kaiserstraße.

An der Ecke, dem Bertholdsbrunnen gegenüber, stand ein bleiches Mädchen auf seinem Posten. Ein ganzes Körbchen mit Blumensträußchen stand neben ihm. Instinktiv griffen sie beide nach der Börse, aber dann fiel es ihnen ein, daß sie leer war. Ja, der gestrige Abend war heillos teuer geworden, der Selt reißt in's Geld.

„Eigentlich ist es eine Gemeinheit, daß man dem armen Mädchel da nichts abkaufen kann," brummte Fritz.

„Ach Gott, es gehen ja noch mehr Menschen hier vorbei, die werden ihr schon den Korb erleichtern. Uebrigens geht uns ja das nichts an.“

Wieder brummte Fritz etwas vor sich hin. Unterdessen war man an der Universität angekommen. Es war auch höchste Zeit.

* * *

Die beiden Freunde waren auf dem Bummel. Es war der gewöhnliche Weg: Kaiserstraße, Karlsplatz, Schloßberg, Dattler. An Dattler ging man natürlich vorüber, den konnte man heute nur von außen betrachten.

„Schön wär's doch, wenn man jetzt auf der Veranda sitzen könnte, eine Flasche Scharle-Morle würde uns sehr gut bekommen," meinte Willy.

„Das glaube ich," sagte Fritz, „na, wir müssen jetzt etwas mehr Natur kneipen, es ist ja eigentlich eine reine Afsenschaude, daß man es sonst so blizwenig tut.“

Willy tat beleidigt: „Lästere nicht, mein Sohn! Kennst du wohl zwei Menschen, die den flüssigen Gaben dieser Erde, das Wasser natürlich ausgenommen, eine größere Bewunderung entgegenbringen, als wir zwei? Und dann, denke nur an unseren letzten Ausflug in den Sternen im Höllenial, wo Tim in höchster Ekstase ein Gedicht nach dem andern vom Stapel ließ.“

„Sie waren auch darnach, Weindusel, sonst nichts!" brummte Fritz.

„Hör mal Fritz, du mußt heute einen Mordskater haben, diese Galle ist man an dir ja gar nicht gewöhnt, du, sonst das fidelste Haus in dieser fidelen Muijenstadt!"

Fritz suchte nur mit seinem Stöckchen in der Luft. Woran er wohl dachte? Vielleicht an die Jugendzeit, die sonnige, goldene Jugendzeit. War das damals ein Leben! Da lag ja für ihn das Glück noch buchstäblich auf der Straße! Er lachte alles an, ihn lachte alles an; das war zu schön! Es steckte ein starkes, energisches Streben in ihm, sich betätigen, seine Kraft proben, das war sein Jugendsehnen gewesen. Auf der Universität war er diesem Jugendideal blutwenig gefolgt; die Kneipe absorbierte gar so viel Kraft, da blieb für ein ernstes Streben nicht viel übrig. Dafür genoh er auch den unbestrittenen Ruf, das fidelste Haus zu sein. Und doch konnte es Tage geben, wo ihn die Sehnsucht überkam, mitten im Leben zu stehen, ein ernster, zielbewußter Kämpfer, wo ihn das tolle Treiben in tiefster Seele anwiderte. Es waren Stimmungen, die freilich nicht lange anhielten. Meist kamen sie, wenn er kein Geld hatte. Am Ersten ging das fidele Leben wieder los.

Da kam Tiburtius um die Ecke. Willy stieß seinen Begleiter verstoßen an, um ihn an seinen Plan von vormittags zu erinnern.

Die drei Studenten begrüßten sich sehr zeremoniell. Plötzlich erinnerte sich Willy, daß er noch bei Lorenz zu tun habe und schwenkte ab. „Um sechs Uhr komme ich auf deine Bude," rief er Fritz zu; dann war er verschwunden.

Fritz schlenderte nun mit Tiburtius durch die herrlichen Anlagen des Schloßberges. Sie waren ein ungleiches Paar. Tiburtius vulgo Kurt Wittmund, ein Gutsbesitzerjohn aus der Nähe von Münster, war hoch aufgepöffen, etwas linksch in seinen Bewegungen, fast Lölzern. Wer ihm aber in die Augen sah, der mußte ihn lieb gewinnen, soviel Güte, Festigkeit sprach daraus. Fritz Düring war etwas kleiner, untersezt, von tadelloser Eleganz und Schneidigkeit. Sie kannten sich schon vom Pennal her, waren damals gute Freunde, auf der Universität aber etwas auseinander-

gekommen. Tiburtius konnte von Zeit zu Zeit sehr ernste Moralpausen halten, und da dies just um die Zeit war, wo Fritz Geld hatte und dementsprechend lebte, so ging ihm Fritz aus dem Wege.

„Ich gehe jetzt Kaffee trinken, kommst du mit?" fragte Tiburtius.

„Natürlich, gern!" war die Antwort. Bald sahen die beiden Landsleute in der kleinen gemütlichen Bude, die nur durch die Unmasse von Studienbüchern sich als Studentenbude auswies. In der Ecke stand ein riesiger Bücherschrank, vollgepfropft mit Büchern und Brotschüren. Sie alle standen in Reih und Glied wie Soldaten. Tiburtius liebte die Ordnung.

„Kurt, ich habe eine Bitte," hob Fritz nach dem Kaffee an und qualmte einige mächtigezüge aus der langen Pfeife, die Tiburtius gebracht hatte. „Wir, d. h. Willy und ich, sind wieder einmal vollständig auf dem Trocknen. Heute ist erst der 26., bis zum 1. sind noch fünf lange Tage. Könntest du mir wohl 20 Em pumpen?"

„Selbstverständlich," antwortete Tiburtius und entnahm seinem Portemonnaie die gewünschte Summe. Ein warmer Händedruck war der Dank.

„Wenn es dir nicht zu langweilig ist, kannst du mich ja auf meinem Ausgang begleiten," meinte Kurt später.

Sie gingen.

Längst hatten sie das Villenviertel verlassen, jetzt schritten sie über den Schnübergang nach dem Stüblinger. Fritz kam nur selten in diese Gegend, wo die armen Arbeiterkinder sich auf der Straße balgten, wo alles so verräuchert war, so armselig aussah.

Vor einem arroken Hause, das schon von außen den Eindruck der Mietskaserne machte, blieben sie stehen.

„Hier soll's hinein?" fragte Fritz zweifelhaft.

„Gewiß," war die Antwort.

„Na, los," brummte Fritz.

Die Treppenstufen knarrten, immer weiter hinauf ging die Reise; Fritz ächzte mit der wackeligen Treppe um die Wette.

Endlich waren sie am Ziel.

„Sieh dich vor," flüsterte Kurt, „hier ist es ein bißchen niedrig.“

Kurt klopfte an. Die Tür tat sich auf. Nun waren sie in der Wohnung. Ein Mansardenzimmer, in dem gelocht, gewaschen und geschlafen wurde, das war alles. Und doch, Fritz hatte sich die Sache schlimmer vorgestellt.

Merkmlich sah es ja freilich aus, aber es war doch alles so sauber. Auch die bleichen Kinder, die mit Nabel Kurt umdrängten, machten in ihren verwaschenen, geflickten Kleidern einen verhältnismäßig guten Eindruck. Sieh, da war ja auch das bleiche Mädchen von der Kaiserstraße, der er schon häufig ein Blumensträußchen abgekauft hatte.

Kurt mußte hier sehr gut bekannt sein, das bewies schon die freundliche Begrüßung seitens der Kinder. Man mußte es ihm lassen, er verstand mit ihnen umzugehen. Das kleinste, ein vierjähriger Knabe, nahm er sofort auf seine Knie und ließ ihn nach Herzenslust reiten.

Fritz sah sich das alles mit unterhohlenem Erstaunen an. Schließlich blieb sein Blick an einer bleichen Frau haften. Wor das nicht das verkörperte Leiden? Na, es mußte ein herbes Gesicht gewesen sein, das diese Mienen auf das Frauenantlitz unverwischbar geschrieben, das um die Mienen die feinen Falten gelegt, in die schwarzen Flechten zahllose Eisberfaben gesponnen. Mühsam erhob sich die Frau, um die beiden zu begrüßen, kramvhaft hielt sie sich am Stuhle fest, um nicht umzusinken. Auf dem Stuhle neben ihr lagen Hemden aufgestapelt. „In diesem Zustande arbeiten?" fragte sich Fritz.

Der Besuch dauerte nicht lange. Bald waren die beiden Studenten wieder auf der Straße. Schweigend gingen sie nebeneinander her. Endlich begann Fritz: „Kannst du mir etwas Päheres über die Familie erzählen?"

„Es ist eine kurze Geschichte, aber überreich an Leid," sprach Kurt.

Die Leute waren früher einmal ja nicht gerade reich, aber sie hatten zu leben. Der Mann war Fabrikarbeiter, ein braver, fleißiger Mensch. Da kamen die roten Wovtel und betrieben ihre systematische Aufbekunungsarbeit mit riesigem Erfolg. Auch Benz, so heißt der Mann, ließ sich von ihrer

Zukunftsmusik betören. Bald war er einer der eifrigsten Agitatoren. Wie das nun so geht: vom Neden bekommt man Durst, und der Durst wird vom Löschchen nicht kleiner. Benz wurde ein Trinker. Damit begann das eigentliche Leidenskapitel der Familie. Der Mann war bei der Arbeit unzuverlässig, er mißbrauchte seine Stellung im Dienste der Partei, der er mit Leib und Seele angehörte. Daß man unter diesen Umständen von seiten der Parteileitung ein wachames Auge auf ihn warf, war wohl natürlich. Ermahnungen und Warnungen fruchteten nichts. Eines Morgens fehlte Benz in der Fabrik. Am Nachmittage kam er betrunken zur Arbeit. Die Folge war Kündigung. Da stieg ein furchtbarer Groll in seiner Seele auf. Erst trank er sich einen furchtbaren Rausch an, dann lauerte er dem Vorgeetzten auf, dem er seine Entlassung zu verdanken glaubte. Er hatte wohl selbst nicht geglaubt, daß sein Schlag, den er nach den Stöpf des Fabrikmeisters führte, tödlich sein könne. Und doch war es so, Benz war ein Totschläger geworden. Drei Jahre Zuchthaus waren die Strafe. Er erlebte den Tag der Freiheit nicht, er starb an Schwindkrampf. Seine Frau ertrug alle diese furchtbaren Schläge mit dem Mute einer Heldin. Sie durfte sich ja nicht beugen lassen, sie hatte für vier Kinder zu sorgen, das fünfte ward geboren, nachdem der Vater verurteilt worden war. Sie arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um sich von ihren Kindern nicht trennen zu müssen. Wie du läßt, näht sie Hemden. Wenn das nur besser bezahlt würde! Aber es ist ja ein wahrer Hungerlohn, den sie erhält. Das Armengeld ist ja auch nicht bedeutend, und Freiburg ist eine teure Stadt. Man ist sie siech und elend geworden. Da muß die Caritas helfend eingreifen.

Fritz schwieg. Der Eindruck dieses Nachmittages war groß und bedeutungsvoll.

„Wenn du wieder einen deiner Liebesgänge machst, nimm mich mit, ja?, damit ich das Leid kennen lerne, die traurige Schattenseite dieser lachenden Welt, deren Freuden ich bisher mit vollen Zügen genossen, damit ich aber auch lerne, wie man der Not mit Liebe begegnen kann.“

So sprach Fritz, und Kurt drückte ihm die Hand. Er verschwieg ihm, daß er ihn nur zu dem Zweck mitgenommen, um durch Latschen an sein im Grunde gutes Herz zu appellieren. War er einmal sein Idealismus entfacht, dann wollte er ihn schon in das richtige Fahrwasser bringen. —

Die beiden Freunde trennten sich.

„Ich habe heute einen Blick in die Not des Lebens getan,“ sprach Fritz, als er seinem Freunde Willy Bremer in dessen Bude gegenüber saß, und ich habe mich geschämt, daß ich bisher wie ein edler Saufewind durch das Leben gegangen bin. Wir halten eben die Augen kampfhaft geschlossen, um uns im Genuß nicht stören zu lassen, und dann reden wir in hochtönenden Worten von den wichtigsten Lebensfragen. Das muß anders werden, wenigstens was mich betrifft. Deswegen gehe ich nicht unter die Mucker und Kopfhänger. Das ist gar nicht nötig. Ein ernstes, rastloses Arbeiten, dann eine gesunde Fröhlichkeit, die Kraft gibt, nicht aber Kräfte absorbiert, das soll mein Programm sein. Lust du mit?“

Fritz sah den Freund fragend an. Willy Bremer aber schien sich recht unbehaglich zu fühlen. Er qualmte ganze Wolken des blauen Zigarettenrauchs vor sich hin. Dann sagte er: „Der langen Rede kurzer Sinn ist: Du gehst unter die Philister und unser Birkel verliert sein südelstes Mitglied. Das bedauere ich. Mitmachen kann ich da nicht, denn ich sehe nicht ein, welchen Zweck es für mich hätte, in muffigen Arbeiterwohnungen herumzulungern. Mich würde die Sache höchstens langweilen. Solange ich jung bin, will ich das Leben genießen, der Philister, die Kandare kommt noch früh genug.“

Sie sprachen über andere Dinge. Die Gemütslichkeit aber war unwiederbringlich verschwunden und als Fritz sich verabschiedete, rief Willy ihm zu: „Na, alter Junge, ich wünsche dir viel Vergnügen mit auf den Weg, den ich aus Bequemlichkeit, Aversion, nenne es wie du willst, nicht mitgehen mag. Wir wollen sehen, wer von uns beiden sich wohler fühlen wird: ich mit der Theorie des unbeschränkten Auskostens der Daseinswonnen, du mit der Idee der Indienststellung aller Kräfte für Zwecke, die uns nur Unannehmlichkeiten bringen.“

Das war der Abschied.

Wer hatte wohl recht? — —



Nützliches fürs Haus.



— **Schokoladherzen.** 2 Eiweiß werden zu Schnee geschlagen, 250 Gramm Zucker, 250 Gramm geriebene Mandeln, 60 Gramm geriebene Schokolade, und 15 Gramm Zimmt darunter gemengt, mit etwas Mehl zu einem Teig geknetet und ausgerollt. Man sticht mit Herzformen kleine Kuchen davon, legt sie auf ein bestrichenes Blech, bäckt sie im Ofen, gibt Zuckerglasur darüber und läßt diese eintrocknen.

— **Waffeln.** Man verrührt 125 Gramm frische Butter mit vier Eiern, wovon das Weiße zu Schnee geschlagen wird, tut dann 25 Gramm fein gestoßenen Zucker, drei Kaffeelöffel voll Zimmt und zwei Hände voll süßer gestoßener Mandeln hinzu, mengt dies wohl durcheinander und tut soviel schönes Mehl bei, bis es einen festen Teig gibt. Diesen bäckt man in Wallnußgröße auf einem mit Wachs bestrichenen Waffeleisen schön gelb.

— **Mandelkonjekt.** Man läßt einhalb Kilo süße, fein gestoßene Mandeln mit einhalb Kilo fein gesiebttem Zucker in einem Topf bei gelindem Feuer rösten, bis sich der Zucker aufgelöst hat. Nun läßt man dies erkalten, gibt dann für 3 Pf. Rosenwasser und soviel Mehl hinzu, daß man die Masse auswellen kann. Hierauf wird sie durch Formen beliebig gestaltet und dann auf einem mit Mehl bestreuten Blech bei gelinder Wärme gebaden.

— **Matronen.** 625 Gramm süße Mandeln und 125 Gramm bittere werden geschält, gerieben und mit 150 Gramm feinem Zucker solange auf dem Feuer gerührt, bis die Masse ganz heiß und trocken ist. Man nimmt sie vom Feuer, mengt sofort den steifen Schnee von 12—15 Eiweiß dazwischen und gibt zwei Pakete Vanillen oder die abgeriebene Schale von zwei Zitronen dazu. Man läßt die Masse erkalten, legt kleine Häufchen davon auf ein Backblech, und bäckt sie bei mäßiger Hitze hellbraun.

— **Mohnstriezel.** Nachdem man auf den Mohn kaltes Wasser gegossen, ihn gut umgerührt und das Wasser wieder abgeseigt hat, läßt man ihn 10—12 Stunden in neuem kaltem Wasser stehen. Dann gießt man kochendes Wasser darauf, läßt ihn auf einem Sieb abtropfen, und reibt ihn mittelst einer Reibekeule in einem Reibenapfe fein. Dabei nimmt man, bei großen Portionen, immer nur einen Teil Mohn nach dem anderen, weil es so viel schneller geht, als wenn man den ganzen Mohn auf einmal reibt. Nachdem der Mohn etwas weich gerieben, gibt man ab und zu während des Rührens ein wenig lauwarmer Milch oder Sahne — Rahm — hinzu, Zucker soviel, daß er angenehm süß schmeckt, Zimmt, ein wenig Salz und nach Belieben einige abgezogene, geriebene bittere Mandeln und etwas Rosen- oder Orangenblütenwasser. Zuletzt fügt man noch würfelförmig geschnittenes, in Milch aufgeweichtes Weißbrot hinzu und rührt die Masse damit gut durch, darauf fügt man einige Pöfel lauber gereinigte, gebrühte Korinthen hinzu, und rührt das Ganze tüchtig um. Es muß ein dicker, lockerer Brei werden. Nach längerem Stehen quillt der Mohn nach, man gibt dann noch ein wenig Milch oder Sahne hinzu. Mandeln, Rosen- oder Orangenblüten können auch ganz fortbleiben.

— **Mohnstollen.** Man mache einen abgekneten Hefeteig, rolle ihn Messerrückenbid und viereckig auf, bestreibe ihn mit Butter und gebe folgende Mohnmasse darauf. Blauer oder weißer Mohn wird abgerührt und dann mit etwas Zucker und Butter recht fein gerieben oder gestampft. Nun läßt man 60 Gramm Butter in einer Kalterolle zersehen, tut den nötigen Mohn hinein, sowie 3—4 Eier, etwas Rosenwasser, reichlich Zucker, Zitronenschale, geriebene Mandeln und Zimmt dazu und läßt die Masse aufkochen. Verfüßt streicht man sie ziemlich dick auf den Kuchen, rollt diesen zusammen, indem man immer wieder Butter zwischen streicht und gibt dem Stollen eine ansehnliche Form. Da Mohn leicht auseinander läuft, backe man ihn in einem länglichen Blechkasten oder in einer Tortenform. In letztere werden Teig- und Mohnmasse schichtweise hineingelegt, ersterer zu dünnen Platten ausgerollt. Den Stollen bestreibe man mit Eiweiß und streue Zucker darauf. Er muß sehr vorsichtig gebaden werden. Damit er sich besser aus der Form nehmen läßt, legen man ein mit Butter bestrichenen Papier unter.



Unsere Bilder.



— Das hölzerne Dorf in Messina, ein Geschenk Kaiser Wilhelms II. Wie alle Monarchen, so hat sich auch Kaiser Wilhelm II. an der allgemeinen Hilfeleistung zur Sicherung der Not im Erdbebengebiet Siziliens und Unteritaliens in hervorragender Weise beteiligt. Unmittelbar nach Eingang der Nachricht von der Katastrophe sandte er ein Kriegsschiff mit dem vollständigen Material für ein hölzernes Dorf nach Sizilien (vergl. das Bild Seite 89), wo es in Messina von den deutschen Matrosen in kürzester Zeit zum Staunen der Italiener aufgebaut wurde.

— Hochzeit im Hause Zeppelin. Die Gräfin Hela v. Zeppelin, die einzige Tochter des berühmten Erfinders, hat sich in Stuttgart mit dem Grafen von Brandenstein, der Oberleutnant in einem württembergischen Ulanenregiment ist, vermählt. Der König von Württemberg, der den Hochzeitsfeierlichkeiten persönlich beizuhöhen, verlieh dem Bräutigam den Namen eines Grafen Zeppelin von Brandenstein. (Vergl. das Bild Seite 93).

— Großwesir Hilmi Pascha. Der neue türkische Großwesir (vergl. das Bild Seite 93), gilt im Gegensatz zu seinem Vorgänger Niamil Pascha, als deutsch-freundlich. Letzterer mußte der scharfen Opposition und schließlich dem Mißtrauensvotum des türkischen Parlaments weichen, das in ihm ein Werkzeug der Reaktion erblickte.



Zur Unterhaltung.



— Aus der Instruktionstunde. Unteroffizier: Wenn Sie einer der Herren Offiziere einen Mantel holen heißt, und es beginnt gerade zu regnen, wie tragen Sie dann den Mantel? Rekrut: Mit dem Futter nach innen. Unteroffizier: Richtig, aber warum? Rekrut: Weil es meistens zerissen ist.

— Neueste Not. Hast du eine Zigarre bei dir? — Tut mir leid, muß mir selbst erst welche holen. — Na, da muß ich schon von den meinen rauchen!

— Unangenehm. Herr Krahnlein aus eine Provinzialstadt reist nach Berlin, um Einkäufe zu machen. In dem Kontor des betreffenden Geschäftes sieht er außer dem großen Telefon für Stadtgespräche noch ein kleineres. Wißbegierig fragt er, wozu daselbe diene und bittet, auf die Antwort, daß es in das Engros-Geschäft hinunterführe, daselbe auch mal benutzen zu dürfen. Die Bitte wird gewährt, und Herr Krahnlein telephoniert hinunter: „Sind die von Herrn Krahnlein bestellten Sachen schon expediert?“ — „Noch nicht“, lautet die Antwort des Refforichs, „wir wollen erst noch die Auskunft abwarten; das scheint ein sehr fauler Kunde zu sein!“

— Zerstreut. A.: Ich habe gehört, Ihr Papagei kann gut sprechen, darf ich einmal ein paar Worte an ihn richten? — Professor: Bedauere, mein Papagei ist fortgeflogen. Vielleicht kann ich die Fragen beantworten!

— Aus dem Gerichtssaal. Verteidiger: Als mildernden Umstand bitte ich meinem Klienten noch anzurechnen, daß er so zartfühlend war, sein Opfer im Schlafe auszurauben, ohne es also die gräßliche Wirklichkeit merken zu lassen.

— Wißgierig. Geschichtslehrer: Vom König Knut von Dänemark erzählt man folgende Geschichte: Als der König einst mit seinen Hofleuten am Meere lustwandelte, wurde er von ihnen als Herr des Meeres und des Landes gepriesen. Da breitete der König seinen Mantel aus, setzte sich auf ihn und gebot dem Meere, sich seinem Plage nicht zu nähern. Als sich aber das Meer, da es zur Zeit der Flut war, nicht daran lehrte und die Füße des Königs überflutete, stand Knut auf und bewies den Hofleuten, daß sie Schmeichler seien. — Der kleine Isidor (Sohn eines Kleinhändlers): Und was machte der König mit dem verdorbenen Mantel?

— Dequemer Wunsch. 1. Gast (die Speisefarte durchstudierend): Immerfort Fisch, die kommen einem ja bald zum Halse heraus! — 2. Gast: Na, gestern hätte ich aber wirklich gewünscht, sie hätten's bei mir auch getan. — 1. Gast: Wieso denn? — 2. Gast: Ich hatte nämlich eine Gräte mit verschluckt!

— Kengstlich. Redaktionsdiener: Gehen Sie nur hinein, Herr Versmann! — Dichter: Bitte, wollen Sie mir nicht erst sagen, ob der Papierkorb heute schon gefüllt wurde?



Rätselreife.



Bezierbild.



Wo ist der dritte Zwerg?

Magisches Quadrat.

A	A	A	G
G	G	G	L
L	N	O	O
O	O	P	T

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen vier bekannte Wörter von gleicher Bedeutung entstehen. Die erste Reihe nennt einen vielgenannten Admiral.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Waldmeister.

Dreißilbige Charade: Vorurteil.

Rebus: Ein Narr macht viele.



Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieferh.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war am Tage nach dem Jahreswechsel. Draußen lag über dem Fichtenwäldchen heller Sonnenschein, so daß es in der Schneelast glitzerte und stimmerte. Ein herrlicher, stiller Winterfrieden!

In diesem Frieden standen sich zwei Männer gegenüber mit der Waffe in der Hand. Von Echt hatte dank der Einwirkung seiner Klubbrüder jeden Vermittlungsversuch zurückgewiesen und sich tagtäglich im Schießen geübt. Major von Langst und ein Regimentskamerad sekundierten Leutnant von Dirking, während der Besitzer von Sophienhall den dünnen Leerfeld und den blutjungen Leutnant als Sekundanten hatte.

Ernst maß der Major die verlangten achtzehn Schritte ab. Der Moment der „Ehrenrettung“ war gekommen! Schnarrend tönte Leerfelds Stimme.

„Eins — zwei — drei!“

Von Dirking schoß sofort, dagegen von Echt mehrere Sekunden später; er hatte eben gezielt — und nur zu gut.

Die rauchende Waffe entfiel von Dirking, und seine Arme fuhren ins Leere. Schnell sprang von Langst hinzu und fing den Wankenden auf. Sanft ließ er ihn auf den Schnee sinken, den alsbald der springende rote Lebensquell eines jungen Herzens färbte. Der Stabsarzt riß die Uniform auf und wurde sehr ernst.

„Die Brust!“

Dann stillte er so viel wie möglich das Blut. Alle umstanden den Bewußtlosen still und ernst, nur von Echt und seine Sekundanten entfernten sich ohne das arme Opfer eines Blickes zu würdigen.

„So schnell wie möglich in ein Haus, wenn eines nahe ist; eine Fahrt hält v. Dirking nicht aus. Schnell, er stirbt uns sonst unter den Händen.“

Nach kaum fünf Minuten lag das bleiche Opfer der feigen Mordtat im Forstbause auf dem Lager.

Eben wollte der Major v. Langst zur Stadt reiten, um einen weiteren Arzt zu holen, als

ihm der alte Doktor Dahm im Schlitten entgegenkam. „Wie gerufen, Herr Doktor, drinnen liegt ein armer, zerschossener Kerl mit etwas viel Blei zwischen den Rippen.“

„Was, ein Unglück, wer denn?“

„Von Dirking. Duell!“

Der Doktor kannte den Verwundeten sehr gut, sprang schnell aus dem Schlitten und eilte hinein. Kaum nahm er sich Zeit, dem Major zuzurufen, daß er von Marienwald kam, wo die Tochter noch immer schwer krank sei.

Da ritt von Langst nach dem Herrenhause, denn im Forstbause konnte er doch nicht helfen.

Hier bemühten sich der Stabsarzt und Doktor Dahm um den Schwerverletzten. Doktor Dahm sondierte vorsichtig die Wunde.

„Zwischen Herz und Lunge, letztere ist leicht verletzt. Das Geschöß muß in der Rückenwand sitzen.“

„Dann können wir sie nicht entfernen, bis die eigentliche Wunde vernarbt ist, wenn der arme Dirking es nur übersteht.“

„Es ist eine starke Natur, und ich kenne die Holzart, aus der er geschnitzt ist. Bäh, wie das Wurzelwerk der Heide, kernig und fest wie die Eichen seiner Heimat. Freilich muß ein Gott das Seinige tun.“

„Wenn die Kugel nur doch nicht in der Lunge sitzt, das wäre schlimm.“

„Nein, Herr Stabsarzt, die sitzt bestimmt im Rücken!“

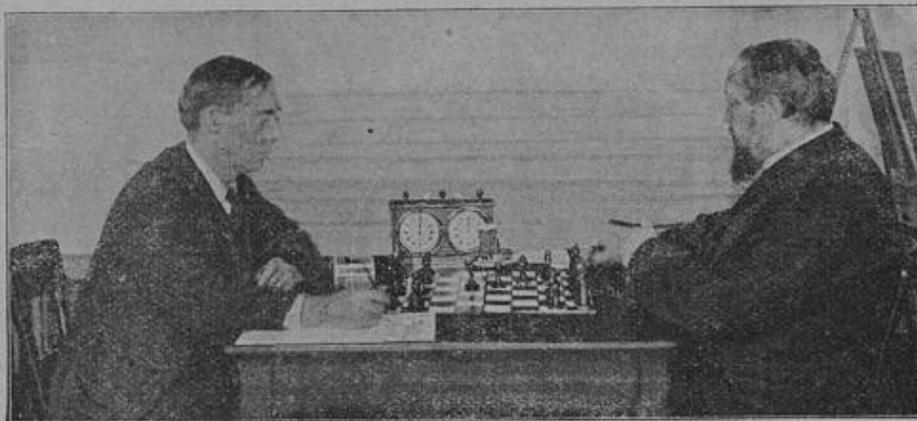
Doktor Dahm, der gefuchteste Wundarzt, reinigte nun, vom Stabsarzt unterstützt, die Wunde, konnte es aber trotz aller Vorsicht nicht verhindern, daß der Ohnmächtige tief aufstöhnte, freilich ohne die Augen aufzuschlagen. Endlich war die schwere, verantwortungsvolle Arbeit getan. Der Stabsarzt ging bald, da ihn der Dienst rief.

Als er gegangen war, trat Frau von Bracht leise heran und sah dem alten Arzte fragend in die freundlichen, klugen Augen.

„Wie steht es um den Schwerverletzten, Herr Doktor?“

„Wenn nichts Unvorhergesehenes geschieht, so wird er es vielleicht mit Gottes Hilfe überleben. Aber eine lange Pflege gibt es auf alle Fälle.“

„An einer guten soll es ihm gar nicht fehlen; denn ich bin es dem armen Leutnant schuldig, er trat ja für . . . nun ja . . . für meinen Sohn“



Vom internationalen Schachturnier in St. Petersburg:
Der deutsche Schachmeister Teichmann gegen den englischen Schachmeister Burn.

und dessen Braut ein." Die Frau errötete und erblaßte. Der Doktor staunte.

"Für Ihren Sohn . . . wie verstehe ich das, gnädige Frau?"
"Ich habe es nun gesagt, Herr Doktor, und muß es Ihnen gestehen: Hans Karl von Roda ist — mein Sohn. Aber —"

"Schon gut, was mir nur immer gesagt wird, ist Amtsgeheimnis bei mir. Ich kannte ihn übrigens gut. Prächtiger Mensch, war seinerzeit um einige Längen voraus und hielt in seiner Klugheit doch gleichen Schritt mit ihr!"

Die Unterredung wurde nun fortgesetzt, bis Doktor Dahm merkte, daß die Erinnerung die alte Frau tief bewegte. Er sprach daher wieder von dem Verwundeten.

"Es wird mit dem Leutnant wohl einige Monate dauern, ehe er sein Lager verlassen kann; es wird doch eine große Last für Sie."

"Wenn man Gelegenheit hat, eine Dankeschuld abzutragen, und dazu ein gutes Werk zu tun, soll man nicht zögern."

"Aber bei dem Werke will Geduld sein!"

"Die habe ich in meinem Leben genug üben können und hoffe, sie nicht verlernt zu haben."

"Ja, Frau von Bracht, das Schicksal tropft wohl jedem etwas Barmut in den Lebenstrank, einem wenig, dem andern viel."

"Selbst das anscheinend glückliche Leben des Reichen windet sich zwischen Dornen durch und schreitet durch enge, gefährvolle Pfade."

"Uns allen aber bleibt die Hoffnung, gnädige Frau, die mit jedem Sonnenanfgang neu ersteht . . . Und nun muß ich weiter, sonst verplaudere ich meine Zeit, und die Kranken warten. Nach Herrn von Dirking komme ich im Laufe des Nachmittags noch einmal sehen, bis dahin wird er sicher kein Glied rühren und kein Auge auf tun. Hoffentlich geht es gut, aber man weiß nicht . . ." Er hob seine Schultern.

"Noch ein Wort, Herr Doktor, wie steht es auf Marienwalde?"

"Ein sehr schweres Nervenfieber, schlimm! Diese Nacht kommt wohl die Krisis, wäre die nur glücklich vorüber."

Es gab Frau von Bracht einen Stich ins Herz, doch dachte sie: Gott, wie du willst, du wirst alles recht machen. Dann reichte sie dem alten Arzt die Hand. Der ging. Die Frau setzte sich an das Lager des schwerverwundeten Leutnants und sann.

Was sind Gottes Wege wunderbar und manchmal unbegreiflich. Da liegt ein bleiches Menschenkind, daß für vermeintliche Ehre das Leben einsetzte, welches nun an einem dünnen Fädchen hängt. Auf Marienwalde kämpft ein Mädchenherz in schwerem Fieber um Liebe, Treue und Hoffnung, die man ihm nehmen wollte. Und wo mag Hans Karl sein? Eine fremde Hand muß ihres Sohnes Braut schützen, oder sollte er wirklich Cesi-Liese vergessen haben. Nein! nur das nicht, sie hat ja das Kind so gern wie ihr eigenes Töchterchen.

Weiter spann die Frau den Faden aus der trüben Vergangenheit durch die einsame Gegenwart in die Zukunft, voll Hoffen und Zuversicht. Sie drängte das Bangen und Zagen in die tiefste Falte ihres Herzens, trotz allem wollte sie an eine Zukunft glücklich und rosig schön glauben.

Ihre Augen hoben sich zum Bilde des Gekreuzigten an der Wand, die Hände falteten sich, und die Lippen bewegten sich in leisem, inbrünstigem Gebete: Ein Mutterherz, das Herz einer edlen Frau flehte zu Gott, daß er alles glücklich leiten möge, daß auch sie einmal nach all dem Leide, nach allem Zagen und nach all der ungestillten Sehnsucht ein wenig Glück finden möge. "Doch Gott, wie du willst!" schloß Frau von Bracht.

Eben wollte Doktor Dahm die Haustür hinter sich zu ziehen, da hörte er hinter sich ein leises, bittendes "Herr Doktor!"

Berwundert schaute er um und blickte in — Eves dunkle und traurige Augen. Herr Dahm kannte Eve gut von der Behandlung der alten Fei her und fragte freundlich: "Nun, Eve, was soll's denn?"

Die Gefragte senkte das heiß errötende Gesicht und drehte verlegen den Schürzzipfel, während sie die aufsteigenden Tränen herunterwuschte. Der alte Menschenfreund ließ die Türklinke fahren, trat zu dem Mädchen und hob deren Gesicht in die Höhe. Da sahen ihn zwei dunkle Augen durch Tränen hindurch groß und fragend an. Doktor Dahm begriff schon; denn er las in den meisten Menschenherzen, wie in einem offenen Buche. Das brachte sein Beruf schon mit sich, den er wie selten einer erfährt hatte.

"Wem gilt denn deine Sorge, mein Kind, gelt, ihm!" Er deutete mit dem Daumen nach dem Krankenzimmer.

"Ach, Herr Doktor, er ist so jung und soll schon sterben, es

tut mir so leid!" Daß es Eve wirklich leid tat, verriet ihr Schluchzen.

"Er soll ja nicht gerade sterben, Eve, es wäre zu schade um ihn, wir wollen ihn wohl kurieren, wenn Gott etwas hilft."

Eve wischte eine Träne ab und zupfte hier und da.
"Nun noch ein Wunsch, Mädchen, heraus damit, ein Doktor verrät nichts." Ein feines Lächeln umspielte den Mund des Sprechenden.

"Herr Doktor . . . darf ich ihn . . . den Herrn Leutnant, pflegen? . . . ich meine, pflegen helfen? Ich thät es so gern und kann es von der Großmutter her." Sie faltete bittend die Hände, und die Lippen zitterten.

Doktor Dahm wiegte nachdenklich den schneeweißen Kopf. Er sah, daß es neben dem Mitleide — ein gutes, edles und feinfühliges Herz besaß Eve — auch noch etwas anders ist, was das Mädchen bitten ließ. Freilich war sich Eve dessen nicht bewußt; tief schlummerte es noch in ihrem jungen Herzen, aber wo ein Keim ist, ist auch bald ein Pflänzlein; lieber soll man es nicht wachsen lassen, als später verkrüppeln oder ausreißen. Er war ein Edler vom alten Stamme, sie ein Dorfkind, die Entelin der alten Fei. Zwar schlug ein edles Herz in des Mädchens Brust.

Sein Blick ging über der bittenden Gestalt. Hübsch, wirklich schön war das knospende Wesen. Konnte nicht alles anders kommen!

Und er dachte an den armen zerhiebenen Leutnant und sagte sich: wenn leimende Liebe ihn pflegt, kann niemand ihn besser pflegen.

"Gut, Eve, ich werde mit Frau von Bracht heute nachmittag sprechen," sagte er dann zu dem Mädchen, "wenn die nichts dagegen hat, so sollst du von Dirking pflegen dürfen."

Ein heiserer Dankesstrahl aus den dunklen Augen der Eve jagten dem Arzte, wie glücklich diese Aussicht ein Herz machte, aber auch, wie rasch dessen Gefühle wachsen würden. Darum legte er seine Hand auf Eves Schultern, schob seinen Feingefinger unter deren Kinn und sprach mit seiner tiefen Stimme, aus der leise die Nührung zitterte:

"Dem gutes Herz lohne dir Gott, aber du mußt bedenken, er ist ein Edelmann und du . . . ? Vielleicht pflegst du ihn für einer — andern."

Da huschte zwar der Schein einer augenblicklichen Enttäuschung über Eves Gesicht, als sie antwortete: "Wenn er nur gesund und glücklich wird, so bin ich reich belohnt."

So ist eben das Menschenherz im Erwachen der ersten, reinen Liebe; es hält sich jeder Opferwilligkeit fähig, selbst der entjungungsvollsten.

Als das Mädchen dem Doktor nun in überströmendem Gefühle dankte, dachte dieser: Die Eve bringt es fertig! Und ein zufriedenes Lächeln lag in seinen Mundwinkeln.

Stamm war der Doktor gegangen, so weinte ein junges Menschenkind die ersten Tränen des heimlichen Liebesglückes und Liebesleides — unbewußt . . .

Unterdessen ritt der Major nach Marienwalde. Je näher er kam, desto schneller wurde der Fuchz.

"Man sagte, Fuchz, es ist schon genug Unglück, das andere können wir noch früh genug sehen, dem Unglück reitet man nicht so schnell entgegen. Das kommt von selbst."

Vor dem Herrenhause stapfte ihm Neres schon entgegen; denn er hatte von seinem Stubenfenster den Major schon von weitem erkannt. Während er die Peise aus dem rechten in den linken Mundwinkel schob, grüßte er von Langst militärisch; so viel hatte er aus den tollen Jahren von 1848/49 noch behalten.

Ehe der Major dem Alten die Zügel reichte, gab er ihm die Hand. Diese Ehre freute Neres jedesmal ungemein.

"Nun, Neres, wie steht es?"

"Schlecht, Hår Major, mit et Frölein is et en Jammer, et kenni ratschlich keinen Mensch mehr. Gestern hab' ich manchmal hereingeguckt, die gnädige Frau hat et mir erlaubt. Gott, unsereins hängt auch an dat Kind, ja jaj, ein Jammer!"

"Recht so, Neres, Cesi-Liese ist und war ein gutes Ding gegen alle."

"Und ob, Hår Major, en fidele Krabbe sonst, hat für jeden en Herz, davon kann et ganze Dorf erzähle. Und da muß so en elendiger Lumpenters kommen, so ein Hundsfott von Echt, un richten son Unheil an, da es an allem schuld."

"Neres, du hast recht, tausendmal recht!"

"Hår ich wünsch, ich wor ene gesunde, junge Kerl, ich tränk et dem ein. Aber mit menem Barometer!" Bornig ballte der erregte Neres seine Faust.

"Nun versorge den Fuchz gut, Neres!"

"Nex för ungut, Hår Major! et soll wohl geschehen, aber

da von Sophienhall wünsch ich mir unter sechs Dreschflügel des morgens en der ersten Paus, wenn alles bei frischen Kräften ist."

Den Major freute der Eifer des alten, treuen Mannes; es war ihm ganz aus der Seele gesprochen. Wenn doch sein Schwager so gegen von Echt gesonnen gewesen wäre; es wäre vielleicht vieles anders.

Von Volmer sah im Wohnzimmer und starrte in die Blut des Ofens, als sein Schwager unerwartet eintrat. Er schnellte auf, denn er wußte nicht, was er von dem Besuch halten sollte. Seit jenem Streit kam von Langst heute zum ersten Male und das in voller, großer Uniform. Es machte ihn stupig, auch der Blick des Majors, nicht die Kollaugen machte er, sondern sah ernst, fast wehmütig drein.

Die Schwäger sahen einander gegenüber.
"Wie geht es Cezzi-Liese, immer noch keine Wendung?" hub der Major an.

Der Gutsherr schüttelte traurig den Kopf.
"Es will sich nicht wenden, und will es nicht. Das sind für mich Erfahrungen, über die ich nicht leicht hinwegkommen kann, es frißt am Herzen."

"Danke Gott, daß es nicht noch ärger kam; denn keinem Schlimmern wie von Echt hättest du dein Kind verschachern können. Dir war es um Wald, mehr Wald zu tun, blind handeltest du mit dem Glück deines Kindes, und einem Menschen elenden Schlags wolltest du deine Einzige um Mamon verkaufen, der Mann kann nur niedrig von Liebe und Frauen denken, son . . . nun, verstehe ich nichts von Menschenseelen." Die Kollaugen waren da.

"Sonst?" fragte von Volmer hastig, „es sollte wohl anders heißen."

"Sollte es auch!" klang es erbittert zurück, „so ein Elender!"

Und der Major erzählte vom Duell, seinem Ausgang und seiner Ursache: anfangs hörte sein Schwager stumm zu, bis er schließlich hart auf den Tisch schlug und dann mit beiden Händen zum Kopfe fuhr.

"Ah! jetzt versteh ich die Anstalt meines Kindes. Gott sei gedankt, daß der Mensch seine Maske fallen ließ, sonst hätte ich es noch bitter bereuen müssen. Hätte ich Cezzi-Liese eine verfehlte Ehe aufgedrängt, es wäre mir unerträglich geworden. Jetzt merke ich es, wo sie so krank darnieder liegt."

"Du hast jetzt eben nur das, was du dir in Leichtfertigkeit und blindem Eifer eingeladen hast: die Sorge die sitzt dir jetzt im Genick und bist sie noch nicht los; denn, wer einen ehrlichen Menschen niederschleift, ist meines Erachtens zu allem Niedrigen und Niedrigsten fähig. Aber ich glaube, ein gerechter Gott wird ihm diese Tat ankreiden und vergelten."

"Mir brauch er nie mehr unter die Augen zu treten; ich werde es ihm schon mitteilen; denn für solchen Kerl ist mein Haus zu gut."

Der wird sich auch ohne dies nicht so bald hier blicken lassen, beleidige ihn nicht, sondern strafe ihn mit nichtachtendem Schweigen, solche Menschen sind gefährlicher, als man denkt — Sollen wir nicht mal zu Cezzi-Liese hinauf?"

Doch diese lag oben mit geschlossenen Augen und fieberte stark, als der Vater mit dem Major leise eintrat. Sie erkannte keinen und duldete nur die Mutter um sich. Alle übrigen machten sie unruhiger.

Von Langst ging es nahe; er fuhr hastig mit den Fingern zwischen die oberen Knöpfe des Rockes, und um Augen und Mund weiterte es still.

3ehntes Kapitel.

Die Sonne neigte sich schon tief nach Westen, als der Major wegritt. Der Abendhimmel fleidete sich langsam in liches Gold, und dunkle Schatten dehnten sich diesseits des Nichtenwäldchens aus, dessen Silhouette sich vom Himmel scharf abhob, während die ferren, schneebedeckten Gipfel der Eifel noch hell erglänzten.

Von Volmer sah am Fenster und schaute den Wölkchen nach, die wie kleine, dunkle Segler in purpurnen Gluten schwammen. Allmählich sank der Winterabend nieder und deckte den Violettenmantel der Nacht über die Kluren. Der Gutsherr sah noch immer hinaus, sorgenvoll und bekümmert.

Er sann. Sein Schwager mochte recht haben; er hatte sich die Sorge eingeladen, sie war erschienen und lastete schwer auf dem Herrenhause. Er hätte mehr der öffentlichen Meinung Rechnung tragen sollen, welche gegen von Echt war; denn diese ist doch sehr selten ohne tiefer liegenden, wahren Beweggrund.

Erst jetzt sah er seinen Nachbar in der wahren Gestalt, wie von Volmer wenigstens meinte. Da war an eine Verbindung mit seinem Kinde nicht zu denken, wenn dieses auch nicht im Fieber gelegen hätte.

Der Gutsherr stand auf und begann zu wandern, und seine Gedanken wurden auch stärker und lebhafter. Sein Kind, sein Kind! Wenn doch die Krisis einmal überstanden wäre; wenn er doch wüßte, was das Schicksal bringen würde. Aber das offenbart sich niemandem. Und wo doch der Doktor blieb, er wollte doch zu Abend hier sein.

Von Volmer litt es nicht mehr allein in dem Raume; er ging hinauf an seines Kindes Krankenlager.

Kaum hatte er die ersten Stufen der Treppe erstiegen, da ertönte auch schon seiner Gattin Stimme ihm entgegen, erschütternd und angstvoll.

"Gisbert, Gisbert, unser Kind, unser Kind!"

Der Gutsherr wußte nicht, wie er die Treppe hinauf kam. Da stand Cezzi-Liese aufrecht im Bett. Die schwache Kraft der Mutter hatte sie nicht aufhalten können, aufzustehen. Die Krisis schien schon gekommen. Mit Arm und Bein setzte sich die Kranke zur Wehr. Schriß und bange, martererschütternd durchfuhr ihr Aufschrei das Zimmer, glälern richteten sich die Augen auf die Tür. Nur mit Mühe gelang es der starken Kraft des Mannes, sein Kind außs Lager zu betten. Wie das den Eltern ins Herz schnitt!

Die Angstfälle wiederholten sich. Bange Stunden bitteren Leides durchwachte das Elternpaar am Bette des Kindes.

Endlich scheint die Kranke erschöpft zu sein; wenigstens versucht sie nicht mehr emporzukommen, wenn auch das Fieber noch sehr heftig ist. Da sinkt der Vater auf einen Stuhl neben dem Bette nieder.

"Mein Gott, mein Gott, laß mir mein Kind!" ringt es sich flehenlich aus der Brust des Mannes, dessen Auge unverwandt auf dem Gesichte des Mädchen ruht.

Dieses hat die Augen geschlossen; schwer ruhen die Lider auf den eingesenken Augen. Die kleinen Hände ballen sich zuckend und greifen suchend in die Decke. Schwerer Schweiß steht auf der Stirn, und die feuchten Locken legen sich wie glatte Schlangen an das todmüde Köpfchen.

Der Gutsherr schaut auf. Seine Frau ist erschöpft von dem vielen Wachen, mit dem Kopfe auf den Tisch gesunken. Dem Vater und Gatten krampt sich in bitterem Weh das Herz zusammen. Ah, er konnte so wenig helfen. Wie hatte er sich so schwach gefühlt gegenüber dem mächtigen Arme Gottes, der hier nur allein helfen konnte.

Was ist doch der Mensch in seiner Schwachheit!

Ein Federball in der übermächtigen Hand des Schöpfers. Und doch ein Gegenstand der Fürsorge eines Gottes!

"Gott! mache mein armes Kind gesund; nimm mir alles, nur nicht mein Kind!"

Mit zitternder Hand streicht von Volmer sanft die nassen Haare von dem nun kalten und blassen Gesichtchen, das jetzt fast gespensterhaft im Kissen lag.

Da erhebt Frau von Volmer müde und schlaftrunken ihr Haupt. Doch nur ein Blick auf ihr Kind, und sie fühlt wieder ganz die bittere Wirklichkeit. Dennoch entfährt ein leises „Gott sei Dank!“ aus ihrem Munde. Ihr Kind lebt noch, es kann sich noch alles, alles wenden! Mit gläubigem Vertrauen betet sie für ihre Cezzi-Liese.

Stumm sitzen sich die Gatten am Schmerzenslager ihres Kindes gegenüber. Langsam rückt der Zeiger der Uhr auf Mitternacht zu; das einformige Ticken ist das einzige Geräusch im Raume. Die Kranke hatte nicht gewollt, daß die Uhr entfernt wurde.

Weider Eltern Augen sehen weiter in das Gesicht des Mädchens, in dem eine leichte Röte aufsteigt. Ein Tierchen, ein Spinnchen, hat sich sachte auf seine Hand niedergelassen. Der stille Mann betrachtet sie mit erstaunten Augen, und langsam erhellt sich sein Blick, und er murmelt vor sich hin.

"Spinne am Abend, erquidend und labend!"

Der sonst durchaus nicht abergläubische Mann kammert sich an dieses schwache Mädchen, das sich ihm als Rettung aus dem marternden und wilden Gedankenmeere bot.

Und in der Tat liegt sein Kind jetzt ruhig wie in sanftem Schlummer da.

Von Volmer bringt es nicht über sich, das Spinnchen abzuschütteln und zu zertreten. Behutiam setzt er es an die Wand und tritt leise zu seiner Gattin. Diese sieht ihn verwundert an und fragt leise gedämpft: „Gisbert, was hast du?"

„Ein Glücksspinnchen war es, Christa, unser Kind wird sicher gesund.“

Sie schauten sich tief in die Augen. Von Volmer beugte sich nieder und küßte seine Frau.

"Mutter! Vater!"

Cezzi-Liese hatte die Augen aufgeschlagen, und es mit leiser Stimme gesprochen.

Da kam ein Ton über die Lippen des Vaters, schluchzend, tief, und seine Gestalt streckte sich, wie wenn ein Krampf sich löst. Dann kniete er an das Bett seines Kindes nieder und drückte seinen Kopf vorsichtig neben den Cezi-Liefens, so hatte die Freude dem Mann die Ueberlegung geraubt, sonst hätte er in überströmenden Gefühlen sein Kind an sich gerissen.

Die Mutter rückte Cezi-Liese die Kissen zurecht, so sanft und bettete das müde Köpfchen behutsam höher, wie es nur eine sorgende Mutter kann. Bald lag Cezi-Liese schlummernd da; die Atemzüge gingen regelmäßig und leichter, und ein Anflug von Röte schimmerte leicht auf den schmalen Wangen.

Ein Dankgefühl durchzog das Herz der Mutter. In stillem Gebet stattete sie Gott ihren heißen Dank ab für die Gnade, daß er ihr das Kind lieh.

Wortlos nahm sie dann ihres Mannes Hand und zog den Gatten mit sanfter Gewalt aus dem Krankenzimmer in das Nebengemach. Dort schlang sie die Arme um ihres Gatten Hals und sah ihm in die Augen, die sie verwundert anblickten. So hatte der Gutsherr seine stets ruhige und stille Frau lange nicht mehr gesehen.

„Christa!“

„Nun ist alles gut, Gisbert?“

„Wie meinst du das, liebe Frau?“ Er strich zärtlich die blassen Wangen.

„Ich meine mit unserem Kind und . . . du denkst doch nicht mehr daran, sie Echt zu geben, und mit uns . . .?“

„Dem!“ er löste die ihn umschlingenden Arme, „wie kannst du so etwas denken.“ Er wollte auffahren.

„Eist, Gisbert!“ seine Frau legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm, „unser Kind schläft.“

„Du hast recht, liebe Frau, an den Echt aber denke nie mehr, dessen Name ist nun bei uns ausgelöscht, mit ruhiger Hand kann er kalt einen Ehrenmann niederschleßen und . . .“

Seine Gattin unterbrach ihn.

„Wir wollen das begraben, Gisbert, und dem lieben Gott danken, daß er uns die Augen geöffnet hat, zwar bitter, aber er lieh uns doch unser Kind. Ich fühlte, wie es sich schon wie Reis um unsere Herzen legte, und hätte Gott unser Kind nicht erfranken lassen, ich glaube — dem Kind und ich hätten uns dir immer mehr entfremdet. Jeden Tag merkte ich mit Bittern, wie du immer kühler, unwirscher und heftiger wardest.“

Von Volmer fühlte es, seine Frau hatte recht, und darum schwieg er, bis er mit zärtlichem Anflug in der Stimme sprach:

„Nimm, Christe, lege dich ein wenig zur Ruhe, du kannst ja kaum noch aufrecht stehen, ich will dann bei unserem Kinde wachen.“

„Aber nicht eher, als bis du mir versprichst daß nun zwischen uns das alte Vertrauen herrschen soll.“

„Warst du denn nicht immer meine Vertraute?“

Als von Volmer dies sagte, wandte er den Blick ab; es drückte ihn doch etwas wie Schuldbewußtsein.

„Früher überlegtest du mit von Noda und mir; in der letzten Zeit galt nur Herr von Echt etwas, trotzdem alle vor ihm warnten. Deine Frau galt dir gar nichts mehr.“

„Nicht so bitter, Christa, jetzt mußt auch du alles vergessen. Wir wollen die letzten Monate aus . . .“ Er hielt lauschend inne.

„Was ist, Gisbert?“

„Hörtest du nichts? ich glaube, Cezi-Liese ist wach geworden.“

Beide traten fast zugleich in das Krankenzimmer. Cezi-Liese schlief noch, aber der alte Doktor Dahm trat ihnen entgegen.

„Gerettet! Gott hat ein Wunder getan, ich dachte schon zu spät zu kommen, ich freue mich mit Ihnen, freilich wird es eine lange Zeit bis zum völligen Genesen sein. Im Dorfe ist der Bauer Bergs, als er im Dunkeln einige Bündel Stroh von der Oberlenne werfen wollte, auf die Tenne gestürzt, schlug auf eine Häckelmaschine und hat sich den Kopf arg übel zugerichtet. Es hat große Mühe gekostet, ihm denselben wieder zurechtzuflicken.“

„Die armen Würmer!“ unterbrach den Arzt die Gutsherrin.

Der Herr fuhr fort: „Das Leben wird es Ihnen nicht kosten, aber die Leute sind arm ohne jede Hilfe; er besorgte ja alles mit seiner zweiten Frau allein. Der älteste Sohn erster Ehe ist ja beim Militär.“

„Gisbert, die armen Leute!“ Von Volmer verstand den Tonfall in seiner Gattin Stimme, darum sagte er: „Gut, Frau, wir haben die Scheune fast leer, und ich kann gut einige Anechte missen, dem Manne zu helfen in seiner Arbeit.“

Ein Dankesblick der Gattin sagte dem Gutsherrn, daß er deren Gedanken erraten hatte. Er selbst freute sich, andern etwas Gutes erweisen zu können; dazu drängte es ihn jetzt. Dann wandte er sich zu dem Doktor und bat: „Sie, Herr

Doktor, sind so freundlich, und lassen es uns wissen, wenn andere und weitere Hilfe nottut.“

Cezi-Liese schlief ruhig weiter.

Prüfend befah der Arzt noch einmal die sanft schlummernde und horchte kurze Zeit auf den Pulsschlag.

Dann hob er befriedigt seinen Kopf.

„Wirklich überwunden! Sie können sich ruhig schlafen legen, denn das Mädchen wird vor morgen früh die Augen nicht öffnen, weil die Erschöpfung zu groß ist. Dann werden seine Augen aber auch zum so heller

schauen, denn die Gefahr ist um. Nun legen Sie sich aber auch nieder, gnädige Frau, sonst . . .“ Er drohte mit dem Finger.

Dann gab Doktor Dahm noch einige Verhaltensmaßregeln und ging.

Ins Bett zu gehen, war Frau von Volmer unmöglich. Sie legte sich angekleidet auf den Dwan und schlief bald vor Ermüdung ein, und von Volmer bewachte den Schlaf seiner Gattin und seines Kindes.

Als die Strahlen der aufstehenden Sonne glitzernd über den Schnee liefen und die stille Winterwelt wachkühlten, da sah ein glückliches Elternpaar in die hellen Augen ihres Kindes, das noch verwirkelte Nacht mit dem Tode gerungen hatte.

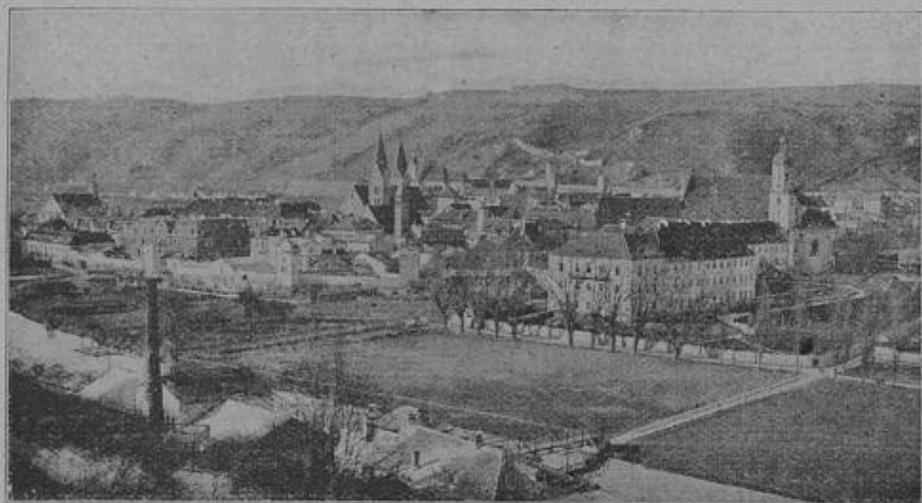
(Fortsetzung folgt.)



Wintersportfreunden der Söhne und Schwiegerkinder des Deutschen Kaisers: Ankunft der Kronprinzessin Cecilie (X) in Oberhof in Thüringen.

Sinnspruch.

In deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglücks tödliche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren.
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.



Die bairische Stadt Eichstätt, die um das Jahr 740 als Benediktinerniederlassung von Bonifazius gegründet und 909 unter dem Bischof Erchambold zur Stadt erhoben wurde, begeht ihr tausendjähriges Jubiläum.

Der Lebensretter.

Erzählung aus dem algerisch-marokkanischen Grenzleben.

Von Dr. F. F.

(Nachdruck verboten).

Der Spahishauptmann de la Porte lag im Schatten seines Zeltes ausgestreckt und schrieb eifrig an seinem Rapport. Schon mehr als zwei Monate lagerte man am Wüstenrande, um nach der marokkanischen Grenze hin die unsicheren Bewegungen der Aufständischen im Auge zu behalten und zugleich die Einfälle der raubsüchtigen Tuaregbanden abzuwehren. Es war eine trostlose, traurige, endlose Wüstenei; eine furchtbare Glut strahlte vom Himmel aus, als ob man sich im Vorsaale der Hölle befände. Ein eintöniges, einsames, mühsames Leben, in der entkräftenden Erwartung des kommenden Tages, in Ungeduld nach Ereignissen, die niemals kommen. Hier herrschte die drückende Bewegungslosigkeit der Langweile und Einsamkeit, die nur das laute Schmettern der Trompete zu den festgesetzten Stunden unterbricht, wenn die Pflicht zu den täglichen Übungen und Arbeiten ruft.

Pfötzlich kommt Moktar, ein eingeborener Spahi erster Klasse, in das Zelt herein, geht mit schnellen Schritten auf den Offizier zu und bleibt drei Schritte entfernt von ihm stehen, grüßt mit mechanischer Gebärde und sagt, indem er mit einem gutmütigen Lächeln seine weißen Zähne zeigen läßt: „Herr Hauptmann, wollen Sie einen kleinen Löwen?“

Inzwischen hatte er seinen Burnus geöffnet und ließ auf dem roten Tuche ein kleines gelbes Wesen, ähnlich einem jungen Hunde, mit großen Klauen, sehen, das mit seinen großen, verwunderten Augen neugierig um sich schaute.

„Kleiner Löwe ist einen Monat alt, Herr Hauptmann; wenn es Ihnen recht ist, halten wir ihn bei uns. Ich werde ihn mit der Milchflasche großziehen — oder kann auch Ziegenmilch bekommen. Ganz wie Sie wollen, — brauchen es nur zu sagen.“

Diese Idee gefiel dem Offizier; der so unerwartet auftauchende Gefährte würde wenigstens ein wenig Fröhlichkeit in diese grauenhafte Langweile bringen. Er erinnerte sich, daß man in einem deutschen Regiment eine Elster befaß, in einem andern einen Regimentshund, und in einem schottischen Korps

war der Liebling der Soldaten und Offiziere ein Bod. Die Spahis sollten einen prächtigen, großmütigen Löwen bekommen; das war das Symbol der Kraft und des Mutes. Und wie würden sich alle freuen, wenn er diese sonderbare Neuigkeit seinen Kameraden in der Garnison mitteilte.

„Löwenbändiger der Wüste“ — das war ein Titel, der auf seinen Visitenkarten nicht übel stehen würde.

„Wo hast du doch das Kerlchen gefunden, Moktar?“

„Ist das Junge der Löwin, die wir heute Nacht mit Achmed und Ben Achmedu getötet haben, — hatte das Junge im Maul, Herr Hauptmann.“

„Gut, in Ordnung. Dann werden wir ihn „Sidi Quarba“ (Herr Löwe) nennen, und er wird von heute ab zum dritten Zuge gehören! Abtreten!“

Der Soldat verließ seelenvergnügt das Zelt, und von diesem Tage an gehörte Sidi Quarba in der Tat zum dritten

Zuge; ja, er wurde selbst nach den Vorschriften auf den Listen der Mannschaften geführt. Allmählich entwöhnte er sich von der Milchflasche und konnte auf seinen Latzen stehen bleiben; sechs Monate später trieb er sich im großen Lager umher, war wie ein junger Hund mit allen Soldaten vertraut und ließ sich gerne ihre Liebkosungen gefallen. Er folgte den Spahis bei den Übungen, sprang an ihrer Seite in die Gefechtslinie und fehlte niemals auf dem Appell, denn den Schall der Trompete hatte er sich sofort zu eigen gemacht.

„Quarba?“ fragte der Offizier, wenn er mit seiner Abtheilung angetreten war, und ein Knurren antwortete: „Hier!“

Nach Verlauf eines Jahres hatte man den kleinen Posten noch nicht aufgegeben, aber Sidi Quarba war ein kräftiger, junger Löwe geworden, dem man jeden Morgen sein halbes Schaf geben mußte.

Beim Anbruch des Tages, als alles noch in tiefer Ruhe lag, fauchte plötzlich mit einem dumpfen Klirren ein Augerregen auf die Zelte herab. Während der Nacht hatten die Tuaregs die Vorposten heimlich umzingelt und begannen nun, hinter Sandhügeln verborgen, vorsichtig aus einiger Entfernung den Angriff. Eiligt wurde Alarm geblasen. Die plötzlich aus dem Schlafe aufgeweckten Spahis sprangen den Säbel zwischen den Zähnen, aus ihren Zelten. Einige knüpften noch, während sie ihre Stellungen einnahmen, ihre Uniformen zu.



Die Festungsbrücke der österreichischen Grenzfestung Peterwardein an der serbischen Grenze.

„Das ist gut,“ sprach Moktar bei sich, „aber die Schildwachen hätten doch ein Zeichen geben müssen — vielleicht schlafen sie wohl für immer.“

In der Ferne bewegten sich die weißen Burnusse wie ein Schwarm junger Löwen, die über die See hinstreichen. Es war nicht daran zu zweifeln, sie nahen! Man hatte keine Zeit mehr, den Pferden zu nahen, und man mußte den Sturmangriff zu Fuß abwehren.

„Donnerwetter!“ rief der Hauptmann. „Diese braven Schurken sollen uns nicht straflos gewechselt haben. Wir werden ihnen die Antwort auf ihre Frechheit nicht schuldig bleiben. Nehmt eure Revolver, Jungs, und wartet, bis sie ganz nahe sind, schießt nicht eher. Wieviele sind ihrer wohl? Hundert, sechshundert. Wir haben schon ganz andere Witze erlebt. Jeder von uns hat sechs Mann auf sich zu nehmen, und die Sache ist in Ordnung.“

Inzwischen kam die Staubwolke mit der Schnelligkeit des Blitzes näher. Im Lichte des anbrechenden Tages bemerkte man die grüne Fahne des Propheten, die wie ein Palmblatt in goldenen Strahlen im Winde flatterte. Die Tuaregs stellten sich in ihre schweren, bronzenen Eisenbügel, stürmten auf die Zelte los und ließen wütend ihren Kriegsruf erschallen: „Gmchi!“ (Vorwärts!) Der Angriff war furchtbar, und nicht ein einziger Mann wäre von der kleinen Truppe übrig geblieben, wenn die Spahis sich nicht auf Befehl des Hauptmanns mit Blitzesschnelle auf den Boden hätten fallen lassen.

Durch nichts in ihrem tollen Ritt aufgehalten, stürmten die wilden Reiter über ihre Leiber hinweg.

Hundert Meter weiter sammelten sie sich wieder und kehrten zurück, aber diesmal erwartete man sie besser vorbereitet. Nun kam es zu einem furchtbaren Handgemenge.

Die Spahis ergriffen die Pferde der Tuaregs beim Bügel, schnitten die Riemen durch, hoben die Reiter aus dem Sattel, packten sie an der Kehle und schlugen sie mit dem Säbel nieder.

Moktar, dessen Arme hellrot von Blut gefärbt waren, schlug wie ein Rasender um sich und warf alles zu Boden, was nur in seine Nähe kam. „Das ist gut, das ist gut“, wiederholte er munter. Wie ein wütender Stier sprang er nach rechts und nach links, hier ein Schlag, dort ein Dieb, er war in seinem Element. Fünf Tuaregs, die mit durchstochener Brust, das Gesicht mit Säbelschneidern verstümmelt, auf der Erde lagen, legten Zeugnis ab von seiner Tapferkeit.

Der Hauptmann war ebenfalls mit einem großen Teufel von einem Tuareg handgemein geworden, mit dem er jedoch nicht fertig werden konnte. Da sich sein rechter Arm in den Falten des feindlichen Burnusses verwickelt hatte, konnte er seinen Revolver nicht zum Vorschein bringen, und seine Soldaten waren zu sehr mit ihrer eigenen Verteidigung beschäftigt, als daß sie die gefährliche Lage bemerkten, in der sich ihr Anführer befand. Er mußte unterliegen.

Als die Gefahr ihren Höhepunkt erreicht hatte, tauchte plötzlich eine Gestalt auf, stürzt sich auf den Tuareg, umklammert ihn und lähmt ihn in seinen Bewegungen.

Es war Quarba!

Welchen Beweggründen mochte das Tier wohl Gehör gegeben haben? Hatte es den Zustand begriffen? War sein Instinkt vielleicht plötzlich durch einen Strahl der Dankbarkeit erleuchtet worden? Wie dies auch sein möge, die ganze Sache bekam durch diese unerwartete Hilfe ein ganz anderes Aussehen. Dem Hauptmann gelang es, von seinem Geißer loszukommen. Er ergriff seinen Revolver und schoß seinen Feind nieder.

Dieser hatte aber vor seinem Falle noch Zeit gehabt, dem jungen Löwen seine Lanze in den Leib zu stoßen. Dieser brüllte laut vor Schmerz und fiel plötzlich wie ein schwerer Sack zu Boden.

Die Tuaregs sind geflohen, die große, ausgebeulte Ebene liegt wieder einsam und verlassen. Quarba liegt auf einer Seite, und aus seiner Wunde strömt in dicken Strahlen das Blut, das der heiße Wüstenland gierig aufsaugt.

In einer Ecke des Lagers wird Abweil gehalten.

„Quarba?“ fragt jetzt der Unteroffizier mechanisch, wie er stets gewohnt war.

Nun erhebt der Hauptmann, der neben seinem Retter niederknielt und mit Tränen in den Augen das letzte Ruden seines Tobekampfes beobachtet, das Haupt und antwortet in festem Tone:

„Gefallen auf dem Felde der Ehr!“

Er kann nicht.

Skizze aus der Gegenwart von F. W. Schön-Schön.
(Nachdruck verboten.)

Ein ernstes, hartes Mahnen an den Tod ist an den reichen Fabrikbesitzer Hermann Ehner ergangen. Ein Schlaganfall hat den noch rüstigen Mann aufs Sterbelager hingestreckt. Nun liegt er da, — gerade so hilflos, ja noch hilfloser, wie er schon einmal gelegen, als ihn, da er mittellos in der Fremde weilte, eine schwere Lungenentzündung auf das Krankenlager warf. Damals, wo er sein arbeitsreiches Leben noch vor sich hatte, — sein Leben, das seine Arbeit so ausgiebig mit Erfolgen krönte, — und an dessen Ende er jetzt einleben muß, daß er selbst nicht weiß, für wen er all diesen Reichtum gesammelt. Er war nicht dafür geschaffen, die Annehmlichkeiten seines errungenen Reichtums selbst zu genießen, seine Lebensgefährtin war bereits so gebrechlich und hilflos, daß sie ihm wohl bald folgen würde, und sein Sohn, sein einziger Sohn — —?

Ein schwerer, angstvoller Seufzer entquillt der breiten Brust des Todkranken. O Gott, wo mag der wohl herumirren?! Vielleicht verdorben — gestorben! Fern vom Elternhause, aus dem ihn des Vaters starrer Sinn getrieben, —

Aber warum war Herbert auch so unglücklich und so taub gegen des Vaters Lieblingswunsch gewesen?! Warum nur steckte nicht des Vaters praktischer Sinn und freudige Schaffenslust in ihm? — Ja, es war wohl die herbste Enttäuschung für Ehner gewesen, als ihm die Erkenntnis kam, daß Herbert durchaus nicht taugte für die spätere Uebernahme der väterlichen Maschinenfabrik, die er aus eigener Kraft gegründet und zur Blüte und zu Ansehen gebracht hatte. Mit Leib und Seele hing Herbert an der Musik, und er zeigte auch wirklich viel Talent. Mit seinem Wunsch, sich der Musik zu widmen, kam Herbert jedoch bei seinem Vater übel an. Es gab sehr oft erregte Szenen zwischen beiden, und auch die stille, sanfte Mutter vermochte schließlich einen vollständigen Bruch zwischen Vater und Sohn nicht zu verhindern.

Eines Tages überraschte Ehner seinen Sohn auf dem Kontor, wie er, statt dringende Aufträge zu erledigen, eifrig eine von ihm selbst geschaffene Komposition auf der Violine übte. In sinnloser Wut entriß der Vater Herbert die Geige und ließ sie wuchtig auf das Haupt seines Sohnes niederfallen, daß das Instrument in tausend Stücke zerfiel.

Herbert sank bewußtlos hin; am anderen Morgen aber war er aus dem Elternhause verschwunden. So sehr man sich auch bemühte, eine Spur von ihm zu finden, man erfuhr nicht das Geringste von ihm. Die Eltern und besonders die sanfte Mutter glaubten bereits, daß ihr einziger Sohn nicht mehr unter den Lebenden weile.

Da wurde vor einigen Monaten in deutschen Zeitungen sein Name genannt als hervorragender Teilnehmer an der revolutionären Bewegung in Rußland, und zwar zum größten Erlaunen Ehners als „Kaufmann“ Herbert Ehner in Moskau, gebürtig aus H. in Baden. Herbert hatte also seine „verrückten Neigungen“ aufgegeben, dafür aber einen noch größeren Unsinn begangen, er war unter die Revolutionäre gegangen. Des Vaters Zorn wurde aufs neue aufgestachelt, und heftig wies er seine Gattin zurück, als diese bei Nachforschungen nach Herbert anzustellen.

Als aber der Tod in Gestalt eines Schlaganfalles bei ihm anklopfte, da wurde er verfühlich gestimmt. Jetzt drang er darauf, daß man Erkundigungen nach Herbert einziehe und ihn ins Elternhaus zurückbringe.

Hinter seiner siebernden Stirn martert er sich jetzt mit dem Gedanken ab, ob es auch recht war, seinem Sohn das zu untersagen, wozu er Veruß in sich fühlte. Neuequalen peinigen ihn und mit tonloser Stimme haucht er jetzt die Frage:

„Dast — du — die Annonce — bejorgt, Agnes?“

Frau Agnes bejaht es. Sie hat die Anzeige, in der Herbert dringend gebeten wird, zu einem sterbenden Vater zu kommen, telegraphisch bei einigen Moskauer und Petersburger Zeitungen bestellt. Schon mindestens ein Duzend mal hat sie dem Sterbenden dies gesagt, und doch fragt dieser immer wieder danach — angstvoll, als ob er ihren Versicherungen keinen Glauben schenke.

„Ob — er — wohl — kommt? — Ob — er — wohl — kommt?“

Leise, bang, stöhnend klingt die Frage Ehners. Es ist mehr ein Zwieselgespräch mit sich selbst. Eine Weile scheint

er zu schlummern, dann aber ringt es sich plötzlich quälend aus seiner Brust:

„Ob — er — mir — verzeiht?“ —
Frau Agnes will ihn trösten; es ist nicht nötig, die hangen Fragen, mit denen er sein Gehirn zermartert, haben ihn bis zur Bewußtlosigkeit ermattet. Sie klingelt und schickt eiligst zum Arzt.

Nach einer Viertelstunde ist Gfner wieder erwacht. Einige Sekunden lang starrt er seine Gattin an — bang, erwartend, als wolle er fragen: ist er da?

Frau Agnes versteht ihn; sie schüttelt den Kopf, fügt aber tröstend hinzu: „Er wird sicher bald kommen. Die Zeitungen mit der Annonce sind sicher schon vorgestern in seine Hände gelangt; er kann jeden Augenblick eintreffen. Und er wird kommen — er liebte dich so sehr — so sehr — trotzdem —“

Aus den Augen der zarten, sanften Frau dringen Tränen, als sie an jenen entsetzlichen Morgen denkt, an dem sie die Flucht Herberts aus dem Vaterhause erfuhr. —

„... Er — liebte — mich — so — sehr, — o Gott! — auch — ich ...“

Der Kranke hielt plötzlich inne. Auf dem Flur draußen werden Tritte vernehmbar. Er versucht sich mit einer letzten Anstrengung aufzurichten; gespannt, hoffend lauscht er und stößt dann schnell die Worte hervor:

„... Er kommt! ... er kommt!“ —

Leise öffnete sich die Tür und — der Arzt steht auf der Schwelle.

Matt, enttäuscht sinkt Gfner in die Kissen zurück; ganz leise haucht er:

„Er — kam — nicht, — o — er — wollte — nicht —“
Ein röchelnder Laut quillt aus seiner Brust; das letzte Lebenszeichen eines, der auf der Welt nichts mehr zu suchen hat. —

Sieben ist eine große Versammlung im Aquarium zu Moskau beendet. Tausende haben den heißblütigen, fanatischen Reden gelauscht und strömen nun haberjüch den Ausgängen zu.

Lauter Rufe erschallen aus den Menschenhaufen, es sind die Schreie des geknechteten Volkes nach der Gerechtigkeit. Rote Fahnen werden hier und da sichtbar. Unter Verwünschungen, Lärmen und Drohungen wälzt sich der Volkshaufe durch die Straßen Moskaus hin zum Gouvernementsgebäude.

Da sprengen auch schon Kosaken heran, verstopfen die Straßen und beginnen von ihren Pferden herab blindlings in das Menschenknäuel zu schlagen.

Gellendes Wutgeheul erfüllt jetzt die Straßen und einige Sekunden später regnen Steine, Holzstücke, Kugeln auf die verhassten Kosaken. Heißes Wasser und lodender Teer wird von den Dächern der Häuser herab in die Reihen der Verteidiger eines veralteten Regierungssystems geschüttet. Verständnislosigkeit auf der einen Seite, irreführender, verheerender Sinn und Verzweiflung auf der anderen führen zu einem blutigen Gemetzel.

Dort drüben an der Mündung der Seitenstraße ist eine Barrikade urplötzlich aus der Erde entstanden, besetzt mit todesmutigen Freiheitskämpfern. Hoch oben auf dem Verdeck eines Straßenbahnwagens steht ein junger Mann und schwankt begeistert und begeisternd eine rote Fahne. Dichte, schwarze Locken umrahmen sein Gesicht, auf das die Peitsche eines Kosaken eben eine blutige Strieme gezogen hat; die schwarzen Augen glühen in Freiheitsglut.

Das gebrochene Russisch, in dem er spricht und der eigenartige Akzent lassen sofort den Deutschen in ihm erkennen; aber trotz der fremden Nationalität stehen die Russen willig zu ihm.

Eine kurze Pause tritt jetzt in dem Gefechte ein.
„Herbert Gfner, hier ist etwas für Sie!“

Eine in den Reihen der Kämpfer sich befindende junge Studentin tritt an den Jährling heran und überreicht ihm eine Zeitung, auf eine blau angestrichene Stelle deutend.

Der schwarzlockige junge Kämpfer überfliegt hastig die bezeichnete Stelle. Aber, was ist das? Sein Gesicht wird plötzlich leichenblau und die Fahne will seiner Hand entsinken, er will die Barrikade verlassen.

Da knattert von drüben her wieder Gewehrfeuer; die Kosaken rücken mit Verstärkung heran.

Der junge Deutsche — Herbert Gfner, der Sohn des

reichen Fabrikanten, steht wieder aufgerichtet da. Einen Augenblick hat er seine russischen Brüder verlassen wollen, um dem Ruhe des sterbenden Vaters zu folgen, aber jetzt weht die rote Fahne wieder stürmisch in seiner Hand, wenn auch Zeichenblässe sein Gesicht bedeckt. Das Zeitungsblatt hat er immer noch in der Linken, und von Zeit zu Zeit starrt sein Auge auf die Annonce, welche ihn dringend zu seinem sterbenden Vater bittet.

Neben ihm hat das Feuer der Kosaken schon manche Lücke gerissen; aber die Verteidiger der Barrikade, weichen nicht von ihrem Plage. Wie magnetisch folgen sie den Befehlen des jungen Deutschen.

Da — ein leiser Aufschrei; die junge Studentin, welche Herbert das Blatt überreicht hatte, stieß ihn aus. Die rote Fahne schwankt plötzlich in der Hand ihres Trägers. Noch einmal versucht er sie zu schwenken, im nächsten Moment aber stürzt er hinterrücks die Barrikade hinab.

Eine Kosakentugel hatte ihm den Kopf zerfurcht.

„Ich — kann — nicht — kommen,“ — murmelt der zu Tode Getroffene.

Die Studentin, welche neben ihm niedergekniet ist und ihm ein nasses Tuch auf die brennende Stirn preßt, schaut ihn verständnislos an.

„Ich — kann — nicht — kommen,“ entringt es sich noch einmal Herberts Brust. Dann sinkt das schwarzlockige Haupt matt zurück zum ewigen Schlafe. —

Als einige Minuten später die Kosakenpferde über die Trümmer der Barrikade stieben, spürt Herbert Eber nichts mehr von ihren Hufstritten.

 **Fläylicher's fürs Haus.** 

— **Toiletten-Schwämme.** Weiches Wasser vermischt man mit etwas verdünnter Salzsäure und legt die Schwämme einen halben Tag hinein. Dann drückt man sie fest aus, wäscht sie tüchtig mit heißem, scharfem Sodawasser und spült sie zuletzt in Wasser, dem man etwas Spiritus zusetzt, nach. Die Schwämme werden völlig sauber und so elastisch, wie neu.

— **Aufzucht junger Hühner.** Gut ist es, die ausgeschlüpften, bereits trockenen Jungen der Alten zu nehmen, weil diese dann auf den Eiern, aus denen die Jungen noch nicht ausgeschlüpft sind, besser sitzen bleibt. Während der Nacht hält man die Jungen in einem mit Werg angefüllten Korb in einer warmen Stube. Sind sämtliche Kücheln ausgeschlüpft, so bringt man sie mit der Glude an einem warmen Ort. Erst 24 Stunden nach der Geburt erhalten die Jungen Futter, und zwar in den ersten 5-6 Tagen eine Mischung von gelochten, feingebackten Eiern, oder Quark mit Brotkrume. Sobald der Schnabel zu erhärten beginnt, füttert man in einem Käfig, dessen Sprossen so eng sind, daß alte Hühner nicht hindurch können, Weizen und Gerste. Reines Sauwasser setzt man in einer flachen Schüssel vor, die so zu befestigen ist, daß sie nicht umgeworfen werden kann. Bei kaltem und feuchtem Wetter darf man die Kücheln nicht ins Freie bringen. Ist aber acht Tage nach dem Ausschlüpfen die Witterung trocken und warm, so kann man sie mit der Alten ins Freie gehen lassen, muß sie aber vor starkem Regen und Kälte bewahren. Die Glude führt ihre Jungen zwei Monate, und während dieser Zeit müssen letztere dreimal täglich gefüttert werden. Sind die Jungen ziemlich herangewachsen, so wählt man die schönsten zu Legehennen und Zuchtchennen aus, die übrigen werden verkauft oder zu Pouarden und Kapannen gemacht.

**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife**

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten.
1 Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Wintersportfreunden in der kaiserlichen Familie. Der langandauernde Winter dieses Jahres mit seinen starken Schneefällen hatte auch den Kronprinzen mit seiner Gemahlin nach dem waldbreichen Thüringen gezogen. Hier huldigten sie bei Oberhof im Verein mit Prinz und Prinzessin Eitel Friedrich und August Wilhelme dem gesunden Schlittensport der Bobleighfahrten, an denen auch der dritte, noch unermäßliche Sohn des Kaisers, Prinz Adalbert, teilnahm, der bekanntlich Marineoffizier ist. (Vergl. das Bild Seite 100.)

— Tausendjähriges Jubiläum der Stadt Eichstätt. Die in dem bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken gelegene Stadt Eichstätt, welche um das Jahr 740 durch den hl. Willibald im Verein mit dem hl. Bonifazius als Benediktinerniederlassung begründet und 909 unter dem Bischof Erchambold zur Stadt erhoben wurde, begeht in diesem Jahre ihr tausendjähriges Jubiläum. Zu den Sehenswürdigkeiten Eichstätts zählen der im Jahre 1060 begonnene, doppelstöckige Dom mit zwei romanischen Türmen und gotischem Schiff und Kreuzgang, der wertvolle Glasgemälde und Bildwerke enthält, ferner die Walpurgiskirche aus dem Jahre 1631 und die ehemalige bischöfliche Residenz mit dem Marienbrunnen. Westlich über der Stadt erhebt sich die Feste Willibaldsburg, die heute als Museum dient. (Vergl. das Bild Seite 101.)

— Die österreichische Grenzfestung Peterwardein. Die aus dem Liebe „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ bekannte Festung Peterwardein ist während der jetzigen serbischen Unruhen in besonders starker Weise militärisch besetzt, da fortgesetzt serbische Spione sich an der österreichisch-serbischen Grenze zeigen, die für einen eventuellen Ausbruch des Krieges Ueberrassungen planen. In der Nähe der Festungsbrücke (vergl. Bild Seite 101), ist die österreichische Donauklotille stationiert, die im Ernstfalle sofort in Aktion zu treten hätte.



Zur Unterhaltung.



— Er hat recht. Der Inspektor eines Gefängnisses findet in einer Zelle einen eben verurteilten Verbrecher vor, der trübinnig vor sich hin starrt. „Wofür haben Sie sich Ihre Strafe zugezogen?“ fragte er ihn teilnahmsvoll. — „Ah, Herr,“ erwiderte der, „einer Meinungsverschiedenheit wegen sitze ich hier.“ — „Meinungsverschiedenheit?“ fragte der Inspektor erstaunt, „wie soll ich das verstehen?“ — „Ja, mein Herr, einer Meinungsverschiedenheit wegen. Ich behauptete unschuldig zu sein, die Geschworenen meinten aber, ich sei schuldig!“

— Im Kapee. 1. Passagier: „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir für einen Augenblick Ihr Vincenz zu leihen?“ — 2. Passagier: „Mit Vergnügen, mein Herr!“ — 1. Passagier: „Besten Dank! Und nun, da Sie ohne Glas doch nicht lesen können, dürfte es für Sie wohl nichts ausmachen, wenn Sie mir auch Ihre Zeitung geben?“

— Erfreuliche Ausnahme. A.: „Wo man in die Zeitung hinblickt, stehen Unglücksfälle vom Wettrennen und vom Segeln; ich sag' es ja immer, jeder Sport ist und bleibt gefährlich.“ — B.: Das läßt sich doch nicht behaupten; ich huldige auch dem Sport und bin überzeugt, daß mir dabei kein Malheur zustossen wird. — A.: Was betreiben Sie denn für einen Sport? — B.: Den Briefmarken-Sport.

— Der Pantoffelheld. Mann (zu seiner Frau): Ich will — — — Frau: Ich will — was ist das für eine Redensart?

— Ein abnormer Fall. K u n z e sen. (zu seinem sechsjährigen Sprohling, der Sertaner ist): Hör' mal, Frischchen, der Storch hat deiner Mama sechsen Zwillinge gebracht, zwei kleine Brüderchen. Wir brauchen dich hier zu verschiedenen Botengängen. Du wirst jetzt zu deinem Ordinarius gehen und ihm das sagen, damit er dich heut vom Unterricht dispensiert. — Frischchen (unterwegs): Das werde ich freilich etwas schlauer anfangen. Zwillinge, Hurrah! Das gibt ja sogar zwei freie Tage! (Er begibt sich zum Ordinarius und erklärt): Der Storch hat mir eben ein Brüderchen gebracht, darf ich heute zu Hause bleiben? — Der Lehrer: Gewiß, mein Junge! — Frischchen (eine Woche später): Herr Lehrer, darf ich heut auch zu Hause bleiben? Der Storch hat mir noch ein Brüderchen gebracht!



Rätselecke.



Bezierbild



Wo ist der Schiffer?

Wort-Rätzel.

Die Warnung, die mein Seherbild Mir angab, war nur zu begründet, Doch welch entsetzliches Gescheh' Mich traf, nachdem ich sie verkündet!

Und ach! nicht auf mein Haupt allein Hat sich der Götter Zorn gerichtet, Das Feuerste, die Söhne mein Sah mit mir grausam ich vernichtet. —

Drei Lettern aus der Mitte fort, So muß die alte Zeit verblasen, Und du darfst nun dich von dem Wort An deutsche Siege mahnen lassen.

Wie Marschall Bortwärts sonder Scheu Den Feind im eignen Land geschlagen, So hat es anno siebzig neu Sich wiederum hier zugetragen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Quadrat: Logo, Opal, Gang, Olga.
Rebus: Jeder will alt werden, keiner will es sein.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 14.

Sonntag, 4. April.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.
(Nachdruck verboten.)

I.

Herr van Wenningen, Rentner und Mitglied des Stadtrates in einer mittelgroßen Stadt, kam immer sehr regelmäßig nach Hause: punkt zehn Minuten über zehn steckte er den Schlüssel in das Schloß seiner Haustür.

Dies hatte er schon 25 Jahre hindurch getan und nur sechs Wochen war er in all dieser Zeit davon abgewichen; es war während der Tage, die nach dem Tode seiner Frau folgten, und in denen ihm zu seiner großen Ungeduld durch die Etikette verboten wurde, sich in Gesellschaften zu zeigen; jedoch seit dieser Zeit waren schon zwölf Jahre verflossen, und sowohl im Sommer, wie im Winter, bei stechendem Sonnenschein oder heftigem Sturmwetter, immer wenn die Glocke läute schlug, stand van Wenninger auf, nahm Hut und Stock, zog je nach der Jahreszeit den Ueberzieher an und verließ das Klubgebäude, um den kurzen Weg nach seiner Wohnung zurückzulegen.

Die Standuhr auf dem Schornsteinmantel in seinem Wohnzimmer zeigte denn auch unveränderlich auf Viertel über fünf, wenn er dort eintrat und mit einem „schönes oder schmutziges Wetter“ seine Tochter begrüßte, die vor dem Fenster oder am Feuer saß und arbeitete, und nachdem sie den Gruß ihres Vaters ebenso mechanisch erwidert hatte, aufstand, um ihm einen Bittern zu kredenzen.

Gertrud war nun gerade 23 Jahre alt; man nannte sie im allgemeinen sogar hübsch und das wäre sie auch gewesen mit etwas mehr Leben in den hellblauen Augen und etwas mehr Farbe auf den weißen Wangen, denn ihre Züge waren regelmäßig geschnitten, ihr Haar war in

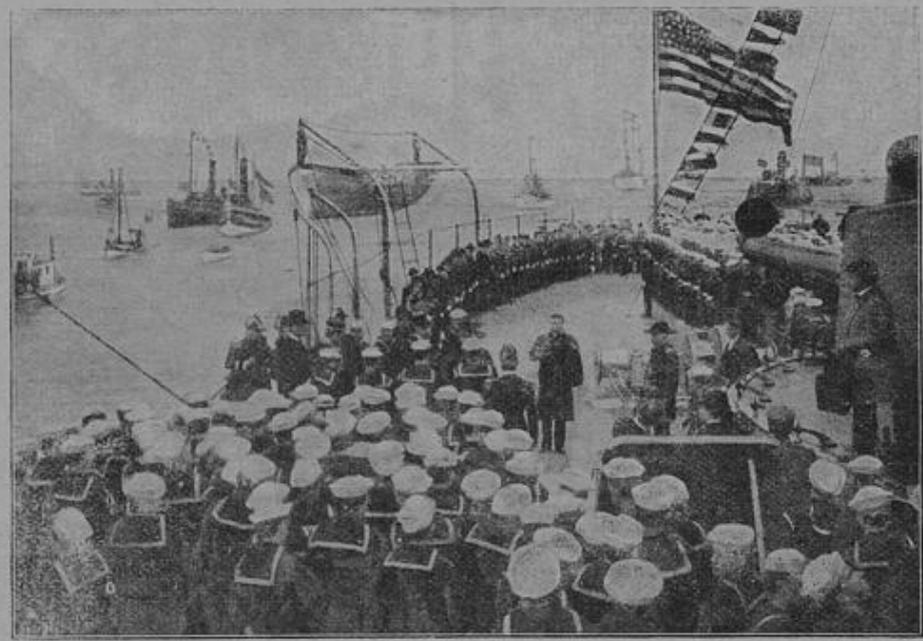
Jöpfe geflochten, ihre Gestalt, obgleich klein, war so gleichmäßig und wohlgeformt, daß man diesen Mangel an Größe nicht bemerkte, oder ihn vielmehr lobte mit dem Ausruf: „Welch' ein allerliebsteß Figürchen.“

Sie war so zart und fein, daß es fast ein Verbrechen schien, sie anzurühren, ein gefährliches Unterfangen, sie festzuhalten, geradezu ein Verbrechen, sie um die Taille zu fassen.

„Es ist nur ein halbes Kind!“ sagte der Vater oft unzufrieden, denn er, obgleich nicht groß, war stark und schwer gebaut, und schwärmte für Schönheiten, die man sehen und anfassen konnte, aber Gertrud schien von Glas gemacht zu sein.

Sonst hatte er über Gertrud nicht im mindesten zu klagen; sie war ein gehorames und sanftes Kind; sie führte seine Haushaltung, ohne ihm viel Last zu machen; sie verlangte nie zuviel Geld von ihm, noch klagte sie ihm jemals über die Mittel, alles ging, wie an einem Schnürchen, regelmäßig und ruhig. Von dem Lärm und der Unruhe, die gewöhnlich unvermeidlich mit einer Haushaltung verbunden sind, merkte er nichts, und so sah der alte Herr seine Tage in stiller, unveränderlicher Ruhe vorbeiziehen, aus der er nur zuweilen aufschraf, wenn er in der Zeitung etwas von einem plötzlichen Sterbefall las, oder wenn einer seiner Klubfreunde zur bestimmten Stunde nicht erschien, weil er krank geworden war, worauf dann nach längerer oder kürzerer Zeit die Mitteilung folgte: Er ist gestorben.“

Mit Schauern dachte van Wenningen daran, daß einmahl für ihn auch Krankheit und Tod eine unwillkommene Störung in sein regelmäßiges wohlgeordnetes Leben bringen würden. Er hatte ein unbestimmtes Bewußtsein davon, daß die Glocke wie gewöhnlich 5 Uhr schlagen würde, und daß seine Freunde dann noch etwas sitzen bleiben würden, aber ohne diesmal ihre täglichen Witze auf seine unveränderlichen Gewohnheiten zu machen; aufrich-



Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten: Der scheidende Präsident Theodore Roosevelt begrüßt das Geschwader der nordamerikanischen Flotte.

tig gesprochen, konnte er es sich nicht vorstellen, daß noch alles seinen gewöhnlichen Gang gehen könnte, ohne daß er dabei wäre, hatte man ihm versichert, daß nach seinem Verschwinden vom Erdboden dieser als eine nutzlose Maschine beiseite gesetzt werden würde, dann würde er dies besser begriffen haben.

Daß ihr Vater sich mehr oder weniger als den Mittelpunkt der, das heißt, seiner Welt betraugte, hatte Gertrud schon lange bemerkt, aber sie fand das sehr natürlich. Als die reiche und liebe Tochter eines bekannten Rentners hatte sie manchen Heiratsantrag erhalten, aber ebenso natürlich hatte sie es gefunden, daß ihr Vater den einen und den anderen Kandidaten abwies, denn wenn Gertrud verheiratet wäre, würde sie verhindert sein, alle Tage auf ihn zu warten, seinen Bittern (im Klub trank er nur Mineralwasser) einzuschmecken, seine Pfeife zu stopfen und anzuzünden, bei Tisch sein Fleisch zu schneiden, und ihm des Abends die Zeitung vorzulesen, und wenn seine Freunde kamen, um mit ihm eine Whistpartie zu spielen, was zweimal in der Woche geschah, die Herren mit Wein und Zigarren zu bewirten, aber vor allem das unsichtbare Räderwerk der Haushaltungsrühr in Gang zu halten.

Gertrud schien zufrieden mit ihrem Leben; sie war wohlgenut und fröhlich von Art. Wenn Papa nicht zu Hause war, spielte sie Klavier, entzifferte die schwierigsten Stücke, und wenn sie dann die Schwierigkeiten von Bach oder Mendelssohn überwunden hatte, glänzten ihre Augen und glühten ihre Wangen; dann war sie wirklich schön in der vollen Bedeutung des Wortes.

Abgesehen von der Musik, verwandte sie ihre Zeit auf Zeichnen, die Sorge für ihre Blumen und Vögel, schöne Handarbeiten, und weniger schöne, aber mehr nützliche zum Besien armer Waisenkinder; Bekannte hatte sie wenige, Freundinnen keine einzige. Eine Schwester ihres Vaters leistete ihr mitunter Gesellschaft, wenn diese ihr Häuschen auf dem Lande für einige Zeit mit der Stadt vertauschen wollte. Doch Gertrud stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, wenn die Tante wieder Abschied genommen hatte und mit doppelter Freude kehrte sie zu ihren Lieblingsbeschäftigungen zurück, die gleichsam ebenso viele Zufluchtsorte waren, welche ihre Seele, ohne es zu wissen, unbefriedigt durch das eintönige, tägliche Leben, sich hochaufgebaut hatte, um eine frischere krafftigere Luft einzuatmen.

Dann und wann ging Gertrud unter der Hut dieser Tante nach einem Ball oder einem Konzert; das paßte sich nun einmal so für junge Mädchen, aber wenn sie sich auch für den Augenblick amüsierte, so brachte sie doch keine tiefen Eindrücke davon nach Hause mit, und schon am folgenden Tage hatte sie es beinahe vergessen, mit wem sie getanzt oder gesprochen hatte.

Herr van Benningen trat also, wie wir sagten, arglos ein und dachte vielleicht noch mehr an den Mann im Monde, der schon über seiner friedlichen Wohnung schwebte, als an eine Veränderung, welche in seinem Leben eintreten sollte, als seine Tochter ihm in dem hellerleuchteten Gange entgegenkam mit lächelndem Gesichte:

„Es ist ein Gast drinnen.“

„Ein Gast?“ fragte er verwundert; so ein Exemplar der Schöpfung zu dieser Stunde war ihm etwas durchaus Unangenehmes.

„Ja, es ist der schwarze Hauptmann hiergegenüber.“

„Den kenne ich nicht.“

„Ach, du weißt wohl, der aus Ostindien gekommen ist, und der sich auf einen Stuhl stützt, wenn er hier vorbeikommt.“

„Nun, das ist mir gleichgültig. Was will der Mann denn eigentlich hier?“

„Ein Bäckchen bringen von Onkel Heinrich, der es einem seiner Freunde mitgegeben hatte, . . . aber er wird es dir wohl selber auseinandersetzen. Ich habe es dir vorher gesagt, weil du sonst sehr überrascht gewesen wärest, einen Fremden hier anzutreffen, und dann noch gar einen, der fast so schwarz wie ein Neger aussieht.“

van Benningen seufzte; das war nun gerade etwas für Onkel Hein, um von Ostindien hier die Tagesordnung seines Bruders vollständig über den Haufen zu werfen.

„Das ist doch auch eine sonderbare Besuchszeit,“ brummte er. — „Er ist noch kaum fünf Minuten hier; er wollte dich zu Hause antreffen, und wußte aus Erfahrung, daß du gleich nach fünf Uhr nach Hause kommst.“

Vater und Tochter traten ein; der Gast stand auf, er war ein stattlicher Mann, stark gebaut, mit breiten Schultern und dunklem Aeußeren, das durch seinen dunkeln Bart noch dunk-

ler schien; die braune Gesichtsfarbe verriet seine indische Abstammung, der eigentümliche Schnitt der Nase aber, das lockige Haar und die hohe Stirn wichen zu sehr von demjenigen ab, was man in Holland den orientalischen Typus nennt, um ihn für ein gewöhnliches „inländisches Kind“ zu halten.

„Hauptmann Marialbas,“ so stellte Gertrud den Offizier ihrem Vater vor.

Als der Rentner auf den Fremden zugetreten war, bemerkte er, daß dessen Stirn von einer gewaltigen Narbe zerschnitten war, die sich über die eine Augenbraue hinweg und sich in dem üppigen Haar verlor; die Augen hatten einen gutmütigen Blick, aber das fiel Herrn Benningen nicht auf.

„Ich wouie Ihnen eine Kleinigkeit überreichen,“ sprach der Hauptmann in sehr reinem Holländisch, in dem man nur sehr schwach den indischen Akzent wiederfinden konnte, „die mein Freund . . .“ nun folgte die Mitteilung, die Gertrud schon ihrem Vater überbracht hatte, und das Bäckchen wurde wirklich überreicht.

„So, sicher indischer Blunder,“ sagte van Benningen, mehr oder weniger verächtlich, „nehmen Sie Platz, Herr Hauptmann. Kaltes Wetter, nicht wahr? Ich danke Ihnen auch sehr für die Mühe. Sie werden es hier auch kälter finden, als in Indien,“ um doch vor allem zu verraten, wie er schon auf den ersten Blick die Nationalität des anderen erkannt hätte.

„Warm ist es nicht,“ antwortete der andere, und nahm von dem Stuhle, den er kaum verlassen hatte, wieder Besitz. Nur einige Schritte mußte er dafür tun und doch war es zu sehen, wie schwer ihm diese fielen.

„Noch nicht ganz wohl? Ich sehe, daß das Gehen noch nicht so gut geht, nicht wahr?“ fragte van Benningen.

„Ja, es geht schon viel besser,“ beruhigte der Hauptmann; hierauf folgte Gertruds Frage, ob der Herr nicht einen Bittern wüßte, wofür er mit sehr höflichen Worten dankte.

„Folgen des Krieges?“

„Ja, ein Dieb von einem Atchinesen, ein spitzes Holz, das sie in dem hohen Graze an einem Bergabhange versteckt hatten; ich fiel mit dem Knie hinein, und nun ist die Wunde noch nicht ganz geheilt.“

„Ihr Gesicht haben sie auch schrecklich zugerichtet.“

„Ja, das ist nicht gefährlich,“ sagte der andere lächelnd, „es war nicht viel daran zu verderben.“

Und mit einem Uebergang, der nicht viel Takt verriet, brachte der alte Herr das Gespräch von dem Gesichte des Kapitäns auf seine Abstammung.

„Ich brauche nicht zu fragen, ob Sie aus Indien gebürtig sind,“ sagte er.

„Doch bin ich lange in Europa gewesen, ich habe hier meine Erziehung erhalten.“

„Aber Ihr Name klingt so sonderbar, Mar . . . Mar . . .“

„Marialbas? Ja, mein Vater war von portugiesischer Abstammung. Er war aus Goa gebürtig.“

So wurde van Benningens Neugier allmählich befriedigt. Gertrud saß still auf ihrem Stuhle; die Lampe ließ ihren Schein auf ihr blondes Haar fallen und gab den üppigen Locken einen hellen Goldglanz; sie sah den schwarzen Hauptmann mit einer Mischung von Interesse und Neugierde an; er schien aber ihre Gegenwart kaum zu bemerken.

Er sprach nicht viel, nur wenn man ihn etwas fragte, und dann noch ohne jene Mattigkeit zu verlieren, welche alle seine Bewegungen kennzeichnete. Um ein wenig Zerstreuung zu schaffen, stand Gertrud auf und öffnete das Bäckchen, aus dem ein paar japanische Döschen, eine Büchse Tee und einige Kläschen Rosendöl zum Vorschein kamen. Herr van Benningen erklärte das ganze für Blunder, die die Mühe des Mitgebens nicht wert wären, — noch weniger, daß Herr Mar . . . Mar . . . Marialbas sich deswegen so viele Mühe gemacht hätte. Gertrud bewunderte die Döschen mehr, als sie wert waren, und sagte, daß sie sich sehr für alles, was aus Indien käme, interessierte.

Nach wenigen Minuten — das Gespräch wollte nicht recht fließen und die Pfeife Papas van Benningen wollte nicht ziehen — stand der Hauptmann auf, es wäre Essenszeit, er dürfte die Familie nicht aufhalten, murmelte er, und auf die Einladung van Benningens, doch bald einmal zurückzukommen, erklärte er, dies nicht versäumen zu wollen.

Dann hinkte er zur Tür zu; ihrem mitleidigen Herzen Folge leistend, eilte Gertrud herbei, und reichte ihm seinen Stuhl, eine Gefälligkeit, wofür er herzlich dankte. An der Tür hörte sie ihren Vater noch sagen:

„Nun, Herr Hauptmann, kommen Sie bald wieder einmal, dann aber nach dem Essen, dann habe ich immer frei, ich interessiere mich auch sehr für Indien, und lese immer mit Begeisterung die Diskussionen über das indische Budget. Nun möchte ich von Ihnen einmal Genaueres über die Frage hören, woran Sie wertthätigen Anteil genommen zu haben scheinen.“

Und Gertrud, die die Lampe herabdrückte, dachte inzwischen: „Sieht ein Held nun so aus?“

II.

Schon die folgende Woche wiederholte der Held seinen Besuch; nun erschien er punkt sieben, in einer mit Sorge gewählten Abendtoilette; in seinem Knopfloche fehlte jedes Ordenszeichen, das ihn nach Gertruds Urteil ganz und gar zu einem Helden gestempelt hätte.

Er traf es gut, an diesem Abend war keine Whistpartie und die Zeitung enthielt nach van Wenningens Ausspruch nichts Besonderes.

Das Zimmer sah höchst gemüthlich aus, kein Wunder, daß der Hauptmann mit einem behaglichen Gefühl, endlich den holländischen Komfort zu genießen, sich in den weichen Lehnstuhl fallen ließ, den Gertrud an den offenen Herd geschoben hatte.

Ihr Vater sah dem Gaste in seinem Sessel gegenüber, sie selbst nahm am Tische Platz, vor dem japanischen mit blauen Porzellantassen beladenen Tablett.

Unwillkürlich machte der Hauptmann Vergleiche mit seinem Zimmer, wo die Balken des Plafonds so tief herabhingen und einen drückenden Einfluß auf seinen Kopf ausübten, und wo die Petroleumlampe entweder zu hoch brannte oder die Luft mit ihrem Qualm verpestete.

„Sie tun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie so ganz ohne Komplimente herüberkommen,“ sagte der alte Herr, der jovial sein konnte, wenn er wollte, nämlich wenn seine Gewohnheiten nicht gestört wurden oder seine einmal gefaßten Meinungen über den einen oder anderen Gegenstand nicht in Verwirrung gebracht wurden.

„Ich kann es auf meinem Zimmer nicht aushalten. Die Nachstaben tanzen mir vor den Augen, seitdem das eine Auge durch diese Wunde in Mitleidenschaft gezogen worden ist,“ brach er.

„Aber haben Sie denn keine Bekannten? Gehen Sie nicht in den Klub? Ich werde Sie dort schon einführen.“

„Ich bin schon eingeführt, aber ach, ich kenne ja niemanden hier.“

„Dann werde ich Ihnen schon an Bekannte helfen, meine Freunde hören alle gerne von Indien sprechen, das verliere ich Ihnen.“

Ein lächliches Lächeln glitt über Gertruds Lippen, und hinter dem mächtigen Vollbarte glänzte Marialvas weiße Zähne ebenfalls für einen kurzen Augenblick.

„Aber ich möchte viel lieber etwas über Holland hören,“ sagte er.

„Nun, das geht auch. Sie erzählen von Indien, wir sprechen genau von Holland, und dann können Sie uns zuhören.“

Gertrud war der Meinung, daß ihr Vater sich einen etwas zu freien Ton gegenüber seinem Gaste erlaubte, während van Wenninaen dagegen dachte, daß er diesem schwarzen Hauptmann keinen besseren Beweis seines Wohlwollens geben könnte, als wenn er ihn in diesem Tone anredete.

Dem Hauptmann war es wirklich höchst angenehm, er fand etwas Indisches, also etwas Herakisches darin, und das gab ihm Mut, die Bekanntschaft mit seinen Nachbarn fortzusetzen.

So ging der Abend vorbei; es wurde mehr von dem Gaste als von dem Gaste gesprochen; mit seiner Höflichkeit widerbrach Marialvas einigen allzu kühnen Behauptungen des alten Herrn, und gab ihm über andere Punkte Aufklärung, alles ohne seine eigene Meinung in den Vordergrund zu stellen.

Gertrud schenkte Tee ein, häkelte Sternchen und schien nicht viel aufzusehen oder anzuhören; sie wanderte sich allein dorüber, daß jemand, der so kriegerisch aussah, so ruhig, so bedächtig und fast abgemessen sprach, mit einem Worte so still war. Der Hauptmann blieb nicht länger als bis halb neun Uhr, und wurde nun viel herzlicher, als das erstemal, eingeladen, bald wieder zu kommen.

„Ein höchst interessanter Mann,“ sprach van Wenninaen, nachdem er sich entfernt hatte, und dachte noch einmal über alles nach, was er gehört hatte, mit dem festen Entschluß, und der hoffnungsvollen Erwartung, damit morgen am Klubtisch sich breitmachen zu können. „er hat viel gesehen und viel beobachtet.“

„Ich werde bange, wenn ich ihn ansehe,“ sagte Gertrud.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Ach, er ist so groß und so dunkel, es war mir, als ob er die Tasse in Stücke drücken wollte, als er sie in seine braunen Finger nahm, und doch sind diese verhältnismäßig nicht sehr lang.“

„Das ist gerade etwas für Frauen, auf solche Außerlichkeiten zu achten. Daran denke ich nicht einmal; es ist mir ganz gleichgültig, ob der Hauptmann — wie ist sein barbarischer Name auch wieder — weiß oder blond, braun oder schwarz ist; ich sehe allein nach seinem Verstande und höre auf seine Unterhaltung.“

Gertrud fügte nichts mehr hinzu und spülte die Tassen.

Marialvas blieb etwas länger weg, doch als einmal der vierte Mann an der Whistpartie fehlte und van Wennigen entsezt aussah, weil er nicht gerne mit einem Blinden spielte, und noch weniger Lust hatte, sein Spielchen zu entbehren, bekam er einen herrlichen Einfall und schrieb seinem Nachbar ein Briefchen, ob er eintreten wollte.

Der Hauptmann erschien sofort; er war nun noch stiller, als sonst, aber er spielte so fein, daß die drei alten Herren, denn sie waren alle schon ungefähr sechzig Jahre alt, einander bedeutungsvoll ansahen, als gäben sie stillschweigend zu, ihren Meister gefunden zu haben.

Von nun an brauchte der Hauptmann nicht mehr eingeladen zu werden; da der vierte Mann nicht zurückkehrte, nahm er dessen Platz für immer ein, und wenn auch keine Whistpartie war, dann kam er doch und nahm in dem großen Sessel Platz, um geduldig auf die Reden des alten Herrn zu hören, der keine Musik lieber hörte, als seiner eigenen Stimme zu lauschen und die Tassen Tee zu trinken, die Gertruds Hand so ausgezeichnet zuzubereiten wußte.

Nach dem Mädchen selbst sah er kaum; es waren Abende, daß sie keine anderen Worte miteinander wechselten, als die gewöhnlichen Begrüßungen. Gertrud häkelte immer weiter und schenkte die Tassen oder die Gläser voll. Der Besuch des Gastes, der mit jedem Tage besser gehen konnte, wurde ein Teil der gewohnten Tagesordnung; mit der größten Regelmäßigkeit schellte er abends zur bestimmten Stunde, und Vater und Tochter meinten, daß ihnen etwas fehlte, wenn er sich einmal ein paar Minuten verspätete.

Eines Abends, während Gertrud viel mehr ihren eigenen Gedanken folgte, als dem Gespräche, das ihr Vater meist allein führte, wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit durch einige Worte erregt, die der Hauptmann in einem anderen Tone als gewöhnlich aussprach. Sie blickte auf und sah ihn gerade aufgerichtet da sitzen; seine Hand machte lebhaft Gebärden, und erzählte mit einer gewissen Begeisterung die Einnahme einer atchinesischen Festung. Gertruds Häkelnadel machte unwillkürlich eine Pause, sie hörte zu und die Kinnäer blieben ruhen, und die Tassen wurden lange nicht gefüllt. Die Erzählung fesselte sie, mitunter ballten sich ihre kleinen Hände vor Aufregung, und biß sie sich auf die Lippen, ihre Augen glühten — wie furchtbar, und das hatte dieser Mann gesehen, nein, erlebt, und sie sah die Krummstäbel geschwungen und sie hörte das Schießen, und mit Spannung folgte sie den Bewegungen der Soldaten, die von den Wällen herabgeworfen wurden, und triumphierte still, als der Hauptmann auf die einfachste Weise erzählte, wie er zuerst von allen die Höhe erreichte und von seinen wackeren Soldaten gefolgt wurde, so daß der Feind von zwei Seiten angegriffen werden konnte.

Es war ihr alles so fremd; wenn sie historische Romane las, worin Feldschlachten beschrieben wurden, dann überdickte sie die am liebsten, Kriegsbilder besah sie nie; und nun lauschte sie doch mit voller Aufmerksamkeit. Das war auch ganz etwas anders, dieselben Hände, welche jetzt die Sicherheit ihrer Tasse zu bedrohen schienen, hatten den Feldherrnbegegnung geführt, das Bajonett geschwungen, wer weiß, wie vielen Feinden den Tod gegeben; sie waren mit Blut besetzt gewesen — und Gertrud schauderte, aber es war kein unangenehmes Schaudern — diese Stimme hatte seinen Soldaten den Angriff befohlen und sie zum Siege gerufen.

Der Hauptmann, obgleich durch seine Erzählung ganz beherrscht und hingerissen, sah Gertrud doch einmal an, und er bemerkte, wie sie atemlos seinen Worten folgte, wie ihre Augen mit einer Art Mitleid und Bewunderung auf ihn gerichtet waren, wie ihr halb geöffnetes Mündchen von der Spannung gequält, in der sie sich befand, und wie ihre Nasenflügel infolge ihrer Erregung leise zitterten. Hauptmann Marialvas zählte eher übertriebene Bescheidenheit als Titel.

feit unter seinen Fehlern, aber welcher Mann bleibt unempfindlich dagegen, wenn er ein liebes Gesichtchen durch den Einfluß seiner Worte sich ganz verändern sieht, und wie sehr muß er alles Menschliche abgelegt haben, um sich nicht geschmeichelt zu fühlen durch die stumme Bewunderung, welche die Erzählung seiner Erlebnisse abzwingt?

Der alte Herr lauschte auch, aber in seiner Weise; bald zog er an seiner Pfeife, dann wieder blies er große Rauchwolken aus und machte seinem Erstaunen durch die folgenden Ausrufe Luft:

„Das ist aber großartig!“

„Samoje Leistung!“

„Nun, das wird helfen!“

Und endlich als die Festung eingenommen war: „Aber ich sage Ihnen, Herr Hauptmann, daß es eine Schande ist, daß Sie für alle diese Heldentaten noch keinen Orden erhalten haben.“

Der Hauptmann zuckte die Achseln und lehnte sich wieder in seiner nachlässigen, gemütlichen Haltung in den Sessel.

„Ich bin wohl dekoriert!“ sagte er dann kurz.

„Und warum tragen Sie den Orden denn nicht?“

Er machte wieder eine unnachahmliche Bewegung mit seinem Arme, als er antwortete:

„Ach, warum?“

„Ei, warum? Weil Sie ihn verdient haben. Was, zum Donnerwetter, werden Dekorationen gegeben, wenn sie nicht getragen werden? Da ist zum Beispiel dieser Fabrikant, Dinges: was, zum Kukud, hat der Kerl eigentlich getan, und doch hat er den Löwen. Gott bessere es! Und er trägt ihn immer und immer; sie sagen, selbst auf seiner Schlafmütze, aber auf seinem Ueberzieher, und seinem Hausrock, und seinem Frack, das weiß ich sicher, und das sage ich Ihnen! Und warum sollten Sie ihn nicht tragen? Das ist übertrieben, törichte Bescheidenheit!“

Der Hauptmann antwortete nichts, er sah aber an dem alten Herrn vorbei und die Tochter heimlich an; als ihr Vater zu plaudern begann, hatte sie, wie aus einer Bezauberung erwachend, eben geseufzt, dann von neuem ihr Sternchen aufgenommen, um ruhig weiter zu häkeln, aber es ging doch nicht mehr gut; ihre Gedanken waren in Atjeh und sie stellten sich den Hauptmann vor, der an der Spitze seiner Truppen mit dem Säbel in der Hand entschieden eine bessere, schneidigere Figur machte, als hier neben dem Ofen. An diesem Abende blieb sie lange wach, und es war ihr, als ob sie Blut und Pulver röche, und als sie einschlummerte, träumte sie, daß Hauptmann Marialwas allein über einen Berg toter Atchinesen kletterte und sie ihm vergebens zu folgen suchte.

(Fortsetzung folgt.)



Ein neuer Frauenberuf: Die ärztliche Assistentin.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Liefers.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Anette und Mägde saßen in der Gesindestube eben beim Frühstück, das an den kurzen Wintertagen um halb neun Uhr stattfand. Der alte Neres hatte gerade für die Befundung des Gutstüchterchens das Gebet gesprochen, und alle setzten sich.

So war es auf Marienwalde stets gewesen: Die Herrschaft nahm Anteil an den Geschicken, Freuden und Leiden ihrer Untergebenen, die es dafür an Dank und Treue nicht fehlen ließen. Wohl selten mag ein Gebet aufrichtiger gewesen sein als das, welches seit Erkrankung Cezi-Viesens jeden Morgen für sie in der Gesindestube gesprochen wurde.

Den alten Neres zitterte jedesmal die Stimme, und er wischte sich mehrmals mit dem Handrücken über die Augen.

Neulich war es bei allen, vom Meisterknecht bis zum Ent von der Wirtschafterin bis zum Spülmädchen. Freilich sind heute solche Zeiten nicht mehr; die Welt ist anders geworden; oder vielmehr werden die Menschen anders.

Da öffnet sich die Tür und — der Gutsherr trat ein. War sein Gesicht auch noch so sorgenvoll, so lag doch ein Schein von Freude und Zufriedenheit darauf.

Neres entfiel das Messer, so gespannt sah er von Volmer an. Seine Hand zitterte merklich. Alle Augen waren auf den Herrn gerichtet; jeder wollte ihm das Wort vom Munde leihen. Da begann dieser mit bewegter Stimme:

„Leute, unser Kind ist gerettet. Wir wollen Gott danken dafür!“

Da stapfte Neres heran zum Herrn und faßte dessen Hand. „Gär, alóbt uns, et freut uns alle von Herze, dai liebe



Die unterirdische seismographische Station zu Bulkowo (Rußland). Der Stationsvorsteher Fürst Galzjin (links) am Registrierapparat.

Fräulein, dat liebe Ding, et soll so gut wie ein Fierdag sin. dat et Härentöchterche nit sterben soll."

Mehr brachte Neres nicht hervor; denn bide Tränen tollerten in seinen Rinnsbari hinein; er mußte schluden, und da das nicht half, mußte er den Handrücken und Rockärmel

frei, die er wie Sonntage betrachten kann. Nur die Arbeiten fürs Vieh müssen gechehen. Nun noch eins, unten im Dorf ist der Bauer Bergs schwer gefallen. Ich möchte nun zwei von Euch, ihm eine Beilang zur Arbeit schicken, wer hingehen will, bekommt von mir ein Trinkgeld extra."



Das A.B.C. Nach einem Gemälde von F. von Defregger.

zu Hilfe nehmen. In fast aller Augen glänzte es; von Volmer stieg es selbst warm in die Augen und seine Stimme verriet eine tiefe Rührung.

„Es freut mich herzlich, liebe Leute, daß Ihr Anteil nehmt an dem Geschick meines Hauses. Ich gebe jedem zwei Tage

Alle waren hierzu bereit, und von Volmer beschied zwei von ihnen zu der Arbeit. Dann wandte er sich an den Meistknecht und beauftragte ihn, den Schlitten anzuspinnen, um im Forsthaufe und in der Stadt zu melben, daß Gezi-Liese außer Gefahr sei.

Die Ehre wollte Neres sich nun nicht nehmen lassen. Deshalb trat er vor seinen Herrn.

„Här! 43 Jahr hab ich hier alles mitgetragen, und ich dient Eurem Vater und Ihnen, gönnt mir die Freud, mitzufahren und dat mitzubeilen.“

„Meinetwegen, Neres, es ist aber sehr kalt, vergiß drum deinen Schafpelz nicht und komme noch einmal in mein Zimmer, ehe ihr beide wegfahrt.“

Nach kaum einer Viertelstunde kam Neres in seines Herren Zimmer.

„So Här, ich bin fertig und wunderbar, mi Barremeter macht mir heute ten Last, ob dat de Freud tut?“

„Das ist leicht möglich, Neres; denn Freude wirkt Wunder.“ Dann gab er dem Alten einen Brief mit der Bezeichnung: „Den bringe Herrn von Eht!“

Neres wuschte sich erst beide Hände am Pelzrock, um dann das Schreiben mit spizen Fingern zu fassen, als wenn es Dornen hätte oder glühend wäre.

„Här! hm! ja, Här!“ Offenbar wußte der getreue Alte nicht, was er sagen sollte; es mangelte ihm an Worten.

„Ja, an von Eht! Du wirst ihn wohl nie mehr hier auf dem Gute sehen.“

Da verzog Neres seinea Mund zu einem befriedigenden Lachen.

„Da kann de Brief net früh genug ankomme, Här!“ Damit ging Neres hinaus, so schnell es das steife Bein zuließ.

Und noch auf der Fahrt zog etwas um den Mund des Alten.

Vor Mittag war Neres zurück und nun lag wirkliche Freude, ja sogar etwas von Verschmittheit in den Mundwinkeln des alten Mannes. Sogleich stapfte er ins Herrenhaus und trat fast mit dem Klopfen ein. Herr und Frau von Volmer sahen verwundert auf, und der Gutsherr sagte zu Neres:

„Nun, Neres, hat jemand dir eine neue Pfeife geschenkt; du bist so guter Dinge?“

„Tausend Pfeifen sind mer net so lieb, Här, die kann ich mir lofen, aber de Freud net.“

„Als ob die Freude so auf dem Schnee herumliet!“

„Dat net, aber das is en Freud, die soll dem gnädigen, lieben Frölein mehr helfen, als alle Pillen und Tränkchen; ich heb en Pill für et liebe Gutsdöchterche, die et op der Stell gesund macht.“

Sprachlos schaute die Herrschaft den Alten an; sollte er närrisch vor Freude geworden sein. Als Neres nun den gespannten Blick der Gutsdöchterin sah, fuhr er mit seinem Erzählen fort:

„In der Stadt begegnete uns der Justizrat Noerhall; der fragte uns nach dem Fräulein; ich geb ihm Bescheid. Da lacht der Alte so eigentümlich und meint, ich könnt en Pill für et gnädige Frölein mitnehmen. „Dat will ich gern tun,“ sagt ich. Dann bestellt einen Gruß an dat Döchterche von — Hans Karl von Noda.“

„Von Hans Karl!“ Fast gleichzeitig kam es über die Lippen von Volmers und seiner Frau.

„Ja von Hans Karl von Noda!“

„Was sagt denn der Justizrat sonst von ihm?“ fragte eilig die Herrin.

„Von Noda ist in Amerika überm Wasser, in, ja —“ Neres kratzte sich verlegen hinter den Ohren, „na, so en Namen gibt et hier nicht. Und von da hat er geschrieben und einen Gruß an dat Frölein, ten Braut, ja ten Braut, hat er geschrieben, sagt der Här Justizrat, und den Gruß soll ich bestellen!“

Der alte Mann stockte und drehte verlegen seine Pelzkappe in der Hand. Frau von Volmer merkte es.

„Hast du sonst noch was, Neres?“

„Ja, liebe . . . gnädige Frau, aber . . .“ Neres stockte wieder, trat vor Verlegenheit sogar stark auf sein steifes Bein und zog den Mund nach allen Seiten schief.

„Heraus damit, ja es nur, Neres,“ ermunterte auch von Volmer. Doch der Alte drehte nur etwas schneller und verlegener seine Pelzmütze, bis er endlich seine Bitte hervorstotterte.

„Ich möcht dem gnädigen Frölein den Gruß gern selbst bestellen, ich glöb, et dat mir alten Knaben gut.“

Wittend sah der gute Alte auf seine Herrschaft, und es schimmerte feucht in seinen Augen.

„Komm Neres! Du sollst deine Freude haben,“ sagte von Volmer und er half seinem Untergebener selbst die Treppe hinauf zu Cezi-Liese. Frau von Volmer war vorausgegangen und hatte dem Kinde gesagt, daß Neres mit einem Gruß zu ihr komme.

Zuerst schaute Cezi-Liese die Mutter noch verständnislos und fragend an. Als sie aber das freudig erregte Gesicht sah, schloß sie beide Augen. Und ohne heftigende Ahnung

stieg in ihrem Herzen auf, welche die Wange langsam und zart rötete.

Unterdessen war Neres behutjam näher gekommen; er setzte sein steifes Bein, mit dem er sonst stapfte, so leicht hin, als wenn er auf Glas träte.

Da lag das früher so lustige Gutsdöchterchen, dessen silberhelles Lachen ihm, dem alten Knaben, immer so aut getan hatte, still und blaß in den Kissen. Die Wimper schienen zu lang für die tiefen Augen und die schmalen Wangen.

Cezi-Liese schlug die Lider auf und sah Neres an. Die Augen waren wie früher, weil eine stille Ahnung, eine Hoffnung sie froh aufleuchten ließ.

Man hörte nichts im Raume, als das Ticken der Uhr, bis endlich des Alten Brust sich mehrmals schwer hob und senkte; er die schmale Hand des Mädchens so zart ansah, als wäre es das empfindlichste Gewebe, und die Worte hervorbrachte:

„Frölein, einen Gruß von Hans Karl an seine liebe Braut!“

Mehr brachte Neres nicht heraus; die Tränen liefen ihm nur so herunter, und er mußte sich setzen, so war es ihm in seine alten Beine gefahren.

Cezi-Liese schloß die Augen, um ihren Mund zudte es, und das Herz sah man unter der Decke pochen. Es strahlte reines Glück aus ihrem Gesichte. Tränen stahlen sich unter den gesenkten Lidern hervor und hingen an den langen Wimpern wie an Seidenfäden.

Dann löste es sich im Herzen der Kranken. Ein Zittern durchlief den zarten Körper, bis ein Tränenstrom den letzten Bann wegschwemmte. Und Cezi-Liese schlummerte wieder ein mit dem verklärten Lächeln einer beglückenden Hoffnung auf dem Antlitz.

Als drunten in der Gefindestube das Mittagessen verzehrt wurde, konnte Neres mit dem Erzählen nicht fertig werden, und oh erst seine kalte Suppe, als die andern längst Messer und Gabel weggelegt hatten.

Doch die Freude ließ ihn das kaum merken.

Elftes Kapitel.

Frau von Bracht hatte anfangs nicht einwilligen wollen, daß Eve die Pflege des verwundeten Leutnants übernahm, und darum machte sie dem alten Arzt allerhand Einwendungen.

Sie wies auf die geringe Herkunft, die Armut und den Mißbrauchsgang des Mädchens hin. Wenn sie auch solche anscheinenden Gegenstände vom Werte des Menschen im Herzen nicht achtete, und für verwerflich erkannte, so sagte sie sich doch als Frau, welche die Welt kannte, ihre Vorurteile gesehen und ihre Bitternisse gekostet hatte, daß es besser sei, solchen Mißlichkeiten vorzubeugen, als später, wenn die Liebe im Herzen des Mädchens erstarkt sei, diese mit rauher Schicksalshand vernichtet zu sehen.

Sie hielt es für richtiger, eine erwachende Hoffnung und Reizung nicht aufkeimen zu lassen, als daß sich später ein junger Menichenberg an nicht erwidelter Liebe verblute und sich in Hoffnung verzehre, die nie erfüllt würde.

Doch es neben dem Mitleide eine erwachende Liebe war, die Eve bitten ließ, stand bei Frau von Bracht fest.

Bei all den Einwendungen hatte der Doktor den silbernen Knopf seines Stodes gegen die Oberlippe gedrückt, leise mit dem Kopfe genickt und dann gemeint:

„Liebe Frau von Bracht! Heute Morgen kamen mir auch die Bedenken; ich bin anderen Sinnes. Was der gütige Gott dem Menschen hier hinein gibt, soll man ruhig wachsen und reifen lassen; denn es ist ja kein Unkraut.“ Er klopfte mit der flachen Hand auf die Brust, und seine Stimme klang ernst und tief. „Wenn Gott etwas ins Menichenberg hinein legt, weiß er auch wohl, wozu es frommen soll. Und dann hat der arme Dirking es nötig, daß die Liebe ihn mit zarter Hand pflegt. Sein Leben hängt immer noch an einem sehr, sehr dünnen Nädchen; ich glaube, daß nichts das schwache Nädchen stärker machen kann, als Gottes Hilfe und — als wenn die Liebe mit ihrer wunderbaren Kraft und Ausdauer es treu sorgend bewacht und hütet.“

Da wußte Frau von Bracht nichts mehr einzuwenden. „In Gottes Namen!“ sagte sie.

So hatte Eve den größten Teil der Pflege übernommen und sah heute am Lager des noch immer Bewußtlosen.

Wie ein Engel der Barmherzigkeit, still und geräuschlos, das verklärte Leuchten der ersten, reinen Liebe in den dunklen Augen, die bange Sorge um den Mund und doch den Schein der Hoffnung auf der weißen Stirn, hatte sie die Tage um ihn gesorgt.

Gestern hatte der Doktor gemeint, daß sich bald das Bewußtsein einstellen werde, und darauf wartete Eve mit zitterndem Herzen.

Wie würde er sie ansehen!

Tausend Aengste und Hoffnungen durchzogen ihre Seele.

Es war so still im Räume! Von draußen drang nur ab und zu das Knaden des Eises hinein, welches das Ufer des Finkeltbaches umsäumte, und die Wassertropfen fielen in unregelmäßigen Zwischenräumen vom Dache nieder; denn die Sonne tat schon ihre Wirkung.

Und ein Strahl drang zwischen den Falten der schweren Vorhänge durch und leuchtete golden in der beruhigenden Dämmerung des Krankenzimmers. Der Strahl spielte zitternd auf der schneeweißen Decke, auf welcher die Hand von Dirking lag.

Eve sah dem Scheine nach, der einen sanften, lichten Widerschein in ihr Auge zauberte.

Oder taten dies die Tränen?

Das Mädchen hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens, den Gang ihres Atems. Hatte sich da die Hand des Kranken nicht bewegt? . . .

Eve stand auf und beugte sich über den Bewußtlosen. Fest preßte sie die Hand aufs ungestüm pochende Herz, um es zu bezwingen.

Wirtlich! Die durchschossene Brust hob sich ein wenig höher, und die Wimpern der geschlossenen Augenlider schienen sich zu bewegen.

Eves Herz strömte über in reichem Gefühle des Glückes, das doch so gering und — unsicher war.

Sie verharrte in der Haltung über den Kranken gebeugt und merkte nicht, daß eine Träne niedertropfte und — von Dirking auf die Stirn fiel. Da — ein leichtes Stöhnen, und er schlug die Augen auf.

Nur sekundenlang sah Eve hinein und das genügte, um ihre Wangen vor Glück und Freude röten zu machen. Sie hätte aufjauchzen mögen vor Glück. Er sollte nun sicher genesen, so hatte das Mädchen wenigstens in den Augen des Kranken gelesen.

Bezwungen mußte sie sich, um den blassen Mund nicht zu küssen! Tiefer beugte sie sich, daß der Atem des Mannes, der harter und regelmäßiger ging, warm ihre Wange traf und einen Boanenhauer durch Eves Adern trieb.

Noch einmal schlug von Dirking voll und ganz die Augen auf und sein Blick traf den der Eve, um einen Augenblick darin zu ruhen.

Als er dann die Lider wieder senkte, blieb das Bild des Mädchens in seiner Seele haften und durchwob später seine Träume; denn statt Nacht und Bewußtlosigkeit umging jetzt ein sanfter Schlummer mit lichten Träumen den jungen Mann.

Wenn auch schemenhaft und unbestimmt, so mußte doch etwas den Schlaf durchziehen; denn ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen von Dirking und seine Rechte fuhr jubelnd über die Decke; bis schließlich seine Hand die der Eve traf, und diese die seine mit schwachem Drucke schloß.

Dann schlief der Verwundete weiter, die Liebe bewachte seinen Schlaf.

Und zwei Seelen klangen leise, ahnend in einander!

Mit dem sinkenden Tage kam Frau von Bracht von Marienwalde zurück, wo sie Cezi-Liese besucht hatte. Eve hatte nicht vernommen, daß ihre Schützerin die Tür geöffnet hatte. Sie lauschte den regelmäßigen Atemzügen von Dirking und hielt noch immer dessen Hand. Vorsichtig zog die Frau die Tür wieder zu und ging hinaus. Die Gruppe sagte ihr mehr wie genug.

Nach einer halben Stunde kam der Doktor dahin. Kaum hatte er den Kranken gesehen, da richtete er seine freundlichen Augen auf Eve, die gespannt und fragend an seinen Lippen hing.

„Gott hat ein zweites Wunder getan. Eve, pflege ihn dir nun ganz gesund.“

Diese nahm des Doktors Hand und preßte ihre heißen, zuckenden Lippen darauf. Dann sah sich das Mädchen plötzlich hilflos um, und ein Laut durchzitterte den stillen Raum, der schluchzend und befreiend über ihre Lippen kam. Zugleich überzog eine tiefe Blässe das Gesicht der Enkelin der toten Fei.

Frau von Bracht umschlang sie liebevoll mit den Armen. Ohne ein Wort zu sagen, geleitete sie Eve in das Nebenzimmer. Hier zwang sie die Lebende sanft zu sich auf den Divan, drückte deren müdes Haupt an ihre Brust und strich begütigend über die schwarzen Haare mit dem kastanienbraunen Glanz.

Und Eve meinte ihr Glück und Leid aus!

Der alte Doktor trat hinzu und seine tiefe Stimme sank zum Klüstertone:

„Lassen Sie das Mädchen sich ausweinen und schlummern,

und sie erwacht wieder mit starkem Herzen; es war etwas viel für ihren Körper und auch ihren Geist. Morgen können Sie dann zwei glückliche Menschen sehen; denn von Dirking schläft seiner Geiundung entgegen. Wenn er erwacht, wird er bei vollem Verstande sein. Doch darf er nicht sprechen, höchstens einige Worte und muß noch unbedingte Ruhe haben. Die Eve mag ruhig die Pflege weiter besorgen; sie wird wohl in ihrer Liebe das Rechte finden und tun, und — schweigt der Mund, so werden Augen und Herz schon reden.“ Der alte Mann lächelte fein. „Nun bis morgen, Frau von Bracht, ich komme erst gegen Mittag!“ Doktor Dahm ging.

Frau von Bracht ließ Eves Kopf in ihren Schoß sinken und bettete ihn dort sorglich. Ein Dankgefühl gegen Gott, den Lenker der Geschicke, stieg in ihr auf. Seine Gnade hatte zwei Menschenleben erhalten, über denen die Senie des unerbittlichen Schnitters schon geschwebt. Die liebe Braut ihres Sohnes, Cezi-Liese, genas, wenn auch langsam, und der edle Mann, der mit seiner Ehre und seinem Blute ihres Sohnes Braut verteidigte, schlief auch seiner Genesung entgegen. In ihrem Schoß lag die Enkelin ihrer alten, treuen Dienerin, welche, die erste Liebe im Herzen, den fremden Mann mit einer Geduld und Opferwilligkeit pflegte, die der eines Engels gleich.

Ein stilles Glück durchflutete das Herz der alten Frau, der so wenig Glück im Leben beschieden gewesen war.

Und doch mischte sich eine ungestillte Sehnsucht dazwischen: die Sehnsucht der Mutter nach ihrem Sohne!

Fortsetzung folgt.



Nützliches fürs Haus.



— **Karpfen mit Paprika.** Geschuppt, ausgenommen, gewaschen, in Stücke geschnitten und Salz darauf gestreut, wird der Fisch mit einer fein gemixten, in Butter gedämpften Zwiebel weich gedämpft, gleich Paprika darüber gestreut — oder Capernepfeffer, etwas weniger —, etwas Essig, saure Sahne und Fleischbrühe nach einer Weile dazugegeben. Die Fischstücke richtet man auf heißer Schüssel an, läßt noch ein Stück Butter in der Sauce aufkochen, rührt diese mit Eigelb ab und gießt sie über den Fisch.

— **Feine weiße Pfeffernüsse.** Zu denselben zerrührt man vier ganze Eier mit gestohlenen Zucker schaumig und dick, gießt etwas Orangewasser hinein und fein gewiegte Zitronenschale nebst einem Lot kristallisiertem Salmiakgeist, dies mit feinem Mehl — 250 Gramm — gut verarbeitet, dann zu Nüssen geformt, gebacken und mit weißem oder rotem Zuckerguß überzogen, gibt ein wohlgeschmeckendes Konjekt, was auch zum Tee zu reichen ist.

— **Sächsischer Mandelstollen.** Zwei Kilo Mehl, ein halbes Kilo süße, 65 Gramm bittere Mandeln, 250 Gramm Zitronat, eine Stange gestohlene Vanille, 250 Gramm Zucker, 375 Gramm Butter, dreiviertel Liter Milch, 125 Gramm Hefe, ein halbes Glas voll Rum, ein halber Löffel voll Salz.

— **Mohnkloße.** Man brüht 300 Gramm Mohnsamen mit kochendem Wasser, rührt um, schöpft das auf der Oberfläche Schwimmende ab, gießt das Wasser ab, trocknet den Mohn, zerstampft ihn mit 150 Gramm Zucker in einem Mörser, tut ihn mit geschälten und gestohlenen Mandeln — 120 Gramm süßen und 20 Gramm bitteren —, 100 Gramm Porinthen, etwas Zimmt und der auf Zucker abgeriebenen Schale einer Zitrone in ein Liter kochende Milch, und siebt unter Umrühren fünf Minuten.

— **Gegen Motten** empfiehlt ein Einsender, angereicht durch die Mitteilungen in Nr. 11, folgendes: Wenn Teppiche, Tücher usw. Wasser vertragen können, vertilgt man die Mottenbrut dadurch, daß man diese Gegenstände mit heißem Wasser beiecht, oder im Winter bei Frostwetter mit Wasser beoassen ins Freie zum Ausfrieren aufhängt. In beiden Fällen wird die Brut vernichtet. Kommt die Mottenbrut mit einer Wärme von 60 Grad und mit einer Kälte von 2 Grad in Verbindung, dann ist sie vernichtet. Im Sommer sollte man den Motten dadurch Gelegenheit geben, sich ihrer Eier zu entledigen, daß man fern von Luchstoffen einen wollenen Lappen in eine dunkle Schublade legt und ihn ab und zu in heißes Wasser taucht. Die Motte muß ihre Eier legen. Ist kein Lappen ohne Kampher vorhanden, dann legt sie dieselben notgedrungen in Stoffe, die mit Kampher in Verbindung gebracht worden sind.



Unsere Bilder.



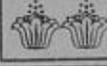
— Zum Präsidentschaftswechsel in den Vereinigten Staaten. (Zu dem Bilde Seite 105.) Vor seinem Auszuge aus dem „Weißen Hause“ in Washington begrüßt der schiedende Präsident Theodore Roosevelt das von seiner Fahrt nach dem Mitteländischen Meere zurückgekehrte Geschwader der nordamerikanischen Flotte. Die Präsidentschaft Roosevelts hatte verfassungsgemäß am 4. März ihr Ende erreicht. Fast acht Jahre lang hat er die politischen Geschicke der nordamerikanischen Union geleitet. Von einer nahezu beispiellosen Volkstümlichkeit getragen, hat er sich in seiner Auslands-politik besonders Deutschland zum Freunde gemacht.

— Ein neuer Frauenberuf: Die ärztliche Assistentin. (Zu dem Bilde Seite 108.) Eine neue Errungenschaft der Frauenbewegung ist ein Institut, das in Berlin gegründet worden ist und junge Mädchen als Assistentinnen für Ärzte ausbildet. Die Schülerinnen erhalten durch einen Arzt Unterricht in allen ärztlichen Hilfeleistungen. Nach ihrer völligen Ausbildung vermittelt das Institut ihnen eine geeignete Stellung.

— Die unterirdische seismographische Station zu Bulfowo (Rußland). Die russische Wissenschaft widmet sich mit vielem Eifer seismographischen Unternehmungen. Um die mannigfachen Störungen, denen die Registrierapparate „über Tage“ ausgesetzt sind, möglichst einzuschränken, ist in Bulfowo eine unterirdische Station eingerichtet worden. Unser Bild auf Seite 108 zeigt den Leiter Fürsten Boris Galzjin an dem großen Erdbebenregistrarapparat.



Zur Unterhaltung.



— Vergaloppiert. Die Maschinenfabrik Ambos u. Cie. pflegte ihren Angestellten den Lohn alle vierzehn Tage auszubehalten. Letzteren paßte jedoch dieser Modus mit der Zeit nicht mehr, — sie wollten wöchentliche Auszahlung — und sie beschloßen daher, einen Delegierten zu wählen, der ihr Anliegen beim Fabrikherrn anbringen sollte. Der Aus-erfordere beeilte sich, seine Mission mit größtmöglicher Ge-schwindigkeit zu erfüllen und begibt sich schnurstracks in das Bureau des Prinzipals. — „Was wollen Sie?“ — „Ach,“ erwidert der Delegierte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, ich komme im Namen Ihrer sämtlichen Angestellten, wir wollen uns die ergebene Bitte gestatten, uns unsern vierzehntägigen Lohn alle acht Tage auszuzahlen.“

— In Galizien. Prinzipal (eines Trödelgeschäftes zum Lehrling): „Was ist denn wieder los, Moriz?“ — Lehrling: „Das Stempelfissen ist ganz trocken geworden und färbt nicht mehr ab!“ — Prinzipal: „Dann nimm gefälligst mein Hand-tuch, das dort in der Ecke hängt und stemple weiter!“

— Prinzipientreu. Mann (welcher vor kurzem mit seiner ganzen Familie Vegetarianer geworden, während eines Dis-pu'ts ärgerlich): Das ist mir ganz Wurst!“ — Frau: „Aber Gottfried, wie kannst du das entsefliche Wort auch nur bloß in den Mund nehmen?“

— Zu viel verlangt. Der junge Flottmüller hat für Sonntagnachmittag ein Pferd zum Ausreiten gemietet, da erhält er hinterher für Sonntag eine Einladung zu einem gefelligen Vergnügen. Flottmüller überlegt hin und her, wie er den Mietkontrakt mit dem Reitstallbesitzer rückgängig machen könnte, endlich kommt ihm ein guter Gedanke: Er begibt sich noch am Sonnabend mit vier Freunden zu dem Pferdeverleiher und bittet, ihm den gemieteten Gaul noch-mals vorzuführen. Dem Verlangen wird entsprochen, worauf Flottmüller genaue Messungen an dem Pferde vornimmt. „Ich muß entschieden um ein längeres Pferd bitten!“ erklärt er alsdann. — „Aber warum?“ fragt der andere verwundert. — „Ja, lieber Herr, auf dem Tiere haben ja kaum Schulze und ich Platz, wie sollen aber noch Wagner, Klaus und Pie-penberg da hinauf?“ — „Was, Sie wollen zu Fünfen auf einem Pferde ausreiten?“ ruft der Mann ganz entrüstet. „Daraus wird nichts, das sag' ich Ihnen! An Pferdechind-der verborge ich meine Tiere nicht!“

— Notwendig. „Willst du wirklich zum Islam übertreten?“ — „Ich muß!“ — „Warum denn?“ — „Ich muß auf einmal mehrere Frauen heiraten, damit ich aus meinen Schulden herauskomme.“



Rätsellecke.



Verrierbild.



Dort kommt der reiche Baron, der muß mir seine Börse lassen.

Werk-Rätsel.

Graben — Stündlein — Boudoir — Kanne — Bier — Geist
Magd.

Von jedem der vorstehenden Wörter sind zwei nebenein-anderstehende Buchstaben zu merken, die alsdann im Zu-sammenhang einen Tag des Kirchenjahres bezeichnen.

Wort-Rätsel.

Oft hört man das Erste, wo man marschirt,
Und häufig auch da, wo man musiziert.
Das Zweite sagt man von Mönichen nicht,
Man braucht es, wenn man von Tieren spricht.
Die Beiden vereint, kann man nicht entbehren,
Will die Vöglein im Walde man singen hören.
Vertauscht man von Beiden den Anfangslaut,
Das geistige Auge zwei Männer schaut;
Der erste im deutschen Vaterland
Als Dichter und Gottesmann allbekannt.
Der zweite ein Held der Vergangenheit,
Ein Stern, helleuchtend für alle Zeit.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Worträtsel: Laotoon — Laon.
Rebus: Wisse nicht nur das Gute, sondern tu' es auch.



Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

3.

Als der Hauptmann das nächste Mal zurückkehrte, kostete es Gertrud wenig Mühe, ihn durch eine wie zufällig aufgeworfene Frage wieder an das Erzählen seiner persönlichen Erinnerungen zu bringen.

„Dann ziehen wir wenigstens noch Vorteil aus seinen Taschens Tee“, dachte sie mit einem Lächeln. Die Wahrheit war, daß sie sich beim Anhören dieser sonderbaren schauerlichen

Erzählungen noch besser amüsierte, als in ihren eigenen Gedanken, wie sie bis jetzt getan hatte. Maria das ließ sich fangen, und erzählte einfach ohne die geringste Eijekttheit, um seinem Gastfreunde gefällig zu sein, wie er glaubte; aber allmählich begann er sich bewußt zu werden, daß das Verlangen, diese schönen, blauen Augen da vor ihm, strahlend auf sich gerichtet zu fühlen, fast ebenso viel Anteil an dem Vergnügen hatte, das er selbst in seinen eigenen Worten fand.

Er hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich, viel reicher an Abenteuern, als die meisten Offiziere der indischen Armee gewöhnlich erleben. Außer dem atchinesischen Feldzuge hatte er Expeditionen nach Bali und Borneo mitgemacht; hatte im Archipel Schiffbruch gelitten, war tagelang

— Oftern! —

Es flieht aus dem Herzen das
[Winterleid,
Wenn draußen zur lieblichen Früh-
[lingszeit
Die Primel ihr Wirken entfaltet;
Wenn arglos am Waldesrand äugt
[das Reh,
Frau Sonne als freundliche, kluge Fee
Die Schätze der Erde verwaltet.

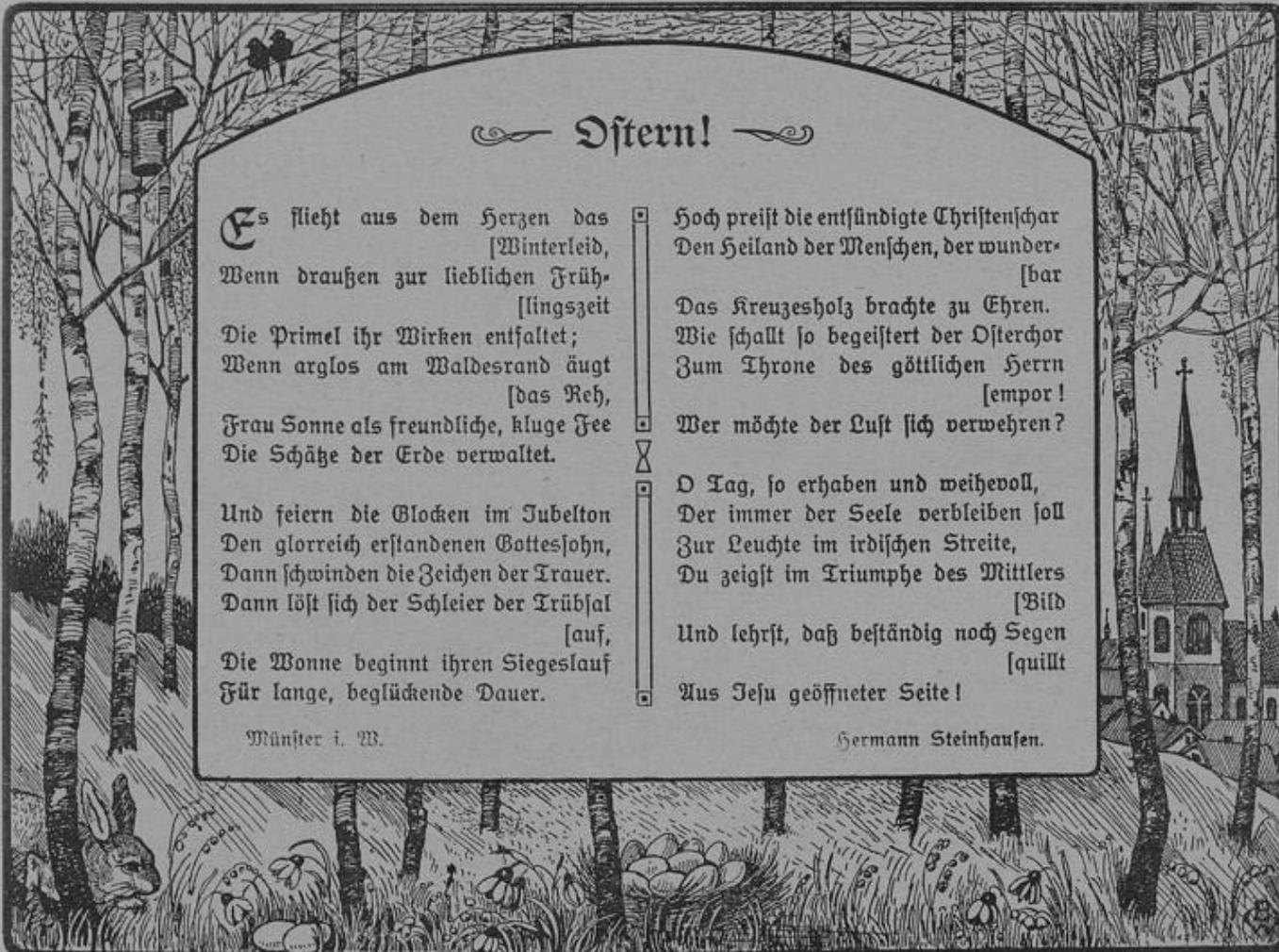
Und feiern die Glocken im Jubelton
Den glorreich erstandenen Gottesohn,
Dann schwinden die Zeichen der Trauer.
Dann löst sich der Schleier der Trübsal
[auf,
Die Wonne beginnt ihren Siegeslauf
Für lange, beglückende Dauer.

Münster i. W.

Hoch preist die entsündigte Christenschar
Den Heiland der Menschen, der wunder-
[bar
Das Kreuzesholz brachte zu Ehren.
Wie schallt so begeistert der Osterchor
Zum Throne des göttlichen Herrn
[empor!
Wer möchte der Lust sich verwehren?

O Tag, so erhaben und weihedvoll,
Der immer der Seele verbleiben soll
Zur Leuchte im irdischen Streite,
Du zeigst im Triumphe des Mittlers
[Bild
Und lehrst, daß beständig noch Segen
[quillt
Aus Jesu geöffneter Seite!

Hermann Steinhäusen.



auf dem Meere herumgefahren, war mit Seeräubern zusammengetroffen; hatte einen Aufstand schweizerischer Soldaten niedergeworfen, und war mit nur wenigen Mannschaften einem Blutbade entgangen, das die Feinde im Fort eingerichtet hatten. Im übrigen gehörten Ueberströmungen, Choleraepidemien, Seestürme und Erdbeben zu den tagtäglichen Abwechslungen seines ereignisreichen Lebens.

Allmählich und immer in ungefuchter, zufälliger Weise kam Mariaibas dazu, alle diese Erfahrungen und Erlebnisse seinen aufmerksamen Zuhörern zu erzählen und mit jedem Tage wurde die Aufmerksamkeit mehr gespannt.

Mitunter vergaß der alte Herr sogar seine Weise dadurch, und die Sternchen Fräulein Gertruds nahmen nur sehr langsam in Anzahl zu. Sie war es vor allem, die ihm immer wieder Fragen stellte, und dann erzählte er noch etwas mehr von seinen wilden Kriegserlebnissen; mitunter gedachte er mit kurzen Worten seiner einsamen Jugend, die er erst auf Java zubrachte, wo sein Vater, ein Grundbesitzer, jung gestorben war und ihn einem Freunde anvertraut hatte. Dieser sandte den Knaben zu einem Bruder, einem Lehrer auf einem einsamen holländischen Heidedorfe. Als der Knabe fünfzehn Jahre alt war, wurde er nach Kampen geschickt und verpflichtete sich dann für den Dienst in der ostindischen Armee; so war er denn durch Fleiß und Eifer in wenigen Jahren Offizier geworden.

Das stille Leben der Feldlager kannte er kaum; immer auf Feldzügen in den Binnenländern, oder in den Forts abkommandiert, wo man auf Kriegsfuß lebte, war seine Laufbahn eine ritterliche, die eigentlich nicht mehr so recht in unser profanisches Jahrhundert passen will.

Gertrud interessierte sich für alles, was er erzählte; in ihrer stillen, regelmäßigen Tageseinteilung, worin kein Platz war für das Ungewöhnliche, Abenteuerliche, wo niemals die Rede von Entbehrung und Hunger war, hatte sie selten darüber nachgedacht, daß es auch noch ein anderes Glend geben konnte als dasjenige, welches sie bei manchen ihrer Schügelinge antraf.

Aber dieser Mann, der nun ganz ruhig dasaß, von ihrem Tee trank und von ihrem Gebäck aß, wußte von dem unerhörten Glend zu erzählen, das er erduldet hatte, als im Kraton die Cholera mit unbeschränkter Macht herrschte; als das Wasser in die Zelte eindrang, den Boden in einen undurchdringlichen Morast verwandelte, in welchem die Leichen auf das Begräbniß und die Kranken auf den Tod warteten. Und dieser Feldzug, an dem er teilnahm, als er schwerverwundet an Bord des Lazarettschiffes gebracht wurde, als an der anderen Seite des Zeltes ein anderer Kamerad unter einem fürchtbaren Gebrüll, das die höllischen Schmerzen ihm erpreßten, seinen Geist aufgab, in der Nacht, die er selbst sterbend neben einer Leiche zubrachte; die Schmerzen, welche er unter schmerzlichen Operationen erduldet; die Entbehrungen, welche er in diesem Zustande leiden mußte und die Cholera, die seine Krankheit noch verschlimmerte.

„Ich sage nur, wie kann ein Mensch so viel ausstehen,“ sprach von Benningen und trank sein Glas Wein aus und freute sich, daß er hier ruhig am knisternden Herde saß und vor keinem Krummjäbel des einen oder anderen Chinesen bange zu sein brauchte.

Er saß mit dem Rücken nach seiner Tochter gewandt da und bemerkte nicht, wie sie mit dem Taschentuch immer wieder über ihr Gesicht fuhr und wie dölhlich ihr von Tränen umflortes Auge dem des Erzählers begegnete.

Er sah auf einmal zu Boden und verwirrte sich in seinen eigenen Worten; sie stand auf und ging an den Schrank, um dort eine Teeserviette zu holen, und kehrte nach ihrem Platze zurück mit einem Lächeln auf den Lippen und sagte einfach: „Wie können Sie mit solchen Erinnerungen noch eine ruhige Stunde haben!“

Die Magd rief sie mitunter für irgend eine kleine Arbeit aus dem Zimmer; aber dann beeilte sie sich, zurückzukehren, um doch nur kein einziges Wort von dem, was er zu sagen hatte, zu verlieren.

Während der Morgen- und Mittagsstunden verweilten ihre Gedanken immer bei dem Gehörten; dann dachte sie an alle jene Gefahren, welche der Hauptmann erlebt hatte, und schauerte sie, wenn sie ihn in ihren Gedanken dem Tode so nahe sah.

Eines Tages kam ihr Vater aufgeregter nach Hause, als sie ihn noch jemals gesehen hatte.

„Es ist ein närrischer Kerl, dieser Mariaibas,“ rief er zornig aus. Gertrud erschrak und sah ihn fragend an.

„Denke dir einmal, daß er nicht nur den Wilhelmorden hat, sondern auch den Ehrensäbel und die Verdienstmedaille für Auszeichnung im Kriege dazu, und dann niemals ein Wort davon zu sagen, und die Orden auch nicht zu tragen! Ich sage dir, das ist keine Bescheidenheit mehr, das ist nur dumme Anstellerserei!“

„Es spricht für seinen Charakter,“ meinte Gertrud.

„Und warum, wenn ich dich bitten darf? Ich frage allein, hat er den Orden verdient oder nicht? Hat er ihn nicht verdient, dann würde er ihn nicht bekommen haben, und nun er ihn hat, warum trägt er ihn denn nicht?“

Gertrud konnte sich keinen richtigen Begriff von der Logik ihres Vaters machen; sie antwortete deshalb auch nichts; doch als des Abends der Gast kam und von Benningen ihn mit Vorwürfen überlud und seine falschen Bescheidenheitsbegriffe so streng wie möglich tadelte, sah Gertrud ihn mit feuchtglänzenden Augen an, und er las in ihrem Lächeln, wenn auch keine Billigung, dann doch Sympathie für seine Zurückhaltung.

Das folgende Mal mußte er seinen Säbel mitbringen, die Freunde und Spielgenossen waren gerade gekommen; das prächtige Stück wurde bewundert und der Hauptmann gefragt, bei welcher Gelegenheit er diese Auszeichnung verdient hätte; er ging aber nicht ausführlich auf die Sache ein.

Es war ihm offenbar ein Greuel, in dieser Weise gleichsam als Kuriosität gezeigt zu werden.

Allein, wenn er mit Vater und Tochter allein war, wurde er recht begeistert; Gertrud bat ihn, seine vielen Erlebnisse einmal regelmäßig zu erzählen. Ihr Vater fand es eine ausgezeichnete Idee, und der Hauptmann war selbst erstaunt darüber, daß er eine solche Freude in dem fand, was er früher immer mit der tiefsten Verachtung „Ausschnitten“ genannt hatte. Sie begann schließlich den Tag nur als ein Mittel anzusehen, um den Abend zu erreichen.

Was sie auch tat, wo sie auch ging oder stand, immer hörte sie seine Stimme jene wunderbaren Erzählungen tun, immer und überall sah sie seinen gutmütigen Blick und immer wieder verwunderte sie sich darüber, wie man so tapfer und doch so weichherzig von Gemüt sein konnte; sie erinnerte sich ja, wie er für das arme Kind eines gewöhnlichen Soldaten sein Leben lang zu sorgen versprochen hatte, wie er einen kranken Kameraden eine Stunde lang auf seinen starken Schultern getragen hatte, um für ihn Hilfe und Heilung zu suchen, und noch so viel mehr; vor allem aber, daß er alles mit derselben Einfachheit erzählte, mit der ihr Vater seine Heldentaten am Whisttische oder am Billard berichtete.

Welch ein herrlicher Genuß war es, so mit Herz und Seele bewundern zu können, nicht aus der Ferne, sondern aus unmittelbarer Nähe; etwas zu fühlen, wovon sie bisher keine Ahnung hatte, daß es in unserer Zeit noch bestehen könnte, und dann zu wissen, daß fast jeden Abend derselbe Genuß ihr wieder zuteil werden sollte; lang, endlos lang schienen ihr die Abende, wenn er nicht da war. Saß er am Spieletische, dann hörte sie wenigstens noch dann und wann seine Stimme und sah die Handgebärde, mit der er sonst seine Erzählungen begleitete, und dann war es ihr zu Mute, als ob er wieder von seiner gasahrvollen, abenteuerlichen Vergangenheit spräche.

Und er?

Allmählich war auch ihm ein neues Leben aufgegangen. Diese Augen Gertruds, dann einmal von Tränen verbüffert, dann vor Begeisterung funkelnd, ließen ein ungelanntes Gefühl in seiner Seele erwachen. Bis jetzt hatte sein unruhiges und unstetes Leben ihn wenig mit Frauen in Berührung gebracht, aber nun konnte er über ein Frauenherz gebieten, nach Wohlgefallen konnte er sie senzen oder zittern, lächeln oder weinen machen; so viel Macht hätte er sich selbst nicht zugeschrieben.

Nun erst begann er seine Abenteuer als etwas zu betrachten, das der Vermelbung wert wäre; nun erst entstand in seiner Seele eine Art von Selbstzufriedenheit; er begann sich selbst durch Gertruds Augen zu betrachten und es war ihm, als ob er diesen reinen, unschuldigen Blick nicht mehr entbehren könnte.

Noch mehr als ihr wurden ihm die Tage lang, welche er nicht in ihrer Gesellschaft zubrachte, aber wenn er nicht sprach, war sie sehr zurückgezogen; noch niemals hatte sie ihm die Hand gereicht, die weiße, weiche, kleine Hand.

Fürchtete sie den Griff seiner dunklen Finger? War es Stolz oder junaträuliche Zurückhaltung? Und so waren beider Gedanken immer beieinander.

Eines Abends erhielt Gertrud Besuch von ein paar Freundinnen, die von ihren Müttern und Brüdern begleitet wur-

den. Einer derselben, ein Herr von Brauwer, hatte schon früher mit halben Worten um ihrer Hand geworben; sie hatte nein gesagt, und ihr Vater fand das ganz natürlich.

Warum mußte seine Tochter heiraten? Dafür war sie nicht auf der Welt und dafür hatte er ihr nicht solch eine glänzende Erziehung gegeben. Die Kinder gehören doch an erster Stelle ihren Eltern, und er sah nicht ein, warum seine Tochter einem Wildfremden die Haushaltung führen, Tee bereiten, Pfeifen anzünden, und, wenn nötig, Musik machen sollte.

Tante Hanna hatte aber sehr für Herrn von Brauwer geworben: es war doch ein so anständiger Mensch, so vornehm gekleidet, so in jeder Beziehung ordentlich — kurz, es war nichts gegen ihn zu sagen.

Möchte, wenn Gertrud wirklich einmal ans Heiraten gedacht hätte, würde sie es nicht ungereimt gefunden haben, wenn es mit Gustav von Brauwer gewesen wäre.

Nun führte sie die Haushaltung in tadelloser Weise, aber ohne Begeisterung, ohne Lust. Waren die Gespräche der Damen und der jungen Leute immer so matt und unbedeutend gewesen, oder fiel ihr das nun erst auf? Was fand sie die Komplimente Gustavs fürchterlich lässlich, und er sprach von der Schnepfenjagd und der unverständigen Heirat des Barons v. T. und von den Schwähereien, die im Umlauf waren über G. und auch von dem letzten herrlichen Balle. Sie wollte es nicht anhören; wie konnte ein vernünftiger Mensch daran Freude finden und Zeit darauf verwenden? Wui, wie waren seine glatten Haare steif gegen die Stirn geklebt und wie schrecklich eng saßen seine Kleider!

Der Abend schien ihr endlos; als sie nachher auf ihr Zimmer ging, fühlte sie sich müde und ganz matt. Sie stellte die Lampe auf den Tisch und ehe sie die Rollgardine herunterfallen ließ, blieb sie einen Augenblick am Fenster stehen und schaute hinaus, nach der anderen Seite.

Blötzlich ging sie erschrocken zurück; an einem der Fenster des gegenüberliegenden Hauses wurde die Gardine in die Höhe gezogen und ein dunkles Haupt lehnte sich hinaus, und nun fiel ihr ein, daß sie im vollen Lichte stand und nach allen Seiten hin sichtbar war. Derjenige, der von der anderen Seite herüberschaute, hatte ihre schnelle Bewegung bemerkt. O, das war eine Schande; schnell und in größter Aufregung ließ sie die Rollgardinen herab und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Was mußte er wohl denken?

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Liefery.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am anderen Morgen kam der alte Neres schon früh ins Herrenhaus. Er hatte vorsorglich etwas mit weißem Seidenpapier umgeben und lachte in sich.

Von Volmer war allein da; denn seine Frau war zur Messe gegangen und noch nicht zurück.

„Was hast du, Neres? Du bist so vergnügt, als hättest du das große Los in Aussicht!“

„Ne, Här, so wat kann mich alten Knaben nicht mehr reizen, he hab' ich alles, mehr wie genug, für se Kind und Küßen brauch ich zu sorgen, wat soll ich da met enem Haufen Geld! Ne Här, ich hätt' bloß wieder eine kleine Freude für et Frölein!“

Damit fing Neres an, von seinem verhüllten Schatz das Seidenpapier vorsichtig zu entfernen, und er präsentierte von Volmer einen prachtvollen Strauß blühender Firschweweige.

„So, Här, diesmal enen Gruß vom Frühling. Diesen Morgen früh, als ich von memem Kalender en Blatt herunterriß, fand ich en Sprüchschön. Da mußt ich an nem Zweig denken en der Wasserlisch, die sind heut zuerst so ganz auf. Da, Här, sind se, für et gnädige Frölein, dat liebe Ding. Mag et sin Freud dran haben.“

Von Volmer rührte die Treue und Liebe des Alten, seine Anhänglichkeit an die Herrschaft, und er nahm die Zweige an. Wirkliche Blüten im Monat Januar, sogar grüne Blattspitzen schauten zwischen dem Schnee der Blüten hervor.

„Neres, du bist ein Hexenmeister, diese prachtvollen Zweige jeht!“

„Ne, Här! Bloß richtiges Meiser om Katharinentaa schneiden, ins Wasser, aber jeden Dag frisches, en warm Bläschen am Ofen. Des Mittags en der Sonn am Fenster, un dat

Kunststück is fertig! Freilich, man muß et kenne. Doch da hätt ich . . . !“

Neres suchte in seiner Tasche und langte endlich einen Zettel hervor — vom Abreißkalender.

„He is de Spruch! Men alter Kopp versteht ihn net ganz, ich glöw aber, er paßt!“

Der Gutsherr las und nickte mit dem Kopfe.

„Also du schwärmst auch für die schöne Poesie! Neres, Neres!“

„Wenn Sie damit Gedichtes und Sprüchschön meinen, Här, dann ja! Jeden Dag les ich meinen Kalender, und dat klingt och alten Ohren, die an kenem studierten Kopp süßen, ganz got, ich hab' mein Freud' dran.“

Der Herr merkte, wie Neres Augen zum kleinen Tisch gingen. Wichtig, dort lag der Tabaksbeutel, den Cezi-Liese ihm zu Weihnachten geschenkt hatte. Warum sollte er dem guten Alten keine Freude machen; es wird Cezi-Liese wohl recht sein.

Er nahm den Beutel und gab ihn Neres.

„Da Neres! eine Liebe ist der anderen wert, nimm den Tabaksbeutel, Cezi-Liese hat ihn gemacht.“

„Här!“ Der Alte sah das Geschenk mit frohen Augen von der Seite an.

„Nimm, Neres! und rauch daraus auf die Gesundheit unjeres Kindes.“

„Ja, ja, Här, dat will ich tun, dat ich meinen Ofen vor Tabakroch net mehr sehen kann!“

Daß Neres so was fertig brachte, bezweifelte sein Herr nicht; denn er konnte brummen wie ein Bär und rauchen wie ein Schlot, wenn es nicht nach seiner Mühe ging. Sahte die Freude ihm zu, so schnurrte er behaglich, wie ein spinnender Vater und verwandelte seine Stube in ein graues Nebelreich.

Mit zufriednem Schmuzzeln versenkte der alte Mann den seinen Beutel in seine linke Tasche, umschloß ihn liebevoll mit der Hand und fühlte, daß er gefüllt war. Von Volmer mehrte die Dankesworte des Alten freundlich ab und ging hinaus zu Cezi-Liese, als dieser weg war.

Die Gesehnde lag noch schlummernd in den weißen Kissen. Leise hückte der Vater hinein und betrachtete zärtlich sein Kind. Dann stellte er die blühenden Zweige in eine Glasvase neben Hans Karl von Kobas Bild auf das Tischchen. An ein Zweiglein hing er das Blatt, welches Neres ihm gegeben hatte.

So mußte der erste Blick seines Kindes auf die frühen roten des Lenzes fallen. Leise, wie er gekommen, ging von Volmer wieder hinaus und malte sich in lebendigen Farben aus, wela freudia erstauntes Gesicht seine Tochter beim Erwachen machen würde.

Und wirklich freute sich Cezi-Liese, als sie den sinnreichen Bruch erblickte. Froh leuchtete es in ihren Augen auf, und sie las den Kettel mit den Versen, die dem alten Neres schon so gut gefallen hatten.

Am Wundereinklang ist das Leben
Der Menschenbrust mit der Natur;
Was jener als Gefühl geahen
Geht hier in lichter Farbenaur.
Der Blätter Grün, das uns in Lenzen
Mit neuer Lebensfülle freut,
Wird hier zu ew'gen Hoffnungskränzen
Nur Ahnung einer bessern Zeit.
Des Haren Himmels tiefe Bläue,
Der Lüfte dunkle Harmonie
Du findest sie als heil'ae Treue
In deines Herzens Poesie!

Cezi-Liese leate das Blatt auf die Decke und strich zart mit der Hand darüber. Der innere Widerhall der Dichterworte strahlte aus ihrem Gesicht, und die Tränen, die an ihren langen Wimpern anhängten, waren Zeichen der sehnsüchtigen Freude und Rührung.

Von Volmer war den ganzen Tag über in der besten Stimmung und lobte den Tag, der so schön begonnen hatte. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Bohsalich sah der Gutsherr in seinem Lehnstuhl; denn die Sorge um sein Kind war gewichen, und er rauchte seine Hofanfeise, die er den besten Piarren vorzog.

Hätte von Volmer geahnt, daß neue Sorgen im Anzuge waren, ich glaube, er wäre weniger veranhat gewesen und hätte nicht so befriediat den blauen Rauchwolken nachgesehen. Er hatte nämlich von Eht vergessen: Mithin die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Daß der Gutsherr ein böier Gast gewesen war, sollte von Volmer nur zu bald noch bitter erfahren.

Er war so in Gedanken versunken, daß er das Klopfen des Briefträgers überhörte und ganz verört aufschaute, als

der Bote die Tür öffnete, eintrat und einen eingeschriebenen Brief brachte.

Von Volmer zündete die Lampe an. Ein Brief aus der Stadt; von wem kann der sein! Er erbrach ihn und las, bis der Brief seinen Händen entfiel. Schwer stützte der Gutsherr beide Hände auf den Tisch, und er setzte sich wie gebrochen in seinen Stuhl.

Minutenlang sah er starr auf das verhängnisvolle Blatt, und in seinem Gesichte zuckte es nervös. Jetzt war wirklich etwas auf seine Nerven gefallen, wie er vor Wochen zu seiner Tochter im Zorne gejagt hatte.

Wütend schlug seine Faust hart auf den Tisch; ein schrilles, höhnendes Auflachen folgte, vor dem der Erregte wieder selbst erschraf. Dann sprang er auf, und schlug ein dröhnendes Lachen an, und seine Augen sprühten Feuer der Entrüstung.

Drohend ballte er die Faust, daß die Finger in den Gelenken knackten. v. Volmers Gang wurde immer schneller, gerade wie ein Raubtier im Käfig ging er auf und ab.

Er blieb stehen und lachte von neuem auf. Jetzt glück es mehr dem Lachen eines Wahnsinnigen. Er wanderte wieder!

„Zawohl! Herr von Echt, daß ist dein Adell! Ich leichtgläubiger Tor. Da hatten die anderen recht!“ Ein schuftiger Jude mit einem Christengesicht. Halsabschneider spielen! . . . Ha, ha, ha!“ Er machte die bezeichnende Bewegung. „Das könnt dir wohl gefallen . . . Du denkst den Herrn von Marienwalde nun gefangen zu haben. Nein! mein listiger Nachbar, so weit sind wir noch nicht. . . . Doch ein Gef war ich doch!“ Er schlug sich mit der Faust vor die Stirne.

Stillschweigend setzte er sich wieder, um den Brief nochmals durchzulesen.

Dann schleuderte er den Brief auf die Erde und stampfte mit dem Fuß darauf, wie wenn man ein giftiges Reptil zertritt.

Allmählich wurde der Besitzer von Marienwalde unheimlich ruhig, schwere Schweißtropfen kamen auf seine Stirne, deren Adern dick geschwollen waren. Er riß die Halsbinde ab, als zöge ihm diese die Kehle zu.

Dann sprang er wieder auf, um das Bettrennen mit den neuen Sorgen zu gewinnen, die einen gewaltigen Vorprung über seine Ruhe und Selbstbeherrschung hatten. Fast hätte er seine Frau umgerannt, die unbemerkt eingeritten war.

„Was ist dir, Gisbert?“ Es kam bestürzt über die Lippen der Frau, welche die Hände zusammenschlug und forschend in ihres Mannes Gesicht sah.

„Nichts ist mir, rein gar nichts . . . doch . . . ich bin när-

riß vor Freude . . . ja, lach nur, vor Freude. . . . Da lies mal den feinen Liebesbrief! Ha, ha, ha!“

„Was du redest, Mann! Das sieht man deinem Gesichte an, daß es nicht Freude sein kann. Du siehst ja ganz verstört aus.“

Von Volmer antwortete nur mit einem wahnsinnigen Auflachen, bis er jäh abbrach, sich ruhig in seinen Sessel setzte und stille vor sich hindämmerte.

Die Frau umschlang wortlos den Gatten und strich ihm die nassen, wirren Haare zurecht. Hätte es nicht dann und wann in dem Gesichte gezuckt, und es nicht die Röte vor Erregung verraten, man hätte nicht den Sturm ahnen können, der noch vor wenigen Augenblicken des Mannes Brust durchrüttelte.

Von Volmer löste die Arme seiner Gattin fast rauh von seinem Nacken und hob den Brief auf.

„Da lies, Christa, und du wirst begreifen!“

Die Gutsherrin las, bis auch ihr Gesicht sich entfärbte, legte die Hände in den Schoß und sagte nichts. Eine schwer bedrückende Stille herrschte, der endlich die Frau unterlag.

„Sind die Forderungen von Echt denn so groß, Gisbert, du siehst ja immer verzweifelter drein.“

Der Angeredete fuhr aus seinem finsternen Brüten auf und sah seine Gattin an.

„Forderungen! . . . Ihm gehört halb Marienwalde an!“

Da schraf die Frau doch zusammen, beugte sich vor und ihre sanfte Stimme zitterte:

„Halb Marienwalde! . . . Ich glaube, Mann, du sieberst und redest irre; ich will dir eine Tasse Tee zurecht machen, du siehst wohl viel schwärzer, als es wirklich ist, wie soll von Echt . . .“

„Ich wollte, ich träumte oder von Volmer wick vorwurfsvoll auf ihn ruhte.“

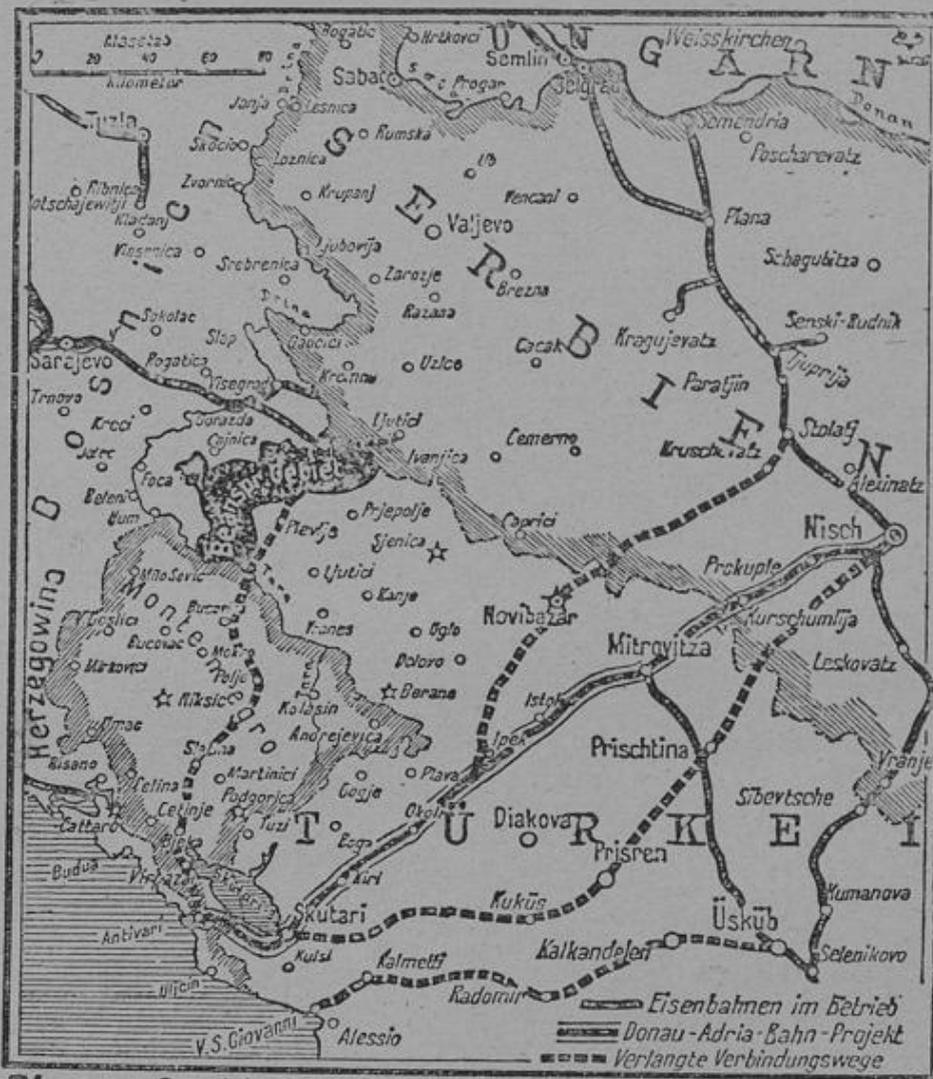
„Um Gottes willen, sage mir doch endlich, um was es sich handelt!“

„Um . . . Alles!“ Dumpf, hart und bitter gab es der Gutsherr zurück.

„Um Alles . . . ! Mein Gott!“ Aengstlich hauchte es die Frau. Ihre Augen weiteten sich und die feinen Nasenflügel bebten vor Erregung.

„Ja, adel meine schönen Acker und Wiesen und — mein Nichtenwald!“ fügte von Volmer langsam hinzu. Dann fuhr er mit der Hand über die gefurchte Stirn, als wolle er die schredlichen Gedanken bannen. Schließlich stiegen dem starken Manne die Tränen in die Augen.

Das schnitt der Frau ins Herz; sie trat zu ihrem Manne



Die von Serbien geforderten Verbindungen mit dem Adriatischen Meer.

redete irre, aber es ist so, wie ich sagte.“

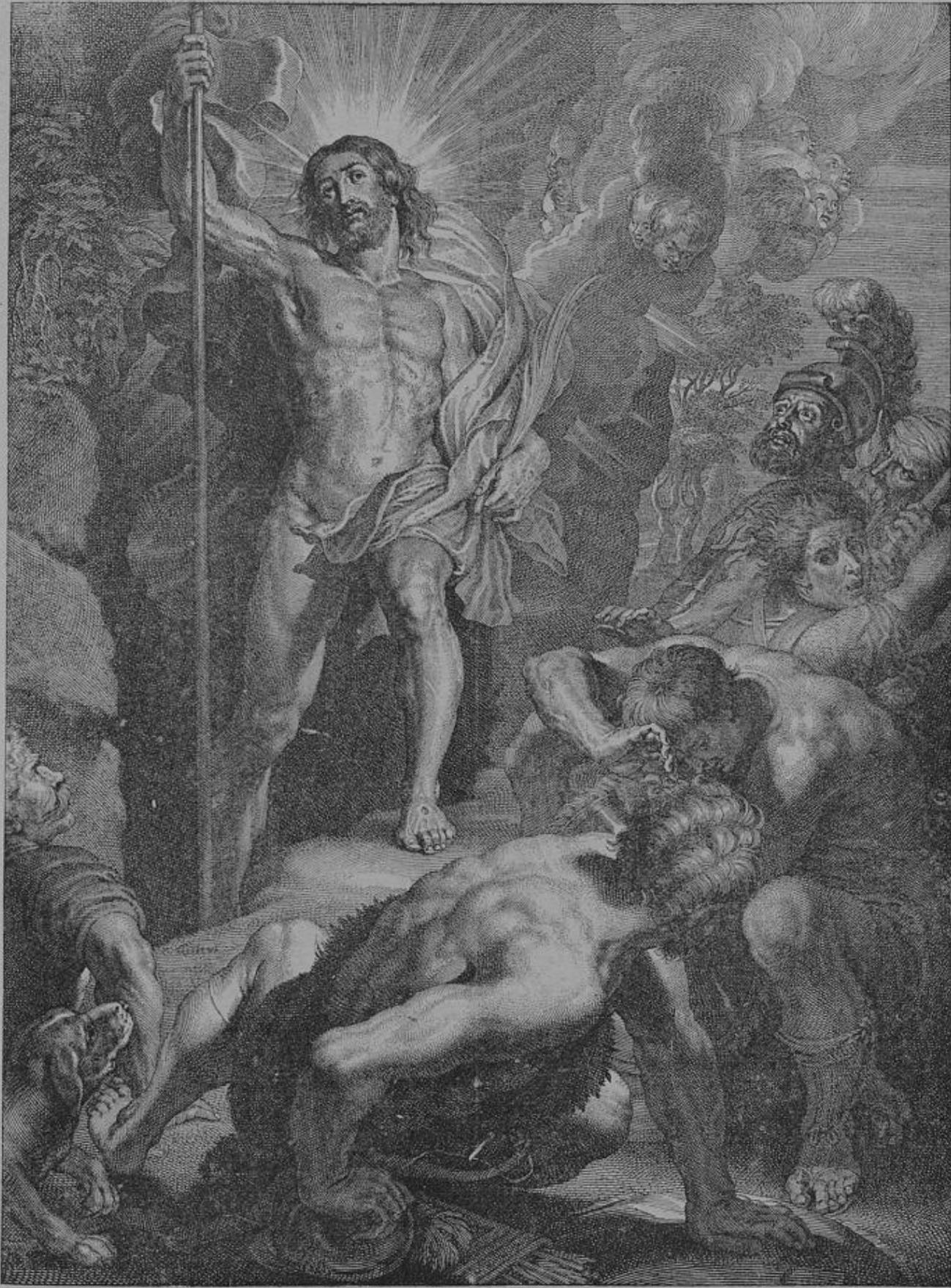
„Um Gottes willen, sage mir doch endlich, um was es sich handelt!“

„Um . . . Alles!“ Dumpf, hart und bitter gab es der Gutsherr zurück.

„Um Alles . . . ! Mein Gott!“ Aengstlich hauchte es die Frau. Ihre Augen weiteten sich und die feinen Nasenflügel bebten vor Erregung.

„Ja, adel meine schönen Acker und Wiesen und — mein Nichtenwald!“ fügte von Volmer langsam hinzu. Dann fuhr er mit der Hand über die gefurchte Stirn, als wolle er die schredlichen Gedanken bannen. Schließlich stiegen dem starken Manne die Tränen in die Augen.

Das schnitt der Frau ins Herz; sie trat zu ihrem Manne



Auferstehung Christi. Nach dem Gemälde von P. P. Rubens.

heran, legte ihre Hand fest auf seinen Arm und sah ihn voll an.

„Nun, Gisbert, Offenheit, Wahrheit! die kann nicht schlimmer sein als diese quälende Ungewißheit, sage, wie es ist!“

Den Ton hatte von Volmer noch nie bei seiner Frau vernommen, es riß ihn auf. Er schlang den Arm um sie und küßte sie.

„So magst du hören! Von Echt besitzt sämtliche — Hypothekendriefe und Schuldverschreibungen von . . . Marienwalde!“

„Gott im Himmel, ihm also auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Da mag uns Gott helfen!“

Der gebeugte Mann nickte und nagte an der Unterlippe.

Nach lange besprachen sich die Gatten miteinander, bis schließlich von Volmer bat: „Wir wollen morgen weiter sprechen, ich kann heute nicht mehr, Christa, mein Kopf schmerzt und ist wirr.“

Stille und seufzend ging die Herrin von Marienwalde an dem Abend ihrer Arbeit nach. von Volmer sah noch spät hinter seinen Altan und Büchern. Größere Sorgen saßen

Augen sich gerade trafen. Fragte sie den Vater einmal, ob und was ihn bedrückte, so hatte der ein Lachen, welches scherzhaft klingen sollte. Und doch konnte er Cezi-Liese nicht täuschen; diese empfand, daß ein guter Teil Dittensais leise, verhalten hindurchklang.

Selbst die Freude, die von Volmer hatte, als seine Tochter zum erstenmale außer Bett war, hatte seine Stirn nicht ganz wolkenlos machen können. Auch die Mutter hatte eine Sorge und brauchte immer Ausreden, wenn Cezi-Liese etwas von ihr erfahren wollte.

Heute saß Cezi-Liese am Fenster; die Mutter hatte sie vorsorglich in den bequemen Lehnstuhl gebettet und den ans Fenster geschoben. Durch die blanken Scheiben drangen die Sonnenstrahlen und durchzitterten das Zimmer mit goldenem Schein.

Das Mädchen schloß die Augen, weil das helle Licht ihr noch etwas wehe tat. Als nach einer Weile Cezi-Liese wieder aufschaute, sah sie gerade in die Augen der Mutter und war sicher, daß die Eltern ihr etwas verheimlichten. Der Blick der Mutter hatte es ihr verraten. Wie bleich sie war! So



Oesterreichische Wachsamkeit auf dem Balkan.
Oesterreichische Offiziere am Grenzfordon zwischen Bosnien und Montenegro.

neben ihm, denn je. Und die begleiteten ihn von nun an und wichen nicht so leicht.

Die Tage vergingen und mehr als eine Woche war verfloßen; jedoch hatte von Volmer noch nicht den Mut gefunden, den Mänteln seines Gutsnachbarn mit den nötigen Schritten zu begegnen. Nur seine Frau wußte jetzt alles und teilte mit dem Gatten die Sorgen, die dadurch zwar nicht kleiner wurden, aber doch nicht so hart drückten, weil zwei sie trugen und verbargen; denn Cezi-Liese sollte von allem nichts merken, damit die langsam fortschreitende Genesung nicht gehemmt würde.

Und doch fiel dem Mädchen die Schweißigkeit des Vaters auf, der auf kürzere Zeit und seltener zu Cezi-Liese kam. Das manchen Kranken und Genesenden eigene sehr feine Gefühl, mit dem sie Stimmung und Seelenveränderungen der sie umgebenden Personen scharf empfinden, sagte ihr, daß etwas anderes den Vater drückte, als die Sorge um sein Kind; denn die war ja gehoben.

Sie merkte wohl, wie der Vater sie oft so eigentümlich, fast mitleidig ansah und den Blick wegward; wenn ihre

bläß hatten die Nachtwachen während des Fiebers sie noch nicht gemacht.

Das mußte doch seinen guten Grund haben!

Cezi-Liese faßte die Hand der Mutter.

„Mutter!“

„Kind!“

„Hast du, hast ihr Sorgen, Mutter! Sage mir doch, was den Vater und dich bedrückt, ich bin stark genug, es zu ertragen.“

Das Zittern der Hand und das Zusammenstrecken der Mutter sagte Cezi-Liese mehr als Worte. Und als auf dringendes Witten Frau von Volmer ihrer Tochter den Grund der Sorge in schonendster Weise mitteilte, sagte diese nur:

„Ich ahnte, daß von Echt der Urheber der Sorgen war, aber sicher ist es nicht schlimmer, als wenn ich schließlich, vom Vater gezwungen, von Echt die Hand gereicht hätte. Mutterchen, ich will lieber ganz arm mit Euch sein und das Andenken an Hans Karl im Herzen treu bewahren, als daß ich einem falschen Menschen wie von Echt angehörte.“

Ein Strahl reinen Mutterglücks leuchtete in Frau von



Milowanowitsch, der serbische Minister des Aeußern.

Bolmers Augen auf, und diese hasteten in inniger Liebe an dem Kinde, als sie dessen schmales Gesicht küßte.

„Tapferes Mädchen, der liebe Gott behalte dein Herz stark in allem Leide, das du schon so jung tragen mußt.“ Damit preßte sie ihr Kind an sich, küßte mehrmals dessen reine Stirn, und eine innere Stimme sagte ihr, daß es so besser sei, als wenn sie länger geschwiegen hätte.

Von Bolmer schritt unterdessen durchs Fichtenwäldchen über den einsamen Biad, der am Finkelbache vorbeilief, zur Stadt. Er scheute sich, die offene Straße zu benutzen, weil er meinte, jeder sehe ihm seine Sorgen und deren Grund an und wisse, was ihn bedrücke.

Er umfahnte mit liebevollem Blicke die schlanken Stämme seiner Fichten. Seiner Fichten . . . Oaha! . . . Jawohl Fichten . . . ! Wie lange noch, und ein anderer erntete die süßen Früchte seiner langjährigen Sorge, Emsigkeit und Hoffnung.

Wieder ein wahnsinniges Auslachen.

Der Gutsherr fuhr erschrocken zusammen und schaute sich jah um. Mit Krachen und Gepolter war das Eis, das wie eine Halskrause den silberhellen Bach umsäumte, gebrochen und eingestürzt.

Der gebeugte Mann schritt weiter bis auf die kleine Anhöhe. Von hier sah er über den größten Teil seiner Felder. An einigen Stellen, die nach Süden neigten, hatte die kräftiger werdende Sonne den Schnee geschmolzen, und die grüne Saat schaute neugierig aus ihrer hier und da zerrissenen Schneedecke heraus.

Der Blick des Herrn von Marienwalde blieb an diesen Stellen haften, die wie kleine Inseln im sonnenbeschienenen Meere ausluden. Wie ein Schiffbrüchiger kam sich von Bolmer vor, der vergeblich nach einem Hafen späht. Allmählich straffte sich seine Gestalt, bis er zornig erregt seine Faust ballte.

Nach dem Herrenhaus schweifte sein Blick und — in den Fenstern bricht sich die Sonne, und diese leuchten wie in Flammen. Der Herr von Marienwalde zuckte wieder zusammen.

Die Ahnungen der alten Fei stehen vor seiner Seele.

Ahnungen! . . . Verkünden sie unabänderliches Schicksal . . . oder nicht!?

Auch die Stadt mied von Bolmer und schritt über den immer menschenleeren Wall der ehemaligen Festung, um auf diesen Umwegen zu seinem Schwager zu gelangen. Was er dort wollte, hatte der Mann sich noch nicht gefragt, und er stand starr da, wie der Stumpf einer vom Blitze zersplitterten Eiche, als der Major ihn plötzlich anrief.

„Hallo! alter Grübler, über welches Problem sinnst du denn nach?“

Mühsam kletterte von Langst aus dem halb verhöhlerten Festungsgraben heraus und reichte seinem Schwager die Hand.

„Na, ich hab' nun meine Probleme, die ich wohl nie lösen werde . . . der elende Schuft! Ich wollte gerade zu dir . . . Warum?“ Von Bolmer zog die Schultern hoch.

„So weiß ich es sicher noch viel weniger; doch du hast Sorgen, Gisbert, Gezi-Diese ist doch nicht . . . !“

„Nein! das Kind ist verhältnismäßig wohl, aber . . .“ er stochte.

„So erzähl doch, was deine Leber drückt; du siehst drein, wie ein Kefrut, der seine „ersten drei Tage“ abreißen soll.“ Ungeduldig brachte der Major es hervor.

„Sage lieber, wie ein Mann, der den Ruin vor Augen sieht.“

Da riß von Langst seine Augen sperrangelweit auf und ließ sie rollen, und die Worte stieß er fauchend hervor.

„Ruin! . . . von Echt! . . . nicht wahr, Gisbert! Sprich Mann! wir sind doch keine Zammerlappen, sondern Männer, und wo ein Angriff ist, gibt es auch Verteidigungsmittel.“

von Bolmer berichtete nun, wobei ihn der Major allerdings häufig unterbrach, der in Kräftausdrücken seinem Grolle gegen von Echt Lust machte.

Schließlich blieb von Langst stehen, sagte seines Schwagers obersten Rodtknopf und drehte diesen.

„Siehst du, alter Es . . . Knabe, wollte ich sagen; früher wolltest du noch weniger die Wahrheit hören, wie ein gekröntes Haupt, und dafür mußt du sie jetzt bitter an dir erfahren. Ich glaube, der Echt hätte dir hundert Stöcke hinhalten können, und du wärest getreulich, wie ein Hund, hinüber gesprungen. Doch, was nun, woher willst du in dieser geldknappen Zeit genügend Kapital bekommen?“

Der Gutsherr sagte nichts; sein Auge irrte umher oder haßte am Boden. Auch der Major schwieg eine Zeitlang, bis er fortfuhr:

„Sollen wir nicht einmal zum Justizrat Noerhall gehen, vielleicht gibts doch noch einen Ausweg aus der Falle. Hoffentlich hat der Schuft vergessen, ein Loch zu stopfen, durch das ein Entkommen möglich ist.“

„Gott gebe es!“ seufzte der Herr von Marienwalde und schritt mit dem Major zum Justizrat.

(Fortsetzung folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— **Ostereier.** Man wäscht frische Eier rein, trocknet sie ab, bestreicht sie mit Speck, belegt sie mit ganzen Blättern von jungen Sauerrampfer, Kerbel oder Petersilie, Zwiebelchalen und einigen Stückchen Braunholz, wickelt jedes Ei in mit Wasser angefeuchtetes Papier, schnürt Zwirn darum und kocht sie in Wasser mit etwas Alaun, Zwiebelchalen und ein wenig Braunholz hart.

— **Zeichnungen auf Ostereiern anzubringen.** Schriftzeichen und Zeichnungen stellt man auf Eier dar, wenn man dieselben mittelst Scheidewasser — mit Hilfe eines Federkiels — auf die rohen Eier schreibt, trocknen läßt und die Eier dann gar kocht.

— **Färben der Ostereier.** Mit Anilinfarbstoffen lassen sich die verschiedenartigsten Nuancen herstellen. Man bestreicht die gargekochten Eier mit Eiweiß, läßt sie abtrocknen und legt sie einige Sekunden in die aus der betreffenden Anilinfarbe und Alkohol hergestellte Lösung. Je nach der Konzentration der Lösung und der Dauer des Färbebades erhält man eine dunklere oder hellere Farbe in schönstem Glanze.

— **Ostereis** Eine Stange Vanille wird in der Mitte gespalten, mit 1 Tasse voll Sahne übergossen, fest zugebedt an einen kühlen Ort gestellt. Nach 1 Stunde schlägt man 10 Eidotter mit 125 Gr. gesiebtm Zucker schaumig, gibt einhalb Liter gute süße ungelochte Sahne, worin die Vanille ausgezogen, nachdem man diese herausgenommen, dazu, mischt dies alles gut durcheinander, füllt die Masse in die Eisbüchse und macht es in gewohnter Weise fertig.

Ewig jung

Bleibt ein Gesicht mit welchem rosigen Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Hudeheul, 1 Stück 50 Pf., überall zu haben



Unsere Bilder.



— Die Balkankrise. (Siehe Karte Seite 116.) Aus dem Wust der fortwährend einander widersprechenden Nachrichten über Serbiens Widerstreben und Nachgeben wird man nachgerade nicht mehr klug. Der österreichischen Regierung geht es auch nicht anders, sie hat deshalb ihren Gesandten, den Grafen Jorgach, beauftragt, klipp und klare Antwort auf Oesterreichs Fragen wegen der serbischen Rüstungen zu verlangen. Auf Umwegen hat man indessen erfahren, was Rußland und Serbien für Kompensationen für Bosnien verlangen. Erstens soll die Türkei bluten und längs der bosnischen Grenze des Sandschat Rodibazar einen 20 Kilometer breiten Landstreifen an Serbien bzw. Montenegro abtreten, damit beide Länder in direkte Verührung treten können und Serbien einen Zugang zum Meere erlangt. Zweitens soll die Bahnlinie Nisch-Antivari (Donau-Adria-Bahn) errichtet und österreichisches Kapital an dem Bau beteiligt werden. Drittens soll quer durch den Sandschat eine Anzahl von Handelsstraßen (Chaussees) zur Verbindung zwischen Serbien und Montenegro angelegt werden, auf welchen die zwischen den genannten beiden Ländern ausgetauschten Waren von türkischen Zöllen verschont bleiben sollen. Das sind die Hauptpunkte der serbischen Wünsche. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß dieses ganze Hoffnungsgebäude schon wegen des ersten Punktes niemals Aussicht auf Verwirklichung hat. Oesterreich würde unter keinen Umständen die örtliche Verbindung Serbiens und Montenegros und noch dazu auf Kosten der Türkei dulden. Eine solche Forderung würde die Balkankonferenz sprengen und den casus belli bilden.

— Auferstehung Christi. Gemälde von P. P. Rubens. Peter Paul Rubens, im Alter von 63 Jahren im Jahre 1640 zu Antwerpen verstorben, gilt als der bedeutendste Meister der flämischen Schule. Zumal auf dem Gebiete religiöser Kunst leistete er das Vorzüglichste: Meisterwerke auf diesem Gebiete sind die Kreuzesaufrichtung und die Kreuzabnahme im Antwerpener Dome, sowie das Altarbild in seiner Grabkapelle in der Jakobskirche zu Antwerpen. Auf dem Bilde „Auferstehung Christi“, Seite 117, ist die maßlose Bestürzung und die bleiche Kurzh der römischen Kriegsknechte während zum Ausdruck gebracht.

— Oesterreichische Wachsamkeit auf dem Balkan. Die von Rußland unterstützten Mächenschaften Serbiens und Montenegros haben dazu geführt, daß Oesterreich gegenüber den beiden Staaten ununterbrochen auf der Wacht sein muß. Unser Bild Seite 118 zeigt österreichische Offiziere des Grenzdorbons gegen Montenegro, der das zerklüftete Felsgebirge, das zum Lande der „schwarzen Berge“ führt, besetzt hält.

— Milowanowitsch, der serbische Minister des Aeußern, (s. das Bild S. 119) gilt als ein ungemein geschickter Diplomat, der es in dem Konflikt mit Oesterreich-Ungarn lange genug verstanden hat, der österreichischen Forderung nach einer klaren Stellungnahme Serbiens zur Annexion Bosniens immer wieder auszuweichen.



Zur Unterhaltung.



— Unter Nat. Sänger (singt): „Ein fahrender Sänger, von niemand gekannt . . .“ — Stimme (aus dem Publikum): „Na, dann machen Sie noch mehr Reklame!“

— Neuer Berg. Herr: „Wir haben dies Jahr den Pilatus bestiegen.“ — Kommerzienrat: „Und wir den Pontius.“

— Ein liebevoller Vater. Frau: Aber Mann, schamst du dich denn gar nicht, jeden Morgen erst um sechs Uhr nach Hause zu kommen? Was sollen denn bloß die Kinder von dir denken? — Mann: Ach, die laß doch ruhig bis sieben schlafen.

— Der Gezeichnete. Kassierer: Ich bitte um Erhöhung meines Gehaltes — Chef: Aber Ihnen scheint's doch sehr gut zu gehen. — Sie kriegen ja sogar eine rote Weinnael! — Kassierer: Eben deshalb, — ich habe jetzt ein besonderes Kennzeichen.

— Durchschau. Refrut: Herr Feldwebel, ich bitte um Urlaub für heute. Meine beiden Schwestern wollen mich besuchen. — Feldwebel: Was? Sie dienen erst sechs Wochen und haben schon zwei Schwestern?



Rätselecke.



Reisbild



Dort kommt ein Herr, er wird uns wohl den Weg zeigen

Wortspiel.

- | | |
|----------------|----------------------|
| a. | b. |
| 1. Werkzeug | — Kleidungsstück. |
| 2. Kirchenfest | — Blumen. |
| 3. Verwandie | — Teil des Gesichts. |
| 4. Ueberlicht | — Soldat. |
| 5. Baum | — Rückstand. |
| 6. Bauwerk | — alte Stadt. |

Es sind sechs Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Umtausch des Anfangsbuchstabens ein neues Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b einen Zeitabschnitt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Wort-Ratsele: Gründonnerstag.

Wort-Ratsele: Trommel, Fell; Trommelfell; Frommel, Tell.

Rebus: Invalidenheim.



Nr. 16.

Sonntag, 18. April.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

1.

Er sagte es nicht am folgenden Tage; er sprach wenig, und da erjann Gertrud eine List; sie brachte das matte Gespräch auf Musik und fragte den Gast, ob er gerne Musik höre.

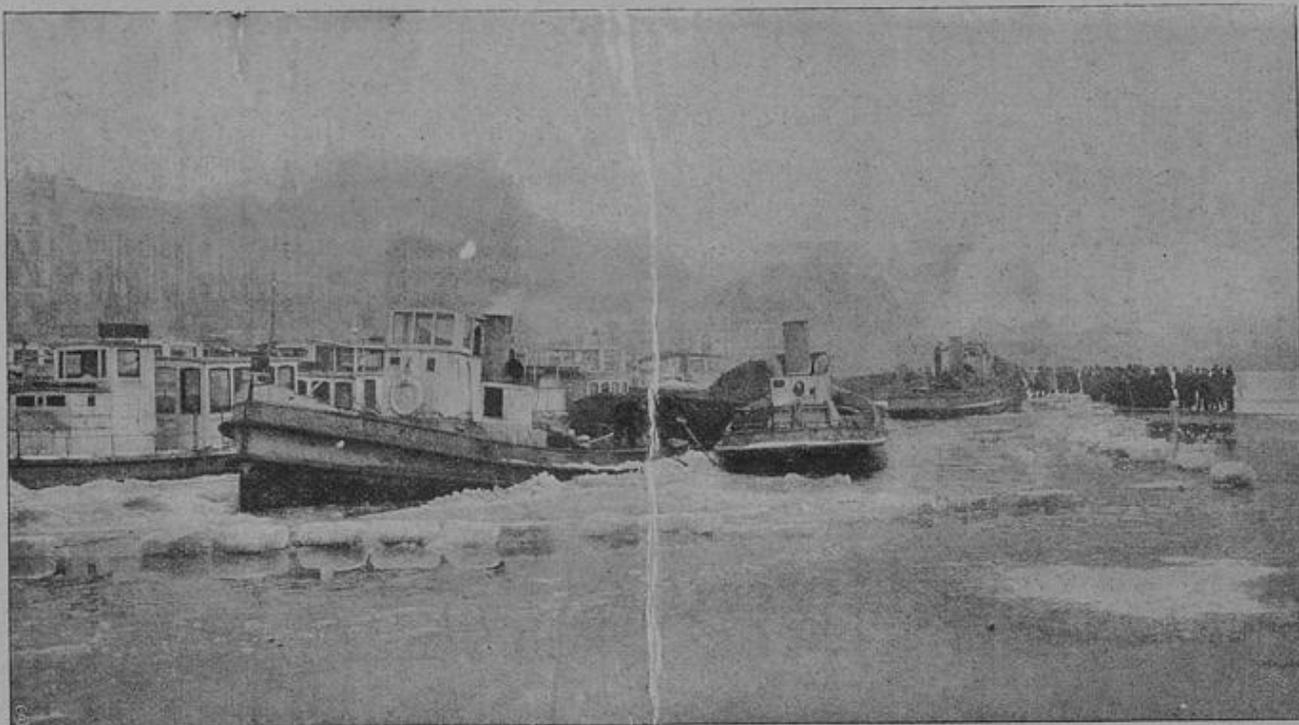
„Ach, er kenne fast ausschließlich Militärmusik.“ Und der Hausherr bat oder vielmehr befahl seiner Tochter, Chopins Trauermarsch zu spielen, das hörte man immer, wenn ein Offizier begraben wurde.

Gertrud gehorchte und außer dem Trauermarsch spielte sie noch andere Stücke, und nun war Mariaalvas an der Reihe, um atemlos zuzuhören; solches Singen konnte man ja nicht für Geld hören, nirgends auf der Welt.

An diesem Abende, als er nach Hause ging, wagte er es, lähn zu sein; er hielt ihr seine Hand hin, und ohne sich zu zieren, legte sie ihr liebes Händchen hinein. Wie er dieses drückte, vorsichtig, fast frauenhaft, um den Fingern, die so zaubern konnten, nicht wehe zu tun!

Herr van Benningen hatte keine besondere Sympathie für Soldaten; er kannte einige Offiziere im Klub, aber noch nie hatte einer derselben seine Schwelle überschritten, bis eines Tages — der Winter war schon halb zu Ende — der Sohn seines besten Freundes und Veters, der Leutnant Bergmans, in seine Heimatstadt, die eine kleine Garnison hatte, verlegt wurde.

Der junge Mann hatte natürlich freien Zugang zum Hause, wo er auch bald Mariaalvas kennen lernte; es war ein heißblütiger Jüngling, voller Begeisterung, der es nicht liebte, seine wahre Gestinnung und seine Charaktereigenschaften lange zu verbergen, und überhaupt lustig und lebensfrisch war und gerne das Leben genoss. Seine frische, gesunde Gesichtsfarbe und sein blondes Lockenhaar machten Hubert Bergmans zu einer sehr angenehmen, einnehmenden Erscheinung; seine fröhlich-aufgeregte Art, zu plaudern, seine Schwärmereien, heute für hübsche Mädchen, morgen für edle Rasse oder einen schönen Hund, dann wieder für ein interessantes Buch oder ein lustiges Musikstück muhten ältere Leute manchmal zum Lachen bringen, aber man konnte nicht lachen, ohne Sympathie zu fühlen für den offenerzigen, im Grunde genommen sehr braven Jüngling, der dem Leben so frisch und



Frühlingsanfang auf der Alster: Eisbrecher schaffen die Hamburger Alsterboote aus dem Winterquartier.

fröhlich entgegen sah. Leichtsinzig war er freilich auch ein wenig; Schulden verfolgten ihn überall, aber sein größter Feind war ein Glas Wein oder ein Cognac zu viel; das machte seine Zunge los und seinen Kopf wild, dann suchte er Streit, schimpfte wie ein Kobold und schien vollständig das Gegenteil dessen zu sein, was er in ruhigem Zustande war.

Hauptmann Marialbas fühlte sich vielleicht in derselben Weise zu seinem jugendlichen Bewunderer — denn das wurde Hubert bald — angezogen, wie er sich schon lange zu Gertrud hingezogen fühlte. Es kam ihm so sonderbar vor, in einer so lärmenden Art und Weise angebetet zu werden. Hubert schwärmte in ganz anderer Weise, als die stille Gertrud; er wußte sich unter seinen Kameraden aufmerksame Zuhörer zu verschaffen, indem er alle die Heldentaten von Hauptmann Marialbas erzählte; er machte sich zu seinem Adjutanten und war stolz darauf, daß er zu allen Stunden des Tages sein Zimmer betreten, mit ihm spazieren gehen und selbst mit ihm speisen konnte, wobei es Hubert in seiner Verehrung durchaus nicht unangenehm zu sein schien, daß sein Held und Freund, was ja übrigens auch selbstverständlich war, beider Rechnung bezahlte.

Der schwarze Hauptmann und sein Adjutant, so wurden sie beide genannt, aber doch jeder fühlte Ehrfurcht vor dem Mann, der so viel gelitten und gestritten hatte, aber sich doch nichts darauf einbildete, der, während andere in ihrem Verlangen nach Lebensbändern ihr Rückgrat durch fortwährendes Krümmen in Gefahr bringen, zu brechen, seine ehrlich verdienten Ehrenzeichen, ohne sich etwas darauf einzubilden, in den Schrank legte, und mancher, der über Bergmans lachte, beneidete ihn heimlich wegen des vertraulichen Fußes, auf dem er mit dem Fremden umging.

Gertrud konnte Hubert gut leiden, sie kannte ihn von Jugend auf, und es war ihr eine Gewohnheit geworden, ihm in ihrem sanften, freundlichen Tone Ratschläge zu erteilen, welche er ganz demüthig annahm. Sie war immer die erste, die es wissen mußte, wenn er wieder einen neuen Gegenstand hatte, den er mit seiner Verehrung beglücken wollte.

Mit Vergnügen sah sie, wie ihr Bündel — so nannte sie Hubert oft scherzend — sich dem Hauptmann angeschlossen; diese Bekanntschaft meinte sie, konnte nur günstig auf den allzu feurigen, unbesonnenen Jüngling wirken.

Doch, und das verärgerte Hubert, oft schien sie nicht im geringsten seine Sympathie für den verehrten Helden zu teilen.

„Aber bist du denn von Eis? Nein, Eis kann noch auftauen, aber ganz sicher von Stein, Gertrud, daß alle die furchtbaren Erzählungen des Hauptmanns nicht den geringsten Eindruck auf dich machen?“

Gertrud hielt den Kopf tief über ihre Handarbeit gebeugt, so daß, wenn Hubert auch viel scharfsichtiger gewesen wäre, er doch nicht das leichte Zucken um ihre Lippen oder das schelmische Funkeln in ihren Augen hätte sehen können.

„Ich schwärme nicht für solche schauerlichen Dinge. Vrr!“ antwortete sie.

„Weil du kein Gefühl hast und nicht weißt, was wirklich groß und erhaben ist, weil du persönlichen Mut nicht zu bewundern weißt, während du hier immer zwischen vier Wänden sitzt und keine anderen Heldentaten verrichtest, als mitunter eine Magd auszusuchen oder die Wäsche auf dem Speicher auszuwischen.“

„Das tue ich nie,“ lachte Gertrud. „Du kennst übrigens gut die Haushaltungsarbeiten.“

„Nun, es kommt nicht darauf an; es dreht sich doch nur um Strümpfe stricken, Handarbeiten machen, Blumen begießen, ein wenig auf dem Klavier klümpern; aber betrachte nur einmal einen solchen Mann! Was hat er nicht gesehen und was nicht erfahren! Man schaudert jedesmal, wenn man daran denkt, wie nahe er dem Tode gewesen ist. Aber ihr einfältigen Mädchen schätzt so einen dummen Gustav von Brauwer höher als einen Mann, wie den Hauptmann, allein weil seine Haut etwas dunkel und ein Haar nicht nach der neuesten Mode geschneitelt ist.“

„Oberflächliche Frauenwelt,“ beklammerte Gertrud schelmisch lächelnd.

„Ja, so seid ihr alle, wahre Verdienste werden verkannt; ihr Mädchen sitzt immer zu Hause, macht höchstens einen kleinen Spaziergang, macht Einkäufe und habt an jedem Menschen etwas auszuwickeln.“

„Aber, bester Junge, du willst doch nicht, daß ich als Kolonialsoldat in die indische Armee eintrete, um die Achi-nesen zu bekämpfen.“

„Aber wohl, daß du einen solchen Helden verehrt und nicht verächtlich die Nase vor ihm rümpfst.“

„Er ist groß und so schwarz, und er spricht fast nur über furchtbare Dinge; ich schaudere immer und ich halte mein Herz fest, daß er unsere Tassen bricht.“

„Du machst mich rasend, Gertrud, wenn du so dumm sprichst. Du willst nicht glauben, wie du in meiner Achtung sinkst, du, die du sonst so verständig und klug bist, die mir ellenlange Ermahnungen wegen meines Leichtsinnes geben kann, und nun gibst du selbst solch einen häßlichen Beweis von Leichtsinne. Kannst du denn nicht in den Kern der Sache eindringen und Hochachtung zeigen für seine Tapferkeit und seinen ritterlichen Sinn, für sein Mitleid gegen alles, was klein und schwach ist, seine unbestechliche Treue gegen König und Vaterland? Sagt das denn gar nichts zu deinem Herzen?“

„Ach, es ist viel Uebertreibung dabei,“ sprach Gertrud, so leise, als wäre sie bange, ihre eigene Stimme zu hören.

„Schäme dich was! Uebertreibung! Vielleicht ist der Hauptmann in deinen Augen gar ein Renommist! Natürlich, ich kenne ja die Frauen durch und durch und ich weiß ganz genau, wie töricht du es findest, daß er seine Ehrenzeichen in einem Schranke verbirgt und niemals seinen Ehrensäbel erwähnt, nun ja, ich würde es allerdings nicht tun.“

„Das glaube ich gerne!“ Dieses Wort wurde mit voller Ueberzeugung gesprochen.

„Aber wenn jemand darüber schweigen kann, dann finde ich das sicherlich schneidig, verstanden! Willst du es mir wohl glauben, daß ich es hier im Lande nicht mehr aushalte? Was hast du hier zu tun, dumme Rekruten drillen, Märsche durch die Heide machen, Billardspielen, Schwätzen, schönen Mädchen aus Vergnügen, häßlichen aus Langeweile den Hof machen, während man doch im Voraus weiß, daß der Roman halbwegs wegen der Geldfrage stecken bleiben muß, immer Papa auf der Tasche liegen, ewig dieses kleine Gehalt . . .“

„Welch eine ernste Lage und die wichtigste!“

„Während man da in Indien noch fühlen kann, daß man Soldat ist, — da ist noch was zu tun, da kann man sich doch noch auszeichnen im Kampfe mit diesen Madern von Achi-nesen . . .“

„So hat Marialbas sie nicht genannt, er spricht immer mit dem größten Lobe von ihrer Tapferkeit.“

„Nun ja, alle, die unsere Herrschaft, unsern bildenden Einfluß nicht anerkennen, taugen nicht, und ich lasse mich nach Indien verfeben, was sagst du dazu?“

„Nun, daß es deine Erfolge bei den Damen nicht beeinträchtigen wird, wenn du mit gebräuntem Gesichte und einigen Säbelhieben auf den Wangen nach Hause kommst.“

„Das sehe ich an dem Hauptmann. Wenn er ein Salonheld wäre, wie mit allem Respekt zu melden, dein zukünftiger Mann, Gustav von Brauwer, dann würde er ganz tolle Erfolge erringen, aber er macht keine süßen Komplimente, dazu ist er viel zu ernst; und weil er nicht schmeicheln kann, deshalb findet er keine Gnade vor den Damen, also marsch, abmarschirt!“

Hubert verließ das Zimmer, und seine Cousine konnte nicht umhin, seinen reichen Schatz an Menschenkenntnis gebührend zu bewundern.

6.

Gegenüber dem Hauptmann verleugnete Bergmans seine wenige Begeisterung für Gertrud -benjowenig. Er konnte nicht heucheln, was er in diesem Augenblick fühlte, stieg ihm nach der Kehle. Als er 16 Jahre alt war, hatte er eine sehr idyllische Schwärmerei gehabt und war toll verliebt geworden auf seine Cousine, die er in allerlei Hirtengedichten besang und verherrlichte. Gertrud hatte ihn unauhörlich mit seiner Uebertreibung geneckt, und so war er allmählich wieder vernünftig geworden. Jetzt erinnerte sich Hubert dieser verrückten Launen überhaupt nicht mehr, er hatte deren nach dieser Zeit so viele gehabt.

Seine Stimmung war nun eine höchst kriegerische; höchstens noch einer Amazone hätte er den Hof gemacht; aber vorläufig war ihm die begeisterte Schwärmerei für den Hauptmann mehr als genug.

Wenn dieser sehr vorsichtig und ägernd das Gespräch auf Gertrud brachte, dann antwortete er mit einer köstlichen Geringschätzung gegen dieses Kind, dieses Mädchen, das so einfältig wäre, eine echte holländische Haushälterin, nicht mehr und nichts weniger, und er ließ den Hauptmann von schwarzen Prinzessinnen auf Malakka oder Borneo erzählen. Diese zu sehen, zu lieben und zu entföhren, das war erst der Mühe wert. Der Hauptmann konnte deshalb wenig mit ihm über Gertrud sprechen, aber mit ihr sprach Hubert desto mehr über seinen „Selbenmut“.

„Es wird sie wohl langweilen,“ dachte er, „aber das ist mir gleichgültig,“ und der Oberflächliche merkte nicht, wie er es gerade so ausgezeichnet verstand, immer wieder das Gespräch auf den Hauptmann zu bringen, wie sie niemals müde wurde, ihn anzuhören, obgleich sie stets die größte Gleichgültigkeit vor ihm an den Tag legte, und immer Huberts Begeisterung anfeuernte, indem sie Del auf sein lodendes Feuer warf.

Der Frühling kam und die Whistpartien begannen immer später und später; der Hauptmann war für ein paar Tage verreist, er schien nun wieder ganz gesund zu sein; sein Gang war kriegerisch und elastisch wie früher geworden. Schon sprach er davon, so erzählte wenigstens Hubert beim Essen, im Herbst wieder nach Ostindien zurückzulehren. Hubert wollte dann seine Eltern um ihre Zustimmung bitten, um mit ihm nach Indien gehen zu dürfen. Weiter kam er nicht, denn Gertruds Geschichte Hinger ließen plötzlich die Saucenschüssel los, und man begreift leicht, welche gewaltige Störung solch ein wichtiger Vorfall in einer heftigen Haushaltung, bei einem stillen Mittagessen hervorbringt.

Den ganzen Abend war Gertrud zerstreut, und Hubert neckte sie mit ihrer Ungeschicklichkeit, die sie so tief zu betrauern schien; voll boshafter Neugierde fragte er sie nach dem Zustande ihres Kleides, des Teppichs und des Tischtuches.

Sie antwortete lachend und zerstreut und als sie am folgenden Morgen an den Frühstückstisch kam, fiel es ihrem Vater auf, daß sie bleich aussah und blaue Ringe um die Augen hatte, als ob sie nicht geschlafen hätte.

„Es war plump von dir, diese Saucenschüssel fallen zu lassen, aber nimm es dir nur nicht so zu Herzen; wir müssen dieses Jahr doch einen neuen Teppich haben.“ So tröstete er sie.

Gertrud blieb aber immer matt und gleichgültig, aber gegen die Mittagszeit, als sie zufällig zum Fenster hinausschaute, kam Hubert vorbei, tiefe wie gewöhnlich auf die Fensterreihe und rief ihr zu:

„Der Hauptmann kommt; ich habe ein Telegramm von ihm erhalten und gehe ihn am Bahnhof abholen.“

Ihr Vater, der den Lärm hörte, fragte, was eigentlich los wäre; Gertrud wandte sich um, und es lag mehr Blut in ihrem Auge, mehr Farbe auf ihrer Wange, als sie ihm die Worte ihres Vaters mitteilte.

„Nun, Marialdas wird heute abend nicht mehr ankommen; er würde es schlecht treffen, denn ich muß zu Sparfenheim, der heute Geburtstag hat und uns auf seinem Zimmer erwartet.“

Als ihr Vater das Haus verlassen hatte, setzte sich Gertrud an das Klavier und phantasierte; es war noch hell, das hintere Fenster gab auf den Garten Aussicht, wo die Frühlingssonne das Gras, die Krokus und die Hyazinthen mit ihren schrägen leichten Strahlen rötlich färbte. Gertrud hatte es nicht geöffnet, weil sie nicht gerne bei offenem Fenster spielte.

Plötzlich hielt sie ein, sie hörte draußen ein Geräusch und sah durch den Vorhang, daß der Hauptmann in dem Nebenzimmer, still und aufmerksam zuhörend, an dem Schornsteinmantel lehnte.

„Ach, was haben Sie mich erschreckt,“ sagte sie, plötzlich aufstehend und heftig erröthend.

„O, ich möchte Sie nicht stören,“ sagte er leise.

„Papa ist nicht zu Hause,“ sprach sie verwirrt, „ich wußte nicht, ich dachte nicht, daß Sie so bald zurückkehren würden.“

Er antwortete nichts, stellte sich ans Fenster und schaute hinaus; er bat sie nicht, im Klavierspielen fortzufahren, und sie war so über ihre eigene Haltung verlegen, daß sie nichts Besseres zu tun wußte, als sich an das Klavier zu lehnen und hinter ihrem Rücken ein paar Taster anzuschlagen.

Eine peinliche Stille herrschte zwischen beiden.

„Aber nehmen Sie doch bitte Platz!“ sagte Gertrud, die plötzlich — sie begriff nicht, warum — eine tiefe Wehmut in ihrer Seele fühlte, welche nicht im mindesten mit seinen einfachen Worten in Verbindung stand.

„O, ich will Sie nicht aufhalten!“

Vielleicht dachte er wohl, daß es viel leichter und bequemer wäre, allein vor einem feindlichen Walle zu stehen, als neben einem lieben, holländischen Mädchen, mit dem man kein Gespräch anzuknüpfen weiß.

Doch entferte er sich nicht, noch machte er Anstalten dazu; er fragte nur: „Bleibt Ihr Vater den ganzen Abend weg?“

„Ja, das kommt bei ihm höchstens drei- oder viermal vor.“

Wieder Stille.

„Es ist nicht zum Aushalten,“ dachte Gertrud, „narrisches Mädchen, das ich bin, ich würde laut aufweinen, wenn ich

mich nicht bezwänge,“ und laut sagte sie mehr oder weniger zögernd:

„Ich bin Ihnen noch viel Dank schuldig für die schöne Art und Weise, in der Sie uns die Winterabende verkürzt haben mit Ihren interessanten Erzählungen.“

„Aber wie können die eine Dame fesseln?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

„O, kein Buch hat mich je mehr gefesselt,“ erklärte sie jetzt mit mehr Feuer; „ich hätte sogar fast den Wunsch gehabt, keine Frau zu sein, um solche Dinge erleben zu können, und ich kann mir gut vorstellen, daß Hubert es hier nicht mehr aushält und Ihnen nach Indien folgen will.“

„Ich hätte niemals gedacht,“ erwiderte er, „daß Sie solche Abenteuer erleben möchten.“

„Und ich auch nicht, ehe ich Sie hörte. Ich wünschte, sie nicht gehört zu haben und doch . . .“

„So eingebildet bin ich nicht, daß ich diesen Ihren Wunsch meiner mangelhaften Erzählungsweise zuschreibe. Es ist allein ihr Inhalt, der Sie weinen gemacht hat.“

„Meinen Sie?“ fragte sie mit niedergeschlagenen Augen und fast unhörbar, „meinen Sie das wirklich?“

„Das Gegenteil würde ich zu vermessen nennen.“

„Nun denn,“ sprach sie, „erzählen Sie denn einem anderen alles und lehren Sie ihn, die Dinge so schildern, wie Sie es taten, und er wird, wenn er diese verlangt, meiner . . . Bewunderung sicher sein.“

„Ihrer Bewunderung . . . und nichts mehr?“

Da flog das Fenster, das schlecht verschlossen schien, plötzlich durch einen unermuteten Windstoß auf, und die milde, herrliche Frühlingsluft strömte ins Zimmer; oder richtiger, es war der Frühling selbst mit seinen vom Südwinde getragenen Blumendüften, seinen rosenfarbenen Sonnenstrahlen, seinem lieblichen Vogelgesang.

Sie sah mit einem unbeschreiblichen Blick zu ihm auf.

„Sie haben so viele Gefahren bestanden,“ sprach sie.

„Und Sie haben darum geweint?, o, ich bin Ihnen so dankbar!“

Und ihr feines weißes Händchen lag in seiner braunen Hand, und ihr blondes Köpfchen ruhte an seiner mächtigen, breiten Brust, noch ehe sie es selbst wußten.

„Gehen Sie nun!“ sagte sie fast unmittelbar danach. „Gehen Sie nun!“

„Ich lasse dich nicht mehr los,“ flüsterte er, sich zu ihr niederbeugend und sie mit seinem starken Arm behutsam umfassend, wie einen zerbrechlichen, reinen Schatz, den er durch jede raube Berührung zu brechen oder zu besudeln fürchtete.

„Und nun bist du die meinige!“

„Für Zeit und Ewigkeit,“ antwortete sie, „du hast mich gewonnen durch deinen Mut, durch deine Leiden; alles werde ich mit dir teilen, aber laß mich nun allein; ich muß nachdenken, denn es gibt noch so viel, das unserer Vereinigung im Wege steht.“

„Dein Vater, der mich als Freund lieb hatte, wird er mich nicht als Schwiegerohn wollen?“

Zwei Tränen rollten über ihre Wangen.

„Wir müssen schweigen . . . vorläufig; dann launst du täglich zurückkommen, wir werden einander sehen und sprechen wie früher, und doch so ganz anders.“

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieferh.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Die Zeit war schon gekommen, da Winter und Frühling um die Herrschaft kämpfen, und die Sachlage auf Marienwalde hatte sich noch nicht wesentlich verändert.

Der Besitzer wurde immer stiller und einsamer; der Zorn gegen von Echt, den Urheber seiner Sorgen und Kümmernisse, schien verrückt zu sein. Stundenlang konnte von Volmer vor sich hindämmern und grübeln. Dann starrte er auf einen Punkt der Wand, als wollte er diese durchbohren, und ein unheimliches Feuer fladerte sekundenlang in den eingesenkten Augen auf, um jäh zu erlöschen. Manchmal lichterete der Bräutende in sich hinein.

Das war gewöhnlich das Ende seines trübseligen Hindämmerns. Danach ging von Volmer fast stets hinaus und sah nach den Arbeiten, die jetzt, da der Frühling nahte, ihren Anfang nahmen. Viel kümmerte sich der Herr allerdings nicht um die Wirtschaft.



Leutnant Chadleton.

„Ich weiß net“, sagte Neres häufig, „der Här hat sene rechte Appetit mehr am Schaffen, et is ihm rein alles egal, er tut, als jäh er nix mehr!“ Der Alte schob die Pfeife in die andere Mundseite und stieß eine Wolke blauen Rauch in die reine, herbe Frühlingsluft, daß die dralle Trine meinte, so was brächte der große Dien an Rauch nicht herauß, wenn der Wind roerisch*) stände und der Dien weder angehen noch brennen wolke.

So hatte denn Neres wieder einmal das Regiment, und er lebte wie neu auf, so rauh konnte er mit seinem steifen „Barrenmeter“ herumtiefeln: Er war in seinem Element.

Auch heute „böht“ — so sagte der Major — von Volmer wieder, und seine Gattin sieht ihn an mit müdem Blick. Ihr Gatte gefällt ihr auch nicht mehr recht, und immer schwerer wird ihr das Herz von bangen Ahnungen. Sie hätte lieber gesehen, wenn der Herr getobt und gewettert hätte, wie das seine Art war, wenn der Karrea einmal schief lief. Das Wesen, das Gisbert jetzt zeigte, machte ihr Angst. „Man soll den Teufel nicht auf dem Herzen bersten lassen!“ hatte ihr Bruder noch vor einigen Tagen gesagt. Und das schien ihr Mann zu tun.

„Gisbert, nun sitzt du schon eine Stunde da und siehst den Brief an, den der Justizrat sandte, und er ist noch immer ungelesen.“ Der Brütende sah kaum auf.

„Immer nur Vertröstungen.“ kam es dumpf herauß, „louter juristische Klunkereien, die mir keinen Pfennig Geld bringen, dem Blutegel den Mund zu stopfen, den ich mir an mein liebes Marienwalde lepte.“

„Daß doch die Hoffnung nicht ganz fahren, lieber Mann, reike doch endlich das Schlingkraut der Mutlosigkeit einmal aus dem Herzen; es werden auch die böien Zeiten vorübergehen und bessere kommen. Du machst es dir zu schwer.“

„Bessere Zeiten! . . . Jawohl! . . . die kommen, wenn mir das Erbe meiner Väter nicht mehr achöri!“

„Denke doch nicht immer an das Schlimmste; wean das Unglück schnell gekommen, unerwartet schnell, warum soll denn nicht das Glück mal über Nacht kommen.“ Frau von Volmer glaubte wohl selbst kaum, was sie sagte, sie wollte ihren Gatten nicht ganz der Verzweiflung anheimfallen lassen.

Dieser erwiderte mit trostloser Ruhe: „Unglück reitet schnell, mit Eile heran und geht weg, langsam, mit Schneidenschritten, um dem noch langsameren Glück den Weg frei zu machen. — Und dann ist es zu spät, wenn Marienwalde zu Sophienhall oder — einem Auben gehört.“ Von Volmer studierte wieder die Tapetenmuster.

„Soll ich den Brief lesen? vielleicht bringt er doch etwas Gutes, aeleien muß er doch werden.“

„Tu es, Christa, ich glaube an nichts Gutes mehr.“ Langsam, wie eine, die auch nicht recht an gute Nachrichten glaubt, öffnete Frau von Volmer den Umschlag und begann zu lesen. Blöcklich warf sie den Bogen hin, umschlang den einsamen Gatten und dieser fühlte, daß etwas Rasses auf seine Hand tropfte.

Da erwachte dieser mit einem Male; denn nur Tränen

*) nach der Roer hin.

seiner Frau oder auch seines Kindes konnten ihn für kurze Zeit aufrütteln.

„Christa! Christa!“

Er drängte seine Frau von sich, um deren Gesicht zu sehen.

„Siehst du endlich eine Nachricht, die Hoffnung macht?“

„Wirklich!“

Von Volmer sprang auf. Er hätte eine neue Täuschung nicht mehr ertragen. Gattin überflog er die Blätter, und sein Gesicht färbte sich lebhafter: Es blieb ihm nun schließlich doch sein Eigentum, wenn auch nicht unge schmälert.

„Was doch die Juristen nicht alles finden!“ war sein erstes Wort.

„Und wir verdanken die Möglichkeit, dem Verluste des Gutes zu entrinnen nur der ahnenden Sorge meines sterbenden Vaters. Wie gut ist es, daß er dich damals hat, den Wald auf unser Kind und mich zu übertragen.“

Während von Volmer auf- und abging, und den Brief wieder und wieder las, schickte seine Gattin ein stilles Gebet zum Himmel und die Tränen, die ihr über die schmal gewordenen Wangen persten, galten dem Andenken ihres guten Vaters.

Mit der Nachricht, die Roerhall gefandt hatte, hatte es die Bewandnis: Von Echt hatte wirklich ein Loch in dem Sacke gelassen. Zwar hatte er alle Schuldverreibungen von Volmers heimlich gefaut, die er nicht selbst besaß. Der alte Eichfeld hatte sie beissen, er starb leider plötzlich, und von seinem würdigen Erben, einem Mitgliede des Klubs, hatte Echt die Papiere erworben.

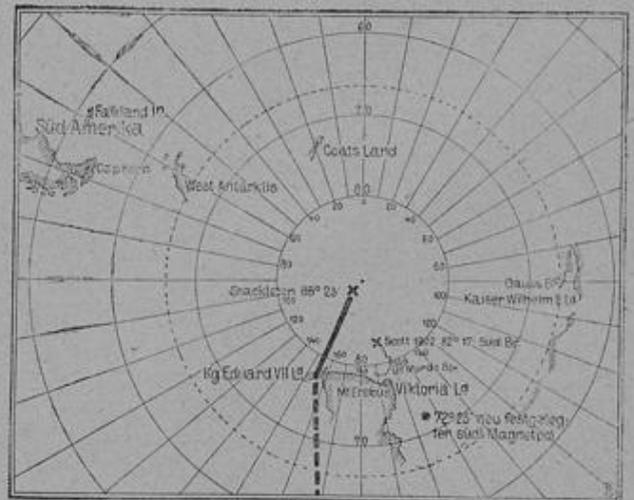
Aber die Hypotheken lasteten nur auf dem gesamten persönlichen Eigentum des Herrn von Volmer. Der Nichtenwald gehörte mithin nicht in die Masse, weil er auf Gattin und Kind verchieden war. Nur eine geringe Summe vom Vater her stand auf dem Walde. Von Volmer hatte alles nur für leere Form gehalten und behandelt; denn es war ja nur geschehen, um den Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen.

Frau von Volmer hatte andere Gedanken. Sage nur keiner, daß nicht Menschen, besonders die, welche dem Grabe nahe sind, keine Ahnungen haben können. Noch brechenden Auges sorgte sie für das Wohlergehen der Ahrigen. Wenn auch unbewußt, sind sie ein Werkzeug Gottes, um dessen Tugungen zu verwirklichen.

Durch die Umstände hatte der Gutsherr mehr Bewegungsfreiheit bekommen. Der Justizrat legte ihm nahe, den Waldbestand zum vollständigen Abholzen zu verkaufen, reiß war er ja dazu. Das trug sicher ein Drittel der gesamten Schuldsomme ein; denn die Direktion der nahen Nohsenbergwerke suchte gute, kräftige Nichtenstämme als Grubenholz für neue Schächte und Stollen.

Den Rest der Summe dachte Roerhall dann zu bekommen als Anleihe auf das ganze Besitztum, den Waldboden eingerechnet.

Um Zeit zu gewinnen und gleichzeitig auf von Echt einen Druck auszuüben, wollte der Justizrat den Tauschvertrag mit dem Ringoien gegen das Gelände rechts von den Wiesen anfechten, weil der Akt den Satz enthalte: „Unter Anrechnung des durch projektierten Bahnbau bedingten höheren Wertes.“



Uebersichtskarte über die Südpolarexpedition des englischen Leutnants Chadleton.

Daß diese Bahn das Gelände niemals berühren konnte, mußte von Eckt gewußt haben. Von Volmer hatte es damals nicht beachtet, weil er einen Mann mit redlichen Absichten vor sich zu haben glaubte.

Und nur, weil er einsah, daß sein Gutsnachbar hinterlistig und falsch gehandelt hatte und noch handelte, entschloß er sich, dem Justizrat in seinem Sinne Vollmacht und Auftrag zu geben, wenn es auch seinem übertriebenen Rechtsgefühlsgefühl widerstrebte und er im Herzen alles als juristische Drehereien bezeichnete.

Es litt nun den Gutsheeren nicht mehr lange drinnen, er mußte hinaus auf seine Felder und in seinen Wald.

Ja! sein Wald, sein Wald war es wieder. Als ob ihm alles neu geschenkt worden wäre, so kam es ihm vor; denn seine Gedanken hatten bis jetzt nur der Möglichkeit gegolten, sein Besitztum zu verlieren. An eine andere Lösung hatte er in seiner Kurzsichtigkeit nie gedacht. Und nun freute es ihn doppelt.

Kaum hatte seine Frau ihm in den Mantel geholfen, so hatte er schon die Türklinke in die Hände. Er gab seiner Frau einen Kuß, was er früher immer getan, seit Wochen aber vergessen hatte.

Frau von Volmer begab sich dann zu Cezi-Liese, bei welcher die Enkel des Majors waren. Gestern hatte von Langst sie für einige Wochen gebracht, weil er sagte: „Die Cezi-Liese veranert und verkümmert, wenn ich ihr nicht ein bißchen frisches und junges Leben verschaffe; denn das gehört zum Gelingen.“

Die Schneeglöckchen, welche die Kinder mitbrachten, setzte Cezi-Liese gleich vor Hans Karls Bild. Kurt, der ihr zuhau, hatte gefragt: „Warum setzt du denn die Schneeglöckchen dahin?“

Da stieß ihn Thea mit dem Ellenbogen an: „Dummer Kerl, das wird ja Tantchens Mann, wenn er von Amerika kommt.“

Cezi-Liese hatte dann das Mädchen herzlich geküßt, um ihre Nührung und Bewegung zu verbergen.

Auf der Treppe stürmten Frau von Volmer die beiden Wildbänge entgegen wie die Sausewinde.

„Großtante! wir gehen zum alten Neres,“ sagte Thea, „Reischen holen für Tantchen, der hat ja schon welche im Kasten am Fenster.“ „Und ich hol mir einen Nagel für mein Pferd, dem hält der Schwanz nicht mehr,“ sprudelte Kurt hervor. Die Frau lächelte in sich.

Bis die beiden wieder oben waren, hatte sie Zeit, die Wendung der Dinge ihrem Kinde mitzuteilen.

Naturreich atmete von Volmer die reine, herbe Frühlingsluft ein. Wie ihm der Blick auf die grünen Saattfelder wohlthat. Nur hier und da hing noch an einem samenlosen Abhange ein Fegen des weißen Mantels, den der Winter auf seiner eiligen Flucht in die Berge der Schneeeifel hängen



Erzherzog Franz Ferdinand,
der österreichisch-ungarische Thronfolger.

ließ, als Prinz Lenz ihn endlich nach langem Ringen besiegte.

Das Regiment des Winters hatte in diesem Jahre auch lange genug gedauert, und der altersgraue, lange Bart flatterte noch vor zwei Tagen, als der fliehende Winter sich nach seinem Verfolger drohend um'sich, in Gestalt lustiger Schneeflocken über die Felder. Aber heute morgen hatte sein letzter Hauch als Nebel im Tale gelagert.

Jetzt schien die Frühlingssonne schon warm. Lerchen trillerten, und geschwähige Staare flogen weg, als von Volmer dem Ackerfelde zuschritt, welches der Meisterknecht gerade umpflügte.

Rast liebevoll sah der Gutsheer auf die blanke Pflugackar, welche das dunkle Erdreich ausloderte; er begrub einen Teil seiner Sorgen unter den leicht umschlagenden Erdschollen, und mit wahren Behagen sog er den frischen Geruch der Ackerkrume ein, der dem umpflügten Boden reichlich entströmte.

Es war sein Boden und blieb es hoffentlich nun auch!

Und als der Herr von Marienwalde weiter schritt am Fichtenwalde vorbei, da rauschten ihm die dunkelgrünen Kronen Hoffnung zu. Das Piepen zweier lustiger Haidemäuschen klang seinem Ohre annehm und heimlich, weil die Tierchen sich — in seinem Walde vergnügten. Von Volmer besah sich die blanken Stämme in ihrem fahlen, rotbraunen Rindenleide.

Sein Herz wurde doch wehmütig wie das Napoleons, der seine Garde musterte, die ihm zwar helfen sollte, aber — geopfert wurde.

Zu denselben Stämmen und zu denselben dunklen Kronen sah die Eve hin, welche am Fenster des Vorhauses stand und den Atemzügen des heimlich Geliebten lauschte. Sie war nicht traurig und auch nicht fröhlich, aber in der letzten Zeit mit ihrem Herzen und sich selbst nicht ganz einig.

von Dirling hatte alles gut überstanden; die Kugel war glücklich entfernt worden; es brauchten nur noch größere Kräfte zu kommen, der Leutnant ging und sie — blieb allein!

Was auch anders!
Törichtes Mädchenherz mit den fliegenden Gedanken und Blüten.

— Ein adeliger Leutnant vom alten Stamm und sie — die Enkelin der Hede Kei!

Etwas, was Eve nicht ganz begriff, mochte in ihr, und sie selbst an der Unterlippe, bis ihr die Tränen in die Augen stiegen.

„Kränlein Eve!“

Rast erschrocken wandte diese sich um und vergaß die Tränen wegzuwischen, die ihr auf die



Die Sitzung der Snypschtina, der serbischen Volksvertretung, in der die Mittel für die Kriegsbereitschaft bewilligt wurden.

Wangen gerollt waren. Da sahen sie die blauen Augen des Leutnants an mit demselben Blicke, der ihr schon öfters tief ins Herz gegangen war.

„Fräulein Ewe! setzen Sie sich ein wenig zu mir!“

Das Mädchen tat es, und sie fühlte, wie ihr das Herz bis zum Halse schlug. Nun würde es kommen: Er spricht seinen Dank aus, und — nein! sie durfte, sie wollte nichts denken, sonst konnten wieder Tränen kommen.

Und er sollte doch nichts merken.

Törichtes Herz mit seinem Hoffen und Weiden! Weiden und Hoffen!

„Haben Sie schon einmal eine Heide gesehen?“ Von Dirking fragte so leise und sanft, als sei er nicht der Gepflegte, sondern das Mädchen.

„Eine Heide? Nein! aber auf dem Wagenberge wächst Heidekraut.“

„Darf ich Ihnen denn von der weiten, weiten Heide erzählen?“

„Aber sie dürfen sich ja noch nicht anstrengen.“

„Das ist keine Anstrengung, ich schließe die Augen und träume ein wenig, ganz leise.“

Da nickte Ewe nur.

„Aber Sie müssen mir Ihre Hand geben, dann träumt es sich besser.“

Ewe gehorchte wie ein Kind und fühlte, daß trotz aller Beherrschung ihre Hand in der des jungen Mannes erzitterte, und doch durchrieselte es sie mit tausend Wonne. Von Dirking ließ seine Lider sinken und begann.

Und es klang Ewe wie ein Lied der Liebe, er sagte es ja zu ihr; ihr erzählte er die tausend kleinen Wunder der Heide, die seine Heimat war. Es war der Lauchenden, als ob der würzige Duft der Heide sie leise umwehte, und sie sah ihn als Anaben in dem blühenden Kraute liegen, und sie lag neben ihm als sein Schwesterchen. Als sein Schwesterchen?

Nein! als sein — Heideprinzchen!

Und um sie war ihr Hoffstaar. Da zirpten die Heidegrillen ihr einfaches Lied; mehrfarbig schillernde Eidechsen schlüpfen geräuschlos durch das vielfach verschlungene Gewebe des Wurzelteppichs. Hoch über ihnen eilten die dunklen Wolkswagen mit den weißen Vorpannrossen, während farbenprächtige Käfer und kleine Bläulinge die bedienenden Esen ihres Phantasiereiches wurden.

Ewe träumte sich ganz glücklich und hatte nicht gemerkt, daß von Dirking längst nicht mehr erzählte; es eohote ja in ihr weiter, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen von Sehnsucht nach solchem stillen Heideglück — mit ihm.

von Dirking schaute sie schon eine Weile an, und als sie endlich auffah, mit den tränenverschleierte dunklen Augen seinen begegnete, zog er das Mädchen an sich.

Und Ewe folgte wortlos, vernahm seine weiche, flüsternde Stimme:

„So sieht die Heide aus, wie dein Auge so tief; nur müssen die Nebel weg, die den dunklen Glanz verschleiern, darf ich ihn weglüssen?“ Und er küßte ihr die Tränen von den dunklen Augen.

Ewe ließ es geschehen und erwiderte heiß und innig den Kuß, den er ihr auf die Lippen drückte. Dann sahen sie sich glücklich an.

„Meine liebe, herzige Braut, nun bist du mein, mein!“

Erst als von Dirking sie so nannte, war Ewe sich ganz bewußt, was geschehen war und wurde ernst und still.

Plötzlich fing sie an, herzzerbrechend zu schluchzen, und es tropfte durch die Finger — sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen — so gewaltig lösten sich ihre Tränen.

von Dirking wartete, bis sie ruhiger wurde und die Hände trostlos sinken ließ; denn er durfte sich ja noch nicht stark bewegen, weil die Wunde kaum vernarbt war. Wie gerne hätte er das inniggeliebte Wesen an sich gerissen und umschlossen, um es nie, nie wieder von sich gehen zu lassen.

„Was ist dir denn, geliebtes Mädchen, ich habe dich ja so lieb!“ Bittend fragte von Dirking es und suchte Ewes Hand zu fassen.

„Es kann ja nicht sein!“ Wie ein Hauch kam es hervor, um den Mund suchte es wieder, und die Augen hatten den traurigen Ausdruck.

„Was kann denn nicht sein, Ewe?“

„Daß wir uns angehören!“

„Warum denn nicht, mein Herz, hast du mich denn nicht lieb?“ Eigentümlich weich, zitternd klang des Mannes



Gch. Hofrat Dr. Rudolf v. Gottschall †,
der bekannte Dichter und Kritiker.

Stimme. „Es hat mich ja gesund und glücklich gemacht das Bewußtsein, daß es Liebe war, die mich pflegte. Sage mir, daß du mich liebst, sage es!“ flehte er, „und ich bin — glücklich.“

Erwartungsvoll und bange hing sein Blick an ihrem Munde, als wollte er dadurch den Worten eine glückliche Gestaltung geben.

Da schaute Ewe den Bittenden an, und durch den Schleier der Tränen drangen Strahlen der heißesten Liebe, wie sie nur ein reines, unverdorbenes Herz hat und geben kann. Und fest klang Ewes Stimme:

„Ja! ich liebe dich vom ersten Augenblicke an, da ich dich sah, aber ich darf es ja nicht; denn ich bin ein armes Kind des Volkes.“

„Und du, ein hochgeborener Edler alten Stammes, willst du saagen,“ unterbrach er sie, „was hindert das denn unsere Liebe?“

„Man wird mich in deiner Familie nicht haben wollen.“

„Ach habe ja keinen, der dich nicht dulden wollte.“ Es spielte ein kleiner Schall um von Dirking's Mund, als er dies sagte.

Da wurden Ewes Augen ganz groß, es schoß heiß in ihr Herz und strömte warm in ihre Wangen.

„Und du willst mich haben?“

„Ja, muß ich dir das noch einmal sagen, ungläubiges Mädchen.“

Es aab für kurze Zeit nur zwei Lippenpaare zum Küssen und Augen, die einander ansahen in Liebesglück.

Freilich mußten die Liebenden noch warten, bis sie sich in den Armen liegen konnten; denn noch durfte von Dirking sich nicht aufrichten.

Aber mit welcher Sorgfalt schob Ewe die Hand unter das Haupt des geliebten Mannes, das sie zärtlich ein wenig zu sich aufrichtete, dann rückte sie ihm das Kissen zurecht, küßte ihn noch einmal und bat: „Nun schließe die Augen und ruhe.“ Damit legte sie ihre Hand weich über seine Augen.

„Wenn meine Braut befiehlt, muß ich wohl gehorchen!“ Von Dirking sagte es scherzend und schloß die Augen. Tatsächlich spürte er keine Spur von Müdigkeit, und wenn er gehorchte, tat er es nur, weil er so besser und tiefer sein Glück empfinden und davon — träumen konnte.

Da trat Frau von Bracht ein und wollte wieder gehen, als sie das Paar sah, aber schon war Ewe bei ihr und hing ihr am Halse.

„Mutter Bracht!“ Jauchzend, glückverhellen war der Ton der Stimme.

Noch schnell löste sie die Arme vom Halse der erstarrten Frau, trat einen Schritt zurück und stammelte verlegen die Worte hervor:

„Verzeihen Sie mir, Frau von Bracht, . . . ich . . . verzeihe mich, aber . . . ich bin so . . . glücklich und habe keinen, dem ich mein Glück mitteilen kann . . . Er liebt mich ja, ich . . . bin seine Braut . . . und keiner ist, der mich . . . segnet.“

Dieses ging der guten Frau tief in die Seele; sie verstand die unausgesprochene Bitte, und warm wallte es in ihrem Herzen auf.

Schweigend führte sie die Enkelin ihrer bis zum Tode treuen Fei zu dem Lager von Dirking's und sprach: „So leid denn glücklich!“

Und indem sie die Hand auf den Scheitel legte, fuhr sie fort: „Dich segne Gott, Ewe, sei treu, wie deine Großmutter und das Glück soll dir nicht fehlen.“ Dann küßte sie das Entelkind ihrer einstigen Dienerin auf die Stirne.

In den Augen des Leutnants schimmerte es feucht; sein Glück und die rührende Szene stimmten ihn so; aber er dachte auch an eine, deren Segen ihm jetzt fehlte.

Frau von Bracht ging hinaus und ließ die Liebenden allein. Nach einigen Minuten kam sie jedoch wieder, stellte einen prächtigen Blumentorb auf das Tischchen und legte — einen Brief dabei.

„Wußten Sie denn, Frau von Bracht, daß wir uns gerade heut verloben wollten?“

„Das gerade nicht, das Geschenk ist auch nicht von mir, ein Bursche brachte den Korb soeben. Hier ist die Widmung.“

„Unserm lieben von Dirking! Gewidmet von seinen Regimentkameraden zum Namenstage.“ So las der junge Offizier.

„Das ist ein Werk des guten Vanden; ich hätte es eigentlich an dem getrockneten Heidekraut merken können, das zwischen den frischen Blüten steht; denn er kennt meine Vorliebe dafür, weil er auch ein Kind der Heide ist. . . . Ist denn schon wirklich der 27. März?“

Dann wandte er sein fröhliches Gesicht seiner Ewe zu und fuhr in nedendem Tone fort:

„Und meine Braut vergißt meinen Namenstag!“

„O nein, mein Liebster, ich habe mich selbst dir ja heute gegeben, ist das noch nicht genug?“

Sein Blick sagte ihr, daß es genug sein.

„Und ich allein stehe nur mit leeren Händen da,“ sagte Frau von Bracht. Doch schnell ergriff sie den Brief und reichte ihn dem Namenstagskinde und Bräutigam.

„Möge das mein Glückwink sein!“

Dabei huldete etwas über ihr Gesicht, und mit verständnisinnigem Blick nickte sie dem Leutnant zu.

Der erbrach mit zitternder Hand den Brief und glücklicher konnte kein Mensch aussehen, wie er, als er denselben Ewe reichte.

Die las: „Mein lieber, einziger Sohn!“ Dann erblickte sie.

„Nies weiter, mein Lieb!“ sagte von Dirking, als sie das Blatt wollte sinken lassen. Ewe gehorchte und las weiter.

„Ich danke Gott, der dir das Leben erhielt und segne zugleich das Mädchen, dem ich nächst Gott meinen Sohn verdanke. Mit Freuden lüge ich: Bring sie mir als Tochter, wenn du ihr Herz besitzt. Ich bin ja selbst einmal ein armes Mädchen gewesen. Und der Name macht nicht adelig, sondern die Genügnung, das Herz.“

Seine alte Mutter lehnt sich darnach, die Hand segnend auf eure Häupter zu legen, und dann hoffe ich bald nicht mehr einsam zu sein, sondern mit dem Sohne ein Töchterchen zu haben.“

Weiter las Ewe nicht.

„Du hast noch eine Mutter!“ juchzte sie auf. „Wie will ich die lieb haben, und wie werden wir glücklich werden. Aber warum hast du mir das nicht eher gesagt, du Böser!“

„Weil du Furcht hattest vor meiner Familie, die ist hoffentlich jetzt ganz verflogen, geht, Lieb!“

„Nal aber . . . woher warst du denn deiner Sache so ganz gewiß, daß du schon deiner Mutter schrieibst?“

„Weil ich dich liebte, und deine Liebe längt an mir erfahren hatte. Doch ich habe nicht geschrieben, da bedanke dich bei unserer lieben Frau von Bracht!“

Ein dankbarer Blick leuchtete aus Ewes dunklen, seetiefen Augen zu der Frau auf, und sie versuchte deren Hand zu küssen.

Diese wehrte jedoch.

„Mein, mein Kind, so nicht. Eine junge Braut hat eine Mutter nötig, und die will ich dir, solange du keine andere hast, ersetzen. Drum küsse mich nur auf die Wange und deinen Bräutigam auf — den Mund.“

Dann ließ Frau von Bracht die Liebenden allein.

Ober vor dem Bilde ihres Sohnes stand sie, welches Cezi-Liebe ihr gegeben hatte, mit Tränen der Sehnsucht im Auge. Und während unten zwei junge Menschenkinder Worte der Liebe tauschten und sich küßten, betete eine Mutter für ihren Sohn.

„Mein! für ihre Kinder Hans Karl und — Cezi-Liebe.“

Und das Gebet gab ihr Trost, neuen Mut und neue Geduld zum Ertragen . . . Warten und Hoffen.

(Fortsetzung folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— Als ein gutes Del zum Schmieren der Nähmaschinen wird flüssiges Paraffin ohne jeden Zusatz gerühmt, jedoch kann man es auch mit anderen Oelen vermischen. Zu empfehlen ist eine Mischung von 50 Teilen flüssigem Paraffin, 25 Teilen Provencer-Del und 25 Teilen gelbem Baisinöl.

— Ein vorzügliches Mäusegift ist Chromgelb — chromsaures Bleioxyd — wie es als gelbe Malerfarbe, namentlich aber auch zum Anstreichen der Eitelten in Gärtnereien verwendet wird. Man überzieht ein halb Kilo Roggenkörner durch Kneten mit den Händen mit gewöhnlichem Meißel und vermischt 125 Gramm Chromgelb mit 50 Gramm Weizenmehl. In dieses Pulver wirft man die überbleisterten Körner und läßt sie trocknen.

— Ein gutes Mittel, Mäuse oder Ratten in die aufgestellten Fallen zu locken, besteht darin, den in der Falle sich befindenden Köder mit einem Tropfen Rosenholzöl zu benezen. Der Geruch dieses Oeles, den diese Tiere besonders lieben, zieht sie so unwiderstehlich an, daß sie unfehlbar an den gelegten Köder gehen und so gefangen werden können. Das Rosenholzöl erhält man in allen Apotheken und Drogenhandlungen.

— Feuerlöschmittel. In 30 Liter Wasser löst man ungefähr 5 Kilo Ammonialsalz — Chlor-Ammoniak — und 10 Kilo Kochsalz. Man gießt die Lösung in Flaschen, die gut verkorkt und in jedes Zimmer an einen passenden Ort gelegt werden. Es genügt, bei entstehendem Feuer eine solche Flasche mit solcher Kraft auf den brennenden Gegenstand zu werfen, daß die Flasche zerspringt. Die Wirkung soll eine augenblickliche sein.

— Felsarbenflecke aus Kleidern zu beseitigen. Es gibt zwei Mittel, Felsarbenflecke aus Kleidern zu entfernen. Das erste ist Terpentin, mit welchem man die befleckte Stelle benetzt und leicht reibt. Es muß dies sehr vorsichtig geschehen, da Terpentin nicht selten Löcher verursacht; man probiere daher vorher an einem Muster des Stoffes. — Das zweite Mittel, welches gewöhnlich dem etwas gefährlichen Terpentin vorgezogen wird, ist reine Eßbutter. Man streicht ein Stückchen davon auf den Fleck, reibt ihn damit aus, und entfernt soann den so entstandenen Fettfleck mit Benzin.

— Gegen Stockflecken in der Wäsche. Wenn man die Wäsche feucht in einen geschlossenen Schrank bringt, oder wenn Stärkemäße zu lange liegt, bevor sie gebügelt wird, entstehen Stockflecken. Es sind dieses lauter kleine hell- oder dunkelgraue Pünktchen, die beim gewöhnlichen Waschen nicht ausgehen. Dagegen verschwinden sie bei folgendem Mittel: Man nimmt einen großen Löffel voll gepulvertem Salmiak und schüttet drei Löffel Wasser daran zum Auflösen. Nun werden die Stücke gut damit befeuchtet, einige Stunden in die Luft gehängt und dann ausgemäßen. — Wenn man das Wäschestück nachher noch ein wenig bleicht, so wird sicher keine Spur mehr von den Stockflecken zu sehen sein.

— Silberzeug zu reinigen. Das einfachste und billigste Mittel, auch selbst stark oxidierten Silberfachen in einigen Minuten den ursprünglichen Glanz wieder zu geben, ist folgendes: Man nimmt einen Lappen, taucht denselben in eine gesättigte Lösung von überkhwefelsaurem Natron, reibt damit die silbernen Teile ordentlich ein, taucht dann das Silber in Wasser und büßtet mit einer Bürste, welche man einige Male über ein Stück Schreibkreide streicht, die Teile ordentlich ab.

— Vom Anrichten der Speisen. Eine häßlich angerichtete Speise kann unmöglich den Appetit reizen, wogegen ein hübsch aufgestelltes und zierlich decoriertes Gericht noch einmal so gut schmeckt. Eine tüchtige Hausfrau sollte das nie außer acht lassen. Ehe sie selbst oder die Köchin das Geschäft des Anrichtens beginnt, bei dem Reinlichkeit, zierlicher Geschmack und ein wenig Liebe zur Sache viel ausrichten können, sollte von Nachstehendem immer etwas zur Hand sein. Petersilie, Brunnenkresse, Kapuziner-Kressenblumen, frische Lorbeerblätter, Orangenblätter, Weinlaub usw. Mit Dill kleiner, grüner Pfeffergurken, Bergwibeln, roter Rüben, Zitronen, Kapern, Sardellen, Aspik, gehacktem Eiweiß und Eiweiß, Papiermanschetten können manche hübsche Schüsseln hergestellt werden. Zu feineren Speisen verwendet man ganze Trüffel, Oliven und Champignons, und richtet besonders kalte Speisen über eine reine, zierlich gefaltete Serviette an.



Unsere Bilder.



— **Frühlingsanfang auf der Alster.** Das Bild auf Seite 121 gibt eine für den ausgehenden Winter in Hamburg charakteristische Szene wieder, wie die Eisbrecher damit beschäftigt sind, die Alsterboote aus dem Winterquartier herauszuschaffen.

— **Die Südpolarexpedition** (vergl. Porträt und Karte Seite 124), die der englische Marineleutnant Shackleton am Neujahrstage 1908 von Vittelton auf Neuseeland aus angetreten, hat einen bedeutenden Erfolg gehabt. Während der von Scott im Jahre 1902 auf der „Discovery“ erreichte weiteste Punkt unter 82 Grad 17 Minuten lag, ist Shackleton mit 88 Grad 23 Minuten dem Südpol bis auf 100 englische Meilen — also etwas über 150 Kilometer — nahegekommen. Die wissenschaftlichen Feststellungen sind von hervorragender Bedeutung. Shackleton bestimmte den magnetischen Südpol auf 72 Grad 25 Min. südlicher Breite und 154 Grad östlicher Länge von Greenwich. Ein Teil der Expedition bestieg den großen antarktischen Vulkan Erebus. Dann rückte die Expedition in einer 126 Tage dauernden Schlittenreise 1780 Meilen weit vor. Die geologischen Entdeckungen bestätigen, daß um den Pol ein großer antarktischer Kontinent liegt. Koblenlager wurden nachgewiesen. Weiteren wissenschaftlichen Forschungen ist ein großes Gebiet erschlossen.

— **Die Sitzung der Skupschtina**, der serbischen Volksvertretung in Belgrad, in der die Mittel für die Kriegsbereitschaft bewilligt wurden, gibt das Bild Seite 125 wieder. Inzwischen ist die Kriegsgefahr durch das eintrachtige Zusammengehen Oesterreichs und Deutschlands im Verein mit den Vorstellungen der europäischen Großmächte in Belgrad glücklich abgewandt worden.

— **Erzherzog Franz Ferdinand**, der künftige österreichisch-ungarische Thronfolger, gilt in militärischer Hinsicht als sehr befähigt und war für den Fall, daß es zwischen Oesterreich und Serbien zum Kriege gekommen wäre, als Oberbefehlshaber der beiden österreichischen Armeen in Aussicht genommen. Der Erzherzog (vergl. das Bild Seite 125), der am 18. Dezember 1863 in Graz geboren ist, hat sich im Jahre 1900 mit der Fürstin Sophie von Hohenberg, geborener Gräfin Chotek, linker Hand vermählt. Seine Kinder sind nicht erbfolgeberechtigt.

— **Rudolf von Gottschall** (vergl. das Bild Seite 126), der bekannte Dichter und Literaturhistoriker, ist vor kurzem gestorben. Als Student an der politischen Bewegung der 1840er Jahre beteiligt, war er später als Dramaturg an mehreren Theatern tätig und leitete seit dem Jahre 1864 in Leipzig die Monatschrift „Unsere Zeit“. Als Dichter war er auf dem Gebiete des historischen Lustspiels mit „Bitt und Forz“ und den „Diplomaten“ am erfolgreichsten. Er erreichte das hohe Alter von 86 Jahren.



Zur Unterhaltung.



— **Nicht gut möglich.** Der Taubstumme R. will einen Bekannten in seiner Wohnung aufsuchen. Um sich der ihm öffnenden Wirtin verständlich zu machen, schreibt er auf eine Schiefertafel, daß er taubstumm sei und Herrn Schulze besuchen wolle. Die Wirtin meldet hierauf den Besuch mit den Worten: „Herr Schulze, ein Taubstummer will Sie sprechen.“

— **Gehorsam:** Richter: „Angellagter, Sie sind beschuldigt, in jener Wohnung die Flurüren eingedrückt zu haben — wie kamen Sie dazu?“ — Angellagter: „Herr Gerichtshof, es stand ja drauf: „Bitte zu drücken.““

— **Zimmer gründlich.** Steuerbeamter: „Was sind Sie?“ — Herr: „Entenbändler.“ — Steuerbeamter: „Drücken Sie sich gefälligst genauer aus — sind Sie Zeitungsreporter oder Geflügelbändler?“

— **Ein neues Handwerk.** Richter (zu einem Zeugen): „Also was betreiben Sie für ein Gewerbe?“ — Zeuge (stolz): „Ich bin Sophiste, Herr Richter!“ — Richter: „Dummes Zeug! Ich denke, Sie sind Tapezierer!“ — Zeuge: „Nein, Herr Richter, das stimmt nicht. Ich habe mich als Spezialität bloß auf die Sofas geworfen!“



Rätsel.



Buchstaben-Rätsel.

Ein Wand'rer ist's mit a in nordischen Landen,
Auch in Ostafrika ist es zu schau'n.
Zeigt es ein n, ist's mit Gehölz bestanden,
Auch nennt ein Städtchen es in deutschen Gau'n.
Es glänzt mit h, doch laß dich nicht berücken,
Der inn're Wert ist nicht der Schale gleich.
Mit g siehst man's auf der Gewässer Rücken,
Auch gilt's als Maß in fernem Inselreich.
Am liebsten aber hab' ich's doch von allen,
Sch' ich's mit z, ein holder Blütenkranz!
Bei man't'em Spiel seh' ich's vorüberwallen
Und auf dem Gange liegt der Jugend Ohns

Zweifelhafte Charade.

Meiner ersten Töne schleichen
Behmutsvoll sich ein ins Herz;
Doch das Leid wird rasch entweichen
Bei der zweitem heit' rem Scherz.
Um das Ganze zu erraten,
Denk' an eines Königs Taten,
Der einst Preußen hat regiert,
Oft sein Heer zum Sieg geführt.

Diamanträtsel.

a
a a a
a a b b b
d d d e e e g
i i i k l l l m n
n n n o o r r
r r r t t t
u w w
z

Die obigen Buchstaben sind so umzustellen, daß die mittelste waagerechte und senkrechte Linie gleichlautend ist und die waagerechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. Buchstabe, 2. Fluß, 3. Sternbild, 4. deutsche Universitätsstadt, 5. dramatischer Dichter, 6. Wissenschaft, 7. Waffe, 8. Gedichtart, 9. Buchstabe.

Rätsel.

Im Deutschen Reiche liegt eine Stadt,
Die viele rauchende Schöte hat;
Im Jahre Siebzig, im großen Kriege,
Ward bei ihr erkämpft ein blutiger Sieg.
Nimmt man den Kopf und den Fuß von ihr fort
Dann nennt das neu entstandene Wort
Ein stattliches Bauwerk im Schweizerland,
Das sich über schäumendes Wasser spannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Wortspiel: a. Gade, Ostern, Base, Plan, Eiche, Dom.
b. Jade, Atern, Nase, Alan, Aiche, Rom. Januar.
Rebus: Wo Vögel sind, fliegen Vögel zu.



Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

IV.

Es war ganz anders; alles hatte nun eine andere Bedeutung, jeder Händedruck, jedes Lächeln, jedes Wort. Herr van Weningen, wie alle Menschen, die nur mit sich selbst beschäftigt sind, sah nicht, daß sich irgendetwas verändert hatte. Hauptmann Marialvas kam zur gewohnten Zeit, hörte ihm zu, sprach, obgleich nicht mehr soviel wie früher, und sah an ihm vorbei Gertrud an. In der schönen Jahreszeit wurde nun im Garten Tee getrunken, das gehörte so zur Sommerregelung. Auch Hubert kam oft; auf Bitten Gertruds hatte Marialvas ihn mit ihrem Verhältnis bekannt gemacht.

Die Verwunderung des guten Jungen kannte keine Grenzen.

„Aber ich habe gar nichts davon bemerkt, du hattest so viel gegen ihn und auf meine Helldenverehrung zu sagen!“

Gertrud lächelte.

„Man darf nicht zuviel Vertrauen in die Worte von Frauen setzen,“ antwortete sie.

„Nun ja, wie das auch sein mag, du steigst um hundert Prozent in meiner Achtung, und nun gehst du mit nach Indien: zu dreien, wie herrlich! Und ich, der ich glaubte, daß du schon dreiviertel mit diesem närrischen Hanswurst Gustav verlobt wärest! Wer hätte auch so viel Verstand bei einer Frau erwarten können?“

„Aber du wahrst das Geheimnis, nicht wahr? Marialvas und ich haben uns verabredet, den geeigneten Augenblick abzuwarten, um Papa alles zu erzählen, denn du begreifst, wie

sonderbar es Papa sein wird, die Neuigkeit zu hören. Er wird auch dagegen sein, daß ich nach Indien gehe und es ist kein Wunder, es fällt auch mir hart genug.“

Wirklich bildete Gertrud sich das ein, aber es war doch nicht so; mit ihrem geliebten Helben nach einem andern Planeten zu gehen, würde ihr nicht schwer geworden sein.

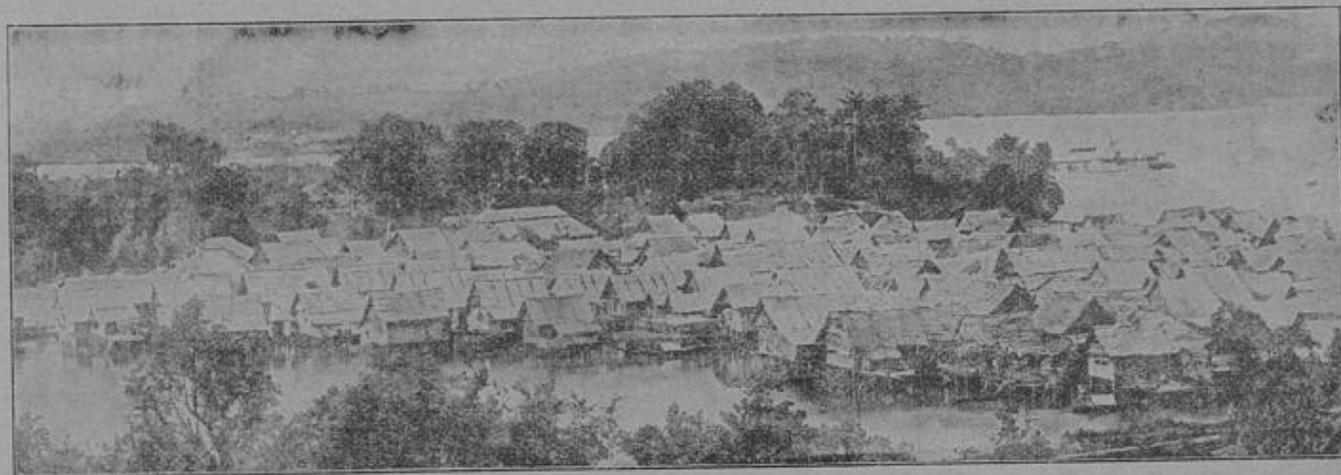
„Das ist selbstverständlich; und ich werde schweigen, schweigen, du hast keine Idee davon, wie ich schweigen kann; und übrigens stehe ich ganz zu deiner Verfügung. Hast du ein Briefchen oder eine Nachricht mitzugeben, oder willst du ihn einmal besonders sprechen, so kannst du ruhig auf mich rechnen!“

Es wurde ein sehr bescheidener Gebrauch von Huberts freundlichem Anerbieten gemacht; die beiden Verlobten hatten einander wenig zu sagen, sie verstanden einander viel zu gut.

Marialvas fühlte sich stolz und hocherfreut über seinen Sieg und war dabei namenlos bescheiden, weil er nicht begriff, wie eine Frau, wie Gertrud, schön, begabt und gefeiert, sich für das Schicksal eines Soldaten wie er interessieren konnte, ja ihn noch lieben konnte mit ihrer reinen, alles umfassenden Liebe, denn Gertrud gehörte zu jenen Wesen, welche nur einmal ihr Herz weggeben und dann ist es für das Leben! Langsam hatte Marialvas es gewonnen; nun besah er es allein und für immer.

Mitunter aber erfüllte Hubert die Pflichten eines Liebespostillons; er tat es mit dem besten Willen der Welt, so gut er es konnte, aber auf eine so eigentümliche Weise, daß Gertrud jedesmal vor der Entdeckung ihres süßen Geheimnisses zitterte.

Schon bei seinem Eintritt sah Gertrud immer, daß er ein Briefchen hatte; er fand einen Genuß darin, ein Geheimnis zu bewahren und hätte es laut aufschreien mögen, wie gut er es wahrte. Es war ein Glück, daß sein Onkel für solche



Eine neue englische Kolonie: Brani, die Hauptstadt der Malaienstaaten.

Kleinigkeiten kein Auge hatte; andere merkten es aber bald genug, daß etwas im Spiele war und einige, die die Anwesenheit eines Geheimnisses bei ihm errieten, beschloßen einmal ernstlich, nach der Art desselben eine Untersuchung vorzunehmen.

Marialvas offener Natur, die jede Entstellung oder Verdrehung der Wahrheit verabscheute, fiel aber das Geheimnis, unter welchem Gertrud ihre Liebe verbarg, sehr schwer. Sobald er ihres Herzens sicher war, wünschte er nichts lieber, als öffentlich um ihre Hand zu werben, aber Gertrud fürchtete einen tragischen Schluß; sie hatte Hochachtung vor ihrem Vater, oder richtiger, sie fürchtete einen Zusammenstoß mit ihm; es gab so viele Punkte, worin sie ihre verschiedenen Ansichten hatten, und der Vater duldet keinen Widerspruch, darum war Gertrud immer so klug, zu schweigen.

Der alte Herr hatte eine eigentümliche Art und Weise, um über alles, was nicht in den kleinen Kreis seiner sonderbaren Gedanken und Begriffe paßte, seine Verachtung auszusprechen, und das schmerzte seine Tochter außerordentlich.

Um sich selbst also den Kummer zu ersparen, immer wieder den Unterschied zwischen den Auffassungen ihres Vaters und den ihrigen zu fühlen, schwieg sie mit einer Art krankhafter Angst bei allen Dingen, über die sie im voraus wußte, daß sie nicht mit ihm in derselben Weise dachte, und da dazu nun einmal alle Gemüts- und Herzensangelegenheiten gehörten, war es nicht zu verwundern, daß von einem innigen Verhältnis zwischen Vater und Tochter keine Rede sein konnte.

Von ihrer Seite wenigstens; Herr van Wenningen dachte durchaus nicht daran, daß jemals eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Gertrud entstehen könnte. Sie war gerade, wie eine gute Frau sein muß, still, bescheiden, sitzhaft; sie hatte alles, was ihr Herz wünschen konnte, bei ihm zu Hause; er sagte ihr niemals ein hartes Wort, machte niemals Ausstellungen an ihren Ausgaben oder an ihrer Haushaltung. Sie war unbeschränkte Herrin zu Hause und frei, wie kein anderes in der Stadt; welche Ursache konnte sie haben, sich ein anderes Schicksal zu wünschen?

Der Vater fand es höchst natürlich, daß sie alle Heiratsanträge abschlug; denn wo konnte sie es besser haben, als bei ihm zu Hause? — Wenn er einmal nicht mehr da war?

Torheit, dann war die Welt ja dazu bestimmt, ihr Ange-licht zu verändern!

In diesem Punkte hatte Gertrud immer einstimmig mit ihrem Vater gedacht; sie war höchst zufrieden mit ihrem Schicksal, bis sie fühlte, daß es ihr selbst nicht mehr gehörte und es ganz von dem Manne abhing, der ihr Herz erobert hatte. Doch fürchtete sie nun mehr als jemals mit ihrem Vater Meinungsverschiedenheiten zu bekommen; ihre „Gräutchen, rühr' mich nicht an-Natur“ schrak instinktiv vor der rauhen Hand zurück, womit ihr Vater das zarte, feine Blümchen ihrer Liebe berühren würde, und sie schob auf von Tag zu Tag, und es fiel ihr je länger je schwerer, ihm zu gestehen, daß sie über ihr Leben verfügt hätte.

Inzwischen drängte die Zeit. Marialvas Urlaub ging langsam zu Ende, Hubert beeilte sich und traf alle möglichen Vorbereitungen; er nahm alles auf sich, er wollte mit seinem Ansel sprechen, und Gertrud trieb ihn zur Geduld an. Der geeignete Augenblick sollte bald kommen und dann sollte sie es selbst sagen, niemand konnte es als sie, die ihren Vater so gut kannte, aber der Augenblick blieb aus; Gertrud hoffte von einem Tage zum andern, und so ging es immer.

Tante Hanna kam auf Besuch; es war eine gute Seele in einem beweglichen Leibe; sie sah alles und riet alles, und man konnte nichts vor ihr geheim halten; keinen Augenblick war Gertrud mehr mit ihrem Bräutigam oder Hubert allein. Sie mußte jeden Blick, jedes Wort studieren. Tantes Einsicht war viel schärfer als diejenige ihres Vaters, und schon nach dem ersten Besuch des Hauptmanns während ihres Aufenthaltes, sprach sie bei Tisch:

„Ich begreife nicht, Krib, daß du solch einen schwarzen Neger im Hause empfangst, bah! Ich wäre bange, daß er mit Teufelskünsten umginge.“

Tante zählte Aberglauben unter ihre liebenswürdigen Eigenschaften; Gertrud aber, die sie früher immer sehr gut hatte leiden mögen, fand sie von heute an unaußstehlich.

Am folgenden Morgen kam Hubert, aber er sah ganz anders als gewöhnlich aus; er war bleich, still und schien allen Mut verloren zu haben.

„Du hast gestern Abend zu lange Feste gefeiert,“ sagte Tante ihm direkt ins Gesicht.

„Aber, Tante!“ und der Lockenkopf errötete tief.

„Lieber Junge, leugne nur nicht. Du kannst jedem etwas weiß machen, aber deiner Tante nicht. Man kann mich unmöglich täuschen, ich sehe alles, alles, sowohl bei dir wie bei anderen, aber ich sage nicht alles, was ich denke. Ich beobachte scharf und vergleiche, und dann muß der Knabe oder das Mädchen noch geboren werden, das mich betrügt.“

Gertrud fühlte, daß sie leichenblau wurde und ihre Finger zitterten. Mehr als jemals war es ihr deutlich, daß es höchste Zeit wurde, alles zu sagen, aber so lange Tante hier war, ging das nicht; sie würde Papa aufheben. Nein, sobald diese beschränkte Frau weg sein würde; aber dann auch an demselben Tage.

Hubert antwortete nicht, er schlich von dannen, ohne Gertrud in die Augen zu sehen und an diesem Tage besuchte er auch seinen Helten nicht.

„Er schlägt den verkehrten Weg ein, der Junge,“ meinte die Tante lopschüttelnd, „es ist etwas geschehen, das ist sicher! Glaubst du nicht auch, Gertrud? Was bist du still, Kind? Fehlt dir was? Du weißt wohl, Tante merkt es sofort, komm, sei einmal aufrichtig!“

Gertrud hütete sich aber wohlweislich, die allwissende Dame zu ihrer Verirrauten zu machen.

Des Abends mußte sie aus, sie ging zu einer Freundin, hieß es, und unterwegs begegnete sie wie zufällig ihrem Hauptmann; sie gaben einander den Arm und machten einen herrlichen Spaziergang, ohne einem einzigen Bekannten zu begegnen; der Besuch wurde allerdings nicht abgestattet, aber Gertrud kam glücklicher nach Hause, als sie seit langer Zeit gewesen war.

7.

Herr van Wenningen meinte, nicht gut gelesen zu haben. Er wuschte seine Brillengläser ab und setzte die Brille wieder auf, um noch einmal den Brief, den man soeben in sein Haus gebracht hatte, zu lesen.

„Paß auf!“ so stand darin, „paß auf! Mißtraue dem schwarzen Freunde! Schwarz und Blaud suchen einander! Frage deine Tochter, was ihre Lieblingsfarbe ist, frage, wo sie gewesen ist, und sieh ihr in die Augen, wenn sie antwortet!“

Tante Hanna las danach, zog die Augenbrauen in die Höhe, und nach einigen Minuten, während deren ihr Bruder sie starr ansah, sagte sie:

„Es wundert mich nicht im geringsten.“

„Und du begreifst es?“

„Ei, natürlich.“

„Nun, was ist es denn?“

„Was ich vom ersten Augenblick an, wo ich den Neger sah, gefürchtet habe; er und Gertrud sind miteinander einig!“

„Einig, du willst nicht sagen verlobt!“

„Was anders!“

„Aber Hanna, das ist nicht möglich, es kann nicht sein.“

„Nichts ist einem solchen Zauberer unmöglich! Ich habe einen Bekannten gehabt, der viele Jahre in Ostindien gewesen ist, und der hat mir alles davon erzählt; von Liebestränken und Zaubermitteln, die sie in den Tee der Mädchen schütten, welche sie bezaubern wollen. Infolgedessen werden die schönsten holländischen Frauen in häßliche schwarze Zauvaner verliebt, und das hat er auch getan, denn wie kann ein liebes, verständiges Mädchen wie Gertrud, die so viele Partien abgeschlagen hat, ihr Auge auf diesen schwarzen Hauptmann fallen lassen!“

„Aber, ich glaube nichts davon!“

„Ich wohl; ich habe es schon lange gemerkt,“ und so fuhr sie fort, und beteuerte bei allem, was heilig war, daß es ganz sicher wäre, daß hier Zauberkünste im Spiele wären.

Inzwischen kam Gertrud nach Hause mit frisch geröteten Wangen, lächelnd und fröhlich.

„Wo bist du gewesen?“ redete ihr Vater sie barsch an. Da begriff sie plötzlich, daß keine Heuchelei mehr helfen könnte, daß nun alles entschieden werden würde; ihr Gesicht wurde bleich, ihre Lippen zuckten, aber ihre Stimme klang fest und mutig.

„Ich bin mit meinem Bräutigam, dem Hauptmann Marialvas, spazieren gegangen,“ war ihre Antwort.

Da fuhr der alte Herr auf.

„Aber, wie kannst du dir das in den Kopf setzen! Bist du wahnsinnig! Hast du die Ehrfurcht vor deinem Vater aus dem Auge verloren, um hinter seinem Rücken eine geheime Bekanntschaft anzufangen?“

„Ach, Krib,“ piepte Tante Hanna dazwischen, „sei nicht zu streng gegen das Kind! Sie kann ja nichts dafür, es ist

Zauberei, sonst nichts. Laß lieber den Mann rufen, er muß sich verantworten!"

"Laß ihn kommen!"

Und die Tante schlich hinaus und ließ den Hauptmann rufen: wegen wichtiger Angelegenheiten müsse er sofort erscheinen.

Inzwischen überhäufte der Vater seine Tochter mit bitteren Vorwürfen, die sie schweigend anhörte bis ihr Verlobter eintrat.

"Und nun mußt du wählen!" rief der erboste Vater aus, "wem von uns beiden hast du am meisten zu danken? Wem ist es deine Pflicht, zu gehorchen?"

"Vater," jagte sie entschlossen in Ton und Blick, "bis jetzt bin ich stets deine gehorsame, folgsame Tochter gewesen, aber fortan werde ich dem Hauptmann Marialvas folgen, wohin er auch gehen möge, und ihm eine ebenso treue, liebende Frau sein, wie meine Mutter es einmal dir war!"

"Aber er hat sie bezaubert, er hat sie belogen," fuhr die Tante in wachsender Erregung fort.

"Ist das wahr, Betrüger, den ich gastfrei aufnahm und der mir dankt, indem er meine Tochter verführt! Sprich und verantworte dich! Welche Mittel hast du dazu gebraucht?"

"Mein Herr," erwiderte Marialvas, den Arm um seine Braut schlingend, "möge Ihr Zorn auf mich allein fallen. Es ist wahr, ich habe die Liebe Ihrer Tochter gewonnen, aber ich gebrauchte dazu keine verbotenen Mittel, keine Teufelskünste. Ich schwöre es Ihnen!"

"Wie ist es möglich, daß solch ein bescheidenes, sanftes Kind jemanden liebte: wie Sie, der Sie viel älter sind, von ganz anderem Stande, anderer Farbe, anderem Volke. Sie, die über alles erröthete, sucht jetzt Hilfe und Stütze in Ihren Armen; ist das keine Zauberei?"

"Nichts anderes als Zauberei!" erklang wie im Echo Tante Hannas Stimme.

"Niemand war mehr darüber verwundert als ich selbst," sprach Marialvas mit edler Bescheidenheit, "doch Sie haben selbst gehört, wie ich von meinen Feldzügen und dem grimmen Kampfe erzählte, den ich bestand, von meinem einsamen Leben und meinen schweren Wunden. Sie haben es gehört, und sie gewann mich lieb wegen all der Leiden, die ich getragen hatte, und ich liebte sie, weil sie mich beklagte. Das ist das einzige Geheimnis meiner Zauberkunst, das ist der einzige Liebestrank, womit ich sie angelockt habe."

"Ist das wahr?" fragte Herr von Weimingen.

"Ja, Vater, das ist wahr, und noch mehr, er wagte es nicht, mir seine Liebe zu gestehen, und da bin ich ihm halbwegs entgegengeworfen."

"Nun denn, Herr Hauptmann! Nehmen Sie sie, ich gebe sie Ihnen mit Freude, weil ihr Herz Ihnen schon gehört. Die ganze Stadt weiß es — da, lies diesen Brief!"

Kaum hatte Gertrud einen Blick auf die Schrift geworfen, als sie ausrief: "Von Gustav!"

"Ich kann nicht anders handeln, deshalb gebe ich Ihnen jetzt, was ich Ihnen sonst aus aller Macht verweigert haben würde; ob Sie töricht oder weise handeln, das beurteile ich nicht! Die Zukunft wird es lehren, und du, Gertrud, ich danke dem Himmel, daß er mir nicht mehr Töchter gab, denn ich würde ihnen nicht mehr die Freiheit gönnen, die ich dir gab und von der du einen so schlechten Gebrauch gemacht hast."

"Vater, vergib mir," schluchzte Gertrud.

"Ich habe dir nichts zu vergeben, Kind! Du bist großjährig, du kannst dir zum Gatten wählen, wen du willst, aber Sie, Herr Hauptmann, seien Sie vorsichtig, sie hat ihren Vater betrogen, passen Sie auf, daß sie nicht auch Sie betrügt."

"Meine Ehre verpfände ich für ihre Treue!" rief Marialvas, "also sie darf mich begleiten?"

"Als Ihre Frau ist es ihre Pflicht; mein Haus wird sie so lange bewohnen, bis sie es wird, aber danach betritt sie es nicht mehr."

"Vater, Verzeihung!" rief Gertrud nochmals.

"Ich werde dich nicht strafen, Kind, aber ein anderer wird es für mich tun. Und nun ist es getan, schon morgen werde ich Mahregeln nehmen, um die Hochzeit so bald wie möglich stattfinden zu lassen."

Tante Hanna vergoß Tränen, als ob ihre Augen Gießbäche geworden wären und seufzte:

"Armes Kind, es ist ganz und gar bezaubert, o weh, wenn der Zauber weicht!"

Gertrud und Marialvas lächelten über die geschwätzige Alte, — stark wie sie durch ihre Liebe gegen alle Zauberei waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Dieferich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dreizehntes Kapitel.

Angestüm wurde die Tür aufgerissen und herein stürmte Kurt und Thea.

"Tantchen, Mama ist schon unten, du sollst gleich kommen; wir wollen spazieren gehen und Blumen pflücken." Hastig sprudelte Kurt es hervor, und als Cezi-Liese bezweifelte, daß es draußen schon Blumen gäbe, fügte Thea ernsthaft hinzu:

"Gewiß, Tantchen, auf dem Gagenberge blüht schon eine ganze Herde. Neres sagt auch, da müßten welche sein, in seinem Kasten ist alles verblüht."

"Blumen sind doch nicht in der Herde, das sind doch keine Schafe!" verbesserte Kurt. Und Cezi-Liese küßte beide Kinder.

"Geht schon zu Mama, ich komme gleich nach!"

Kurt und Thea sprangen vergnügt die Treppe hinunter und der Knabe rief noch: "Großonkel geht zum Fichtenwäldchen mit, er geht zu den Kohlenbergwerken."

"So, jetzt weiß ich es besser!" widersprach beim Heruntergehen Thea, "er fährt gefälligst mit dem Zuge hin."

Als Cezi-Liese nach einer Weile hinunter kam, stand ihre Cousine Berta mit den Kindern zum Spaziergang bereit. Der Vater wartete draußen auf dem Plage und war wenigstens äußerlich wieder der alte. Er wollte nach den Kohlenbergwerken an der Wurm; dort sollten seine Fichten angekauft werden. Gestern hatte er Nachricht bekommen, und Roerhall hatte Aussicht zum Termin Anfang Juli, den er erzwungen hatte, das übrige Kapital zu bekommen.

Es war ein wundervoller Frühlingmorgen, durch den man schritt; die Kinder liefen immer eine Strecke voraus, um dann wieder umzukehren.

Wie einem so der goldene Sonnenschein ins Herz lachte, mußten all die Sorgen, alles Leid und all der Harm verschwinden. Die linde Lust, des Lenzes belebender Hauch, strich sanft über Flur und Hain, und es war eine Lust, sie zu atmen.

Unterdessen war man zum Fichtenwalde gekommen, wo die Kinder schon warteten.

"Mama!" sprang Kurt herbei, "es war schon ein leibhaftiger Schmetterling da, ich hab' ihn gesehen!"

"Glaub nicht, Junge!"

"A doch!" pflichtete Thea nun auch bei, "es war ein gelber." Und wirklich schwebte ein Zitronenfalter herbei und breitete wohligh seine zarten Flügel der Sonne entgegen.

"Sieh' mal, Berta, meine Fichten, was für schlankte, kräftige Stämme!" jagte stolz von Volmer.

"Bringen die Fichten denn so viel auf, Onkel?"

"Das will ich wohl meinen, ich hoffe, mehr zu bekommen, wie ein Drittel der Schuldsomme, in so 'nem Holz steckt Kapital; freilich werden meine Fichten alle bluten müssen!" Der Ton verriet, wie leid es dem Gutsherrn tat, den ganzen Bestand abholzen zu lassen. Aber die Not zwang, und da heißt's: gehorchen!

Bärtlich blickte Cezi-Liese den Vater an, aber sie konnte ihm den Wald auch nicht erhalten, oder — Marienwalde wurde verkauft. Jetzt drängte sich der wiskbegierige Kurt zu von Volmer heran.

"Was glänzt dort oben so hell in den Bäumen, Großonkel?"

"Wo, mein Junge?"

"Da oben!" Kurt wies mit dem Finger in die Baumkrone, wo die Tropfen im Sonnenschein glitzerten.

"Das sind Tränen, die den armen Fichten an ihren langen, dunklen Wimpern glänzen!"

"Die können doch nicht weinen!" Ungläubig lächelte Kurt.

"O ja, o doch!" sagte von Volmer sehr ernst und schaute düster drein, "wenn sie alle umgehauen werden sollen, müssen Fichten weinen."

"Dann laß sie doch einfach stehen, ist auch viel netter!"

"Geht aber einfach nicht, Junge!"

"Warum denn nicht, Großonkel?"

"Ich habe kein Geld mehr, und da muß ich meine Fichten verkaufen." Die Kinder merkten nicht die Bitterkeit, die durch die Worte klang, wohl aber Berta und Cezi-Liese. Deshalb wehrte die Mutter Kurts. "Junge, laß deine Fragerei; man muß nicht alles wissen wollen!"

"Ach!" entgegnete er beleidigt, "sonst beim Kränlein soll ich alles wissen, warum jetzt nicht? Weißt d' Onkel, du

kannst meine ganze Sparbüchse bekommen, so laß nur ein Stückchen Wald stehen."

"Reicht nicht aus, mein Junge!"

"So kann Thea die ihre ja auch hergeben, und sonst verkauf ich mein Pferd dem der Schwanz doch nicht mehr hält."

"Dafür kriegst du dann noch keine 10 Bäume," fiel Thea ein.

Man war am Bjade angekommen der am Finkelbache vorbei zum Gagenberge führte.

Hier wartete der Wagen auf Herr von Volmer, der nahm kurz Abschied und fuhr dann zum Bahnhof der Stadt.

Es war ein herrlicher Gang am Bache vorbei zu der strauch- und blumenreichen Anhöhe. Das silberhelle Wasser murmelte, und ließ die weißen glatten Kieselsteine wie Perlen leuchten, während Fischlein lustig die Wurzeln der alten Weide umschossen, die ins Wasser hingen.

Am Bachrande sproßte das junge Gras, und Blumen erhoben neugierig ihre Köpfe.

Kurt war schon auf der Höhe, schwenkte seinen Hut, und Thea beeilte sich, ihm beizukommen.

"Ich glaube, Verta, es quält den Vater doch noch sehr, daß er den Wald lassen muß!"

"Da ist nur sein leichtfertiges Vertrauen und seine Kurzsichtigkeit schuld, sieh mal, was der Echt für ein Heibengeld verdient mit der Ringofenziegelei."

"Der Vater kannte doch nichts davon, ich bins eigentlich schuld."

"Unfina, Koufinschen; er konnte sich einen Inspektor nehmen. Warum hing er sich gleich an den Kerl? Mit dem



Zur Kaiserreise nach Korju: Gibraltar.

hat er sich ein Holz gespißt und ins Fleisch getrieben. Das kam aber so: den Onkel hatten lange keine Dornen mehr gestochen und da . . . !"

"Dafür haben wir auch jetzt Leid genug gehabt. Und wer weiß, was die Zukunft bringt."

"Vielleicht was sehr gutes!" Verta tat sehr wichtig.

"Kennst du denn die Zukunft?"

"Das nicht! Ahnung, nur Ahnung! Und — übrigens muß man nicht gleich alles sagen, sonst hat man hernach nichts mehr zu verzapfen. So, da wären wir ja schon."

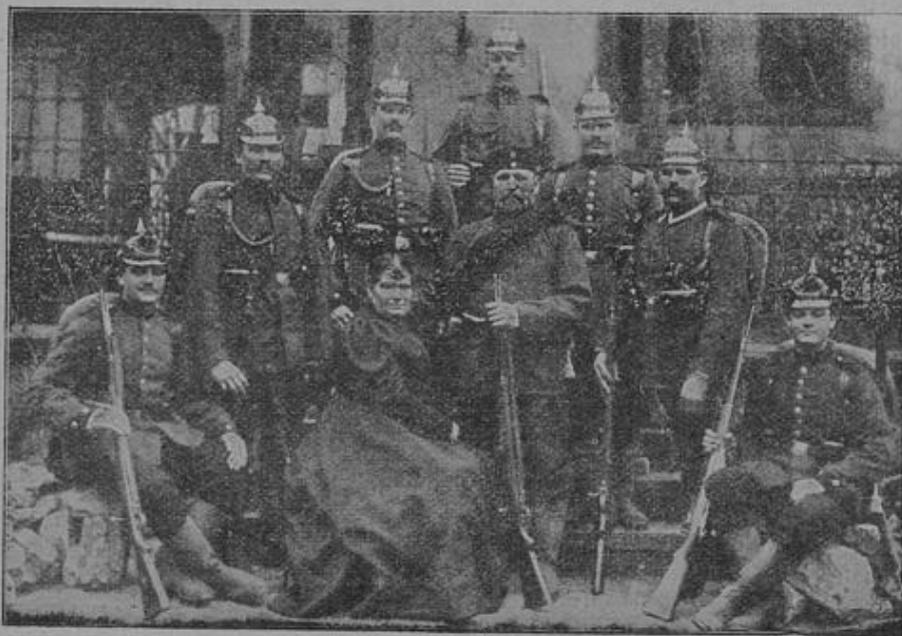
Man war auf dem Gagenberge angekommen. Mit Jubel sprangen die Kinder von Blume zu Blume. Schlüsselblumen, Mahliebchen und Veilchen standen beieinander, und hier und da steckte schon eine dickköpfige Butterblume dazwischen. Eifrig ging es aus Pflücken, auch Verta beteiligte sich lebhaft.

Cezzi-Liese war von dem Wege etwas ermüdet und setzte sich ins weiche Gras neben einem Haselstrauch, der seine zartgrünen Rädchen lustig in der lindenden Frühlingsluft baumeln ließ.

Träumerisch sah das Mädchen in das weite Tal, in dem unten friedlich das Städtchen lag, vom frischen Lenzesfranze zauberhaft umwoben; zwischen den Bäumen glänzte hier und da das silberne Band des Flusses, und von der Höhe drüben winkte Kirchberg mit seinen roten Dächern und der weißen Kapelle. Sonnenstäubchen flimmerten im Licht und hüllten die Kerne in leichte, zitternde Schleier, durch welchen zart über den dunklen Streifen der Wälder die Berge der Rifel blauten.

Ein wundervolles Bild!

Dazu das Werden und Erstehen rings umher, der Sonnenstrahl, der sich ins Herz stahl, die Drossel, die im Erlensstrauch sang, Amiellieder, das Trillern der Lerche hoch in der Luft vom Schlag des Hinten unterbrochen; es stimmte



Die Familien-Kompagnie.

zum himmlischen Hoffen, zum sehnenenden Träumen, wie es nur der Frühling vermag.

Dann macht unbezwingliche Sehnsucht das Herz weit und läßt die Augen tiefer erglänzen — daß alles, alles gut wird!

Cezi-Liese merkte nicht, daß Kurt hinter sie geschlichen war und langsam ein Weidenzweiglein ihrem Ohre näherte, bis er sie mit dem weichen Palmbüschchen über die Wange rieb.

„Kiddel, kiddel, Tantchen!“

Cezi-Liese sprang auf aus ihren Träumen und Kurt lachte.

„Du sollst mit pflücken helfen, wir haben schon 'nen Berg Blumen.“

„Sofort, Kurt, tue ich mit!“

Da stieß Thea einen freudigen Ruf aus.

„Kommt mal hier, hu . . . u . . . h! Sieh' mal, Mama, Tantchen! eine weiße Kieselblume, nix Gelbes drinn!“

Schnell bildete sich um das weiße Wunderblümchen ein Kreis. Wahrhaftig! Da stand das kleine, weiße Ding, sonst wie seine vielen Schwesterchen aussehend, nur daß das Blü-

Ein feines Lächeln umspielte Bertas Mund, als diese fortfuhr: „Sollten wir dich trotz allem, trotz Echt, trotz Amerika und trotz Vaters Unglück in diesem Jahre als glückliche Braut leben?“

Heiße Burpurröte übergoß Cezi-Liesens Gesicht, und diese sah stille und nachdenklich vor sich hin.

„Tantchen, das wird aber fein, ich bring dir dann 'nen Kranz,“ meinte treuherzig Kurt.

„Dummer Kerl!“ eiferte Thea, „daß tue ich, du bekommst einen Sammetanzug an und trägst Tantchen die Schleppe, dann bist du ein Page.“

Cezi-Liese richtete ihre traurig gewordenen Augen voll auf ihre Kousine.

„Für mich wird es so leicht dieses Glück nicht mehr geben, das weißt du doch, Berta.“ Sie sagte es flüsternd.

Dann war es mit ihrer Fassung zu Ende; sie umschlang heftig ihre Kousine und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus. Die Kinder schauten verwundert auf die Gruppe. Was kannten sie von einem solchen Schmerz!



Zur Seligsprechung der Jungfrau von Orleans: Die Peterskirche in Rom, in der die Feier erfolgte.

tenkörbchen weiß war, wie der Strahlenkranz, der es umgab, und selbst diesem fehlten die rötlichen Spitzenränder.

Kurt mußte wieder fragen: „Sag, warum heißen die Dinger Kieselblumen, liebeln die immer, wenn man sie pflückt?“

„Probier mal, Junge!“ sagte Cezi-Liese.

„Nein! nein!“ wehrte Thea, wir wollen abzählen, wer sie pflücken darf, stellt euch mal auf!“ Es geschah.

Und Thea begann: „Al! ja! sel! juff! druff! drauß, drin, dran!“ Jedeimal tippte sie dem betreffenden auf die Brust.

„Du, Tantchen! Du bist dran!“ Damit umfachte sie jauchzend die Tante, welche sich bückte, um das weiße Maßliebchen — es führt mancherorts den sonderbaren Namen „Kieselblom“ — vorzüglich zu pflücken.

Da klatschte das Mädchen ausgelassen in die Hände und umsprang Cezi-Liese jubelnd.

„So, nun weiß ich was, nun weiß ich was . . . jetzt kriegt Tantchen in diesem Jahre einen M . . . a . . . ann, einen Mann! Sicher, ganz sicher! Und Kurt tanzt mit.“

„Du, was soll das, soll es ein Wink des Schicksals sein?“

Kurt zog Thea am Arme fort. „Komm, weinen tun Bräute immer, Großvater sagte es neulich, nat'lich stehen noch mehr Weibchen, die wollen wir holen.“

Endlich nach langem Zureden beruhigte sich Cezi-Liese wieder, doch hielt sie die Arme um den Hals ihrer Cousine geschlungen und fragte, indem sie noch mit den Tränen kämpfte: „Sag' Berta, du weißt etwas von ihm, sage es mir: doch!“

„Ich weiß nichts, lieb Cousinchen!“

„Du kommst doch so häufig zu Justizrats, und mit Roerhall verkehrt Hans Karl brieflich, das weiß ich.“

„So! Dann weißt du mehr wie ich; denn bei Justizräten ist alles Amtsgeheimnis, da wird selbst die Frau nichts gewahrt; mithin kann ich auch nichts wissen.“

Bei den Worten neigte Berta den Kopf zur Seite, schloß ein Auge, blinzelte mit dem anderen, und der lose Schalk sah ihr im Nacken.

„Du weißt wohl etwas von ihm, sei nicht grausam, sag' es mir!“

Die Wangen röteten sich heiß, selbst die Stirne zeigte eine

leichte Färbung, der Atem flog und der Mund war dürstend, erwartungsvoll geöffnet. Jeder Faser, jeder Nerv war Erregung.

„Sei ruhig, bleibe ruhig mein Kind! ja, lieber Zagefrüh, ich weiß was von — ihm.“

Cezi-Liese trank förmlich jedes Wort von den Lippen der Sprechenden.

„Noch im Juli denkt Hans Karl von Roda nach Deutschland zurückzulehren, er hat dann sicher seine Aufgabe gelöst, die du, kleiner Bösewicht, ihm einst aufgabest.“ Berta drohte in komischem Ernst mit dem Finger und fügte gewichtig hinzu: „Und er kommt zu — dir.“

Cezi-Liese kühte bestig ihre Cousine, sagte aber nichts und blieb auch auf dem Heimwege schweigend.

Als sie das Herrenhaus fast erreicht hatten, blieb sie plötzlich stehen und schüttelte ihren Kopf, daß die losen Locken flogen.

„Was ist doch der Mensch für ein egoistisches Geschöpf; er denkt nur an sich selbst, an seine eigenen Freuden und Schmerzen, und er vergißt alle andern darüber; mein erster Ausgänger hätte eigentlich von Dirking gelten müssen oder dem — Marienbaum.“

„Der Leutnant hat seine Braut, und wir können morgen zum Fortthause, du wirst doch müde sein, Cezi-Liese!“

„Aber zum Marienbaum muß ich heute noch, es drängt mich dahin.“

„Es ist ja heut' sehr warm für April, wir können bis zum Abend warten. Dann gehe ich mit!“

Es wurde auch wirklich ein schöner Frühlingsabend, der den Weg zum Marienbaum noch lohnte, so still und verträumt lag die dritige Frühlingslandschaft da. Das Leben drängte kraftvoll aufwärts. Tief und reich genossen Cezi-Liese und Berta den wunderbaren Zauber, und selbst Thea, welche unbedingt mitwollte, ahnte in ihrer reinen Kinderseele, daß Gott hier umging mit segnender offener Hand.

Und wie einfach, urwüchsig und doch seelenerhebend, tief war das Awe, daß unter dem Marienbaume gesprochen wurde. Leise, vom bedenden Ton der Abendglocke getragen, schwang sich inniger Dank heißes Flehen unsichtbar himmelwärts.

Um dieselbe Zeit schritt v. Volmer von der Stadt Marienwalde zu leich und zuversichtlich. Wider Erwarten war der Nichtbestand hoch, sehr hoch bewertet worden, und er würde das Geld schon zum Juli erhalten, wenn auch erst im Spätherbst das Schlagen beginnen sollte.

Wie mußte er Gott danken! Und als der Ton der Abendglocke die reine Luft durchzitterte, schickte auch er ein Gebet zum Venter der Geschichte empor. Dann schritt er weiter und kam in seine Felder.

Die Winterfrucht stand gut und dicht, und alles versprach ein gutes Jahr. Tiefe Nebelschwaden zogen auf und lagerten über den frischen Wiesen. Der blühende Schlehdorn umsäumte sie, und die Obstbäume an der Straße glichen korbabhängenen Sträuchern.

Die Natur redete zum Gutsheeren, der ein Land- und Forstmann war: er fühlte die intimsten Schattierungen dieser Abendstimmung.

Bald hätte er Wiese, Wald und Feld — Heimat und ererbte Scholle verloren mit all ihrer Schönheit, ihrem Trost.

Sein leichtsinniges Vertrauen zu seinem Gutsnachbar kam ihm jetzt vor, wie Verrat an sich selbst. Wozu hatte ihn dieser Mensch fast gebracht! Er hatte seine Seele vergiftet, seine Wünsche und Gedanken durch die Sucht nach immer mehr, ihn losgerissen von seinem inneren Halt, um ihn hineinzustürzen in den See habgieriger Gewohnheiten. Selbst seiner Familie hatte er ihn fast entremdet, in der doch alle guten Eigenschaften am tiefsten und kräftigsten wurzeln sollten. War das ein Freund gewesen? Nein!

Solche Freunde treiben uns über Maß und Ziel hinaus und richten uns zugrunde.... Und dann?.... Ja! dann kennen sie uns nicht mehr.

Wenn wir dann einsam und verlassen sind, allein dastehen, was bieten uns dann solche Freunde?

Nichts!... Verachtung!... Höchstens das Mitleid der Schadenfreude!....

Die beiden Cousinen und Thea schritten wieder zurück. Der beginnende Abend zog sein strahlendstes Hochzeitskleid an, zuerst rosig schimmernd, um dann zum tiefsten Purpur überzugehen.

Abendwolken ballten sich im Westen zu grauem Gewölk zusammen, hingen über dem Fichtenwalde, und dahinter ging die Sonne unter: rot und groß, fern und — geheimnisvoll.

„Ist das nicht ein gewaltiges Schauspiel der Natur, Cezi-Liese!“

„Das schon, der neigende Tag hat seine große Stunde, jene Stunde, wo alles schweigen muß, wenn er den Hymnus ewiger, unvergänglicher Schönheit antimmt, der alles überdönt!“

„Ja, es schießen die purpurnen Strahlengarben förmlich über den Himmel, wie ungeheure Flammenzeichen von ragenden Felsstürmen. Wie die glühende Schmiedeeise eines gewaltigen Gottes sieht es aus! Wirklich eine große Stunde ist das.“

Bertas Augen versenkten sich in das erhabene Spiel der flammenden und wogenden Purpurtöne — dagegen sah Cezi-Liese still vor sich, und ein Schatten begann sich über ihr Gesicht auszubreiten.

„Cousinchen, schau doch in das flammende Gewoge!“

„Es ist mir zu gewaltig!“

„Und ich liebe gerade das Gewaltige des Anblicks.“

„Ich nicht!“ Schweigen herrschte dann.

Und es troch etwas langsam in Cezi-Liesens Herz hinein, eine Angst suchte ihre Seele zu umklammern mit unsichtbarer, geheimnisvoller Wucht, und sie kämpfte dagegen — vergebens!

Wie ein graues Gespenst, unklar und doch deutlich, stand es hinter der Gutsdächter. — Es irrte das Gesicht der alten Fei.

Die Ahnung: — — — Gibt es solche?

Plötzlich bliß Thea stehen. „Der Fichtenwald brennt! Sieh mal, Tante!“ Mit einem Aufschrei fuhr Cezi-Liese aus ihren Gedanken auf, und in ihren entsetzten Augen flackerte der Widerschein der flammenden und wogenden Purpurwolken.

„Kind! es tut die Sonne, die dort hinten untergegangen ist. Du sollst Tante nicht so erschrecken!“ Berta sah ihre Cousine von der Seite an und trotz dem Hauche der Abendröte merkte sie, wie blaß deren Gesicht geworden war.

Wochen waren dahin gewandelt und wieder ein goldener Sonntag zur Reize gegangen. Aus den letzten feurigen Strahlen der Sonne wob sich ein dünner Schleier, der die müde Erde zum Schlummer einhüllte.

Es war die Dämmerung!

Düsterer wurde der Schatten der Nacht, welcher bald wie ein schwarzes Gespenst durch den stillen Wald kroch und Baum und Strauch umfachte. Die Blumen senkten ihre Köpfe und schlossen ihre Augen, um nichts von dem Treiben der Nacht zu sehen. Die Vögel verließen sie im Nest, und nur hier und da sangt einer einen abgerissenen Satz im Traume, der sein kleines Vogelherz durchzittert.

Nur das tagesscheue Getier kommt aus seinen Höhlen und Verstecken, hält spähende und verschwiegene Umschau nach der Außenwelt und geht auf Raub aus — im Frieden der Nacht.

Und doch ist es schön zur Nachtzeit im Walde, wenn es so überwältigend, geheimnisvoll rauscht in dem hohen, schwarz verhüllten Blätterdome, wenn das leiseste Knacken und Brechen so beängstigend weit hin vernehmbar ist, und der einsame Mensch sein eigenes Herz heftig pochen hört.

Eine beklemmende, schaurige Schönheit!

Und Gott schreitet durch die Nacht, geht in fetter unsagbarer Majestät durch den Wald.

Wenn der Mensch es nur verstehen will!

Der einsame Mann, der durch den nächtlichen Wald schreitet, kann und will den schaurigen Zauber nicht verstehen. Er bleibt plötzlich stehen; gebückt wie ein heutesuchendes Raubtier lauscht die Gestalt und doch wie einer, der sich fürchtet vor der Waldeinsamkeit zur Nacht.... der Menschen fürchtet und — sich selbst.

Doch es war nichts oder nur das Brechen eines dünnen Zweiges, auf den der Fuß eines Tieres trat.

Aus der Ferne tönt höhnend der Schrei eines Nachtvogels.

Der Mann schreitet weiter und tritt aus dem Walde in das wilde Weidengesträuch, das ein grauer Nebel umweht, welcher unheimlich das Düstere der Nacht durchflattert. Dahinter reden sich die Türme von Sophienhall in das graue Düstere hinein.

Vor einem umgestürzten Weidenbaum bleibt der Mann stehen. Er stößt mit seinem Stode in den modernden Stamm, dessen fauliges Holz einen fahlen Schein verbreitet. Die schwachleuchtenden Späne fliegen umher; es scheint den Einsamen zu erfassen.... immer wilder stößt er zu.

So flogen ja auch einst die Späne seines Wohlstandes und die Splinter seines zertrümmerten Glückes.

Ein wildes Auflachen erfolgt, und einige erschreckte Rohrdomeln fliegen davon, die den Mann wieder beängstigen. Der lauscht wieder, setzt sich schließlich auf den Weidenstamm und brütet finster vor sich hin.

Die Minuten verrinnen, der Mann fährt fröstelnd zusammen und schaut nach dem Herrenhause Sophienhall zu, das schweigend und undeutlich aus dem Dunkel der Nacht auftaucht.

Der Bräutende springt auf, nimmt eine Flasche aus der Tasche, setzt sie an den Mund und fluckt! fluckt! fluckt!... läuft es in seine Kehle — Branntwein — der vermeintliche Belebter und Tröster.

Jetzt schüttelt der Mann seine geballten Fäuste nach Sophienhall, die hohe, aber verfallene Gestalt beugt sich vor, die Augen sprühen unheimlich im Dunkel und zwischen den Zähnen kommen wilde Flüche knirschend und stoßweise hervor.

Sie gelten Gott, den Menschen und — sich selbst. Und was tat Gott ihm? ... Er ließ ihn nur seinen eigenen Willen tun!

Und die Menschen? ... Sie taten, was er wünschte und sagten ihm, was er gerne hörte.

Und er selbst? ... Er war seiner blinden Leidenschaft, seiner rasenden Begier, dem verzehrenden Gange, dem wilden Tiere im Menschen gefolgt — der Niederlichkeit und Trunksucht — bis an den Abgrund, dem finster gährenden, der sich vor ihm auftat.

Unten wartet er im Sumpfe der Verirrung und Verworfenheit, und keine rettende Hand hilft ihm den steilen Abhang zu erklimmen. Je mehr und wilder er um sich schlägt, desto tiefer sinkt er ein, und desto mehr Rot bespritzt ihn.... Und langsam kriecht ein Sumpfskorpion heran — die Schlange der Verzweiflung, welche ihn zu umfassen droht.

Plötzlich springt der Unglückliche, der sich wieder gesetzt hatte, abermals auf, und zwei Schritte vor ihm steht — von Echt. Der Mann hatte die Nähe eines Menschen instinktmäßig gespürt, wie das Wild das Raubtier wittert und das Raubtier das Wild.... Der Herr von Sophienhall kam von einem Gelage, das der Klub des Fortschrittes veranstaltet hatte.

Der Unbekannte hat seinen verben Stock umfaßt; das merkt von Echt trotz der Dunkelheit.

„Keine Angst und Ruhe, werter Freund, ich bin bewaffnet!“

Der Fremde murmelt knirschend etwas Unverständliches. „Wer sind Sie und was suchen Sie hier zu dieser Zeit?“ fragte von Echt und seine Stimme suchte fest zu klingen.

„Wer ich bin! Dasselbe könnte ich von Ihnen fragen, doch ich kenne Sie.“ Die hohe Gestalt reckte sich und stellte sich breitfüßig hin. „Wer ich bin, ist schwer zu sagen. Was ich war, sind Sie jetzt; klingt sehr komisch, was? und doch ist es wahr.“

„Ich bin nicht gestimmt, mich von einem Herumstreifenden verböhnen zu lassen. Wer sind sie, Mensch?“

„Passen Sie mal gut auf!“ Der Mann tat einen tiefen Zug aus seiner Flasche und überlegte einige Augenblicke. „Ich bin eigentlich der Mann, der alle Menschen haßt, aber mein Freund ist der, der mich bezahlt, und ich bin ein Feind dessen — gegen den ich bezahlt werde.“

In den Augen von Echts leuchtete es auf, und dieses grünliche Feuer jagte dem Manne mit dem Menschenhass mehr, als von Echt ahnte. Ehe der Herr von Sophienhall etwas erwidern konnte, fuhr der Mann in einem anderen Tonanflug fort:

„Vielleicht bin ich der richtige Mann für Sie, was, heh?“

Der Ton frappierte von Echt. Er fühlte eine Wut gegen den rätselhaften Menschen, der seine geheimsten Rachepläne, seine innersten Gedanken zu ahnen schien. Und doch kannte es ihn an den Mann; denn in Bosheit verwandte Seelen stehen sich auch an.

Bald schritten die äußerlich verschiedenen, innerlich aber gleichen Männer mit derselben rachsüchtigen Gesinnung im Herzen durch das Schweigen der Nacht dem Herrenhause zu. Erst am hinteren Parktore lehrte der fremde Mann um, Schritt der verlassen und verfallenen Wiesenhütte zu und verlor sich darin.

Hinter ihm flüsterten die Weiden und steckten die Köpfe zusammen, aber keine von ihnen hatte etwas vernommen. Die Nacht hatte verschlungen, was die ungleichen und doch gleichen Männer verabredet hatten.

Und ein Nachtfalter flog über die Hütte — ein Totenkopf....

Nach einigen Tagen wunderten sich die Leute, daß die alte Hütte in dem gemiedenen Weidengestrüpp in eine bessere Verfassung kam und doch anscheinend nicht benutzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— **Augenehmes Riechwasser.** 4 Gramm feines Damastener Rosenöl, 20 Tropfen Zimmetblütenöl, 15 Tropfen Mandelöl, 12 Tropfen Nellenöl, 10 Tropfen Lavendelöl, 10 Tropfen Rosmarinöl, 8 Tropfen Thymianöl, 40 Tropfen Rosenholzöl, 30 Tropfen Muskatblütenöl, 15 Tropfen Beilweurzöl, 250 Gramm Jasminspiritus, 200 Gramm Melissenspiritus, 130 Gramm Myrtenblütenwasser, 200 Gr. Orangenblütenwasser, 8 Tropfen Anisöl, 10 Tropfen Salbeöl, 12 Tropfen Pomeranzenblütenöl, 2 Gramm Bergamottöl, 50 Tropfen Zitronenöl, 200 Gramm Keledawasser, 30 Tropfen Vanilleöl, 25 Tropfen Ambratinktur, 25 Tropfen Moschustinktur, 3 Liter höchst rektifizierten Weingeist. Diese Mischung muß man acht Tage lang an einem nicht zu warmen Ort digerieren. Man achte, daß bei der Mischung der einzelnen Ingredienzien alle Quantitäten im richtigen Verhältnis zu einander stehen und von guter Qualität sind.

— **Ein Fischmenu.** Daß die Aufgabe, ein abwechslungsreiches und schmackhaftes Menu allein aus Seeischaerichten herzustellen, nicht unlöslich ist, beweist folgende Speisekarte, die im vorigen Jahre den Teilnehmern der parlamentarischen Marine-Informationsreise im Geestemünder Fischereibauernrestaurant von dessen in der Küchebereitung berühmten Inhaber, Herrn Hollmeier, vorgelegt wurde, als sie die Anlagen für den Hochseefischverkehr in Geestemünde und Bremerhafen besichtigten. Das aus billigen, zur Volksernährung geeigneten Seeischa hergestellte Essen umfaßte folgende warme Gänge: Fischkraftbrühe in Tassen — Geestemünder Salzdarich mit Senfbutter (unter Island an Bord lebendfrisch gefaselt) — Rothdarich mit Seemannstunke — Karbonade von Lenatiich, Schollenfilet mit Remoulade und Kartoffelsalat, Fischpudding — Isländer Kabeljau, gebrüht, Kartoffel mit verschiedenen Gemüsen. Aus der reichen Auswahl kalter Schüsseln, die den Herrn Abgeordneten vorgelegt wurden, sind zu erwähnen: Kabeljaunaugen in Olive, eingemachte Schollen, Salat von Taichenkrebien, Kilets von geräucherter Hering in Del usw. Manche Hausfrau wird überrascht sein von dieser großen Auswahl von Gerichten, die man aus dem billigen Seeischa machen kann.

— **Rapfuchen mit Rosinen.** Schlag ein Pfund Butter schaumig und rühre sie mit 8 Eiern, einviertel Liter Heie, ebensoviel lauwarmen Milch, 2 Pfund Weizenmehl, 125 Gr. Mandeln, Muskatblüte, 125 Gramm Kleinen und 50 Gramm großen Rosinen so lang, bis der Teig Blasen schlägt. Auch muß man an die Heien vor dem Einrühren drei Löffel Kognak gießen, was den Kuchen treibt. Schütte den Teig in eine ausgebackene Form, lasse ihn aufgehen und im Ofen gar backen. Der Teig darf die Form nur bis zur Hälfte anfüllen, damit er Raum zum Aufgehen hat.

— **Pudding.** Man läßt 125 Gramm Butter auf gelindem Feuer schmelzen, gibt dann 200 Gramm feines Mehl, dann einhalb Liter — 2 Obertassen — Milch hinzu, rührt diese Masse zusammen solange über dem Feuer, bis sie sich leicht vom Topfe ablöst, läßt sie dann etwas abkühlen und rührt nach und nach 12 Eidotter, 125 Gramm Zucker, worauf man die Schale einer Zitrone abgerieben, etwas feines Kanneel und zuletzt das zu Schaum geschlagene Eiweiß hinzusetzt und läßt den Pudding in der Form eineinhalb bis zwei Stunden kochen. — Schaumsauce. —

— **Kuchen.** 65 Gramm Butter, 35 Gramm Zucker, schaumig gerührt, 8 ganze Eier, 1 Glaschen voll Rum, Muskatblüte, Zimmt und soviel Mehl, bis er die gehörige Festigkeit hat; dann ausgerollt, runde Kuchen ausgestochen, auf stark mit Mehl bestäubte Bleche gesetzt, mit Butter bestrichen und mit Zimtzucker bestreut.

Siebreizend
 ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiche, samtartige Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd - Liliennilch - Seife** von **Bergmann & Co., Hallebergl.** à Stück 50 Pf. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Brani, die Hauptstadt der Malaienstaaten, die das Bild auf Seite 129 zeigt, weckt durch ihre auf Pfähle erbauten Häuser die Erinnerung an die alten Pfahlbürger. Durch einen Vertrag mit dem Kaiser von Siam hat sich England den Besitz eines Teiles der Malaienstaaten als Kolonie gesichert.

— Zur Reise des Kaisers nach dem Süden. Kurz vor Ostern hat unser Kaiser die Reise nach der Insel Korfu angetreten, wo er u. a. das englische Königspaar als Gast bei sich sehen wird. Die Kaiserjacht „Hohenzollern“ hatte den telegraphischen Befehl erhalten, die Reise nach dem Mittelmeer durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal anzutreten und unterwegs Gibraltar anzulassen. Das Dampfschiff „Sleipner“ hatte schon vorher die Fahrt angetreten. Zur die Reise nach Venedig, wo auch der Reichskanzler Fürst Bülow in Ferien weilt, sind zwölf Tage in Aussicht genommen. Im Anschluß hieran bringen wir heute im Bilde Gibraltar (Siehe Bild S. 132).

— Eine Familien-Kompagnie gibt das Bild auf Seite 132 wieder. Der dort abgebildete Werkführer Schröder in Schierstein und seine sieben Söhne haben nämlich bei der 1. Kompagnie der Kasseler Pioniere gedient. Unser Bild zeigt die acht Vaterlandsverteidiger, in ihrer Mitte die Gattin und Mutter.

— In der St. Peterkirche in Rom (Bild Seite 133) findet am 18. April durch Papst Pius die Seligsprechung der Jungfrau von Orleans statt, eine Feier, an der die ganze katholische Christenheit lebhaften Anteil nimmt. Jeanne d'Arc, wie der eigentliche Name der Jungfrau von Orleans lautet, wurde am 6. Januar 1412 zu Domrémy in Lothringen als Tochter wohlhabender Landleute geboren. In der Not Frankreichs, das zum großen Teile von den Engländern erobert war, erhielt sie im Traum durch übernatürliche Erscheinungen den Auftrag, das belagerte Orleans zu befreien und den König nach Reims zur Krönung zu führen. Sie entsetzte Orleans im Jahre 1429, schlug die Engländer unter Talbot bei Patay und führte den König Karl VII. nach Reims, wo dieser gekrönt wurde. Trotz weiterer Siege wurde sie von dem unfähigen König und der friedenslustigen Adelspartei im Stiche gelassen. Nachdem sie schließlich den Engländern in die Hände gefallen, wurde sie am 30. Mai 1431 in Rouen als Zauberin und Heberin verbrannt. Sie starb mit größtem Mut und Gottvertrauen. Bereits im Jahre 1450 ward ihr Prozeß revidiert und sie für völlig unschuldig erklärt. Bereits vor einigen Jahren wurden ihre heroischen Tugenden durch Dekret des heiligen Stuhles anerkannt. — Die Peterkirche in Rom, die Grabkirche des Apostels Petrus, wurde in den Jahren 1506 bis 1629 erbaut. Der ursprüngliche Plan rührt von Bramante her, nach ihm waren Raffael und Michelangelo als Baumeister tätig, welsch letzterer den herrlichen und kühnen Aufbau der Kuppel schuf. Maderna vollendete den Dom, an den in den Jahren 1655 bis 1667 Bernini die riesenhaften Kolonnen anfügte. Der klare und einfache Aufbau stempelt die Peterkirche zu einem der bedeutendsten Kunstwerke aller Zeiten.



Zur Unterhaltung.



— Der kleine Berliner. In einer Berliner Gemeindegemeinschaft bemüht sich der Lehrer, seinen Zöglingen den Unterschied zwischen gleichlautenden Substantiven und Adjektiven klar zu machen. Er schreibt die Wörter „Weise“ und „weise“ an die Tafel. „Nun, Friß, welches ist der Unterschied zwischen diesen beiden Wörtern?“ fragte er einen pausbäckigen Jungen. — „Na,“ antwortete Friß mit Selbstbewußtsein, „bet ist 'ne große Weise und bet is 'ne kleine!“

— Gemütlich. Herr: Sie haben meine Geduld auf eine harte Probe gestellt! — Hausierer: Das muß ich zugeben. . . ich hätte Sie schon längst hinausgeschmissen.

— Netter Trost. Student (der bemerkt, daß er gar kein Geld mehr hat): Na, so schlimm ist's nicht — es ist ja heute schon der Zweite!

— Natürlich. Heiratsvermittler: Sehen Sie mal diese schöne junge Dame hier! Der fehlen nur die Flügel, dann wäre sie ein Engel! — Herr: Unsinn, 50 000 Taler fehlen ihr.



Rätsellecke.



Wo ist nun mein Kamerad geblieben?

Ketten-Rätsel.

drei go ho hu kel ker kur le le lei les
man ne pal se ten da win zi.

Mit Hilfe obiger 20 Silben sind zehn Wortpaare zu bilden, bei denen die Schlusssilbe des ersten Wortes mit der Anfangsilbe des zweiten übereinstimmt, z. B. Emma, Marie. Zu suchen sind die zehn je zwei Wörtern gemeinsamen Silben, deren Anfangsbuchstaben ein Land im südlichen Europa nennen. Die Wörter bezeichnen:

1. Einen Dichter des Altertums und einen Planeten.
2. Einen Berg in Palästina und einen männlichen Verwandten.
3. Einen Fluß in Wien und ein Sinnesorgan.
4. Eine Stadt in Thüringen und einen der sieben griechischen Weisen.
5. Eine veraltete Münze und eine Verzierung an Häusern.
6. Einen deutschen Dichter und einen römischen Kaiser.
7. Ein Musikinstrument und einen Vornamen.
8. Einen Vornamen und ein germanisches Volk.
9. Einen römischen Kaiser und eine Prosadichtung.
10. Einen Vornamen und einen Edelstein.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Buchstaben - Rätsel: Tana (Fluß in Norwegen und Ostafrika); Tann (Tannengeholz und Städtchen in Hessen); Tang (Wasserpflanze und Flächenmaß in Japan); Tanz.
- Zweifelbige Charade: Mollwih.
- Diamanträsel: W. Ain, Wler, Warburg, Wilbrandt, Botanik, Lanze, Ode, T.
- Rätsel: Saarbrücken — Narbrücke.
- Rebus: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.



Nr. 18.

Sonntag, 2. Mai.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

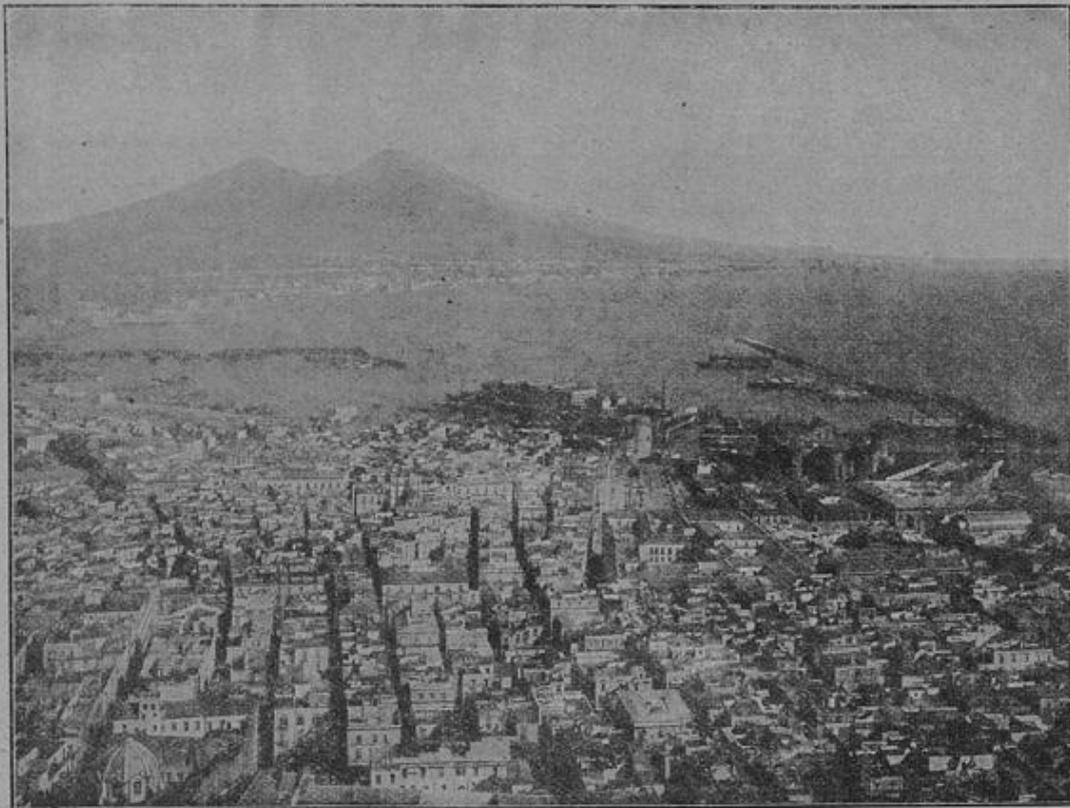
(Nachdruck verboten.)

8.

Auf einem hohen Berggipfel, tief in den Binnenlanden von Sumatra, liegt ein kleines, aber starkes Fort, das auf ein wohlhabendes Städtchen herabsieht; alles ist hier vereinigt, um den Aufenthalt dort zu einem Vorhölle des irdischen Paradieses zu machen.

Das Klima ist frisch und doch trocken. Europäische Gemüse und Blumen rufen in uns den Eindruck wach, als lebte man noch immer im lieben Vaterlande, aber einem Vaterlande, so schön, so geeignet, wie diejenigen, die darin zurückbleiben, sich niemals in ihren Träumen vorstellen konnten. Hier war es, wo Hauptmann oder vielmehr Major Marialdas neben seiner lieben jungen Frau die schönsten, die seligsten Stunden zubrachte; er war Kommandant des Forts gewor-

den und bewohnte in der eigentlichen Stadt eine herrliche, malerisch gelegene Wohnung. Aus der Vorgalerie genoss man ein stolzes, unvergleichliches Panorama über die Ebene, die sich am Fuße des Berges ausstreckte. In vollen Strömen goß der strahlende Matahari — das säuselnde Auge des Tages — sein Licht über die Fluren und Wiesen mit ihrem saftigen Grün, zwischen denen das zu ihrem Unterhalt erforderliche Wasser sprühend, spielend und sprudelnd sich einen Weg bahnte, bald trübe und farbig, dann wieder hell und durchsichtig, aber immer fröhlich plätschernd und murmelnd; Gruppen von Kokospalmen rauschten fast feierlich mit ihren riesigen Blättern; die Kampongs schoben ihre braunen Dächer friedlich zusammen unter dem Schatten reich beladener Obst- oder Blumenbäume; ein Bergstrom schlängelt sich ungestüm durch das stille, friedliche Tal, die gewaltigen Steine und Lavablöcke mit seinem Schaum besprühend, um bald danach, wenn der Banjir — die Sturmflut — seine Gewässer aufpeitscht, sie in seiner Wut mitzureißen; der Horizont wird begrenzt durch wilde Urwälder, worin ein üppiger Pflanzen-



Zur Kaiserreise nach Korsu: Der Golf von Neapel.

wuchs das Dach und den Teppich bildet, der Tiger, Rhinocerosse, Hirsche und Tapirs beschützt und ihnen als Ruheplatz dient.

Der große Weg schneidet die Ebene und die Wälder wie ein Band, das die Wildnis mit der gebildeten Welt verbindet; als ein Beweis, daß die Menschheit auch hier ihren Sitz aufgeschlagen hat und sich zum Kampfe mit der unbeseelten Natur rüstet, welche sie nach ihrer Niederwerfung lieben und bewundern kann.

Dieses unvergleichliche Schauspiel goß alle Tage neue Freude in Gertruds Herz; sie genoß die Fülle des Glücks, eines so großen Glücks, daß ihre Seele manchmal vor dem Umfange desselben zurückschrak, als von etwas Unendlichem, das sie nicht fassen konnte, ohne zu brechen oder zu sterben. In Marialbas sah sie noch immer ihren Helden, ja ihren Halbgott; seine zärtliche Liebe und nachsichtige Sanftmut gegenüber allem, was schwach war und also ihr gegenüber an erster Stelle, verlieh ihm in ihren Augen eine Anziehungskraft, die noch immer neu, immer unverändert blieb.

Es war so sicher, sich auf seinen starken Arm zu stützen, zu fühlen, daß diese Hand, welche so kräftig den Säbel schwingen konnte, sich alle erdenkliche Mühe gab, um bei jeder Berührung der ihrigen so zärtlich und sanft wie nur möglich zu sein. zu wissen, daß er jeden Blick ihrer Augen beobachtete, um zu erraten, nicht allein, was sie wünschte oder beirauerte, sondern vielmehr nur daraus zu lernen, was sie gut und edel nannte oder als niedrig und roh brandmarkte; er war die Kraft, sie die befehlende Macht.

Er konnte sie durch Sturm und Brandung tragen; sicher curste sie dann die Augen schließen und das Köpfchen an seiner breiten Brust ruhen lassen; so lange sein Arm sie umschlang, so lange sein Blick die Gefahren maß, die ihr drohten, brauchte sie nichts in ihrem Leben zu fürchten.

Sie aber gab den Ton von beider Seelenleben an, sie zeigte ihm den Weg zur Selbstüberwindung, zur Veredelung des Geistes und Herzens; sie eröffnete ihm durch ihren süßen Gesang oder ihr Klavierspiel eine ganz unbekannte Welt, sie leitete ihn, den großen, starken Mann, den unerschrockenen Helden durch das Labyrinth seiner eigenen Gedanken, sie lehrte ihn glauben, hoffen, lieben; sie suchte die scharfen Ecken seines auf dem Schlachtfelde und in den Feldlagern gebildeten Charakters zu mildern, ohne ihn aber dasjenige verlieren zu lassen, was sie über alles in ihm liebte und bewunderte, seine starke, männliche Persönlichkeit.

So lebten sie denn in- und füreinander, er scheinbar ihre Eisenfigur stützend, sie unsichtbar, doch nicht weniger stark seine Seele emporhebend. Die Bewohner des Moriz sahen mit Bewunderung und Sympathie das eigenartige Ehepaar an; niemand, der nicht das sanfte Frauchen verehrte, das den Löwen mit ihren zarten Fingern beherrschte, oder den Riesen beneidete, dessen gewaltige Kraft schließlich doch gegen so viel Anmut und so viel klaren Verstand unterlegen war.

Sie hatte noch keine Minute Reue gefühlt über die Wahl, die sie zwischen Vater und Bräutigam getroffen hatte, und wie sollte sie auch? Da drüben — und schauernd wunderte sie sich darüber, wie sie so lange zufriedener und selbst glücklich gewesen war mit solch' einem Schein von Leben — war sie ja erstet.

Tante Hanna schenkte ihrem Vater seinen Bittern ein, las ihm die Zeitung vor, drehte das Radwerk seines Hanies ebenso regelmäßig auf, und ohne Zweifel, er vergaß oft, daß es seine Schwester und nicht seine Tochter war, die es in Bewegung setzte. Daß er ihnen nicht verziehen hatte, brachte mitunter eine dunkle Wolke auf Gertruds reine Stirn, doch nur für einen Augenblick; sie hatte nicht anders handeln können, und ihres Vaters Zorn schien in ihrem Auge nichts als der düstere Hintergrund, wogegen ihr unvermishtes Glück sich scharf abhob, als der braune Schatten, der Marialbas Liebe um so heller strahlen ließ, als das bittere Kraut, das die süße Speise so duftig und stärkend schmecken ließ. Nun erst wußte sie, wie schön das Leben, wie herrlich die Liebe war, und wenn mitunter unwillkürlich ein Gefühl von Heimweh sie ergriff, so war hier doch noch einer, mit dem sie über Heimat und die Familie und die Freunde in Holland ruhig sprechen konnte.

Hubert Bergmanns befand sich auch auf Fort Moriz unter dem Oberbefehl seines Helden, für den er noch immer dieselbe Bewunderung, noch stets dieselbe Verehrung hegte.

Es war Marialbas angenehm, den lustigen, aber doch zuweilen etwas unbesonnenen, leichtlebigen jungen Leutnant unter seinen Befehlen zu haben; er gab ihm manchen Rat, manchen Wink, der ihn vor vielen Dummheiten und Unüberlegtheiten bewahrte; Hubert war dankbar und zeigte so-

wohl seinem Vorgesetzten, wie dessen angebeteter Frau eine ritterliche Huldigung.

Eines Nachmittags saßen Gertrud, Hubert und einige andere Gäste in der Borgalerie; der Major war für einige Tage abwesend, um einen kleinen Aufstand, der tiefer im Gebirge entstanden war, zu unterdrücken.

Gertrud war still in sich gefehrt; ihre Gedanken verweilten bei ihrem abwesenden Helden. Sie bedauerte es unaußsprechlich, ihm nicht folgen zu können, die Gefahren von seinem geliebten Haupte mit ihrem Leibe nicht abwenden zu können.

Die anderen suchten sie zu trösten und zu ermuntern. Da war der Sekretär des Gouverneurs und seine Frau, ein gutmütiges indisches Frauchen, das viel, aber sehr schlechtes Holländisch sprach; zwei unbedeutende Damen, Töchter eines pensionierten Stabsoffiziers, die beide sehr für Hubert schwärmten und jedes seiner Worte als ein Orakel betrachteten, obgleich ihnen die nötige Beredsamkeit fehlte, um dieser Bewunderung in Worten Luft zu machen, und dann noch eine gewisse Frau Dolmer.

„Aber, gnädige Frau,“ sagte die Sekretärsfrau Minchen Novius, „wie ist das, wenn Ihr Mann nach Atjeh geht! Nun schon so still, warum auden Sie jetzt schon so traurig drein?“

„Ach, liebe Frau Novius,“ antwortete Gertrud, „ich kann nichts daran tun, aber ich bin so unruhig. Wie es mir zu Mute sein wird, wenn Marialbas wirklich einmal einen Feldzug mitmachen muß, kann ich nicht im voraus sagen, aber wenn ich immer so ängstlich sein muß, wie nun, dann wird es ein unglückliches Leben sein.“

„Nein, Gertrud!“ rief Hubert aus, „du mußt nicht so ängstlich sein, der Major läuft keine Gefahr; nichts kann ihm schaden, er hat schon so viel mitgemacht, und was er nun erlebt, ist nur Kinderpiel. O, daß ich nun gerade im Lazarett sein mühte, als er mit unseren Jungen abmarschierte!“

Das jüngere Fräulein Beerweld schlug die Augen zum Himmel empor, als wollte sie diesem danken für den willkommenen Zufall, der Hubert im Fort zurückgehalten hatte; das ältere sah recht kriegerisch drein, zum Beweise, daß sie seine heldenmüthige Stimmung teilte. Gertrud lächelte, aber antwortete nichts. Frau Dolmer zuckte verächtlich die Achseln und ließ ein dumpfes Murren hören. Der Sekretär lachte.

„Weshalb lachst du so?“ fragte sein Minchen.

„Weil ich mir vorstellen, wie angenehm du es finden würdest, wenn ich einmal nach Atjeh mühte.“

„O pfui, Frau Novius!“ rief Gertrud aus, „das ist doch sicher Verleumdung.“

„Ich bin ganz froh, wenn er weggeht; wirklich, dann ist auch kein Bank mehr.“

„Und ich höre keine Schimpfworte mehr; glauben Sie mir, Frau Marialbas, wenn Sie einmal so lange verheiratet sind, wie mein Minchen und ich, dann werden Sie Ihr Glück nicht kennen, wenn die Regierung Ihnen ein paar Tage Ferien gibt, und der Major wird es seinerseits auch tun.“

„Ich weiß, daß Sie im Scherz sprechen, darum nehme ich es Ihnen nicht übel,“ sagte Gertrud in solch' einem kühlen Tone, daß es Novius deutlich sein mußte, wie wenig seine Witze nach ihrem Geschmack waren.

Huberts Augen flammten vor Entrüstung; seitdem seine Auline die Gattin seines Lieblingshelden geworden war, hatte er seinen vertraulichen Ton von früher ganz fahren lassen und behandelte sie mit einer Ehrfurcht und Hochachtung, daß sie manchmal kaum ihr Lachen unterdrücken konnte.

„Sie sprechen über Dinge, mein Herr, wovon Sie nicht das mindeste verstehen; es gibt Dinge, worüber man selbst mit lachender Miene nicht spotten darf, und dazu gehört das Ehegück von Herrn und Frau Marialbas.“

Die beiden Nymphen sahen voll tiefer Entrüstung den Sekretär und wohlwollend und selig lächelnd den stolzen Leutnant an.

„Mein guter Herr Leutnant,“ sprach Frau Dolmer, „darf ich Ihnen meinerseits etwas sagen, so ist es dies: Warten Sie damit, solche Dinge zu beurteilen, bis die holländischen Staubeitlichen Ihre Boren verlassen haben, und Sie besser wissen, was Indien und das indische Leben bedeutet. Ehegück gedeiht eben so wenig in den Wendekreisen, wie Frauentugend und Männertreue.“

„Sehr schmeichelhaft für Frau Novius und den seligen Herrn Dolmer.“

„Wir kennen einander, Freundchen, und wissen, was jeder von uns wert ist: Frauen sind Katzen, die eine mehr, die andere minder, doch alle verbergen ihre scharfen Krallen unter Handschuhen, bis die Nägel durch das Glas hindurchdringen,“ sprach Novius, immer scherzend, „und in In-

dien gehört das Tragen von Handichuben zu den Seltenheiten.

Die Schwestern warfen ängstliche Blicke auf ihre kurzen, biden Finger mit den weiß bespritzten Nägeln.

Minchen sah ihn böse an.

„Warte nur, wenn ich mit dir zanke, dann sollst du was erleben,“ und dann zu Gertrud: „gnädige Frau, warten Sie mal, Sie werden später auch froh sein, wenn Ihr Mann ins Feld muß.“

„Hört mal!“ rief Gertrud mit glänzenden Augen, „die Militärmusik.“

Sie eilte nach der Balustrade und lehnte sich darüber, um zu sehen, ob sie auf dem zickzackförmigen Wege die Truppen nicht gewahren könnte.

Minchen hobius schüttelte den Kopf.

„Zu arg, diese njonja toftol *), so närrisch mit ihren Männern,“ sagte sie zu den beiden Mädchen, die aber Hubert, dessen Neugierde ihm gerade so wie seine Kusine zum Ausschauen zwang, schmachend ansahen, als sänden sie es gar nicht ärgerlich, für ihn und für ihn allein der Holländerin nachzufolgen.

„Da sind sie,“ jubelte Gertrud.

In einem Sprunge war Hubert über das Gitter und eilte nach vorne, wo ein hübsch angelegtes Rosenbeet das Haus von der Straße trennte.

„Die Gesellschaft verzeiht mir?“ sprach Gertrud mit einem allerliebsten Erblöten und einem glücklichen Lächeln, und ohne ihre Antwort abzuwarten, ging sie die Stufen hinab und folgte Hubert nach vorne.

Die Damen standen auch auf. Hobius ging ganz gemütlich, in Gedanken versunken, hinter den dreien her.

Mariavas erschien bald an der Spitze seiner Mannschaften; lächelnd grüßte er die Gesellschaft mit einem Kopfnicken und wechselte einen Blick voll unbeschreiblicher Freude und Liebe mit seiner Frau, die ihn mit Tränen in den Augen betrachtete.

Eine halbe Stunde später kehrte er vom Fort zurück. Hubert und Gertrud kamen ihm entgegen und sie warf sich in seine Arme, ohne in ihrer Unschuld daran zu denken, wie ihre Liebesbezeugung verspottet, beneidet ja selbst verdächtigt werden würde; aber sie hatte nur Augen für ihren Helden.

„Meine Gelbin, mein Liebling!“ sagte Mariavas mit Rührung in der Stimme.

„Bist du verwundet, bist du müde, sind es schwere, harte Tage gewesen?“ fragte sie zärtlich.

„Alles ist schon vergessen, nun ich dich wiedersehe; aber es ist mir, als ob ich weniger tapfer wäre, nun ich wußte, wach' ein Empfang meiner wartete.“

„Aber die Aufständischen sind doch unterworfen, nicht wahr, Herr Major?“

„Gewiß, Hubert, alles ist nach Wunsch gegangen, und die Wädelstührer sind in unserer Gewalt.“

Nun begrüßte Mariavas mit seiner Frau am Arme die übrigen Gäste, und lud sie zum Bleiben ein, aber Hobius und Frau Dolmer erklärten, dieses läche Zusammensein nicht hören zu wollen; die Dame machte ein höchst ernstes Gesicht, und niemand hätte im Ernst behaupten können, daß sie spottete. Hobius nahm mit seinem Minchen Abschied, und auch die beiden Mädchen, Johanna und Jakobine, sagten Herrn und Frau Mariavas guten Tag und hielten Ausschau nach Hubert, der aber die Absicht zu haben schien, noch eine Weile in dem trauten Heim des Majors zu bleiben.

Mariavas erzählte die Einzelheiten seiner Expedition, während Gertrud ihm Erfrischungen vorsetzte, hat die Aufmerksamkeit überlud und nicht müde wurde, ihm anzuhören und sein gutes Aussehen zu bewundern.

Als er sein einfaches Mahl beendet hatte, entfernte Hubert sich, und nun erst konnten sie sich so recht von Herzen ausprechen.

„Also du hast doch immer an mich gedacht während des Kampfes und des Blutergießens?“ fragte Gertrud, glücklich lächelnd.

„Eigentlich viel zu viel, mein Herz! Ich war bange, Gertrud, ich, der ich noch niemals in meinem Leben Furcht gekannt habe!“

„Und wovor denn, mein Held?“

„Weiß ich es? Vor dem Tode vielleicht, nun das Leben so herrlich, so süß ist und doch . . . und doch . . . es gibt Augenblicke, wo ich zu sterben wünschte, denn ich glaube nicht, Gertrud, daß ich noch glücklicher werden kann, als ich es nun bin.“

„Aber ist es denn notwendig?“ fragte sie schelmisch lächelnd.

*) Holländische Damen.

„Es kann nicht lange dauern, es ist zu viel des Glückes; was das Leben uns auch bringen mag, nichts kann dem gegenwärtigen gleichkommen; darum wäre es vielleicht besser, jetzt zu sterben, nun wir beide auf Erden gar nichts mehr zu wünschen haben. Weinst du denn nicht auch?“

„D'psui, nein, sprich doch nicht so! Gott behüte uns davor! Warum sollte er uns dieses Glück mißgönnen, wir sind ihm ja dankbar dafür? Ich habe so innig und andächtig gebetet, während du dich in den gefährvollen Kämpfen befindest, und mein Gebet ist ja erhört worden, warum sollte man sich denn den Tod wünschen!“

„Ich wünschte ihn ja auch nicht; ich wünschte nur, daß nach dem Sturm immer eine solche Ruhe kommen möchte, daß er noch einmal so wild tobte, und mich mit größerer Gewalt angriffe, damit ich mein Glück teuer genug erkaufen könnte.“

„Lieber Mann, möge denn unsere Liebe immer zunehmen, das erhört auch unser Glück.“

„Möge das so sein, Gertrud! O, ich kann es gar nicht begreifen, daß nun gerade mir ein solches Glück zuteil wird; ich habe niemals so etwas gesehen, das ihm nahe kommt, ich, der ich doch so viel gesehen habe. Warum mußte ich, der schwarze Soldat, ich, der ich nichts anderes verstand, als meinen Degen zu führen, eine solche Liebe antreffen? Es ist zu viel der Freude, zu viel des Glückes für mich, und das kann ein Mensch nicht tragen.“

„Ei, wenn er es verdient?“

„Nun denn, mein Engel, möge dies der einzige Gegenstand sein, worüber unsere Herzen nicht einig werden können.“

Die Sonne war schon lange untergegangen und der Mond, der einer silbernen Sichel gleich über den Bergen schwebte, goß sein stählernes Licht über die Triften und die Wälder, drang zwischen den Gewässern und den Bäumen hindurch und verwandelte die Tropfen in Perlen, das Gras in einen Blumenteppeich.

Mariavas und Gertrud hielten einander fest umschlungen und sonden die Welt schön und den Himmel unendlich wie ihre Liebe.

9.

Hobius, der Sekretär, war einer jener Menschen, welche in allen Landstrichen gefunden werden, deren Eigentümlichkeiten aber vor allem in der indischen Gesellschaft zu voller Blüte gelangen; die tropische Sonne läßt die feinen Blättchen, die an unseren Bächen wachsen, zu riesigem Kornkraut emporstieigen, sie verwandelt die lieblichen Champignons in unsehenerliche Pilze, unsere kleinen Nattern werden durch ihre Wärme gewaltige und nicht weniger gefährliche Schlangen.

Er konnte sich nichts vorstellen, das einen Vergleich mit seiner eiaenen, unübertroffenen Person aushalten konnte; wirklich hatte er auch viele Talente, ein vorteilhaftes Neuhere und den nötigen Takt, um Gebrauch davon zu machen; wie er auch geschäftig wurde, immer bildete er sich ein, daß dies noch viel weniger wäre, als dasjenige, worauf er mit vollem Recht Anspruch machen könnte.

Doch konnte man Jahre und Jahre mit ihm umgehen, ohne die geringste Spur von dieser erstaunlichen Eigenliebe zu entdecken; er hatte den guten Geschmack, diese Vorliebe und Verliebtheit in seine eigene Person zu verbergen und niemand wußte, wieviel Streit, wieviele Mühe ihn dies kostete; in der einen oder anderen Weise rächte sich die Natur denn auch für die Gewalt, die er ihr ohne zu ruhen antat.

Da diese Liebe sich nicht frei offenbaren konnte, so verriet sie ihre Anwesenheit doch durch eine innige, nicht zu verbergende Geringschätzung und selbst Verachtung vor allem, was nicht das seinige war oder mit dem seinigen in Verbindung stand, vor dem, was er nicht begriff oder begreifen wollte, und vor allem, das über sein niedriges Herz erhaben war. Bis jetzt hatte er für diese Antipathie auf Fort Moriz noch keinen Gegenstand gefunden; die gefährlichste Schmeichelei ist die Minderheit der Personen, die uns umringen, und bis an die Ankunft des Majors Mariavas, dessen Frau und Huberts, war Hobius unbestritten der erste in Gesellschaften, auf Bällen und selbst im Klub gewesen.

Nun aber hörte er nichts als Lobreden auf Frau Mariavas; andererseits wurde Hubert Bergmans von jung und alt als der angenehmste Kavalier, der lebenswürdigste Tänzer, der glücklichste Billardspieler und der fröhlichste Sänger gerühmt.

Er fühlte, daß man ihn, den Mann in mittleren Jahren, der dabei das zweifelhafte Vorrecht hatte, unglücklicherweise verheiratet zu sein, bei weitem geringer schätzte als den jun-

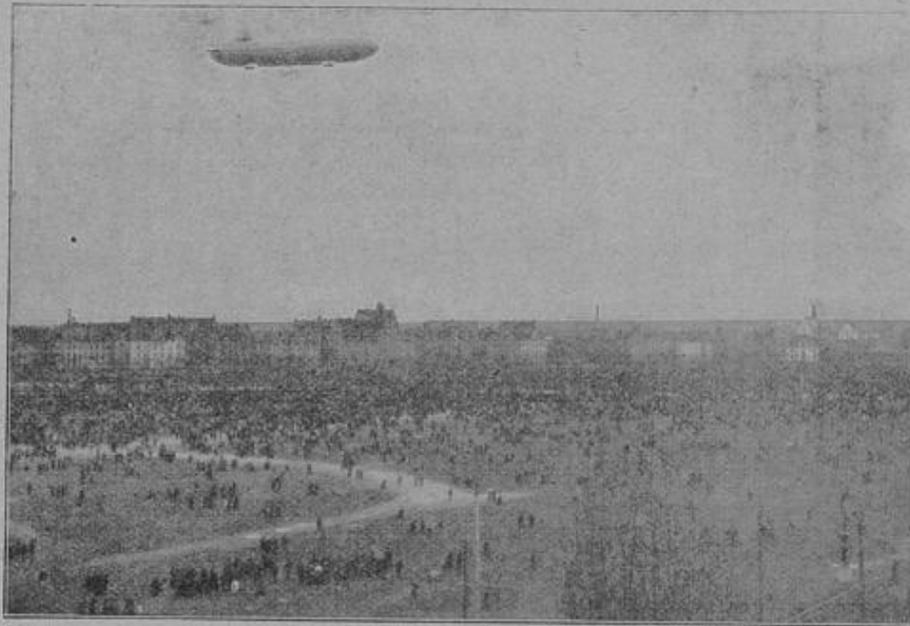
gen, lebenslustigen, begabten Leutnant; er sah ein, daß bisher sein Königreich aus Blinden bestanden hatte und sein Königtum das des Einäugigen gewesen war; nur Mangel an etwas Besserem hatte ihm zum Mittelpunkt der Gesellschaft auf dort Moritz gemacht und selbst Minchens Eigentümlichkeiten ertragen lassen.

Bittere Eifersucht erfüllte Hovius' Seele; nichts fand er lächerlicher als die Komödie, welche Frau Marialvas nach seiner Ansicht mit ihrem schwarzen Neger spielte; sie hatte ihn geheiratet, warum — nun ja, wegen irgend etwas, so wie er an Minchen gekommen war. Die einen erzählten dies, die anderen das, niemand wußte das Richtige davon, allein stand es fest, daß sie reich, sehr reich war, und daß das Geld bei ihm den Ausschlag gegeben hatte. Bei Marialvas hatte sicher seine Stellung reichlich die Langlewile aufgewogen, die die echte holländische Haushaltung, worin Gertrud lebte, bot.

Liebe, es gab nichts, worüber Hovius so bitter spotten konnte; um Liebe zu sehen, kauft man Romane oder geht ins Theater, da wird Liebe für Geld gezeigt, aber im wirklichen Leben besteht sie nicht. Es war ihm hinderlich, dies anzusehen, ohne daß er etwas dafür bezahlte, das brachte seine Begriffe in Verwirrung und was er dachte, was er meinte, war und blieb wahr; es war eine unerzeihliche Vermessenheit, in diese Dinge Veränderung zu bringen und wer daran schuldig war, mußte bestraft werden; dieses lächerliche sogenannte Glück stand ihm im Wege und am liebsten hätte er demselben ein Ende gemacht.

Frau Marialvas und Minchen, er und der Major! Zwei Kontraste, o, daß sie nur nicht zueinander gehörten; solch' eine Frau paßte nicht an ihre Seite, ebenso wenig wie solch' ein Mann neben Gertrud; das Schicksal war grausam, aber konnte er nichts ändern daran?

Auf Bitten Gertruds brachte Marialvas täglich oder fast täglich ein Stündchen im Klub zu, er war nicht gerne dort,



Zur Fernfahrt des Reichsluftschiffes „Zeppelin 1“ von Friedrichshafen nach München. „Zeppelin 1“ über München kreuzend, um auf der Theresienwiese zu landen.

seine Gedanken blieben doch zu Hause bei seiner Frau, er trank seine Flasche Mineralwasser dort, sprach mit diesem und jenem einige Worte, las die Zeitung durch und stand auf, um wieder nach Hause zurückzukehren. Gewöhnlich hörte er am Billard Huberts fröhliche Stimme, die alle anderen übertönte, heute aber schien der Leutnant nicht da zu sein.

In Begleitung des Sekretärs verließ Marialvas den Klub und ging den ziemlich kurzen Weg, der nach seinem Hause führte; es war eine Stunde nach Mittag, also stand die Sonne am höchsten.

„Gefällt es Ihrer Frau hier noch immer gut?“ war Hovius' scheinbar gleichgültige Frage.

„O ja,“ antwortete Marialvas, der allein seiner Gertrud gegenüber wortreich, ja selbst berechtigt zu sein wagte.

„Und vermißt sie nicht viel, entbehrt sie nichts von dem, was sie verlassen hat?“

„Sie gewöhnt sich sehr gut.“

„Welch' ein Glück für sie und für Sie selbst, Herr Major, daß dieser junge Bergmanns auch hierher veretzt worden ist! Sie konnten einander ja wohl von zartester Jugend an?“

„Bergmanns ist mit meiner Frau verwandt; ich dachte, das wäre Ihnen bekannt gewesen!“

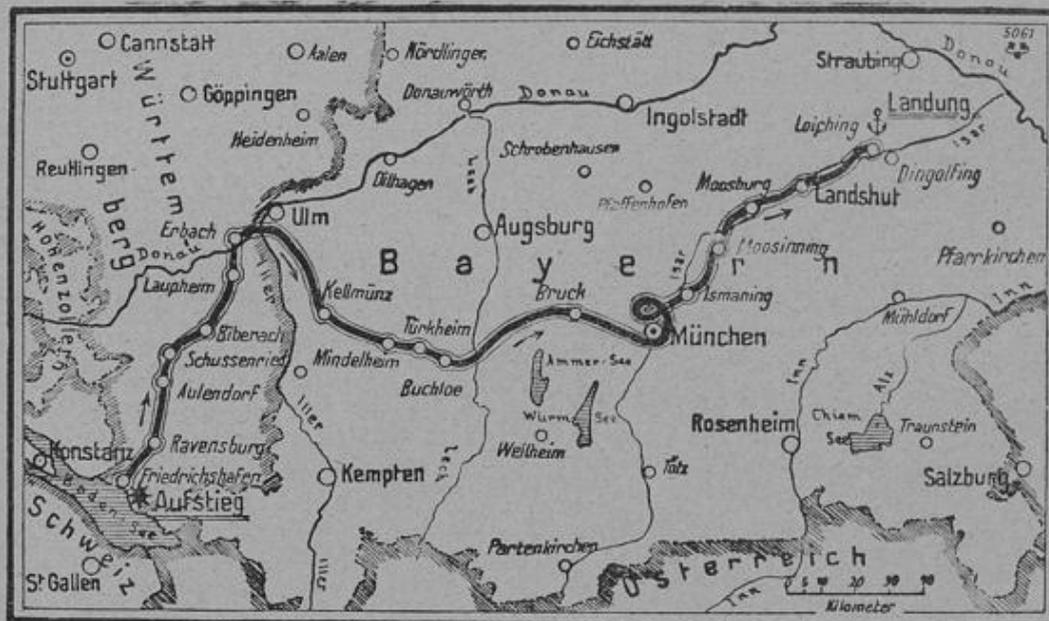
„Ach so! Na, ja, es ist ein hübsches Pärchen; gehen Sie diesen Weg?“

„Ich habe noch etwas bei Frau Dolmer zu bestellen.“

„Gi, dann gehe ich so weit mit! Eine Schneidma Dame, diese Frau Dolmer.“

Wenige Augenblicke danach langten sie dort an.

Fortf. folgt.



Der Flug des „Zeppelin 1“ nach Dingolfing.



Hoffhauspieler Adolf von Sonnenthal.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Dieterich.

(Fortsetzung.) Nachdruck verboten.)

Nichts auf der Welt ist hartnäckiger im Wiederkommen und Bleiben, als die Sorge, die man sich einmal eingeladen hat. Sie geht für kurze Zeit — das heißt, man vergißt sie vor lauter anderen Gedanken — — und Sorgen — und dann ist sie wieder da. Ueberall meint man sie zu sehen, wenn auch keine wirkliche da ist.

So ging es auch dem Herren von Marienwalde. Wenn er an seinem Fichtenwalde vorbei ging, sah die Sorge hinter jedem Baume und sah den Gutsherrn schadenfroh grinzend an. Der Wald war ja eigentlich sein Eigentum nicht mehr und doch seine ganze Hoffnung, sein einziger Rettungsanker. Und darum bangte er unbewußt um ihn wie Leute, die nur ein Kind haben und eine Hoffnung.

Auch von Volmer hatte nur ein Kind, dessen heiterer Sinn noch immer nicht recht zurückkehren wollte. Und es war doch schon Juni; die Rosen fingen an zu blühen, nur nicht auf den Wangen seiner Cezi-Liese.

Friedlich ruht die ganze Weiden- und Feldlandschaft um die elfte Abendstunde. Der Wald steht schwarz und schweigt; kaum hörbar raucht der Nachtwind durch die Kronen. Weiße Nebel steigen aus den Weiden wunderbar und huschen dünn über die Roggenfelder, in dessen Gewoge sich sanftes Mondlicht schaukelt.

Ueber nah und fern sendet die volle Scheibe nun ihr unsicheres Licht; in Sinnen steht von Volmer am Fenster und schaut traumberloren hinaus zu dem blauen Nachthimmel. Zu ihm herüber leuchten die gelbpannten, weißen Schirme des Kllebers, und die roten Miltenspyramiden der letzten Mastanien.

Aber nicht, um den Zauber einer Juninacht zu bewundern, steht der Gutsherr am Fenster und schaut hinaus. Er konnte nicht schlafen; etwas in ihm trieb den Schlummer weg und brachte Unruhe in seine Seele. Es muß wohl der Nachhall der Unterredung tun, die er heute nachmittag mit dem Major und von Dirling gehabt hatte. Die Gespenster des zweiten Gesichtes haben die beiden ihm in allen Formen noch einmal vor sein geistiges Auge geführt, von dem sie

schemenhaft stehen blieben und ihn geheimnisvoll umschweben. Aus dem Zweifler am zweiten Gesicht ist ein Gläubiger geworden, der unbewußt selbst eine hellsehende Stunde hat.

Ober hat etwas anders die unruhige Bewegung über von Volmer gebracht?

Vielleicht tut es der schwere Duft, der jetzt, vom leichten Nachtwinde getragen, stark zu ihm herüber schlägt. Auch der Gedanke an seine Cezi-Liese kann es tun. Diese soll ja morgen von ihm, das heißt: nur an die See soll sein Kind für einige Wochen. Dort sollte es die Sehnsucht in den Augen verlieren, und dafür wieder Lebensfreude und rote Wangen finden. So hatte der Major von Langst gelagt, der auch der geistige Urheber des ganzen Planes war. Verta und die Kinder sollten mitreisen und bis Münster von Dirling und Eve auch . . .

Alles mögliche durchzieht die Seele von Volmers, die fliehenden und springenden Gedanken rasten nimmer, die auftauchenden und wieder erlöschenden Bilder der erregten Phantasie wollen nicht aufhören und wechseln eine immer größere Unruhe im Innern des Mannes aus, dessen sie sich einmal bemächtigt hat.

Von den Türmen der Stadt schlagen die Uhren, und eine neue Stunde löst die entschwundene ab. Summend und klingend durchdringt es die Nacht und hallt eine Weile nach. Ein Luftzug bewegte die Vorhänge, und Mondlicht fließt hinüber.

Groß richtet sich etwas vor der Seele des Mannes auf und umklammert diese fest mit unsichtbaren Armen.

Es war das Forttönen der Ahnungen der alten Fei im Herzen des Gutsherrn, der Bann, in den unbewußt seine Seele geschlagen war.

Fester bestet er den Blick auf den Fichtenwald, dessen fahlrote Stämme zu ihm herüber winken. Es kam ihm sonderbar vor, wie ein Gruß vor dem Abschiednehmen. Wohl, weil sein Kind morgen ging!

Von Volmer zuckte plötzlich zusammen. Klammert da nicht etwas im Walde auf! Mit einem Schreckenlaute springt er vom Fenster, wendet sich, und — vor ihm steht seine Frau. Nicht vor seinem Gesichte zuckte der Feuerstein der Kerae, welche seine Frau hält, und er mit ängstlich blickendem Auge betrachtet.

„Du, Christa, bist du es?“

„Ja, ich! Ich konnte . . . ich mochte nicht länger allein sein, ich habe auch noch nicht geschlafen . . . Doch, was ist dir, Gisbert, du zitterst ja förmlich!“

„Ich . . . ich habe es . . . deutlich gesehen; es mag Wahnsinn sein, aber gesehen habe ich es!“ Unruhig sieht von Volmer zum Fenster hinaus, dessen Riegel er mit zuckender Hand umklammert. Frau von Volmer sah auch ein Schreden durch die Glieder.

„Du hast geschlafen und schwer geträumt, oder Geister gesehen. Sprich doch, Mann!“ Drängend spricht die Frau es.

„Es ist fort, weg, Christa, ich sah so einsam und sann und dachte, bis ich plötzlich meinte, eine Flamme — im Fichtenwalde zu sehen.“

Damit öffnet seine Gattin das Fenster vollends. Still und ruhig, schwarz und einsam steht der Wald da; nur Mondlichter huschen zitternd hinüber und versilbern ihn schwach.

„Aber gesehen habe ich doch!“ beharrt eigenfönnig der Gutsherr.

„In deiner Phantasie; du hättest mit meinem Bruder und



Zum Fußball-Städtewettkampf Berlin-Wien: Die siegreiche Wiener Mannschaft.

Herrn von Dirling nicht mehr von dem zweiten Gesichte anfangen sollen; es erregt dich, und du hast keine Ruhe!"

Ein Windzug schließt das geöffnete Fenster wieder halb, Frau von Volmer sieht hinein und — und erschrickt auch, doch nur für einen Augenblick.

"So, Gisbert, nun komme einmal hierher, und du hast deine Flammen im Walde, die dich so erschrecken!" Von Volmer sieht hinein; es ist der Widerschein der Kerzenflamme, der sich mehrfach in dem halb geöffneten Fenster und einem Glase bricht. "Da hast du die Flammen deiner Phantasie!"

Und doch schüttelt der Gutsherr ungläubig seinen Kopf, und ein eigentümliches Lächeln umspielt seinen Mund.

"Aber meine innere Unruhe, die nicht von mir will!"

"Das ist das anhaltend heiße Wetter schuld, alles schaut nach der grauen Wand im Westen, die wie eine Mauer steht, und nicht höher steigt. Alle Leute leben mit Unruhe nach Westen, wo sich noch immer keine Regenwolken zeigen wollen."

"Nein, nein! eine geheimnisvolle Sorge schleicht mir nach seit einigen Tagen, und ich kann ihr nicht ausweichen, weil ich sie nicht sehe."

"Weil du keine hast, du machst dir Sorgen und grübelst zur unrechten Zeit, daher das ganze."

Kämpfe mal gegen innere Unruhe; es ist vergebene Mühe, Frau. Ich kann bald mein liebes Marienwalde „Gut Unruhe“ taufen. Die weicht nicht mehr, seit von Echt einmal seinen Fuß hierhin gesetzt hat."

Cezi-Diefens Augen hingen Abschied nehmend am Gesichte der Mutter; es fiel ihr so schwer, zu gehen, und doch sollte es nur für wenige Wochen sein. Die Empfindungen ihrer Seele waren geteilt; trotz dem eigentümlichen Gefühle, das ihr den Abschied erschwerte, drängte eine namenlose Sehnsucht, ein unbezwingliches Etwas sie fort.

Unverstandene, aber bewußte Seelenbewegungen.

"So, mein Liebling, nun reise mit Gott und kehre ganz gesund und heiter zu uns zurück; ich werde dich entbehren, Kind, aber — es ist ja gut für dich."

Damit küßte Frau von Volmer ihre Tochter und fühlte, daß deren warme Lippen zuckten. Ihre Tränen tropften auf des Mädchens Wangen.

Wald schritt der Gutsherr und seine Tochter dem Forsthaufe zu. Von hieraus sollte der Wagen sie und Eve zur Bahn fahren.

Ein wundervoller Morgen in der Vorkommerzeit. Alles war so taufrisch. Noch lag die Erde verträumt da, wie ein vergessenes Märchen.

Die beiden schwiegen!

Durch den Nichtenwald zog ein frisches Morgenlächeln, und es säuselte wie ein Abschiedsgruß in den Wipeln. An der Waldecke stand die alte, majestätische Nichte, welche ihre Zweige schwermütig zur Erde senkte. Cezi-Diefe liebte diesen Baum am meisten; liebevoll strich sie mit zarter Hand über die lange, dunkle Mähne des gutmütigen Niesen. Und sie mußte an Hans Karl denken, mit dem sie so oft unter dem Baume auf dem weichen Nadelpolster geessen hatte.

"Was tust du, Kind?"

"Ich sage meiner Nichte „Lebewohl“, Vater!"

"Nichte . . . lebe wohl . . . ja . . ." Von Volmer sah seine Tochter an, die Erinnerung an die Nacht kam ihm, und sein Lächeln war bitter.

Cezi-Diefe merkte es nicht, weil sie zum Finkelsbache hinüber sah, wo gelbe Dotterblumen mit ihren glänzenden Blüten winkten, lockige Birnen blühten wie verblässhende Sterne wehten und das Berggipfelnicht in blauen Streifen das Wasserlein entlang wanderte . . .

In Forsthaufe nahm Eve von ihrer mütterlichen Sorgerin der Frau von Bracht, Abschied. Sie trat in eine neue Lebensphase ein und fühlte es.

"Sorge nicht, Eve, du gehst zwar in ein anderes Leben, ohne es zu kennen; aber es erwartet dich eine Mutter als Töchterchen."

"Ich gehe auch gern ins stille Westfalenland mit seiner Heide, doch die Heimat verläßt man immer ungern oder mit gemischten Gefühlen."

"Die Hauptsache ist, daß man seine neue Heimat mit anderen Menschen verstehen lernt; das kann man nur durch Liebe, und ich glaube, deine Liebesfähigkeit ist groß genug, um es fertig zu bringen."

"Was in meinen Kräften steht, will ich in der neuen Heimat tun."

"Eins muß ich dir noch sagen; denn ich habe mehr gelebt und gelitten und bin dir in der Lebenserfahrung weit voran: kein Leben ist schattenlos; hier und da faßt Gottes Hand

derb in unser Glück, herbe Ueberraschungen und Enttäuschungen birgt der Lebensernst im Schoße. Wenn wir etwas mit unserm schwachen Verstande nicht begreifen, und etwas in uns sich auflehnen will, so halte still, beuge dich, und es kommt dir. Dann vergiß auch mich in der neuen Heimat nicht!" Nun gehe, und Gott segne dich und sei dein Hort!" Es kam der Frau von Herzen und ging auch wieder zu Herzen.

"Sie sind so gut, liebe Frau von Bracht, ich nehme Ihre Worte und Ihr Bild im Herzen mit, und . . ." Tränen verhinderten Eve am Weitersprechen. Frau von Bracht fühlte, wie heftig ihre Hände ergriffen wurden, und zwei zuckende Lippen sich in abschiedswehem Weinen auf ihre Wangen preßten.

Bald fuhren Cezi-Diefe und Eve der Stadt zu. Es war der Gutsherr, als hätte des Vaters Stimme etwas Unsicheres und Angstvolles gehabt, als er Abschied nahm. Sie verstand es nicht, und lehnte sich in die Wagentür zurück, eigen war es ihr, da der Wagen ins Dorf einbog, und sie noch einmal dem Vater zuwinkte.

Der Schritt nach Hause unter von Strahlen gewecktem Vogelgesang, — und die Unruhe schlich wieder leise hinter ihm her . . .

Nach kaum einer Stunde sah die ganze „Reisefarawane" — eine Bezeichnung des Majorz, — im Abteil, und der Zug trug sie hinaus, Cezi-Diefe, Berta und die Kinder nach der weiten, unermesslichen See und Eve und von Dirling nach der stillen Heide. —

Seit zwei Stunden war Klaus mit dem Korbwagen zur Bahn und noch war nichts auf der Landstraße zu sehen. So bald sich nur ein Staubwölkchen zeigte, hielt die alte Frau am Fenster die Hand über die Augen und spähte hinaus. Noch immer nichts!

Sie schüttelte den weißen Kopf mit dem akuraten Scheitel, strich mit beiden Händen über das nebelgraue Kleid, und zog das weiße Spigenbüschel an einer Seite etwas tiefer.

Es war Frau von Dirling, welche auf ihre Kinder wartete. Rupert hatte geschrieben, daß er mit dem Zuge bestimmt kommen wollte, und nun sah sie noch immer nichts. Wie lehnte sie sich nach ihrem Kinde, das seit Januar verwundet, krank in der Fremde gelegen hatte. Sie freute sich, dessen geliebte Braut zu begrüßen, und beide in die Arme zu schließen.

Noch einmal hob die Sinnende ihren Blick. Nichts! Da mußte doch wenigstens Klaus zurück sein!

Jetzt huschte plötzlich ein feines Lächeln über die Züge der Herrin von Dirlingshorst. Ja, so war es, sie kannte ihren Jungen.

"Annette! Annette!"

"Gnädige Frau! Gnädige Frau!"

Aus dem Nebenzimmer kam die Gerufene, welches stets in der Nähe der Herrin war.

"Hilf mir herunter in den Stuhl und fahre mich in den Wildrosenkamp!" Bald sah die Mutter von Dirlings unter dem blühenden Geranke der wilden Rosen, welche den Garten von Dirlingshorst nach der Heide zu abschlossen. "So, Annette, nun gehe an deine Arbeit, ich will allein hier warten!"

Von ihrem Sitze aus konnte Frau von Dirling die Heide teilweise übersehen, aber nicht gesehen werden.

Der Leutnant und Eve schritten durch die Heide, von deren Wandern er dem geliebten Mädchen so oft erzählt hatte. Wie die Mutter geahnt hatte, so war es geschehen, von Dirling hatte Klaus befohlen, später mit dem Wagen nach Danie zu fahren; er selbst ging mit Eve durch die Heide, um die Mutter zu überraschen.

Ein herrlicher Gang! Ueber ihnen im glänzenden, bläulichen Aether standen Lerchen und sangen ein Lied der großen Lebensfreude, das keine federleichte Wölkchen über die Heide trugen. Dazwischen klang das Geigen, Zirpen und Singen der unzähligen Heidetierchen, deren Reich der vielverklungene Wurzelteppich ist. Und der würzige Duft der frühen Thymiankräuter wob sich in den zitternden Schleier goldenen Lichtes. Ein Kleid von Sang und Klang, Licht und Duft floh um die Erde, und in seinem Saume verloren Forsthaufen und Ginsterbüsche ihre bestimmte Form.

"Sieh, das ist die Heide!" von Dirling sah seine Liebste an und trank mit durstigen Augen die frische Kraft ihrer Bewegungen, die reine edle Linienführung der jugendlich-schlanken Gestalt, in der trotz der Jugend etwas Vollendetes lag. Zwei Augen strahlten ihn an, so dunkel und tief wie ein Waldsee.

"Hier soll ich das Glück und das Leid des Lebens mit dir teilen?"

„Ja, Eve, und mit meiner Mutter. Aber warte mal erst bis zum Frühherbst, wenn die Heide ihre große Blüte hat; dann zieht sie ihr Hochzeitskleid an und du wirst Wunder erleben, das ist jetzt nur ein leises Vorahnen davon.“

„Kann es denn noch schöner hier werden?“ Beide standen am Wildrosentamp, und Eve sog den herrlichen Duft mit tiefem Behagen ein, sie nahm den einfachen Reisehut ab, daß die dunklen Haare mit dem kastanienbraunen Glanz lose wallten. Da strich ihres Liebsten Haupt eine Blüte, und die rosafarbene Blätter flogen Eve ins Haar.

„Der Schmutz der Braut von Dirklingshorst!“ rief der Leutnant begeistert, umringelte seine Braut und küßte die schwellenden Lippen, „so, mein Lieb, der erste Kuß auf dem Boden meiner Väter, wir sind in Dirklingshorst. Was wird meine Mutter überrascht sein und sich freuen!“ Es klang erregt im starken Gefühl der Heimatliebe.

Da hielt es die Frau hinter der Heide von Heiderörschen nicht mehr, ihr Herz wallte über und — „Kinder, Rupert!“ Glückverhalten rang es sich über Frau von Dirklings Mund.

Die gegenseitige Überraschung war gelungen. Mutter und Sohn hielten sich einander umfaßt. Dann kam Eve an die Reihe, und zuletzt kniete das glückliche Paar zu Füßen der Greisin nieder. Drei Menschenherzen klangen ineinander, eine Mutter segnete ihre Kinder. Heiderörschen streute neßlich lose Blätter auf die Gruppe.

Cezi-Liese stand am Strande von Borkum. Das sonnenbeschienene Meer rollte seine Wellen sanft heran und neigte ihre Köpfe. Ein Schwarm schneeweißer Möven flog um sie her; die Tiere fingen im Fluge geschickt die Weibrotstückchen auf, welche das Mädchen ihnen zuwarf. Sie kannten Cezi-Liese gut und überhaupt jeden Gast, der Futter für sie hatte; denn damals besuchten noch wenige Gäste Borkum. Die grüne Insel war noch nicht der besuchte Badeort von heute, wo man von der hohen, festen Strandmauer auf eine große, bunte Feststadt schaut, bis zu deren Fundamenten die Meeresswellen schlagen, und in der es von Gästen wimmelt.

Wie der Major prophezeit hatte, so schien es zu sein. Erst eine Woche war Cezi-Liese auf Borkum und schon glänzte ein anderes Feuer in ihren Augen. Auf den Wangen klangen Rosen an, verstofften zu blühen.

Ungefähr da, wo heute die großen Treppen sind, sah Berta am Sande der Dünen und schaute Kurt und Thea zu, welche Burgen aus Sand bauten.

„Tantchen, nun hilf doch einmal, meine Burg fällt schon wieder ein.“

„Da kann ich auch nicht helfen, Kurt, das ist die Sonne schuld, die den Sand zu trocken macht. Komm, bauen wir hier eine neue, hier ist der Sand noch naß.“ Die Arbeit fing wieder von neuem an.

Und die nassen Sandkörner gewannen bei Cezi-Liese Leben. Sie mußte an Menschen denken, welche von Einigkeit und Liebe durchdrungen waren, wie das Meerwasser die Sandkörner bindet. Dann kommt die Gluthitze der Leidenschaft, dörrt Einheit, Liebe und Treue aus den Herzen fort; es geht wie bei der Sandburg am Meere: das schöne Gebäude, das Einheit, Liebe und Verstehen baute und hielt, sinkt in tausend einzelne Körner auseinander, und diese werden sich fremd, die nächste Flut schwemmt sie fort.

Die neue Burg war fertig.

„Nun ist Tante müde und setzte sich oben zu der Mutter.“ Damit kletterte Cezi-Liese die Dünen hinauf und setzte sich neben Berta auf die Bank. Ihre Cousine empfing sie mit schalkhaftem Lachen.

„Du, Cousinchen, du hast eine grohartige Aussicht dieses Jahr, noch nichts gemerkt?“

„Was soll ich gemerkt haben, als daß das Meer ein großes Wunder Gottes ist, an dem man sich nicht satt sehen kann.“

„Da sieh mal, wer da kommt!“ Cezi-Liese schaute den Weg entlang.

„Was hat denn der alte Kapitän Niklas mit meiner Aussicht zu tun?“

„Wirst du sehen, wenn du einmal Seemannsliebchen bist.“ „Seemannsliebchen? Erkläre mir deinen Unsinn mal, Berta!“

„Ist kein Unsinn, bitterer Ernst!“ Aber über den Ernst mußte Berta lachen und lachen, und mittlerweile kam Kapitän Niklas heran. Er setzte sich auf die nächste Bank und grüßte nach Seemannsart freundlich wie zu alten Bekannten herüber, obwohl er bis jetzt noch kein Wort mit den Damen gesprochen hatte.

Der Kapitän war der Sonderling der Insel, freundlich gegen jedermann, aber im allgemeinen wortfarg. Auch jetzt redete er Berta und Cezi-Liese nicht an, sondern zwinkerte nur ab und zu mit den Augen herüber, und sein breites Gesicht, das ein Stranzbart wie eine Kränze umrahmte, verzog sich zu einem vergnügten Lachen.

„Das ist der Anfang deiner neuen Liebe,“ scherzte Berta auf dem Wege ins Dorf. Mehr war aus ihr nicht herauszubringen.

Spätnachmittag! Die Sonnenstrahlen trafen schräg die leicht bewegte Fläche des Meeres und überschütteten es mit flüssigem Silber und Gold. Cezi-Liese sah da, wo heute die Sturmmede ist, beide Hände um ein Knie gespannt und schaute über die Fläche. Oben zogen leichte Wölkchen, unten plätscherten leise die Wellen, wo Berta und die Kinder Muscheln und Seesterne suchten.

Das Mädchen jaun und ihre Gedanken waren glückliche.

„Zu'n Dag, Fräulein!“ Erbroden fuhr Cezi-Liese auf. Einige Schritte von ihr entfernt stand Kapitän Niklas mit dem breitesten Lachen um seinen Mund.

„Guten Dag, Herr Kapitän! Ich habe Sie gar nicht kommen hören.“

„Glaub well, so 'nen wecken Teppich giwt et net an Land wie de Sand; herrlichen Sonnenichin op et Water heut.“

Niklas setzte sich eine Elle von Cezi-Liese ab in den Sand und blies in zarter Rücksicht den blauen Knasterrauch nach der entgegengesetzten Seite.

„Ja das Meer und seine Luft ist herrlich; ich fühle mich viel gesunder.“

„Dat well ik meenen, ühr Badchez fangen schon hannig an te blöhen. Eover op dat Water is et wat veel herrlicher. Wie war dat, wenn ik sich mal metnehmen dat op et Water.“

„Ich war ja auf See bei der Ueberfahrt; es war wirklich schön.“

„Op en Dampfer is nix, Fräuleinche, pur Stooten un Spektakel; ein Seigelscheep is allein en Fahrtruch, dat geiht so wie en Fisch. Ik mag se nich, de Dampfers. Nix geiht über Seigel.“

„In einem kleinen Segler fähr ich auch einmal gerne, so ganz allein auf See; es muß doch etwas Erhabenes sein, so allein zwischen Himmel und Wasser.“

„Un op, da is man nix ge'n unsern Herrgott, en kleen Schachfigur is man op sein hannig groot Schachbrett, da speelt Gott mit ons arm Kreatur. Willn ühr metfahn? drunner leit min Seigler an de Moolekopp; morgen namendag is hä seeloor.“

Unten an der einzigen Mole schaukelte sich ein kleiner, schmuder Segler in neuen Farben glänzend. Die Segel waren freilich abgenommen. Wie ein Schwan lag das Fahrzeug auf dem Wasser.

„Da haben Sie ein hübsches Schiff, Herr Kapitän, darin soll ich mitfahren? Wie gerne!“

„Na, ik denk ooch, ik hebb' ei schmut un sei upfijohlt, en ganzen Winter Arbeit is dran, alle Schmut un Bierat eigens gemaakt, un ik kann stolz darup sin. Also ik kann mi drup verlaaten, morg'n namendag punt twei Uhren?“

Damit reichte der alte Seemann Cezi-Liese die schwierige Hand, und diese schlug herzhaft ein. Die Aussicht, eine Seegelfahrt zu machen, freute sie.

„Sie können sich drauf verlassen, Herr Kapitän; ich bin pünktlich zur Stelle.“

„Zu'n Abend, Fräulein! ik darf nu nich länger bleiben, ik hebb noch wat to besorgen für morg'n. De Sal is abmaakt.“

„Guten Abend, Herr Kapitän!“

Niklas strebte zur Düne hinauf und bald war seine breite Gestalt verschwunden.

„Siehst du, nun bist du Seemannsliebchen,“ sagte Berta, die mit den Kindern herankam, das macht der Kapitän Niklas jedes Jahr so; er wählt sich unter allen weiblichen Badegästen einen erklärten Liebling aus. Nach welchen Grundjahren er das macht, verrät er nie, aber einen schlechten Geschmak kann man ihm nicht vorwerfen. Jetzt wird mein Cousinchen ein halber Seemann nach der Schule des alten Niklas. Doch komm, Seemannsliebchen, mein Magen rebelliert.“ Damit hatte Berta unter, und plaudernd schritten sie durch die Düne ins Dorf.

Abends sah Cezi-Liese noch lange mit Berta auf der Veranda seewärts, und hinter Rottum verichwand eine Sternschnuppe in ihrem blässhimmernden Zuge.

Fortsetzung folgt.



Unsere Bilder.



— Zur Kaiserreise nach Korju. Auf der Rückreise von seiner Osterfahrt nach Korju wird das Kaiserpaar auch den Golf von Neapel berühren, dessen Bild, mit dem Besuch im Hintergrunde, wir auf Seite 137 bringen.

— Die Fernfahrt des Reichsluftschiffes „Zeppelin 1“ nach München. (Vergleiche die Karte und das Bild Seite 140.) Die Fahrt des „Zeppelin 1“ mit seinem genialen Erfinder, dem Grafen Zeppelin, an Bord, bedeutet einen außerordentlichen Erfolg. Trotz des starken Sturmes, der während der ganzen Fahrt herrschte, blieb das Luftschiff vollständig unbeschädigt. Die Fahrt von Friedrichshafen bis München dauerte fünf Stunden. Zur Begrüßung des Grafen Zeppelin waren auf der Theresienwiese in München vier Generationen des bayerischen Königshauses anwesend. Der greise Prinzregent umarmte und beglückwünschte den siegreichen Eroberer der Lüfte. Auch die Heimfahrt nach Friedrichshafen erfolgte ohne Zwischenfall, trotzdem das Luftschiff durch Regen eine Mehrbelastung von 200 Kilogramm erfahren hatte. Die Fahrt nach München ging über Ravensburg, Vöhringen, Ulm und Bruck; von den beiden Landungen erfolgte die erste bekanntlich bei Dingolfing zwischen München und Straubing.

— Adolf von Sonnenthal. (Vergleiche das Bild Seite 141.) In Prag, wo er gastieren sollte, starb im Alter von 74 Jahren der österreichische Hofschauspieler Adolf von Sonnenthal, der berühmte Charakterdarsteller des Wiener Burgtheaters. Mit ihm ist eine unserer größten Menichendarsteller aus dem Leben geschieden, dessen geniale Gestaltungskraft ihm den Weg vom armen Schneiderlehrling zum Ritter des Ordens der Eisernen Krone gebahnt hat.

— Zum Fußball-Städtewettkampf Berlin-Wien. (Vergleiche das Bild Seite 141.) Unsere Abbildung gibt die stämmigen Gestalten der in diesem Wettkampf siegreichen Wiener Mannschaft wieder, deren Sporthemd der österreichische Doppeladler schmückt.



Zur Unterhaltung.



— Zuversicht. Male: Du glaubst also, daß dein Emil ernstliche Absichten hat? — Hanne: Na, natürlich, erst gestern ging er mit mir am Standesamt vorbei!

— Guter Rat. Tochter: Ach, Mama, ich glaube, ich würde in Ohnmacht fallen, wenn mir ein junger Herr einen Heiratsantrag machte. — Mutter: Dann vergiß aber um Gotteswillen nicht, vorher „Ja“ zu sagen!

— Ei, ei! Lehrer: Also „transparent“ nennt man einen Gegenstand, der durchsichtig ist. Anna, nenne mir nun einmal einen transparenten Gegenstand! — Anna: Das Schlüsselloch.

— Empfehlenswerter Mensch. Baron: Sie sind also erst seit fünf Monaten als Diener tätig — da fragt es sich doch, ob Sie schon mit allen ihren Obliegenheiten vertraut sind? Diener: O, gewiß, Herr Baron, ich war ja bereits bei sieben Herrschaften!

— Die höchste Zeit. Kandidat (seinen Tag vor dem Examen): Donnerwetter, heute muß ich aber doch anfangen zu arbeiten!

— Poesie und Prosa. Frau: als Bräutigam jagtest du so oft zu mir: „Amalie, wenn du erst mein Weib bist, werde ich mit dir auf Rosen wandeln!“ Und nun muß ich hier in einem fort sitzen, und Strümpfe für dich stricken! — Mann: Aber, ich bitte dich, du wirst doch nicht etwa verlangen, daß ich ohne Strümpfe mit dir auf den dornigen Rosen wandele!

— Einspruch. Sänger (brüllt): Mein Liebchen liegt im Traume! — Stimme von der Galerie: Na, dann wecken Sie sie doch nicht auf!

— Hintz. Frau: Sie meinen also, Herr Doktor, Kognak sei ein vortreffliches Mittel gegen Leibweh? — Arzt: Entschieden! Sie scheinen das zu bezweifeln? — Frau: Jawohl, denn früher litt mein Mann nie an Leibweh, seitdem ich ihm aber zwei Flaschen Kognak geschenkt habe, wird er die Leibschmerzen nicht los!

— Schwerlich. Unteroffizier: Wiederholen Sie mal, was ich eben sagte! — Rekrut: Das ist schon schwer, Herr Unteroffizier — — Unteroffizier: Was? Zu schwer? Ihr Dämelsköpfe, verlangt wohl schließlich noch, daß die ganze Instruktion auch von Aluminium sein soll?!



Rätsellecke.



5. Hlod, such's Herrchen!

Zweifilbige Charade.

Dem Ersten wird im Wald und auf dem Feld
Von seinem Feinde tüchtig nachgestellt.
Das Zweite kann bald Mann, bald Weib auch sein.
Es winkt und lockt mit wunderbarem Schein.
Doch traue ihm nicht! Es scheint nur still und mild.
Leicht wird's erregt, und es verschlingt dich wild.
Und wer allein am Ganzen träumend steht,
Fühlt von des Schöpfers Odem sich umweht.

Rätsel.

Zwei liebliche Schwestern verbanden sich,
Und sind dann als eins nur bekannt:
Als zwei in Deutschland geboren, als Eins
Gestorben an deutschem Strand.
Und wird dem Einen ein anderes Herz,
Ein fleißiger Mann wird genannt,
Im dürstigen Heim oft für lärglichen Lohn
Schafft nützlichen Stoff seine Hand.
Und Einen auch nennt's, dem der Muse Gunst,
Den Kranz des Ruhmes wand,
Ein Meister im Reich der Töne, der
Viele holde Weisen erkand.

Rebus



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Nettenrätsel: Homer, Merkur; Zion, Onkel; Lena, Nase; Gotha, Thales; Dreier, Erker; Kerker, Nerba; Leier, Erwin; Hugo, Götter; Nero, Roman; Leo, Opa.

Rebus: Weingutsbesitzer.



Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

10.

Frau Dolmer kannte Marialbas schon von früher her; hatte sie ihn nicht geliebt oder gehofft, daß seine Wahl auf sie fallen würde? Man wußte es nicht; sie war in India von europäischen Eltern geboren, einige Jahre hatte sie in Holland zugebracht, machte ihr Examen als Lehrerin und erhielt eine Stelle als Gouvernante bei einer Familie zu Soerabaja, welche der Major, damals noch Leutnant, häufig besuchte.

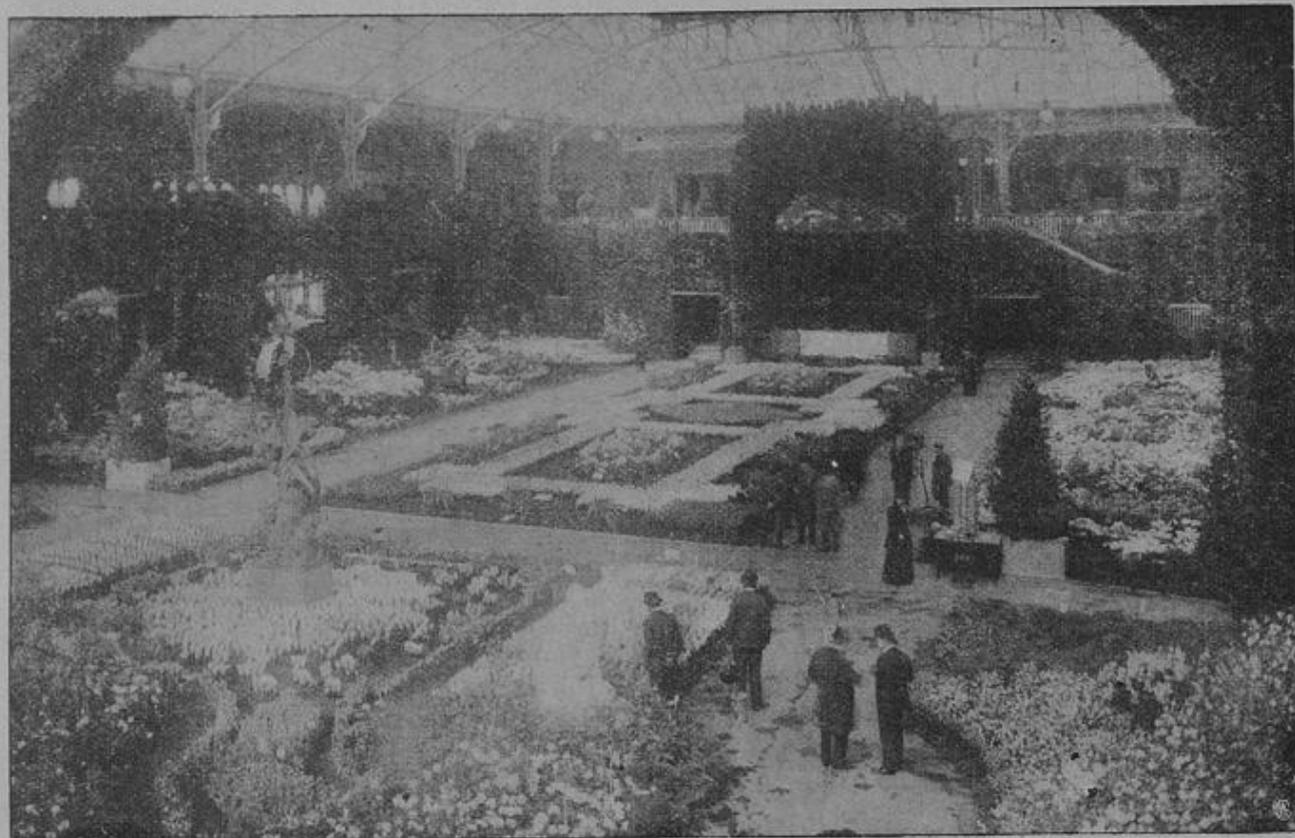
Sie heiratete den Plantagenbesitzer Dolmer, der reich, aber höchst unbedeutend, außerdem Witwer, Schwager ihrer Herrin, und Vater von zehn Kindern war.

Agathe Dolmer hatte gerade ihr dreißigstes Lebensjahr erreicht; schön war sie nie gewesen, wohl sehr geschickt und schlau; ihre Ehe war nicht glücklicher oder unglücklicher gewesen als tausend andere. Mit ihren Stiefkindern hatte sie vielleicht Unannehmlichkeiten, doch die Außenwelt vernahm nie etwas davon. Dolmer verdiente viel Geld, er spielte in der Finanzwelt eine gewisse Rolle, sie lebte auf großem Fuße und war stolz darauf, die erste Dame am Plage zu sein, da der Gouverneur nicht verheiratet war und der vorige Major ebenfalls nicht, während Frau Govius gar nicht in Betracht kommen konnte; nach Dolmers Tode führte sie das Geschäft weiter, und jedermann bewunderte die Art und Weise, wie sie sich ihrer Aufgabe entledigte.

Als Marialbas mit seiner jungen Frau auf Fort Moris ankam, suchte Frau Dolmer die Achseln und sagte nur:

„Ich höre, sehe und schweige . . . vorläufig.“

Sie machte der jungen Majorsfrau einen Besuch, und diese



Von der Großen Internationalen Gartenbauausstellung in Berlin.
Die Hyazinthen- und Tulpen-Gruppen. An den Seiten Rhododendren.

fühlte sich durch ihre höhere Bildung und ihr reiches Wissen ein wenig zu ihr hingezogen und wenn der Major abweisend war, stattete sie ihr oft Besuche ab.

Mit Frau Dolmer konnte sie über mehr Gegenstände sprechen als mit Minchen Hovius und den Mädchen Beerfeld; nur war ihr der spöttische, verächtliche, fast zynische Ton häufig, in dem Agathe über Dinge sprach, welche Gertrud als heilig und ehrwürdig betrachtete; es schien, als ob diese noch verhältnismäßig junge Frau alles gewogen und zu leicht befunden hätte, als ob sie allen Dingen und allen Menschen mißtraute und nichts mehr hochschätzte.

Gertrud, ganz und gar mit ihrem häuslichen Glück erfüllt, sah oder vermutete nicht, daß sie, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Stelle eingenommen hatte, welche Frau Dolmer seit langer Zeit als ihr unveräußerliches Eigentum angesehen hatte; daß sie durch ihre Liebenswürdigen und Bildung allgemeine Bewunderung erregte, daß viele den Major Marialbas beneideten wegen des Schazes, den er sich in Holland erobert hatte, und den er nun so ganz und gar sein Eigentum nennen konnte.

Die Plantagenbesitzerin verabscheute alle Indier, sie verborg diese Antipathie vor niemand und nur diejenigen, die sich der Gouvernante noch erinnerten, wußten, daß sie nicht immer so gedacht hatte und vermuteten, daß dieser Haß demnach der einen oder anderen schmerzlichen Erfahrung zuzuschreiben wäre.

Deshalb verwunderte es manchen, daß sie die Freundschaft mit Marialbas und seiner Frau unterhielt und sogar suchte. Niemals ließ sie sich ein Wort der Mißbilligung oder Verwunderung entfallen, wenn Hovius oder ein anderer sich einen Witz über die schöne holländische Frau erlaubte, die so öffentlich mit ihrer Liebe zu diesem „Schwarzen“ renommierte. Freundlich behandelte sie auch Hubert Bergmans, der sie eine ausgezeichnete schneidige Frau nannte und bei ihr oft Stunden lang von seinem Vetter, dem Heldenmajor und seiner Cousine, diesem lieben, sanften Frauchen, und die Art und Weise erzählen konnte, wie sie einander lieb gewonnen hatten.

Sie empfing jetzt die Herren äußerst freundschaftlich, nahm Kenntnis von der Bestellung, welche der Major ihr machte, ersuchte sie, ihren ausgezeichneten Wermuth zu kosten, der soeben von Bataavia gekommen war und lud sie in so dringender Weise zum Essen ein, daß Hovius, der durchaus keine Eile nach Hause hatte, es sich im Lehnstuhle bequem machte und Marialbas, obgleich ungerne, seinem Beispiele folgte.

„Der Major hat große Eile, natürlich,“ sprach sie lachend, „wer solch ein famoses Frauchen zu Hause laßt, langweilt sich schnell,“ und dann den Ton ändernd, fuhr sie fort: „Welch ein Glück für Sie, daß es Ihrer Frau Gemahlin hier so gut gefällt.“

„O ja, gewiß,“ antwortete der Major. „Es muß doch eine große Veränderung für sie sein, so aus einem echten, holländischen, häuslichen Kreise nach diesem Eischen von Sumatra verjagt zu werden, wo ihr alles so fremd, alles so sonderbar vorkommen muß.“

Marialbas war zu bescheiden, um zu gestehen, daß er allein ihr alles erzieht, was sie verlassen hatte; Hovius sagte es für ihn.

„Wie kann Sie das in Erstaunen setzen, liebe Frau Dolmer, würden Sie nicht dasselbe für Ihren Gatten getan haben, den Sie so innig betrauern?“

Die Dame zuckte die Schultern mit einer Bewegung, die viel, sehr viel ausdrückte.

„Es ist jedenfalls eine schwere Aufgabe für Herrn Marialbas,“ fuhr sie fort, „ihr alles zu erziehen; es ist nur ein Glück, daß er nicht ganz allein vor dieser Aufgabe steht.“

„Nicht allein?“ fragte er. „Nein, Sie haben eine tüchtige Hilfe, meine ich, an Leutnant Bergmans; es ist ein Glück für die gnädige Frau, aber auch für Sie, daß er nach hier abkommandiert worden ist; er steht ja auch in Familienbeziehungen zu ihr?“

„Ja, ein Vetter . . .“ „Es ist ein prächtiger, liebenswürdiger, lustiger, junger Kerl, der großen Takt hat, mit Damen umzugehen; wenn sie ihn nicht hier hätte, würde sie schon lange Heimweh nach Holland bekommen haben.“

„Das glaube ich nicht.“ „Ach, Herr Major, ich will ja nicht im geringsten alle Ihre guten Eigenschaften unterschätzen, aber sehen Sie, es ist so ein großer Unterschied der Erziehung zwischen Ihnen beiden; Sie haben beinahe nichts gesehen als Expeditionen und Kavernen, während Ihr liebenswürdiges Frauchen ein stilles,

vornehmes Haus verläßt, das ich mir sehr gut vorstellen kann.“

Marialbas sagte noch nichts. „Natürlich, Sie lieben einander innig und das scheint Ihnen genug, aber fragen Sie Herrn Hovius nur einmal, er ist auch mit einer Indierin verheiratet und weiß also, wieviel Ecken abgeschliffen werden müssen, ehe die zwei Steine zusammenpassen, wie es in einer Ehe notwendig ist.“

Der Vergleich mit Minchen Hovius enthielt für Marialbas nichts besonders Schmeichelhaftes, aber er war zu höflich, um mehr als mit einem schwachen Lächeln davon Notiz zu nehmen.

„Liebe tut bei dem Major und seiner Frau als Schleifstein Dienst,“ sprach Hovius lachend, dem blauen Rauche seiner Manilazigarre nachstarrend, „und diese haben wir nicht als Ballast auf unserer Hochzeitsreise mitgenommen; das Beste ist, so zu leben, daß man sie im Nothfalle entbehren kann.“

„Nun ja, und darum finde ich es ein großes Glück, daß Hubert Bergmans da ist, um . . . um . . .“

„Als Schleifstein zu dienen?“ „Vielleicht, Herr Hovius, jedenfalls aber, um Frau Marialbas an ihre Familie und ihr Land zu erinnern, und ihr wenigstens die Illusion von dem zu geben, was sie entbehren muß.“

„Sollten Sie denn vielleicht der Meinung sein,“ fragte Marialbas in abgemessenem Tone, „daß meine Frau sich mit mir allein langweilt?“

„Gott bewahre mich, nein! Aber Sie sind so oft aus; was sollte das liebe Frauchen doch so allein unter allen diesen Schwarzen anfangen; ich will sagen, unter allen diesen Dienern, deren Sprache sie kaum versteht?“

„Hat sie mit Ihnen darüber gesprochen?“ „O nein, wie kommen Sie dazu? Es ist nur meine Meinung; sie ist immer begeistert für ihren Gelben und schwärmt in allen Tonarten für ihn, obgleich sie es andererseits auch sehr angenehm findet, daß ihr Vetter Hubert hier steht und sie mit ihm musizieren kann, wobei Sie so gerne zuhören.“

„Es ist in jedem Falle eine ganz allerliebste Musterhaushaltung zu dreien,“ sprach Hovius, „leit Menschengedanken hat Fort Morin etwas so Anziehendes noch nicht gesehen.“

Frau Dolmer brachte das Gespräch auf etwas Anderes, und nach einigen Augenblicken ging Marialbas nach Hause.

Er dachte kaum mehr an die Worte, die gesprochen worden waren; seine Gertrud wartete auf ihn und stand gewiß unter der Galerie und hielt Ausschau nach ihm, das war ihm genug; nur eine gewisse, unbestimmte, unangenehme Empfindung war ihm beigeblieben.

Sie war aber nicht da; er trat in die Galerie ein und hörte, wie drinnen ein paar Musikstöße ange schlagen wurden, zwischen denen der helle Gesang Huberts erschallte. Er trat langsam ein; der Leutnant sah vor dem Klavier, Gertrud stand daneben mit einem Blatt Musikpapier und einem Bleistift in der Hand. Erichroden blickten sie beide auf und Hubert sprang in die Höhe.

„Ach, was kommst du heute früh nach Hause!“ rief Gertrud aus, ihm entgegengehend, indem sie das Papier hinter sich verborgen hielt.

„Störe ich dich?“ fragte er in einem Tone, der scherzend kling sollte, es aber nicht war.

„Nein, im Gegentheil, . . . wir üben ein Musikstück ein, ein Stück für . . .“

„Ja, gewiß, wir üben . . .“ „Eine schwierige Arbeit, wir müssen immer zu zweien sein.“

„O, ich werde Euch nicht stören, ich werde schon zuhören.“

„Hast du etwas gehört? Du hast aber gar nichts daran, wir wollen deshalb aufhören, Hubert. Bist du bei Frau Dolmer gewesen, und was sagte sie?“

„Sie würde alles gut besorgen.“ „Dann ist es gut. Nun, Hubert, jetzt muß ich für meinen Mann sorgen; adieu, auf Wiedersehen!“

Sie hing an Marialbas Arm, so zärtlich wie immer. Hubert suchte seine Papiere zusammen, warf seiner Cousine einen geheimnisvollen Blick zu, den der Major sehr gut bemerkte, gab ihm die Hand und eilte weg, ganz und gar mit dem Aussehen und der Haltung eines ertappten Schuljungen.

Gertrud war ruhig und zufrieden; fröhlich lachend und scherzend brachte sie ihren Mann nach der Hintergalerie, strich liebevoll über seine Stirn und fragte ihn, warum er so zerstreut drein läbe; er liebte sie, aber nicht so wie sonst, und rüßlich richtete er die Frage an sie.

„Verlangst du nicht nach Holland?“

„Nach Holland?“ wiederholte sie verwundert, „warum denn?“

„Weil es hier so fremd ist, wir sind dir alle so unbekannt, selbst mich kennst du kaum.“

„Sage lieber gar nicht; ich kenne hier niemanden als Hubert, und wenn ich ihn nicht hätte . . .“

„Ist es doch wahr?“ fragte Mariabäus plötzlich; sein Gesicht verdüsterte sich, seine Augen rollten; so hatte sie ihn noch nie gesehen.

„O Manuel!“ rief sie erschrocken aus. „Mache doch nicht solche Augen. Warum tust du das? Ich rede dich ja nur ein wenig, es ist mir ja nicht Ernst. Wo ich mit dir bin, da ist es mir gut; ach, schaue nur wieder freundlich drein!“

Er lächelte schon wieder.

„Ich kann nicht Klavier spielen, ich weiß wenig von Holland, ich bin so bange, meine Gesellschaft möchte dir langweilig sein.“

„Nun, du närrischer Mann! Und warum habe ich dich denn gewählt? Ich wüßte gar nicht, daß du eifersüchtig sein könntest. Hätte ich das gewußt!“

„Nein, das bin ich auch nicht, wenn ich wüßte, daß du mir einen anderen vorzögest, dann würde ich einfach . . . nun, das ist gleichgültig, . . . aber ich fürchte, daß du dich langweilst. Willst du Bücher oder Bilder haben oder soll ich neue Musik . . .?“

„Darf ich denn Hubert nicht kommen lassen, um mit ihm zu spielen . . . wenn mein lieber, bester Mann im Felde ist?“

„Du darfst alles tun, Gertrud, wenn du mich über alles liebst.“

„Habe ich das denn nicht bewiesen?“ fragte sie mit Tränen in Stimme und Augen.

„Mein Engel, ich kann dir nicht genug danken, nicht genug Liebe beweisen; wenn ich aber weiß, daß du jemand anders nötig hast, um glücklich zu sein, dann ist mir das ein Zeichen, daß ich dir nicht in jeder Hinsicht genüge.“

„Sei nicht bange, bester Mann ich werde es dir mitteilen, wenn ich Hubert nötig habe zu meinem Lebensglück.“

Mit Lieblosungen wurde die leichte Wolke vertrieben, am folgenden Tage dachte man nicht mehr daran.

Fortsetzung folgt.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieserh.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Am andern Tage noch vor der bestimmten Stunde schritten Cezi-Viese und ihre Cousine über den Dünenkamm. Berta hielt die Hand über die Augen; denn die helle Sonne und der glitzernde Schein auf dem leichtbewegten Meere blendeten dieselben.

„Da ist Kapitän Niklas ja schon bei seinem Boot; mit den weißen Segeln ist es wirklich ein hübsches Fahrzeug; wenn der „Herr Kaptein“ mich nur mitnimmt!“

Bertas klingendes Lachen war scherzhaft.

„Warum sollte er nicht! Wenn zwei seinem Segler die Ehre antun, wird ihn noch mehr freuen.“

„Ist auch Scherz, fahre mit, und wenn so ein alter Seebär was sagen wollte, lache ich ihn einfach an. Aber du, Cousinchen, hast dich heute wirklich fein gemacht, reizend siehst du aus und strahlst wie eine, die sich frisch verlobt hat.“

„Mir ist auch ganz leicht ums Herz, so leicht und froh wie seit langem es nicht mehr war; es muß wohl der einzige schöne Tag tun!“

„Kann sein, oder . . . da sind deine Möwen, die wollen ihr Diner haben.“

Eine Schar kreischender Möwen umflog die beiden; bis auf die Kläse des Wassers schossen sie herunter, tauchten die Spitzen der Flügel hinein und hoben sich in elegant geschwungenen Linien in die Luft.

Cezi-Viese öffnete ihre Tasche und warf den Tieren ihre Bröckchen zu.

Kapitän Niklas hatte gerade den Segler etwas von der Mole abgehoben und legte eine Plante an, als die beiden herankamen.

„Guten Tag, Herr Kapitän!“ rief Berta vergnügt, „hier erholten Sie einen ungeruhten Fahrpaß.“

„Ju'n Dag! man tu, et geht grad en frische Brief, un jonen Dogenblick muß man waaren, um van de Mol' abtekommen. Schön dat ühr pünktlich seid, mar enstaagen!“

Das war eine herrliche Fahrt! Sanft durchschnitt der Bug des Seglers die grünen Fluten der See, und in dem breiten Streifen des Kielwassers führten die Sonnenstrahlen einen Tanz auf, daß es so glitzerte und sprühte. Cezi-Viese und Berta saßen vorne im Boot und lehnten sich gegen die niedere, weiß gestrichene Keeling. Niklas stand am großen Segel und freute sich, wie das Fahrzeug so vor dem leichten Winde flog, schnell und elegant wie eine Silbermöwe.

Eine halbe Stunde segelte man; immer folgten noch einige Möwen dem Segler, bis Cezi-Viese die letzten Weibsbrotstückerlchen gegeben hatte.

Jetzt tauchte aus dem Schleier, den Sonne und Wasser vor den Horizont gespannt hatten, ein Streifen auf, der sich zulehends vergrößerte.

„Wohin fahren wir denn eigentlich, Kapitän, da ist ja Land!“ fragte Berta.

„Nar Rottum, dat is ten Land, en Insel.“

Wenn Niklas am Segel stand, schwieg er meist ganz, und auch jetzt sagte er nichts mehr.

Cezi-Viese hielt eine Hand in die kühle Flut, und lichtgrün und verheißungsvoll floß es zwischen den gespreizten Fingern durch wie die Hoffnung, die all unser Leben und Mühen durchzieht. Bald konnte man Rottum mit dem einsamen Strandwärterhaus deutlich sehen. Nördlich von der Insel lag ein großer Dampfer, dessen riesiger Leib sich dunkel und scharf vom lichten Grunde abhob.

„Wie kommt denn der Dampfer dahin, Berta?“

„Kestgefahren! Wird wohl eine Untiefe sein, ist in den Watten nichts seltenes.“

Niklas konnte man nicht fragen; denn der mußte seine ganze Aufmerksamkeit dem Segel zuwenden. Der Wind war stärker geworden, und die Wellen schlugen hier zu einer leichten Brandung ineinander. Nach einer genutzreichen Fahrt lief der Segler knirschend im Sande auf, fest vor der primitiven Landungsbrücke, welche aus einigen starken Pfählen und drei Gangbrettern bestand. Niklas Gesicht zeigte das breite Lachen der Zufriedenheit ob des gelungenen Kunststückes; denn nicht jeder kann mit dem Segler so leicht und sicher anlegen.

Uebermütig sprang Berta über die Bohlen, daß sie bald das Gleichgewicht verlor.

„Kräuten, Kräuten! en betchen langsam, suns givt et enen Matsch in et Water, un dat is och hei nat.“ Niklas drohte mit dem Finger.

„Och wat!“ lachte Berta, komm Cousinchen, wir streifen das Eiland ab und suchen uns einen Robinson.“

„Dat geht nit, Madämfen, is nix to finden.“

„Irgend ein Menich muß doch auf der Insel sein.“

„Min Kründ Neppen is König op sin Insel, suns is lei Menich nich hier, süch, da kommt de Neppen!“

Aus dem Strandhause trat der alte Wärter mit Stange und Segel auf der Schulter und kam den dreien entgegen.

„Ju'n Dag, Neppen!“

„Ju'n Dag, Niklas, freut mit.“

„Ik breng di Beisöl mit, die Damens wulle sich og die Reich enen Robinson op tun.“

Neppen begrüßte nun Cezi-Viese und Berta. „Na, dann wönich ik üch vööl Glück, oogenblicklich wär so wat möglic.“

Niklas horchte auf. „Wie meenst de dat, olle Kründ?“ fragte er schnell.

Der Wärter lachte und sah bald Niklas, bald die Damen an. „Ik hebb enen Robinson bei gefangen, wull grad en Seigelfahrt maken mit ihm, duert nit lang, so kommt er, maakt bloß 'nen frischen Menich ut sich. Is en feiner Kerl, de Damens seind direk Krüer und Klamm!“ Neppen kriff die Lippen zusammen und drehte die Augen schief. Niklas machte große Augen.

„De Saal ward noch gut, wat ik di segg!“

Da erlitten in der Tür des Warthauses der Gast des alten Neppen, eine hohe Erscheinung in leichtem Leinenanzug und kam mit elastischem Schritt auf die Gruppe zu. Die breiten Gestalten der beiden Seemänner machten es unmisslich, daß Berta und Cezi-Viese den Herankommenden sahen. Ebenfalls war es umgekehrt.

Erst als die feinschaligen Mäuscheln unter dem Tritt des Mannes knirschten, wandten sich Neppen und Niklas um. Der Fremde war ziemlich nahe gekommen.

Da hemmte er plötzlich seinen Schritt und starrte auf Cezi-Viese, wie auf eine überirdische Erscheinung. Und die kräftige Gestalt schien sich zu regen; die breite Brust dehnte sich. Dann lief es wie ein inneres, glückliches Erschauern über das Gesicht, dessen bronzefarbener Ton im Sonnenlichte freudig aufleuchtete.

Cezi-Viese aber stand wie angewurzelt da; eine seltsame



König Karl von Rumänien beging seinen 70. Geburtstag.

Macht bannte ihren Fuß. Noch einmal stieg all die verhaltene Sehnsucht in ihre Augen, dürstend nach Glück öffnet sie sprachlos den Mund, die feinen Nasenflügel bebten in freudigem Erschrecken. Das Herz pochte ihr bis zum Halse.

Sie machte dann einige Schritte dem Fremden entgegen mit ausgebreiteten Armen, wie ein Kind, das lange, lange seine Mutter entbehrt hat, wie eine Braut, deren liebedürstend durchglühte Seele dem Geliebten nach langer Trennung entgegenliegt.

„Hans Karl!“

„Gezi-Liese!“

Eine Welt von Inbrunst und Sehnsucht lag in dem Ruf. Dann aber verließ das Mädchen die Kraft, und der starke Arm Hans Karls — er war es wirklich — umschloß die Sinkende.

Sein Mund flüsterie ihr Worte zu, so innig und süß, voll von belehender und überzeugender Kraft, wie sie nur ein liebendes Herz nach so langer Trennung empfinden kann, daß Gezi-Liese ein Glückshauer durch die zitternden Glieder rann.

Und Mund lag auf Mund in langem, seligen Kusse, bis sie sich eins wußten, wiedergefunden zu haben zu neuem Glück und neuer Lebensfreude.

„Mein Hans Karl, Du!“

Das war das erste Wort, welches Gezi-Liese zu stammeln wußte.

„Mein süßes Lieb! Zum zweiten Male mein?“ fragte er mit verhaltenem Jubel.

„Ja!“ antwortete sie fest und freudig.

„Hast du mich noch immer, trotz allem lieb?“

„Über alle Maßen!“

„Obwohl ich von dir ging?“

„Meine Schuld war es ja!“

Er aber zog sie erneut an sich und küßte sie unbekümmert um die andern.

Keppen und Niklas waren anfangs starr von Ueberraschung, und in Vertas Augen drangen Rührung und Freude.

„Ne, ne,“ sagte der Strandwärtter, „Niklas, so wat givt et nit mehr; dunnerschlag! so bannig flott segeltman juns nit; id hebb mal g'leien; „Nam, sah und siegte“, aber nie aglöwt, jehz glöwen if et, if bin belehrt.“

Niklas aber schüttelte seinen grauen, mächtigen Kopf: Hast nie vertellen hören, Keppen, von den wandelbare Lieb, von Menschen, die sich verlieren un wiederfinden; it segg die, so is die Ge-

schicht, un it hebb sei beieinander dratt, dat freut den ollen Niklas.“

Und die Wahrheit seiner Aeußerung stand in den grauen Augen unter den buschigen Brauen geschrieben und zuckte um den breiten Mund, verhalten und doch innig.

Dann traten die beiden Liebenden Hand in Hand zu den andern, und drei frohe Menschen empfanden das Glück der Langgetrennten mit.

Derzlich willkommen und begrüßt, Hans Karl; ich freue mich über das unerwartete und überraschende Zusammentreffen, es ist auch Zeit, daß das Glück mal wieder kommt. Und du, Cousinchen, nun hast du deinen Robinson, halte ihn fest und laß ihn nicht mehr entweichen.“

„Un it freue mi bannig, dat it mit to dat Glück bidragen hebb,“ sagte Niklas und reichte den beiden Glücklichen seine schwere Hand, „dat will it nie vergeten; it hebb ewer jesteru so wat von Glück ahnt, min Papagei wor so besonners munter.“

Auch Keppen schmunzelte.

„Sebb jo g'sagt, dat it einen Robinsu hätt', un die Damens wör'n glich Füer un Flamm, der Keppen versteiht so wat.“

Dann sah die Gesellschaft am Strande des Meeres, und unter Fragen und Antworten verging die Zeit im Fluge, bis Niklas nach der Sonne sah.

„Nu is et bald Zeit, dat mer nar Guse seigeln, juns jiwit et nit mehr, de Wind geiht eben reiht.“

Hans Karl, der auf dem aufgefahrenen Dampfer gewesen war, entschloß sich, mit nach Vortum zu segeln, da das Schiff doch erst in einigen Tagen loskommen würde.

Es gab einen heralichen Abschied von dem alten Strandwärtter. Knirschend schob er den Segler aus dem Sande von den Planken ab; die Segel blähten sich vor dem Winde,



Seltenes Weidmannsheil einer österreichischen Försterstochter: Fräulein Bohuslav mit einem von ihr erlegten Wolf.

der jetzt landeinwärts zog, und das Fahrzeug glitt sanft durch das Wasser.

Hans Karl hatte seinen Mantel auf die Bank wider die niedere Keeling ausgebreitet, und den Arm um die Taille seiner Cezi-Viese geschlungen, die glücklich und selig ihr Köpfchen an seine Schulter legte und mit strahlenden Augen zu ihm empor schaute.

Und er sah hinein in die leuchtenden Sterne voll Klarheit und Reinheit. Ein Glückshauer drang durch des Mannes Seele; er beugte sich tiefer und strich mit der Hand durch die goldig glänzende Haarfülle der Liebten, deren starken Herzschlag er vernahm. Zwei Seelen tauchten sich in unaussprechliche Wonne, welche die aneinander geschmiegt Körper durchdringelte. Zwischen den rosig-rosigen Lippen des Mädchens blühten die weißen Zähne; das Köpfchen beugte sich leicht rückwärts, und lange und heiß war der Kuß, den Hans Karl dem entgegenstrebenden Munde aufdrückte.

Riffas lachte vergnügt hinter dem Segel, Berta sah ge-
flüffentlich den Möwen nach.

Dann schlang Cezi-Viese ihre Arme um Hans Karls Hals.

„Liebster, und auf dieses Glück mußte ich ein langes, langes Jahr warten in Reue und Seelenqual, wo nichts mein Sehnen und Hoffen stillte, nichts meine innere Pein linderte!“

derbeugte, ihr in die glänzenden, sinnenden Augen sah und bat: „Sprich, meine Liebe!“

„Ja, du Böser, du Lieber, da frage nur die Vöglein, denen ich es anvertraute. Aber nur einen winzigen Teil meines Jammers trugen sie auf leichten Flügeln ins Aetherblau über Berg und Tal. Dort ging mein Leid für kurze Zeit in tausend Arome, aber — am anderen Tage brachten mir die kleinen Säger das Leid — doppelt zurück.“

„Da hättest du es den Vollen mitteilen sollen, die hätten deinen Schmerz über alle Welt getragen übers Meer und — hineinfallen lassen.“

„Auch die Vollen zogen bald von anderer Richtung und brachten mir meine Klagen wieder.“

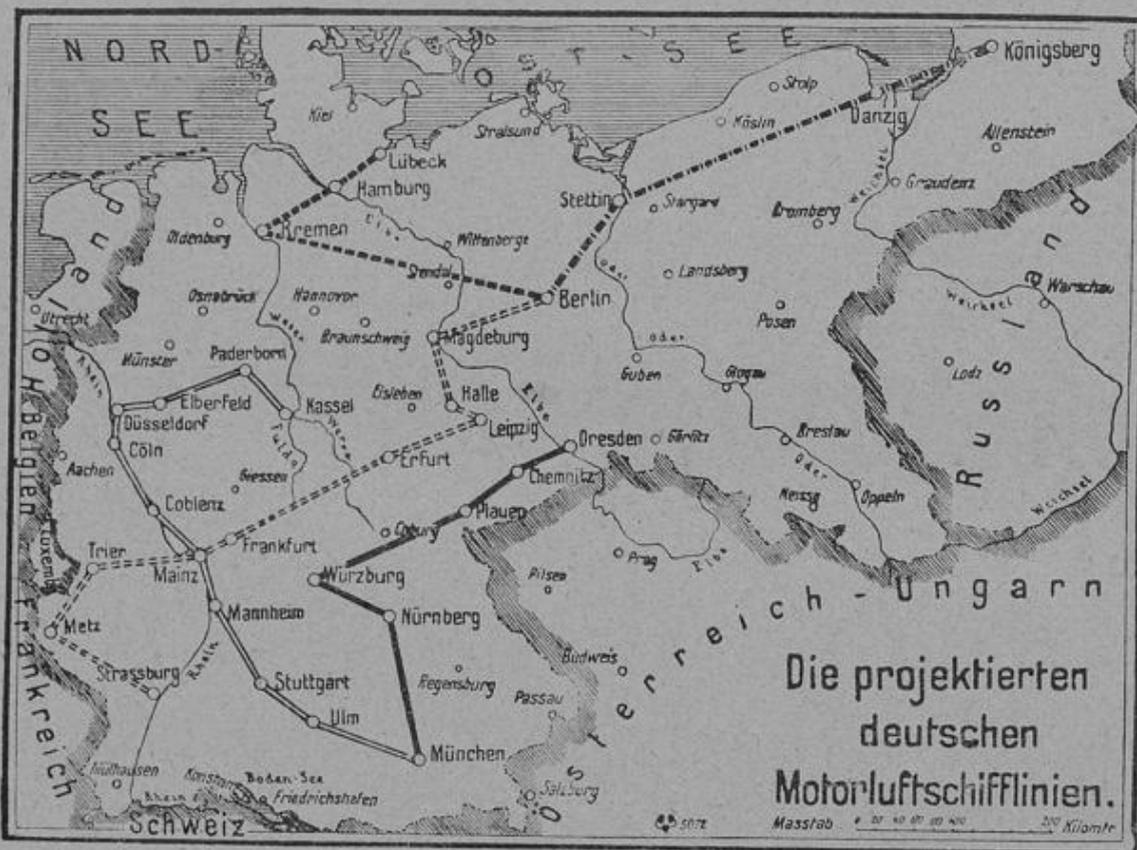
„Dann hättest du zu Menschen gehen müssen!“

Da blickten den Sprechenden zwei tiefe Augen erstaunt, fast erschreckt an.

„Zu Menschen gehen . . . mit meiner Seelenpein,! Nein! die haben nur Spott und Hohn dafür. Ich hab es einzig meinem Gott und — der Himmelmutter geklagt.“

„Und — deiner Mutter!“

„Ja! und bei . . .! Nein, du Böser!“ Damit schlang Cezi-Viese die Arme heftig, stürmisch um ihres Liebsten Hals



„Es ging nicht anders, mein Herz, nach dem Geschehenen mußte es so sein.“

„Warum denn?“

„Verzeih, du Liebe, daß ich dir noch weh tun muß, du warst es selbst schuld. Ich hatte den Glauben an dich und deine Liebe verloren an jenem Abend, und du mußtest mir den erst wieder geben. Du hast es voll und ganz getan, nun kann ich dich ohne Zweifel doppelt fest besitzen. Es war gut so, unsere Seelen sind reiner und geläuterter aus dem Schmerz hervorgegangen, und das Leiden und Weiden hat unsere Herzen gestählt und fester aneinander geschmiedet. Zudem habe ich die Aufgabe gelöst, die du mir unbewußt stelltest und auch das war gut — ich habe meinen Vater wiedergefunden und — sein Herz.“

Hans Karl hielt inne, er sah die Tränen in den schönen Augen seiner Braut und wie ihr Mund zuckte.

„Mein Lieb!“

„Du läßt und fühltest meinen Jammer nicht und hörtest nicht meine Klagen.“

„Du hast also um mich gesorgt und geklagt, mein Herzlieb?“

Zuerst antwortete Cezi-Viese nicht, bis Hans Karl sich nie-

und sah zu Berta herüber, welche zum Zeichen des Einverständnisses nickte.

„Was hast du, Liebste?“

„Nein! du sollst nun auch noch was warten; ich habe mich ein langes Jahr in Sehnsucht verzehren müssen.“

Jetzt war das Verwundern an Hans Karl, er löste den einen Arm seiner Braut vom Hals, schlang den seinen um ihren Nacken und sah ihr in die Augen, die leuchteten so tief und dunkel wie ein Bergsee, der ein Geheimnis verwahrt.

„Du wolltest etwas sagen, mein Herz!“

„Ich sage nichts.“ Der Schalk und der Ernst stiegen in der Sprechenden Gesicht.

„Du verschweigst etwas, sprich doch; ich fühle es, daß du mir etwas zu sagen hast.“

„Nein, ich sage gar nichts!“

In dem Herzen des Mannes klangen Saiten, die lange nicht so stark geklungen, ein Etwas, ein Verlangen und eine Sehnsucht, die er nicht voll zu deuten wußte und doch so tief empfand, nahm seine Seele gefangen. Und er bat Cezi-Viese mit einer Weichheit und Innigkeit in der vibrierenden Stimme, daß es der zu Herzen ging.

Das Mädchen schaute übers Meer und wandte sich dann zu Hans Karl.

„Erzähle mir etwas von — deiner Mutter.“
„Von meiner Mutter? ich kenne sie, habe sie kaum gekannt, ich war noch ein Kind, als ich von ihr gerissen wurde.“

Seine Stimme klang eigentümlich weich wie eine stille Klage. Cezi-Liese sah ihn voll an, und auch ihre Stimme zitterte.

„Eine Mutter vergißt man doch nie; ihr Bild ist doch unauslöschbar.“

„Ihr Bild steht auch noch immer licht vor meiner Seele.“

„Dann zeichne es mir!“ Bittend sah sie zu ihm auf.

„Das vermag ich nicht, oder nur unvollkommen, ich bin kein Dichter.“

„Für die Mutter muß jeder ein Dichter sein oder werden.“

Hans Karl atmete schwer und seine Brust hob sich. Wie aus der Ferne tönte es.

„Damals — ein Kind war ich — als ich von ihr sollte. . .“

Ihre feinen, weißen Hände, die nimmer für mich geruht hatten, legten sich auf meine Schultern zum lezten Gruß; ich schaute hinauf in ein blaßes, edles Gesicht; das leicht ergraute Haar — meine Mutter war aber noch jung — rahmte es ein und legte sich in leichten Wellen an die Schläfe. Die mattblauen Augen standen voll Tränen, die Wände der feingeschnittenen Nase bebten, und die sanft strebenden Lippen regten sich in bitterem Lächeln zum . . . lezten . . . Auf. Den fühle ich noch heute, ebenso wie ihr sanftes Wesen, das weich in mein Herz gleitete und sich dort anknüpfte mir unvergänglich. Und . . .“ Hans Karl schwieg, eine innere Bewegung hatte sich seiner bemächtigt und es schimmerte feucht in seinen Augen.

Da kam es wie ein Hauch von Cezi-Liesens Lippen:

„Ja, so muß sie gewesen sein, so ist — deine Mutter!“

Aber Hans Karl hatte es vernommen; ein Moment war er still wie gelähmt; dann sprang er mit einem Jubelrufe auf.

„Du kennst meine Mutter? sprich! mein Lieb, martere mich nicht!“

„Ja!“ Dies einfache Ja fiel wuchtig, erschauernd in des Mannes Seele.

„Sie lebt?“

„Ja, mein Liebster, im — Forsthause.“

„Sie ist die Fremde, von der mir Justizrat Roerhall schrieb?“

Cezi-Liese nickte nur, sprechen konnte sie nicht mehr.

Das doppelte Glück strömte aber überwältigend in das Herz von Rodas; er kniete vor Cezi-Liese nieder, barg sein Gesicht an deren Herz und — ein Mann weinte vor Glück, doch noch eine Mutter zu haben. Berta ehrte diesen Ausbruch der reinsten Freude und sie wischte selbst die Tränen fort.

Cezi-Liese ließ Hans Karl, bis er von selbst sein Gesicht erhob, sie küßte und sprach:

„Und das sagst du mir jetzt erst?“

Cezi-Liese lächelte fein.

Einige Stunden ist noch lange kein Jahr, so lange liebest du mich warten.“

„Aus alle liebest du warten.“ fiel Berta ein, und die kleine Strafe ist nicht mehr wie gerecht.“

Dann erzählte Cezi-Liese von Frau von Bracht — es war deren Mutter Mädchennamen gewesen. Mit keinem Worte unterbrach Hans Karl seine Braut. Jetzt schwieg sie.

„Dann fahren wir mit dem nächsten Dampfer nach Emden und dann weiter zu meiner Mutter, o das Glück!“

„Der Dampfer fährt aber erst in drei Tagen,“ sagte Berta.

„Viel zu lange für meine Sehnsucht.“

„Und zu mir könntest du dein Sehnen ein Jahr bemeistern.“

Schmollend zog Cezi-Liese die Lippen kraus und sah Hans Karl von der Seite an.

„Dafür erzählt er jetzt seine Erlebnisse, gelt Cousinchen.“

„Rede Berta, und er darf nicht eher ruhen, bis wir das letzte Wort vernommen haben, man hört von ihm fast nichts. Na — also!“

Damit rückte die Sprechende den beiden näher. Und Hans Karl begann:

„Neber meine Jugend brauch' ich wohl nicht zu berichten; denn meine Mutter wird das besorgt haben. Ebenso werdet ihr deren Leiden und Bitternisse kennen, die jenes ungeliebte Weib verschuldet, meiner Mutter raubte sie den Gatten, dann mich und ihr so das halbe Leben. Daß ich mit zwölf Jahren zum Vater nach Amerika kam, wißt ihr. Hier verfolgte mich dann der Haß meiner Stiefmutter und später auch der ihres Sohnes. Dieser war bereits sieben Jahre alt, als ich in Amerika ankam. Mir wurde gesagt, meine rechte Mutter sei tot, und so kam es, daß ich nie nach ihr suchte, als ich

mit meinem Stiefbruder später eine deutsche Hochschule bezog. Hier verliebte sich mein Bruder anscheinend ernstlich in ein Mädchen, das aber nichts von ihm wissen wollte. Hierfür machte er mich verantwortlich, wie überhaupt für alles, was ihm nicht gelang. Die Feindschaft und der gegenseitige Groll wurden immer größer. Von da ab suchte mein Bruder meine Pläne zu kreuzen, mein Leben zu vernichten, wie seine Mutter das der meinen. In meinem Regimente verdächtigte er mich, so daß ich vorzog, zur Landwirtschaft überzugehen, was mir durch Vermittlung des Majors von Langst gelang. Den weiteren Abschnitt meines Lebens bis zum Kennen kennt Ihr.“

„Und von deinem Vater hörtest du nichts mehr?“ fragte Cezi-Liese.

„Nein! Mein Vermögen hatte er mir beim Eintritt ins Regiment gegeben, und damit meine er, von seiner zweiten Frau gehebt und getrieben, mehr wie genug getan zu haben. Jetzt kannst du mich verstehen, mein Lieb, warum ich nie von meinen Eltern und Geschwistern sprach.“

„Und dein Bruder?“

Diese Frage Bertas schien von Roda überhört zu haben; denn in dem Augenblicke flatterte das Segel um; er antwortete nicht, sondern fuhr fort:

„Der Gedanke an Vater und Mutter hatte mich nie verlassen, und mein Herz hatte auch für den Vater nie ganz gleichgültig. Da kam jener Ballabend und — verzeih, mein Lieb — dein hartes Wort. Eine neue Lebensaufgabe hatte ich; ich reiste nach Amerika, um den Vater zu suchen. Mein Irrfahrten bei der Arbeit will ich nicht beschreiben; endlich fand ich meinen Vater auf seiner Farm im Süden Nordamerikas als einen elenden, gebrochenen Greis. Das Weib, um dessenwillen er eine edle Frau unglücklich gemacht hatte, war mit einem andern davon gegangen. So war sein Herz mir offener denn je. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit kannte ich alle Intrigen jenes Weibes und das — Geheimnis meines Lebens. Ich erfuhr, daß meine Mutter vielleicht noch lebe.“

Durch Werkzeuge meiner Stiefmutter wurde die Frau, eine treue Dienerin meiner guten Mutter, welche mich nach Amerika begleitete, gezwungen unter einem fürchterlichen Eide zu einer Tat, die zwei Menschen lange trennte. Mir sagte man, meine Mutter wäre tot, und meiner Mutter meldete man meinen Tod.“

Hans Karl machte eine Pause, bis Cezi-Liese fragte:

„Und weißt du, wer jene Dienerin war?“

„Nein, sie reiste nach Deutschland und war verschollen.“

„Es war die alte Fei in jenem Händchen eingangs des Dorfes.“

Und nun erzählte Cezi-Liese kurz deren Geschichte. Dann fragte sie:

„Warum kamst du dann nicht sofort zurück nach Deutschland?“

„Mein Vater wurde zu krank, und ich konnte ihn nicht verlassen; ich war der einzige, der sich um ihn kümmerte von seinen Angehörigen. Er war so einsam, und da bereute er sein Leben voller Irrungen. Sein leztes Wort war: „Suche deine Mutter und bitte sie, daß sie mir verzeihe. Dann schloß er seine Augen für immer.“

Nach einem tiefen Seufzer fuhr Hans Karl im Sprechen fort: „Für mich folgte dann eine Zeit vieler Arbeit und Mühe, bis ich endlich die Heimreise antreten konnte. Alles in Amerika ist verkauft; nur acht wertvolle Pferde behielt ich, die sind auf dem Dampfer. Nun kehre ich heim, um meine Mutter zu suchen und — euch zu helfen, denn wie ihr wißt, hielt mich Roerhall über alles auf dem Laufenden.“

„Nur nicht über das Leid und die Sehnsucht deiner Braut,“ unterbrach ihn Berta.

„Einigermassen doch, aber nichts von meiner Mutter wußte er zu ermitteln, weil mein Vater mir keine Anhaltspunkte gab.“

„Und nun ist alles so glücklich gelöst!“ Strahlend sah Cezi-Liese zu ihrem Verlobten auf, und ein neuer Ruh brannte auf ihren Lippen.

„Nur noch deinem Vater den Wald retten und . . .“

„Euch ein Nest bauen!“ vollendete Berta!“

Die Fahrt war gut verlaufen, am Strande warteten Thea und Kurt. Mit heller Freude wurde Hans Karl von den Kindern begrüßt und mit tausend Fragen bestürmt.

„Wo warst du so lange, woher bist du so braun, wird Tantchen nun deine Frau?“ In diesen Tönen ging es weiter.

Veranußlich ging es nun zur Villa „Strandlust“, und eben so fröhlich war es beim Essen, bei dem alle einen regen Appetit zeigten.

Eine Stunde später wanderten Cezi-Liese und Hans Karl über den Dünenkamm zur Sturmede, wo es sich, der Versicherung Bertas gemäß, so wunderschön plaudern und träumen lasse zu zweien allein.

Wie Sammet so weich ist der Sandteppich, über den die beiden lautlos schreiten. Bald ist der Ort erreicht; Hans Karl breitet den Mantel über den Sand und zieht mit lauter Gewalt sein Lieb neben sich.

Hinter ihnen erheben sich die Dünen und halten den Wind ab. Oben auf dem Dünenkamm wächst das breite schilfartige Gras. Die leichte Brise fährt hindurch, und flüsternd stecken die halbtrockenen Blätter ihre Köpfe zusammen. Sie haben es den beiden weltvergessenen Liebenden abgelautet.

Schweigend genossen diese ihr gegenseitiges Glück. Vor ihnen lag das Meer und bespülte träumerisch den weißen Strand. Die grünen Blüten glitzerten im letzten Lichte. Mit leisem Hauche kühlte ein Lüftchen ihnen die warmen Schläfen. Dieser neigt sich die Sonne und drückt auf den reinen Spiegel des Meeres ihr golden-glühendes Siegel. Unter der Sonne erscheinen Wolken; wie ein langer, violetter Strich sehen sie aus.

„Sieh, mein Lieb, den langen Strich von Wolken unter der Sonne, auch wir wollen einen Strich ziehen unter das Leben und dann ein neues, glücklicheres beginnen.“

„Ja, Liebster! Wir tauchen all unsere Sorgen und die Mühen des Alltags ins Meer, daß sie in nichts zerfließen.“

Dann sahen beide übers Meer. Der Wind war stärker geworden und die See, die sich vorhin so lächelnd und leicht gegregelt hatte, schickte sich an, im Abendgolde einen Reigen tanzender Wellen aufzuführen.

Um die Sonne ballten sich purpurne Wolkenmassen, durch welche Strahlen schossen und den Kristall der schimmernden Wogen purpurfarbig erhellten. Cezi-Liese sprach kein Wort mehr; ihr Auge hing wie gebannt an dem herrlichen Schauspiel. Gott ließ ein Feuerwerk abbrennen über der bewegten Szene des Meeres, dessen Wellen immer höher schlugen.

Und immer höher schlug auch Cezi-Lieses Herz, ohne daß sie selbst den Grund kannte. Heftig hämmerte das kleine Ding wider die Rippen. Dann ließ ein leichtes Beben durch den Körper des Mädchens, das sich inniger an Hans Karl an-schmiegte.

Von Roda schrieb es der kühlen Abendluft zu, obwohl der Wind sie hinter der hohen Dünenwand kaum traf. Besorgt legte er das Tuch um die Schultern seiner Braut.

„Du frierst, mein Herz!“
„Nein, es ist nicht zu kühl.“
„Du zitterst doch so eben.“

Cezi-Liese antwortete nicht, sondern starrte weiter in den sterbenden Tag und auf das erleuchtete Meer, dessen schaumgefrönte Wogen sich wie im wilden Kampfe nachjagen: ein großes, wildes Flammengewoge! In tausend Blöden zerfliehet der Schaum der Wogen, rotes Licht durchglüht die Schaumteilchen. Wie ein Funkenregen sieht es aus. Von den rotgoldenen-glühenden Wellenbergen heben sich die Wellentäler wie dunkle, ausgebrannte Massen ab. Darüber hingen gigantische Massen der Wolken, die als des Himmels riesige Brandfackeln glühten und flammten.

Dazu nahm die Luft etwas Drückendes und Schweres an; lauernd lagerte es sich über die Natur. Es war so still, so ganz still geworden. Nur das Brausen des Meeres scholl gedämpft herüber, und ab und zu raschelte es in den trockenen Blättern des Dünengrases.

Wieder schauerte das Mädchen zusammen, heftiger wie vorher. Das Angstgefühl im pochenden Herzen war größer geworden. Es war Cezi-Liese wie damals am Marienbaum.

Unbewußt presste sie sich fest und fester an Hans Karl, wie wenn ein Kind in der Angst bei der Mutter Schutz sucht.

„Was ist dir, Cezi-Liese?“ Besorgt schaute Hans Karl ihr in das Gesicht, und zwei Augen sahen seltsam, ängstlich in die seinen.

„Es ist mir so angstvoll ums Herz geworden, gewitterschwül und zentnerschwer legt es sich auf meine Seele, und ich kenne nicht den Grund meiner Angst.“

„Vielleicht tut es das großartige Naturschauspiel, es ist auch überwältigend; wir wollen nach der „Strandluft“ zurückkehren!“

„Das ist es allein nicht, ich weiß nicht . . .!“

Zum Aufstehen rührte sich Cezi-Liese nicht, dichter drängte sie sich an von Roda, der ihren Körper schützend umschlang. Etwas Flüchtendes und schrecklich Abnendes hatte ihr ganzes Wesen. Die starren Augen und die zitternden Lippen waren weit geöffnet, die Nasenflügel gedehnt. Und merkwürdig!

Die sonderbare Beklemmung, das Gefühl einer unerklärlichen Angst teilte sich auch von Roda mit.

Seltjam! Gleichzeitig nahm die drückende Stimmung beide mit aller Macht gefangen.

Jeder schien die Seelenschwingungen des andern zu spüren. Wie in Erwartung einer kommenden Gefahr, von einer unsichtbaren, zwingenden Kraft gehezt und getrieben, tauerten sich ihre Gedanken erschauernd in die Tiefen ihrer Seelen, und die angstvoll zitternden Töne klangen in einen Seelenafford zusammen.

Keiner sprach ein Wort mehr. Ein bedrückender Alp war in die Seelen getreten.

Zwingend kam das Gefühl der Zusammengehörigkeit über die Liebenden. Stumm küßten sie sich. Noch einmal küßte Hans Karl, wie ein zitternder Mädchenkörper sich schützend an ihn drängte.

Nun war der Tag ganz gestorben. Als ein grauer Schleier legte sich die Dämmerung über Erde und Meer, um sie zu verbergen, wie vor etwas Furchtbarem.

Erst als das große Schweigen ganz niedersank und ein Stern nach dem andern erschien, traten Cezi-Liese und Hans Karl den Heimweg zur Villa an. Und auch jetzt sprachen sie über ihre Gefühle kein Wort; die Angst, die Beklemmung wollte nur langsam weichen.

Fortsetzung folgt.

Nützliches fürs Haus.

— Ueber das Abschneiden der Rosen. Es herrschte die Ansicht, man könne dadurch seine Rosenstöcke, daß man die einzelnen Rosen verblühen lasse. Das ist eine irrige Ansicht, denn gerade in der Zeit des Abblühens entzieht die Blume ihrem Stocke die meiste Nahrung. Es ist daher zu raten, die Rose so bald abzuschneiden, als sie ihre schönste Form zeigt, und sollte man sie nur zur Zimmerzierde usw. benützen können. Eine abgeschnittene Rosenblume hält sich stets länger, wenn sie ordentlich gepflegt wird, als wenn sie am Stocke belassen wäre. Der Rosenstoc aber entwickelt, wenn fleißig die erblühenden und erblühten Blumen abgeschnitten werden, eine Menge neuer Knospen.

— Bereitung von wamslüssigem Baumwachs. Nachstehend die Verhältnisse zu einer Menge von 10 Kilogramm: 4 Kilogr. schwarzes und 4 Kilogr. weißes Bech, 1 Kilogr. Harz — Kolophonium —, 500 Gr. gelbes Wachs, 500 Gr. Hammeltalg. Man schmilzt zuerst besonders den frischen Hammeltalg aus, um alle Unreinlichkeiten — Abfälle, Griesen etc. — daraus zu entfernen; hierauf schmilzt man auf mildem Feuer und auf einer Herdplatte — womöglich nicht über dem freien Feuer — das Bech, setzt alsdann, wenn dieses bis zur Syrupdicke flüssig geworden ist — wobei man Sorge tragen muß, daß das Bech nicht überhöhe —, erst das Bech, dann das gelbe Wachs, dann den Talg hinzu, und rührt die Mischung gut um, bis alles wohlzerhmolzen und gemengt ist. Hierauf gießt man das Gemenge in dünnem Strahl und in verschiedenen Partien in Kübeln mit kaltem Wasser, um dasselbe abzukühlen, und macht dann Kugeln von der Größe einer Billardkugel daraus, welche man tüchtig ausdrücken muß, damit kein Wasser mehr darin bleibt. So zubereitet, hält sich dieses Baumwachs viele Jahre hindurch. Vor dem Gebrauch schmilzt man es entweder in einem kleinen Topf — Tiegel — oder in der sogen. „Fropflampe“ mit Del- und Weingeist-Feuerung. Es verhärtet sich schnell und springt nicht ab.

— Rosensträucher und andere Pflanzen vor Ungeziefer zu schützen. Man bereite ein Gemisch aus zwei Teilen gefochtem und einem Teil ungekochten Leinöl und bepinsle die zu schützenden oder bereits von Ungeziefer belegten Stellen.

Advertisement for 'Steckenpferd-Lilienmilch-Seife' (Stick Horse Lily Milk Soap) by Bergmann & Co. The ad features an illustration of a child riding a stick horse. Text includes 'BERGMANN & CO. RADEBEUL-DRESDEN' and 'verleiht röthiges, jugendliches Aussehen, eine weisse, samtartige Haut u. einen blendend-schönen Teint. à St. 50 Pfg. überall zu haben.'



Unsere Bilder.



— Die Ausstellungshalle der großen internationalen Gartenausstellung in Berlin wird uns im Bild auf Seite 145 vorgeführt; in der Mitte erstrecken sich Hyazinthen- und Tulpengruppen, während die beiden Seiten von Rhododendren eingenommen werden.

— König Karl von Rumänien (vergl. das Bild Seite 148). Wenn Rumänien, das in früheren Jahren von Partiekämpfen zerrissen war, nach schweren inneren und äußeren Kämpfen zur Unabhängigkeit und zu einer angesehenen politischen Stellung unter den Staaten Europas gelangt ist, so ist das sicher in erster Linie seinem Könige Karl zu danken. Mehr als einmal hat er während seiner dreiundvierzigjährigen Regierung mit dem Entschlusse gerungen, die Krone niederzulegen, seit ihn, den damals im 28. Lebensjahre stehenden Prinzen von Hohenzollern, im April 1866 das rumänische Volk zum regierenden erblichen Fürsten von Rumänien wählte. Seine Stellung war ungemein schwer, zumal Rußland fortgesetzt gegen ihn intrigierte. Eine Wandlung zum Besseren trat erst ein, als er im Russisch-Türkischen Kriege von 1877/78 zu Gunsten des starkbedrängten russischen Heeres mit großem Erfolge eingriff. Vor Plewna, das durch Osman Pascha heldenmütig verteidigt wurde, mit dem Oberbefehl über die dort versammelten russischen und rumänischen Truppen betraut, gelang ihm am 10. Dezember 1877 die Einnahme der Festung. Der Lohn des Sieges war die Anerkennung der Unabhängigkeit des Fürstentums Rumänien durch Rußland und die am 26. März 1881 erfolgende Erhebung des Fürstentums zum Königreiche. So vermag König Karl heute von der Höhe seines Lebens auf einen reichen Ertrag seiner Arbeit zurückzublicken. Was durch ihn und unter seiner Leitung in Rumänien geschaffen worden ist, genießt die Anerkennung der ganzen gesitteten Welt. Rumänien ist ein zu steigender Wohlfahrt fortschreitendes Gemeinwesen geworden. Nach außen hin hat es eine hohe Geltung als Glied der europäischen Völkerfamilie, die es nicht nur seiner militärischen Macht, sondern auch seiner weisen, auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Politik zu danken hat.

— Seltenes Weidmannsheil wurde, wie die Abbildung auf Seite 148 zeigt, einer österreichischen Försterstochter, Fräulein Bohuslav, zuteil, indem sie einene Wolf erlegte. In dem ausgedehnten Waldblande der Karpaten haust nicht allein noch der Wolf, sondern auch der Bär, der Luchs und die Wildkatze.

— Die projektierten deutschen Motorluftschifflinien (zu der Karte Seite 149). Die deutsche Aerostationsgesellschaft in Frankfurt a. M. wird die ersten künftigen Motorluftschifflinien in Deutschland einrichten. Sie beabsichtigt zunächst rund 30 Städte miteinander zu verbinden. Die Gesellschaft, die bereits Patente für ihre drehbare Halle für Motorballons erhalten hat, wird die ersten drehbaren Hallen in München, Berlin und Straßburg i. E. erbauen. Die finanzielle Durchführung des Unternehmens erscheint bereits gesichert. Die in erster Linie geplanten Verbindungslinien sind folgende: 1. München-Dresden, über Nürnberg, Plauen und Chemnitz. 2. München-Kassel, über Ulm, Stuttgart, Mannheim, Mainz, Koblenz, Köln, Düsseldorf, Elberfeld und Paderborn. 3. Berlin-Lübeck, über Bremen und Hamburg. 4. Berlin-Königsberg, über Stettin und Danzig und 5. Straßburg-Berlin, über Metz, Trier, Mainz, Frankfurt a. M., Erfurt, Leipzig, Halle und Magdeburg.



Zur Unterhaltung.



— Nein. Er (bedeutungsvoll): Emma, ich frage dich, kannst du ein Geheimnis bewahren? — Sie: Weiß nicht, hab's noch nie probiert.

— Erfreuliches Geschenk. Frau: Wenn ich nur wüßte, was ich dir zum Geburtstag schenken soll! Du hast ja schon alles! — Mann: Weißt du was? Gib mir das letzte Wort, das hab' ich noch nie gehabt!

— Kulturgeschichtlicher Rückblick. Studios Dummel (aus dem Leibamt kommend): „Ich möchte nur wissen, wie sich die Studenten vor Erfindung der Taschenuhr halfen. Die alten Sonnenuhren konnte man doch nicht versehen.“



Rätsellecke.



Wo steht denn der Torwächter?

Dreißilbige Charade.

Die ersten zwei — 's ist nicht zu sagen,
Was sie verbreitet schon umher,
Was Böses sie und Gut's getragen
Von Land zu Land, vom Fels zum Meer;
Sie lebten schwer oft unterm Drucke,
Sind gar verschiedentlich begehrt;
Oft dienen sie zu buntem Schmucke,
Sind wertlos bald, bald reich an Wert.
Die Silbe 3, du kannst sie schauen
In Haus und Hof, in Dorf und Stadt,
Bei Knaben, Männern, Mädchen, Frauen,
Bald klein, bald groß, bald rau, bald glatt;
Sie dienet gar verschied'nem Streben,
Ist auch verschieden an Gewicht;
Doch wenn sie dir einmal gegeben,
So hebt sich dein Empfinden nicht.
Nun füg' die 1, 2, 3 zusammen
Und denk an einen schlimmen Ort,
Der Hölle denk' mit ihren Flammen.
An Dante's oft zitiertes Wort;
Mitleidig aber denk' an jene,
Die dorten ruh'n in enger Dui.
Und widme ihnen eine Träne —
Sie meinten's „meerichenteils“ so gut!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweißilbige Charade: Wildsee.
Rätsel: Weiser (aus Werra und Fulda) — Weber.
Rebus: Adlerhorst.



S Düsseldorf SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorf Tageblatt.

Nr. 20.

Sonntag, 16. Mai.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

XI.

Kurz danach kam Marialbas mit ein wenig sorgenvollem Gesicht nach Hause.

„Recht dir etwas?“ fragte seine Frau.

„Ach, ich bin in einer traurigen Notwendigkeit gewesen“, antwortete er.

„Wie so?“

„Ich habe Hubert 14 Tage Stubenarrest geben müssen.“

„Vierzehn Tage Stubenarrest!“ rief Gertrud erschrocken aus, „und warum denn?“

„Er hat gestern abend im Klub zu viel getrunken, und ist sodann mit einigen Freunden ausgegangen; sie sind schließlich auf einer sogenannten Hundehochzeit einer inländischen Familie angelandet, und haben dort allerlei Unsinn getrieben.“

„Ach, das tut mir aber sehr leid“, sagte Gertrud mit dem traurigsten Gesichte der Welt.

„Mir nicht weniger, aber ich muß natürlich strafen, ohne Ansehen der Person.“

„Das ist selbstverständlich.“

„Gerade weil er ein Vetter meiner Frau ist, muß ich den Vorwurf vermeiden, als ob ich ihn mit besonderer Rücksicht behandelte.“

„Vierzehn Tage sind eine lange Zeit.“

„Er kann zufrieden sein, daß er nicht vor dem Kriegsrat zu erscheinen braucht; er hat seiner Uniform Schande gemacht.“

„Vierzehn Tage und gerade nun!“

Marialbas sah seine Frau an; es war nicht schwierig, zu bemerken, daß sie enttäuscht schien; er fand dies unangenehm, aber sagte nichts.

Einen Augenblick nachher stand sie auf und ging auf ihr Zimmer; Marialbas blieb in der Hintergalerie sitzen, las die Zeitung und dachte bald nicht mehr an Hubert noch

an seinen Stubenarrest. Nach einer Viertelstunde war Gertrud zurückgekehrt und setzte sich mit der Handarbeit ihm gegenüber.

„Hast du etwas von Sidin nötig?“ fragte seine Frau, „kann Ketjil es nicht tun?“

„Warum?“

„Sidin muß einen Gang für mich tun.“

„Wird er denn bald zurückkehren?“

„Ich hoffe ja, in einem Viertelstündchen.“

Marialbas fragte nicht, wohin der Bursche geschickt worden wäre, er interessierte sich wenig dafür.

„Er müßte diese Zeitung zu Sobius bringen“, antwortet er. „Es wird gleich noch Zeit genug sein.“

Benige Augenblicke nachher kam Frau Dolmer unerwartet auf Besuch.

„Ach, Herr Major“, so begann sie, was ist nun doch eigentlich wahr an dem Spektakel in der Stadt, Bergmanns ist doch nicht in die Angelegenheit verwickelt?“

„Jawohl“, antwortete Marialbas, der nie gerne mit Fremden über Dienstangelegenheiten sprach, trocken und ziemlich gleichgültig.

„Ach, das tut mir aber wirklich leid. Also ist er doch dabei gewesen, ich habe davon sprechen hören, konnte es aber nicht glauben. Sie haben mir selbst erzählt, daß er acht Tage Stubenarrest hätte.“

„Vierzehn Tage!“ verbesserte Gertrud.

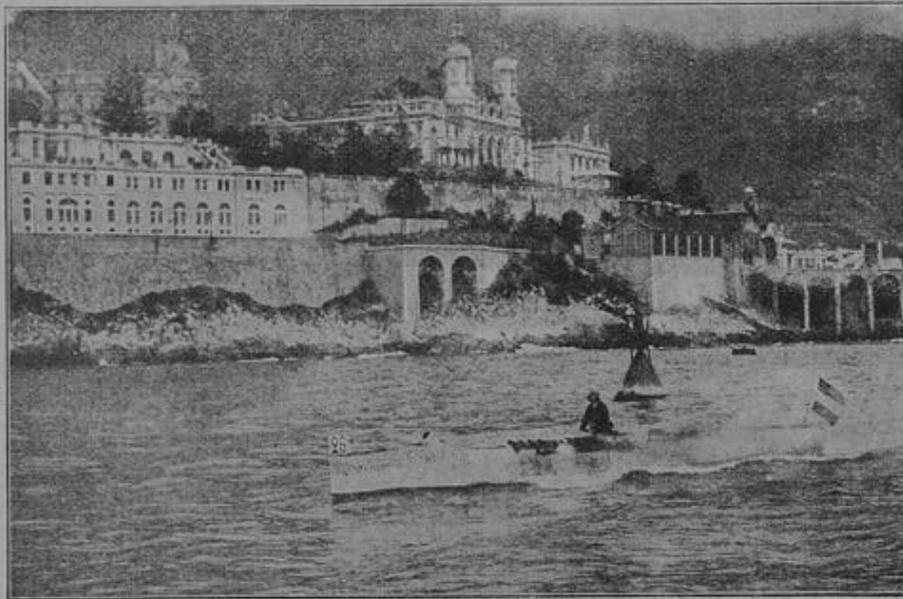
„Vierzehn! O pui, Herr Major, ist das nicht zu streng von Ihnen? Liebe Frau Major, dann wird aus Ihrem Klavierspiel nicht mehr viel werden.“

„Wir werden es dann einfach unterlassen“, sagte Gertrud mit einem leisen Seufzer.

Der Major sagte nichts.

„Und können Sie denn nichts daran tun, gnädige Frau? Sollten Sie nicht so viel Einfluß auf Ihren Major haben, um eine geringere Strafe für Ihren lustigen Vetter zu erhalten?“

„Ich habe nicht daran gedacht, es zu tun“, antwortete Gertrud, „ich habe mich noch nie um Dienstangelegenheiten bekümmert.“



Das deutsche Motorboot „Prinz Heinrich“, das am zweiten Tage des internationalen Motorboot-Rennens in Monaco unterging.

„Aber das sind keine Dienst-, sondern Familienangelegenheiten.“

Der Major stand auf und ging in der Galerie auf und ab; seine Frau sah an seiner gerunzelten Stirn, daß das Gespräch ihm nicht gefiel.

Gerade kehrte Sidin zurück und überreichte seiner Gebieterin ein Briefchen, sie fühlte, daß sowohl ihr Mann wie Frau Dolmer scharf das Auge auf sie gerichtet hielten und sie erröthete bis hinter die Ohren. Schnell verbarg sie das Briefchen in ihrer Tasche.

„Bevorzugtes Papierchen,“ neckte Frau Dolmer, „aber genießen Sie sich vor mir nicht, lesen Sie ruhig.“

„Ach nein, es hat nichts zu bedeuten; nachher kann ich es gerade so gut lesen!“

„Wenn keine indiscreten Augen in der Nähe sind, nicht wahr?“

„Hier kann von Indiscretion absolut keine Rede sein,“ aber selbst weniger scharfen Augen als denjenigen der Frau Dolmer würde es schon aufgefallen sein, daß die Majorsfrau sich in großer Verlegenheit befand.

Marialvas gab Sidin seine Befehle und schien auf das Briefchen kaum zu achten.

„Der arme Bergmans,“ fuhr Frau Dolmer fort, „was wird die Zeit ihm lang werden, vierzehn Tage Stubenarrest! Ist kein Pardon möglich?“

„Jedes Vergehen muß bestraft werden, vor allem beim Militär.“

„Gewiß, Herr Major, aber Gnade geht vor Recht. Bitte, gnädige Frau, versuchen Sie mal Ihre Macht bei dem gestrenghen Herrn Gemahl, jedermann sagt, daß Sie alles bei ihm fertig bekommen.“

„O, wenn Marialvas es nur einigermaßen tun könnte, weiß ich bestimmt, daß er Hubert sofort die Strafe erlassen würde.“

„Haben Sie schon danach gefragt?“

„Nein, ich fürchte eine Weigerung.“

„Aber Sie sind doch auch der Meinung, daß vierzehn Tage zu lange sind?“

„Meine Frau ist viel zu verständlich, um sich darüber auszusprechen,“ erklärte Marialvas kurz.

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung: Frau Dolmer blieb bis halb sieben; es war vollkommen dunkel und als sie Abschied nehmen wollte, schlug der Major seiner Frau vor, sie wegzubringen. Gertrud entschuldigte sich aber unter einem Vorwande, der eigentlich kein Vorwand war, und deshalb bot Marialvas der Dame allein seine Begleitung an.

„Die gnädige Frau hat Eile, ihr Briefchen zu lesen,“ sagte Frau Dolmer, als sie den Garten durchschritten, wie unablässlich.

Der Weg führte unter dem Abhange des Hügels vorbei, auf dem die Wohnung des Fortcommandanten stand, und so konnte man deutlich die anmutige Gestalt Gertruds sehen, wie sie vor dem Tische der Vorgalerie stand, ganz beschienen von dem Lampenlicht und offenbar ganz und gar in die Lectüre ihres kostbaren Briefchens vertieft.

„Ihre Frau Gemahlin war ein wenig ungeduldig; ich bin zu lange geblieben,“ sagte die Dame mit einem höflichen Lächeln.

Marialvas antwortete nicht.

„Könnte die Strafe Bergmans in seiner Karriere schaden?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich denke nicht.“

„Es würde mir leid tun, er ist so ein prächtiger Kerl, er spielt so herrlich Klavier und hat eine sehr gute Stimme; die Gesellschaften werden still sein, während er seine Strafe verbüßt.“

„Daran kann ich mich nicht stören.“

„Nein, gewiß nicht, es ist energisch von Ihnen, und es macht einen ausgezeichneten Eindruck, daß Sie sich durch keine Familienbande abhalten lassen, einen Schuldigen gebührend zu bestrafen. Kannten Sie ihn schon vor Ihrer Heirat?“

„Ja gewiß!“

„So, schon im Voraus?“

„Warum stellen Sie diese Frage?“

„O, darum! Ich dachte mir nämlich, daß Sie erst nach Ihrer Hochzeit dem Vetter Ihrer Gattin vorgestellt wurden. Hatte er denn damals schon die Absicht, nach Indien zu gehen?“

„Wann meinen Sie?“

„Vor Ihrer Verlobung.“

„Ja, . . . wenigstens ehe sie öffentlich bekannt gemacht wurde.“

„O ja, ehe sie bekannt gemacht wurde.“

„Aber, Frau Dolmer, was bezwecken Sie mit diesen sonderbaren Fragen?“

„Was ich bezwecke? O, absolut nichts, Herr Major. Ich interessiere mich allein so sehr für den armen Bergmann und für Sie beide; diese drei sind nun einmal unzertrennlich voneinander.“

„Das sehe ich durchaus nicht ein.“

„Ach, jedermann denkt es doch.“

„Wer ist dieser jedermann?“

„Aber, Herr Major, was drücken Sie auf meinen Arm? Jedermann ist jeder, der es interessant findet, daß sich ein Held wie Sie das Herz und die Hand eines solchen zarten, lieben Frauchens erobert hat. Ich finde es recht hübsch von dem General, daß er Sie drei nicht getrennt hat.“

„Frau Dolmer, nun ersuche ich Sie, mir aufrichtig zu sagen, was Sie denken.“

„Was ich denke? Herr Major, man kann es Ihnen ansehen, daß Sie gewohnt sind, über Offiziere und Soldaten zu befehlen, aber hätten Sie auch das Recht über Leben und Tod Ihrer Untergebenen, ein Ding wird Ihnen unmöglich sein, sie ihre Gedanken aussprechen zu lassen, und was Sie von Ihren Soldaten nicht einmal verlangen können, das verlangen Sie von mir?“

„Sagen Sie mir gerade heraus, was Sie denken, das ist besser, als solche halb ausgesprochene Meinungen.“

„Aber ich habe keine Meinung halb oder ganz ausgesprochen; alles, was ich sagte, ich weiß kaum, was es ist, ich meine es wohl so, aber Sie müssen nicht darauf achten. Ich habe einen sonderbaren Fehler, den kennen Sie schon von früher her, ich weiß nicht, ob mehr Menschen ihn haben, aber ich sehe immer tiefer als ein anderer, und finde oft etwas, wo kein anderer es vielleicht suchen würde. Wollen Sie glauben, daß das ein lästiges Leiden ist?“

„Gnädige Frau, was haben Sie hier denn gefunden?“

„Warum müssen Sie das wissen, Herr Major. Achten Sie doch nicht auf diese vielleicht törichtigen Vermutungen und Berechnungen einer einfachen Frau, sie könnten vielleicht Ihre Ruhe stören. Sie sind nun gerade in voller Glückseligkeit, nichts fehlt an Ihrem Glücke, und dann könnte ich Ihnen vielleicht Unruhe machen mit meinen kindischen Ideen. Das wäre zu töricht!“

„Aber, was meinen Sie denn?“

„Ach, es ist viel besser für Ihre Ruhe, daß Sie es nicht wissen.“

„Gnädige Frau,“ und Marialvas Stimme zitterte vor mühsam bezwungener Erregung, „wenn Sie ein Mann wären, würde ich Sie auf andere Weise zum Sprechen zwingen.“

„Wozu sollte das dienen, Herr Major? Es fällt Ihnen doch hoffentlich nicht ein, eifersüchtig zu werden. So verständig werden Sie doch wohl sein, um sich nicht lächerlich zu machen; ich weiß, was Eifersucht bedeutet, es ist das furchtbarste Ungeheuer, die elendeste Krankheit. Alles zu beobachten, alles auszulegen in einem Sinne, allen zu mißtrauen, alles zu fürchten, o, es ist nicht zu ertragen! Nein, Sie dürfen nicht eifersüchtig werden, niemals, niemals, es wäre unter Ihnen!“

„Eifersüchtig werden? Ich eifersüchtig werden?“ Frau Dolmer erschrak über den entsetzlich dumpfen Ton, in dem er sprach, „seien Sie nur ruhig, Frau Dolmer, das geschieht so schnell nicht! Ich habe keine Zeit und keine Lust dazu, und ich verlange nicht, daß Sie den Namen meiner Frau mit diesem Worte verfländen.“

„Aber das tue ich ja auch nicht. Wir sind von unserem Thema abgeirrt; ich sprach allein von diesem guten Bergmans und von der Lücke, die Ihre Frau infolge seines Stubenarrests fühlen wird; ich finde es nicht schön von Ihnen, dem Muster der liebenden Gatten, daß Sie sie seiner Gesellschaft berauben.“

„Muß ich deshalb denn meine Pflicht verjäumen?“

„Ach, wer wird Ihnen einen Vorwurf daraus machen? Die arme, gnädige Frau ist hier so ganz allein, sie kann mit niemand über ihr Land und ihre Familie sprechen, weil alle ihr hier sozusagen vollständig fremd sind. Natürlich fühlt sie sich glücklich bei und in Ihnen, aber ich möchte doch gerne einmal wissen, wenn Sie beide miteinander allein gewesen wären, ob sie sich so gut in Indien geschickt haben würde. Aber Sie haben ja ein bequemes Mittel zur Hand.“

„Und das wäre?“

„Warum sollte ich es Ihnen angeben? Vielleicht nehmen Sie es mir übel, daß ich mich, ohne dazu aufgefordert zu sein, um Ihre Angelegenheiten bekümmert habe?“

„Ich bitte Sie doch darum.“

„Ist es Ihnen ernst, es zu wissen?“

„Gewiß.“

„Was wird es Ihnen eigentlich helfen? Ist meine Behauptung richtig, werden Sie dann ein folgendes Mal vielleicht nachsichtiger gegen den armen Kerl sein?“

„Das muß ich wissen.“

„Nun, wenn das die Folge ist, dann gewinne ich wenigstens etwas mit meinem Rat; denn Huberts Arrest hat viel von einem öffentlichen Unglück.“

„Was ist Ihr Rat?“

„Ich rate Ihnen ganz allein, einmal gut zuzusehen, wie Ihre Frau sich während dieser vierzehn Tage hält; bis zum heutigen Tage konnten Sie sich kein häusliches Leben vorstellen ohne Hubert als Dritten dabei, nicht wahr? Nun, jetzt bietet sich eine Gelegenheit dazu, einmal eine Probe zu nehmen.“

„Sollten Sie glauben, daß meine Frau“

„Ich denke nichts; nur bin ich überzeugt davon, daß Ihre Frau innig viel von Ihnen hält; sie hat Sie vor allen anderen Männern ihres Standes, ihres Volkes, ihrer Farbe ausersüßelt und hatte dazu gewiß allen Grund, oder richtiger, sie hatte keinen anderen Grund dazu, als daß sie verliebt wurde, und in diesem Zustande ist man so blind, — das wird wenigstens immer behauptet. Später gehen einem die Augen wieder offen und sieht man dann erst die Dinge manchmal deutlich. Wir sind nun an meiner Wohnung, Herr Major! Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung; Sie sehen aus, als ob Sie mir für meinen Rat gar nicht dankbar wären.“

„Es wird wohl nicht nötig sein, den zu befolgen.“

„Desto besser, Herr Major, desto besser! Ihre Frau versteht ausgezeichnet die Kunst, ihre Gefühle zu verbergen; die Jugend ist sonst nicht sehr geschickt darin, nur die Jahre können das lehren. Hubert hat mir oft erzählt, wie gut sie ihre Liebe verborgen hielt, und wie sie ihm gegenüber heuchelte, daß ihr nichts an Ihnen läge. Auch vor ihrem Vater wußte sie es verborgen zu halten; also kann es sehr gut möglich sein, daß sie ihre Enttäuschung, wenn sie diese wenigstens fühlt, gut zu verbergen wissen wird. Betrachten Sie deshalb meine Worte als nicht gesprochen, Herr Major!“

„Ich wünsche Ihnen guten Abend, gnädige Frau!“ Mit diesen Worten machte der Major kehrt.

Kontinuation folgt.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieferh.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sechzehntes Kapitel.

Am selben Abende zu etwas späterer Stunde ging Neres im Garten des Herrenhauses auf und ab und qualmte mächtig aus seiner Pfeife, um die lästigen Mücken fern zu halten. Ab und zu sah der Alte nach Westen, wo nun schon zwei Wochen lang eine graue Wand hing, welche aber nicht höher steigen wollte, wenn auch noch so viele Menschenaugen sehnsüchtig danach schauten.

Und doch tat Regen so not. Schon mehrere Wochen dauerte die Hitze und Trockenheit; rings um den Horizont hatte sich ein grauer Dunstschleier gezogen, der die ferne nebelhaft erscheinen ließ.

Ueber all dem stand tagaus, tagein das Tagesgestirn und sandte seine versengenden Strahlen hernieder. Das Getreide drohte zu notreisen; die Erde sprang auf vor Trockenheit, und im Nichtenwald fielen die dürren Nadeln nur so herunter, den Waldboden mit einem Teppich überziehend.

Die gesiederten Sängler verstummten allenthalben; das lustige Fiedeln der Heimchen wurde durch das immer stärker werdende, melancholische Gequäl der Frösche ersetzt. Auf dem morastigen Weiber trieben sich einige Gänse und Enten müde herum.

Bedrückung bei Tier und Mensch in der ganzen Natur!

Wieder sah Neres nach Westen und sein mürrisch Gesicht erhellte sich ein wenig. Die dunkle Mauer schien sich zu heben; einige Wölkchen, handgroß, lösten sich los und schwammen am abendlichen Himmel.

Die Uhren der nahen Türme hatten schon die Mitternacht verkündet, da sah Neres noch im Garten; denn schlafen konnte

er doch nicht. Auf einmal leuchtete es hinter dem Walde auf, wie der Widerschein eines fernen Gewitters.

„Nu soll er wohl kommen, erst Wetterleuchten, dann Gewitter und Regen; is auch nötiger wie Brot.“

Doch der Schein wich nicht; er wurde immer heller.

Neres sah mit seinen alten Augen angestrengt hin und erschrak plötzlich zusammen. Die Pfeife entfiel seinem Munde. War es Täuschung! Ueber dem Nichtenwalde zogen graue Rauchwölkchen auf; dadurch loderte heller Schein, und nun leckte eine helle Flamme gierig gegen Himmel.

Der Nichtenwald brannte!

Einen Moment kannte das Grausen den alten Neres; dann stürmte er trotz seines steifen Beines in wilder Hast zu der kleinen Glode. Gellend, wild und schauerlich durchheulte der Ton des gesprungenen Metalles die stille Sommernacht, und schnell trug der linde West den wimmernden Schall zum Dorfe.

Die meisten im Herrenhause schliefen noch nicht, alles fuhr auf; die Hunde zerrten heulend an der Kette; das Vieh in den Ställen wurde unruhig. In einigen Minuten war auf dem Gute alles lebendig und ein wirres Durcheinander und Fragen herrschte.

Nach einigen, weiteren Minuten stürmte eine Schar Knechte mit Aexten und Beilen, Spaten, und Schaufeln zum Nichtenwalde.

Oben am Fenster erschien das geisterhafte, fahle Gesicht des Herrn von Volmer. Wie vom Blitze getroffen prallte der Gutsherr zurück.

Der Wald! Seine einzige Rettung!

Schon schlugen die Flammen haushoch und sprangen gierig von Ast zu Ast, von Baum zu Baum.

Halbbeleidet stürzte von Volmer davon; wie ein Wahnsinniger rannte er quer feldein. Keuchend und atemlos erreichte er noch mit den Knechten den Wald. Auf einen Stein am Wege sank er zusammen.

Seine zitternden Nasenflügel weiteten sich und sogten statt Sauerstoff den Brandgeruch des Waldes ein. Stieren Auges sah der gebeugte Mann in die Flammen, die das Vernichtungswerk besorgten.

Die Männer und Frauen, die aus dem Dorfe zu helfen kamen, sah der geschlagene Mann nicht, am Rettungswerke beteiligte er sich nicht.

Tiefes, hoffnungsloses Weh schaute aus seinen Augen; eine jeiliche und körperliche Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt; einem Steinbilde gleich sah der Gutsherr da!

Nie war er ein rechtes Kind des Glückes gewesen, auf viele Wünsche im Leben hatte er verzichten müssen, durch Dunkelheiten und Bitternisse war er gegangen, und nur eine große, mächtige, irdische Lebenshoffnung hatte er gehabt. Nabrelana hatte er sie im Herzen getragen. Es war kein Wald.

Und nun durchdrasteten den die unerfättlichen Flammen! Etwas bohrte sich in das Gehirn des Mannes und fraß nagend an seinem Herzen. Es war der Wurm des verzweifelnden Wahnsinns. Ohne sich zu rühren, sah der Herr von Marienwalde dem schauerhaft schönen Schauspiel zu.

Wie mit Ueberlegung besorgten die Flammen ihr Vernichtungswerk. Von einem Stamme kroch die Feuerchlange durch den trocknen Teppich dürrer Nadeln zum andern, um dort emporsukkletern. Die Nadeln, Spinngewebe und Vorkenteile fingen Feuer und bald loderten die Flammen aus dem dunklen Haupte der Fichte zum Himmel und schossen wie eine leuchtende Strahlengarbe in die Luft.

Mit versengtem Haar und Kleid stand der Baum da. An allen Enden der Fichte leuchtete es rot; unheimlich fraß sich das feurige Element tiefer in die Glieder und den schlanken Nichtenleib.

Und das rüttelte mächtig in und an dem Wayne. Aus ihm konnte das Schicksal nichts Ungewöhnliches schaffen. Er war keiner, den ein jedes Stürmlein zerbrach, kein ausdauernder Selbstling, aber auch keiner, aus dem das Unglück Stahl und Eisen macht.

Das große Anstöß war das Grab seiner letzten Hoffnung. Jetzt konnte er seine Heimat, die angestammte Scholle nicht mehr retten. Er sah sich schon vertrieben von Haus und Hof; ihm drohte der Hammer Schlag bei der Versteigerung schon ins Ohr. Es kamen über ihn Geipenstergreisen und Wahnsinn. Verzweifelt sprang von Volmer auf und rang die Hände in wilder Angst. Dann brach er in die Knie, und sein Kopf schlug hart auf den Stein, auf dem der Gutsherr gesessen hatte.

Die Flammen fraßen weiter, und weiter starrte von Volmer in die Glut. Wie in der Schmiedeeffe unsichtbaren,

schredlicher Gewalten glühte es. Ein verzehrender Hauch strich über die Felder; näher und näher legte das Feuermeer.

Schredlich zerriß das schmerzgequälte Piepen der Haselmäuse und sonstiger kleiner Tiere die Herzen der arbeitenden Männer. Eichhörnchen mit brennendem Fell und Busch flüchteten von Baum zu Baum, bis die brandwunden Füße nicht mehr trugen, die armen Tiere mit Schmerzlauten zu Boden fielen und, sich krümmend und windend, starben.

Der Geruch verbrannter Tierleiber verband sich mit dem der Fichten.

Pföhllich brach ein Rudel Rehe aus dem Walde, geheßt und geängstigt, den Tod hinter sich, auf von Bolmer zu, an ihm vorbei. Da! — vor dem Manne bricht ein Tier mit verbrannten Läusen, versenktem Felle und blutenden Rüstern zusammen. Ein Wehlaut des Rehens durchzittert die Luft, und übertönt das Fauchen, Knistern und Brasseln.

von Bolmer springt auf; ein ächzender Laut entfährt seinem Munde; wie ein mächtiger Keulenschlag trifft es ihn. Er sinkt zusammen und umschlingt im Falle den Hals des sterbenden Tieres. Warmes Blut aus dem Munde des Rehens läuft über Gesicht und Hände.

So fanden den Herrn seine Gattin und Neres, die mittlerweile auch herangekommen waren.

„Barmherziger Gott, er ist tot!“ Die Frau kniete neben dem Gatten nieder und Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Gott, er ist tot, Gisbert! Gisbert!“ Angstvoll stöhnte die Herrin.

Neres lief wieder ein Grausen über den Leib. Bitternd suchte er den Puls des Ohnmächtigen, der schlug noch.

„Gnädige Frau, da Här lebt, er is man bloß bewußtlos.“

Mit Hilfe des alten Mannes bettete die Gutsherrin den Kopf ihres Gatten in den Schoß. Eine große Mutlosigkeit und ein unermessliches Leid schlich sich in ihr Herz. Was hatte das Leben ihr nicht schon alles Bitteres gebracht; stets hatte sie die erzieherische Hand Gottes über sich gespürt und an sich ermahnen. In früher Jugend nahm sein Wille ihr etwas scheinbar Unentbehrliches, die Mutter. Damals als Kind hatte sich ihrer nach dem Fortgang der Mutter eine unermessliche Traurigkeit bemächtigt. Dann kamen die tausend kleinen Entbehrungen, die jedes mutterlose Wesen treffen. All dieses und die Sorgen und Mühen ihres Gatten hatten ihr nie unüberwindlich in den Folgen geschienen. Zudem hatte sie gelernt, daß es vergeblich ist, sich gegen Unvermeidliches aufzulehnen.



Die Thronfolger-Wiege.

Das Geschenk der Einwohner vom Haag an Königin Wilhelmina von Holland.

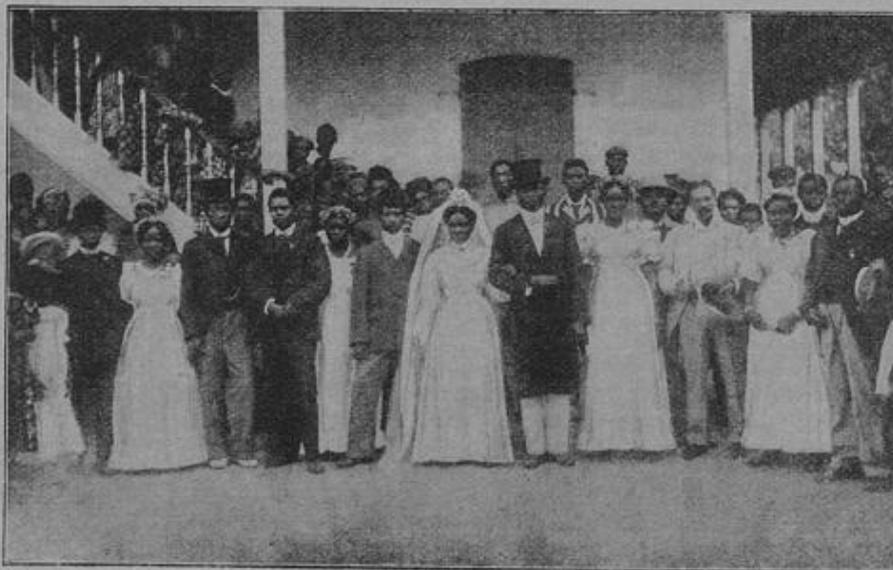
Gatte und Kind, ihre Familie, war ihr Lebensinhalt gewesen. Für diese hatte sie gelebt und gestrebt. Und nun! Wie ein Toter lag der geschlagene Mann in ihrem Schoße, und ihr Kind würde, wenn es zurückkehrte, keine Heimat mehr finden; denn der Verkauf des Gutes war nun gewiß.

Licht und farblos schien der Frau plötzlich alle Welt; sie fühlte keine Kraft mehr im Herzen. Eine Verwirrung, eine trostlose Vereinsamung und Lebensstänkung überlam sie. Es packte sie, etwas Tiefes und Fressendes schlich sich in ihr Herz und gewann Macht über sie. Sie ruhete den Boden des erschütterlichen Gottvertrauens unter ihren Füßen langsam schwinden. Es lehnte sich etwas in ihr auf gegen das erdrückende Geschick.

„Mein Gott!“ seufzte sie, „halte ein mit deiner furchtbaren Hand; es ist genug, es ist genug, ich kann es nicht mehr ertragen. Mein Mut sinkt, und mein Herz will sich auflehnen gegen dein Tun. Hilf mir, Herr, starker Gott, zieh an meine Not. Gib mir Kraft in meiner Entmutigung, sonst muß ich verzagen.“

Die Tränen strömten der Frau über die Wangen und glänzten im Widerschein der Flammen. Ihr Blick richtete sich auf zu den Sternen, die am geröteten Himmel verblaßten, und sie betete weiter zu Gott, lautlos aber eindringlich sandte sie ihre Notschreie zum Himmel.

„Ich weiß es, Gott, das Leben mit all seinen zerschmetterten Hoffnungen, seinen bitteren Enttäuschungen, seiner Angst und Not, ist dein Befehl; es muß der Mensch deinen Befehlen gehorchen, und sich beugen deinem Arme. Keiner darf sich den Forderungen des Lebens entziehen, und Leben heißt kämpfen und auch sorgen.“



Aus unseren Kolonien:
Eine Hochzeit kultivierter Eingeborener in Deutsch-Südwestafrika.

Gott und Vater! nimm es von mir, laß mir den Gatten, laß meinem einzigen Kinde die Heimat; es ist zu schwer für meine Schultern, zu bitter ist der Kelch, ich kann ihn nicht trinken, ohne zu murren, Herr, hilf mir!"

Neres stand neben der Frau rat- und tatlos. Er sah das tiefe hoffnungslose Weh in ihren Augen; er fühlte deren Leid und innere Niedererschlagenheit und es ging ihm sehr zu Herzen. Wortlos stampfte er auf und ab, bis er wieder vor der Herrin stand. Sonst kümmerte keiner sich um die Gruppe; die Verwirrung, Unrast und die Hast zu retten war zu groß.

Endlich fand der treue Alte ein Wort.

"Gnädige Frau, et kann nex nuxe dat Sammern. De Kreuzweg is jo wat lang und de Offerkerz wat groß, aber et muß getragen werd'n. Der Herrgott Christus hat noch mehr gelitten."

Neres stockte, aber die wenigen Worte rissen Frau von Bolmer auf.

"Wir müssen meinen Mann hier fortchaffen, der Rauch und Qualm wird zu mächtig!"

Jetzt erst merkte Neres, daß ihm schon die Augen liefen vor beißendem Qualm, und in seinem Herzen wogte es auf, daß

"Gott, der Guts herr! Wie sieht er aus! Er ist tot!" Solche und ähnliche erschreckte Rufe ertönten. Es mußte auch jedem nahe gehen.

Sofort trugen einige von Bolmer aus den Qualm und legten ihn auf den Rasen am Felbrande. Nach wenigen Minuten ächzte und stöhnte der Bewußtlose. Er schlug die Augen auf, aber nichts sagend, geistesabwesend und starr war der Blick. Bis in die tiefste Seele erschrak die Guts herrin davor, und heftiger krampfte sich ihr das Herz zusammen.

Wie sollte das noch enden!

Wo war der Weg aus der Wüste des Leidens, wo der Kompaß in dem pfablosen Meere voll Wirrnissen, Schreden und Schmerzen.

War kein Gott mehr, der Erbarmen hatte.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht; ein Schrei aus tiefster Seele gellte in die Nacht hinein und übertönte den ganzen Lärm. Dann brach die Frau zusammen: eine wohl-tätige Ohnmacht umfing sie.

Von Bolmer kümmerte sich nicht um den brennenden Wald; er sah seine bewußtlose Gattin nicht an. Sein Fühlen und Denken war wenigstens jetzt erloschen. Aus seinen Augen



Von links nach rechts sitzend:

Vordere Reihe: Prinz Max von Baden, die Großherzogin, der Großherzog, Prinzessin Max von Baden.

Hinterer Reihe: Staatsminister von Dusch, die Hofdamen Gräfin Andlaw und Freiin Taets von Amerongen.

Die Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung in Baden-Baden in Anwesenheit des badischen Großherzogspaares.

ihn eine innere Wut faßte, und er die Häufte zornig ballte. Schimpfend und fauchend stampfte er fort.

"Kein anderer, wie so'n Halunke, so'n Glendiger is das ganze Unglück schuld. De Echt war überall im Spiele, hier hat er auch sen Finger drin, angesteckt word'n es de Busch." Damit trat der Wetternde zu einer Gruppe müßiger Männer, die nicht arbeiteten, weil es an den nötigen Geräten fehlte.

Die Leute fingen die Worte des zornigen Alten teilweise auf, und sie pflanzten sich fort, wie das Feuer. Einer raunte es dem andern zu, und hernach ging es von Mund zu Mund: „Da ist von Echt mit im Spiele;“ denn es war kein Geheimnis mehr im Dorfe, daß der Herr von Echt auf Marienwalde ausgetan hatte.

Neres fuhr fort: „Dort hinten liegt der Gär halbtot bei seiner Frau, mer müssen ihn wegchaffen, sonst verstickt er.“

Jetzt wurden die Männer erst auf die Gruppe aufmerksam, welche das Feuer gespensterhaft beleuchtete und die vom stehenden Qualm eingehüllt wurde.

starrte stiller — Wahnsinn. Willenlos ließ er sich nach dem Herrenhause geleiten.

In dem brennenden Walde arbeiteten die Knechte und die wackeren Männer aus dem Dorfe vereint, um wenigstens einen Teil der Fichten zu retten. Jetzt zeigte es sich, daß von Bolmer bei den Leuten beliebt war. Er hatte Samenkörner ausgestreut, die nun keimten und aufgingen, ohne daß er es ahnte. Viele kleine Bauern waren durch Pachtungen von ihm abhängig; auch war er Guts herr des Bezirks und hatte Rechte als solcher. Aber niemals hatte er den Willen eines Abhängigen grausam niedergehalten oder ihn für seine Zwecke dienstbar gemacht. Manchen Armen hat er geholfen, wenn Futternot eintrat. „Wo fünfzig Kühe fressen, finden zwei oder drei auch noch was,“ pflegte er dann zu sagen.

Von einer Seite lief in den Fichtenbusch eine breite Waldwiese; da war ein Ueberspringen des Feuers leicht zu hindern. Hier hin ordnete der Schmied des Dorfes die

Frauen, Mägde und älteren Männer. Sobald die dürren Gräser und Kräuter Feuer fingen, wurde es mit Stangen, Hinterbeilen und Brettern, die an langen Stielen befestigt waren, ausgeschlagen.

Die Hauptarbeit blieb den Männern, und die leisteten fast unmen schliches.

„Alles mit Aexten und Beilen hierher!“ tönte die Kommandostimme des Schmieds, „von hier bis zur Wiese muß eine Gasse gebauen werden; losgeschlagen, daß die Späne wie Funken fliegen! Die mit Spaten müssen einen Wall aufwerfen!“

Jetzt galt es dem rasenden Feuer, das in seiner Wier alles verschlingen wollte, zuzukommen. Die Aexte sausten und die Beile blizten. Unter den wuchtigen Hieben erzitterten die Stämme, bis sich die ersten Fichten neigten und in die Reihen ihrer Brüder stürzten.

Schnell entstand eine Gasse, die ein Wall feuerseits deckte, aber noch schneller war das verheerende Element; mit Riesenschritten eilte es näher. Bald übertönte das Rauschen, Prasseln und Knistern der Flammen und das Knacken des Geästes, an dem die Blut zehrte, die Arbeit der Männer. Zeitweise zog ein dichter Qualm herüber, der den Atem raubte und die Augen heißend quälte.

„Ersah heran! Reserde her!“ brüllte dann förmlich der Schmied, „die Gasse muß fertig, sonst ist der ganze Wald verloren!“

Und andere griffen zu den Aexten und Beilen. Die Abgelöstten eilten zur Windseite, um Atem zu bekommen und sich den perlenden Schweiß abzutrocknen; denn nach kurzer Rast geht es wieder an die Arbeit, in den Kampf mit dem Feuer. Weiter folgte Schlag auf Schlag, weiter zieht sich die Gasse, aber viel zu langsam geht es dem Schmied.

„Los, los!“ Und er schwingt die Axt, als wollte er den Wald allein umhauen. Er hat die Hemdärmel ganz aufgerollt und nur seine „Lederne“ an; mehr wie zwei leistet er. „Dafür hat der Gutsherr diesen Winter dem armen Bergs geholfen, und manchem von uns.“ Krach! lag schon wieder eine Fichte.

Doch der Brand rückte näher; unheimlich rasch froh die züngelnde Feuerschlange heran. Schon war die Luft mehr ein feuriger Broden, in dem die Männer fast ersticken. Es regnete Funken und Asche; schwarz waren Gesicht, Hände, Arme und Kleidung von fallendem Staub und von dem Aschenregen. In die schwarze Patina zeichnete der nieder-rinnende Schweiß helle Streifen. Die Aern lagen finger-dick auf den unmen schlich angestregten Muskeln, in den Augen flackerte der rote Schein der Flammen; leuchtend schah der Atem zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, und diese leuchteten wiederholt zwischen den dürstend auf-geworfenen Lippen, während die Flügel der geweiteten Nasen-löcher bebten. So glichen die Gestalten mehr wühlenden Teu-feln, auf deren geschwungenen Aexten und Beilen sich glibern-der Schein blutig malte.

Nur noch Minuten konnten die Leute es aushalten, dann lösten andere sie ab. Noch standen einige Fichten, und das Feuer war — da! Schon brannte die Mähne des schlanken Riesen lichterloh und alle Mühe schien vergeblich. Wie ein Wahnsinniger schlug der Schmied, und einige wollten es ihm gleichthun.

„Nicht hier hin ziehen!“ rief der Schmied, „die Fichten müssen über den Wall stürzen, sie brennen ja schon, sonst . . .“ Damit fielen krachend die letzten Bäume nieder über den Wall.

Weit über die Hälfte des Waldes war gerettet.

Die braven Männer konnten nun von der anstrengendsten Arbeit ein wenig ausruhen. Es galt nur noch, die hier und da sich hinschlängelnden Feuerschlangen, die den Brand heimlich weitertragen wollten, zu töten.

Neres stand bei dem Schmiede im Kreise der Männer. Es wurde, da die eigentliche Gefahr des Ueberspringens beseitigt war, über die Ursache des Brandes gesprochen. Zuerst fing der Schmied an, der vorsichtig war und ein wenig son-dierte.

„Vielleicht so'n laufiges Schwefelholz schuld, das einer weg-warf; warum blieb nicht die törichte Menschheit beim guten, jetzt seligen Stahl, Stein und Schwamm, da war so was unmöglich.“

„Wat, Unglück!“ brauste Neres auf, „Brandstiftung! An die Kant, wo der Brand anfing, kommt um die Zeit kein Christenmensch hin; Brandstiftung! sage ich noch einmal.“

Dabei schaute er unwillkürlich nach Sophienhall hin, und wie ein Zauberer zog er alle Blicke mit sich.

„Vielleicht so ein Vagabundus, der herumstreift, auf Wolfs- hof hinterm Königsforst hat es auch vorige Woche ge-brannt,“ sagte ein Bauer.

Dann sprach wieder der Schmied. „Mein Junge will dieser Tage ein verdächtiges Subjekt gesehen haben, das im Wald von Sophienhall herumstreifte, ein großer Kerl mit dunklem Bart.“

„Und in der alten Wiesenhütte soll es auch nicht gehouert sein,“ jagte der Bauer, „man hört so allerhand.“

„Das ist ja so'n recht Quartier für Brandstiftergesindel!“ „Gesindel, Subjekt!“ fuhr Neres auf und tippte dem Schmied mit der Pfeifenspitze auf die Brust, „der von Sophienhall selbst steckt hinter der Geschichte mit seiner im-famischen Hinterlist. Gesehen hab ich niz, aber ich möcht beschwören, dat . . .“

Ein fürchterliches Krachen erschütterte die Luft; alle subren erschrocken auf. Bei dem Brande hatte niemand gemerkt, daß die Wand im Westen immer höher gestiegen war und die handgroßen Wölkchen gewachsen waren, welche jetzt am Him-mel zogen, wie riesige schwarze Ungeheuer, die Blitze spuckten.

„Der Brand hat et Gewitter angezogen.“ Damit wandte sich Neres und schritt zu dem Herrenhause hin.

Mitten in den Regen hinein ritt der Major von Langst; Hans Karls Fuchs mußte die Sporen spüren und griff aus, daß die Spritzer so flogen.

Da lag der Rest des Waldes müde und verschüchtert da, als ob er hange sei, das feurige Element möchte auch ihn fressen. In den Kronen flatterte es nebelhaft und grau.

Und wie sah der vom Feuer abgerauste Teil aus!

Von manchen Fichten ragte nur noch der verkohlte Stamm stumm in die Luft, während andere, noch halb verbrannte Aeste ausreckten. Aus dem heißen Boden stieg infolge des Regens Wasserdampf auf und umhüllte teilweise Stämme und Aeste. Ein düsteres, geisterhaftes Grauen ging über die Brandstätte.

Der Major schauerte zusammen. Da lag die letzte Hoff-nung von Volmers in Asche!

Von Langst ließ dem Pferde die Zügel, und dieses fand seinen Schritt zum Herrenhause, während der Reiter still vor sich hinbrütete.

Der Regen hörte nun auf, die grauen Massen rissen aus-einander, und die Sonne blickte trübe und blaß durch ihren Schleier. Da ritt der Major auf Marienwalde vor, aber keiner zeigte sich. Mißmutig schlang er den Zügel um den schweren Riegel der Fensterlade und trat in den gewölbten Flur mit den bunten Fliesen. Hart erklang ihm sein eigen-er Tritt, und das Klirren seiner Sporen machte ihn nervös.

Vor der Türe des Wohnzimmers blieb er zögernd stehen, bis diese sich öffnete und Frau von Volmer, seine Schwester, vor ihm stand.

„Ludo! Bruder!“ Wie ein wilder Seelenschrei rang es sich aus dem Munde der Frau, „nun ist alles verloren!“

Und sie warf sich schluchzend und weinend ihrem Bruder an den Hals.

„O Gott! Gisbert! mein Gott habe Barmherzigkeit mit ihm und meinem Kinde! Mein Kind, mein Mann!“

Ein solcher wilder Ausbruch tiefsten Schmerzes war dem Major bei seiner Schwester fremd und machte ihn deshalb stuhig. Trotz seiner rauhen Soldatennatur war er weich wie ein Kind und fürchtete den Schmerz bei sich und andern. Zum Trösten war und fühlte er sich nicht geschickt.

„Nun laß das Weinen und Lärmen, Christa, es nuht nichts und . . . ich kann es einmal nicht vertragen! Wo ist von Volmer?“

„In seinem Zimmer.“

Der Major ging zu ihm, während Frau von Volmer sich in einen Sessel setzte und still vor sich hinweinte. Nach we-nigen Minuten trat ihr Bruder wieder zu ihr. Er legte sei-nen Arm um ihre Schulter, und seine Stimme bebte, als er sprach.

„So also steht es, liebe Schwester, jetzt muß ich wohl zei-gen, daß ich dein Bruder bin, ich werde vorläufig das Ganze in die Hand nehmen müssen, vertraue auf mich!“

„Was hältst du von Gisbert, ist es bloß der momentane Schreck, oder . . .“

„Wer kann es wissen, möge ein gütiger Gott gnädig sein, daß es vorübergeht in einigen Tagen; ich will aber doch so-

fort mit Doktor Dahm Rücksprache nehmen. Und was auch kommt, Christa, werde du im Schicksal nicht haltlos!"

"Aber . . . unser Kind, ich habe ein Kind, und das soll arm . . ."

"Eben deshalb mußt du fest stehen, du hast ein braves Kind, ein Goldmädchel und, ich sage es noch einmal, einen Bruder. Doch jetzt muß ich zur Stadt, die nötigen Schritte müssen getan werden, ich hoffe, vor Mittag wieder hier zu sein."

Damit ging der Major, sein Schnurrbart zuckte, und etwas Glänzendes fiel hinein. Bald darauf sprengte er der Stadt zu . . .

Als die Glocken von den Türmen zu Mittag tönten, ritt von Langst wieder auf den Fichtenwald zu. Unter der alten, mächtigen Fichte an der Waldecke sah eine gebeugte Gestalt zwischen den vorspringenden Wurzeln gekauert und starrie ins Leere. Die Rechte fuhr lieblosend durch das hängende Nähnengelock des Baumes, wie Cezi-Liese es zum Abschiede getan hatte, und das Tun begleitete ein eigentümliches Lachen. Es war von Volmer.

Der hörte nun den Hufschlag des Rosses, schrak zusammen, wandte mit einem Ruck sein Gesicht und sah den Major mit wahnwitzbefangenem Blick an, still und verständnislos.

Wie eine kalte Hand griff es nach dem Herzen des alten Soldaten; er sprang vom Pferde und grüßte seinen Schwager, dessen Gesicht starr und ruhig blieb; auch die Stimme klang ohne Erregung.

"Willst du zu mir, Ludo, was schwitzt das Tier so?"

"Ich hab' den Waldbrand am Gericht angezeigt und war bei Roerhall."

"So, so! . . . Sag mal, was ist das denn hier?"

"Fichten, es ist dein Fichtenwald."

"Also habe ich noch Fichten! . . . Und das da?" Er wies auf die schwarzen Waldreste und figierte den Major.

"Es sind ein paar verbrannte Fichten, freue dich, der größte Teil deines Waldes ist doch gerettet."

"Anfönn! Fichten . . . es gibt keine mehr . . . ich hab keine Fichten mehr. Was soll ich auch damit tun?"

Dann versank von Volmer in ein stilles, brütendes Hindämmern und lehrte mit dem Schwager nach Marienwalde zurück.

Im Laufe des Nachmittages kam das Gericht heraus und nahm den Tatbestand auf. Zu von Echt begab sich auch eine Kommission; den Neres hatte seinen Verdacht auch hier geäußert. Aber dieser schien ungerechtfertigt; denn von Echt war schon gegen Abend zur Stadt geritten und bis lange nach Mitternacht im Klub geblieben.

Ein Absuchen der Gegend nach verdächtigen Personen blieb auch ergebnislos; nur in der Wiesenhütte mußte eine Person noch vor kurzem gehaust haben, darauf deuteten die Umstände hin.

Nur eins stand vorläufig fest: der Wald war angezündet worden; denn von zwei Herden aus hatte sich das Feuer fortgepflanzt, und — das Gesicht der alten Fei hatte sich erfüllt. Wort für Wort hatte sie es gesagt, wie es geschehen ist; sie hätte voraus geschaut, was nach Monaten erst eintraf.

Von Volmers Hoffnung war vernichtet. Gegenwart und Vergangenheit schwanden aus seinem Gesichtskreis, aus seiner Erinnerung. Für die Zukunft hatte er kein Empfinden und Wollen mehr, er störte sich an nichts. Jeden Tag ging er zu der alten Fichte an der Waldecke, als ob ihn eine unsichtbare Macht dorthin getrieben hätte. Hier verlor sein Gesicht einen Teil des Starren und Bedrückenden, fast heiter, kindlich vertrauend schaute sein Auge, während die Hand die Fichtenzweige strich, und der Mund lächelte.

Doktor Dahm hatte gemeint, man solle den Gutsherrn in Ruhe lassen, allmählich werde er sich mit dem Geschehenen abfinden. Sein Geist sei augenblicklich etwas verwirrt und seine Schwermut nur zu begreiflich. Etwas Unvorhergesehenes, eine Freude, würde ihn aus der Letargie aufwecken und gesunden lassen.

Auf diese Freude wartete wohl von Volmer so oft an der Waldecke. Warum sollte auch nicht nach all dem Unglück, nach allem Leid und Schmerz, die Freude und das Glück folgen!

Fei hatte ja auch von einer Glückssonne gesprochen!

(Schluß folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— **Blumen frisch zu halten.** Ein russischer Gelehrter hat ein Mittel erfunden, sowohl Form als Farbe der Blumen zu konservieren. Es wird in ein Gefäß — ein Glas mit weiter Oeffnung — Naphthalin gebracht und mit Benzin so lange begossen, bis das Naphthalin gelöst ist. In dieser Lösung werden die Blumen nicht länger als 20 Sekunden, was nach der Uhr zu bestimmen ist, eingelegt. Nach der Herausnahme löst man etwa zusammengeklebte Blättchen sorgfältig und hängt sie zum Trocknen an dünne Bindfäden befestigt, freihängend auf. Die Blumen haben dann das Aussehen wie überzogen mit kristallisiertem Glas, aber dieses verschwindet nach 10 bis 12 Stunden und die Blume ist ganz konserviert. Dieses Verfahren ist namentlich für bunte Blumen anzuwenden, dagegen kann es nicht für weiße Blumen benutzt werden, weil die Farbe derselben nachdunkelt und halbdurchsichtig wird, besonders gut geraten rote, blaue, violette, lila und orangefarbige.

— **Glasfugeln in Gärten.** Schwarze Glasfugeln werden hergestellt durch Leinöl mit Kienruß, zu dicker Flüssigkeit eingekocht, indem man nach dem Erkalten dieses in die Fugeln gießt und sie so lange schwenkt, bis die innere Glaswand ganz damit überzogen ist. Zum Versilbern nimmt man eine Legierung aus gleichen Teilen, Blei, Zinn und Wismut, die mit zwei Dritteln des Gewichtes Quecksilber zusammen gearbeitet in die etwas erwärmte, ganz trockene Glasfugel gegossen und tüchtig geschwenkt werden müssen. Dieselbe Masse in gelbe Glasfugeln gebracht, gibt ihnen das Aussehen von Vergoldung.

— **Anstrich für Gartenbänke und anderes Holzwerk im Garten.** Man nehme gereinigtes Graphit, Kautschuk und Schellack, verbinde diese Stoffe mit etwas Bleizucker und reibe diese Masse schließlich mit Lein- und Terpentinöl zusammen. Dieser Anstrich hat sich gegen alle Witterungseinflüsse bewährt und ist besonders wegen seiner langen Dauerhaftigkeit sehr beachtenswert.

— **Vertilgung der Spargelfliege.** Eine große Anzahl ein- einhalb bis zwei Fuß langer Stöckchen werden weiß geschält, mit Fliegenleim bestrichen und in Spargelbeete in zwei Reihen in kleinen Zwischenräumen eingesteckt, so daß es aussieht, als wären lauter weiße Spargelpfeifen da. Das Mittel ist billig und gut und empfiehlt sich ganz besonders bei jungen Anlagen, welche nicht abgeerntet werden dürfen. In kurzer Zeit sind die Stöcke schwarz von Ungeziefer und man hat nur nötig, erforderlichenfalls mit dem Pinsel an abge- laufenen oder trocken gewordenen Stellen ein wenig nach- zuhelfen.

— **Insekten in Glashäusern.** Es ist bekannt, daß Tabaks- saft und Tabakrauch sehr wirksame Mittel gegen Blattläuse und anderes Pflanzenungeziefer sind. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß manche zarte Pflanzen die Anwendung dieser Mittel, ohne zu leiden, nicht vertragen. Stellt man dagegen durch Uebergießen von Tabaksblättern mit heißem Wasser eine Tabaksbrühe her, und läßt diese dann im Glashause über einem Wärmeboden verdampfen, so hat man ein Mittel, wodurch nicht nur alle Insekten getötet werden, sondern auch die zartesten Pflanzen in keiner Weise leiden.

— **Kitt für Glas, Steingut, Porzellan und dergleichen.** In ein kleines, irdenes Gefäß schabt man von gewöhnlicher weißer Kreide einige Messerspitzen voll und mengt dieselben tropfenweise mit Gummi arabikum, bis die Masse dickflüssig geworden ist. Der zu kittende Gegenstand wird erst auf den Rand des Bruches dünn mit Gummi arabikum bestrichen, alsdann, sobald er ein wenig getrocknet, mit dem beschriebenen Kitt; zuletzt legt oder stellt man das gefittete Gefäß so, daß beide Teile fest aneinander bleiben und läßt sie trocknen. Falls der Kitt übergetreten ist, und somit das Gefäß schlecht ansieht, kratzt man ihn, wenn er trocken, mit einem Federmesser behutsam ab. Hat man sehr viel zu kitten, so streue man zu der Kreide noch ein wenig Stärkemehl. Ist ein Gegenstand in viele kleine Teile zerbrochen, so kittet man erst einen Scherben an, dann, wenn dieser trocken, wieder einen, und so fort. Zum Gebrauch für nasse und feuchte Sachen eignen sich die so gefitteten Gefäße nicht, aber trockene Gegenstände kann man gut darin aufbewahren.



Unsere Bilder.



— Internationales Motorboot-Rennen in Monaco. Unsere Abbildung Seite 153 zeigt das deutsche Motorboot „Brig Heinrich“, das am zweiten Tage des Rennens Havarie erlitt und unterging. Sieger in dem Rennen wurde das deutsche Motorboot „Lieselotte“, das in einer Stunde etwas über 50 Kilometer zurücklegte. Das Bild zeigt weiterhin eine Ansicht des herrlich an dem Gestade der Riviera im Fürstentum Monaco gelegenen Städtchens Monte Carlo, dessen im Renaissancestil gebautes Kasino — das Gebäude mit zwei Türmen auf der Terrasse über dem Meere gelegen — bekanntlich der Sitz der einzigen europäischen staatlich konzessionierten Spielbank ist, die mit einem Kapital von 43 Millionen Mark arbeitet.

— Die Thronfolger-Wiege. (Siehe das Bild Seite 156.) Gleich vielen anderen holländischen Städten und Körperschaften hatten sich in Erwartung des Thronfolgers auch die Bürger der königlichen Residenzstadt Haag vereint und der Königin Wilhelmina als Geschenk eine Wiege bargebracht. Diese ist in sehr eleganten Empire-Formen gehalten und macht dem holländischen Kunstgewerbe alle Ehre.

— Eine Hochzeit in Deutsch-Südwestafrika. (Siehe das Bild Seite 156.) Ein freundliches Bild aus unserer Kolonie Angra-Bequena und Lüderisland, die so lange vom Aufruhr der Eingeborenen durchtobt wurde, bringt unsere Darstellung: eine Hochzeitsgesellschaft kultivierter Eingeborener, die in ihren europäischen Festklädern einen recht stattlichen Eindruck macht und ein Beweis dafür zu sein scheint, daß nunmehr wieder ruhige und friedliche Zustände in Deutsch-Südwestafrika eingetreten sind.



Zur Unterhaltung.



— Anspruchsvoll. Kerkermeister (zum Gendarmen, welcher ihm zwei verwahrloste Verbrecher ins Gefängnis einliefert): Müssen Sie denn immer nur mit solchem Gefindel kommen? Bringen Sie mir doch auch einmal ein paar anständige Menschen.

— Strohwitwer-Humor. Gatte (an seine im Bade weilende Frau schreibend): Liebes Dörchen! Schreib' mir doch mal eine recht hübsche Gardinenpredigt, ich kann abends so schlecht einschlafen!

— Bitte sehr! Herr: Schwärmen Sie auch für Natur, mein Fräulein? — Junge Dame: Täglich von 3 bis 4 Uhr nachmittags am Goldfischteich.

— Woher das Meer schwarz ist. Der kleine Alex: Papa, heute hatten wir in der Geographie das schwarze Meer. Sag mal, darin baden sich wohl die russischen Schornsteinfeger?

— Verschltes Mittel. Bauer: Ach, Herr Doktor, wissen's net a Mittel gegen Schlaflosigkeit? — Arzt: Gewiß, Michelbauer! Man legt sich in's Bett und zählt ganz langsam bis dreißig. (Eine Woche später.) Arzt: Nun, Michelbauer, hat das Mittel geholfen? — Michelbauer: 'S is net gungen, Herr Doktor, die kleine Annemarie kann ja noch gar nicht bis dreißig zählen.

— Berrasselt. A. (zu B.): Tun Sie nur nicht immer so mit Ihrer Bildung. Die wahre Bildung prozt nicht mit sich. Mit mir könnten Sie zehn Jahre täglich verkehren — Sie würden mir gewiß nicht anmerken, daß ich ein gebildeter Mann bin.

— Malitiös. „Weißt du, wenn ich mal heirate, meine Frau muß mindestens ebensoviel Verstand haben, wie ich!“ — „Reinst du, daß du eine solche Dumme findest?“

— Auch ein „Ton“künstler. Polizei (zu einem aufgegriffenen Subjekt): Was sind Sie? — Bumler: Tonkünstler. — Polizei: Auf welchem Instrument? — Bumler: Auf gar keinem. — Polizei: Also Sänger? — Bumler: Auch nicht. — Polizei: Himmeltreu, sagen Sie endlich, was Sie sind! — Bumler: Bauchredner.

— Ein Frankenner. Richter: Wie alt sind Sie, Mutterchen? — Greisin: Ach, schon ziemlich hundert Jahr! — Richter: Sagen wir also: hundertzwanzig!



Rätselecke.



Wo ist der Robbenjäger?

Somonhu.

Sei mir gegrüßt, du Schönste der schönheitreichen Gefährten! Weisheitspredigerin, zart wie das Frauengemüt! Freude bringst du in Herz und Haus, wo immer du einkehrst. Und es belebt sich an dir jegliches Auge mit Lust. Unsere Herzen zu ihm zu erziehen, durch Reines zum Reinen, Uns zu veredeln, erschuf dich der allliebende Gott. Scharf sind deine Waffen, bereit zum Schutz und zur Abwehr; Aber zum Angriff nie ziehst du das rächende Schwert. — Dich, mein Töchterchen, nenn' ich nach ihr; o daß mit dem Namen

Auch ihr göttlicher Hauch ewig durchsonnte dein Herz! Wer ist jene Gestalt, so tückisch finster? Ihr Anblick wandelt in Nebel und Nacht plötzlich die Tage der Lust. Grausam! Bleibe mir fern, und fern bleib' all meinen Lieben. Schmerz nur bringst du, du bringst Seufzer und Klagen ins Haus.

Doch nun schirrt mir ein mutiges Roß vor unserer Freundin

Lieblichen Namen. Es gilt einen verwegenen Flug! Weltumsegelnd durchmessen die wildauflaufenden Meere, Cines Führers bedarf's selbst für den kundigsten Mann. Nie wohl würde sein Auge die heimatlichen Gestade Wiedererblicken, der stolz solch' einen Führer verschmäht. Biewohl ohne Gott keiner des Lebens Gefahren Glück entgeht und froh grüßt das errungene Ziel! —

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißilbige Charade: Papierkorb.
Rebus: Tagesdieb, der schlimmste Dieb.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 21.

Sonntag, 23. Mai.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

12.

Gertrud schritt zwischen den Rosenbeeten in ihrem Garten einher, hier ein von Raupen verzehrtes Blättchen, dort ein dürres Zweiglein abschneidend und die schönsten Blumen abpflückend, um ein Dufett daraus zu machen.

Sie sah so frisch aus wie die herrliche Morgenstunde; ihre blonden Haare, noch feucht von dem soeben genommenen Bade, lagen wie ein Mantel über dem weißen Ueberwurf, den sie mit einer den indischen Damen abgesehenen Anmut trug; unter dem feinen Gewebe schimmerten ihre Schultern und die schön geformten Arme hindurch, deren Ärmel mit feinen Spitzen besetzt waren; ihre Füße stakten in goldbestickten Pantoffeln; die indische Toilette stand Gertrud herrlich, sie war eine malerische Erscheinung.

Eine Reihe glänzende Blutorallen umschloß ihren Hals, dessen Warmorweiche, die noch durch keine Tropensonne gebräunt war, sie scharf hervorhoben.

Marialvas stand in der Galerie und beobachtete alle Bewegungen seiner Frau; er sah, wie sie bald das Haupt beugte nach der einen oder anderen Rose, die frischer oder größer war als die anderen, und ihren Duft einatmete, dann die Hand ausstreckte, um die auserwählte Blume zu brechen.

Vielleicht wußte der Major es nicht in Worten auszudrücken, aber er sah und fühlte es, daß nichts Lieblicher sein konnte als diese Beugung des schlanken Halses, als die schönen Hände, die sich so grazios nach den prächtigen Rosen ausstrecken konnten. Er hatte niemals die Schönheitslehre oder das Verhältnis der Formen studiert, aber daß seine Frau schön und anmutig war, wie sie auch gehen oder stehen mochte, das wußte er schon lange und das empfand er jetzt beßer als je zuvor. Da fiel sein Auge auf seine raube Hand, die durch das Führen der Kriegswaffen mit Schwielen bedeckt war, die Hand, die so viel Blut vergossen, so viele Leben abgehackt hatte, ohne daß jemand bei diesem Gedanken schauderte, da die Eitelkeit des militärischen Ruhmes einen Zauberstein darüber geworfen hatte.

Aber diesen Zauberstein schätzte Marialvas höchst gering ein; er bemerkte diesen nicht einmal mehr; unwillkürlich wandte er sich um und sah, wie sein dunkles Gesicht sich in einem Spiegel der Binnengalerie abspiegelte. Es war ihm, als ob er plötzlich einen riesigen Affen darin bemerkte.

„La belle et la bête“ — Die Schöne und das Tier. Dieses Wort hatte er aufgefangen, als er, mit seiner jungen Frau am Arme, in Paris auf dem Boulevard spazieren gegangen war.

Sie hatte furchtsam zu ihm aufgeblickt, als ob sie fürchtete, daß auch er es gehört hätte; stark durch ihre Liebe, lächelte er und flüsterte: „Welch ein glückliches Tier, lieber ein solches Tier zu sein als der schönste Mensch.“

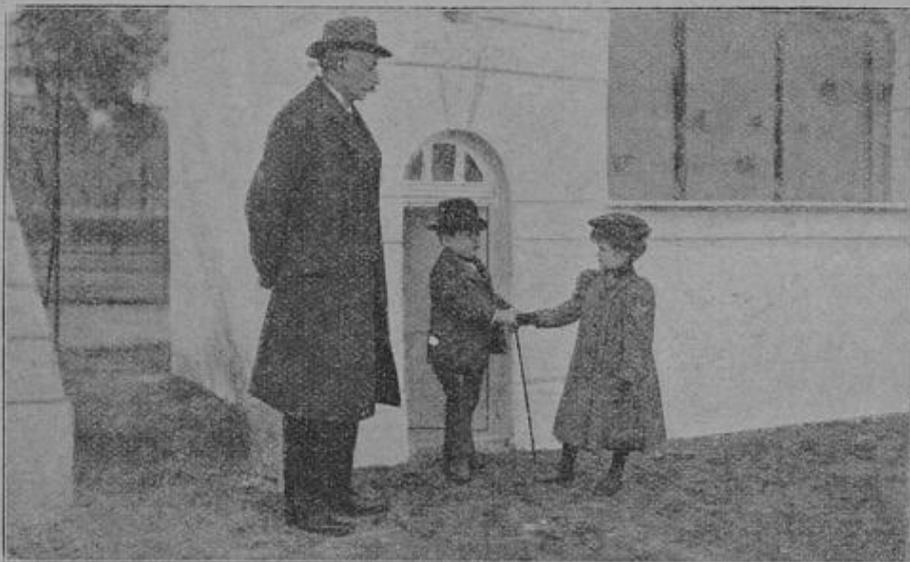
„Schreckliche Menschen!“ antwortete sie und drückte zärtlich des geliebten Mannes Hand.

Nun kam es ihm wieder in die Gedanken, und er gab jenem Unbekannten recht; ja, sie paßten nicht zusammen, sie alles, was zart, lieblich und rein war; er grob, häßlich und rauh. Warum hatte sie ihn denn gewählt?

Warum sprach Frau Dolmer in diesem Tone, wenn sie nicht davon überzeugt war, daß sie ein zu ungleiches Paar waren, jeder würde es sagen, jeder es einsehen, mußte denn allein Gertrud blind davor sein? Das Gespräch vom vorigen Abend, dessen Einzelheiten ihm entgangen waren, spulte ihm

durch den Kopf wie ein gar böser Traum, was Frau Dolmer eigentlich alles gesagt hatte, dessen erinnerte er sich jetzt nicht mehr. Das wußte er, daß sie Gertrud in den Verdacht zu haben schien, sich zu langweilen, allein in Gesellschaft ihres Gemahls, und daß er fortwährend all die Zeit, wo die Dame gesprochen hatte, furchtbar ärgerlich und auch böse gewesen war.

Und warum denn eigentlich? Eitelkeit war niemals einer



Eine Ausstellung von 300 Zwergen aller Nationen in Paris: Zwei der kleinen Leute, sich verabschiedend.

seiner Fehler gewesen; nie hatte er begreifen können, warum Gertrud ihn geliebt und ihm selbst zuerst ihre Liebe erklärt hatte. Er fühlte sich so tief unter ihr in allen Dingen, und wie kam es nun, daß er vor Jörn schauderte bei dem Gedanken, daß sie zu ihrem Glücke noch einen anderen nötig haben könnte als ihn?

Um dieses lästige Gefühl abzulenken, trat er auch in den Garten ein und ging ihr entgegen.

„Ach,“ war ihr erstes Wort, „wie mag es dem armen Hubert wohl zumute sein; vierzehn Tage im Hause so zu sitzen, weld' eine Zeit, während es draußen so herrlich ist.“

Als Hauptmann Marialbas mit dem Knie in das spize Holz fiel, womit die Chinesen den Bergabhang bepflanzt hatten, fühlte er nicht halb so viel Schmerz wie bei dieser arglosen, unbedachten Bemerkung seiner Frau.

„Er hat die Strafe verdient,“ jagte er kurz.

„Daran zweifle ich natürlich nicht, mein lieber, bester Mann; ist diese Aussicht denn nun nicht Strafe genug für den armen Jungen, und wird ein gutes Wörtchen von mir durchaus nicht helfen, um seine Strafzeit abzukürzen?“

„Ach Gertrud, quäle mich doch nicht!“

„Nein, ich habe gerade die größte Lust, dich zu quälen, und ich werde dich quälen, bis du deine Zustimmung gibst. Bedenke einmal, Manuel, jedermann meint, daß ich alles von dir heran bekommen könnte. Frau Dolmer auch, und ich hielt mich gestern gut in ihrer Anwesenheit, aber nun wir allein sind . . . ach, lieber Mann, zu mir doch den Gefallen.“

Sie stand neben ihm, ihr liebliches Vordentöpfchen zu ihm aufgehoben, die sanften veilchenblauen Augen voll innigen Ausdrucks auf die seinen gerichtet, ihre Hand auf seine Schulter gedrückt, alles Liebenswürdigkeit, alles Ammut, alles echte Weiblichkeit.

„Die Schöne und das Tier,“ klang es wieder in Marialbas Ohren; „dieser blonde, weiße Jüngling hätte besser zu ihr gepaßt,“ und er bedachte nicht, der Tod, daß sie durch ihren gegenseitigen Kontrast doch ein viel interessanteres Paar bildeten, als wenn Hubert neben Gertrud gestanden hätte. Er begriff nicht, wie gerade diese sanfte, zarte Gut, welche von Gertrud ausging, mildernd auf seine starke, mächtige Persönlichkeit wirkte, die nur törichte Verblendung häßlich nennen konnte, während ein Abglanz seiner Stärke und Männlichkeit auf sie überging und damit nur das Liebliche ihres Wesens erhöhte.

„Mannst du es denn keine vierzehn Tage ohne deinen Vetter aushalten?“ fragte er in einem Ton, dessen Schärfe Gertrud nicht fühlte, weil sie so etwas nie an ihrem Manne bemerkt hatte, „was wirst du denn nur machen, wenn er verfehrt wird?“

„Dann muß ich mich wohl daran gewöhnen, und dann habe ich die Zeit dazu. Wirklich, Manuel, wenn du Hubert nicht seiner selbst wegen in Freiheit setzen willst, tu es dann meiner wegen. Du weißt nicht, Manuel, wieviel mir daran gelegen ist.“

„Es geht nicht.“

Und Marialbas wandte sich um, mehr sagen konnte er nicht, wenigstens nicht in diesem Augenblick.

„O pfui, was bist du barisch und unfreundlich! Darf ich mich nun wirklich nicht ein einziges Mal um deine Angelegenheiten kümmern? Es ist das erste Mal, und nun ergeht es mir schon so schlecht.“

„Aber, was kann dir denn daran liegen?“

„O, das weißt du nicht! Ich kann dir nicht sagen, welches Interesse ich dabei habe, daß Hubert in Freiheit kommt.“

„Hat er dich erlucht, mich um Gnade zu bitten?“

„Und wenn das nun so wäre?“

„Dann begreife ich es besser.“

In der That, nun wußte er, daß das Briefchen von Hubert kam, und auch zugleich, daß sie ihm zuerst eine Mitteilung gesandt hatte; er fühlte sich beengt, obwohl er mitten in der freien Luft stand.

„Laß uns hineingehen,“ sprach er barisch.

„Und nun wird er böse! Ach, Manuel, sei nun doch freundlich, laß Hubert frei, er bereut sein Vergehen so innig.“

„Aber Frau,“ und nun klang seine Stimme scharf und bitter, „das sind Dinge, wofür du nicht das geringste Verständnis hast. Seine Reue hat hier gar nichts zu machen; er hat sich ein militärisches Vergehen zuschulden kommen lassen, und das muß auch in militärischer Weise bestraft werden.“

„Und nun kannst du es nicht leiden, daß ich mich um militärische Angelegenheiten bekomme. Bin ich denn so dumm, lieber Mann, so dumm, das wußte ich ja gar nicht?“

Noch immer an seine Schulter gelehnt, trat sie mit ihm in die Vorgalerie ein; der Spiegel war ihr Bild zurück, sie, in Marialbas's Augen voll reiner, strahlender Schönheit, er, dunkel, rau, abschreckend.

Er fühlte Zweifel an ihrer Liebe, eine Art von Verzweiflung, sie je noch einmal ganz die seine nennen zu können, und das weckte seine schlummernde Tigernatur, noch ehe er es selbst wußte.

Marialbas schien der ruhigste der Männer; selten wurde er zornig, eine gewisse Apathie kennzeichnete jede seiner Bewegungen. Die Narben in seinem Gesichte, die Orden auf seiner Uniform waren aber da, um zu zeigen, daß diese Ruhe nur an der Oberfläche war, daß er mit Löwenmut streiten konnte und, sobald es nötig war, seine scheinbare Gleichgültigkeit abzuschütteln wußte.

Nur einmal hatte Gertrud einen Ausdruck seines Zornes gesehen, gegen einen Diener, der ihr eine freche Antwort zu geben wagte; sie schauderte davor, und war zwischen die beiden getreten, um den gewaltigen Sturm zu beschwören.

Aber daß sie selbst der Gegenstand sein konnte, gegen den solch ein Wutausbruch sich richtete, das war ihr niemals in die Gedanken gekommen; sie wußte, daß sie über ihn herrschte wie eine Königin, und dieses Bewußtsein machte sie übermütig; sollte sie nun eine Niederlage erleiden?

Gestern war sie während der Anwesenheit der Frau Dolmer wirklich nicht gewillt gewesen, sich um Huberts Strafe zu kümmern, aber sein Brief hatte diesen Plan umgestoßen.

„Nein,“ fuhr sie fort, „ich finde es nichts weniger als hübsch von dir, mir diese eine Bitte abzuschlagen. Glaube mir, es ist in deinem Interesse.“

„Das ist nicht nötig,“ antwortete er fast böse.

Nun schwieg sie, wirklich verstimmt, und ließ die Lippe hängen, nichts anderes erwartend, als daß Marialbas sie streicheln und, wenn er unmöglich ihre Bitte erfüllen konnte, ihr dies durch seine zärtlichen Liebkosungen und süßen Worte deutlich machen würde, welche sie noch ebenso hoch, wenn nicht höher schätzte, als während ihrer kurzen Verlobung.

Er trat aber keinen Schritt näher und sah fast finster vor sich hin, sie blieb mit halb abgewandtem Haupte sitzen, in der sicheren Hoffnung, gleich wieder umschmeichelt und gestreichelt zu werden, und dann vielleicht unter einer Tränenflut zu erklären, daß ihr eigentlich nicht so viel daran läge, obichon es ihr sehr leid täte aus . . . aus Gründen, welche sie ihm zu ihrem Bedauern nicht sagen dürfte.

Aber sie wartete und wartete, ihr Mann sprach nichts; er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und nachdem er dies einige Male getan hatte, verließ er schweigend die Galerie.

Zum ersten Male schlug er ihr eine Bitte ab, zum ersten Male küßte er einen unzufriedenen Zug nicht von ihren Lippen weg.

Gertrud fühlte sich sehr unglücklich; sollte das denn der Anfang eines Ehelebens, wie das so vieler anderer, sein, wovon sie immer zurückgeschrocken war?

Ihr Verstand sagte ihr, daß sie nun ihren Mann auffuchen und ihm sagen müßte, daß sie nicht böse wäre, daß er recht hätte, aber das wäre so; die Schuld läge an ihm, er müßte sie zurückerstellen, nicht sie ihn.

Sie ging an ihre häusliche Beschäftigung, ohne noch nach ihm umzusehen; er klebete sich an und verließ das Haus, ohne sie zu grüßen. Sie konnte ihren Augen und Ohren nicht glauben, als der Diener auf ihre Frage: „Mana Tocwan?“*) zur Antwort erbielt: „Soeda pigie!“**)

War es schon so weit gekommen? Und warum, allein, weil sie sich zum ersten Male um seine Angelegenheiten kümmerte, das war doch erniedrigend, sie fühlte große Lust, laut aufzuweinen, aber sie bezwang sich. Nein, das wäre kindisch, lieber schmollte sie weiter, und machte sich selbst weis, daß Marialbas heute undernünftig wäre und ihr nicht das geringste von seinen Angelegenheiten anvertraute, daß er sie wie ein einfältiges Kind behandelte.

Sie begann mit ihrer Näharbeit, unaufhörlich mit dem großen Ereignis beschäftigt, daß ihr Mann ausgegangen war, ohne sie zu küssen, oder selbst zu grüßen; sonst konnte er sie wohl finden, selbst im Borratszimmer. An Hubert dachte sie kaum mehr, als gegen 12 Uhr ihr ein Briefchen des folgenden Inhalts gebracht wurde:

*) „Wo ist der Herr?“

**) „Schon weggegangen!“

„Beste Gertrud!

Ist denn nichts daran zu tun? Sage Deinem Manne, daß ich fürchterliche Reue darüber habe, daß ich nie mehr solche Dummheiten begehen werde, daß ich . . . kurz, sage ihm alles, was Dir Dein gutes Herz eingibt. Er müßte einmal wissen, warum ich so leidenschaftlich wünsche, in Freiheit zu kommen; ich verlange ja nur deshalb so darnach, um wieder mit Dir üben zu können. Ach, lieber Engel von einer Frau, ich halte es nicht aus, vierzehn Tage, und gerade nun; hast Du nicht so viel Einfluß auf Deinen Mann? Ich dachte bis jetzt immer, daß er nur aus Deinen Augen sähe. Suche es bei ihm getan zu bekommen; Du allein weißt, warum ich mich so heiß nach meiner Freiheit sehne; hätte ich nur Flügel!

In rasender Erwartung Dein treuer H.“

Sie legte das Briefchen in ihr Arbeitskörbchen und seufzte tief.

Wenige Augenblicke später kam der Major nach Hause; er war infolge seiner Arbeiten besser und ruhiger gestimmt und ebenso wie Gertrud bedauerte er es, ihr keinen Abschiedsfluß gegeben zu haben. Nun umarmte er seine Frau zwar innig, aber doch mit einer gewissen Verlegenheit.

„Hüßst du nun doch das Bedürfnis, mir guten Tag zu sagen?“ fragte sie mit einem vorwurfsvollen Blick.

„Ich sah dich nicht,“ antwortete er unterwürfig.

„Sonn! suchst du mich doch wohl zu sehen! Sage mir die Wahrheit, Mariablas, du siehst mich für ein Kind an, das sich nicht um deine Angelegenheiten bekümmern darf; bin ich noch unmündig?“

„Du bist ein gutes, liebes Fräulein.“

„Pstui, was sagst du das so gezwungen, ich frage dich doch auch nicht nach deinem Urteil; ich weiß nicht, was dir fehlt, Du bist so ganz anders.“

„Ich habe Kopfschmerzen.“

„Dann will ich dir die Stirn etwas mit Eau de Cologne einreiben.“

Er ließ sich alles von ihren zarten Händen gefallen und dann setzten sich beide zu Tisch; der Major tat sein Bestes, um freundlich und munter zu sein.

Gertrud sah, daß er ganz anders schien, und glaubte nicht an die Kopfschmerzen.

„Er denkt an Hubert,“ dachte sie, „er weiß nicht, was er tun soll.“

Beim Nachtisch schnitt sie die Ananas in Stücke.

„Soll ich dir ein leckeres Stückchen mit Wein zurecht machen?“ fragte sie, „du verdienst es zwar nicht, du böser Mann, aber ich wette, daß du mir nun auch wieder einen Gefallen tun wirst.“

„Und das wäre?“

„Bekennen, daß du Strafe verdienst. Heute morgen weg-zulaufen, ohne mich zu grüßen, pstui, pstui, wer hat das je gehört? Wirst du mir nicht etwas bewilligen, um dies gut zu machen?“

„Was denn?“ fragte er mit einem gemachten Lachen, innerlich vor ängstlicher Spannung zitternd.

Sie gab ihm die Ananas, schlang den Arm um seinen Hals, hielt ihm eine Stückchen an die Lippen und bat in ihrem süßesten Tone:

„Das weißt du wohl, erlaß dem armen Hubert den Stubenarrest!“

„Beginnst du schon wieder damit?“ und er sprang auf, so daß ihr Arm gegen den Stuhl anschlug, und die Ananas auf den Tisch fiel. „Schweige, ich will davon nichts mehr hören.“

Und er ging in sein Zimmer; sonst folgte Gertrud ihm immer dahin, um ihm Gesellschaft zu leisten; nun aber sah sie ihm nach, leichenblau, mit zusammengepreßten Lippen, nicht begreifend, was ihn so heftig machen konnte; sie war tief unglücklich.

Sie schloß sich in ihrem Toilettezimmer ein, warf sich auf den Divan und begann zu weinen, so lange und so heftig, wie nur Frauen tun können, die ihren Nerven freien Lauf lassen; sie konnte sich gar nicht mehr beruhigen; sie weinte so lange, bis sie keine Stimme und keine Tränen mehr hatte, und dann schluchzte sie noch, mit dem Kopfe in den Kissen verborgen.

Danach lag sie halb ohnmächtig da; der ihr etwas Beruhigendes hätte bringen können, ihr Mann, ihr Geld, ihr angebeteter Gatte hatte sie mißhandelt; auf ihrem weißen Arme fühlte sie das Merkmal der heftigen Berührung mit dem Stuhle und warum? Allein, weil sie es wagte, sich in das

zu mischen, was sie, mehr oder weniger verächtlich, seine Angelegenheiten nannte.

Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr wiederholtes Eintreten für Hubert ihm zuwider war; er war ja ihr Vetter, und Mariablas konnte ihn selbst gut leiden.

Es schlug halb vier, sie hörte deutlich, daß Mariablas in der hinteren Galerie war; nun stand sie auf und wollte sich fertig machen, um wie gewöhnlich Tee für ihn zu bereiten, aber als sie vor den Spiegel trat, schrak sie vor ihrem geschwollenen, feuerroten Gesicht zurück; ihre Augen machten ihr brennende Schmerzen, ihr Haupt schwindelte ihr und ihre Stimme war infolge des langen Weinsens ganz heiser; so durfte sie sich selbst nicht den Dienstboten zeigen, und als ihr Zimmermädchen an der Tür anknöpfte mit der Mitteilung, daß der Tee fertig und der Herr Major schon auf wäre, bat sie das Mädchen, ihr eine Tasse Tee zu bringen, weil sie Kopfschmerzen hätte. Als Mariablas dies hörte, nahm er selbst eine Tasse und brachte sie ihr. Sie lag auf dem Divan, vielleicht ganz zufrieden, ihm einmal zeigen zu können, in welchem traurigen Zustand seine Rohheit sie gebracht hatte.

Er wußte nicht, was er sah; Gertrud sprach kein Wort; mit geschlossenen Augen lag sie da und öffnete sie selbst nicht einmal, als er eintrat. Sein Horn erwachte wieder anstatt seines Mitleides, ohne ein Wort zu sagen, stellte er die Tasse auf den Tisch und verließ sofort wieder das Zimmer. Wie ein Wahnsinniger ging er im Garten auf und ab.

Gertruds bitteren Kummer noch einer anderen Ursache zuzuschreiben, als ihrem Leid über Huberts Stubenarrest fiel ihm nicht ein.

„Wenn ich für fünfzehn Monate nach Atech gehen müßte, dann könnte sie nicht betrübter sein,“ dachte er zitternd vor Wut; das wilde Tier war in seinem Gemüte entfesselt, noch tat er sein Bestes, um es im Zwanze zu halten, nicht ahnend, wie bald ihm die Leidenschaft zu mächtig werden sollte.

Fortsetzung folgt.

Die Ahnungen von Marienwalde.

Von Theo Lieferh.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Siebzehntes Kapitel.

Am ersten der Tage, die bis zur Abreise geblieben, segelte Hans Karl mit Niklas zum festgefahrenen Dampfer, um die Sorge für die Pferde, die er von Amerika mitgebracht hatte, einer geeigneten Person zu übertragen. Die beiden übrigen Tage widmete von Rode ganz seiner Brant, Berta und den Kindern. Er hatte Kurt ein kleines Pferd versprochen, ein wirkliches, lebendiges. Und da hatte der Junge tausend Fragen in einem Atem.

„Ist es so groß, kann ich allein darauf kommen, heißt es, frißt es auch Zucker, ist es schwarz, braun, ist es wild?“ So ging es hant durch einander in ewiger Fragerei.

Cesi-Liese merkte man trotz der Freude, die rosig auf ihren Wangen lag, eine zeitweise nervöse Unruhe an, die bald mächtig, bald weniger mächtig über sie kam.

Es ist die Sehnsucht nach Hause, Cousinchen, du hast Heimweh,“ sagte Berta.

„Das ist es nicht, wenigstens nicht allein; ich kann es mir selbst nicht erklären, ich fühle es nur. Von Marienwalde haben wir auch schon tagelang nichts mehr gehört. Ich weiß es nicht . . .“

„Burer Unsinn, Hirngespinnste, Heimweh!“ lachte Berta.

Zu all dem sagte Hans Karl nichts. Er malte sich in leuchtenden Farben das Wiedersehen mit seiner Mutter aus, der sein Herz in Sehnsucht entgegenbebt. Dazwischen klang dann noch immer etwas von den Empfindungen nach, die er an jenem Abend beim Sonnenuntergang gehabt hatte.

Vor der Abreise brachte Kapitän Niklas ein kleines Segelschiff zum Anker. Es maß kaum einen Fuß in der Länge; die ganze Ausstattung war aber in Anordnung, Stoff und Farbe natürlich.

„I denkt, et würd sich freuen, if hebbt et eigens maakt, um et soll mich bannig freuen, wenn et gefallen tut.“

Auch als der Dampfer abfuhr, stand Niklas auf der Reede und winkte ebenso eifrig, wie Berta, Kurt und Thea.

„Op 't Wiedersehen in't annere Joch!“ rief er nach . . . Hans Karl und Cesi-Liese benutzten den Nachtzug und



Der abgesetzte Sultan Abdul Hamid.

lamen morgens sehr früh auf der Station an. Kaum hatte sich der Tag aus düsterem Schatten frei gemacht, die Sonne stieg in purpurner Majestät empor und flocht die ersten feurigen Strahlen in den trauten Dämmerhülle, der die erfrischte Erde noch einhüllte.

Die Ankunft war nicht angemeldet worden, es sollte vielmehr eine Ueberraschung im Forsthaus und auf Marienwalde geben. Aber es war noch sehr früh, darum erfrischten und stärkten sich die beiden erst, ehe sie den Weg zu Fuß antraten.

„Wir gehen durch den Wald und genießen die Herrlichkeiten des Morgens darin, ja Lieb!“

Cezi-Liese drückte nur den Arm Hans Karls etwas fester, und sah ihn zum Zeichen des Einverständnisses mit froh leuchtenden Augen an. Bald war der Wald erreicht, und langsam durchschritten ihn beide.

Ein hebrer Friede durchflog den hohen Blätterdom. Vor der majestätischen Stille mußte die geräuschvolle Welt mit all dem Lärm, dem Hasten und Jagen fliehen. Die Stille der Natur tat wohl.

Allmählich stieg der Glutball höher an der blauen Au des Himmels, und es wurde lebhafter in der grünen Blätterhalle. Die Vögel schüttelten den Morgentau vom Gefieder und gingen an Gesang und Nahrungssuche, während das übrige Getier auch seine Schlupfwinkel verließ.

Leise fuhr der Wind durch das Gezweig; ein Flüstern ging von Stamm zu Stamm, von Ast zu Ast und Halm zu Halm. Die Blumen, die die düstere Nacht verschlafen, wurden wach, sie schauten neugierig mit ihren farbigen Blütensternen durchs Laubdach und blinzelten die Sonne an.

Ein weisevoller Zauber erfaßte die Seele des Wandern-



Zu den Ereignissen in der Türkei: Jungtürkische Offiziere.

den. Die stille Abgeschlossenheit, die große Natur und der ernste Wald lösten reine Harmonie, eine selige Herzensstim- mung aus, aber auch der Ernst und das große Schweigen teilte sich den Liebenden mit.

„Nüchtern blieb das Mädchen stehen und lauschte.“

„Was ist dir, mein Lieb?“ fragte von Roda.

„Hast du nichts gehört, was das nicht ein Klage laut?“

„Ein kleiner Piepmatz hat wohl seine Liebste verloren und klagt der nach.“

„Ich meinte aber . . . doch du kannst recht haben!“

„Ja, hör' nur, der Buchfink ist's: Hast meine Frau nicht geseh'n?“

Weiter ging es, bis zur Mitte des Waldes waren sie ge- kommen auf die Kuppe des Waldbügels, wo früher einmal ein Absturz des steinigen Bodens erfolgt war. Wieder blieb Cezi-Liese stehen und horchte. Fester griff sie Hans Karls Arm und sah von Roda erschreckt an.

„Hörst du? es ist ein Mensch, wenn nur kein Unglück ge- schehen ist, ich hörte ganz deutlich den Ton einer klagenden Stimme.“



Ehem Baicha.

„Diesmal ist es eine klagende Singdrossel mit ihrem: Mein Lieb, mein Lieb! wo bist du?“

Wieder klang es vom Abhange her aus dem Gebüsch.

„Hörst du es jetzt, Liebster? Gott, ein Verunglückter!“

„Der Schrei einer Gule, die ihren Schlupfwinkel verspätet hat, und nun von den Tagvögeln verfolgt und gehezt wird.“

Da war es wieder, Hans Karl horchte nun auf. Und es klang lauter und wirklich, bittend und winselnd, als ringe einer in Todesangst, in Rötten und Schmerzen, als sammle jemand seine letzte Kraft zu einem Hilferufe. Noch einmal klang es herauf klagend, lang gezogen und unheimlich. Cezi-

Liese erblickte und griff nach dem Herzen.

„Oh! siehst du, meine Angst, Gott schicke uns durch den Wald, es zu hören. Es ist ein- ner den Abhang hinunter ge- stürzt in die Dornen und die gräßlich spitzen Steine.“

Vorsichtig gingen beide den Abhang entlang, damit der Fuß nicht auf ein Rasenstück trete, das nicht hielt. Cezi-Liese beugte sich vor, während von Rodas starke Hand sie faßte und spähte hinunter.

„Unten unter dem Gestrüpp zwischen dem Gestein liegt et- was Dunkles.“

Auf dem kürzesten Wege such- ten sie nun den Abstieg und fanden einen — mit dem Tode Ringenden, der mit geschlosse- nen Augen da lag. Das Gesicht war von dem Fall zerichun- den und blutig, grünliches, halb- helles Licht beleuchtete gespen- sterhaft das Antlitz mit dem blutbefudelten Barte. Aus der

Brust war Blut gestossen, so daß sich ein kleiner See gebildet hatte.

Hans Karl schnitt die hindernden Zweige ab, und Czegi-Viefe beugte sich nieder über das verzerrte Gesicht des Mannes, der eben die Augen aufschlug. Mit einem Schrei fuhr die Gutstochter auf.

„Mein Gott, Hagenfeld Sie! Welch ein Unglück, die Hand Gottes!“

Sie suchte das Haupt des Mannes etwas aufzurichten, um seine Lage zu erleichtern; aber neues Blut floß aus der Brust, und sie legte den Kopf wieder zurück, unter den von Roda den Mantel schob. Verbinden und reiten war unmöglich, doch schien die Gegenwart von Menschen dem unglücklichen Mann Kraft zu geben; er sprach stöhnend:

„Helft mir . . . ich darf . . . ich will nicht sterben . . . beten . . . Priester . . . o . . . ha . . . mein Gott!“

Ein lebendiger Strom herzlichen Mitleids mit dem verzerrten Mann, mit dem Sünder an der Pforte der Ewigkeit, überkam das Mädchen. Estern, Marienwalde und auch das Forsthaus waren in dem Augenblicke vergessen.

„Soll ich den Pfarrer rufen, einen Priester holen?“

„Schnell, ehe es . . . zu Ende geht, . . . o . . . ha . . . die Angst!“ würgte der schwer Verletzte heraus.

Die Gutstochter lief in atemloser Hast zum Dorfe, den Pfarrer zu holen. Währenddessen lag Hans Karl neben dem Mann und hörte dessen Selbstvorwürfe, Klagen und Wünsche. Es lief ihm grauig durch die Seele und erschütterte ihn.

„Ich habe meine Seele . . . dem Teufel verkauft . . . hab er will sie holen . . .!“ Der Mann duckte sich in Todesjucht und Angst.

„Erst beten . . . Gott! . . . mein Gott!“

Der Geängstigte suchte die Hände zu falten und zu beten; aber hier schien Himmel und Hölle um eine Seele zu kämpfen, und letztere wollte siegen. Die Hände saßen ins Leere.

„Schnaps, Schnaps! — Hölle und Teufel! — ich verbrenne! Ruh — da kommt es — das schwarze Ungeheuer — fort, fort! — meine Seele bekommst du nicht!“

Schwerer Schweiß trat auf das fahle, zerichundene Gesicht, den von Roda sorglich trodnete.

„Seid ruhig, gleich kommt der Priester, und Ihr könnt Eure Seele erleichtern.“ Diesen Worten Hans Karls folgte eine lange Pause. Der Erschöpfte lag ruhiger da. Gott suchte wohl Erbarmen mit der zerrissenen und reinigen Seele haben. Hagenfeld, der frühere, heruntergekommene Besitzer von Sophienhall öffnete die Augen.

„Ich muß beichten — der Pastor kommt vielleicht — zu spät . . . In Spiel und Trank verlor ich alles . . . für Liebesleidenschaft gab ich Geld und Ehre, für Wollust Hab und Gut . . . Mein Weib habe ich langsam gemordet . . . für Wein, Spiel und Hochmut gab ich mein Gut . . . es wurde



Tewfik Pascha.

verkauft . . . mein Weib starb . . . Dann kam der Schnaps. Ich stahl . . . und — zündete den Fichtenwald an. Er wollte mich dafür bezahlen . . . und tat es nicht.“

Ein neuer Blutstrom kam aus der Brust; denn das Tuch, das Hans Karl auf die Wunde gedrückt hatte, färbte sich rot. Von Roda war aufgesprungen; jeder Nervo an ihm war Spannung und Erregung. Hier waltete ein fürchterliches Geheimnis, von dem der Sterbende, dessen erschütterndes Lebensbekenntnis er vernommen hatte, den Schleier lüften wollte. Hastig kam es über Rodas Lippen.

„Der Fichtenwald von Bolmers ist abgebrannt, und Sie haben ihn angesteckt; wer wollte bezahlen dafür?“

Schwerer röchelte es in der Brust Hagenfelds, der mit Riesenanstrengung weiter sprach.

„Ja! . . . ich steckte den Wald an . . . für — von Echt!“

Wie ein Keulenschlag traf es Hans Karl von Roda, dessen Gesicht am fahlsten war, ob feins, ob das des Unglücklichen, ist schwer zu sagen. Jetzt kann er sich die Angst, die Unruhe und Hast seiner Braut erklären. Eine Vorahnung kommenden Unglücks war es, was die Seele des Mädchens tief erbeben ließ, weil eine unleugbare Verbindung besteht zwischen Menschen, die einander lieben und deren Herzen ineinander klingen. Geheimnisvoll und überfülllich.

„Von Echt forderte Sie dazu auf, das Ungeheuerliche zu tun?“

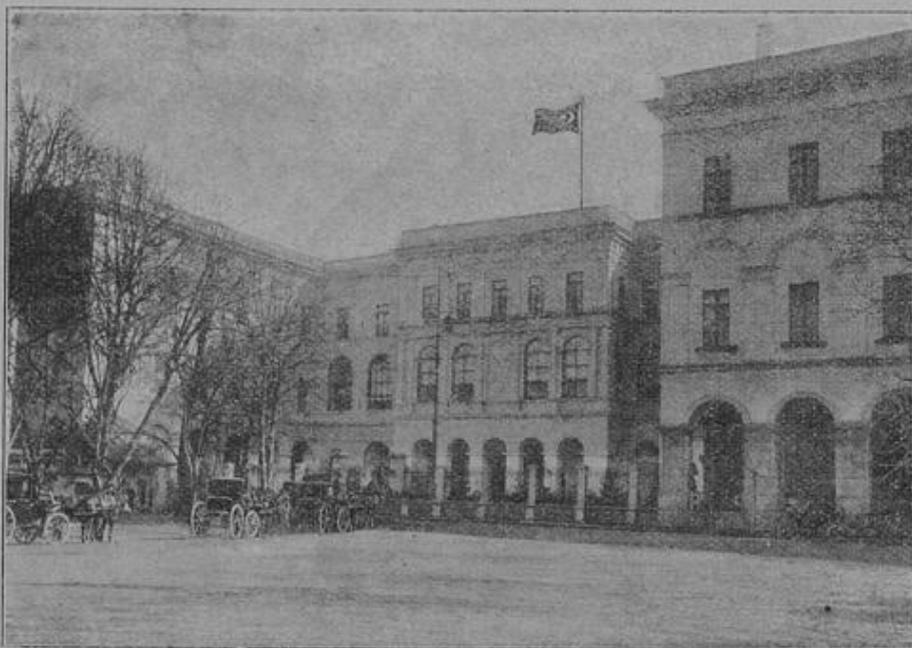
„Ja! . . . er bezahlte nicht . . . da wurde ich zum — Mär-

der . . . ich erschlug ihn . . . Oben an der großen Eiche liegt er . . . im Fallen schoß er mir die Kugel in die Brust . . . oh . . . ha! . . . Bis an den Abhang taumelte ich . . . und schlug hinunter . . . Helft mir, ich muß — sterben . . . Gott, meine Sünden! . . . Hah! die Riesen und Teufel an meinen Füßen . . . sie ziehen mich in den Sumpf! . . . beten, beten, beten!“

Stier und wild schaute Hagenfeld um sich. Hans Karl erstarrte fast das Blut in den Adern. Plötzlich wurde der Mann ruhiger.

Und horch! ein Glöcklein klang durch den Frieden des Waldes, hell und klar. Gott kam zum reinigen Sünder, der Heiland zum Sterbenden, die beleidigte, ewige Majestät zum Menschen, dem Beleidiger.

Das weiße Gewand des Priesters schimmerte durch das Grün; der Sterbende sah es, und schon flogen Glück und Freude über sein fahles Gesicht, aus dessen Bügen Furcht und Starrheit schwanden.



Zu den Ereignissen in der Türkei:

Das Parlamentsgebäude in Konstantinopel, gegen das sich der erste Ansturm der Alttürken in ihrem Kampfe gegen die Jungtürken richtete.

Um den Unglücklichen knieten neben dem Priester der Mehner, Hans Karl, Cezi-Liese und einige Leute, die mitgekommen waren, die zitternde Hand des ehrwürdigen Pfarrers winkte, die Anwesenden entfernten sich, und ein Sünden schloß im Frieden des Waldes die Rechnung mit seinem Schöpfer und Herrn ab, so viel die schwachen Kräfte noch zuließen. Bald winkte der greise Diener Gottes wieder. Andächtig knieten die Anwesenden mit dem Priester, dessen weißes Gewand sich mit dem Blute des Verwundeten netzte.

Es wurde so ganz stille im Walde; selbst die Natur baldigte der Gegenwart Gottes; in den Wipfeln säuselte es süß und lind; leise und zart sang der Chor der Vögel; im Wurzelwerk lähnten einige schillernde Eidechsen und linke Haselmäuschen und staunten das Wunder der Güte und Barmherzigkeit Gottes an.

Mit Gott kehrte Ruhe und Friede in die zerrissene Seele des sterbenden Menschen, der selig die Augen schloß.

Feierlich klangen die Sterbegebete durch den Wald und verhallten leise.

„Tragt mich aus dem Gestrüpp in den . . . freien Wald . . . dort . . . möchte ich . . . sterben.“

Behutsam trugen starke Arme den Sterbenden aus dem Gestrüch und betteteten ihn sorglich ins weiche Moos unter das grüne Blättergewölbe.

Dann fuhr ein Rauichen durch die Kronen, ein letztes Zusammenkrampfen und Strecken — es war vorüber.

Die Majestät des Todes durchschauerte alle.

„Ein unglückliches Leben, ein erschütterndes Sterben und doch ein seliges Ende durch Gottes übergroße Barmherzigkeit,“ jagte der Pfarrer, „lasset uns für seine Seele beten!“

So hatte der ehemalige Besitzer von Sophienhall nach einem Leben voll Leidenschaft und Zügellosigkeit geendet. Alles hatte Hochmut, Spiel und Karten, Trunk und Viederlichkeit fertig gebracht.

Wie groß war die Schuld des Mannes!
Doch größer war das Erbarmen Gottes mit seiner Kreatur.

Wie klein ist dagegen meist unser Erbarmen.
Der Schöpfer verzeiht!
Das Geschöpf nicht!

Der Knecht, dem sein Herr großmütig die Schuld nachließ, geht hin, würgt seinen Mittknecht und läßt ihn mit allem, was er hat, ins Gefängnis werfen.

So sind die Menschen!

Mit einigen starken Männern schritten von Roda und Cezi-Liese zur großen Eiche. Dort lag von Eicht wirklich, regungslos, als ein Toter. Quer über den Kopf lief die flaffende Wunde, aus der das Blut über das geisterhaft bleiche Gesicht gelaufen war.

Alle erschauerten bis in Mark und Bein, Hans Karl erzitterte, eilig falt sahte es nach seinem Herzen, und doch hartete sein Blick auf dem Antlitz des Toten. Ein unterdrücktes Schluchzen erschütterte ihn — dann bückte er sich und hob einen Zettel auf. Kaum leiserlich tanzten die ungelenteten Buchstaben, die die Hand des zu Tode Getroffenen auf das Blatt geschrieben hatte, vor seinen Augen. So viel entzifferte er, daß von Eicht doch an Gott und Neue gedacht hatte, nachdem er in dem schrecklichen Duell mit Hogenfeld die gerechte und rachende Hand eines mächtigen Wesens an sich erfahren hatte.

Da lief sogar eine Träne über Hans Karls Wange. Cezi-Liese, deren Augen längst übergegangen waren, sah ihn mit unaussprechlichem Blick an, und ihre Blicke begegneten sich.

„Wir wollen ihm verzeihen, mein Herz, möge Gott ihm gnädig gewesen sein: er hat noch Neue gehabt, ehe er starb. Ich vergebe ihm alles!“

„Du Guter, du Edler! ich habe auch verziehen! Komm, Liebster, wir haben nun genug Unglück geschaut, im Forsthaufe wartet deine Mutter auf uns, und dann gehen wir nach warienwalde.“

„Wo neues Unglück wartet,“ dachte Hans Karl bei sich.

Die Männer trugen auf einer Notbahre von Eicht nach Sophienhall, während Hans Karl und Cezi-Liese nach dem Forsthaufe schritten.

Da lag das Forsthaus noch still und verträumt von der lachenden Morgenionne beschienen, die das Unglück heute morgen mit gezeihen hatte. Schon wehte es vom Finkelsbache feucht kühl herüber, und darein mischte sich der würzige Geruch der Nadeln. Auf dem Dache lärmten und tobten die übermütigen Spagen.

Die beiden standen am Gittertore.

„So, mein Lieb, gehe hinein und bereite meine Mutter in etwa vor; denn die Freude könnte ihr schaden, wenn ich so plötzlich unerwartet vor ihr stände.“

„Aber, wo soll ich die Worte hernehmen, um . . .“

Da öffnete sich die Tür und auf der Schwelle stand Frau von Bracht, das Gebetbuch in der Hand, um zur Messe zu gehen. Einen Augenblick, nur sekundenlang, starrte sie in das Gesicht von Rodas. Mit einem Jubelschrei breitete sie die Arme auseinander.

„Mein Sohn, Hans Karl!“

„Mutter!“

Sie hielten sich umschlungen und küßten sich, und sie sah ihm in die Augen leise schluchzend.

„Ja, du bist es, eine süße Qual, jetzt die höchste Wonne meines Lebens, das sich in Sehnsucht nach dir verzehrte. Jetzt wird mein Weg endlich licht und freudig zu wandern sein.“

„Meine liebe Mutter, durchs Leben wollen wir dich tragen und es dir leicht und froh gestalten, wie es nur Gott zu läßt.“

Und die weiche, zitternde Mutterhand strich zärtlich über seine Wangen und fuhr durch das dunkle Haar. Alle Zärtlichkeit, die jahrelang in dem Herzen der alten Frau geschlummert hatte, von der nur Cezi-Liese ihren Teil bekommen hatte, brach mächtig hervor und strömte wie eine quellende Flut aus. Die Augen leuchteten in Klarheit; denn die Qualen der verzehrenden Sehnsucht und Hoffnung waren erstorben, und nur die Wonne reinsten Mutterglüdes strahlte daraus. Wieder und wieder küßte die Mutter ihren Sohn.

Darüber streute die Sonne ihr Glanz-Gold aus und ließ ihr Licht zittern. Hans Karl umring seine Mutter, trug sie in die Laube und setzte sie auf die Bank.

Dann kniete er neben ihr nieder und sah ihr in die teuren Augen. In Cezi-Liesens Herz und Augen war es aufgestiegen, als sie dem Glücksräusche zuschaute. Nun klang ihre Stimme leise bittend.

„Mutter Bracht, Hans Karl, ich möchte auch mein Teilchen haben!“

„Komm, liebes Kind, an mein Herz!“ Damit umschlang die Frau das Mädchen und preßte ihre Kinder an sich.

Mit einem Dankblick nach oben legte Frau von Bracht den Weiden die Hände auf den Scheitel, und der Mund einer treuen Mutter und das Herz einer edlen Frau fleten Gottes Segen hernieder auf die jungen Menschenkinder, die vor ihr knieten.

Hell und klar, traut und verheißungsvoll klangen vom Dorfe her die Glocken, im blauen Aether standen Berchen als körperloser Sang, unsichtbar dem Schöpfer singend, der Fink schlug und lieblich lädierte die Amstel. Licht und Sang umwoben die drei glücklichen Menschen, und Hans Karl erzählte.

Als er von dem Tode des Vaters berichtete, schluchzte die Frau leise, und ihre Lippen bewegten sich im Gebet, sie hatte den Verirrten, den falsch geleiteten Mann doch noch immer geliebt.

Hans Karl schwieg, er sah seine Mutter an, die immer ernster wurde und tief seufzte.

„Was ist dir, Mutter, du wirst traurig!“ entfuhr es gleichzeitig Cezi-Liese und Hans Karl.

Nur noch ratloser schaute die Frau das Mädchen an, alle Freude war von ihrem Antlitz gewichen.

„Armes, liebes Kind, du bringst mir mein höchstes irdisch Glück, und ich . . . ich kann dir nur . . .“

Erstickt sprang Cezi-Liese auf, wie ein jäbes Verstehen durchdrante es sie; denn sie hatte in den Augen der Frau von Bracht eine neue Unheil Kunde gelesen.

„Gott, was ist geschehen, sprich, Mutter Bracht! Meine Ahnung, mein Herz sagte es mir. Ein Unalück ist geschehen.“

Mitleidig strich die Frau über Cezi-Liesens Haar und streichelte sanft und beruhigend die erblakten Lippen.

„Arme, liebe Cezi-Liese, du weist es also noch nicht?“

Die Gutztochter zuckte zusammen.

„Mutter sprich!“ hastete sie, „es tötet mich, ist's der Vater, die Mutter, sage es nur, ich muß es ja doch tragen.“

Da umring Hans Karl die zitternde Braut und zwang sie sanft zu sich. Aber er konnte auch nicht das richtige Wort sofort finden, so brannten ihm Cezi-Liesens Augen in dem weiß gewordenen Gesicht entgegen, und die Lippen bebten.

„Beruhige dich, mein Lieb, es kann so schlimm nicht sein.“

„Du weißt es und sagtest es mir nicht, Hans Karl, sprich du doch!“

„Hogensfeld sagte es mir, der vordere Teil des Nichtenwaldes sei . . .“

Jäh schnellte Cezi-Liese auf, ein neuer Schreck durchzuckte sie.

„Ist abgebrannt — und mein Vater? sagt es!“ schrie sie auf. „Gott! seine einzige Hoffnung! Ist er tot, lebt er . . . was ist mit ihm?“

„Nein, Cezi-Liese, er lebt, — aber . . . es hat ihm arg zugezickt!“ jagte Frau von Bracht und sah ratlos umher.

„Er ist schwer, schwer krank, mein armer Vater!“

„Nein, nein! der Schreck, der Stummer, die Angst, machten ihn . . .“

„Wahnjüngling!“ Als ein Schrei rang es sich aus der sprechenden Munde.

„Auch das nicht, es zehrt nur an seinem Gemüt, an seinem Herzen und jetzt . . . augenblicklich seinem Kopfe ein wenig zu, er ist so merkwürdig still und teilnahmslos.“

Da schlug Cezi-Liese die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich, daß ihr ganzer Körper erzitterte.

„Tröste dich doch, armes Kind! Die Freude, dich und — Hans Karl wiederzusehen, kann ihn plötzlich gesund lassen, so meint auch der Arzt.“

Rasch stand das Mädchen auf, mit ihr Hans Karl.

„Ich muß zu dem Vater, der Mutter!“

„Und ich gehe mit!“ jagte Hans Karl mit einem fragenden Blick auf die Mutter.

„Geht mit Gott!“ jagte diese, „der möge euer Werk gelingen lassen, mein Gebet begleitet euch.“ Damit küßte sie beide.

Daß doch kein Glück ungetrübt sein kann, überall mischt das Leben Vermut in den Freudenkeich, bei jedem Kösslein, das man bricht, stehen Dornen; wohl singen süße Nachtigallen im Gebüsch, dort lauern aber auch Rattern und haust Ungezieher. . . .

An der Waldecke unter der Niesensichte sah von Volmer; wieder strich er durch die hängenden Zweige und blinzelte teilnahmslos ins flimmernde Sonnenlicht.

Auf einmal horchte er auf; von ferne drang zu ihm herüber Sichelklang und Senfenwehen zum ersten Male in diesem Jahre. Die frühe Gerste wurde gemäht. Ein leichter Freudenchein flog über sein Gesicht, der bald wieder schwand und dem starren Blick Platz machte.

Plötzlich tönte ein Schrei und hallte von den Stämmen wieder.

„Vater, Vater!“

Der riß von Volmer auf aus seiner Schwermut und drang ihm ins Herz. Er redete sich, wandte sich jäh um, und vor ihm standen seine Tochter und Hans Karl.

„Mein armes Kind, Hans Karl!“

Damit umging er die ihm entgegenliegende Cezi-Liese, lösende Tränen schossen ihm in die Augen, als er sein Kind an sich preßte und heftig küßte. Dann ließ er sie los und setzte sich in das Wurzelwerk der Nichte. Zwischen den Fingern liefen die Tränen durch; es erschütterte seinen ganzen Körper. Die beiden ließen die Tränen den Bann wegschwemmen, der von Volmers Geist und Seele gefangen gehalten hatte. Endlich ließ der Herr von Marienwalde die Hände sinken, stand auf und trat zu Hans Karl.

„Sieh mich alten, geschlagenen Mann an, Hans Karl, und mein armes Kind; du bist edel und gut und nimmst meine Einzige als deine Frau, nicht wahr, du machst drei Menschen glücklich auf Marienwalde, aber meine Cezi-Liese — ist bettelarm. Und du nimmst sie doch.“

Bittend und flehentlich streckte er von Roda die Hand entgegen, der herzlich einschlug und sprach:

„Ja, Vater! wir haben meiner Mutter Segen schon und warten nur noch auf den deinen. — Aber meine Braut ist nicht arm.“

„Doch, lieber Sohn, der Nichtenwald brannte . . .“

Wir wissen es, Vater, laß es dir nicht so zu Herzen gehen,“ unterbrach ihn Cezi-Liese bittend, „Hans Karl ist ja hier, und nun wird aus es gut!“

von Volmer schüttelte doch ungläubig den Kopf.

„Aber er bekommt alles, mein ganzes Gut — von Echt, ich kann ihn nie bezahlen!“ jagte er bitter und zingend.

„von Echt ist nicht mehr — er ist tot!“

„Was — tot — von Echt? er ritt doch gestern abend noch über mein Feld!“ Groß und fragend wurden des Gutsherrn Augen.

„Ja, er ist tot,“ bestätigte ernst von Roda, „er lag erschlagen unter der großen Eiche im Walde von Sophienhall; Ho-

gensfeld traf ihn mit seinem Knüttel nur zu gut, den fanden wir auch mit durchschossener Brust im Gebüsch am Abhange.“

Und nun erzählte Hans Karl dem gespannt und erschüttert lauschenden Herrn von Marienwalde das Geschehene.

„Gott! wie mahlen deine Mühlen langsam, aber furchtbar klein.“ Von Volmer sprach gedehnt und ernst.

„Möge sein Richter ihm gnädig sein — doch meine Schulden — bleiben, wenn nicht ihm, so muß ich sie seinem Erben abtragen.“

„Und wenn der deine Schuld nicht anerkennt?“ jagte von Roda.

„Warum sollte der nicht das Geld nehmen?“

„Weil er nicht kann und darf.“

„Was, wie wäre denn das möglich?“

„Sein Erbe bin — ich!“

„Du?“ gleichzeitig fragten es von Volmer und Cezi-Liese.

„Ja ich, er war mein — Bruder!“

„Dein Bruder?“ Wieder kam es wie aus einem Munde.

„Mein Stiefbruder! mein Vater hieß von Rodasch, ich nahm den ersten, mein Stiefbruder den zweiten Teil seines Namens an.“

Von Rodas Stimme bebte. Stumm reichte ihm der Gutsherr die Hand, Cezi-Liese umschlang seinen Hals und küßte ihn.

„Nun komm, nach Marienwalde, was wird meine Christa, eure Mutter sich freuen, man kann aber auch mal ein bißchen Freude und Glück brauchen.“

Damit wischte sich von Volmer über die Augen.

Die drei schritten nach dem Herrenhause.

Und hinter ihnen stieg die Sonne höher am Himmel, glänzend und verheißungsvoll stand sie an ihrer blauen Au und wob ein Flut von schimmerndem Licht und ein Meer von süßen Hoffnungen über die Erde und ihre Kinder.

Und der Glückstern, von dem Fei sprach!

Ist er gekommen?

Kam das Glück und blieb?

Es sagen ja die Menschen: das Glück ist wie eine Wolke, die wegzieht, oder wie das Abendrot, purpurn und gleißend aus Wolkensäumen löst.

Es zerfließt in nichts.

Anderer sagen: Glück ist eine Sternschnuppe, sie taucht auf, zieht eine leuchtende Bahn am Himmel und fällt.

Wo findet man sie?“

Und die dritten sagen: Glück ist ein Nordlicht; selten gehören es geheimnisvolle, unbekannte Kräfte, die es leuchten lassen, daß es in den Farben des Regenbogens spielt.

Es erbläht und schwindet.

Aber dennoch kommt das Glück zu Menschen, nur viele, wohl die meisten, sehen und empfinden es nicht oder suchen es da, wo es nicht zu finden ist.

Alle aber, denen der Glaube kein Märchen, denen Liebe kein leerer Wahn und Hoffnung keine Torheit ist, alle, die Barmherzigkeit üben, Wahrheit reden, Frieden halten, die stark sind im Leide und im Unglück nicht zagen und zweifeln: die sehen das Glück und empfinden es groß und hehr.

Als der August gegangen war mit seinem Sichelkrauchen, das die Hoffnung weckt, standen abends zwei Neuvermählte am Fenster Schulter an Schulter und lehnten Wange an Wange; ihre Herzen schlugen aneinander, die Seelen klangen in eins zusammen, ihre Lippen vereinigten sich, und zwei Augenpaare tauchten ineinander.

„Bist du glücklich, Herzlieb?“ fragte Hans Karl.

Und schlicht und einfach klang es: „Ja!“

Weiter wanderte der Schein der Linden, lauen Sommernacht nach Osten, um dort am andern Morgen neu zu erglänzen zu hellen Blüten goldenen Tageslichtes.

Und der Glückstage kamen viele.

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen,

sammelweichen Haut, eines reinen, blendend schönen Teints, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife.

Verpackt à Stück 50 Pfg. In den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Unsere Bilder.



— **Zu den Ereignissen in der Türkei.** Unsere Abbildung Seite 164 gibt das Bild des bisherigen Sultans Abdul Hamid, der auf Grund eines Gutachtens der obersten geistlichen Behörde — Fetwa — des Thrones für verlustig erklärt wurde. Er ist mit einem kleinen Hofolge nach Saloniki gebracht worden, wo ihm eine Villa zum Aufenthalte angewiesen wurde. — **Tensfik Pascha**, den das Bild Seite 162 zeigt, ist von dem neuen Sultan Mohammed V. mit der Bildung des Ministeriums beauftragt worden; er hat schon zweimal das Großarchivat bekleidet und war auch bereits türkischer Botschafter in London. — Auf Seite 161 unten wird uns **Edham Pascha** im Bilde vorgeführt, der unter der ersten Herrschaft der Jungtürken Kriegsminister war und dieses auch nach dem reaktionären Staatsstreich blieb. Er ist der Sieger in dem letzten Kriege der Türkei mit Griechenland. — **Jungtürkische Offiziere** sehen wir auf dem Bilde Seite 161. In der Türkei kämpften seit längerer Zeit zwei Parteien um die Herrschaft: die Jungtürken, die die politische Freiheit des türkischen Volkes anstreben und deshalb die Wiederherstellung der Verfassung vom Sultan Abdul Hamid erzwungen haben, und die Alttürken, die unabhängig von allen politischen Bestrebungen das harte Festhalten an der mohammedanischen Religion als ihre Aufgabe betrachten. Zu den Jungtürken gehören hauptsächlich die Gebildeten und die Offiziere des türkischen Heeres, während die Anhänger der Alttürken vorzugsweise in den unteren Kreisen des Volkes und in der niederen Geistlichkeit zu suchen sind. Nachdem durch die neuesten Ereignisse in Verbindung mit der Thronbesteigung Mohammeds V. die jungtürkische Partei wieder zur Herrschaft gelangt ist, wird es ihre vornehmste Aufgabe sein, die zumal in der asiatischen Türkei noch starr an den alten Ueberlieferungen hängenden, christenfeindlichen Moslem mit der Kultur Europas zu versöhnen, dies aber vorerst durch eine geordnete, tüchtige Verwaltung des weitausgedehnten Reiches anzubahnen. — Das Bild Seite 162 unten gibt das Parlamentsgebäude in Konstantinopel wieder, gegen das sich der erste Ansturm der Alttürken in ihrem Kampfe gegen die Jungtürken richtete. Kammer und Senat flüchteten nach San Stefano und kehrten, nachdem die mazedonischen Truppen Konstantinopel genommen, als Nationalversammlung wieder in die Hauptstadt zurück, wo sie die Abjehung des ränkevollen Abdul Hamid, dem die eigentliche Schuld an dem reaktionären Staatsstreich nachgewiesen werden konnte, aussprachen.



Zur Unterhaltung.



— **Sein Glück.** „Haben Sie in Ihrer Jugend viel Glück bei dem schönen Geschlecht gehabt?“ — „Sehr viel!“ — „Na?“ — „Mein Gott, Sie wissen ja doch, ich bin unverheiratet geblieben!“

— **Schredlich!** Dame: „Sie armer Mann, hier schenke ich Ihnen eine Mark. Wie viel Kinder haben Sie denn?“ — Bettler (schlachzend): „Ach, liebste Madam, wenn noch elfe kommen, is's Duzend voll!“

— **Bewiesen.** A.: „Womit wollen Sie denn beweisen, daß der Mensch vom Affen abstammt?“ — B. (Musikfreund): „Na, s. B., das vierhändige Klavierspiel ist doch Beweis genug!“

— **Bescheiden.** Frau (erregt): „Einer von uns beiden muß doch der Vernünftigere sein!“ — Mann: „Na, mich laß gefälligst ungeschoren!“

— **Guter Trost.** Mietherr: „Was? Das nennen Sie hier ein Zimmer mit Gartenansicht?“ — Wirt: „Warten Sie nur, wenn der Schutt hier fortgeräumt ist und Anpflanzungen gemacht sind, da hat das Plätzchen hier entschieden Aussicht, ein Garten zu werden!“

— **Wüßige Frage.** „Karlchen, man muß gegen alle Menschen höflich sein!“ — „So, Papa? Warum seid ihr dann aber, du und der Herr Lehrer, so oft gegen mich grob?“

— **Erkenntlich.** Hausfrau: „Ich habe Ihnen ein gutes Zeugnis ausgestellt, obwohl ich eigentlich wenig zufrieden mit Ihnen war.“ — Abziehende Köchin: „Ach, Madame, da Sie so gut sind, so will ich erkenntlich sein und Ihnen sagen, daß der Ruchenschlüssel auch die Speisekammer schließt.“



Rätsellecke.



Bezierbild.

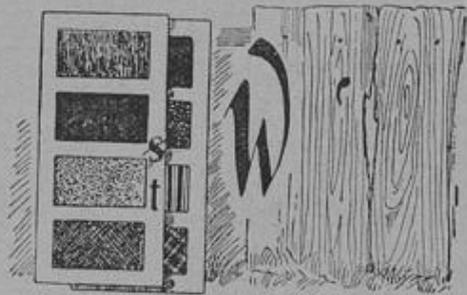


Ich höre Schritte, das wird wohl meine Freundin sein!

Porträtsel.

Raffau und Württemberg, beide verschieden das Rätselwort bergen,
 Lockt dich der köstliche Wein oder die Stätte der Ruh'
 Die auf dem Gipfel der Macht mitten im Strudel des Lebens
 Frieden und Krieg einst bestimmt, weite Gebiete beherrscht,
 Liegen im ewigen Schlaf, so still hier, als ob nie die Sorgen,
 Niemals die Last sie bedrückt, welche den Kronen gestellt.
 Stellen die Zeichen sich anders, mußt du im Steinreich es
 suchen,
 Und wie so manches Produkt, das ihm die Forschung entrang,
 Nützt es bei weisem Gebrauch in vielfach wechselnder Weise,
 Wird von dem Arzte geschätzt und im Gewerbe verwandt,
 Reicht du dem früheren Wort nun ohne Erbarmen das Herz
 aus.
 Ist es der Weisheit bar, wandelnd sich zu einem Nichts,
 Aber sich rühend, vermag's jetzt Aerger und Müh' zu be-
 reiten,
 Ja, selbst mit Schmerz und Gefahr steht es nicht selten im
 Bund.
 Muß auch das zweite der Worte von seinem Kerne sich
 trennen,
 Gib ihm der Wechsel des Seins Anlaß zur Klage doch nicht:
 Wie es des Baumeisters Hand an heiliger Stätte errichtet,
 Kann es in Tönen uns dort und an profaner erbann.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Homonym: Rose — Windrose.

Rebus: Armeerangliste.



☐ — ☐ P f i n g s t e n . ☐ — ☐

Durch Flur und Wald ein heimlich Raunen geht,
Ein innig-trautes, leises Preisgebet;
Voll Andacht ihm des Maien Kinder lauschen.
Blaublümlein beugen sich zur klaren Well'
Und mit dem sonnumflirten, raschen Quell'
Sie wißbegierig Frag' und Antwort tauschen.

„O Quell, wir sind an diesen Ort gebannt,
Du aber wanderst durch das weite Land,
Bernimmst auf deinem Wege viel des neuen.
O deute uns das Tönen zart und lind,
Das durch die Lüfte trägt der Morgenwind,
Damit sich möge unser Herz erfreuen.“

Münster i. W.

Und weiterhüpfend über Moos und Stein
Vertraut die Quelle es den Blümlein:
„Man feiert heut' des heil'gen Geistes Liebe.
Gott selber heute Wohnung bei uns nahm;
In's Erdental die sel'ge Kunde kam,
Daß er für alle Zeit bei uns verbliebe.“

Bergigmeinnicht nun ihre Krönlein hold
Zum Himmel auf, in's lichte Sonnengold
Mit Zuversicht und stiller Wonne lenken.
Ein Lispeln dringt empor vom Quellensaum:
„Wer möchte nicht in dieses Lebens Traum
Des besten Trösters Liebe gern gedenken.“

Hermann Steinhäusen.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

13.

Gertruds Schmerz dagegen nahm noch mehr zu nach seinem übereilten Vorgehen, mit einer Lieblosung, einem Kusse hätte er alles gut gemacht, sie schmachtete geradezu nach Verzeihung; wenn nötig, wollte sie ihm ja Verzeihung schenken, obwohl sie sich keiner Schuld bewußt war.

An diesem Mittage blieb sie in ihrem Zimmer, zu traurig, zu krank, zu entsetzt, um sich draußen sehen zu lassen.

Marialvas kleidete sich an und nahm wie gewöhnlich in der Vorgalerie Platz, wo aber das hübsche Schaukelstühlchen seiner Frau leer blieb; er tat sein Bestes, um ruhig zu bleiben, als Besuch erschien. Es war der Sekretär Hovius mit seiner unbedeutenden Frau, die sich anmeldeten.

Natürlich wurde mit äußerster Teilnahme nach dem Befinden der gnädigen Frau gefragt. O ja, hatte die Frau Major Kopfschmerzen, kein Wunder auch, sie war erst so kurze Zeit in Indien, daß sie sich nur schlecht an das Klima gewöhnen konnte, aber im übrigen war es außerordentlich, wie gut sie sich in die neuen Verhältnisse schickte. Da war zum Beispiel die Frau des vorigen Residenten gewesen, die fühlte sich hier tief, tief unglücklich.

Marialvas zog wieder seine Augenbrauen zusammen, er sah wie auf glühenden Kohlen da, es schien, als ob sich alles

verschworen hätte, ihn in die äußerste Aufregung zu bringen; was bedeuteten doch alle diese ewigen Anspielungen, die Besprechung der Frage, ob sie sich hier gut oder schlecht gewöhnte? Vielleicht hatte Hovius keine Hintergedanken, als er dies sagte, vielleicht hatte er mit Frau Dolmer gesprochen und sich zu ihrer Anschauungsweise belehrt.

Der Major antwortete nicht viel, und da er sonst auch nicht gerade wortreich war, fiel dieses Schweigen weiter keinem auf.

„Ja, Sie haben eine tüchtige Frau, Herr Major,“ fuhr der Sekretär fort, „daß mancher Sie beneidet.“

„So,“ war die Antwort, die von einem Grinsen begleitet war, das, so gut es eben ging, ein Lächeln darstellen mußte.

„Wie haben Sie das liebe Fräulein nur bekommen? Ist es wahr, was Leutnant Bergmanns erzählt, daß er sie vor Ihnen umworben hat?“

„Was? Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, Bergmanns, der sonst den Mund wohl ein bißchen voll nimmt, behauptet, daß sie ihre Zuneigung zuerst ihm zugewandt hätte, aber dann lernte er Sie kennen und begann für Ihre Heldentaten zu schwärmen und hat dann so schön geschwätzt, daß sie einzusehen begann, daß es besser wäre, einen ordnungsgemähten Hauptmann zu begünstigen, als einen jungen Leutnant, — ein Beweis für seine Bescheidenheit und Selbsterkenntnis.“

„Das ist nicht wahr!“ klang es kurz und entschieden von Marialvas Lippen.

„Nun ja, das dachte ich wohl, Subert ist an seiner ersten

Lüge nicht gestorben, er schwört mehr, als er verantworten kann; aber in dieser Sache könnte er doch vielleicht der Wahrheit nahe gekommen sein."

"Nein."
"Nun, mir ist das gleichgültig. Nicht, daß ich es so sonderbar finde; ich habe auch in den Augen vieler eine sonderbare Wahl getan . . ."

Pfögllich wandte Frau Govius, die mit einem einfältigen Ausdruck immer vor sich hin gestarrt hatte, sich um und sagte scharf:

"Für mein Geld hast du mich geheiratet, ja gewiß. Tostol und anal Dwarah†) passen nicht zusammen. Auch umgekehrt nicht. Herr Major, warum haben Sie eine Holländerin geheiratet, Sie hätten besser getan, ein Mädchen von hier zu nehmen."

"O, Frau, Frau, was übertreibst du wieder! Du scheinst ja zu meinen, Herr Major Marialbas wäre mit seinem Frauchen nicht vollkommen zufrieden?"

"Ich bin auch zufrieden mit dir, aber der Holländer ist bald der Indierin überdrüssig."

Marialbas wurde je länger je bleicher; er hatte ein Gefühl, als ob ihm aller Grund und Boden unter den Füßen wegglitte; war das eine Ver schwörung, dieser allgemeine Zweifel an seinem Glück, an seiner Fähigkeit, Gertrud glücklich zu machen?

"Es wäre besser," antwortete er mit scharfer Betonung, "wenn man das vor der Heirat einläßt."

"Dann sind die Menschen närrisch," versicherte Frau Govius philosophisch, "darf ich nun die gnädige Frau einmal sehen?"

"Sie schläft nun gerade," murmelte Marialbas in einem Tone, der deutlich genug verriet, daß es nur eine Ausrede war.

"Frau Marialbas hat doch keine Kopfschmerzen vor Nummer?" fragte Govius mit einem böshaften Lächeln.

"Kummer, worüber?"

"Weil ihr treuer Ritter Stubenarrest hat . . . Ach, ich meine nichts besonderes damit, nichts anderes, als daß es der gnädigen Frau so still sein wird, daß sie es einträglich findet, und das wirkt auf die Nerven. Meine Frau hat keine Nerven, nur dann und wann Launen, dann muß unser Service es entgelten. Selbst unsere Kissen, nicht wahr, Weib? Vor kurzem, in einem Wutanfalle, schnitt sie ihre Kissen auf und ließ den Kopf nach allen Seiten hinausfliegen, das ganze Zimmer war voll davon, — meine und ihre Kleider, und ich weiß noch nicht sicher, ob von diesem verräterischen Zeug nichts mehr übriggeblieben ist."

Mit einem wütenden Blick sah Frau Govius ihren Gatten an und schrie ihn an:

"Du weißt auch, warum ich das tue, aber ich erzähle nichts."

Marialbas zeigte übrigens auch wenig Lust, um in die Geheimnisse dieses Ehestreites einzudringen; ein unbestimmtes Bewußtsein, das schon lange in seiner Seele geklummert hatte, wurde nur allmählich wach in ihm, diese Holländer erlaubten sich viel mehr ihm, einem Sinjo*), gegenüber, als sie sich gegenüber einem ihresgleichen erlauben würden, und das Bewußtsein, zu einer niedrigeren Klasse zu gehören, erwachte in ihm.

Bis jetzt hatte er niemals über Geringschätzung zu klagen gehabt; in der Schule war er oft als Morian, Schwarzkopf, Japanese ausgehimpft worden, aber seine starken Häuse hatten die Bengels bald zur Ruhe gebracht und ihnen etwas mehr Respekt vor ihm beigebracht.

Sehr gut erinnerte er sich noch, wie ein junger Taugenichts ihn wegen seiner kleinen Hände auslachte und herausfordernd rief:

"Orientalische Händchen tun nicht weh!"

"Das will ich dir zeigen," und der Junge mußte bald unter schmerzlichem Stöhnen bekennen, daß diese kleinen, zarten Fingerringen noch wegen etwas anderem bewundert zu werden verdienten.

Später beim Militär war Marialbas niemals jemand in den Weg getreten; ruhig und gemessen durchlief er alle Rangstufen, tat seine Pflicht und selbst mehr als seine Pflicht, ohne sich im geringsten aufzudrängen, nahm seine Orden dankbar, aber ohne Erregung in Empfang. Er fand vielleicht eine Anspornung darin, bei wiederkehrender Gelegenheit wieder dasselbe zu tun, doch er begriff nicht, wie andere darauf stolz sein konnten, wie sie damit renommierten, während er nichts langweiliger fand, als durch irgend etwas aufzufallen

†) Holländer und Indierin
*) Geborener Indier.

und die Aufmerksamkeit zu erregen. Am liebsten ging er ohne Ordensabzeichen im Knopfloche heraus und trug die Ehrenzeichen nur auf seiner Paradeuniform, wenn es Vorschriften war, freilich zur Enttäuschung und heimlichen Unzufriedenheit Gertruds.

Durch diese Bescheidenheit hatte Marialbas es wenigstens fertig gebracht, daß man ihm seine glänzende Laufbahn und seine große militärische Tüchtigkeit verzieh; er hatte immer wenige Neider gehabt, er merkte wenigstens nicht, daß er sie hatte und er vermochte auch nichts auf seinen Lebenslauf; man gönnte ihm von Herzen die ehelich verdienten Auszeichnungen, so lange sie seine Person schmückten, aber als man sah, daß der Fehdmajor, so wurde er wohl einmal genannt, damit — denn womit sonst? — ein schönes, liebes holländisches Frauchen erobert hatte, da schien es, als ob man auf einmal alles in einem ganz anderen Lichte betrachtete. Nun hieß er der Sinjo, der eines solchen Schabes nicht wert war, der Mohr, ja selbst der schwarze Neger; das Paar wurde der Gegenstand der Gespräche auf dem kleinen langweiligen Fort. Die Herren schwärmten für Frau Marialbas, die Damen fanden dies natürlich sehr unverständlich und, da sie nichts in Gertrud zu tadeln fanden, rügten sie aufs schärfste ihren schlechten Geschmack in der Wahl eines Gatten.

Marialbas fühlte gleichsam instinktiv, daß er in seiner Umgebung nicht mehr so hoch angeschrieben stand wie früher; wäre er weniger bescheiden gewesen, dann würde er den wahren Grund gefunden und ihn dem Neid zugeschrieben haben, aber das kam ihm nicht in den Sinn.

Er dachte an keine Mißgunst, dafür stand er zu hoch, aber seine Farbe begann ihm lästig zu werden, er hätte weiß und schön sein wollen, nicht seiner selbst, sondern seiner Frau wegen, um ihr Ehre zu machen, um sie zu erheben, wünschte er selbst in jeder Beziehung vollkommen zu sein. Der Gedanke, daß sie einmal mit Geringschätzung nach ihm sehen und denken würde: "Warum ist er doch nur ein Sinjo?" machte ihn halb wahnsinnig, und er bedachte nicht, daß er zwar in Indien geboren war, aber den Schimpfnamen Sinjo nicht verdiente, daß seine Tapferkeit, seine Bildung, sein edles Herz ihn viel höher stellten, als die meisten seiner holländischen Waffenbrüder.

Govius lächelte, als Marialbas, ohne ein Wort zu sagen, aufstand und einige Schritte in die Galerie tat.

"Sind alle so die Holländer?" brummte seine Frau.

"Ich hoffe, daß meine Frau morgen besser sein wird," sprach Marialbas nach einem äußersten Veruche, sich selbst mit Ruhe niederzusetzen.

"Es ist wenigstens nicht zu hoffen, daß sie, so lange Bergmanns' Arrest dauert, unwohl sein wird, das würde doppelt einsam und still für Sie sein."

"Herr Govius," und stotternd entfielen die Worte seinen Lippen, "ich fordere Rechenschaft von Ihnen . . . Was meinen Sie . . . was haben die Kopfschmerzen meiner Frau mit dem Stubenarrest eines meiner Offiziere zu machen?"

"Govius war durchaus kein Held; er war einmal im Begriff gewesen, sich zu duellieren, und die Erinnerung an die Angst, welche er damals ausgestanden hatte, machte jetzt noch, daß ihm der kalte Schweiß ausbrach. Es war denn auch keine Kleinigkeit, sein kostbares Leben in Gefahr zu bringen.

"Nehmen Sie Ihre Worte zurück!" drängte der Major. Seine Augen rollten, seine Hände waren geballt; der Tiger erwachte.



Professor Eberhard Schwickerath, Aachen.



Professor Karl Panzner, Düsseldorf.

„Aber da ist doch nichts zurückzunehmen, Herr Major, nichts, nichts! Ich habe nicht im geringsten eine böse Absicht gehabt, wahrhaftig nicht. Ist es denn zu verwundern, daß Ihre Frau Kopfschmerzen hat und daß sie es nicht angenehm findet, wenn ihr Mann sich genötigt sieht, ihren Vetter zu bestrafen? Wie können Sie doch Böses aus einer unschuldigen Bemerkung saugen und mich so anreden in Ihrem Hause, das ich freundschaftlich betrete, so etwas bin ich nicht gewohnt!“

Marialvas fand seine Besinnung wieder, er fühlte, daß er sich lächerlich gemacht hatte und dieses Bewußtsein erhöhte noch die unangenehmen Empfindungen, die seine Seele erfüllten.

Frau Hovius sah den beiden mit einem dummen Lachen zu, aber mischte sich nicht in den Streit.

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ sagte Marialvas, nach Luft schnappend, „daß ich mehr hinter Ihren Worten suchte, als Sie offenbar hineinlegen wollten; nun Sie mir das Gegenteil versichern, bin ich zufrieden, aber Sie begreifen — es ist eine sehr peinliche Sache!“

„Durchaus nicht, ich begreife diese plötzliche Erregung nicht; vielleicht haben Sie Gründe dazu, welche Sie mir lieber nicht erzählen; aber oberflächlich betrachtet, muß ich sagen, daß Sie mich nichts weniger als angenehm in Gegenwart meiner Frau behandeln.“

Hovius bekam mehr Mut, als er sah, daß der Major gleich wieder so nachgiebig war; Marialvas hatte viel auf dem Herzen, aber gerade darum konnte er nichts davon äußern.

„Nun ja,“ fuhr der andere fort, „Sie sind unangenehm gestimmt, weil das Krauchen unwohl ist. Ich bin dies niemals gewesen, wenn auch mein Minchen drei Monate ununterbrochen krank wäre.“

Minchen warf ihm wieder einen grimmigen Blick zu, worin deutlich ein „Warte nur bis gleich“ zu lesen war und der beäugelte Angst vor dem Wohlergehen der Kissen entsetzten ließ.

„... Aber Minchen ist auch nicht Frau Marialvas, wenn sie auch sehr viel Gutes hat — ich verzeihe Ihnen deshalb

den Ausfall. Wir haben einander verfehrt verstanden. Lassen Sie nur ein Glas Bier kommen, um auf das Verschwinden unseres Mißverständnisses zu trinken.“

Marialvas sah ein, daß er nichts Besseres tun konnte, als auch fernerhin Ruhe vorzuwenden und so viel wie möglich über gleichgültige Dinge zu sprechen, aber auch der schlechteste Beobachter hätte deutlich sehen können, wie weit seine Gedanken vom Gespräche waren.

Kurz danach stand das ungleiche Ehepaar auf und wünschte Frau Marialvas aufs herzlichste Besserung.

„Ohne Hintergedanken.“ So drückte Hovius dem Major beim Abschiednehmen die Hand; Marialvas antwortete nichts und begleitete ihn bis an die Straße; zusammen gingen Maan und Frau einige Schritte nebeneinander dahin, dann wandte der Sekretär sich allein nach links ab. Dieser Weg führte nach dem Klub.

Niet sein schlechtes Gewissen ihm, ein Tete-a-tete mit seinem beleidigten Minchen zu vermeiden, der aber hatte er solche Eile, seinen Bekannten und Freunden am „Schwätzstische“ zu erzählen, daß Frau Marialvas krank wäre vorummer wegen des Stubenarrestes ihres Veters?

14.

Beim Abendessen erschien Gertrud, noch bleich und mit rotgeweineten Augen; doch sie sah ihrem Manne gegenüber in tief traurigem Gemütszustande und der schmerzlichsten Unsicherheit.

Wer kennt nicht diese Augenblicke voll schmerzlicher Spannung, wenn wir wissen, daß von uns ein Wort verlangt wird, ohne daß wir erraten können, wie dieses Wort lauten muß; wenn wir gerunzelte Augenbrauen, zusammengepreßte Lippen sehen, die auf eine Tat oder ein Wort von uns warten, um einen anderen Ausdruck anzunehmen, oder um Hornesstrahlen zu schießen, oder bittere Vorwürfe auszusprechen?

Es ist, als ob wir vor einer geschlossenen Tür stehen, hinter der ein mächtiger Brand wüthet; öffnen wir sie, dann bahnt das Feuer sich unmittelbar einen Weg zu uns; zaudern wir, dann bricht das Holz durch die Flammen zusammen und wir sind doch verloren.

So etwas war es, was jetzt Gertrud fühlte; ihr Groll gegen Marialvas bestand nicht mehr, sie dürstete danach, an seiner Brust von neuem in Tränen auszubrechen, aber mit der Gewißheit, daß er sie dann weglaffen würde.



Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, Köln am Rhein.



Generaloberst von der Goltz.

Doch wenn sie lieblos den Arm um seinen Hals schlang, würde er sicher wie an diesem Morgen die Umarmung abwehren, auf die Gefahr hin, ihr weh zu tun; wenn sie etwas sprach, konnte er nicht anders, als rauh antworten, und so groß war ihr Vergehen doch nicht!

„Nein, ich bin seine Frau und nicht seine Skavin; ich habe nichts zu sagen, an ihm ist es, den ersten Schritt zur Veröhnung zu tun.“

Und auf seinen Lippen brannte die Frage:

„Sage mir die Wahrheit, Gertrud, trauerst du so um Huberts Abwesenheit?“

Aber warum sollte er diese Frage stellen! Wachte er es denn nicht zur Genüge? Jeder sagte es ja und ihre Handlungsweise bestätigte dieses Urteil: es schien nur allzu wahr, sie war seine Frau und schätzte einen anderen höher als ihn.

Kein Wunder, er war ihr Landsmann, ihre Farbe, ihr Vaterland war das seine. Warum hatte sie ihn denn geheiratet? Vielleicht weil Hubert damals noch keine Lebensstellung hatte, weil sie sich langweilte, weil . . . ja vielleicht, weil sie sich mehr von ihm vorgestellt hatte, von ihm, dem Helden, der im täglichen Leben nichts weniger als ein Held war:

gerade diese Bescheidenheit, dieses geringe Selbstbewußtsein, das Marialbas kennzeichnete und das mancher Sittenmeister als die höchste Tugend bezeichnen würde, machte ihn klein in seinen Augen und darum auch, wenigstens nach seiner Meinung, in denjenigen Gertruds.

Und doch verbitterte es ihm außerordentlich, es machte sein Blut in ohnmächtiger Wut kochen; und das Mißverständnis wucherte weiter auf beiden Seiten.

„So böse sein, allein, weil ich für meinen Vetter die Freiheit erbeten habe!“ dachte Gertrud.

„So zu weinen, als ob ich nicht ihr Mann wäre, oder als ob es niemanden auf der Welt gäbe, als diesen Vetter, diesen Milchbart, diesen leichtsinnigen Bengel. Sie ha trecht, ich bin nur wert, ihr schwarzer Diener zu sein, nichts anderes.“

Weder der Major noch Gertrud ah viel, aber der Major trank das eine Glas Wasser nach dem anderen aus; es schien, als ob das Wasser dieselbe Wirkung auf ihn hätte, wie auf andere alkoholische Getränke.

Endlich konnte Gertrud es nicht länger mehr aushalten.

„Habe ich denn einen so schweren Fehler begangen, Marialbas?“ fragte sie, „daß du so böse bist?“

„Ich böse? Sage lieber, daß . . . daß . . . aber ich will



Mahmud Scheffer Pascha.

nicht zuviel davon sagen, es ist eine Schande; ich hätte es niemals von dir gedacht.

„Aber Mann! Kennen wir einander denn so schlecht? Mußt du es mir so übel nehmen, ich kann doch nicht dafür, daß . . .“

„Nicht dafür? Es ist gut, dann kann ich auch nicht dafür.“

Er dachte, sie spräche von ihrer Traurigkeit über Hubert; sie aber wollte sagen: „Ich kann doch nicht dafür, daß du dich wegen einer Kleinigkeit so böse machst.“

Wenn Marialbas heftig erregt war, dann konnte er seinen Gefühlen keine Worte verleihen; er suchte nach Worten, aber fand sie nicht; in der Unmöglichkeit, Gertrud etwas zu sagen, von dem vielen, das durch seinen Kopf ging, verließ er die Galerie und ging im Garten auf und ab, in der Hoffnung, etwas Ruhe zu finden; aber die Ruhe kam nicht— im Gegenteil, es wurde noch schlimmer.

Es klang ihm plötzlich wieder in den Ohren, was ihr Vater ihm beim Abschiednehmen gesagt hatte:

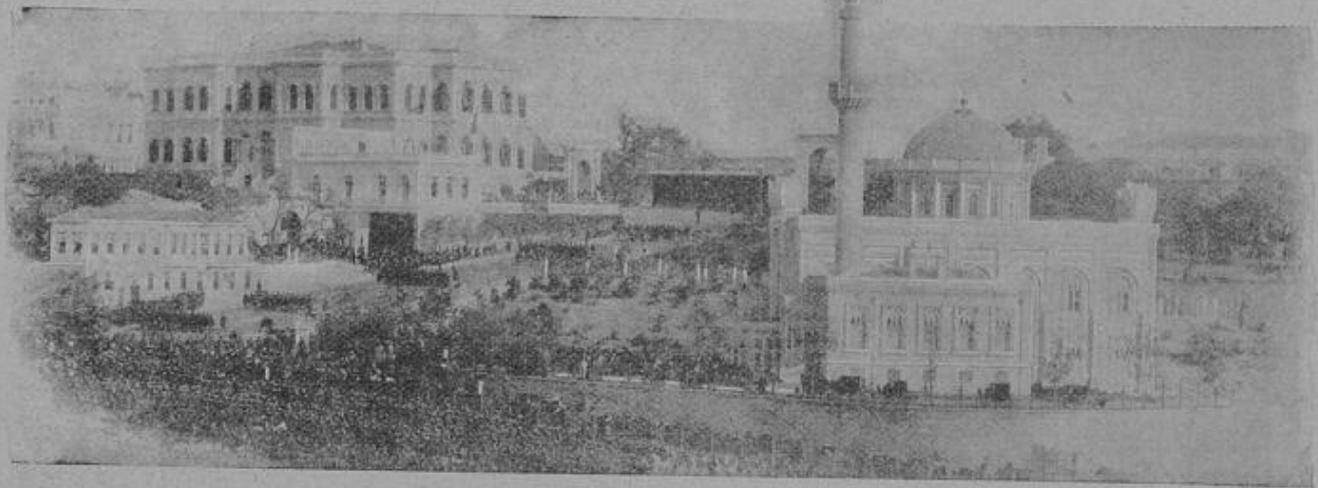
„Sie hat ihren Vater betrogen, geben Sie acht, daß sie nicht auch Sie noch einmal betrügt.“

Sollte sie unwahr sein, dieses zarte, liebe Geschöpf, an dem er nun mehr als je mit abdiitlicher Liebe hing, hatte sie denn gelogen, als sie ihm ihre Liebe gestand, sollte Bergmans die Wahrheit gesprochen haben; hatten sie einander einmal lieb gehabt?“

„Könnte er doch nur einmal nach diesem allem fragen?“



Der neue Sultan der Türkei.



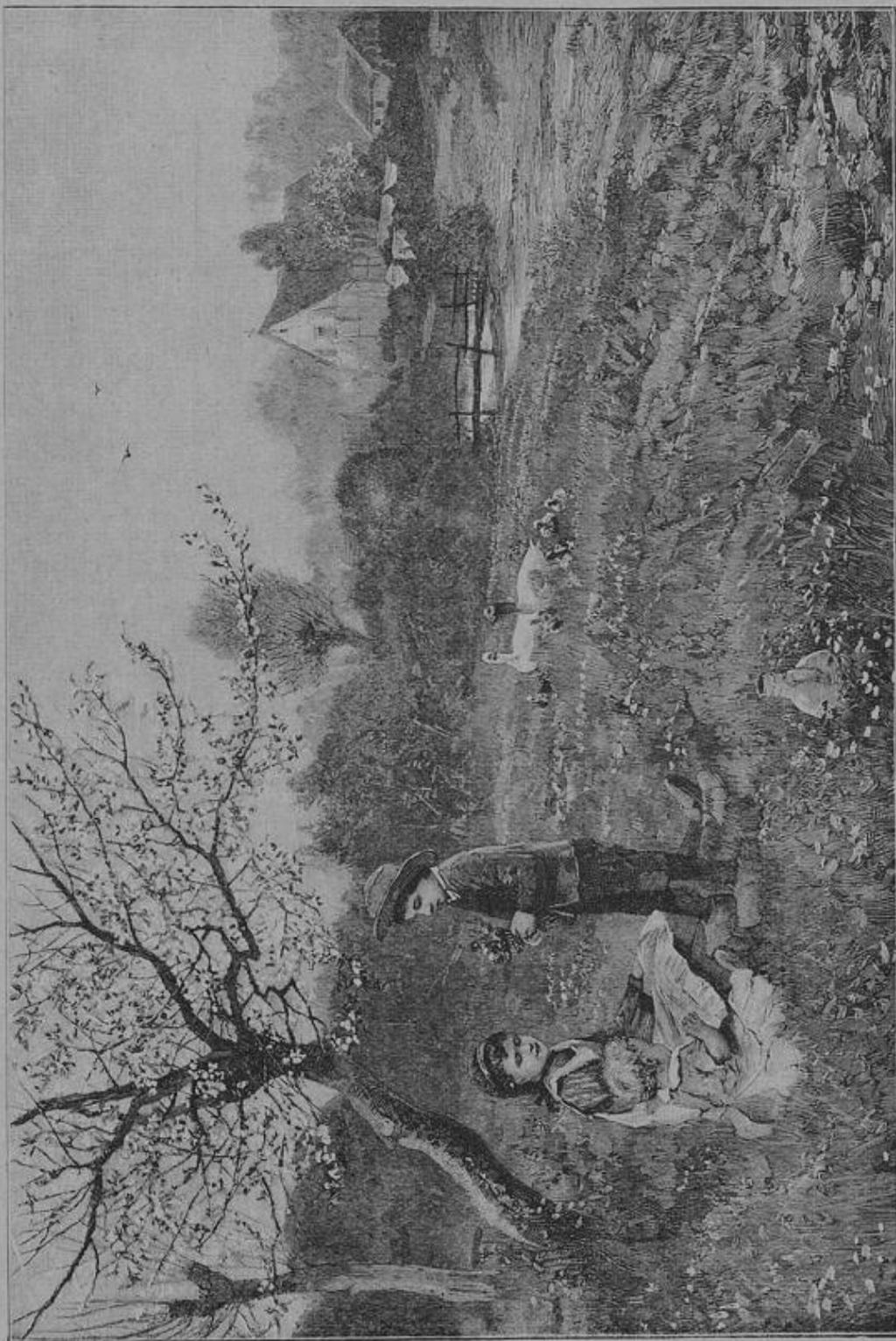
Der Yıldız-Kiosk, die Residenz des Sultans in Konstantinopel. Rechts vom Palast die Moschee, in der alle Freitags der Selamlık stattfindet, das ist der Gottes dienst, den der Sultan als Kalif abhält.

„Sie hat ihren Vater betrogen,“ klang es ihm in den Ohren.

Ja, sie hatte geheuchelt vor dem alten Manne; Monate lang hatte sie ihre Verlobung verborgen gehalten und auch ihn zur strengsten Geheimhaltung veranlaßt; es lag ein Zug in ihrem Charakter, eine Hinneigung zur Geheimnisthämerei in ihren unschuldigsten Handlungen.

Gewalt, aber er verwarf ihn sofort wieder als seiner unwürdig. Wenn er handelte, dann sollte es auch in Aufrichtigkeit, gerade heraus sein, wie ein echter Soldat; seine aufrichtige ritterliche Seele haßte alle Umwege; er kannte nur einen Weg, den geraden, der sofort auf das Ziel losgeht.

Wie saulte es in seinem Kopfe, wie brannte und klopfte es in seinem Herzen! Nein, es half nichts, wenn er auch mit



Die Blütezeit. Von Adolf Ginz.

Vielleicht war dies der geringen Sympathie zuzuschreiben, die zwischen ihr und ihrem Vater bestand, ihrer Furcht, von ihm nicht verstanden oder gar verspottet zu werden; aber nun war sie weit von ihrem Vater entfernt, und gestern hatte sie heimlich ein Briefchen empfangen und gelesen; kurz zuvor war Sidin mit einer Botschaft weggeschickt worden.

Der Gedanke, den Jungen auszufragen, erfaßte ihn mit

seiner Frau sprach. Wie konnte er in ihr Gefühl für Hubert Veränderung bringen! Nirgendwo sah er einen Ausweg, er konnte Bergmans versehen lassen, aber was half dies noch; dann würde sie tief unglücklich werden, denn ihr Glück hing nicht von ihm allein ab. Wie hatte er das nur einmal denken können! Sie, die Schöne, und er, das Tier! Was taten sie nebeneinander!

Fortsetzung folgt.

Rita Moorland.

Von Hans Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Rita Moorland war keine glückliche Frau; sie war nicht einmal eine glückliche Braut gewesen. Weisfremd und weisfern im stillen Kloster unter frommen Klosterfrauen aufgewachsen, kam sie mit siebzehn Jahren ins Haus der stolzen, zielbewußten Tante, die in hart ausgeprägtem Familienstamm die Erziehung des mittellosen, gänzlich verwaiseten Kindes übernommen hatte, ohne sich mehr als unbedingt nötig, um es zu kümmern, ohne dem darbedenden Kinderherzen ein liebevolles Wort, eine wärmere Anteilnahme zu zeigen. Sie hatte es in der ersten Erziehungsanstalt des Landes untergebracht, wo es eine gute Bildung erhalten und gute Connaissancen machen würde; später würde sie es elegant kleiden, in die erste Gesellschaft führen und bald gut verheiraten.

Das Programm hielt sie auch aufrecht, als sie das junge Mädchen in ihr Haus brachte; nur, daß ihr kühles Herz vor dem sanften, liebevollen Benehmen der blonden Klosterjüngerin schmolz, daß ihr Auge sich nicht satt sehen konnte an den wunderschönen Formen des zarten Gesichtchens, das an Eigenart alles übertraf, was sie je gesehen, daß sie überrascht war von der ungezwungenen Grazie ihres Benehmens, dem selbst die Verlegenheit einen neuen Zauber verlieh, ohne das Linsliche anderer junger Mädchen, daß sie gerührt war von der dankbaren Liebe und Bewunderung, die die Nichte ihr so offen entgegenbrachte. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie eine warme Zuneigung für ein Mitgeschöpf, bewunderte sie neidlos die Schönheit. Ihre wärmere Empfindung äußerte sich ihrem hochfahrenden stolzen Sinn entsprechend in hochfliegenden Plänen für die Zukunft ihres Protegees. Das junge Mädchen wurde mit der raffiniertesten Eleganz gekleidet, mit Schmuckstücken und Geschenken überschüttet, Gesellschaften wurden gegeben und mitgemacht, vornehme Verbindungen ausgetramt, locher gewordene Fäden wieder fester geknüpft, alles in Hinblick auf Ritas Zukunft. Insofern hatte das Programm eine Aenderung erfahren als eine gute Heirat Tante Amaliens Plänen nicht mehr genügte. Rita mit ihrer ungezwungenen Bornehmheit, ihrer berückenden Schönheit, ihrer hinreichenden Liebesswürdigkeit mußte unbedingt eine glänzende Partie machen.

Zuerst fühlte das junge Mädchen, an das ruhige Klosterleben gewöhnt, das rauchende Treiben der Welt als verwirrend und bedrückend, empfand unter den vielen lebhaften Menschen mit ihren vielen kleinlichen Interessen, mit ihrer Medifiance und Vergnügungssucht, mit ihrer Selbstüberhebung und Selbstüberhöhung eine innerliche Leere und Vereinsamung, die ein Gefühl von Heimweh nach jenen sanften Frauen wachrief, die ihre Kindheit so liebevoll beschützt hatten. Aber Tante Amaliens starke Hand wußte sie so sicher durch die hochgehenden Wogen der Geielligkeit zu steuern, daß sie bald den ersten Platz unter den jungen Mädchen einnahm, trotz ihrer Schüchternheit und Bescheidenheit. Ihre sanfte, mädchenhafte Schönheit, die durch den auffallenden Gegensatz der märchenhaften dunkeln Augen mit den feingezzeichneten, fast schwarzen Brauen zu dem schimmernden Blondhaar und der schneeweißen Haut einen pikanten Gesichtsmack hatte, hatte eine wirkungsvolle Rolle an dem Reichtum und der gesellschaftlichen Stellung ihrer Verwandten. Diese lockte die Bewerber an, jene testete und bezauberte sie. Rita in ihrer gänzlichen Unbefangenheit erzeigte sich an jeder dargebrachten Huldigung, war dankbar für jeden Beweis von Freundschaft und Liebe. Harmlos erzeigte sie sich der schönen, heiteren Tage, um so harmloser als ihr Herz noch nicht gesprochen hatte. Gleichmütig fügte sie sich dem Urteilspruch der Tante, die einen Bewerber nach dem anderen abwies; nur als Baron Moorland, einer der reichsten Grundbesitzer der Gegend, von Ritas Schönheit und Liebreiz hingerissen schien, änderte diese ihre Taktik. Sie wurde nicht müde, Moorlands vornehme Gesinnung, seine edeln Charaktereigenschaften, seine Ritterlichkeit und Herzensgüte zu preisen, bis Rita in heimlicher Bewunderung zu dem stillen ersten Mann empor sah, dessen brennende Blicke sie oft im Tanzgewühl verfolgten. Und als er durch die Tante um ihre Hand werben ließ, fügte sie sich wieder widerstandslos deren Entscheidung. War nicht eine frühe Verlobung, die Sehnsucht aller der Mädchenherzen, die mit ihr im Kloster von künftigen Glück geträumt hatten? Und setzte Moorland nicht seiner Ritterlichkeit die Krone auf, daß er um sie, die mittellose, unbedeutende Waise warb, während ihm die ersten Häupter des Landes offen standen? Wenig ahnte Rita, welchen

Reiz ihre junge, lebensvolle Schönheit auf den verschlossenen, kränklichen Mann ausübte; nur schauerte sie als Braut vor seinen Liebfosungen zurück, erröte unter den bewundernden Blicken, womit er ihre Gestalt, ihr eingemeißeltes Antlitz mit den verträumten Augen und dem blühenden Munde umfing. Nur machte sich langsam eine dumpfe Enttäuschung in ihrer Seele geltend; ihr Herz blieb so leer trotz seiner glühenden Liebesbetenerungen. Die Tante munterte sie auf; wenn sie erst verheiratet sein würden, rände sie sich schon zurecht.

Als sie verheiratet waren und die Enttäuschung sich in Verzweiflung verwandelte, erkannte Rita, woran der Mangel in ihrer Ehe lag, daß es an ihr selbst, an ihrem Herzen, an der Liebe gebrach, die sie ihrem Gatten vor dem Altar zugeschworen. Seine leidenschaftlichen Liebfosungen erfüllten sie mit Abscheu, mit Furcht; aber demütig und pflichtgetreu litt sie, um die Schuld abzubüßen, die sie in kindlicher Unersahrenheit auf sich geladen. Allmählich gewöhnte sie sich auch in die Verhältnisse und wußte der Freundschaft und Dankbarkeit den Platz in ihrem Herzen einzuräumen, der der Liebe gebührt hätte. Moorland hätte sie am liebsten auf Händen getragen, ihr jeden Wunsch an den Augen abgelesen, ihr, die soviel Sonne auf seinen Lebensweg warf. Ihre Zurückhaltung glaubte er in ihrem Charakter begründet; er ahnte nicht, daß sie sich nach ihren Mädchentagen zurücksehnte, jenen Tagen, da die Mästel des Lebens ihr noch durch geheimnisvolle Schleier verhüllt gewesen. Aber als sie Mutter geworden war, als sich die verhaltene Bärtlichkeit ihres Wesens in leidenschaftlichen Liebfosungen des schutzlosen Geschöpfchens äußerte, das ihr eigen Fleisch und Blut war, trat ihr gegenseitiges Verhältnis in eine andere Phase. Moorland, der sich in der ersten Zeit ihrer Ehe mit ihrer ruhigen Freundschaft begnügt hatte, begann sich nach den Bärtlichkeiten zu sehnen, die sie in seligem Mutterglück dem Kinde zuteil werden ließ; er war eifersüchtig auf das Kind. Dazu kam, daß er mehr und mehr kränkelte; seine Stimmung wurde ungleichmäßiger; je mehr sie sich mit ihrem Schicksal auszuföhnen begann, desto unzufriedener, launischer wurde er. Auch die Geburt des zweiten Kindes verbesserte ihr Verhältnis nicht. Wohl suchte Rita ihn nach Möglichkeit zu verstehen; sie zeigte die größte Rücksicht für sein Leiden, die größte Teilnahme für sein Befinden, aber das demütigte, reizte ihn fast noch mehr. Während sie auf dem besten Wege war, ihn als den Vater ihrer Kinder wirklich zu lieben, entfernte er sie durch seine Anfälle von übler Laune, durch Ungerechtigkeit und Mißtrauen immer mehr von sich. An manchen Tagen konnte er die beiden süßen, kleinen Mädchen, die sie soviel beanspruchten, nicht vor Augen sehen; er war hart und lieblos gegen sie, ohne daß Rita damals geahnt hätte, daß Eifersucht die Ursache seiner Verstimmung, seiner Geiztheit war.

Da traf sie ein furchtbarer Schicksalschlag. Das Älteste der beiden Mädchen, das das dunkle Kolorit und die Augen des Vaters geerbt hatte, erkrankte in den Weihnachtstagen. Sorglos schrieb Rita dies den vielen Süßigkeiten, die das kleine Federmäuschen genascht hatte, zu, und schickte erst, als ihre Hausmittelchen nichts halfen, zum Arzt. Zu spät! Alle Hilfe, alle Mittel, das entlichende Leben zurückzuhalten, nuyten nichts mehr; schwächer und schwächer wurde der Puls; man telegraphierte an eine Autorität nach der Univerfität. Vergebens! Es war nur der Tod des Kindes festzustellen.

Rita war außer sich; sie tobte gegen sich selbst, die durch ihre Nachlässigkeit das Entsetzliche verschuldet habe, obfchon der Arzt ihr bewies, daß die Krankheit, wie sie aufgetreten, von vornherein eine Rettung unmöglich gemacht habe. Ruhiger geworden, blieb eine tiefe Trauer, eine matte Schwermut in ihr zurück. Die kleine Gerta, ihr eigenes Ebenbild, war die einzige, die sie aus ihrer Apathie aufwecken konnte; als ihr erster, wilder Schmerz nachgelassen, widmete sie sich nur mehr ihres kleinen Lieblings Pflege; sie konnte keinen Augenblick ohne sie sein, nicht schlafen, wenn sie sie nicht selbst gebettet hätte, gleich als ahnte sie das Entsetzliche, was kommen sollte. — Auch das zweite Kind wurde ihr durch den Tod jäh und plötzlich entziffen! Wieder war es um die Weihnachtszeit, wieder hatte das Haus sich mit Allem gefüllt, was zärtliche Liebe erkennen kann, zu erlösen und zu beglücken, da zog der Engel mit der Sichel in das reiche Haus und brach die zarte, junge Blume.

Diesmal hatte niemand sich Boewürje zu machen; man hatte sofort den Arzt gerufen, als das sieberheißte Köpfchen Besorgnis erregte; alles war geschehen, was menschliche Sorge und menschliche Hilfe zu leisten vermag. Rita hatte

sich nicht genügen können in nimmermüder Liebe und hingebender Pflege; sie hatte keine Nahrung zu sich genommen, war nicht von dem Krankenbette gewichen, sondern hatte der Kleinen gewartet mit stöckendem Herzschlag und brennenden Augen, bis ihr Gatte sie fast mit Gewalt gezwungen hatte, sich für einige Augenblicke auf der Chaiselongue wenigstens auszuruhen. Da, gerade da, hatte sie mit granjamer Deutlichkeit vernommen, wie die Autorität zu dem behandelnden Arzte sagte: „Ich teile ganz Ihre Ansicht; es ist genau wie bei dem anderen Kinde. Es ist ein von vornherein verlorener Fall; das kranke Blut des Vaters! Ich fürchte nur für die junge Frau!“

Man konnte auch für sie fürchten, sowohl jetzt in ihrer wahnsinnigen Angst, die sie wie eine Löwin, eine Tigerin auf die Herren losstürzen, und sie um den Sinn ihrer Worte befragen ließ, wie auch später, als sie kalt, steinern, wortlos vor der kleinen Leiche saß. Oder wenn sie das starre, leblose Körperchen vor den halbgeschmückten Weihnachtsbaum schleppte und ihm von den Herrlichkeiten vorerzählte, die Christkindchen bringen würde. Nur, wenn ihr Mann zu ihr trat, sie zu trösten, konnte ein Ausdruck von Haß in den fast erloschenen Augen aufglimmen, daß man sich entsetzte . . .

Man fürchtete für ihren Verstand, für ihr Leben. . .

Tante Amalie, die Ggöftin eines halben Jahrhunderts, ließ Behaglichkeit und Wohlleben im Stich, um das verzweifelte Weh ihres Liebblings, das ihr selbst fast das Herz brach, lindern zu helfen, obwohl diese ihr im bitteren Schmerze die entsetzlichsten Vorwürfe über ihr verfehltes Leben entgegenjagte. Sie reiste mit ihr von Ort zu Ort, von Arzt zu Arzt, die Melancholie zu heben, die auf die tobstuchthälischen Anfälle gefolgt war. Angenehme Eindrücke und Luftveränderung wurde überall empfohlen. So reiste man von Bad zu Bad, bis fast ein Jahr vorübergegangen war. Da endlich an der Riviera, unter den kräftigenden Einflüssen der Seeluft, unter einem herrlichen, süßlichen Himmel, begann die Schwermut langsam zurückzuweichen; es kam wieder Leben in die starren, schwarzen Augen der schönen Deutschen, die überall Aufsehen erregte. Nach einem weiteren Monat wagte man, ein Wiedersehen der Gatten herbeizuführen. Nitas Herz wurde weich beim Anblick ihres Gatten; bleich, hager, fast noch größer aussehend als sonst, mit eingefallenen Wangen, mit nach Liebe darbenden Augen stand er ihr gegenüber. Weinend sank sie in seine Arme. Wer war sie, daß sie richten wollte? Drug er nicht selbst schwer daran, daß er krank war, unheilbar krank; hatte nicht auch er seine Kinder verloren?

Eine kurze Weile hielt es Tante Amalie noch bei den Wiedervereinigten aus; dann zog es sie mächtig nach den häuslichen Bequemlichkeiten, während Moorland seine Frau weiter nach dem sonnigen Italien führte. Die milde Luft tat seinen kranken Lungen wohl, die eingefallenen Wangen füllten sich, die eingefunkelten Augen bekamen wieder Leben. Auch Rita blühte auf und ihr Geist genas vollends unter dem Eintrude all des Schönen, das Kunst und Natur boten. Auf der Flucht vor dem Winter, der sich selbst in Italien bemerkbar machte, schiffte sie sich über das Mittelmeer ein nach Tunis und Algier, selbst bis Marokko. Tanger war Nitas ganzes Entzücken, die herrliche, eigenartige Natur, die fremden Völkerstämme in ihren originellen Trachten, die lohnenden Ausflüge am Meere entlang oft zu Pferde, das ganze internationale Leben und Treiben, alles fesselte und beschäftigte sie und ließ die traurigen Erlebnisse der Vergangenheit zurücktreten.

Der Frühling stand schon in voller Pracht in deutschen Landen, als sie langsam in die Heimat zurückkehrten. Ein scharfer Klimawechsel hätte Moorland gefährlich werden können und Nitas Zustand verlangte Schonung und Ruhe. Lange Stunden gingen der Heimkehr in das stolze Herrenhaus voraus, in dem sie ihre beiden holden Kinder verloren hatte. Eine frohe Hoffnung half sie ertragen; eine frohe Hoffnung, auf die die trüben Erinnerungen aber düstere Schatten werfen. Sie sollte wieder ein Kind haben, ein süßes, liebliches Kind, das sie mit ihrem Herzblut nähren und mit aller Kraft ihrer Seele lieben würde; sollte es ihr wieder genommen werden und sie ärmer und verzweifelter zurücklassen als vorher?

Beinahe schien es, als ob der Geist der jungen Frau sich wieder umnachtet wollte; aber ihre Energie half ihr, die drohende Schwermut bekämpfen. Ein Hauptzug ihres Charakters war Pflichtgefühl; die Pflicht half ihr sich aufrichten, sich zu schonen und zu pflegen des Kindes wegen, das sie unter dem Herzen trug; was an ihr lag, sollte geschehen, ihm das Leben, die Gesundheit, eine sonnige Zukunft zu sichern.

Die Geburt des prächtigen Knaben, der spielend gebieh, schien der jungen Mutter erst die Vollendung ihrer Frauen-

schönheit zu geben. Sie hatte die Mitte der Zwanzig überschritten, ihre Gestalt begann sich zu runden; ihre zuweilen zu ernsten Züge verjüngten sich im Glücke. Dagegen schien es mit Moorland zurückzugehen. Die alten Schmerzen überfielen ihn wieder, trübe Ahnungen peinigten ihn, und Hand in Hand damit ging eine Energielosigkeit, die ihn verhinderte, die von den Ärzten angerathenen Schritte zu seiner Besserung zu tun. Auch die nagende Eifersucht kam wieder über ihn, wenn er sie in ihrer Frauenblüte so liebreizend und gesund dastehen sah, den holden blondlockigen Knaben auf dem Schoß, mit ihm jauchzend und spielend. Wie der weiße Hals so zart und stolz aus der Spigenkrause des Hauskleids aufstieg! Wie das flimmernde Blondhaar im Sonnenlichte bald rot, bald golden aufstrahlte, wie die nachtschwarzen Augen, die oft so ernst und kühl an ihm vorübergejagen hatten, um die Wette mit den vollen Lippen lachen konnten!

Stundenlang konnte er mit fastlich geröteten Wangen im Lehnstuhl sitzen, mit düsterem Blicke vor sich hinstierend, sich an ihrer Schönheit weidend und doch wieder von der verzehrenden aufreibenden Angst erfaßt, daß es nicht lange mehr mit ihm währen könnte, daß seine schwachen Kräfte bald aufgezehrt seien, daß er sie zurücklassen müsse, so berüchend schön, so jung und so begehrenswert.

In herzlicher Teilnahme nahte sich Rita dann wohl dem Kranken, der hüstelnd und in sich zusammengetauert, kaum mehr seinem früheren Ich ähnlich sah, mit einem freundlichen Trosteswort, suchte seine Besorgnisse zu zerstreuen und beschwor ihn, endlich einmal Mut zu einem entscheidenden Schritte zu fassen. Gerne wollte sie mit ihm fortgehen in ein wärmeres Klima, da ihm die nordischen Nebel so zupehten. Dann stieß er sie mit kränkendem Mißtrauen von sich — ob sie es nicht abwarten könne, bis er tot sei, ob sie die Krankheit durch die Reise beschleunigen wolle. Oder er witterte einen Grund, eine Absicht darunter. Sie wollte jemand treffen, jemand kennen lernen, sie habe eine Neigung zu einem anderen. Sein Argwohn machte nicht einmal vor dem Arzte, dem Geistlichen Halt; er machte ihr Vorwürfe über jeden Blick, jedes Wort, das sie ihnen gegönnt. Oder er konnte sie an sich reizen und sie küssen, küssen, daß sie zu ersticken vermeinte; sie mußte sich dann mühsam beherrschen, um keinen Abscheu vor diesen leidenschaftlichen Lieblosungen eines Kranken zu zeigen, der zum größten Teil durch eigene Schuld so geschwächt war, daß sein früher fast hertulischer Körper keine Widerstandskraft mehr hatte. Wohl machte sie sich Vorwürfe, daß sie seine Liebe so wenig erwidere; aber was war das auch für eine Liebe? Tyrannisch, launisch, selbstisch und nicht einmal treu. . . Eifersüchtig war Rita nicht; aber ein bitteres Gefühl verlegten Sizozes, demütigender Erniedrigung war in ihr aufgestanden, als sie bemerken mußte, daß der Mann, der jeden ihrer reinen Gedanken mit Mißtrauen verfolgte, selbst als Schwerkranker nicht von den Verirrungen seiner Jugend lassen konnte. Sie ertrug alles schweigend, weil sie sich bemüht war, ihm niemals eine rechte Liebe entgegengebracht zu haben, sie überbot sich an Geduld und Aufmerksamkeit; aber die beständigen Aufregungen verdarben ihr jede Lebensfreude, beeinträchtigten ihr Mutterglück.

Manchmal quälte er sie und sich selbst mit Aufzählung aller ihrer Verehrer und Bewerber aus der Mädchenzeit; was aus denen jetzt geworden? Einer war Rittmeister, der andere Landrat; die konnte sie nach seinem Tode ja heiraten; die würden sich wieder einstellen, denn sie war ja jetzt reich. Und schön und begehrenswert war sie auch noch! Dann würde sie vielleicht doch noch an ihn denken, den kranken Mann, dem sie ihre Jugend zum Opfer gebracht hatte. So ging es ins Unendliche. Jede Freundlichkeit, die ihr während der Reise erwiesen worden war, wurde unter die Lupe genommen; jeder bewundernde Blick, der sie traf, ihr zum Vorwurf gemacht. Ob sie denn mit den Liebeleien nicht warten könne, bis er unter der Erde sei.

Müde und gequält versicherte sie ihm, daß sie niemals wieder heiraten würde, wenn er vor ihr sterben sollte; er hatte nur ein spöttisches Lächeln dafür. Da schwor sie es ihm zu — nur um Ruhe zu haben. Seine Züge hellten sich auf. Wenn sie schwor — o! er mußte, sie war zu gewissenhaft, einen Schwur zu brechen — dann konnte er ruhig sterben, dann würde kein anderer besitzen, was er nicht mit sich ins Grab nehmen konnte. Und er ließ sie schwören, noch auf seinem Sterbebette ließ er sie schwören, daß sie niemals einem Anderen zugehören, niemals einen Anderen lieben werde. Sie schwor, was er verlangte. Wäre es nicht um ihren Knaben gewesen, sie hätte sich auch willig mit ihm begraben lassen, wie die Witwen der indischen Rajahs, nur Ruhe, nur Frieden — — —
Fortsetzung folgt.



Unsere Bilder.



— Drei rheinische Musikdirektoren. (Vergl. die Porträte Seite 170 und 171). Alljährlich zu Pfingsten findet abwechselnd in einer der Städte Aachen, Düsseldorf und Köln das Niederrheinische Musikfest statt. In diesem Jahre ist Aachen an der Reihe, wo Professor Gerhard Schwiderath als städtischer Musikdirektor sein viertes Mal wirkt. Eine Zeitlang war es ungewiß, ob der vorjährige Ausfall des Niederrheinischen Musikfestes (veranlaßt durch den Rücktritt des Düsseldorfer städtischen Musikdirektors Julius Buths und des solidarisch zu ihm haltenden Musikvereins-Chores) das Ausbleiben dieser Musikfeste der drei rheinischen Städte überhaupt nach sich ziehen würde. Die Krise ging aber vorüber, und so dürfte den Niederrheinischen Musikfesten — das diesjährige ist das 86. — wohl noch die Feier des Zentenariums in Aussicht stehen. In Köln werden die Musikfeste von General-Musikdirektor Fritz Steinbach, dem bekannten Brahms-Spezialisten und früheren Dirigenten der Meininger Hofkapelle, geleitet, in Düsseldorf von Professor Karl Panzner, der hier seit dem 1. Mai ds. Js. als Nachfolger von Julius Buths wirkt. Es geht ihm ein großer Ruf als Orchesterdirigent voraus, den er sich als Dirigent der Panzner- (Blüthner-)Konzerte und als Musikdirektor in Bremen erworben hat.

— Das Ende des türkischen Despotismus. (Siehe Bilder Seite 172). Die beiden Armeekorps der jungtürkischen Truppen, die sich mit sehr großem, taktischen Geschick nach dem Staatsstreich Abdul Hamids wieder in den Besitz Konstantinopels gesetzt haben, verdanken die heutige Höhe ihrer Ausbildung und Schlagfertigkeit der reorganisatorischen Tätigkeit des deutschen Generalobersten von der Goltz, der vom Jahre 1883 an längere Jahre in der Türkei tätig war. Von der Goltz, der bereits 1877 in Deutschland für die zehnjährige Dienstzeit eingetreten war und längere Zeit als Lehrer an der preussischen Kriegsakademie wirkte, ist auch der Verfasser vieler bedeutender militärischer Schriften, so des berühmten Buches „Das Volk in Waffen“; die jungtürkische Regierung hatte ihm übrigens nach Berliner Zeitungsnachrichten nach der Absetzung Abdul Hamids sogar das Großwesierat angeboten. Der neue Sultan Mahomed V., bisher Prinz Reischad, ist der gesetzmäßige Nachfolger Abdul Hamids, da nicht der Sohn des regierenden Sultans, sondern das älteste Mitglied des Herrscherhauses zur Thronfolge in der Türkei berufen ist. Prinz Reischad, ein Bruder des abgesetzten Sultans, mußte bis zu seiner im vorigen Jahre durch die Jungtürken erfolgten Befreiung als Gefangener leben; er gilt als ein kluger Mann, von einfachen Lebensformen. Mahmud Scheffet Pascha, der bisherige Korpskommandeur in Saloniki, war während der militärischen Operationen gegen den Sultan Abdul Hamid der Generalissimus zu Lande und zu Wasser mit unumschränkter, diktatorischer Gewalt. Sein Vorrücken gegen die Hauptstadt und ihre Einnahme durch umfassenden Angriff von allen Seiten war nach dem Urteil militärischer Kreise eine strategische Meisterleistung. In kurzer Zeit gelang es ihm, äußerlich in Konstantinopel die Ruhe wieder herzustellen. Das obere Bild zeigt den Zildiz-Kiosk, die bisherige Residenz Abdul Hamids, in der auch seine Gefangennahme erfolgte und seine Absetzung durch eine Abordnung der Nationalversammlung ihm mitgeteilt wurde. Auf der Abbildung sieht man rechts vom Palaste die Moschee, in der bisher alle Freitage der Selamlit stattfand, das heißt der Gottesdienst, den der Sultan als Kalif abhält.



Zur Unterhaltung.



— Variante. „Nun, wie ist Ihnen denn das Bad bekommen?“ — „Gut. Das Moor hat seine Schuldigkeit getan und ich kann gehen!“

— Sehr richtig. Unteroffizier: „Was hat ein Soldat zu tun, der mit seinem Schatz am Arm einem Vorgesetzten begegnet?“ — Rekrut: „Nichts.“ — Unteroffizier: „Was —? Nichts?“ — Rekrut: „Na ja, sonst würde er doch nicht spazieren gehen!“



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist der Gärtner?

Buchstaben-Rätsel.

Mit „ern“ nennt es der Städte Rand,
Mit „ren“ ein Volk im fernem Land.

Gleichklang.

Als durch den finstern Wald wir z
Umgeben uns gar viele z.

Scherz-Rätsel.

Von den Propheten mein' ich einen,
Nicht von den großen, von den kleinen.
Nimmst du das letzte Zeichen fort,
So hast du mich. Wie heißt das Wort?

Rätsel.

Mein Rätselwort zwei Silben hat,
Es steckt in jedem Wagenrad;
Versuchen noch mit einem Fuß,
Es manchen Vorrat bergen muß.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Worträtsel: Dorch, Chlor, Loch, Chor.

Rebus: Mutterwitz.



Nr. 23.

Sonntag, 6. Juni.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn Hubert verfehlt würde, würde sie ihn vielleicht verlassen, um ihrem Vetter, dem Holländer, zu folgen. Armer Maria! Was er krümmte sich in unerträglichem Schmerz; endlich ging er in sein Zimmer hinein; ermüdet vom Weinen war Gertrud eingeschlafen, er warf sich auch aufs Bett und die Natur machte ihre Rechte geltend, wie mit Blei wurden seine Augen zugebrückt, er schlief ein, aber es war ein Schlaf voll ängstlicher Träume, voll furchtbarer Visionen.

Als er am folgenden Morgen erwachte, war Gertrud schon aufgestanden; er fühlte sich über alle Beschreibung müde und erschöpft; seine Wut hatte einem Gefühle bitterer Nutzlosigkeit Platz gemacht. Allein die Erinnerung an seine Pflicht ließ ihn aufstehen und sich ankleiden, um an der Spitze seiner Truppen auszugehen und die vorgeschriebene Felddienstübung zu leiten.

In der Galerie sah Gertrud vor dem Frühstückstische; sie war noch etwas bleich, aber doch viel frischer als am vorigen Abend.

„Manuel,“ sagte sie und streckte ihm beide Hände hin.

Ohne kaum zu wissen, was er tat, drückte er sie leidenschaftlich in seine Arme.

„Lieber, bester Mann,“ flüsterte sie mit vor Glück strahlenden Augen, „pfui, laß uns doch nie mehr solche entsetzliche Tage erleben, wie gestern.“

Aber er war schon wieder zu sich selbst gekommen, mit einem tiefen Seufzer nahm er Platz! Was sie auch sagte, wie liebevoll er sie auch umarmte, sie stellte doch ihren Vetter über ihn, über ihre Gefühle, über ihr Herz konnte er nicht befehlen; er mußte sich allein mit dem Schein zufriedenstellen.

Erstaunt sah Gertrud ihn an, weil er immer schwieg, selbst nun nach dieser leidenschaftlichen Umarmung; er wollte eine Frage an sie richten, aber seine Nutzlosigkeit flüsterte ihm zu:

„Wozu? Wenn sie auch hundertmal leugnet, ich weiß es besser, sie kann so gut betrügen.“

Sie sprach nun über hundert Kleinigkeiten und der Major bemühte sich nach besten Kräften, munter zu scheinen, aber ihrem geübten Auge entging es nicht, wie viel Mühe ihn dies kostete.

„Ruhig bist du nicht, Manuel,“ sagte sie in ihrem liebsten, herzlichsten Tone, „das kommt davon, weil dein Gewissen nicht ruhig ist. Nein, ich will nicht mehr davon sprechen, ich bin viel zu bange vor einer Wiederholung von gestern, aber du fühlst, daß ich recht hatte, als . . . ich nicht drängte.“



Eine neue monumentale Brücke Groß-Berlins:
Die von der Stadt Charlottenburg erbaute Brücke über den Landwehrkanal.

Ihres Sieges und seiner Liebe sicher, begann es Gertrud nun wieder hinderlich zu sein, daß er ihre Bitte, die sie gestern in der Hitze ihrer Erregung beinahe schon vergessen hatte, nicht erfüllen wollte; o, wenn er nun ja sagte, Welch ein Triumph!

„Mußt du nun auf Marsch?“

„Ja, unbedingt.“

„Ach, wie langweilig ist das, gerade jetzt, wo wir so gemütlich unsere Verlobung feiern könnten, denn wir sind ja verlobt, nicht wahr?“

Er drückte ihre Hände an seine Lippen, während sie sich vertraulich auf sein Knie setzte.

„Und vermissst du Hubert nicht sehr?“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich hoffe, daß du ihn sehr, sehr vermissen wirst. Das darf ich doch wohl sagen, nicht wahr?“

„Gertrud,“ fragte er in dumpfem Tone, „ist meine Gesellschaft dir denn so wenig wert?“

„Wie kommst du dazu? Besonders, wenn du so lieb bist, wie gestern, dann ist sie mir schrecklich viel wert, o so viel, so viel!“

Sie scherzte aus der Fülle ihres Herzens, aber er verstand den Scherz nicht.

„Warum hast du mich denn geheiratet?“ rief er in einem so schmerzlichen, bitteren Tone aus, daß sie ihn erschrocken anstarrte.

„Warum ich dich geheiratet habe,“ wiederholte sie noch immer scherzend, „ei, weil ich ein unerfahrenes, törichtes Mädchen war!“

„Und du mich nicht zu gut fandest, um mit mir zu spielen, um mich zu betrügen, um mich zu ich verachte dich!“

Manuel!

Wie eine aufgeschreckte Taube fuhr sie zurück.

„Was ist dir doch, Manuel, bist du krank?“

„Wäre ich das nur! Krank sein ist das Vorspiel vom Tode, nicht wahr, und dann würdest du frei sein, frei sein, um einen Holländer, einen Weißen zu heiraten, um deinen Irrtum zu vergessen! O, ich weiß es“

„Aber, Manuel, habe ich denn je durch ein Wort oder Bild mir etwas entfahren lassen, was dir das Recht gegeben hätte, mich in dieser furchtbaren Weise zu beschuldigen?“

„Also du gibst zu, daß es so ist, du gestehst, Reue über deine Wahl zu empfinden?“

„Gewiß, wenn du dich mir gegenüber wie ein wildes Tier aufstellst!“

„Aber das bin ich ja auch und nichts anderes, ich kann nicht heucheln, ich kann nicht lachen, wenn es in meinem Innern tocht, ich kann nicht schmeicheln, wenn ich rasen möchte, ich kann nicht dulden und ertragen, wo ich mich rächen möchte.“

„O Gott, er ist wahnsinnig!“

„Das bin ich einmal in meinem Leben gewesen, als ich deinen Worten glaubte, als ich der Meinung war, daß ich deinen Liebesworten vertrauen könnte, aber nun weiß ich es besser!“

„Aber, was weißt du noch, Manuel, sage es mir denn; wie kann ich mich entschuldigen, wenn ich nicht einmal weiß, was du mir zur Last legst?“

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich weiß alles, du hast es soeben gesagt.“

„Was sagte ich? Scherze, sonst nichts!“

„Ich verstehe keine Scherze; willst du lachen, lache dann mit deinem Vetter, der ist jung, der ist fröhlich, der kann lachen; der kann alles, was ich nicht kann, der ist alles, was ich nicht bin.“

„Manuel, ich werde hange vor dir.“

„Und dazu hast du allen Grund! So lange du mit deinen Gedanken allein bei deinem Vetter bist, kann ich nichts tun, als mich in Wut und Grimm verzeihen; du brauchst nur ein einziges Wort zu sagen und ich werde dich freigeben. Selbst sehe ich ein, daß du nicht zu mir passst, meine Augen sind jetzt erst aufgegangen . . . nun kann und will ich noch gut sein, aber Hubert betritt mein Haus nicht mehr, und wenn du ihn doch sprichst, doch siehst, . . . dann werdet ihr beide erfahren, wozu ich imstande bin. Verstehst du mich, Gertrud?“

„Ich habe dich verstanden, Manuel!“

Dies wurde in so ruhigem, würdigem Tone gesagt, daß Marialbas sie unwillkürlich anstarrte; wäre er nicht so durch seine Leidenschaft verblendet gewesen, dann würde er durch die reine Unschuld gerührt worden sein, die ihm aus ihrem stillen, vorwurfsvollen Blicke entgegenleuchtete.

Hubert Bergmanns langweilte sich furchtbar; er blieb lange im Bett liegen, empfing ein paar Freunde, schlug einige Notizen auf dem Klavier an, durchblätterte einen französischen Roman, spielte mit seinem Hunde und führte allerlei andere Dinge aus, die man nur tut, wenn man nicht weiß, was man mit seiner freien Zeit anfangen soll.

Auch der Sekretär Gobiuss stattete ihm mitunter einen Besuch ab.

„Teuflich, langweilig, erbärmlich! Und dann zu denken, daß noch keine zwei Tage um sind und dieses Vergnügen noch siebenmal so lange dauern muß.“

„O, Sie sind nicht der einzige, der darum trauert; das ganze Fort Moritz sitzt in Sack und Asche wegen Ihres Arrests und tut Duse.“

„Ja, das kann ich mir leicht vorstellen; es ist eine elende Geschichte.“

„Sie brauchen sicher keine Freude daran zu haben, das ist sicher; ich soll Sie übrigens herzlich von Ihrer schönen Cousine, das heißt von der Gemahlin Ihres grausamen Kerkermeisters grüßen.“

„Grausam ist diese Strafe durchaus nicht, nur strenge, aber auch verdient. Er müßte einmal wissen, wie er sich selbst schadet durch meinen Stubenarrest und was er dadurch verlieren wird.“

„Der Major etwas verlieren, o, das ist Unfinn! Was sollte er durch sie denn verlieren! Wenn es noch seine Frau wäre!“

„Nun ja, sie auch. Arme Gertrud! Ihretwegen tut es mir eigentlich am meisten leid.“

„Ich glaube, daß sie sich Ihre Abwesenheit sehr zu Herzen nimmt.“

„Das tut sie, es ist auch kein Wunder.“

„Nein, das wundert niemanden! Sie war gestern wirklich ganz krank davon!“

„Es tut mir furchtbar leid, aber daß sie gar keinenardon für mich bekommen kann!“

„Ja, das wundert mich auch.“

„Wenn ich ein so liebes Frauchen hätte, wie meine Cousine, wenn ich Major wäre und meine ganze Kompanie hätte Arrest, dann würde ich auf einen Blick ihrer schönen Augen sie alle begnadigen.“

„Bester Freund, es sind da zu viele „wenn“ vorhanden und Sie wissen, „wenn“ ist ein häßliches Wort; aber wer versichert Ihnen, daß Frau Marialbas ihre schönen Augen nicht schon hat wirken lassen?“

„Ei, das hat sie mir geschrieben.“

„So, korrespondieren Sie mit ihr, um die Einsamkeit zu vertreiben?“

„Gewiß, und zwar recht lebhaft! Könnte ich sie nur einmal sprechen?“

„Das ist doch leicht genug.“

„Wie?“

„Nun, heute zum Beispiel, der Major hält ja eine Felddienübung ab.“

„Am hellen Tage, das wage ich doch nicht.“

„Schreiben Sie ihr und heuchen Sie sie heute abend; ich will den Major schon in den Klub mitnehmen.“

„Wenn Sie mir das versprechen wollen, Herr Gobiuss, ich würde Ihnen mein ganzes Leben dankbar sein; Sie wissen nicht, was für uns davon abhängt, Sie wissen es wirklich nicht.“

„Ich brauche es nicht zu wissen, ich sehe nur, daß ein tüchtiger Kerl und ein liebes Frauchen das Bedürfnis haben, einander etwas zu sagen, der Teufel mag es wissen, was es ist, — und daß ein arimmiger Perberus da ist, den wir betrügen müssen. Auf meine Hilfe können Sie immer rechnen.“

„Dann schreibe ich ihr sofort.“

„Wo und wann können Sie sie am besten sprechen?“

„Heute abend gegen sieben Uhr, in ihrer Galerie; ich liebe nicht diese stillen Stellen, es sieht immer so aus, als ob etwas besonderes dabei wäre.“

„Gerade so denke ich auch darüber; soll ich das Briefchen durch meinen Jungen besorgen lassen?“

„Ich werde es Ihnen schicken.“

„Ach, am besten ist es, wenn Sie es sofort schreiben, dann kann ich es mitnehmen.“

Und Hubert schrieb ein paar Zeilen:

„Beste Gertrud!

Es scheint, daß Du keinen Einfluß auf Deinen Mann hast, selbst nicht einmal zu Gunsten Deines vielgeliebten einzigen Veters; es sei so, ich ergebe mich in mein Schicksal; sprechen muß ich Dich über unsere Lebenssache, wie Du siehst, bin ich ohne die geringste Bosheit gegen Deinen unbarmherzigen Gatten.

Ich verzeihe ihm, wie er mir, wie ich hoffe, verzeihen wird; erwarte mich heute abend um halb sieben in Deiner Galerie.

Ich zähle die Stunden, o, wenn Du wüßtest, wie bitter ich leide!

In Gefangenschaft und Tod

Dein Dich liebender Martyrer.“

„So, so das genügt, nicht wahr? Nun noch ein Kuvert, so nun ist die Sache perfekt. Sie sind ein wahrer Freund, Herr Hovius, daß Sie mir diesen Dienst erweisen.“

„Ach, ein jeder zu seiner Zeit, vielleicht tut einmal ein anderer in derselben Weise meinem guten Minchen einen Gefallen. Ha, von wem ist das Armband?“

„Ja, das mühten Sie einmal wissen,“ sagte der andere mit einem geheimnisvollen Gesichte, und versteckte das Ding mit großer Umständlichkeit, „das ist mein Geheimnis.“

Der Sekretär begab sich auf sein Bureau, das er gegen zwölf Uhr verließ, um in den Klub zu gehen; Marialbas sah zu seiner größten Verwunderung da und trant, was er früher niemals gesehen hatte, einen Kognak.

„Ich bin bei Ihrem Vetter gewesen,“ so begann Hovius, „was sieht der arme Kerl in Nöten, er kommt mir vor wie ein gefangenes Schaf in einem Käfig.“

„Das ist mir ganz gleichgültig,“ sagte Marialbas in verbissener Wut; überall, wohin er kam, mußte er auch von Bergmanns hören.

„Ich habe eine Kommission von ihm an Ihre Frau oder richtiger ein Briefchen. Ich könnte es ja Ihnen geben, aber da ich habe versprechen müssen, es direkt abzugeben, werde ich es ihr bringen.“

Marialbas sah ihn wie versteinert an.

„Ich weiß, was darin steht,“ fuhr der Sekretär fort, „wenn Sie mir Ihr Ehrenwort als Offizier geben, sich nichts merken zu lassen, daß Sie etwas davon wissen, will ich es Ihnen sagen.“

„Das ist nicht nötig, Herr Hovius, geben Sie mir den Brief, ich werde ihn dann selbst meiner Frau sofort nach meiner Heimkehr geben.“

„Nein, das darf ich nicht zugeben. Bergmanns hat ihn mir anvertraut, aber da wir nun einmal Freunde sind, Herr Major, halte ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Es tut mir Ihre Wege sehr leid, aber Sie müssen Ihr Anglück wie ein Mann tragen, bester Herr! Es ist viel besser, daß wir alles wissen, als daß man uns betrügt: heute abend um halb sieben Uhr wird Bergmanns in Ihr Haus kommen, um seine Cousine, Ihre Frau, zu sprechen.“

„Ich danke Ihnen,“ war alles, was Marialbas hervorbringen konnte.

Er stand auf und wankte auf die Türe zu; Hovius lächelte boshaft.



Dr. Franz Josef von Stein †,
Erzbischof von München-Freising.

„So, so, nun kommt Leben in die Bude,“ murmelte er, „es begann auch hier sehr eintönig zu werden.“

„Soll ich den Brief an seine Adresse besorgen?“ fragte er an des Majors Seite tretend.

„Ja, gewiß!“

„Gehen Sie nach Hause?“

„Noch nicht gleich.“

„Sagen Sie mir noch etwas, Herr Major, hat Ihre Frau vielleicht ein Armband in der Form einer Schlange?“

„Ja, was soll das?“

„Nichts, ich sah ein solches Armband bei Bergmanns auf dem Tisch liegen. Adieu, Herr Major, auf baldiges Wiedersehen.“

Marialbas schlug den Weg nach der Kaserne ein; Hovius gab den Brief auf der Majorswohnung ab und stattete Frau Dolmer einen kurzen Besuch ab; er erzählte ihr alles, mit Ausnahme dessen, was er Marialbas mitgeteilt hatte.

Die Dame lächelte und versicherte, daß sie dem feinen, lebenswürdigen Frauchen niemals getraut hätte; Menschen mit einem so außerordentlich schlechten Geschmac taugen selber nicht; heute mittag wollte sie die Dame aber einmal besuchen.

Marialbas kam nach Hause; seine Frau empfing ihn kühl und gemessen; einen Augenblick dachte sie daran, ihm den Brief Huberts zu zeigen, aber die Ausdrücke, in denen er verfaßt war, sand sie so übertrieben und töricht, daß sie es für besser hielt, diese Absicht nicht zur Ausführung zu bringen; sie hatte ihm einige Worte geantwortet und ihm den wohlgemeinten Rat gegeben, seinen Arrest nicht zu brechen und die andere Sache nur ruhen zu lassen. Dafür wäre jetzt keine Zeit.

Während des Mittagessens saß der Major bei Tisch, den Kopf in die Hände gestützt; er tat nur so, als ob er äße, ohne sie anzureden, oder ihr eine Frage zu stellen.

Beim Nachtrisch stand er auf, ein sawerlicher Glanz lag in seinen Augen.

„Gertrud,“ fragte er, ihre Hand in der seinen pressend, „wo ist das Armband, das ich Dir gegeben habe, mein erstes Geschenk.“

„Ich habe es reparieren lassen.“

„Und sagte ich dir nicht, daß es deinen Arm nicht ver-laffen dürfte?“

„Aber die Diamanten waren losgegangen.“

„Es war von meiner Mutter und ich habe Dir verboten, es abzulegen, das macht nichts; wer im Großen sündigt, warum sollte der sich noch um Kleinigkeiten bekümmern!“

„Mannuel, sei doch vernünftig, ich kenne dich nicht mehr.“

„Laß mich ruhig gehen, ich bin nun auch nicht mehr der-jelbe, nicht mehr der Tor wie früher.“

Er ließ sich mit dem Kopfe auf den Tisch fallen und brach in lautes, furchtbares Schluchzen aus.

„Mannuel, was fehlt dir denn doch, warum weinst du so entsetzlich? Bin ich daran schuld, ach, sage mir doch alles! Du darfst doch keine Geheimnisse haben vor mir, deiner-trenen, dich von Herzen liebenden Gertrud.“



Ministerpräsident a. D. Freiherr von Mittnacht †,
der verdienstvolle württembergische Staatsmann.

„Treu, das ist wirklich o, kannst du mir das auf Ehre und Gewissen versprechen?“

„Warum denn nicht? Ach, beruhige dich doch, bester Mann, was bringt dich so in Aufregung; Verlehnung deiner Vorgelegten, Unannehmlichkeiten mit deinen Untergebenen, — aber was auch geschehen sein mag, ich bleibe dir treu zur Seite.“

„Weg, weg, laß mich allein.“

„Nun, du mich nötig hast, nun du leidest? Bedroht dich etwas in deiner Karriere? Hast du finanzielle Verluste erlitten? Was sollte das...?“

„Nein, das wäre freilich nichts, wenn auch der Himmel alles erdentliche Elend über mein Haupt gebracht hätte, wenn ich verstümmelt, arm, verleumdet aus dem Dienste entlassen worden wäre, — ich würde dennoch Kraft gefunden haben, alles mit Geduld zu ertragen, aber das ist zuviel, das kann ich nicht, es ist der Quell meines Lebens; mein alles!“

„Wie kann ich Dich nur trösten, wenn ich nicht weiß, was du leidest.“

„Nicht wissen? O Gertrud, und du versicherst mir, daß du treu und also auch wahr seiest, — warum hast du mich denn erwählt, warum hast du mich nicht behandelt, als ob du eine Königin wärest und ich ein Sklave, warum hast du mich erst glücklich gemacht und danach... Nun kann ich es nicht tragen.“



Wilhelmina, Königin der Niederlande.

Rita Moorland.

Von Hans Gisbert.

Schluß statt Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Als der Tod ihn von seinem in letzter Zeit unerträglich gewordenen Leiden erlöste, fühlte Rita sich wie von schwerem Druck erleichtert. Sie schalt sich selbst darüber, suchte alle liebenswerten Züge von ihm auf und suchte sein Bild so vor sich selbst zu verklären. Hätte sie ihm für seine Liebe wenig wiedergeben können, so wollte sie ihm wenigstens ein ehrendes Andenken bewahren, wollte ihm ein bleibendes Denkmal im Herzen seines Sohnes legen, dessen Wartung und Pflege sie sich nun mit voller Aufopferung hingab. Es war ein rosiges, blühendes Kind, unähnlich den zarteren Schwesterchen; ein strahlendes, heiteres Geschöpfchen, auf dessen holden Antlitz ein Abglanz jener sonnigen Tage zu liegen schien, die seinem Werden vorangegangen.

Ueber die Vorgänge bei dem Tode der kleinen Gertrud lag noch ein undurchdringlicher Schleier gebreitet, den Rita nicht zu zerreißen vermochte. Als einzige Erinnerung war ihr eine unüberwindliche Abneigung gegen Lannendust und Lichterschein geblieben, eine grenzenlose Scheu, beinahe Furcht vor den Weihnachtsstagen. Als der Herbst sich rauh und kalt

anließ, zog sie daher mit den Wandervögeln nach dem milderen Süden; mochte das herrliche Stückchen Erde, das ihr schon einmal Heilung und Vergessen gebracht hatte, auch diesmal lindernd auf die Leiden ihrer Seele wirken; mochte die frische Seeluft die Wangen ihres Liebblings bräunen, mochte die strahlende Sonne sein junges Körperchen stählen und kräftigen und ihm Herz und Sinn mit heiteren Erinnerungen anfüllen. Die junge Mutter konnte sich nicht satt sehen an seinem Anblick, wenn er am Strande spielte mit Sand oder Muscheln; sie war seine stete Begleiterin, sie machte die Wärterin fast entbehrlich. Kein Gedanke galt der Gesellschaft, dem Treiben der Welt, den Ausdungen der Kavaliere, denen die auffallend schöne Frau, die noch der Nimbus des Reichthums umgab, um so begehrenswerter erschien, je abweisender sie sich verhielt; ihr Herz war ganz erfüllt von der Sorge um ihr Kind, um ihr geliebtes Kind.



Wilhelm III., König der Niederlande, der Vater der Königin Wilhelmina.



Verwitwete Königin Emma der Niederlande, Mutter der Königin.

Und er riß sich aus ihren Armen los und warf sich auf den Divan nieder, worauf er wie verzweifelt liegen blieb.

„Mein Gott, ich beginne es zu begreifen,“ rief die unglückliche Frau entsetzt aus, „er hat Opium genommen; diese glänzenden Augen, diese bleiche Gesichtsfarbe, diese Aufregung, — dies alles sagt mir genug. Er ist ein Opiumraucher, o Gott, wie kann es nur möglich sein, daß er von diesem furchtbaren Leiden, diesem Fluche Indiens, ergriffen ist. Aber wenn ich es nur einmal mit Bestimmtheit weiß, dann werde ich ihn schon wieder heilen, ich muß stark bleiben für uns beide. Unheilbar nennt man diese Krankheit, aber es kann nicht sein, ich werde den tüchtigsten Arzt zu Rate ziehen und alles tun, um ihn zu retten, zu retten vor sich selbst.“

(Schluß folgt.)



Heinrich, Prinz der Niederlande, der Gemahl der Königin Wilhelmina.

Dahem hielt Tante Amalie die Zügel der Regierung mit strammer Hand; mochten die beiden Wandervögel sich drauhen tüchtig aussonnen! Aber allmählich klang doch die Sehnsucht nach der Richte durch; sie wurde doch älter, es wurde ihr beschwerlich, so vieles allein zu leiten; es mußten auch Aenderungen getroffen werden, und Rita war jetzt beinahe zwei Jahre fort! Das half; die Wandervögel kehrten wieder heim ins ephenumrannte Herrenhaus, und der kleine Klaus lernte zum erstenmale einen deutschen Sommer, einen deutschen Herbst kennen, den Kleinen Mann, der jetzt ins fünfte Jahr ging, entzückte alles, der Springbrunnen im Garten, das Obst auf den Bäumen, das Spielen mit den Dorfkindern, die unter Mamas Aufsicht zum jungen Herrn zugelassen wurden, ja, selbst die langen, dunkeln Gänge und die glänzend gewicksten Treppen, die man, sehr zum Schaden der Sammethöschchen, so gut herunterrutschen konnte. Klaus war auf dem besten Wege, ein rechter Straßenjunge zu werden; aber seine Mutter erkreute sich an seinem Uebermut; er sah so frisch und gesund und übermütig aus, das überragte alle seine Altersgenossen. Fast machte sie sich Vorwürfe, daß ihre Sorge ihn so lange von der Heimat ferngehalten hatte. In der Fremde war er doch meist auf sie angewiesen gewesen. Und jetzt sah sie erst,

angenommen, der Nachfolger des bisherigen Verwalters müsse ebenfalls ein gejepter Mann sein, nur tatkräftiger und gesunder. Man war gewöhnt, ihn Sonntags zur Tafel zu ziehen; bei einem so viel jüngeren Manne war das kaum angängig; aber warum nicht; es war eben der Verwalter. Wochte es immerhin beim alten bleiben! So kam Herr von Krössingl allsonntäglich zum Diner und entzückte Tante Amalie, die ebenfalls häufig Sonntagsgast war, durch seine tabellofen Formen und seine Courtoisie. Rita hielt sich sehr zurück; sie war überhaupt für Fremde schwer zugänglich; nur allmählich wurde ihr gegenseitiger Verkehr zwangloser. Der Verwalter nahm regen Anteil am geistigen Leben der Hauptstadt; er ließ sich in seine Einsidelei, wie er das nannte, die neuesten Erzeugnisse der Literatur senden und widmete sich nach des Tages Last und Mühe gerne den schönen Künsten, malte, spielte und sang. Anfangs sprach er nur davon, um eine Unterhaltung aufrecht zu erhalten; als er aber Interesse an der jungen Frau bemerkte, wurde er wärmer, schließlich brachte er ihr die neuesten Werke mit und bat sie um ihre Ansicht. Sie nahm wirklich Stellung dazu. Sie hatte noch so wenig gelesen. Als Klosterschülerin hatte sie natürlich die Klassiker studiert oder das, was die frommen Schwestern ihr in die Hände gaben, als junges Mädchen



Obationen für das Haus Oranien: Die Parade der Veteranen im Haag.

wie ihm Knabenhafte Lust und übermütiges Spiel ein wahres Bedürfnis, hörte sie sein herzliches Lachen den ganzen Tag, wenn sie als getreuer Schutzengel alle seine Schritte überwachte.

Der Herbst brachte einen Wechsel in den Verhältnissen. Der langjährige alte Verwalter hatte seinen Dienst quittieren müssen, hatte aber noch selbst seinen Nachfolger empfohlen, einen früheren Offizier, der vor Jahren eines Duells wegen seinen Abschied hatte nehmen müssen, und seit der Zeit erst ein kleines, dann ein großes Gut mit viel Ansicht und Erfolg geleitet hatte. Rita hatte Herrn von Krössingl auf Tante Amaliens Rat, die überall Erkundigungen über ihn, seine Persönlichkeit und seine Kenntnisse, eingezogen, noch von Italien aus engagiert, ohne sich allzu viel über die Auskünfte zu kümmern. Jetzt, als er sich zum erstenmale vorstellte, war sie erstaunt, einen noch sehr jugendlichen Mann, anfangs der Dreißig, zu sehen, eine hochgewachsene, kräftige Erscheinung, die in Haltung und Auftreten an den früheren Offizier und Kavalleristen erinnerte. Kaum merklich zog er das rechte Bein nach; wohl eine Folge des unglücklichen Kugelwechsels.

Rita war erstaunt und einen Augenblick unangenehm berührt. Mit anderen Dingen beschäftigt, hatte sie gedankenlos

hatte sie ein paar Romane verschlungen, ein paar Schauspiele gesehen; aber seit ihrer Ehe mit all ihrem Leid und ihrem Elend hatte sie kein Buch mehr zur Hand genommen, nichts gelesen als höchstens die Feuilletons in der Zeitung. Moorland hatte auch immer so viel Ansprüche an ihre Zeit und ihre Person und gar keinen Sinn für andere als wirtschaftliche und politische Fragen, wie die Mehrzahl seiner Nachbarn.

Jetzt fesselte die interessante Lektüre ihren unbeschäftigten Geist. Sie besprach mit Krössingl die einzelnen Konflikte, die schwebenden Fragen, ereiferte sich für und gegen und zeigte so viel Verständnis und Gefühl, daß er mit Bewunderung zu der geist- und temperamentvollen Frau emporsah, die er zuerst im Verdacht hatte, nur schön zu sein. Zuweilen brachte er auch Noten mit; er spielte meisterhaft die Violine, die unter seinen Händen sang, jubelte und schluchzte; manchmal ließ sie sich bestimmen, ihn auf dem Klavier zu begleiten. Nur zum Singen konnte sie sich nicht mehr entschließen, seitdem sie so viel Leidvolles erlebt; aber sie hörte ihm gerne zu, wenn er mit seinem zu Herzen gehenden Bariton mit viel Verständnis sang, ob es nun die Voeweichen Balladen oder empfindsame Weisen waren. Am liebsten hörte sie Franz Schuberts „Der Tod und das Mädchen“. —

„Seit guten Muts, ich bin nicht wild, sollst sanft in meinen Armen schlafen,“ dann dachte sie an ihre geliebten Kinder, die unter dem rosengehmückten Grabhügel schlummerten, und preßte den herzigen Knaben doppelt zärtlich an sich.

Nach und nach kam Krößingl häufiger, auch in der Woche, wenn er etwas von Interesse mitzuteilen, ein neues Werk zu bringen hatte. Es war so natürlich. Man hatte doch das Bedürfnis, sich mit einem gebildeten Menschen auszusprechen, so einsam auf dem stillen Gute; im Winter war man fast abgeschlossen von der Außenwelt. Im Tage hatte Rita vollauf Beschäftigung mit dem wilden Dengel, der jeden unbewachten Moment benutzte, irgend einen Anflug zu treiben; aber abends empfand sie ihre Einsamkeit. Ohne es sich einzugestehen, begann sie sich, nach des Verwalters Besuchen zu sehnen, etwas zu vermissen, wenn er ausblieb. Sie begann auch, mehr Wert auf ihre äußere Erscheinung zu legen. Daß sie schön war, wußte sie; sie hatte es zum Ueberdruß gehört in den letzten Jahren ihrer Ehe. Nun pflegte sie diese Schönheit wieder. Sie legte die Witwenschnecke und den Schleier ab und wählte leidamere Stoffe als das ewige stumpfe Schwarz. Die Jose erstaunte jetzt oft, daß sie es der sonst so gleichgiltigen Herrin gar nicht recht machen konnte. . . .

Es wurde winterlicher; der Spätherbst hatte lange gedauert. Nun kam der Winter gegangen. Raub und kalt blies der Nordost über die Stoppelfelder; Bach und Fluß lagen in eisigen Banden; aber der Schnee blieb aus, der die Erde vor dem tödlichen Hauche des Frostes schützen sollte. Trotzdem machte Rita täglich ihren Spaziergang mit Klaus, um ihn an jede Temperatur zu gewöhnen. Nur keine Verweichlichung! hatten ihr alle Aerzte gesagt, bei denen sie sich wegen seiner Pflege Rat geholt hatte. Auch darin stimmten alle überein, daß er ein kerngesundnes Kerlchen sei, alle Organe tadellos ausgebildet; man könne seiner Zukunft nur das beste Prognostikon stellen.

Heute war die Luft rauher als sonst und schneidend. Rita hüllte den Knaben warm und sorglich ein zur Nachmittagspromenade. Der Park war öde und leer; der Wind trieb die raschelnden welken Blätter zu Scharen und gespenstig, fast unheimlich ragten die kahlen Zweige und Aeste in die Luft, in den trüben, weißgrauen Himmel, der Schneefall zu verkündigen schien. Die Frau erschauerte innerlich; aber sie schüttelte die schwermütige Stimmung ab und suchte auf die Scherze des Knaben einzugehen. Am großen Springbrunnen vor der Terrasse mußte der Gärtner den Wasserkränen aufdrehen; es war Klaus immer die größte Freude, zu sehen, wie der Strahl mächtig emporprang und sich in Milliarden von Tropfen auflöste, im Herniederfallen. Besonders jetzt, wenn sie sich an die Strohmatten hesteten, womit die Eisenteile des Frostes wegen unwickelt waren und prächtige Blumen und Gebilde mit lang herniederhängenden Eiszapfen und Kristallen formten, als wären sie dem Palaste der Eiskönigin entnommen. Klaus war des Jubels voll; er rief sich die kleinen Hänstchen in den Pelzhandschuhen und stampfte mit den kalten Füßchen auf. Das Bassin war fast bis zum Rande gefüllt; am liebsten hätte er sich darauf getummelt, wie die Burschen des Dorfes auf dem Rücken des Ruffes. Aber Rita erlaubte es ihm nicht. Die Eisbede war schwerlich stark genug, das Gewicht seines Körperchens zu tragen. Der Gärtner stimmte ihr bei; auf des Kleinen Frage, ob er morgen denn darauf schlittern dürfe, meinte er mit einem Blicke zum trübweißen Himmel: „Bis morgen liegt hier dichter Schnee.“ „Nur mal eben mit dem Füßchen versuchen, wie glatt es ist?“ Aber Rita zog ihn weiter; dafür durfte er an ihrer Hand auf den schmalen Eisbahnen schleifen, die die Dorfjugend in den Rinnsteinen glatt geschlagen hatte. Auf dem Rückweg gab es allerhand zu fragen. Weshalb der Himmel nicht so schön rot und golden sei wie sonst, ob Christkindchen genug gebacken habe, und ob sein Herdfeuer ausgegangen sei. Rita belehrte ihn, daß die Engelchen droben im Himmel ihre Federbettchen ausgeschüttelt hätten, und nun alles in der Luft voll Federn wirbele. Die flögen in der Nacht herunter und deckten alles mit weißer Schneedecke zu. „Und wann kann man die Eisbahnen nicht mehr leben?“ frug enttäuscht das rote Mäulchen. Rita zog den großen Jungen, der sich ihr schon in den Arm hängen konnte, wenn sie ihre zierliche Gestalt herniederbog, zärtlich an sich. „Dafür kommt auch das Christkindchen bald und bringt artigen Kindern, was sie wünschen. In ein paar Tagen ist's da!“

Bescheidenheit gehörte nicht zu Klaus Moorlands Vorzügen.

Seine Wünsche gingen ins Endlose: ein Christbaum, eine Reitsche, Schlittschuhe, Bleisoldaten, Schokolade, ein Reispferd“. Das Mäulchen stand nicht still. Lachend erklärte die Mama, da müsse man schon einen Wunschzettel schreiben; sonst könne das Christkind nicht alles behalten. Ihr war wieder so froh und so leicht. Diesmal sollte das Weihnachtstfest wieder ein glückliches, ein frohes werden! In der großen Halle sollte wieder eine mächtige Tanne aufgestellt werden, wie in den ersten Jahren ihrer Ehe. . . .

Es war schon dämmerig geworden, als man zu Hause ankam. Der Diener brachte ihr ein Billet von Krößingl, ob er heute zum Musizieren recht käme; einen Augenblick schwankte Rita. Dann ließ sie bejahenden Bescheid sagen und setzte sich mit Klaus ins angenehme, durchwärmte Wohnzimmer; er stellte so drollige Fragen, daß sie sein rosiges Gesichtchen ein über das andere Mal lachend abküßte. Der Verwalter kam und wurde von Klaus mit lautem Jubel empfangen; der große ritterliche Mann war sein guter Freund; er durfte ihm einen Tropfen seines Weines ins Glas geben bei Tische, ihn auf seinen Schultern reiten lassen, oder ihn einen Augenblick auf den Sattel seines Pferdes setzen. Heute war er enttäuscht, daß er sich so wenig mit ihm beschäftigte, sondern Mama so viel zu erzählen hatte; da suchte er sich mit dem Inhalt des Nähtischchens zu beschäftigen. Rita brachte noch glücklich Nähnadel- und Scherentui vor seinen gierigen Fingerchen in Sicherheit; da hatte die Sache weniger Reiz für ihn. Das glatte Parkett der Zimmer lockte zum Bahnschlagen; besonders nebenan im Eßzimmer, um den großen Tisch herum konnte man so herrlich schlittern.

Der Verwalter war heute anders wie sonst, ungleichmäßiger; aus seinen dunklen Augen brannte es der jungen Frau verzehrend entgegen, und brachte sie auch um ihre Unbefangenheit. Verwirrt blätterte sie in den Noten und fragte, Gleichgiltigkeit heuchelnd, auf ein Notenheft zeigend: „Haben Sie das Lied schon einmal gesungen? Ich erinnere mich nicht.“

Krößingl warf einen Blick darauf; „Schön Rothtraut“. Schweig und setzte sich ans Klavier und sang mit Empfindung und Leidenschaft das reizende Lied. Bis jetzt hatte er mit seinem Gefühl alles Cronische in der Musik zu vermeiden gesucht; jetzt übermannte ihn seine Stimmung, und einschmeichelnd schlich sich die wundervolle weiche Männerstimme in ihr unberührtes Herz. In ihrer Seele klangen die Mörtelchen Verse nach: „Was schaust mich an, so wunniglich, wenn du das Herz hast, küsse mich.“

Sie schloß die Augen. Vor ihrem Geiste standen seine zärtlichen, glühenden Blicke, und es wurde ihr zur Gewißheit, daß sie ihn wiederliebte, geliebt hatte alle die Zeit, ohne es zu wissen — ohne es wissen zu wollen.

Beglückend empfand sie diese reine, warme Empfindung für den edlen schönen Mann, der untadelig in jeder Beziehung war, obwohl ihr die Scene am Sterbebett ihres Gatten mit erschreckender Deutlichkeit im Gedächtnis stand, wo sie ihm feierlich zugeschworen hatte, nie einem anderen anzugehören, nie einen anderen lieben zu wollen. War ein Verprechen, in einer solchen Notlage erpreßt, einer halb Verzweifelten, halb Besinnungslosen abgerungen, denn gültig? Sollte sie sich freiwillig zum Entfagen verdammen, wo ihr Herz zum erstenmale die berückende Seligkeit der Liebe empfand?

Ihr tauelnd Bäume im Walde wist,
Ich hab' schön Rothtrauts Mund geküßt. . . .
Schweig still, mein Herze!“

So drang des Sängers Stimme lockend und schmeichelnd an ihr Ohr; jetzt wandte er sich nach ihr um und stand einen Augenblick Auge in Auge mit ihr, in weltvergessenem Anschauen in sich selbst verloren, sein Arm schlang sich um ihren bebenden Leib, und sein Mund suchte die blühenden Lippen, die sich ihm nicht verweigern wollten — da drang ja und grell ein entsetzter Schrei aus dem Munde eines Kindes zu ihnen herauf, aus dem Munde ihres Kindes. In wahrer Angst riß sie sich los, verzweifelt nach dem Knaben auspähend. Krößingl riß die Berandatur auf und stürzte hinaus; vom Springbrunnen her drang ein leises Weinen — dann war alles still. In Gedankenrasse war der Verwalter dort und zog das starre, eisige Körperchen aus dem weiter und weiter abrückelnden Eise. Daß Wasser war nicht tief genug, als daß Klaus darin hätte ertrinken können; er stand aufrecht bis zum Hals, aber totblau, mit blauen Lippen und stierem Blick. Nur wenige Minuten waren vergangen, seit die schwankende Eisbede unter

der Last des kleinen Körpers zusammengebrochen war, aber sie hatte genügt, ihm alle Lebenswärme zu entziehen. Nur schwach mehr schlug das Herz, unmerklich ging der Puls, als man den kleinen Ungehörjamen entkleidete.

Sicher hatte er, sich selbst überlassen, immer beschäftigt mit den Gedanken an die Eisbahn, heimlich die glänzende Eisbede prüfen wollen, ehe der herniederfallende Schnee sie verbergen würde.

Still und steif und kalt und blutleer lag er in den wollenen Decken, bis die Lächer gewärmt waren, mit denen Rita seine zarten Glieder unaufhörlich rieb, bis das fast entflozene Leben wieder zurückzulehren schien, bis die Augen sich wieder öffneten, die junge Brust wieder atmete. Rita war wie hellsehend. Mit beinahe unnatürlicher Kraft leistete sie das Unmögliche, bis der Arzt kam, der mit sehr ernster Miene seine Anordnungen traf. Alles wurde getan, was Menschenwitz und Menschenverstand eingeben konnte, das drohende Unheil abzuwenden. Vergebens! Trotz der peinlichsten Aufmerksamkeit in Befolgung der ärztlichen Ratschläge wurde man des bald darauf ausgebrochenen Fiebers nicht Herr. Der Geist des Kindes wurde von den schrecklichsten Fieberphantasien gequält, während das zarte Körperchen sich unter einem rauhen, trockenen Husten wand, die Lungen nur mühsam und pfeisend atmeten. Der Arzt brauchte das furchtbare Wort nicht auszusprechen; sie las es in seinem Blick: Lungenentzündung.

Rita weinte nicht, sie klagte nicht; aber unermüdet tat sie ihre Pflicht. Niemand ahnte, wie sie litt, mit welcher Seelenqual ihr tränenloses Auge an dem kleinen Kranken hing. Mit Freuden würde sie ihr Leben für das seine hingegeben haben; aber leben zu müssen, ohne ihn zu sehen, ohne sein herzigeßes Lachen, sein strahlendes Gesichtchen zu sehen — sie konnte es sich nicht ausdenken und stöhnte in unsagbarem Schmerz tief auf.

Kein Gedanke galt Kröfingl. Nur als er das gerettete, leblose Kind in ihre Arme gelegt, hatte sie sich mit Schrecken und fast mit Abscheu von ihm abgewandt. Zu danken vermochte sie nicht; ihr war, als verkörpere er eine Schuld, um derer willen sich die Hand des toten Gatten verlangend aus dem Grabe gestreckt hatte nach ihrem letzten Schah, ihrem Kleinod, ihrem süßen, geliebten Knaben. Hatte sie nicht geschworen, freiwillig geschworen, mit heiligem Eide, auf jedes spätere Liebesglück zu verzichten, und war sie nicht im Begriffe gewesen, diesen Schwur leichtsinnig zu brechen; hatte sie nicht um des fremden Mannes willen zum erstenmale der Sorge für ihr Kind vergessen? Konnte sie weiterleben, beladen mit der doppelten Schuld, wenn ihr der holde Knabe genommen wurde? — Nur das nicht, o Gott! Nur das nicht.

Ein freudloser Weihnachten unter galbgeschmücktem Baume zeigte, wie sehr das ganze Personal, von Tante Amalie beschenkt, an dem jungen Herrn hing. Aber alle Wünsche, alle Gebete schienen nichts helfen zu wollen; Tag verging um Tag, Nacht um Nacht; des Kindes Zustand verbesserte sich nicht. Das Fieber blieb auf beängstigend hohem Stand, der Atem kam rasselnd aus der wundeten Brust, der Puls ging rasend. Bald wurden dem Kranken kleine Gaben Champagner gereicht, bald legte man das glühende Körperchen in Eispackungen, bald wurden ihm Kampferinjektionen gemacht. Umsonst; der Tod schien seine Beute zu fest gefaßt zu haben!

Es war die letzte Nacht im Jahre, wenn sie nicht eine Wendung zum Besseren brachte, gab der Arzt die Hoffnung vollständig auf. Länger konnte der Körper das Fieber nicht ertragen.

Rita hatte alle Hilfe abgewehrt; sie wollte allein sein mit ihrem Knaben; was diese Nacht ihr auch brachte, sie wollte keinen Fremden dabei haben! Schwermütig tat sie ihre Pflicht, mit steinerne Miene, aber fast verzagendem Herzschlag. Jede Miene des sich unruhig herumwerfenden Kindes beobachtend, sah sie an seinem Bettchen und hielt die brennend heiße, trockene Kinderhand, strich ihm die wirren Locken aus der glühenden, geröteten Stirn, oder benetzte ihm die brennenden Lippen. Ihr ganzes (äußerlich) glänzendes Leben mit seiner inneren Qual, seiner Verzweiflung, seinem Elend, zog an ihrer Seele vorüber. Von ihren beiden toten Mädchen gingen ihre Gedanken zu dem Knaben, der jetzt ganz ruhig und stille lag und wieder Klang es lockend und einschmeichelnd in ihre Gedanken: Sei guten Muts, ich bin nicht wild, sollst sanft in meinen Armen schlafen!

Tot! O Gott! Er konnte doch nicht tot sein! Den Wahnsinn im Auge betastete sie das schlafende Kind; nein, sein Puls ging noch, leise und unruhig. War das ein schlimmes Zeichen? Vielleicht versagte er?

Schluchzend sank sie an des kleinen Kranken Bettchen

nieder, und zum erstenmale seit jenen schrecklichen Tagen sammelten sich ihre Gedanken zu einem innigen, aus tiefsten Herzen emporsteigenden Gebete. Die frommen Erinnerungen ihrer Mädchenzeit lehrten zurück; unter deren Einfluß machte sie ein feierliches Gelübde; die Liebe, die sich so plötzlich in ihr unbewachtes Herz geschlichen, mit allen ihren Wurzeln auszureißen zu wollen, koste es, was es wolle, und nur mehr dem teuren Kinde leben zu wollen, wenn der Herr es ihr erhalten werde; nur mehr das zu sein, was sie so von ganzem Herzen war — Mutter.

Inbrünstig drang ihr Flehen aus der gequälten Brust und ihr war, als ränge ihre Seele mit dem Höchsten, als müße auch sie zu ihm sprechen: „Ich lasse dich nicht, ehe denn du hättest mich gesegnet!“

Da warf sich der Kleine unruhig herum. „Wasser“, stöhnten die verzengten Lippen. Rita reichte ihm den kühlenden Trank, beglückt, zärtlich.

Er nahm hastig einen Schluck und sah sie wieder mit irrem Blick an; der Augenblick des Bewußtseins war vorüber.

Voller Sorge legte sie ihre eisigkalte auf seine fieberhafte Stirn, sie zu kühlen. Und da war es, als ginge von dieser Hand Ruhe und Frieden aus; die Atemzüge wurden regelmäßiger, der Schlaf ruhiger. Gleichmäßig hob und senkte sich die Brust. Die unnatürliche Röte des Gesichtchens ließ nach; die Hitze verminderte sich in dem Grade, als Ritas Hand sich erwärmte. Eine frohe Hoffnung besetzte sie; ein jähes Glücksempfinden machte sie stark.

Sie fühlte ihre Hand feucht werden; langsam begannen sich kleine Schweißtropfen auf des Schlafers Stirn zu bilden. Der über alles Maß erregten Frau drohten die Sinne zu vergehen; mühsam beherrschte sie sich, um sich nicht über ihn zu werfen, den fieberheißen Mund zu küssen. Jetzt nur Ruhe für den wohlthätigen, erquickenden Schlaf!

Froh bewegt führte sie die Hand, die scheinbar dem Kinde die Besserung gebracht hatte, an das Herz. Diese Hand, die sich nach einem verbotenen Glücke ausgestreckt hatte, die aber fernerhin nur dem Wohle des Herzblatts geweiht sein sollte!

War diese Wendung ein Zeichen, daß ihr Opfer angenommen worden, daß ihr Kind gerettet sein würde?

Wie eine Antwort auf ihre Frage schrien es, daß des kleinen Klaus Augen sich zu liebevollem Erkennen öffneten: „Mutti“.

Im selben Augenblicke dröhnte es laut vom Turm der Dorfkirche; das neue Jahr hatte begonnen. Der Turmwächter rief vom Kirchturm her laut den althergebrachten Glückwunsch über Dorf und Land, und vom Flusse her, wo die Schiffe des Eisgangs wegen festlagen, läutete und klang es von Glocken und Glöckchen und tragen die frohe Gewißheit in die Seele der einsam hangenden Frau, daß sie eine glückliche Zukunft begrüßten.

Der dämmernde Neujahrmorgen beleuchtete ein friedliches Bild: eine junge Mutter, eingeschlafen am Bettchen des sanft schlummernden Kindes. Auf beiden Gesichtern derselbe Ausdruck von Ruhe und friedlichem Glück.

Die Hand der Mutter hält die des Knaben fest umklammert. Der Erde von Moorland hat keinen Nebenbuhler im Herzen seiner Mutter mehr.



Nützliches fürs Haus.



— Glas zu schneiden, speziell anzuwenden für Glas von großer Dide oder von röhrenförmiger Gestalt: man bespannt das Glas an der zu trennenden Stelle mit einem Hanffaden, der mit Terpentin getränkt ist, zündet ihn an und bespritzt das Glas mit kaltem Wasser, worauf es bei geringem Drucke der Richtung entlang des ursprünglich aufgespannten Fadens abspringt.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut, schönen Teint und beseitigt Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten.
3 Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— **Brücke über den Landwehrkanal in Charlottenburg.** (Siehe das Bild Seite 177.) Die von der Stadt Charlottenburg erbaute Brücke über den Landwehrkanal ist eine neue monumentale Zierde Groß-Berlins; mit ihren Säulengängen, ihrem ornamentalen Schmuck und ihren Bildwerken stellt sie ein vornehmes Kunstwerk dar.

— **Erzbischof Dr. von Stein.** (Siehe das Bild Seite 179.) Der kürzlich im Alter von 77 Jahren verstorbene Erzbischof Dr. Franz Josef von Stein von München-Freising war vom Jahre 1871 an Professor für Moral- und Pastoraltheologie in Würzburg, von 1878 bis 1897 ebendort Bischof und wurde in dem letzteren Jahre auf den Stuhl des heiligen Corbinian erhoben. Franz Josef von Stein, der auch der Verfasser einer Reihe theologischer Schriften ist, war ein edler, vornehmer Charakter und ein Gelehrter von tiefer Frömmigkeit. In seiner bischöflichen Tätigkeit, in der er besonders in Würzburg große Erfolge aufzuweisen hatte, betonte er das religiöse Innenleben, die christliche Einklehr und war als eine irenische Natur, überall für den konfessionellen Frieden tätig. Sein Andenken wird ein gesegnetes sein.

— **Ministerpräsident a. D. Freiherr von Mittnacht 7.** (Siehe das Bild Seite 178.) Der am 17. März 1825 zu Stuttgart geborene Hermann von Mittnacht war zuerst im Richterdienste tätig und befand sich seit den 60er Jahren an der Spitze der konservativen Landespartei Württembergs. Als Justizminister (1867—1878) führte er die neue Gerichtsorganisation durch und war seit dem August 1870, nach dem Rücktritt Barnhäusers zugleich Minister des Auswärtigen und als solcher an den Versailler Verträgen hervorragend beteiligt. Seit dem Jahre 1876 Ministerpräsident, zog er sich im Jahre 1900, nach stark demokratischen Neuwahlen, aus dem politischen Leben zurück und lebte seitdem im stillen Friedrichshafen. Mittnacht war Katholik; mit dem Fürsten Bismarck verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen, denen er in seinen „Erinnerungen an Bismarck“ 1904 einen Denkstein setzte. Unbestritten sind seine Verdienste um das große Zustandekommen der deutschen Einheit; den Kulturkampf wußte er von Württembergs Grenzen abzuhalten.

— **Die Geburt einer Thronfolgerin im Königreich der Niederlande.** (Siehe die Bilder Seite 180 und 181.) Durch die Geburt einer Prinzessin ist die Thronfolge im Königreich gesichert, da nach den gesetzlichen Bestimmungen des Landes auch die älteste Tochter der Königin zur Thronfolge in den Niederlanden berechtigt ist, sofern kein männlicher Thronerbe vorhanden ist. Die Thronfolgerin wurde unter dem Titel einer Prinzessin von Oranien-Nassau, Herzogin von Mecklenburg, in das Zivilstandsregister der Stadt Haag in Anwesenheit des Justizministers eingetragen. Königin Wilhelmina, die im 20. Lebensjahre steht, vermählte sich mit dem Herzog Heinrich zu Mecklenburg am 7. Februar 1901. Wäre die Ehe kinderlos geblieben, so wären für die Erbfolge zwei deutsche Thronanwärter in Betracht gekommen, und zwar der regierende Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha und Prinz Heinrich XXXII. von Ruß, die beide mit dem Hause Oranien aus früherer Zeit verwandt sind. Prinz Heinrich entstammt dem großherzoglichen Hause von Mecklenburg-Schwerin. Wilhelm III., König der Niederlande, der Vater der Königin Wilhelmina, starb im Jahre 1890 ohne männliche Erben. Nach dem Hausgesetz folgte ihm in der Regierung seine einzige Tochter Wilhelmina. Bis zu deren Großjährigkeit führte die Mutter, die Königin Emma, die Regentschaft. Die Königin-Witwe steht jetzt im 51. Lebensjahre.



Zur Unterhaltung.



— Aus einem Roman. „... Plötzlich öffnete sich die Tür — ein Mann trat eilig herein, in der Hand einen Brief und auf dem Kopfe nur wenig Haare : :“

— **Kasernenhofblüte.** Wachtmeister (zum Rekruten, der wiederholt vom Pferde fällt): Sie sind ja das reine Börsenpapier! Sie steigen und fallen!



Rätselecke.



Regierbild.



Wo ist das zweite Schwein?

Rätsel.

Der ist überall willkommen, kann zur sprödesten Schönen kommen!
Die wird, durch ihr sanftes Drücken, zarte Liebe hoch beglücken!
Das zu finden ist oft schwer, mancher trifft's von ungefähr.

Wechsel-Rätsel.

Mit „o“ ist's eines Königs Haus.
Mit „u“, da heißt es — jetzt ist's aus.

Buchstaben-Rätsel.

Mit K auf Köpfen werden sie getragen,
In Farbe sehr verschieden und Gestalt.
Mit L den Volkstamm kennst du nur erfragen
Im Norden von Europa, rau und kalt.
Mit M zur Schule trägt sie jung und alt,
Mit N zieh'n feurig Schlitten sie und Wagen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Buchstaben-Rätsel: Mauern — Mauern.
- Gleichklang: Gefahren.
- Scherz-Rätsel: Micha.
- Rätsel: Speiche — Speicher.
- Rebus: Gründe gibt es für jede Tat.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düssel-dorfer Tageblatt.

Nr. 24.

Sonntag, 13. Juni.

Jahrgang 1909.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

XVI.

Des Mittags, während Gertrud im Bade war, erwachte Mariabas, aus seiner Betäubung; er war schauerlich anzusehen; seine Augen traten aus den Höhlen, sein dunkles Gesicht hatte eine mattblaue Farbe angenommen, wogegen das gelbliche Weiß seiner Augen furchtbar abstaht, wie machtlos blieb er auf dem Divan sitzen.

Plötzlich kam Leben in seinen erloschenen Blick; er sah ihr Schlüsselkörbchen auf einem Tischchen stehen und daraus Papiere hervorrufen, nur seine Hand brauchte er auszusprechen. Ja, da lagen Huberts beide Briefe.

Er las sie, oder richtiger, er buchstabierte sie, Buchstaben für Buchstaben, als ob er Mühe hätte, den Sinn zu verstehen; die Adern seiner Stirn schwellen an, seine Hände ballten sich, seine Lippen zuckten.

„Geduld, Geduld, bis heute abend, dann treffe ich sie beide,“ murmelte er, „ich bin nicht eifersüchtig, aber ich will mein Eigentum nicht einem andern abtreten; ich bin blind gewesen, aber sobald ich sehend bin, ist es aus mit Liebe und Eifersucht. O, warum habe ich geheiratet, o, warum habe ich glauben können, daß die „Schöne“ sich mit dem „Tier“ paaren würde; ich bin rauh und habe keine glatte Zunge, wie dieser Schwäger Bergmanns, aber sie hatte Augen, und sie hatte mich erwählt. Meine Gertrud, ich glaubte, daß du glücklich wärest, und ach, diese Briefe, sie sagen es mir deutlich genug, er ist ihr alles, ich bin der grausame Kerkermeister. Ha, ha, ha!“

Dann sank er wieder zurück und schien entsetzlich ruhig, einem Schlafwandler gleich.

Gertrud kam ins Zimmer. Tiefes Mitleid erfüllte sie, als sie ihn so matt und elend, so traurig und so hilflos da sitzen sah.

„Manuel,“ sagte sie, ihn sanft streichelnd und seinen Kopf an ihre Brust drückend, „ich werde dem Arzte einen Boten schicken, du bist krank.“

„Nein, keinen Arzt, nichts, ich werde mir selbst helfen, Betrügerin! . . .“

Sie sagte kein Wort mehr; sie ließ seinen Kopf los, nahm ihr Körbchen in die Hand und entfernte sich schweigend.

„O, wie soll das enden, mein armer, ebler Held,“ jensezte die arme Frau, während sie ihre langen Haare flocht; „ich bin „eine Betrügerin“, o Gott, worin habe ich ihn denn betrogen?“

Ohne ein Wort zu sagen, zog Mariabas seine Uniform an und verließ das Haus; mit einem Buche in der Hand

setzte Gertrud sich in die Vorgalerie; es dauerte nicht lange, so erschien Frau Dolmer, die ihr etwas Gesellschaft leisten wollte; sie konnte nicht denken, nicht weinen, kaum noch sprechen.

„Sind Sie wieder vollständig hergestellt, Frau Major?“ fragte die Dame interessiert.

„O, vollständig, ich bin niemals lange krank, ich hatte nur leichte Kopfschmerzen, aber mein Mann ist gar nicht wohl, er ist aufgereggt, nervös.“

„Und ohne Grund?“

„Natürlich, welchen Grund sollte er denn haben, vielleicht Dienstangelegenheiten?“

„Darf ich Ihnen etwas sagen, gnädige Frau, werden Sie es mir verzeihen und diese scheinbare Indiskretion auf Rechnung meines Interesses für Sie und meiner größeren Kenntnis indischer Menschen und Ansichten setzen?“

Erwartungsvoll sah Gertrud Frau Dolmer an; sie fühlte sich so verwirrt, so aus dem Felde geschlagen, daß es ihr recht willkommen war, etwas zu fühlen, das einem Lichte, einer Hilfe gleich, woher diese denn auch immer kommen mochte.

„Sie haben einen Mann, wie er unter Tausenden nicht zu finden ist,“ begann sie.

„Ja, gewiß, das wußte ich schon lange, sonst hätte ich ihn nicht genommen.“



Zwei Töchter des Kaisers von Japan: Links die Prinzessin Susaka Nanenomihä, rechts Prinzessin Tsune.

„Ein Held, ein edler Mann, doch jedermann hat Fehler; haben Sie nie bemerkt, daß Major Marialvas eifersüchtig ist?“

„Eifersüchtig? Auf wen?“

„Ei, auf alles, auf den Windhauch, der mit ihren Haaren spielt, auf die Blume, die Sie an Ihre Lippen drücken, auf jeden Menschen, mit dem Sie sprechen.“

„Das ist nicht so, Frau Dolmer, ich kann es wenigstens nicht glauben.“

„Haben Sie nichts auf Ihrem Gewissen, keine einzige Sünde, kein Vergehen?“

„Frau Dolmer,“ und das Feuer stieg der jungen Dame ins Gesicht, „welche Frage.“

„Wie kann ich Heilung bringen, wenn ich die Krankheit nicht kenne? Gibt es irgend einen Menschen, gegen den Sie scheinbar freundlicher gewesen sind als gegen ihn?“

„Freundlicher gegen einen andern, wie könnte ich das nur sein? O, Frau Dolmer, ich weiß nicht, wie andere Frauen denken oder handeln, aber ich kann nichts, ich bin nichts ohne meinen Mann; mein erster und letzter Gedanke ist für ihn; ich stecke keine Blume in mein Haar, oder an mein Kleid, ohne zu denken: sollte er das schön finden? Er ist dieser Tage sehr sonderbar, aber bei Gott, der mich hört, ich weiß nicht den Grund davon. Ich würde Ihnen kein Wort davon gesagt haben, aber Sie scheinen alles zu wissen, wie das kann ich nicht vermuten, vielleicht haben sie es erraten, vielleicht wissen Sie mehr als ich.“

„Ich begreife alles, eine häusliche Streitigkeit, wie es solche überall einmal gibt, ein „Liebesstreit“, würde Herr Hovius sagen.“

„Der erste Streit dann ganz gewiß, sonst sind wir niemals uneinig gewesen! Sehr sonderbar, ich kenne ihn nicht mehr! O, was soll ich nur tun, um ihn zu versöhnen? Wie hart er auch gegen mich sein möge, ich werde ihn immer lieben; wenn er unfreundlich gegen mich bleibt, würde ich mich vielleicht darüber zu Tode grämen, aber meine Liebe würde nicht dadurch beeinflusst werden.“

Frau Dolmer fühlte sich fast gegen ihren Willen gerührt; Liebe, eheliche Treue hatte sie in Indien kaum für möglich gehalten, sie hatte darüber gelacht, wie man wohl einmal über Märchen lacht; aber nun begann sie eine schwache Ahnung zu haben, daß es in der Tat Menschen gab, die nicht nur allen Ernstes daran glaubten, sondern es auch ernst damit meinten.

„Seine Liebe ist mein einziger Schatz; meinen Vater, mein Vaterland, meine Familie habe ich ihm aufgeopfert,“ fuhr Gertrud fort, „aber er kann nicht aufhören, mich zu lieben, nein, es ist nur vorübergehend, morgen wird er wieder derselbe sein.“

„Hören Sie einmal, Frau Major!“ und die Besucherin leuchtete, als ob sie keinen Atem bekommen könnte, „ich will Ihnen einmal etwas sagen, ich will Sie warnen. Sie meinen es gut, aber Sie sind undvorsichtig, und man hegt zwischen Ihnen und Ihrem gutmütigen, leichtgläubigen Gatten.“

„Zwischen uns, zwischen meinem Manne und mir?“

„Ja, man gönnt Ihnen Ihr Glück nicht, es bringt unsere Erfahrungen hier in Indien ein wenig in Verwirrung und darum beneidet man Sie; man mißtraut Ihnen, und hegt deshalb bei Ihrem Manne. Nehmen Sie sich deshalb in acht!“ — „Aber, vor wem denn?“

„Vor Ihrem Vetter.“

„Vor meinem Vetter?“ „Ja, vor ihm.“

„Vor Hubert Bergmanns? Sollte er denn Marialvas gegen mich aufheizen? Dann kennen Sie ihn nicht, er ist so gut, so aufrichtig.“

„Sie verstehen mich nicht. Mein Himmel, ist das nun wirklich kindliche Unschuld oder . . . etwas anderes? Ihr Mann ist ganz eifersüchtig auf Bergmanns; merken Sie das denn nicht?“

„Auf Bergmanns . . . das ist unmöglich. Hubert ist noch ein junger Bursche, ich habe ihn niemals für etwas anderes angesehen. Ich würde darüber lachen, wenn ich nicht so betrübt, so furchtbar betrübt wäre.“

„Und haben Sie ihm nichts gegeben?“ — „O nein.“

„Und halten Sie keine Geheimnisse mit ihm?“

„Durchaus nicht.“

„Bedenken Sie sich nur gut. Bestehen keine Geheimnisse zwischen Ihnen beiden?“

„Ach, nur eine Kleinigkeit, eine Ueberraschung zu Manuels Geburtstag.“

„Ei, sehen Sie nun, das genügt schon! Für den Eifersüchtigen sind Kleinigkeiten, leicht wie Rauch, oft stärkere Beweise, als die heilige Schrift. Wenn Ihr Mann nach Hause kommt, sprechen Sie dann offenherzig mit ihm; sagen Sie alles, alles, was zwischen Ihnen besteht, wenn Sie Briefe von Hubert erhalten haben, lassen Sie ihn dann dieselben lesen und glauben Sie mir, wenn er dann nicht überzeugt ist, dann . . . dann verdient er eine solche Liebe nicht.“

„O, gnädige Frau, dann kennen Sie ihn nicht, meinen edlen, guten Mann! Aber ich danke Ihnen für Ihren Rat; ich werde denselben befolgen, ich werde ihm alles, alles sagen; o, nun wird mir so viel klar und deutlich. Ich habe ihn gebeten, ihn angesiehet, er möchte Hubert den Stubenarrest erlassen, aber nicht um Huberts selbst willen, o nein, aber ich habe ein Gedicht gefunden, das gerade auf ihn paßte, und nun wollte ich es komponieren, aber ich kann das allein nicht, und darum kam Hubert, wenn Marialvas aus war, zu mir und half mir, und nun liegt es halb fertig da, und über acht Tage ist schon sein Geburtstag. Ach, daß ich mir noch solche Dinge in den Kopf setzen konnte, während mein armer Mann . . .“

Frau Dolmer, die harte, kalte Weltbame, strich mit der Hand über ihre Augen; es war ihr, als ob sie alles durch einen Schleier sähe, es waren doch keine Tränen?

Mit ausgestreckten Händen kam Frau Marialvas ihr entgegengeleilt.

„Sie dürfen mich nicht mehr Frau Major nennen, sagen Sie einfach Gertrud zu mir, und ich werde Sie dann Maria nennen. Sie erweisen sich als meine aufrichtige, wahre Freundin. O, ich bin Ihnen so von Herzen dankbar!“ Und sie küßte sie; es war Frau Dolmer fast, als ob dieser Kuß ihr auf den Wangen gebrannt hätte.

„Gertrud“, sprach sie fast atemlos, „Du kennst mich nicht; sonst hättest du mir nicht die Ehre gegeben, deine Freundin zu werden, aber ich danke dir noch mehr, ich werde mein Bestes tun, von heute an deiner würdiger zu sein.“

Gertrud vermutete nicht im entferntesten, welche gewaltige Veränderung sie in dem düsteren Gemüthe dieser Frau zustande gebracht hatte.

17.

„Wir müssen darauf Verzicht leisten, Hubert, es ist das einzige, was uns zu tun übrig bleibt, ich werde meinem Manne alles sagen, aber gehe nun sofort nach Hause, ich bitte dich darum.“

Aber, Gertrud, es ist schade, dieses Leitmotiv ist so hübsch erkunden, könnte ich es nur fertig stellen! Es tut mir furchtbar leid.

„Es ist 7 Uhr, Marialvas kann jeden Augenblick kommen, ich bitte dich, gehe sofort.“

„Ach, Gertrud, es ist so langweilig, dort allein zu sitzen! Hast du so wenig Einfluß auf deinen Mann, daß du absolut keinen Pardon für mich armen Sünder bekommen kannst?“

„Höre einmal, Hubert, ich kann dich ganz gut leiden, vor allem, weil du mein Vetter bist; aber mein Gatte ist mir natürlich unendlich mehr wert, und ich will um beinetwillen keine Unannehmlichkeiten mit ihm haben. Du hast einen Fehler begangen, trage deine Strafe mit Geduld und laß dir die 14 Tage eine gute Lehre für die Zukunft sein. Aus dieser Ueberraschung zum Geburtstag kann nichts werden, in Gottes Namen denn! Auch ohne dies werde ich meinem Manne wohl Glück wünschen können.“

„Es tut mir furchtbar leid.“

„Eine gute Lehre für später, Freunden, und nun gehe in Frieden. Die Frau des Majors darf dir den Arrest, den ihr Mann dir gegeben hat, nicht durch ihre Bitten erlassen.“

„Gib mir die Musik mit, vielleicht gelingt es mir doch, noch etwas davon zu machen.“

Sie standen in der Galerie, Hubert in seinem Hausrocke, und ohne Säbel; Gertrud holte die Papiere und überreichte sie ihm, während das volle Licht der Hängelampe beide beleuchtete.

„So, nun mag aber auch schnell, daß du wegstommst, es ist die höchste Zeit.“

Es war nun gerade eine Eigentümlichkeit von Hubert, wenn er ebenso gut durch die Thür Abschied nehmen konnte, über das Gitter zu klettern; so tat er auch nun, er sprang über die Balustrade.

„Bleib stehen, Nichtswürdiger!“ donnerte ihm eine Stimme in die Ohren.

Und mit einem Kris*) in der Hand slog Major Marialbas die Stufen hinauf; er sah entsetzt aus, sein Uniformrock hing offen; sein weißes Hemd war zerrissen und ließ seine dunkle Haut sehen; der Schaum stand vor seinen Lippen, seine Haare waren in Unordnung, in der Hand glänzte der Dolch.

„Mata glaß, toean mata glaß, Amok!**“) hörte Hubert irgendwo rufen, es war sicher Sidin, der Hausbursche, der es aber für geraten fand, seinen eigenen, kostbaren Leib in Sicherheit zu bringen.

Gertrud eilte ihm entgegen.

„Manuel!“ schrie sie mit herzzerreißender Stimme.

Aber Hubert hatte sie schon erfasst und deckte sie mit seinem eigenen Leibe.

„Ich will nicht mehr betrogen werden, sie muß sterben, sie muß und auch du, ehrloser Räuber! Glende“, leuchte der wütende Mann und ergriff seine Frau.

„Laß sie los“, brüllte er mit fürchterlicher Stimme, „sie ist die meinige.“

„Manuel, ich werde dir alles, alles sagen; o. nimm doch Vernunft an.“

„Zu spät, zu spät, Du hast nichts mehr zu sagen, du hast allein zu sterben.“

„Herr Major, werden Sie ruhig! Um Gotteswillen, Ihre Frau hat nicht die geringste Schuld“, flehte Hubert.

Und sie rangen mit einander; Hubert wollte dem rasenden Manne die gefährliche Waffe entreißen, aber wer durfte den ungleichen Kampf mit einem wilden Tiere aufnehmen? Blut strömte, Gertrud wußte nicht, von wem, sie klammerte sich in ihrer Todesangst an Marialbas Arm fest.

„O Manuel, laß den Dolch fallen, ich bitte dich darum: hast du mich denn nicht mehr lieb, mich, deine Frau, deine Gertrud?“ stöhnte sie.

„Ich bete dich an, und gerade darum gönne ich dich keinem andern.“

Schnell wie der Blitz hatte er sich den Armen Huberts entwunden; Gertrud sah und hörte nichts mehr, sie sank zu Boden, aber Hubert fing sie auf.

„Ungeheuer, du hast deine Frau ermordet“, rief Hubert mit tonloser Stimme aus.

„Ich habe sie gerichtet“, grinste er.

„Ich bin unschuldig“, lispelte sie.

Die Diener kamen näher; Bergmanns war nur an einem Arm verwundet, mit dem anderen stützte er die blutende Gertrud.

Geistesabwesend starrte Marialbas beide an; dann warf er sich auf seine Frau, schleuderte Bergmanns von sich weg und bedeckte sie mit Küffen.

„O mein Engel, meine Frau, mein Schatz!“ rief er aus, „verzeihe es mir, aber hast du mich denn auch betrogen, mich irreführt?“

„Bringe mich auf mein Zimmer. Vielleicht werde ich sterben, laß mich dann erst beten, ich kenne nur eine Schuld, ich habe dich zu lieb gehabt; ich habe von einem Menschen einen Abgott gemacht, Gott verzeihe es mir!“

Er trug sie weg; Bergmanns stand zitternd vor Erregung abseits, seine Hand war mit Blut besetzt, aber mit dieser blutigen Hand nahm er das Päckchen Musik und gab es einem in der Nähe stehenden Diener.

„Da, bringe das dem Herrn Major“, sagte er, „und erzähle keinem Menschen etwas von seiner Raserei. Er bekommt solche Anfälle häufiger. Es ist schon wieder vorbei!“

Inzwischen war Gertrud, erschöpft durch Blutverlust, in Ohnmacht gefallen; ratlos stand Marialbas neben ihr.

„O Gott, laß sie leben!“ betete er, „sie darf von mir denken, was sie will; kann sie eine Betrügerin sein, o meine Gertrud!“

Langsam öffnete sie ihre Augen:

„Es war eine Ueberraschung zu deinem Geburtstage! Ich meinte nichts Böses und Hubert auch nichts. Sage, daß du mir verzeihst, Manuel.“

„Dir verzeih'n? O, ich habe dich ermordet, aber du wirst nicht sterben. Schnell den Arzt.“

„Kein Arzt“, seufzte sie, „kein Arzt! Ich habe mich selbst verwundet, durch einen unglücklichen Zufall.“

Marialbas suchte das Blut zu stillen; er verstand es gut,

mit Wunden umzugehen; der Dolch war in ihre Brust gedrungen, und die Wunde sah drohend, gefährlich aus.

„Keinen Arzt, sage ihm nichts“, bat sie.

Endlich kam der Stabsarzt.

„Ich werde mich morgen in Arrest begeben“, sprach Marialbas ruhig, „ich habe meine Frau ermordet.“

„Das können Sie noch immer“, sagte der Arzt ruhig, „die Hauptsache ist vorläufig, daß wir Ihre Frau besser machen.“

„Ist denn noch Hoffnung?“ fragte der Major, zitternd in ängstlicher Spannung.

„Wenn Sie so sehr für ihr Leben fürchten, hätte ich sie lieber nicht verwundet“, bemerkte der Arzt trocken. „Ich kann noch nichts davon sagen, wir müssen abwarten.“

„Es ist seine Schuld nicht, ich habe es getan, ich allein!“ erklärte die Kranke mit kaum hörbarer Stimme.

Eine furchtbare Zeit brach nun für Marialbas an; wie ein Hund wachte er vor dem Lager seiner Frau, weder bei Tag noch bei Nacht wich er von ihrer Seite, jeden Augenblick die geringste ihrer Bewegungen beobachtend.

Aus seiner Anzeige am Gericht wurde jedoch nichts.

„Sie tun besser, das Uebel wieder gut zu machen, als noch mehr Lärm zu verursachen“, hatte der Arzt gesagt, „damit betrüben Sie die arme Kranke noch viel mehr!“

Sobiel er vermochte, bekämpfte der Arzt aber alle Nebenreien; Frau Marialbas hätte einen Blutsturz bekommen, erzählte er, und da Gertrud immer zart und durchsichtig ausgelesen hatte, verwunderte dies niemanden.

Hovius allein grinste böshaft und fragte, ob die Frau Major sich etwa zurückziehen wolle, weil ihr Vetter Stubenarrest hätte. Frau Dolmer dachte das ihre darüber, aber beobachtete ein unverbrüchliches Schweigen. Bergmanns konsultierte auch einen Arzt wegen seines Armes; der Stabsarzt besuchte ihn aber aus eigener Bewegung und vernahm von ihm den genauen Hergang der Sache.

Niemand hatte das Angstgeschrei der Opfer des Majors gehört, als die Diener, und diese fanden es nicht der Mühe wert, den Tobsuchtsanfall ihres geliebten Herrn und Meisters zum Gegenstande ihrer Gespräche oder von Klatschereien zu machen; so blieb das häusliche Drama denn zwischen den drei Hauptpersonen und dem Doktor verborgen.

Lange schwebte Gertrud zwischen Leben und Tod; endlich siegte ihre jugendliche Kraft; sie begann zu genesen und das erste Mal, wo sie wieder in der Galerie erlichten, kam Hubert, der in der letzten Zeit viel ernster geworden war, sie besuchen.

Marialbas ging ihm entgegen.

„Verzeihe mir!“ war alles, was er sagte.

„O Herr Major! Wie können Sie so etwas sagen! Es ist alles teuflische List gewesen: ich wollte Gertruds Armband zurückbringen, an dem ich die kleinen Diamanten bei dem Juwelier van Arden zu Batavia habe festmachen lassen.“

„Auch das noch, Gertrud!“ sagte Marialbas nach Huberts Ausbruch.

Voller Bärtlichkeit fuhr sie mit ihrer kleinen Hand durch seine vollen Locken, worin nun manches weiße Haar zu bemerken war, und schmeichelte:

„Lieber Manuel, ich verspreche dir, daß ich nie mehr solche Kleinigkeiten geheimnisvoll behandeln werde; ich begreife, daß dies deiner großen edlen Seele beschränkt und klein vorkommen mußte.“

„Und ich werde versuchen, dich nicht weniger, sondern vernünftiger lieb zu haben“, sagte er ernst und fest.

„Laß das unsere Ruhe sein“, lispelte sie.

Kurz darauf schrieb Herr van Benningen seiner Tochter und seinem Schwiegersohn endlich eine Antwort auf ihre wiederholten Briefe; Tante Hanna wurde kindlich und seine Haushaltung hatte darunter zu leiden. Warum blieben sie länger in dem fremden Lande? Ihre Heirat wollte er ihnen verzeihen. Marialbas spielte so gut Whist und ein Mitspieler wäre gestorben; ob sie nicht nach Holland zurückkehren könnten?

Und Marialbas nahm seinen Abschied; nur die holländische Luft würde seine Frau wieder vollständig herstellen. Er schwärmte nicht mehr für das Soldatenleben, denn er hatte nunmehr eine Abneigung vor Waffen.

Sie reisten also nach Europa ab, niemand betrauerte ihre Abreise mehr als Hubert; sie ließen sich in derselben Stadt und selbst in demselben Hause ihres Vaters nieder, ohne daß der Friede gestört wurde. Der alte Herr war glücklich, daß alles regelmäßig von Statten ging; Marialbas gibt seine Kriegsabenteuer in Buchform heraus, und arbeitet immer, wenn er nicht mit Gertrud beschäftigt ist oder mit dem alten

*) Maleischer Dolch, eine gefährliche Waffe.

***) Der Herr ist wahnsinnig, Unrath!

Herrn eine Partie Whist spielt. Er widmet sich ferner der Erziehung der Kinder, welche seine Frau ihm schenkt, und die so weit wie möglich von Großpapa entfernt, ihre Schrei- und Zwingperiode zubringen.

Ein einziges Mal im Winter fahren Mariabas und Gertrud nach Amsterdam, um etwas von den Freuden einer Großstadt zu genießen; so besuchten sie dort zusammen das Theater, und hörten erst an der Kasse, daß Othello anstatt Hamlet von einem deutschen Künstler dargestellt werden sollte.

Atemlos schweigend hörten sie zu; schwer ging Mariabas Brust auf und nieder; der kalte Schweiß tropfte auf seiner Stirn.

„Es ist unsere Geschichte,“ flüsterte er Gertrud zu.

„Vor 300 Jahren wurde dieses Paar schon besungen,“ antwortete sie, „und noch in unserer Zeit lebt es unsterblich weiter.“

Sie hatte vor tiefer Rührung geweint in dem ersten Auftritt, als Othello erzählte, wie er seine Desdemona gewonnen hatte, doch allmählich wurde auch sie bleich und kalt.

„Davins,“ hörte sie ihren Mann sagen, „und auch Frau Dolmer?“

„Nein, nicht ganz, zuerst vielleicht, aber zuletzt nicht mehr,“ erwiderte sie.

Aber als Othellos Eifersucht mehr und mehr zunahm, als er endlich in das Schlaßgemach seiner Frau eingetreten war und seinen furchtbaren Monolog beendet hatte, stand Mariabas auf.

„Ich kann es nicht länger anhören,“ stieß er fast leuchtend hervor.

Draußen angekommen, in der kalten Winternacht, zog er den Arm seiner Frau fest in den seinigen.

„Warum hatte ich dieses Stück nicht eher gesehen, nicht eher gelesen?“ murmelte er.

„Freue dich lieber,“ sagte Gertrud mit einem ruhigen Lächeln, „daß du es nun noch sehen durfst, neben deiner Desdemona!“

An das schöne Indien, wo die beiden bei bösen Menschen so viel Glend und Unglück kennen gelernt hatten, dachte Mariabas nur noch wie an einen bösen Traum.



Englische Offiziere in Deutschland: 30 englische Offiziere besuchen unter Führung deutscher Offizier die Schlachtfelder von Weizenburg und Wörth.

Nur eine Nachschrift!

Novelle von C. Borges.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war ein klarer heller Wintermorgen, fast ein wenig zu warm für den Anfang Februar, so dachte wenigstens Graf Ulrich von Hohentropf, der, anscheinend in heiteren Gedanken, langsam durch die belebten Straßen der Residenz schlenderte.

„Hallo!“ rief er plötzlich, als ein schwerfälliger, bunt bemalter Omnibus langsam vorüberfuhr; der Koffelkenner hielt einen Augenblick, um den neuen Passagier aufzunehmen.

Der junge Graf blickte erstaunt umher. Er war ganz allein — doch nein! dort in der äußersten Ecke sah ein junger Mann mit feinen, aristokratischen Gesichtszügen, der aber sanft eingeschlummert war und den neuen Ankömmling nicht bemerkt hatte.

Das Haupt des jungen Schlafers war müde auf seine Brust herabgesunken; in der Hand hielt er ein weißes Stück Papier, welches jetzt langsam den Fingern entglitt.

„Da liegt es,“ flüsterte der Graf leise, und ein schelmisches Lächeln glitt über seine Züge. Dann von Neugierde und Uebermut getrieben, bückte er sich, hob das Papier auf und las die mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Erwarten Sie mich nicht am Dienstag um 5 Uhr im goldenen Löwen; denn ich werde unter keiner Bedingung kommen. S. U.“

„S. U.“, dachte der junge Graf, und wieder erschien das übermüdete Lächeln auf seinem schönen Antlitz, „welchen Namen mögen diese Buchstaben bedeuten? — Helene, Hildegard — oder wie sie sonst heißen mag, williat nicht in ein vorher geplantes Rendezvous ein, denn um ein geheimes Stellbischein handelt es sich doch gewiß; nun, das ist edel von ihr, aber wissen möchte ich doch, wer sie ist.“

Kurz entschlossen nahm er seinen Bleistift, und die Schrift, so gut wie möglich nachahmend, schrieb er unten an der Ecke „erte“ und auf der anderen Seite:



Der erste weibliche Bürgermeister in England, Frau Dr. Garret Anderson (x), begibt sich an der Spitze ihrer Beamten zur Kirche.

„P. S. Nach reiflicher Ueberlegung willige ich ein, zur festgestellten Stunde in der Nähe des goldenen Löwen zu sein. S. U.“

Der goldene Löwe war ein einsames mitten im Walde gelegenes Wirtshaus ungefähr eine halbe Stunde von der Residenz entfernt, das sich nicht des besten Rufes erfreute.

„So, jetzt vorsichtig!“ murmelte er leise und steckte dem Schläfer behutsam das verhängnisvolle Papier in die Rocktasche, ohne zu ahnen, daß dieser übermütige Streich für sein ganzes Leben entscheidend werden sollte.

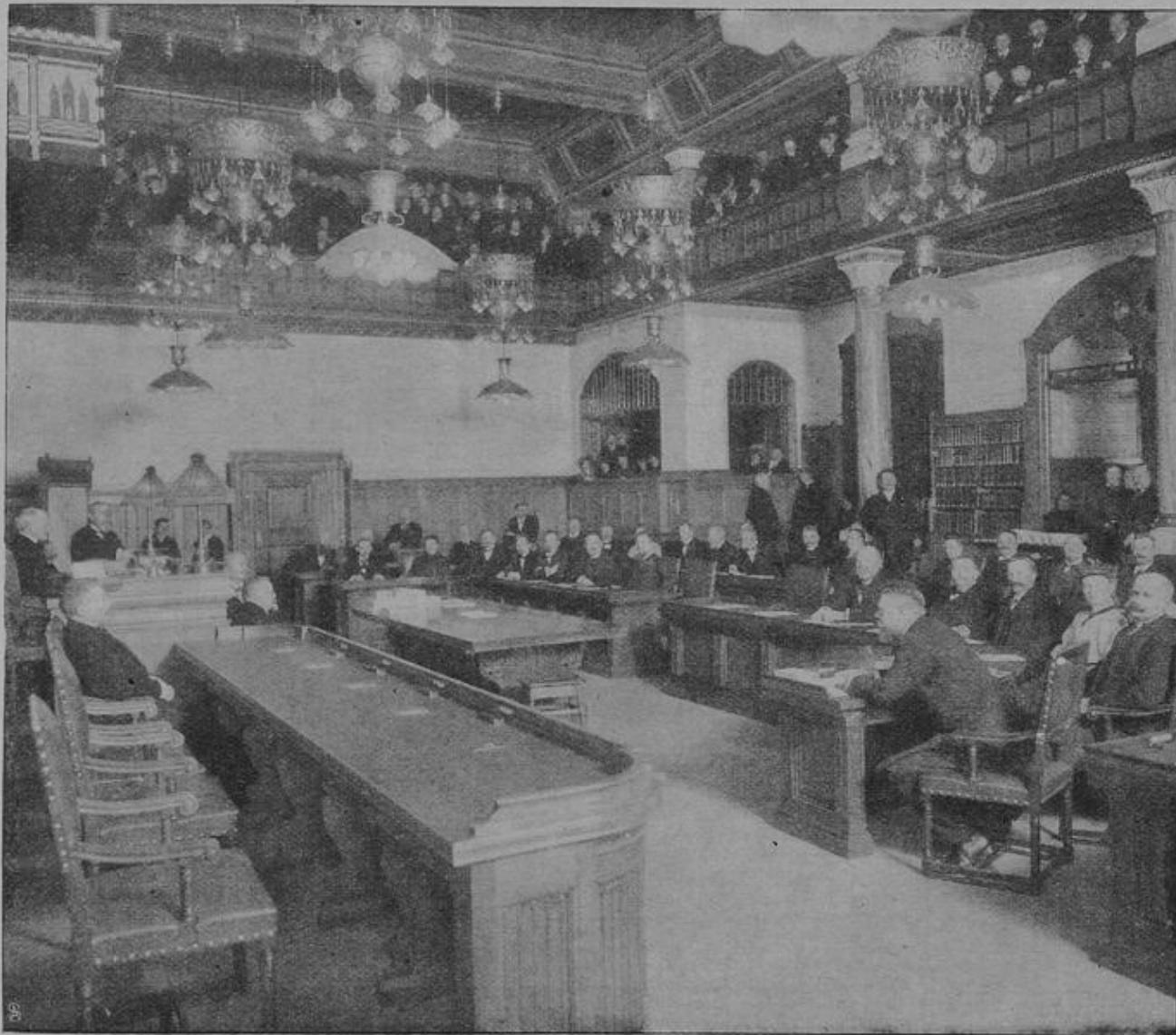
Endlich war es gelungen; der harmlose junge Mann hatte noch immer die Augen fest geschlossen, und seine gleichmäßigen ruhigen Atempünge bezeugten hinreichend, daß er von dem

den; dann faßte er in die Tasche und zu seinem Erstaunen fand er dort das Gesuchte.

„Ha!“ rief er überrascht, während Purpurröte seine bleichen Wangen färbte, „wie war es nur möglich, daß ich das Börtchen „verte“ nicht sah!“ Dann fiel sein Blick auf die Mitfahrenden, die erstaunt seinen Bewegungen folgten.

„Gott sei gedankt, daß er kommen will, oh! wenn doch schon morgen Dienstag wäre,“ dachte er weiter, als er ahnungslos die Nachschrift gelesen hatte.

Der Tag neigte sich zu Ende; ein eisig kalter Ostwind pfiß durch die kahlen Bäume; der volle Mond warf sein silbernes Licht auf die schneeige Landschaft und erhellte hinreichend die ganze Gegend, als Graf Ulrich von Hohentropf



Neue Errungenschaften der Frauenbewegung.
Eine Sitzung der Kopenhagener Bürgerrepräsentation mit den ersten weiblichen Stadtverordneten.

Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Graf von Hohentropf lächelte still vergnügt, dann öffnete er behutsam die Tür und sprang auf die Straße.

„Es ist doch ein schlechter Scherz,“ dachte er bei sich selbst, als er dem schwerfälligen Omnibus nachschaute, „der junge Mann sah so edel und hochherzig aus, ich möchte wohl wissen, wer er ist.“

Wieder wurde der Omnibus angehalten. Jetzt stiegen mehrere Damen und Herren ein, die sich so munter und lebhaft unterhielten, daß der junge Mann in seiner Ede jäh erwachte und erschrocken umherblickte. Schnell sprang er auf; seine suchenden Blicke irrten angst erfüllt auf dem Bo-

jetzt langsam in der Nähe des goldenen Löwen auf und ab schritt. Vier Tage waren vergangen, seitdem er dem Schläfer im Omnibus den Streich gespielt hatte; oft hatte er im Stillen seine Tat bedauert, aber da er geschehene Dinge nun nicht ungeschehen machen konnte, wollte er doch wenigstens zusehen, wie sehnsüchtig der junge Mann auf seine Dame warten würde.

Doch, er sah Niemand! Schon wollte er umkehren, als plötzlich eine ältlich vornehme Dame im schwarzen Seidenkleide eilig durch den Wald kam, und als sie jetzt den jungen Grafen erblickte, in augenscheinlicher Erregung auf ihn zukam und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Sind Sie Herr Ulrich?“ fragte sie vor Aufregung zitternd.

Der junge Graf blickte überrascht auf. Wie konnte diese fremde stolze Dame seinen Namen kennen und noch dazu ihn so vertraulich anreden?

„Ich heiße Ulrich,“ versetzte er erstaunt, aber seine Erregung wuchs, als sie mit Tränen in den Augen seine Hand, die sie noch fest in der ihrigen hielt, drückte und ausrief:

„Wie kann ich Ihnen danken? Wie glücklich bin ich, wie dankbar sind meine Kinder, daß Sie gekommen sind; oh! es wäre schrecklich gewesen, wenn Sie unsere Bitte nicht erfüllt hätten.“

Sie schwieg und bedeckte ihr bleiches Antlitz mit ihren Händen.

„Was kann ich tun? Befehlen Sie über mich,“ bat der Graf.

„Kommen Sie; lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren,“ fuhr die alte Dame bewegt fort. „Bedenken Sie, wie wir leiden, wie mein Sohn und meine Tochter in Angst und Sorge sind, bis die Frage entschieden ist; kommen Sie, der Weg ist nicht so weit,“ und dann schritt sie rüstig voran durch den einsamen Wald.“

Graf Ulrich folgte gezwungen.

„Hier muß ein Irrtum vorliegen,“ stammelte er endlich verlegen.

„Das glauben wir auch,“ entgegnete sie, ohne ihren eiligen Gang zu unterbrechen, „darum sind wir Ihnen so dankbar, daß Sie gekommen sind, wir konnten den Zeitpunkt gar nicht erwarten.“

Bald lag der Wald hinter ihnen; in geringer Entfernung erhob sich ein prächtiges Herrenhaus mit parkähnlicher Umgebung; die voranschreitende Dame schien ihren Schritt noch zu beschleunigen, als sie es erblickte.

„Lassen Sie mich den Irrtum erklären,“ bat Graf von Hohentrost und versuchte seinen Gang zu mäßigen.

„Nicht hier, nicht hier,“ flehte die Dame. „Ich kann hier kein Wort hören; kommen Sie!“

Bald war das Ziel erreicht. Sie wurden augenscheinlich erwartet, denn ein alter Diener in reicher, prächtiger Livree öffnete bereits vor ihrer Ankunft das schwere Portal. Die Herrin des Schlosses stieg eine breite Treppe hinan und winkte dem Fremden, ihr zu folgen. — Der Graf konnte jetzt nicht mehr zurück, zwar schlug ihm Herz und Gewissen, als er gleichsam wie im Traum der voranschreitenden Dame folgte.

Vor einer breiten eichenen Flügelthür am äußersten Ende des geräumigen Korridors wartete die Dame, dann, als der Graf sich ängstlich näherte, öffnete sie hastig und betrat mit ihm das Gemach. Der unerwartete Anblick, der sich hier seinen Augen bot, blieb dem Grafen für sein ganzes Leben unvergessen. — Auf einem kostbaren Lager mit schweren seidenen Vorhängen lag ein bleicher, abgezehrter Mann, dessen Augen in wilder Fieberglut leuchteten. Eine Krankenpflegerin mit breiter weißer Haube stand am Fuße des Bettes; ein junges, liebliches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren stand an ihrer Seite, und im Hintergrunde stand ein junger stattlicher Mann, den der junge Graf zu seinem Entsetzen sofort als den ruhigen Schläfer erkannte, dem er vor wenigen Tagen im Omnibus den unverzeihlichen Streich gespielt hatte. Aller Augen richteten sich gespannt auf den Ankommenden; die Mutter ging ihren Kindern entgegen und flüsterte ihnen zu:

„Hier ist er endlich, meine geliebten Kinder,“ dann trocknete sie die Tränen, die sich wider Willen in ihre Augen drängten, als sie jetzt den Fremden bei der Hand nahm und ihn tief bewegt an das Lager führte.

„Sehen Sie ihn genau an“, flüsterte sie leise. „Jede Krankheit verändert die Züge, und dann sagen Sie uns, was Sie denken.“

Eine peinliche Pause entstand. Der jüngere Graf blickte verwirrt in die durch Fieber verführten Züge; dann begegnete er dem ängstlich fragenden Blick der alten Dame, sah die gespannte Erwartung in den Augen des lieblichen Mädchens und wagte nicht einmal, den jungen Mann anzusehen, der jetzt erregt fragte:

„Ist er Ihr Freund?“

Fast hilflos blickte er umher, als die beiden Damen fast zu gleicher Zeit dieselbe Frage an ihn richteten. — So gerne er auch offen die Wahrheit gestehen wollte, so war es

ihm hier doch im Beisein des Leidenden nicht möglich, denn das Gefühl seiner Schuld und die Scham über den unziemlichen Scherz erstickten ihm die Worte in der Kehle.

„Antworten Sie mir,“ fleht jetzt die Dame, „ist er Ihr Freund? Sie wissen doch, was ich Ihnen geschrieben habe — erkennen Sie ihn wieder? Ist er Ihr Freund?“

„Sie zögern?“ fragte jetzt die klangvolle melodische Stimme der jungen Dame, als sie auf den Fremden zutrat. „Deshalb wünschen wir so sehr, daß Sie kommen sollten, denn wir müßten Gewißheit haben. Sehen Sie ihn genau an, unser ganzes irdisches Glück hängt von Ihrer Antwort ab; Ist er Ihr Freund?“

„Meine Schwester spricht mir ganz aus der Seele,“ begann jetzt der junge Mann. „Verzeihen Sie uns, daß wir Sie so empfangen, aber wir sind alle so erregt.“

Erregt! oh! Graf von Hohentrost war erregt, beschämt, tiefe Reue fühlte er über seinen unüberlegten Streich im Omnibus.

„Hier kann ich es nicht erklären,“ stammelte er endlich bewegt und erfaßte die Hand des jungen Mannes; dann deutete er auf das Lager: „Ich habe den Mann noch nie gesehen!“

Die Anwesenden sahen erstaunt auf.

„Wissen Sie das bestimmt?“ fragte die junge Dame. „Sie allein haben ihn doch da drüben in Amerika gesehen.“

„Wir haben ihn als den rechtmäßigen Erben dieses Schlosses aufgenommen,“ unterbrach die Mutter, „denn er legitimierte sich als solchen, und die Anwälte fanden seine Papiere in bester Ordnung. Wir müßten schon zufrieden sein, obgleich uns der Gedanke schwer wurde, unser liebes Erbe zu verlassen. Dann kam vor einigen Wochen diese Krankheit —“ die alte Dame stockte.

„Während seiner Krankheit“, fuhr der junge Mann leise fort, „schöpfte Aurelia — auf seine Schwester deutend, — zuerst Verdacht, daß wir betrogen würden. Seine wilden Fieberfantasien deuteten darauf hin, daß er gar nicht der rechtmäßige Erbe sei, daß er fürchte, entdeckt zu werden, und daß vielleicht eine Schuld seine Seele belastete. — Haben Sie von ihm unsere Geschichte nicht gehört? Seit länger als achtzig Jahren ist unsere Familie im Besitz dieses Schlosses und seiner reichen Güter. Damals war der letzte Sproß und Erbe als junger ungestümer Mann nach Amerika ausgewandert, und mein Großvater hatte, als einziger, weit entfernter Verwandter, Besitz von den verlassenen Gütern ergriffen. Nach seinem Tode erbte mein Vater die Besitzung, die jetzt auf mich übergehen würde, wenn nicht dieser Fremde sich als rechtmäßiger Nachkomme des vor achtzig Jahren ausgewanderten Erben legitimiert hätte. Wundern Sie sich daher, daß wir so ängstlich Ihren Ausspruch erwarteten, da Sie ihn doch gekannt haben? Als Sie zuerst unsere Einladung auschlugen, waren wir fast verzweifelt, auch unsere zweite Bitte schien anfänglich unerfüllt zu bleiben, glücklicherweise schrieb Sie aber die Nachschrift, daraufhin eilte meine Mutter Ihnen entgegen und brachte Sie hierher.“

Graf Hohentrost hatte mit gemischten Gefühlen dieser Auseinandersetzung gelauscht. Oft hatte er unterbrechen wollen, doch die Gegenwart des Kranken hinderte ihn. Plötzlich richtete sich der Leidende auf; seine Augen funkelten, seine wilden Reden waren ganz verständnislos. Die Wärterin gab ihm beruhigende Tropfen, die er widerstandslos nahm, worauf er einen kurzen Augenblick in die Kissen zurückfiel.

„Ha, ha,“ rief er dann deutlicher, „niemand wird es ahnen; niemand kennt mich! Wer sagt, was früher geschehen ist? Ha, ha, niemand ahnt die Wahrheit!“ und ein unheimliches heiseres Lachen folgte den wilden Phantasien.

„Was sagen Sie dazu?“ flüsterte Aurelia's Bruder leise, „wir glauben bestimmt, daß er ein Betrüger ist, aber die Advolaten legen auf irre Fieberreden keinen Wert, und er hat das Recht auf seiner Seite.“ Wieder richtete sich der Kranke empor; seine glänzenden Augen irrten suchend umher.

„Niemand kennt meinen Namen,“ murmelte er jetzt fast unhörbar. „Ich bin Baron Edgar von Steined! Wer sagt, daß ich es nicht bin!? Der Advokat glaubt es, warum glaubt Ihr es nicht? — Wer seid Ihr alle?“ fuhr er jetzt heiser auf, „und wo bin ich hier? Wer kennt mich? Ist dieses der Gerichtshof? Wer seid Ihr? sagt es mir!“

Der junge Mann legte seine kalte Hand auf die fieberhafte Stirn des Unglücklichen und sagte beruhigend:

„Sagen Sie uns die Wahrheit, wer Sie sind, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß keine Strafe Sie treffen soll.“

Einen Augenblick schienen sich die wirren Gedanken des Leidenden zu erhellen, dann zuckte es wieder wild in seinen Augen, und wieder erscholl das unheimliche Lachen durch das Gemach.

Der junge Graf konnte den Anblick nicht länger ertragen. „Um Gotteswillen,“ flüsterte er dem jungen Manne zu, „lassen Sie mich dieses Zimmer verlassen, ich ertrage es nicht länger.“

„Sie wollen uns doch nicht verlassen?“ bat die alte Dame, dann verließ sie das Krankenzimmer.

So sehr der junge Graf auch hoffte, daß die Damen nicht Zeuge seines Geständnisses sein möchten, so sah er doch, wie sie dem jungen Manne folgten, der jetzt den Gast in ein anderes Gemach führte.

„Hier können wir ungestört überlegen,“ begann er, dann senkte er beschämt den Blick zu Boden.

Der junge Mann blidte überrascht auf.

„Sie sprechen zu mir, wie zu einem Befannten“, fuhr er fort, „und dennoch bin ich überzeugt, daß wir uns noch nie gesehen haben.“

„Gewiß nicht,“ warf der junge Mann ein, „aber die Umstände zwangen uns, Sie zu bitten, uns diese Unterredung zu gewähren. Wir sind Ihnen alle aufrichtig dankbar, Herr Ulrich.“

„O, kein Wort weiter,“ unterbrach der Graf. „Ich verdiene nichts weniger als Ihren Dank; ich bin gar nicht der Mann, für den Sie mich halten!“

„Wie ist das möglich?“ rief die junge Dame. „Heißen Sie nicht Herr Ulrich? Haben Sie nicht in Ihrem Briefe in der Nachschrift geschrieben, daß Sie kommen wollten? Wie können wir uns also irren?“

„Hören Sie die einfache Tatsache,“ bat reumütig der junge Graf. „Zufällig traf ich Sie vor einigen Tagen im Omnibus. Sie waren eingeschlafen, und ein Briefchen, welches Sie in der Hand hielten, fiel zu Boden. Ich nahm es auf und — so unverzeihlich es auch ist — erlaubte mir, die verhängnisvolle Nachschrift hinzuzufügen. Wie sehr ich diese Tat jetzt bereue, wie aufrichtig ich Ihre Verzeihung ersehe, kann ich kaum in Worten ausdrücken.“

„Wie? Sie sind nicht Harold Ulrich? der Mann, mit dem Edgar Steined in Amerika bekannt war?“

„Ich heiße Ulrich von Hohentrost,“ versetzte der Angeredete mit niedergeschlagenen Augen.

Ein Blick tiefster Verachtung traf den Schuldigen, der nicht wagte, seine Augen zu erheben.

„Habe ich recht verstanden?“ rief jetzt der junge Mann, zornig von seinem Sitz aufspringend. „Sie, ein vollständig Fremder, haben sich in unsere Familienangelegenheiten gemischt. Ist das wirklich so?“

„Es war nicht meine Absicht, glauben Sie mir —“

„Glauben?“ unterbrach der andere mit wildem Tone, „kann ich einem Manne glauben, der so schändlich handelt? Sie haben die Erregung meiner Mutter gesehen, aber Sie haben geschwiegen, bis Sie Ihre Neugierde befriedigt hatten! Bei Gott! Sie sollen nicht ungestraft hier fort!“

Zornig erhob er seinen Arm, und mit einem kräftigen Schlag warf er den Fremden zu Boden, daß sein Haupt gegen eine Marmorsäule fiel, und er benimmungslos liegen blieb. (Fortsetzung folgt.)



Für die Kinderwelt.



Ueber japanisches Kinderleben

weiß ein Beobachter, der viele Jahre in Japan zugebracht hat, viel Interessantes zu berichten. Während in China die Knaben seitens der Eltern einen großen Vorzug vor den Mädchen haben, genießen in Japan beide gleiche Liebe und Sorgfalt. Mit Vergnügen habe ich stets den niedlichen japanischen Kindern bei ihren Spielen zugeschaut. Niemals begegnet man in den japanischen Straßen dem wilden Knabenenspiel mit Balgerei, Streit und Geschrei. Harmloses, fröhliches Spiel einer lachenden, munteren Kinderchar begrüßt uns vor den Türen der Häuser. Kuß und Händedruck sind in der japanischen Familie gleichwie in der chinesischen unbe-

kannte Zärtlichkeits-Außerungen. Dennoch wird Japan mit Recht „das Paradies der Kinder“ genannt. In reichem Maße sorgen die Eltern für Spielzeug und Kinderfeste; sie werden im Umgange mit ihren Kindern selbst wieder Kinder und freuen sich mit ihnen an ihren Spielen, sehen aber andererseits auch streng auf pünktlichen Schulbesuch und häuslichen Fleiß. Die Mädchen lieben es wie bei uns, mit Puppen zu spielen, während als Lieblingspiel der Knaben Kreisel, Reifen und Papierdrachen gelten.

Der Fährmann.

Vor vielen Jahren war ein Fährmann, und der sollte eines Tages eine Ziege, einen Wolf und einen Korb Kohl über den Rheinstrom fahren. Allein sein Schifflein war so klein, daß er von den dreien auf einmal nur eines aufnehmen konnte. Zu seinem Troste wußte er jedoch, daß ihm keines entweichen werde; denn die Ziege hätte den Kohl gefressen und der Wolf die Ziege; der Kohl aber hatte keine Beine und konnte also nicht fortlaufen.

Zuerst lud der Fährmann den Wolf ins Schiffchen; allein da machte sich die Ziege sogleich an den Kohl, und der Schiffer mußte wieder umkehren. Nun nahm er den Kohl ins Schiffchen, aber o weh! Der böse Wolf packte alsbald die Ziege an, und der Fährmann mußte abermals zurückkehren.

Hierauf lud er die Ziege ins Schiffchen und führte sie über den Strom. Der Wolf machte große Augen und sah ihr nach, den Kohl aber ließ er unberührt. Was jetzt der gute Fährmann tun sollte, wußte er nicht, und er kratzte sich im Haar. „Hole ich nun den Wolf,“ sagte er zu sich, „so irrt er mir die Ziege; hole ich aber den Kohl, so ist der nicht sicher vor der Geiß.“

Endlich fiel ihm ein, er müsse nun den Kohl holen. Und er fuhr über den Strom, lud den Kohl ins Schiffchen und setzte mit ihm ans andere Ufer. Die Ziege ließ er aber nicht beim Kohl, sondern nahm sie mit sich zurück. Dann lud er den Wolf ins Schiffchen und setzte mit ihm hinüber zum Kohl. Auf der letzten Fahrt holte er die Ziege, die schon einmal drüben gewesen war. Und so brachte der Fährmann alle drei: den Kohl, die Ziege und den Wolf ohne Schaden über das Wasser.

Hansl und der Raubvogel.

Des Försters Söhnchen Maxl hat ein zahmes Stärlein. Das ist ein gar drolliger Kauz. Und wie er reden kann! „Guten Morgen, Euer Gnaden!“ „Wie ist's Befinden?“ „Spizhub! Faßt den Spizhub!“ „Ist kein Gendarm da?“ — Solche Reden kann Hansl gar prächtig plappern. Einmal sieht Hansl am Brunnenrog und schaut zu, wie der Raubvogel pfeilschnell auf ihn niedersaust. Ehe er sich's verzieht, ist er am Halse gepackt, und dahin geht's hinauf ins Blaue. Da schreit der Star in seiner Not: „Ist kein Gendarm da?“ und wehrt und sträubt sich. Doch der böse Raubvogel hält ihn fest zwischen den scharfen Krallen. Der Förster aber hat das Stärlein schreien hören. Er reißt die Büchse von der Wand. Jetzt heißt es haar'scharf zielen. Puff! Mitten durchs Herz ist die Kugel gegangen. Den Raubvogel hat's umgedreht; dann ist er tot niedergefunken. Der Hansl hat sich geschwind losgemacht, ist auf den Brunnen geflogen und hat in der größten Wut geschrien: „Ist kein Gendarm da?“ Dann ist er ins Haus gelaufen und hat sich auf die Dienstange gesetzt. „Wie ist's Befinden, Euer Gnaden?“ sagt der Förster und lacht. „Danke, schlecht!“ sagt Hansl und dreht sich um. Den Raubvogel haben sie ausgestopft und auf ein Hirschgeweih gesetzt. Hundertmal im Tage stellt sich Hansl davor, schlägt mit den Flügeln und schimpft zornig: „Spizhub! Faßt den Spizhub!“



Nütliches fürs Haus.



— **Ganz vorzüglicher Ritt.** Man weicht Leim mit starkem heißen Essig, einviertel Liter Spiritus und ein wenig Maun. Diese Flüssigkeit wird in einer Flasche verwahrt und je nach Bedürfnis verwendet zum Ritten von Horn, Holz, Porzellan, Glas usw.

— **Bierflaschen vor Zerpringen zu sichern.** Man stecke mit dem Kork in die Flasche einen 2 Finger langen Strohhalm ohne Knoten. Durch den Halm entweicht somit, trotzdem, daß er fast gequetscht ist, die fixe Luft, die eben bewirkt, daß die Flaschen zerpringen.



Zur Unterhaltung.



— Er kann sich's leisten. „Sie sitzen den ganzen Tag in der Weinstube und essen Austern; fürchten Sie denn gar nicht, von diesem oder jenem Ihrer Gläubiger hier angetroffen zu werden?“ — „Nein, — die können sich das nicht leisten, hierher zu gehen!“

— Vorschlag zur Güte. Schneider: Wieder kein Geld — wegen der lumpigen Hose komme ich nun schon zum neunten Male zu Ihnen! — Student: Na, da machen Sie mir doch einen ganzen Anzug, damit sich's wenigstens lohnt!

— Uebergalant. Dame: Sie halten mich wohl gar nicht mehr für so ganz jung? — Herr: Na, doch, — wenn ich Eisenbahnbeamter wäre, würde ich Sie auf ein Kinderbillet fahren lassen.

— Günstige Gelegenheit. Studiosus Schwips: Weißt du, ich möchte einmal erproben, ob mein Zimmertollege ehrlich ist. Wie fange ich das bloß an? — Studiosus Schwaps: Ganz einfach. Leg' mal abends 10 Mark auf den Tisch — wenn es am anderen Morgen noch da liegt — Studiosus Schwips: Kamoße Idee! Du, da pump mir doch gleich 'mal 10 Mark!

— Was er sich dachte. Bauer (im Theater): Es dös a Schwindel! Da heißt's auf dem Theaterzettel: „Der fliegende Holländer!“ Ret einmal is der Mensch — rumgeflogen!

— Zukunftsbild. Hausfrau (zu ihrem Mädchen): Bene, wenn Sie Ihr Tagebuch weitergeführt und die Morgenzeitungen gelesen haben, bitte ich Sie höflichst, nach dem Markt zu fahren. Sie können sich ja gleich die Equipage nehmen!

— „Schön ist ein Zylinderhut.“ „Aber um Himmelswillen, Kinder, was macht ihr denn mit Papas Zylinder?“ — „Wir machen es wie gestern der Zauberlünstler, wir wollen Eierluchen drin baden.“

— Auch. Tante: „Was machst du denn für ein mürrisches Gesicht, Märchen, du bist doch nicht etwa — zeig' mal deine Pensur her.“ — Märchen: „Ach, liebe Tante, sei mir nicht böse; auch ich bin sitzen geblieben!“

— Jedem das Seine. Kommiss: „Wie soll ich diesen Brief unterschreiben? „Mit vorzüglicher Hochachtung“ oder ...“

— Prinzipal: „Nein, nur „Hochachtungsvoll“, der Kerl ist ein ganz gemeiner Lump!“

— Das schlechte Gedächtnis. „Ich habe ein sehr schlechtes Gedächtnis für historische Daten. Ich kenne nur noch die Zahl 843. Aber was sich damals ereignete, ist mir vollständig entfallen.“

— Tagierung. „Ihr Kassierer ist Ihnen durchgebrannt, wie ich höre; hat er was mitgenommen?“ — „Gewiß hat er was mitgenommen, meine Frau hat er mitgenommen!“ — „Om, ich meine, etwas von Wert?“

— Bei der Schmiere. Schauspieler: „Herr Direktor, ich bin heißer.“ — Direktor: „Schön, dann soufflieren Sie und der Souffleur kann Ihre Rolle spielen!“

— Verdächtiger Eifer. Vater (zu seinem „studierenden“ Sohn, den er besucht): Du dein Wecker zeigt ja auf 12, du stehst wohl erst um Mittag auf? — Sohn: Was denkst du von mir, Papa! Nein, der Wecker soll mich bei der Arbeit an die Mahlzeit mahnen!

— Vorsichtig ausgedrückt. Fürst: „Nun, Herr Förster, was sagen Sie zu meiner Jagd?“ — Förster: „Durchlaucht schicken ganz ausgezeichnet — nur schade, daß das Bild immer im Moment des Abfeuerns von Hochbero Gewehr nach rechts und links abschwankt.“

— Gut angenäht. Bekannter: Haben Sie diese Nacht was vom Erdbeben gemerkt? — Kleiderhändler: O ja, mir sind im Laden sämtliche Knöpfe von den Kleidern gefallen!

— Schreckmitt. Vater: Du solltest doch unseren Gästen ein Liedchen singen, Toni! — Toni: Aber, es ist ja schon Witternacht, Papa! — Vater: Eben drum — ich möchte gern schlafen gehen und kann doch keinen hier hinauswerfen.

— Keinerlei Zwang. Seitdem der Herr Major, der sich an der Kasinotafel immer als Witzbold aufspielte, pensioniert ist, lassen die Offiziere des Kasinos auf ihre Tischkarte drucken: „Kein Weinzwang, und kein Lachzwang.“



Rätsel.



Bezierbild.



Wo ist nun mein Führer geblieben?

Dreißilbige Charade.

Zum Hauptwort sei ernannt du Erste voll edlem Klang!
 Wie treulich hältst du Wacht den schönen Wald entlang.
 Wie freundlich ladest du den müden Wand'rer ein,
 Wohin du selbst nie kommst: zum schattenreichen Hain!
 Wie prächtig, wenn dein Kranz in Purpur und in Gold
 Umschmeichelt der Wolke Drän'n, die der Abendsonne grollt!
 Da richten Aug' und Herz bewundernd sich nach oben,
 Und wieder tritt dein Bild anmutig uns entgegen,
 Wenn kunstreich sich für dich der Hausfrau Hände regen,
 Wie zum Notwend'gen sie das Schöne sinnig fügt,
 Und immer Schöneres, wie's ihr im Herzen liegt,
 Was soll ich aber nun von den zwei nächsten sagen?
 Ein Glück bezeichnen sie, zu groß, hier zu ertragen.
 Wie nur das hohe Wort zum Sterblichen gekommen? —
 Von Glückberauschten ward's dem Paradies entnommen.
 Mein Ganzes? fragt ihr noch? O Hauptwort steige nieder!
 Von deiner Höh' und sei ein schlechtes Beiwort wieder!
 Zu schlimm, auf wen das Wort, das unheilvolle, paßt,
 Da laden Armut sich und Schande gern zu Gast.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer

- Rätsel: Der Rechte, die Rechte, das Rechte.
- Wechsel-Rätsel: Schloß — Schluß.
- Buchstaben-Rätsel: Kappe, Lappe, Mappede, Rappede.
- Rebus: Belästigung.



Nur eine Nachschrift!

Novelle von E. Borgés.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

2.

Als Graf Ulrich erwachte, befand er sich in einem ganz fremden, prächtig eingerichteten Schlafzimmer. Große, kunstvolle Gemälde zierten die Wände; im Kamin brannte ein lustiges Feuer; eine silberne Astringlampe erhellte matt das Gemach. Erstaunt blickte er umher, und glaubte im ersten Augenblick zu träumen, doch bald fielen ihm die Ereignisse der letzten Stunden wieder ein; schnell richtete er sich empor. „Ich bin verwundet,“ flüsterte er halblaut und fuhr mit zitternden Fingern nach der Stirn, um die eine feste Binden gelegt war — die große Wanduhr schlug gerade die dritte Stunde.

„Drei Uhr?“ rief er erstaunt, „ich muß lange geschlafen haben, denn es war fünf Uhr, als ich auf so sonderbare Weise hierher kam.“

Der erquickende Schlaf hatte ihn bei seiner Jugend und besonders seiner guten Konstitution nach dem Fall wieder vollkommen gestärkt; seine Wunde mußte nur unbedeutend sein, denn er fühlte sie kaum, selbst nicht bei leiser Berührung. Er schloß die Augen, und jetzt traten die Ereignisse im Krankenzimmer wieder lebhaft vor seiner Seele; er sah den Kranken, der sich ruhelos auf seinem Lager wälzte; er hörte die ängstliche Frage: „Ist er Ihr Freund?“

„Wie soll das noch enden?“ stöhnte er, „wird man mir jemals meinen Leichtsinns verzeihen?“

Er stand auf und schritt leise der Tür zu. Sie war verschlossen. — Er war ein Gefangener.

„Es ist meine gerechte Strafe; ich verdiene es gar nicht besser,“ murmelte er. „Jetzt muß ich die Folgen meines jugendlichen Leichtsinns tragen.“

Er näherte sich dem Fenster, zog die schweren Damast-Vorhänge auseinander und schaute in die Nacht hinein. Es war total finster, hin und wieder blitzte ein Sternlein am schwarzen Firmament.

„Wo bin ich nur hier?“ dachte er weiter und schritt lautlos über den weichen Teppich. „Ich bin gefangen, das ist sicher,“ fügte er mit mattem Lächeln hinzu. Er fühlte nicht die geringste Lust, sich wieder schlafen zu legen, und um sich die Zeit zu vertreiben, prüfte er sorgfältig das Zimmer. Ein großes, dichtgefülltes Bücherregal erregte zuerst seine Aufmerksamkeit. Er nahm ein Buch nach dem andern hervor. Sie waren fast alle sehr alt, mit festem lebernem Einband, italienische und spanische Werke, die der junge Graf gar nicht oder nur wenig verstand; andere Bücher in seiner Muttersprache waren Reisebeschreibungen, die, da sie sehr alt waren, seinem Geschmack wenig zusagten.

„Selbst die Bücher sind hundert Jahre alt,“ murmelte er verdrießlich, als er eins nahm und sich damit an das Feuer setzte, denn die Nacht war bitter kalt. „Ich hoffe, dieses wird interessant sein, denn ich muß noch viele Stunden warten, ehe ich aus meiner Gefangenschaft hier erlöst werde,“ grübelte er weiter, indem er das Buch aufschlug. „1768,“ las er, hundertundzwanzig Jahre!

Was für eine lange Zeit, und es scheint fast, als sei das Buch in der ganzen Zeit gar nicht von seiner Stelle gekommen, denn die Blätter kleben fast aufeinander.

Er prüfte den lebernen Einband sorgfältig. Kaum drehte er ihn einige Male in den Händen herum, als er merkte, daß die äußerste Umhüllung nur ganz lose aufgelegt war. Er konnte sie leicht entfernen und fand nun zu seinem größten Erstaunen ein ganz vergilbtes Schriftstück, welches seit länger als 100 Jahre dort gelegen haben mochte. Er entfaltete es und las:



Großmutter's Freude. Nach dem Gemälde von J. Jannaros.

„Meinem lieben Neffen Waldemar Horley. Ich will es dem Zufall anheimstellen, ob du jemals diese Zeilen finden wirst, oder nicht. Da ich fühle, daß mein Ende herannahet, will ich dir als meinem einzigen Verwandten und Erben gestehen, daß ich während der letzten Jahre meines Lebens ein Geheimnis in meinem Herzen getragen habe, welches ich jetzt nicht einmal wage, dir zu gestehen. Du wirst nach meinem Tode Besitz von meinen Gütern, auch von Schloß Steined nehmen. Dort unten im getäfelten Speisezimmer wirst du in der Nische eine geheime Feder finden, die ein Fach verschließt, in welchem ich mein Geheimnis verborgen habe. Weiteres wage ich nicht, dir zu sagen. Gott schütze dich!

den 8. Mai 1787.

Deine Tante

Irmgard von Steined.“

Der junge Graf sprang von seinem Sitz. War das Schriftstück bis jetzt noch nicht entdeckt, und war es ihm vorbehalten, es aufzufinden? Erstreut nahm er einige Papiere vom Kaminsims, die teils zerrissen da lagen, und zufällig fielen seine Augen auf ein Briefklozettel: „Fräulein Aurelia Horley, Schloß Steined“, las er. „Aurelia Horley“ flüsterte er leise. „Das ist zweifellos der Name des lieblichen Mädchens, und hier ist sicherlich Schloß Steined. Oh! wenn ich doch das Geheimnis entdecken könnte, so würde man mir meinen Leichtsinns gern verzeihen!“

Diese und ähnliche Gedanken durchzuckten blitzschnell sein Herz und erfüllten ihn mit neuen Hoffnungen. Ruhelos durchmaß er das große Gemach, dann warf er sich auf sein Lager und wartete ungeduldig den Anbruch des neuen Tages. Kaum hatte er sich niedergelegt, als ein leises Geräusch im Korridor seine Aufmerksamkeit erregte. Einem augenblicklichen Impulse folgend schloß er die Augen und stellte sich schlafend. Langsam wurde der Schlüssel gewehrt, die Tür geöffnet und herein trat — nicht der junge Herr, wie er gehofft hatte, sondern die Krankenschwester mit der breiten weißen Haube, die er am Bette des Leidenden gesehen hatte.

Vorsichtig entfernte sie die Binde, untersuchte behutsam die ganz unbedeutende Wunde an seiner Stirn und flüsterte leise: „Es ist besser, er wird am Morgen ganz gut sein.“ dann entfernte sie sich ebenso leise, wie sie gekommen war.

Der junge Graf lauschte atemlos. Richtig! die Tür wurde nicht mehr geschlossen; er war nicht länger ein Gefangener. Er wartete gespannt noch eine geraume Zeit. Es schlug bereits vier Uhr, dann erhob er sich vorsichtig, zündete eine Kerze an, die auf dem Tisch stand, und trat vorsichtig in den geräumigen Korridor.

Vorsichtig spähte er umher; tiefe Stille herrschte in dem ganzen Hause!

Jung und übermütig wie er war, wollte er selbst den ersten Versuch machen, das getäfelte Speisezimmer aufzusuchen, wo in der Nische ein Geheimnis verborgen sein sollte.

Leutlos stieg er die Treppe hinab, öffnete ein Zimmer nach dem andern, bis er endlich ein geräumiges Gemach betrat, das er mit dem ersten Blick als das gesuchte erkannte. Ja, es war kein Zweifel, dort war eine große, breite Nische, aber, o weh! an der entgegengesetzten Seite befand sich eine in ganz derselben Größe und Form.

Es wäre ein hoffnungsloser Versuch gewesen, gleich jetzt nach der verborgenen Feder zu suchen, denn beide Nischen waren bis hoch an die Decke mit venetianischen Vasen, kostbaren Silbern und mancherlei Statuen angefüllt.

Ein längerer Aufenthalt war unter diesen Umständen ganz nutzlos, aber dennoch verweilte er und erschrak heftig, als plötzlich die Tür sich öffnete und der alte ergraute Diener stürzend eintrat.

„Es ist doch höchst sonderbar, mein Herr, daß Sie zur Nachtzeit hier im Hause herumspazieren, in dem Sie doch ein Fremder sind und in das Sie sich unter ganz zweifelhaften Umständen Eingang verschafft haben.“ begann er finster. „Ich habe nicht Lust, den jungen Herrn in seinem Schlafe zu stören, um Sie mit seiner Einwilligung an die Luft zu setzen, muß es aber tun, wenn Sie nicht augenblicklich in Ihr Zimmer zurückkehren! Was suchen Sie hier eigentlich?“

„Ich — ich wollte nur das getäfelte Speisezimmer ansehen, von dem ich eine Beschreibung gelesen hatte,“ stammelte der Graf verlegen, denn er wußte wohl, daß diese leere Entschuldigung keinen Glauben fand.

„Wirklich?“ höhnte der Alte. „Warum warteten Sie nicht damit bis am Tage? Es ist kaum vier Uhr, das ist eine schlecht gewählte Zeit. Gehen Sie schnell in Ihr Zimmer zurück, das ist mein Rat.“

Der junge Graf hatte sich in den 24 Jahren seines Lebens nie so unbehaglich gefühlt, wie in diesem Augenblicke. Beschämt trat er den Rückzug an, von dem Diener mißtrauisch gefolgt. Plötzlich wandte er sich um:

„Sagen Sie mir, bin ich hier auf Schloß Steined und heißt die Familie Horley?“

„Gewiß,“ versetzte der Alte. „Doch hier sind Sie vor Ihrem Zimmer, legen Sie sich wieder schlafen und machen Sie keinen weiteren Versuch, das Haus durchsuchen zu wollen; ich bleibe ganz in der Nähe.“ Mit diesen Worten verschwand er in einem anstoßenden Gemach.

Der Graf stand allein im Korridor, unzufrieden mit sich selbst, un schlüssig, was zu tun. Da öffnete sich lautlos die Tür des Krankenzimmers, und Aurelia, die die Pflege übernommen hatte, trat heraus. Sie warf einen fragenden, erzürnten Blick auf den Grafen, der schnell auf sie zutrat.

„Um Gottes willen, zürnen Sie mir nicht,“ flehte er, „ich habe so viel zu erklären, Ihnen so viel zu sagen.“

Aurelia erhob stolz ihr Haupt.

„Es ist nicht nötig, mir irgendwelche Erklärungen zu machen,“ versetzte sie stolz. „Mein Bruder oder meine Mutter werden Ihre Entschuldigungen anhören: hier ist weder der rechte Ort, noch die passende Zeit. Bitte, lassen Sie mich vorbei gehen.“

Der Graf stand wie versteinert, beschämt senkte er den Blick.

„Verzeihen Sie mir,“ flüsterte er, doch die junge Dame war bereits seinen Augen entchwunden, und enttäuscht lehrte er in sein Zimmer zurück.

3.

Ungefähr vor einem Jahrhundert, ehe unsere Geschichte beginnt, herrschte im Schloße Steined tiefe Trauer und schwere Sorge. Die großen prächtigen Festäle waren fest verschlossen, die Fenster verhangen, alles Leben und Treiben schien ausgestorben. Erst vor wenigen Wochen war der junge, hoffnungsvolle Schlossherr durch einen Sturz vom Pferde jäh vom unerbittlichen Tode dahingerafft, und jetzt schwebte schon seit mehreren Tagen, schweren Tagen die junge früh verlassene Gattin zwischen Tod und Leben, ohne zu wissen, daß ihr der Herr in ihrer schweren Krankheit einen Sohn und Erben geschenkt hatte. So waren drei Wochen in Angst und Sorgen vergangen; noch immer schüttelten die herbeigerufenen Aerzte bedenklich das Haupt, denn das Bewußtsein der jungen Mutter lehrte noch immer nicht zurück, während das Kindlein von der Wärterin gut gepflegt wurde.

Es war ein schwüler, drückender Augusttag. Glühend heiß hatte die Sonne ihre sengenden Strahlen auf die Erde gesandt, kein kühles Lüftchen wehte Erfrischung auf die lechzende Erde, kein Wölkchen am klaren, blauen Firmament verkündete erquickenden Regen. Langsam kam der große, altmodische Wagen vor das Portal des Schlosses gefahren, um, wie alltäglich, die Wärterin mit dem Kindlein zur Spazierfahrt zu holen. Kaum eine Stunde vom Schloße entfernt, fuhr die Alte erschrocken auf. War es nicht das Grollen des fernen Donners gewesen, der sie aus ihren Träumereien geweckt hatte? Sie sah den veränderten Himmel mit angsterfüllten Blicken an. Schwere bleierne Wolken hingen tief herab und zogen sich unheilverkündend von allen Seiten zusammen. Das Kindlein lag ruhig schlafend in ihrem Arm, unbewußt der Gefahr, die ihm drohte.

„Es ist ein Gewitter im Anzuge; werden wir noch vor dem Regen heimkommen, Franz?“ rief die Wärterin dem Kutscher zu. „Sind die Pferde auch ruhig?“

„So fromm wie die Lämmer; aber — ich fürchte, wir werden gänzlich durchnäßt werden,“ lautete die Antwort.

Da! ein blendender Blitzstrahl, ein laut krachender Donner! dann folgte Blitz auf Blitz, und die erschrockenen zitternden Pferde standen wie angewurzelt, ohne sich durch ängstiges Purren oder die Peitsche zum Gehen bewegen zu lassen. Dunkler und drohender zogen sich die Wolken zusammen;

schaurig erdröhnte das Rollen des Donnerz, der im nahen Walde ein tausendfaches Echo fand; grell zuckten die Blitze, aber kein Lüftchen wehte, kein Tropfen Regen milderte die erstickende Schwüle! Der Kutscher sprang vom Sitz, um die Pferde anzutreiben, aber, o weh! mit dem verzweiflungsvollen Schrei: „Ich bin blind! ich bin blind!“ stürzte er besinnungslos zu Boden; der letzte, zuckende Blitz war verhängnisvoll für ihn geworden.

Warum rührte sich nicht die Wärterin mit dem hilflosen Kinde? Bewegungslos, vom selben Blitzstrahl getroffen, saß sie in dem Rissen, das tote Kind fest am Arme haltend.

Das Unwetter schien ausgetobt zu haben; nur noch leise grollte der Donner, aber schwere Tropfen fielen hernieder, die sich bald in strömenden Regen verwandelten.

Da schlich aus dem nahen Walde ein armes, in Lumpen gehülltes Weib, in den Armen ein kleines Kind haltend. Von ihrem Schlupfwinkel aus hatte sie den Schrei des Mannes gehört. Jetzt trat sie vorsichtig an den Wagen und nickte befriedigt, als sie die Insassen, wie sie richtig vermutet hatte, tot fand. Schnell entkleidete sie ihr eigenes, dann das tote Kind, hüllte ersteres in die feinen Spitzen und legte es in die Arme der Wärterin, während sie das andere in die Lumpen einhüllte und es eilig in ihrem Versteck verbarg. Niemand war Zeuge ihrer Tat; sie war allein mitten im Sturm und Regen. Nun lehrte sie nach dem Schauspiel des Unglücks zurück, rüttelte kräftig den Kutscher, der durch leises Stöhnen Zeichen des Bewußtseins gab, aber plötzlich laut aufschrie: „Ich bin blind! Ich bin blind!“

Durch die bekannte Stimme ihres Herrn schienen auch die Pferde wieder zur Besinnung zu kommen; sie bäumten sich, schnaubten wild und eilten dann in rasender Eile ohne Führer nach dem Schlosse zurück.

Das pflichtvergessene Weib nahm die tote Bürde und schritt langsam dem nahen Dorfe zu. Hin und wieder warf sie einen wehmütigen Blick auf die kleine Leiche; Nieberfroft schüttelte ihre Glieder, dann aber leuchteten ihre schwarzen Augen in wilder Freude.

„Ihm wird es gut sein, meinem armen Jungen.“ flüsterte sie kaum hörbar, „er wird jetzt nicht mehr hungern, wie täglich seine arme Mutter!“

Der Schrecken der angsterfüllten Dienerschaft war unbeschreiblich, als die rasenden Pferde durch den Schloßhof jagten und ohne Führer, sich wild aufbäumend, vor dem Portal stehen blieben. Das Kindlein war laut schreiend vom Arm der Wärterin gefallen und lag gänzlich durchnäßt am Boden.

Der Kutscher, der bald aufgesucht wurde, konnte nicht die geringste Auskunft geben; er erholte sich nicht wieder und starb schon nach wenigen Tagen, ohne seine volle Besinnung wieder zu erlangen.

In den folgenden Tagen las man in den Zeitungen, daß das furchtbare Unwetter mehrere Opfer gefordert habe, die Kinderwärterin auf Schloß Steined sei vom Blitz getroffen, aber glücklicherweise sei der letzte Sprosse und Erbe verschont geblieben. Außerdem sei das Kind einer armen, hungernden Frau zur selben Zeit vom Blitz getötet; die Frau habe Obdach im Armenhause gesucht, das Kindlein sei auf dem Friedhofe des Dorfes bestattet worden.

Als nach geraumer Zeit die Schloßherrin sich erholte, ruhten ihre Augen mit Stolz und Freude auf dem blühenden Kindlein, welches in Spitzen gehüllt in einem seidnen Bettchen lag.

„Welch' prächtiger Knabe,“ hauchte sie matt und drückte ihn fest an sich. Sie ahnte nicht, was während ihrer schweren Krankheit geschehen war.

Dies war hundert Jahre vor der Zeit gewesen, da unsere Geschichte spielt, indessen die Folgen traten erst jetzt zutage. An dem Tage, nachdem Graf Ulrich von Hohentroph, wider seinen Willen gezwungen war, die Nacht auf Schloß Steined zubringen, saß Aurelia Horley in trüben Gedanken versunken allein in ihrem eleganten Boudoir. Sie gedachte mit stiller Wehmut des Fremden, dessen Bild sich so tief in ihre Seele eingepägt hatte, der aber von ihrem Bruder Erich so hart und streng zum Verlassen des Hauses gezwungen worden war.

„Verlassen Sie augenblicklich dieses Haus,“ hatte Erich zornig geboten, „wenn Sie in stande sind, während der Nacht umherzuspionieren, so werden Sie auch wohl stark genug sein, von hier fortzugehen. Gehen Sie!“ wehrte er heftig jede

Ansprache ab, „und hüten Sie sich, jemals die Schwelle dieses Hauses zu betreten. — Kein Wort — keine Silbe!“ schnitt er die Entschuldigungen des Grafen ab, „schätzen Sie sich glücklich, so leicht davon zu kommen; wahrlich, ich könnte strengere Maßregeln gebrauchen.“

Aurelia hatte die strengen Worte des Bruders gehört, hatte von ihrem Zimmer aus gesehen, wie der junge Graf, von zwei Dienern begleitet, gekenteten Hauptes das Schloß verließ, und tiefes Weh durchschnitt bei diesem Anblick ihr Herz. Warum wollte er auch keine Entschuldigung annehmen? Doch jetzt war nicht die Zeit zum Grübeln, denn Erich trat zu ihr und legte sanft seine Hand auf ihre Schulter.

„Aurelia“, begann er und sah liebevoll in das traurige Gesichtchen, wir müssen handeln. Ob nun der Mann in der Krankenstube stirbt oder wieder gesund wird, ist für uns gleich; denn ich bin fest entschlossen, das Schloß meiner Väter zu verlassen, es sei denn, daß wir beweisen können, daß er ein Betrüger ist. Und wie können wir das beweisen? Der einzige Mann, Harold Ulrich, von dem der Mann in seiner Krankheit sprach, wird wahrscheinlich wieder auf dem Wege nach Amerika sein, und wer weiß dann, ob dieser Ulrich, der vor den Advokaten die Identität dieses Edgar von Steined bezeugt hat, nicht ebenfalls ein Betrüger ist. Nein, nein, Schwesterchen, weine nicht; gib aber die Hoffnung auf Schloß Steined vollständig auf. Sieh her, es ist mir eine sehr einträgliche Stellung in Indien angeboten, die ich fest entschlossen bin, anzunehmen, aber vorher wollen wir zusammen nach der Residenz fahren, und uns noch einmal von dem Rechtsanwalt Rat holen.“

So geschah es, am nächsten Tage saßen die Geschwister im Arbeitszimmer des Advokaten, der geduldig, aber kopfschüttelnd den Auseinandersetzungen gelauscht hatte.

„Nun hören Sie mir ebenso aufmerksam zu wie ich Ihnen,“ begann der väterliche Freund, als Erich schwieg, „ich würde mich freuen, Ihnen Ihren Besitz erhalten zu können, aber wie Sie selbst wissen, sind die Papiere des Baron von Steined in bester Ordnung. — Sie wissen doch aus den Annalen des Stammbaums genügend, daß vor geraumer Zeit, ungefähr vor achtzig Jahren, der letzte Sprosse des Stamms nach Amerika auswanderte; nun, dieser Mann ist im Besitze der Legitimationspapiere seines Großvaters, seines Vaters und seiner eigenen; es unterliegt nach meinem Urteil keinem Zweifel, daß wir es mit dem rechtmäßigen Erben zu tun haben; außerdem bezeugte mir sein Freund, Harold Ulrich, die Identität des Barons aufs Bestimmteste. Was nun die wilden Nieberphantasien anbelangt, nun, da können Sie mir als Advokat doch nicht zumuten, daß ich irgendetwas Wert darauf lege. Wenn Sie meinen Rat hören wollen, so gehen Sie getroßt nach Indien, eine bessere Laufbahn wird Ihnen so leicht nicht wieder eröffnen.“

„So ist die Sache entschieden!“ rief Erich und reichte dem alten Herrn die Hand, dann folgte er seiner Schwester, die leuzend den Rückweg antrat.

„Ich kehre nicht mehr nach Steined zurück,“ sagte er traurig, als sie allein waren, „ich habe doch noch viele Sachen zu erledigen, ehe ich meine Reise antrete, und die Mutter wird gern hierhin kommen, damit ich Abschied von ihr nehmen kann.“ Zu seiner Ueberraschung fand Erich nicht den geringsten Widerstand von seiten seiner Mutter, ja, sie fand es sogar weise, sich im fremden Lande eine Existenz zu gründen, ohne daran zu denken, daß sie selbst dadurch ihre einzige Stütze verlor. Mehrere Tage blieben sie in der Residenz zusammen, bis Erichs Frist abgelaufen war und er die Reise in die fremde Welt antreten mußte.

Bei der Rückkehr der Damen auf Schloß Steined fanden sie den Kranken ganz bedeutend besser; das Fieber hatte nachgelassen, die Besinnung war zurückgekehrt, nur eine große Schwäche war zurückgeblieben, die nach Anstige des Arztes bei guter Pflege recht bald weichen würde.

Die alte Dame war von der Aufregung der letzten Wochen so erschöpft, daß sie sich gleich in ihre Gemächer zurückzog, während Aurelia die Briefe musterte, die während ihrer Abwesenheit angekommen waren. Es fiel ihr einer von unbekannter Handchrift sofort ins Auge, sie erbrach ihn hastig und las folgende Worte:

„Geh ich auf lange Zeit diese Gegend verlasse, wo ich gegen meinen Willen so viel Leid verursacht habe, halte



Die neue Uniform der deutschen Kapellmeister:
Obermusikmeister Brzhywaraki im Waffenrock.

ich es für meine Pflicht, Ihnen eine Entdeckung mitzuteilen, die ich während einiger Stunden der Nacht unter Ihrem Dache gemacht habe. In der Hoffnung, mir die schlaflosen Stunden zu verkürzen, nahm ich zufällig ein Buch, welches ich absichtlich auf dem Tisch liegen ließ, und fand darin zwischen dem lederen Einband einen Brief, der jedenfalls an einen Ihrer Ahnen gerichtet wurde und höchst wahrscheinlich noch nicht aufgefunden wurde. Nach Durchsicht des vergifteten Schriftstückes werden Sie am besten wissen, welche weiteren Schritte Sie zur Entdeckung des Geheimnisses tun müssen. — Es bleibt mir nur noch übrig, Sie wegen meines leichtsinnigen Streiches um Verzeihung zu bitten; glauben Sie, daß ich das Gezeichnete ernstlich bereue.

Ulrich von Hohentroph.

„Sonderbar! höchst sonderbar.“ murmelte Aurelia, als sie nachdenklich die Zeilen zum zweiten Male durchlas. „Wäre es möglich, daß der Fremde die Spur eines Geheimnisses während seines kurzen Aufenthaltes entdeckt haben könnte!“ Dann eilte sie klopfenden Herzens nach dem bezeichneten Zimmer, ergriff mit zitternden Händen das Buch, welches auf dem Tisch lag, und durchslog mit fiebriger Hast das schnell gefundene Schriftstück.

„Es hat niemand von uns weder von einem Geheimnis noch von einem verborgenen Fach im Speisezimmer gehört,“ dachte sie bei sich selbst, „oh! was werden wir dort entdecken! Wie schade, daß gerade jetzt Erich seine Reise nach Indien antreten mußte!“

In fliegender Eile und mit glühenden Wangen betrat sie das Speisezimmer, dann stand sie atemlos vor den wohlgefüllten Nischen. Doch hier nützte kein Zögern! Schnell entschlossen begann sie, ein Bild nach dem andern, eine Vase nach der andern zu entfernen. Schon war ein großer Tisch voll von den verschiedensten Sachen bunt durcheinander gestellt, als der alte Diener eintrat, der erstaunt und verwundert zuschaute.

„Warum tun Sie das, Fräulein Aurelia?“ fragte er end-

lich. Die junge Dame stutzte; sie hatte in ihrer Aufregung den Diener gar nicht bemerkt.

„Alle diese Sachen gehören meiner Mutter und mir,“ versetzte sie, sich schnell besinnend, „sie sollen eingepackt werden, denn da wir doch bald das Schloß verlassen, ist es besser, daß wir vorher unsere Sachen in Sicherheit bringen.“

„So will ich Ihnen helfen,“ erwiderte bereitwillig der Diener, und mit seiner Hilfe waren in kurzer Zeit beide Nischen völlig geleert.

Mit Argusaugen folgte Aurelia jeder Handbewegung, sie wagte nicht, auch nur einen kurzen Augenblick das Gemach zu verlassen, aus Furcht, der Diener könnte während ihrer Abwesenheit zufällig die geheime Feder finden; erst als jedes Bild, jeder Schmuck von den Wänden entfernt war, atmete sie erleichtert auf.

„Soll ich Ihnen einen guten Rat geben, Fräulein Aurelia?“ fragte der alte, treue Diener. „Sie sind vollständig erschöpft; die Abreise des jungen Herrn, das seltsame Benehmen des zudringlichen Fremden und ganz besonders die Aufregungen der letzten Wochen waren zu viel für Sie. Legen Sie sich schlafen, und versuchen Sie, auf kurze Zeit Ihr Leid zu vergessen.“

Aurelia nickte dem guten Alten freundlich zu, dann verließ sie das Gemach, um keinen Argwohn zu erwecken.

„Mutter, bist du noch wach?“ flüsterte sie leise, als sie das Schlafgemach der Mutter betrat.

„Wie könnte ich schlafen, mein Kind!“ versetzte sie vorwurfsvoll, „o Aurelia, warum hast du mich so lange allein gelassen?“

Aurelia legte schmeichelnd ihren Arm um den Hals der geliebten Mutter und flüsterte ihr leise das Vorgefallene ins Ohr, doch sie erschrak heftig, als bei den letzten Worten die alte Dame erregt aufsprang und mit unruhigen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Ich erinnere mich noch deutlich her Worte deines Großvaters, der als kleiner Knabe im Sterbezimmer der letzten Herrin des Schlosses Steined war. Sie soll mit der Hand nach einer bestimmten Richtung gebenedet und sich vergeblich bemüht haben, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Doch



Die neue Uniform der deutschen Kapellmeister:
Obermusikmeister Brzhywaraki im Interimirock.

so sehr sie sich auch anstrenzte, war keine Silbe deutlich zu verstehen; und dennoch meinte der Großvater das Wort Nische verstanden zu haben, ohne daß die Umstehenden die Bedeutung des Wortes verstehen konnten. Dann starb sie und nahm ihr Geheimnis mit in die Gruft."

"Liebe Mutter, laß uns nicht mehr dem Fremden zürnen, der auf so sonderbare Weise sich Eingang bei uns verschaffte; vielleicht hat er uns die Spur eines Geheimnisses gezeigt, welches wir ohne seine Hilfe nie entdeckt haben würden. Er bittet so aufrichtig um Verzeihung und scheint seine Fehler aufrichtig zu bereuen."

"Ich habe auch einen Brief von ihm erhalten, worin er demütig um Verzeihung bittet," sagte die Mutter, "und wenn wir ihn jemals im Leben wieder treffen, wollen wir wieder gut machen, was Erich an ihm verschuldet hat. Aber laß uns keinen Augenblick verlieren, Kind, komm, es ist alles still im Hause, wer weiß, was wir entdecken."

Leichtlos und vorsichtig stiegen die Damen die Treppe hinab, geräuschlos betasteten sie jedes Fleckchen der Nische, und als die Bemühungen dort erfolglos blieben, untersuchten

mitgeteilt, und alle zusammen folgten lautlos der Herrin, sobald diese um die Mitternachtsstunde ihr Schlafgemach verließ und in unerklärlicher Weise die Wände betastete.

"Die arme Frau hat den Verstand verloren," murmelte die Köchin, "und das ist kein Wunder, denn die Sorgen der letzten Zeit sind ihr zu viel gewesen, dazu kommt noch die plötzliche Abreise des jungen Herrn."

So verging Woche um Woche, bis die Schneeglöckchen die zarten Köpfchen aus der Erde steckten. Der Kranke war Rekonvaleszent und Erich bereits in Indien angekommen. Doch so sehr sich auch Aurelia bemühte, ihre Gedanken abzuwehren, so mußte sie doch immer und immer wieder an den Fremden denken; warum konnte sie ihn nicht vergessen, und warum erglühten ihre Wangen, wenn sie seinen Brief wieder und wieder las, das einzige Andenken, welches sie von ihm hatte. "Werde ich ihn je wieder sehen?" fragte sie sich oft, und ein leiser Seufzer entrang sich ihrer gepreßten Brust.

(Fortsetzung folgt.)



Deutsche Arbeiter in England.

sie jeden Zoll breit die Wände, bis endlich der Morgen dämmerte, und sie seufzend mit schwerem Herzen ihre erfolglose Arbeit einstellen mußten.

"Laß uns aufhören, liebe Mutter," hat Aurelia, die schon bedauerte, die Enthüllungen noch am selben Abend gemacht zu haben. Wer weiß es auch, vielleicht ist das Geheimfach längst vor unserer Zeit entdeckt."

Mehrere Nächte hindurch untersuchten Mutter und Tochter die Wände des Speisemanns, doch stets erfolglos, bis endlich Aurelias Mut sank und sie die Mutter inständig anflehte, die fruchtlosen Nachforschungen bei Nacht zu unterlassen. Doch je mehr die Arbeit vergeblich schien, desto fester glaubte die schwer geprüfte Frau, endlich das gewünschte Ziel zu erreichen.

Nest wartete sie geduldig, bis auch Aurelia eingeschlafen war, dann begann sie allein die nächtliche Arbeit, betastete mit zitternden Händen die Nischen, dann die ganzen Wände des Speisemanns, und kehrte dann mit schweren Seufzern nach erfolgloser Arbeit in ihr Schlafgemach zurück. Sie ahnte nicht, daß sie schon seit vielen Abenden scharf von der ganzen Dienerschaft beobachtet wurde; die Kammerzofe hatte das nächtliche Treiben ihrer Herrin zuerst bemerkt, es geschwähig dem Verwalter, dieser der übrigen Dienerschaft

Komödie des Schicksals.

Novelle von Frida Tilger.

(Nachdruck verboten.)

Langsam schlenderte er aus der Fabrik über die Straße nach Hause.

Ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

"Wer einmal der Liebe seine Hand gereicht, der ist ihr rettungslos verfallen," flüsterte er.

Ja, seine Seele war auf ein Zusammenleben gestimmt, denn die Liebe war ihm schon in reichem Maße zuteil geworden auf seinem Lebensweg.

Er fühlte ein reiches Material in sich, ein ihn liebendes Weib zu beglücken, und die Frauen hatten aus einem unersiegbaren Vorne geschöpft, als er ihnen sein Inneres öffnete. Das Wachstum seiner Seele bis zum heutigen Tage war wunderbar.

Darum vertraute er ferner dem gütigen Geschick: wenn die Gunst des Augenblicks ihm ein Glück bescherte, griff er zu ohne Zaudern.

Er war einem gewissen Typus von Frauen gefährlich wegen der Weichheit und lächelnden Güte seines Charakters, welche ein reiches Seelenleben vermuten ließen.

Noch aufgerichtet schritt er dahin. Eine glänzende Zukunft winkte ihm, denn schon in nächster Woche trat er den vakanten Posten in der Fabrik an, der ihn mit einem Schläge zum wohlhabenden Manne machte.

Nun standen ihm die Häuser vornehmer Familien offen. Aber er hatte schon gewählt.

Swar war sie spröde, doch er verstand sich auf die Weiber. Er kannte das! —

Uebrigens hatte er in Lenas Mutter eine mächtige Bundesgenossin.

Vena Stuhmann war ein Patentmadel mit ihren vollen, roten Wangen, den frischen Lippen und dem ewigen Frohsinn.

Wenn sie auch oft das wunderfeine Gewebe seiner Psyche vorläufig mit unsanften Händen verlegte: er wollte sie erziehen! Seine Herzenstiefen würden ihr Einblick gewähren in eine ungeahnte Welt der Schönheit. Eine starke Sehnsucht würde sich ihrer jungen Seele bemächtigen und sie anspornen, ihm nachzustreben.

„Tag, Benno!“

Ein großes, dunkelgekleidetes Mädchen stand vor ihm und blickte ihn erwartungsvoll an.

Lässig lästete Müller den Hut und erwiderte:

„Ach, sieh da. Bald hätte ich dich garnicht gesehen. Wie geht's, Amanda? Willst du zur Stadt?“

Sie antwortete nicht, sondern stand stillschweigend vor ihm, während eine tiefe Röte ihr langsam Stirn und Wangen bedeckte. Ein ihr unerklärliches Bittern befiel sie und raubte ihr die Unbefangenheit.

Sie überflog seine Gestalt. Da war ein Etwas, das sie früher nie an ihm bemerkt. Und doch lag kein greifbarer Unterschied vor. Tadellos war sein hellgrauer Anzug, tadellos seine weiße Weste mit der breiten, goldenen Uhrkette darüber, tadellos seine amerikanischen Lackstiefel, tadellos auch sah ihm der Panamahut auf dem wohlkürisierten blondhaar, und soletter denn je war der rötliche Schnurrbart nach oben gezwirbelt.

Ihn aber langweilte ihr Stillschweigen und der leuchtende Glanz ihres Auges.

Er wunderte sich, daß dieses Mädchen ihn einst hatte begeistern können. Das leidenschaftliche Temperament einer Carmen dünte ihn groß! Im Geiste verglich er Amanda mit Carmen und Amanda mit Vena.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht, dann sagte er eilig:

„Leb wohl, Amanda! Habe nicht viel Zeit!“

„Ich begleite dich, Benno!“

Wohl oder übel mußte er sich die Begleitung des schwarzhaarigen Mädchens gefallen lassen.

Sogleich begann er im Gesprächston:

„Das da eine Geschichte über „alles oder nichts“. Das Weib, dem die Hauptrolle zufiel, verlangte vom Manne ein solch' feines Eingehen auf jede ihrer psychischen Regungen, daß ich tatsächlich in eine große Rut geraten bin. „Alles oder nichts“ ist eine verrückte Forderung. Man muß Konzessionen machen.“

„Wie“, meinte Amanda, seltsam von seinen Worten berührt, „in der Liebe zwischen Mann und Weib soll die Rückhaltlosigkeit der Ganzheit fehlen!“

„Liebe Amanda, nichts ist vollkommen. Du strebst hoch und höher, und was du suchst, findest du nimmer. Du wirst dich in der Einsamkeit verlieren.“

„Ich fürchte mich nicht!“

„Ich aber fürchte die Einsamkeit. Darum brauche ich eine Freundin, ein Weib! Aber — seine Stimme nahm einen wehmütigen Klang an — ich verlasse mich oft, verlobe mich selten und heirate nie.“

Amanda blickte ihn forschend an. Da lachte er — ein lebenswürdiges, offenes Lachen, das jeden entwaffnete. Sie liebte ihn — sein Lachen machte alles wieder gut.

„Seltsame Scherze erlaubst du dir. — Sag, Benno, warum kommst du nicht mehr?“

„Geschäftlich viel zu tun, vorläufig kann ich über keinen Tag frei verfügen.“

„Vielleicht kommst du nächste Woche?“

„Möglich, Amanda! — Findest du nicht, daß man es zu

genau nimmt mit dem Leben? Sei mal zehn Jahre älter, dann siehst du ein, daß ich recht habe.“

„Ich denke anders!“ entgegnete Amanda und glühte, in seinem Gesicht einen Funken ihrer eigenen Begeisterung übertragen zu sehen. „Kann man das Leben je zu ernst und genau nehmen?“

Müllers Gesicht blieb unbeweglich.

Da verabschiedete sie sich und rief scherzend:

„Ich glaube, daß du dich bessern mußt!“

„Sich bessern oder schlechter werden, welcher Reiz liegt darin? Rechne es mathematisch aus und sage mir die Lösung!“

Tief verstimmt, ohne sich eigentlich klar zu sein, warum, ging Amanda nach Hause.

Er war ihr ein Rätsel.

Und dieser Mann hatte sie leidenschaftlich geküßt und ihr süße Worte zugeflüstert.

Da hatte ihr unberührtes Herz sich ihm geöffnet, und eine große Liebe war für ihn erblüht.

Fünf Jahre kannten sie sich nun schon. Damals lagen die Verhältnisse nicht günstig für sie, so daß ihr Verkehr eine bloße Freundschaft geblieben war.

Aber jetzt hatte er doch die bessere Stellung.

Woher auf einmal die Veränderung.

Zwei schwere Tränen rannen ihr langsam über die Wangen, als sie an der Haustür klingelte.

Mechanisch las sie den Namen auf dem kleinen, weißen Schild: F. Steuter, Architekt.

Das war ihr Vater, die Mutter war längst tot. Sie gedachte des alternden Mannes, und wieder rannen zwei Tränen herab.

Nun wußte sie, daß sie sich eben erniedrigt hatte, sie durfte Müller nicht mehr entgegen gehen.

Das öffnende Mädchen meldete ihr: „Fräulein Vena ist da, sie wartet oben in Ihrem Zimmer!“

„So!“

Das war eine Freude sonst, aber jetzt ging sie langsam die Treppe hinauf. Wie Blei lag es ihr in den Gliedern.

„Was hast du,“ war Lenas erste Frage.

„Ich bin ihm entgegengegangen,“ entgegnete Amanda leise.

„Na — und!“

„Es hat mich traurig gemacht.“

„Da haben wir's!“

Lenas energische Stimme nahm einen drohenden Klang an.

„Ich ahnte es schon längst. Soll ich dir offen meine Meinung sagen? Ich glaube, daß er deinen Wert nicht erkennt und garnicht zu dir paßt. Du bist nicht objektiv genug. Er scheint ein blasierter und eingebildeter Mensch zu sein!“

„Ach, Vena, du kennst ihn nicht!“

„Mehr als mir lieb ist! Es ist ihm langweilig, immer so ernst zu sein. Er will sich amüsieren. Dazu sei dir zu gut, Amanda. Deine eigene schöne Seele legst du in ihn. Du dachtest ihm Hohes und Gutes an, davon seine Natur nichts ahnt!“

„Kind, Kind“, lächelte Amanda schmerzlich, „deine Phantasie geht mit dir durch. Woher willst du das alles wissen?“

Vena wandte sich ungestüm ab. Sie knirschte mit den Zähnen und rief:

„Es ist eine verzweifelte Geschichte. Ich muß dir einen Schmerz antun, dir eine schöne Illusion zerstören, Amanda. Glaubst du, daß es mir schwer wird?“

Sehr bleich, doch mit großen, ruhigen Augen hörte Amanda Lenas Bericht.

Als Mama und ich vorgestern aus dem Konzert kamen, folgte der Mensch uns wieder!“

„Ach, dein neuer Verehrer! Aber, inwiefern steht das im Zusammenhang mit meiner Geschichte?“

„An einer Straßenbiegung, wo wir auf die Elektrische warteten, kam er zu uns. Sich verneigend, murmelte er seinen Namen und entschuldigte sich. Ich trat Mama heimlich auf den Fuß, aber sie ignorierte meine Entrüstung. Das Ende vom Lied war, daß er die Erlaubnis erhielt, bei uns vorzusprechen!“

Amanda lachte.

„Ja, du hast gut lachen, Herzensmama. Ich war verzweifelt. Mama gefällt er, und ich habe nichts zu sagen! Unterwegs in der Elektrischen war ich in einer nichts weniger als rosigten Laune, aber Mama hat mich einfach ausgelacht!

wie du eben. Meine Tochter wird schon vernünftig werden, sagte Mama.

„Und was hast du weiter gehört, Schatz!“

„Indirekt viel. Er machte nämlich gestern morgen Besuch. In der Hand trug er einen Strauß weißer Rosen! Ich sah ihn anrücken von meinem Fenster aus und — bin geflohen. Gerade noch hörte ich Mama rufen: „Lizette, holen Sie Fräulein Helena von ihrem Zimmer. Ich bin im Salon.“ — Jawohl, Lena lachte sich ins Häufchen! Mit welchem enttäuschten Gesicht mag der Junge abgeschoben sein!“

„Du bist unverbesserlich!“

„Das ist gut!“ Lena geriet in wirklichen Zorn. „Als ich wiederkam, war er fort. Zu meinem Erstaunen machte Mama mir gar keine Vorwürfe. Es mußte etwas dahinterstecken, das war klar. Wie heißt er denn, fragte ich. Mama wurde etwas verlegen. Ich wunderte mich immer mehr und rief: seinen Namen kann ich doch wissen. Da sah Mama mich durchdringend an und sagte fest: Benno Müller!“

„Wie? Benno Müller?“

„Verstehest du nicht?“

Amanda schlug beide Hände vor ihr Gesicht — aber nur einen Augenblick. Dann stand sie auf und murmelte leise: „Du hast Recht gehabt, Lena!“

Lena schloß die zitternde Gestalt in ihre Arme.

Ihre laute, feste Stimme hatte auf einmal einen weichen Klang.

„Amanda, du Liebe, daß ich dir das sagen mußte. Nimm deine Kräfte zusammen. Denk nicht, er hätte das Beste in dir zertreten. Tot unglücklich wärst du mit ihm geworden. Er war anders als deine Träume ihn malten. Du brauchst einen tüchtigen Mann. Fünfzig an jedem Finger kannst du haben, wenn du willst!“

Unter Tränen lächelnd strich Amanda über Lenas Kopf.

„Du bist doch das reinste Kind!“

„Das verbitte ich mir ganz energisch.“

Aus Lenas Stimme war jede Sentimentalität verschwunden.

„Wer ist älter von uns,“ fuhr sie fort, „Du! ja, aber Herr-jeu, auf's Alter kommt's nicht an. Wenn ich auch erst sieb-zehn alt bin — ich durchschaue die Gesichte!“

„Daß es gut sein, Lena. Ich werde schon drüber kommen. Aber sei du nicht parteiisch. Nimm keine Rücksicht auf mich. Vielleicht wirst du glücklich mit ihm!“

„Ich!“

Entsetzt starrten Lenas runde Kinderaugen auf die Sprecherin. „Das kann ich dir mündlich und schriftlich geben, meine Teure! Aber, o Gott, Amanda. Wo bleibt die Zeit? Ich muß nach Hause. Mach's gut, Liebling, hörst du? — Bist du mir nicht gram wegen meiner Offenheit?“

In beschleunigtem Tempo, das ihre innere Erregung verriet, erreichte Lena die inmitten eines großen Parks gelegene Villa Stuhlmann, in der sie mit ihrer Mutter, der verwitweten Frau Kommerzienrat, wohnte.

Mutter schien sie nicht zu vermissen.

Hastig warf sie Hut und Handschuhe auf den Ständer und eilte gleich auf ihr Zimmer.

Gottlob, das Fenster stand offen, sie erstickte fast.

„Diese schlechte Welt,“ murmelte sie zwischen den Zähnen. „Alles ist zuletzt lächerlich — lächerlich!“

Dann fuhr sie fort: „Hört es, ihr Bäume — ihr nidenden, zufriedenen Kapuziner — ihr nachdenklichen Rosen und du, still rinnendes Wasser im Teich! — Im Leben herrscht die größte Brutalität!“ Da sprang sie plötzlich wie elektrifiziert auf.

„Welch' eine Götteridee kommt mir! Himmel! Ich will ihm heimleuchten. Warte, Bursche! Ich werde so tun, als ob mir das Verständnis für seine holden Reize aufgegangen wäre. Dann holt er sich einen Korb. Dann hat er seine Strafe!“ Sinnend setzte sie sich ans Fenster und überdachte ihren Plan recht reißlich, damit niemand ihr Werk vorzeitig durchschauen oder zerstören könnte.

„Mama wird sich wundern!“

Leichtfüßig suchte sie nun ihre Mutter auf.

Da es schon anfang, recht kühl zu werden, brannte der Gasofen und verbreitete im Zimmer ein angenehmes Hell-dunkel.

(Schluß folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— **Frühlings-Gemüse.** Man nehme Löwenzahn, so lange die Blätter noch weißlich sind und sich noch keine Blütenknospen zeigen, ferner die eben aus der Erde kommenden Sprosser von wildem Hopfen, jungen Sauerampfer, Brunnenkresse und Kapuzeln, zu gleichen Teilen, überbrühe sie zusammen mit kochendem Wasser, übergieße sie mit kaltem Wasser, drücke sie aus, dämpfe nun einen Eßlöffel Mehl in einem guten Stück Butter weiß und rühre mit Fleischbrühe an, würze mit Salz und Mustatblüte, lasse das Gemüse in dieser Sauce gut durchkochen und ziehe sie mit einem Ei und einen Eßlöffel Rahm ab.

— **Hopfenalat.** Man kocht den jungen Hopfen, der noch keine Blätter haben darf, in heißem Wasser und Salz langsam weich. Ist er kalt geworden, so legt man ihn rund herum auf eine Schale, macht eine Sauce von zwei Eßlöffeln Essig, zwei Eßlöffeln Del oder sauren Rahm, Pfeffer und Salz, und gießt es über das Gemüse.

— **Spargel mit Mayonnaise.** Spargel werden geschält, in Stücke geschnitten, in Salzwasser weich gekocht, und auf einen Durchschlag geschüttet, bis sie abgekühlt und trocken sind. Man rührt nun eine Mayonnaise, vermischt etwas davon mit dem Spargel, gibt das übrige darüber und richtet das Gemüse an, welches besonders sehr beliebt und sehr erfrischend ist.

— **Sauerampfer.** Sauerampfer wird gut verlesen, indem man die Blätter von den Stielen befreit, mehrmals in klarem Wasser tüchtig wäscht, mit kochendem Salzwasser aufseht und aufkocht. Man nimmt ihn vom Feuer und schüttet ihn auf ein Sieb. Nun dämpft man Butter mit geriebenem Zwiebel- oder Weißbrotkrumen gelb, rührt dies mit süßer Sahne, Milch oder auch Fleischbrühe aus, gibt Salz und Mustat dazu. Schüttet den gut ausgedrückten Sauerampfer in die Brühe und läßt ihn durchkochen. Beim Anrichten verzieren man ihn mit in Butter gelb gebratenen Weißbrotstreifen, gibt Wurst, Zunge oder Koteletts dazu.

— **Rhabarberkompott.** Sobald die Rhabarberstauden kräftige und lange Blattstengel hat, werden diese abgesehen, geschält, in ein Zentimeter lange Stücke geschnitten und überbrüht. Dann läutert man auf 750 Gramm Frucht ungefähr 200—300 Gramm Zucker, welchem man Apfelsinen- oder Zitronenschale beifügt, und dämpft die Stückchen unter fleißigem Schütteln. Rhabarberkompott ähnelt im Geschmack der Stachelbeere. So lange die Stengel nicht kraftlos werden, kann man sie benutzen.

— **Waschpulver für die Haut.** Zur Bereitung eines guten Waschpulvers stößt man 125 Gramm mit kochendem Wasser angebrühte Mandeln, gießt 250 Gramm Rosenwasser darüber, bringt diese breiige Masse auf ein leinenes Tuch, durch welches man solche ausdrückt und bewahrt die ausgedrückte milchige Flüssigkeit zu einer Hautpomade auf. Den ausgetrockneten Rückstand trocknet man auf einem Papier und stößt denselben zu einem Pulver, wobei man allmählich 125 Gramm feine Kartoffelstärke und 125 Gramm weißes Bohnenmehl hinzusetzt. Zu dieser Mischung bringt man 60 Gramm gepulverte weiße spanische Seife und 30 Gramm gepulverte florentinische Veilchenwurzel. Sodann fügt man noch 40 Tropfen Orangenblütenöl, das vorher mit 8 Gramm weichem Zucker abgerieben ist. Die Mischung wird in einer verzinnnten Blechbüchse aufbewahrt. Ein Teelöffel reicht hin, um Gesicht und Hände damit zu waschen und denselben eine feine Haut zu verleihen.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weichem rosigen Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man die edle

Stechenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Badeseul, 1 Stück 50 Pf. überall zu haben



Unsere Bilder.



— Die neue Uniform der deutschen Militärkapellmeister. Gleichsam als Weihnachtsgeschenk haben die deutschen Militärkapellmeister gegen Ende 1908 eine neue Uniform erhalten, die der Offiziersuniform ähnelt, während die frühere mehr mit der Uniform der Unteroffiziere übereinstimmte. Unsere Abbildungen (Seite 196) zeigen den Obermusikmeister *Przywarski* sowohl im Interims-, wie im Waffensrod. Die sogenannten Schwalbennester sind beim Interimsrod fortgefallen. An ihre Stelle sind Achselstücke mit einer Lyra getreten, die allerdings nur provisorisch ist und anderweitig ersetzt werden dürfte.

— Deutsche Arbeiter in England. Unser Bild Seite 197 zeigt eine Abordnung deutscher Arbeiter, die nach England gegangen ist, um dort die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter kennen zu lernen.



Zur Unterhaltung.



Vater und Sohn.

Es war der Herr Professor
Ein grundgelehrter Mann,
Bekannt als hochbedeutend,
Der manches Werk erfann.

Sein Sohn vertrieb dagegen
Mit Bummeln sich die Zeit,
Zum Hungern, Saufen, Spielen
War stets er gern bereit.

Sie gingen einst selbender
Und von den Leuten Klang's:
Eine Range erster Größe —
Eine Größe ersten Rang's."

— Mütterliches Vorbild. „Ella, gib doch deinem Verlobten den ersten Kuß!“ — „Ich traue mich nicht recht, Mama, gib du ihm zuerst einen!“

— Aus der Schule. Lehrer: Wir haben nun den Satz erklärt: „Das gebrannte Kind fürchtet das Feuer.“ — Wer kann mir einen ähnlichen Satz bilden? — Der kleine Moritz: Das gewaschene Kind fürchtet das Wasser.

— Erkennt. Sonntagsjäger: Denken Sie sich, kürzlich schoß ich gerade um Mitternacht — es war allerdings Mondschein — einen prachtvollen Hasen. — Bekannter: So spät noch hatte der Wildprethändler seinen Laden offen?

— „Ihr über“. Gnädige: Lina, Sie haben die Zuckeringe vergessen. — Lina (greift mit den Fingern in die Dose und wirft Zuckerkügelchen in die Tassen): Totte doch, jnä' Frau, sind Sie aber 'mal unpraktisch.

— Freundesrat. Studiosus Trübmeier: Ich verzweifelte vor mir tut sich ein Abgrund auf! . . . — Studiosus Flottmeier: Na, den füllen wir mit Bier aus und schwimmen gemütlich hinüber.

— Ausflucht. Frau (morgens zu ihrem Manne): Schäm dich, Emil, du hast heute Nacht beim Nachhausekommen getaumelt. — Mann: O, Auguste, das war nur der Freudentaumel, als ich dich wieder sah.

— Mißverstanden. Kapellmeister: Aber, meine Herren, bitte rein zu blasen. — Trompeter Simpel: Na, id habe doch ordentlich ringelblasen!

— Gewappnet. Herr: Gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen eine Erklärung zu machen! Ihre Mama ist doch nicht etwa in der Nähe? — Junge Dame: Erlauben Sie, was nutzt mir Ihre Erklärung, wenn Mama nicht in der Nähe sein darf!

— Treffende Erklärung. „Was für ein Unterschied ist zwischen blutarm und blutarm?“ — „Sehr einfach: Der Eine hat wenig Blut, der Andere blutwenig!“

— Erklärt. Wenn du noch eine Mutter hast, Und eine Anverwandte, die deren rechte Schwester ist, so ist das deine Tante!



Rätsellecke.



Rezierbild.



Wo bleibt denn nun unser Papa?

Buchstaben-Rätsel.

Mit **S** ist es ein Trinkgefäß,
Ein Trunk auch kommt von **P**, indes
Nennt man so auch das schlimme Leihen.
Das Freunde so arg kann entzweien,
Dass sie sich gar als **S** ansprechen;
Und das wohl manchen bringt so weit,
Dass er nur noch in **S** sich kleid't.

Anagramm.

Ich bin im Russenland
Als Stadt am Meer bekannt
Die zweite Silb' voran,
Zum Eiland' werd' ich dann.

Wort-Rätsel.

In Flüssen leb' ich und in Seen,
Kann vorwärts und auch rückwärts geh'n;
Doch ändert ihr ein Zeichen um,
So geh' ich immer rund herum.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißigbige Charade: Saumlilig.

Rebus: Freischarenstaater.



Nur eine Nachschrift!

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

IV.

„Sehen Sie sich, Madame Horley, gehen Sie doch nicht wieder fort, ich muß mit Ihnen sprechen.“

Die also Angeredete hielt zögernd inne, als Edgar von Steined, der auf einem Ruhebede auf der Terrasse lag, so unerwartet diese Worte an sie richtete. Es war schon lange ihr sehnlichster Wunsch gewesen, dem Eindringling rüchhaltlos ihre Meinung zu sagen, ihn offen als Betrüger zu bezeichnen und ihm zu gestehen, daß sie ihn gar nicht für den rechtmäßigen Erben des Schlosses ansähe, doch bis jetzt wartete sie auf einen günstigen Augenblick, auch fürchtete sie für den Krankheitsfall, der ihm verhängnisvoll hätte werden müssen. Als er sie daher mit den Worten anredete: „Sehen Sie sich,“ schien ihr der rechte Augenblick gekommen.

„Ich habe schon lange auf diesen Zeitpunkt gewartet,“ verlegte sie daher kalt, „und wenn ich bis jetzt gezögert habe, Ihnen offen meine Meinung zu sagen, so geschah es aus Rücksicht auf Ihren leidenden Zustand.“

„Sie wollen Ihre Heimat doch nicht verlassen?“ unterbrach er sie erstaunt. „Das dürfen Sie nicht, Madame, schon der Gedanke würde mich töten! Hier allein in diesem großen Schlosse würde ich ein elendes Dasein führen. Warum wollen Sie auch fortziehen? Haben Sie nicht schon längst meine Gedanken erraten? Wissen Sie nicht, daß ich Aurelia liebe? — Sagen Sie ihr aber kein Wort, keine Silbe davon, geben Sie mir nur Gelegenheit, ihre Liebe zu gewinnen, und wenn mir das gelungen ist, sollen Sie stets das Schloß als Ihr Eigentum betrachten!“

Die alte Dame war mit einem Nid des Abschiedes zurückgetreten. Wie konnte dieser Mann, der in ihren Augen ein Betrüger war, es wagen, um die Hand ihrer Tochter zu bitten!

„Warum blicken Sie mich so finster an?“ fuhr er unbeirrt

fort, „nehme ich nicht dieselbe gesellschaftliche Stellung ein, wie Sie? Aurelia wird an meiner Seite ein glänzendes Leben führen, jeder Wunsch soll ihr erfüllt, jeder Luxus gewährt werden. Stoßen Sie mich nicht zurück, geben Sie mir wenigstens Gelegenheit, Aurelias Herz und Liebe zu gewinnen.“

Frau Horley konnte im maßlosen Staunen kaum Worte finden, ihren Unwillen zu äußern, dunkle Glut färbte ihre Wangen, ihre Augen blitzten zornig.

„Was haben Sie denn gegen meinen Vorschlag einzuwenden, Madame?“ fuhr der Mann fort.

„Wohlan! soll ich es Ihnen sagen? Wissen Sie gar nicht, was sich während Ihrer schweren Krankheit ereignete? Die wilden Worte, die Sie in Ihren Fieberphantasien so häufig wiederholten, werden mir immer unergötzlich sein.“

Sie fragten, was ich gegen Ihren Plan einzuwenden habe? Gut, so hören Sie! Wenn Sie wirklich der rechtmäßige Erbe des Schlosses wären, so — —

„Halt, Halt!“ unterbrach der Kranke, „Ihre Worte bedürfen erst einer Erklärung. — Wenn ich der Erbe wäre?, sagten Sie, wer bin ich denn, für wen halten Sie mich denn sonst?“

„Wie kann ich wissen, wer Sie sind,“ verlegte leidenschaftlich die erregte Dame, „das ist mir auch höchst gleichgültig! Ich weiß nur, daß Sie nicht Edgar von Steined sind! Aber wo ist er? Hal Sie wissen es! Es steht Ihnen auf der Stirn geschrieben — Sie sind kein Mörder und wollen hier seine Stelle einnehmen!“

Der so unerwartete Angeklagte war jäh von seinem Sitz aufgesprungen; jeder Blutstropfen war aus seinen bleichen Wangen gewichen, seine Glieder zuckten konvulsivisch.

„Ich sollte nicht Edgar von Steined sein, Madame?“ stammelte er, „bin ich denn wahnsinnig, oder sind Sie es?“

„Ja, ich klage Sie an, nicht der rechtmäßige Erbe zu sein,“ fuhr Frau Horley fort, ohne seine letzten Worte zu beachten. „Glauben Sie denn, daß Ihre wilden Fieberreden keine tiefere Bedeutung hätten? Warum riefen Sie beständig: Niemand



Das neue Post-Genesungsheim in Rauheim, für kur- und erholungsbedürftige Reichspost- und Telegraphenbeamte.

kennt mich, niemand weiß, was geschehen ist, fürchteten Sie also nicht, daß man entdecken würde, wer Sie seien? Aber die Wahrheit wird schon an den Tag kommen, wir werden auch schon erfahren, daß Sie gar nicht der Erbe dieses Schlosses sind!"

Der Mann hatte mit sichtlichem Unbehagen den erregten Worten gelauscht; jetzt glitt ein höhnisches Lächeln um seine hageren Züge.

"Sind Sie wahnsinnig?" fragte er zornig. "Können Sie beweisen, was Sie sagen? Wissen Sie nicht, daß es ohne Beweise keine Anklage gibt? Ich wiederhole, Sie sind wahnsinnig, daß Sie solche unerhörte Dinge auszusprechen wagen."

In diesem Augenblick trat die Krankenschwester heraus, die die Unterredung im anklopfenden Zimmer Wort für Wort gehört hatte, und reichte ihrem Patienten einen silbernen Becher. "Jetzt ist es Zeit, daß Sie sich stärken, mein Herr," sagte sie sanft. Frau Horley warf dem Manne einen durchbohrenden Blick zu.

"Ich habe Ihnen meine Meinung unumwunden gesagt," sagte sie finster. "Ich werde kein weiteres Wort verlieren. Alles, was noch gesagt werden muß, kann durch einen Advokaten geschehen." Damit verließ sie die Terrasse.

"Sie dürfen sich nicht aufregen, mein Herr," mahnte die Pflegerin, "Sie müssen ganz ruhig bleiben, wenn Sie nicht einen Rückfall bekommen wollen, der schlimmer wie die eben überstandene Krankheit werden könnte!"

"Ruhig? Wer kann unter diesen Umständen ruhig bleiben?" fuhr der Patient wild auf. "Hörten Sie, was mir soeben gesagt wurde? Ist die Frau wahnsinnig?"

Die Pflegerin warf einen scheuen Blick nach der Seitentür, dann winkte sie geheimnisvoll.

"Die arme Dame ist nicht zurechnungsfähig," berichtete sie im Flüster-tone. "Die ganze Dienerschaft spricht schon lange davon, mein Herr. Der Gedanke, daß sie plötzlich das Schloß verlassen soll, ist ihr zu sehr zu Herzen gegangen. Wissen Sie denn nicht, was sie jede Nacht, wenn Alles im Hause still ist, treibt?"

"Wie kann ich das wissen?" versetzte der Patient erleichtert.

"Denken Sie nur, die arme gute Dame geht jede Nacht um die Mitternachtsstunde in den Speisesaal, betastet sorgfältig die Wände, als ob sie etwas suchen wollte, was sie doch nicht finden kann. Die Köchin hat es mir gesagt, und wir beide beobachteten sie noch gestern Nacht; — hu, es ist ein schauriger Gedanke mit einer geisteskranken Dame unter demselben Dache zu sein. Fräulein Aurelia hat gar keine Ahnung von dem traurigen Geisteszustand ihrer Mutter."

"Ist es wirklich so schlimm? Was sagten Sie, was sie tut? — Betastet sie die Wände?"

"Ja, mein Herr, und zwar so ängstlich und sorgsam, als ob ihr Leben davon abhinge. Dabei irren ihre Augen wild und unstät umher; sie hat wirklich ihren Verstand verloren."

"Haben Sie die Unglückliche selbst beobachtet?"

"Gewiß, mein Herr, noch gestern Abend!"

"Jetzt kann ich mir auch ihre tollsten Reden erklären; hörten Sie, was sie mir sagte?"

"Ich mußte jedes Wort hören, ich sah ja im Gartenzimmer, und die Tür nach der Terrasse stand offen. Und wenn Leute so aufgeregter sind, wie Sie und die arme Frau Horley waren, so kümmern sie sich nicht darum, wie laut sie sprechen und ob ihre Worte im ganzen Hause gehört werden, oder nicht. — O ja! ich hörte ganz deutlich, daß Sie angeklagt wurden, nicht der Erbe des Schlosses zu sein!"

"Und dennoch habe ich meine Identität genügend bewiesen; die Advokaten sind mit meinen Papieren vollständig zufrieden," versetzte er mit traurigem Lächeln. "Ich glaube auch, daß alle, die mich kennen, mich nicht für einen Betrüger halten."

"Gewiß nicht! Ich habe noch niemals einen gütigeren Herrn gepflegt," versicherte die Pflegerin. "Das arme Fräulein! Sie wird den traurigen Zustand ihrer Mutter bald genug erfahren, und der Schmerz wird noch schwerer für sie sein, als der erste!"

Der Kranke seufzte. "Ich will Les tun, um ihr den Schmerz zu erleichtern; aber die unglückliche Frau ist imstande, mich offen anzuklagen, und das könnte ein zweifelhaftes Licht auf mich werfen. Würden Sie nötigenfalls den zerrütteten Geisteszustand der unglücklichen Frau bestätigen?"

"Gewiß, mein Herr. — Aber es ist so traurig für Fräulein Aurelia!"

"O, wenn ich sie nur trösten dürfte, wenn ich ihren Schmerz mittragen dürfte! Aber ach! sie kennt mich noch sehr wenig."

Die Pflegerin lächelte verständnisvoll; dann rückte sie ihren Sessel dicht an das Lager des Patienten und flüsterte ihm vertrauensvoll zu:

"Die ganze Dienerschaft hat schon oft davon gesprochen, daß es für Sie am besten sei, das Fräulein zu heiraten! Das würde ein glückliches Ende nach den überstandenen Sorgen der letzten Wochen sein."

Der Kranke drückte ihr dankbar die Hand.

"Ich danke Ihnen," sagte er leise; "jetzt will ich mich ausruhen, denn die Aufregung ist wirklich zuviel für mich gewesen; verlassen Sie mich!"

Nach kaum vierundzwanzig Stunden flüsterte man sich im ganzen Dorfe von Ohr zu Ohr, daß die arme Frau Horley über den Verlust ihres langbesessenen Erbes wahnsinnig geworden sei, und daß der neue Schlossherr, sowie er vollständig genesen sei, die Unglückliche in einer Irrenanstalt verpflegen lassen wolle.

Aurelia war die letzte in der ganzen Umgebung, die plötzlich mit Entsetzen die drohende Wolke bemerkte, die sich immer dichter über das Haupt ihrer armen Mutter zusammenzog.

Es war ein klarer, heller Frühlingstag. Ruhig und spiegelhell kränkelten sich leicht die sonst so stürmischen Wogen des Atlantischen Ozeans, auf denen velschnell und majestätisch die stolze „Holsatia“ mit zahlreichen Passagieren ihren Kurs nach Neapel nahm. Erst seit wenigen Stunden war man in offener See; die fröhlichen Reisenden standen plaudernd und scherzend in Gruppen oder paarweise zusammen und winkten der fernen heimatischen Küste ein leichtes Lebewohl zu. Nur wenige machten eine Ausnahme. Dort, dicht am Steuer, lehnte eine junge Dame im grauen Reisemantel allein über die Brüstung; es mochten wohl trübe Gedanken sein, die ihre Sinne beschäftigten, denn sie schaute unermüdet in die klaren Fluten, und langsam rollte eine Träne über ihre bleichen Wangen hinab. — Nicht weit von ihr hatte ein Ausländer, jedenfalls ein Spanier, ein einsames Plätzchen gesucht und gefunden. Ein weiter, langer Mantel hüllte ihn ein, und der breitgerandete Filzhut bedeckte sein ganzes Gesicht. Nur hin und wieder warf er der Dame einen finsternen höhrenden Blick zu, beobachtete scharf jede ihrer Bewegungen, ohne jedoch sich ihr zu nähern. Da trat ein junger Herr mit dem üblichen Fernrohr an der Seite von der Kajütentreppe auf das Deck. Er schlenderte langsam einher, nach allen Seiten die verlassene Küste betrachtend, dann gesellte er sich zu dem Steuermann.

Bei dem ersten Ton seiner Stimme wandte sich die Dame, wie von einem elektrischen Schläge getroffen, plötzlich um, und fest gebannt hefteten sich ihre Augen auf den Neugekommenen. Der Herr bemerkte es, — stutzte, dann stand er im nächsten Augenblicke an ihrer Seite und hielt die bebenden Hände der Erschrockenen fest in seiner kräftigen Rechten.

"Ist es möglich? oder ist es ein nedisches Traumbild? Sie hier, Fräulein Horley?"

"Es ist kein Traum, Herr Graf, es ist die traurige Wirklichkeit," versetzte Aurelia leise. "Mein Bruder ist in Indien und ich bin auf dem Wege nach New-York. — Wir scheinen uns unter höchst sonderbaren Umständen zu begegnen."

Graf von Hohentrost, denn er war es, schien diese Wirklichkeit gar nicht so traurig zu finden, denn ein freudiges Lächeln glitt über sein edles Antlitz.

"Es hat sich so viel ereignet, seitdem wir Sie auf Schloß Steined sahen," fuhr Aurelia fort.

"Hoffentlich nichts Unangenehmes," versetzte er; "darf ich auf Ihre und Ihrer Mutter Verzeihung für mein leichtsinniges Handeln hoffen? O, zürnen Sie mir nicht, ich könnte es nicht ertragen."

Seine Stimme klang so bittend, daß Aurelia ihm unwillkürlich die Hand entgegenstreckte, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

"Wir sind nicht mehr im Schloße, Herr Graf," flüsterte sie, "ich sagte Ihnen ja schon, daß sich vieles dort in den letzten Wochen ereignet habe."

Beide bemerkten nicht, daß der im spanischen Mantel gekleidete Fremde unter seinem breitrandigen Hut ihnen stehende Blicke zuwarf und aufmerksam auf jedes Wort der leise geführten Unterhaltung lauschte.

"Ja, ja, ich wußte, daß Sie Ihre Heimat verlassen hatten," erwiderte der Graf, "denn ich fühlte so tiefes Mitleid mit Ihnen, daß ich mich heimlich nach Ihrem Wohl und Wehe erkundigte. Um einiarmaken mein Unrecht zu sühnen, dessen ich mich so leichtsinnig schuldig gemacht hatte, entschloß ich mich, selbst nach New-York zu reisen, um dort an Ort und Stelle die Spur des rechtmäßigen Baron Edgar von Steined

oder seines Freundes Harold Ulrich aufzufinden, um Ihnen Ihre erste Frage zu beantworten: „Ist er Ihr Freund?“

Aurelias Wangen glühten.

„Wußten Sie, daß meine Reise denselben Zweck hat?“ fragte sie gespannt.

„Nein! Ich wollte nur mein Unrecht sühnen und mir dadurch Ihre Verzeihung erlangen.“

Die dankbaren Blicke der jungen Dame überzeugten ihn, daß sie wenigstens an die Aufrichtigkeit seiner Worte glaubte.

„Wollen Sie mich zu Ihrer Mutter führen?“ bat er.

„Meine Mutter ist gar nicht hier; ich bin ganz allein, Herr Graf,“ erwiderte Aurelia.

„Allein?“ erwiderte er erstaunt.

„Es war kein anderer Ausweg. Als ich zu meinem Entsetzen bemerkte, daß meine Mutter für wahnsinnig gehalten wurde, brachte ich sie nach vieler Ueberredung zu einer Freundin in der Hoffnung, daß die neue Umgebung und veränderte Eindrücke ihrer schwächlichen Gesundheit nur förderlich sein würden, während ich ihr versprach, einige Monate mit meiner Tante auf Reisen, besonders nach Italien, zu verbringen. Ich habe Sorge getragen, daß sie Nachricht von mir erhält, und meine Tante, die in meinen Plan eingeweiht ist, schickt ihr regelmäßig meine Briefe, die schon vorher geschrieben sind. Auf diese Weise war allein mein Unternehmen möglich, denn ich hätte von meiner Mutter schwerlich die Erlaubnis dazu bekommen. Glücklicherweise lebt noch ein Freund meines frühverstorbenen Vaters in New-York; dieser ist von meiner Ankunft benachrichtigt und wird mich bei meinen Nachforschungen unterstützen.“

Der Spanier war unbemerkt ein wenig näher getreten, nur hin und wieder warf er einen höhnenden Blick auf die beiden, doch verlor er sich so tief im Anschauen der Wellen, als ob er sie bis auf den Boden ergründen wollte.

„Haben Sie das geheime Fach im Speisezimmer mit seinem Geheimnis entdeckt?“

„Nein! Ich habe selbst mit eigener Hand tausendmal jedes Fleckchen der Nischen befühlt, aber die bewußte Feder nicht gefunden. Wir würden die Wände niederreißen lassen, um Gewißheit zu haben; aber wir sind nicht mehr die Eigentümer des Schlosses, wenn —“

„Wenn nicht rechtzeitig bewiesen wird, daß der Mann, der sich Edgar von Steinbeck nennt, ein Verrüger ist,“ schaltete der Graf ein; dann stiegen sie gemeinschaftlich die Treppe hinab.

Der Spanier blickte ihnen finster nach, dann ballte er drohend die Faust. „Er wird nicht wieder nach Europa zurückkehren, wenn ich es verhindern kann,“ knirschte er.

5.

Es waren glückliche, sorgenfreie Tage, die jetzt folgten. Aurelia und der Graf waren beständig zusammen, und sie wunderten sich selbst darüber, wie die Zeit so unglaublich schnell verflog, bis das Ziel ihrer Reise erreicht war. Sie hoffte freilich, daß der Graf nicht das freudige Aufleuchten ihres Blickes, nicht das Erröten ihrer Wangen merkte, welches sie bei seinem Erscheinen kaum verbergen konnte; ebenso bezwang sich der Graf, seine innersten Gefühle geheim zu halten, denn es war sein fester Entschluß, so lange die Worte: „Ich liebe dich!“ in seiner Brust zu bewahren, bis seine heiß Geliebte wieder unter dem Schutze ihrer Mutter stand.



Ein Kronprinz als Journalist.

„Was auch immer geschehen mag,“ flüsterte der Graf ihr liebevoll zu, „erinnern Sie sich stets, daß ich Ihr Freund bin; befehlen Sie ganz über mich; ich werde im fremden Lande noch mehr wie in der Heimat bereit sein, Ihnen meine Dienste zu widmen.“

„Ich bin fest überzeugt, daß Sie unser bester, unser treuester Freund sind,“ versicherte sie mit leuchtenden Augen.

„Ich danke Ihnen für diese Worte.“

Wie lieblich, wie bezaubernd sah sie aus, als sie ihm jetzt dankbar die Hand reichte. Der Graf mußte sich Gewalt antun, sie nicht schon jetzt an sein laut pochendes Herz zu drücken, ihr nicht schon jetzt zu sagen: „Ich liebe dich, ich liebe dich!“

Während der ganzen Reise hatte der unheimliche, einsame Spanier kein Wort weder mit dem Grafen, noch mit der übrigen Reisegesellschaft gewechselt; still und schweigend lehnte er über den Rand des Schiffes und schaute finster in die spielenden Wellen hinab.

„Land! Land! Land!“

Dieser mehrfache Ruf fand ein hundertfaches Echo! Alle Reisenden stürzten auf Deck, jeder drängte sich auf die Kommandobrücke, von wo aus der Ruf zuerst ertönt war, und „Land! Land!“ erscholl es jubelnd, als ein kleiner blauer Streifen am Horizont sichtbar wurde.

Wie blühschnell waren diese zehn Tage vergangen; ein nie gekanntes, wehmütiges Gefühl beschlich Aurelias Herz bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung, doch die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen bei der Mutter in der Heimat tröstete sie.

Bald war das Festland erreicht, die stolze, majestätische „Golfatia“ lag festgeankert am Ufer.

„Horley!“ Ist Fräulein Horley auf Deck?“

Es war die Stimme des Kapitäns, die laut und vernehmlich durch das fröhliche Gelärm der Passagiere erscholl.

Aurelia erschraf und trat in den Vordergrund.

„Ein Telegramm für Sie,“ rief der Kapitän, „es wurde soeben an Deck gebracht!“

„Lesen Sie es,“ bat sie, es erbleichend dem Grafen reichend, denn ihre Hand zitterte, sie konnte das Siegel kaum erbrechen.

„Tritt sofort die Rückreise an, deine Mutter ist schwer erkrankt; sie verlangt nach dir!“ Edith Linden.“

Es dunkelte vor Aurelias Augen; diese wenigen Worte hatten ihr vollständig die Besinnung geraubt; sie mußte sich an den Schiffsrand lehnen, um nicht umzusinken.

Endlich raffte sich Aurelia auf.

„Helfen Sie mir, Herr Graf!“

„Wer sendet Ihnen das Telegramm, fragte Ulrich bestürzt.

„Edith Linden, die Tante, bei der meine Mutter mich vermutet. O, meine Mutter muß sehr krank sein, es ist entsetzlich!“

„In wenigen Stunden können Sie die Heimreise antreten; es liegt ein Schiff zur Abfahrt bereit. Aber beruhigen Sie sich um Ihrer Mutter willen, und vergessen Sie nicht, daß ich alle Mittel in Bewegung setzen werde, um Ihre Frage zu beantworten: Ist er Ihr Freund?“

„Was soll ich ohne Ihre Hilfe tun,“ flüsterte Aurelia.

„Mein ganzes Herz gehört Ihnen,“ versicherte er, als er ihr zum letzten Male beim Abschied die Hand reichte. Dann blieb er sinnend am Ufer stehen, schaute wehmütig dem schwankenden Fahrzeug nach, das sein Liebstes davontrug, bis die Sonne hinter den Wolken verschwand und die letzten Spitzen des Schiffes seinem Blick entschwunden waren.

„Mein ganzes Herz gehört Ihnen,“ versicherte er, als sie allein die Heimreise antrat; dieser Gedanke verkürzte ihr die trostlose, einsame Fahrt und erfüllte sie mit neuem Mut und neuer Hoffnung, als sie endlich den heimatlosen Boden wieder betrat.

Sie fand ihre Mutter zwar auf der Besserung, aber so schwach und hilflosbedürftig, daß sie sich freute, keinen Tag mit der Rückreise verzögert zu haben.

Tage vergingen. „Warum schreibt der Graf nicht, wie er versprochen hat?“ fragte sie sich oft. „Gewiß! er wollte schreiben, sobald er eine Spur entdeckt hatte, jedenfalls waren seine Bemühungen bis jetzt noch erfolglos geblieben. Endlich kam ein Brief mit dem amerikanischen Posttempel. Vor Freude zitternd und heftig erröthend, las sie folgende Zeilen:

„Meinen vielfachen Bemühungen ist es endlich gelungen, mich jetzt zu überzeugen, daß der Mann, der vor mehreren Wochen bei Ihnen auf Schloß Steined einkehrte, wirklich Baron von Steined ist. Jeder Verdacht, daß er nicht der rechtmäßige Erbe ist, ist vollständig grundlos und unberechtigt. — Aber ich bedauere gar nicht, die Reise angetreten zu haben, denn hier hat sich das Glück meines Lebens entschieden. Eine reiche Amerikanerin hat mein Herz so sehr gewonnen, daß ich um ihretwillen gern Heimat und Freunde abgebe. — Ich werde wohl nicht wieder nach Europa zurückkehren, aber oft noch mit Freuden an unsere Bekanntschaft zurückdenken. —

Ulrich von Hohentroph.“

Aurelia sank erblassend in einen Sessel, ihr Herz war gebrochen. Sie ahnte nicht, daß ein Betrüger unter dem Namen ihres Freundes ein grausames Spiel mit ihr trieb und dadurch



Zum Aufenthalt des deutschen Kaiserpaares in Wiesbaden: Kaiserin Auguste Viktoria (X), von der großen Parade kommend, die Kaiser Wilhelm II. anlässlich des Geburtstages des Zaren Nikolaus II. in Wiesbaden abhieß.

mutwillig ihr Lebensglück

(Schluß folgt.)

Komödie des Schicksals.

Novelle von Frida Tilger.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Eine wohlige Wärme durchzog den nicht zu großen, aber sehr behaglichen Raum.

Ueber dem Kamin Sims prangte ein großer, goldener Spiegel, und die Wände schmückten Delgemälde berühmter Maler.

Auf einer großen Staffelei stand das lebensgroße Porträt eines Mannes, dessen dunkle Augen ernst und freundlich zugleich den Beschauer ansahen.

Sie erinnerten an Lenas Augen.

Der rote Schein des Ofens fiel gerade auf dies Bild und ließ es hell und deutlich aus dem umgebenden Dunkel hervortreten.

Unweit des Kamins saß Frau Stuhlmann im bequemen Lehnstuhl. Ihr Blick war auf das Porträt ihres Mannes gerichtet. Mit ihren 36 Jahren war sie eine hübsche, begehrtenwerte Frau.

Sie war etwas kleiner als Lena und brauchte keine Konkurrenz mit ihrer Tochter zu befürchten.

Vor drei Jahren hatte sie den viel älteren Gatten verloren. Sie war nicht gewillt, immer Witwe zu bleiben. Viel Lebensmut und Frohsinn hatte sie freilich beim Tode Friedrich Stuhlmanns zu Grabe tragen müssen, aber das Leben winkte ihr so herrlich und verlockend.

Einer zweiten Ehe war sie durchaus nicht abgeneigt.

Aber nur dem wollte sie angehören, der ihr eine rechte Freundschaft schenkte.

Bis auf Benno Müller kannte sie keinen Herrn, der sie weiter interessierte. Sie dachte es mit gewisser Befriedigung.

Müller kam ihr mit zartester Aufmerksamkeit entgegen — er liebte sie. Sie fühlte den Zauber seiner Persönlichkeit und schätzte seine gute Bildung.

Wenn nur Lena in ihrem Betragen vornehmer werden wollte. Aber der Gatte, seligen Angebens, hatte stets seiner Tochter etwas burschikoses Wesen berückend gefunden und nie ein Wort des Tadelns ausgesprochen. Lena war aufgewachsen wie eine wilde Nixe.

In diesem Augenblick öffnete sich ungestüm die Tür.

Lena trat ins Zimmer und rief:

„Wo ist Mutter denn eigentlich!“

Die Frau Kommerzienrat sprang auf. Mit sanftem Vorwurf sagte sie:

„Lena, mein Kind, — so lange muß ich auf dich warten. Das Abendbrot steht längst bereit.“

Lena aber war über die Mutter maßlos erstaunt; sie träumte im Lehnstuhl und empfing sie so sanft.

Schweigend machte Lena Licht, während Frau Stuhlmann schon am Tisch Platz nahm.

Mutter und Tochter beobachteten sich heimlich.

Frau Stuhlmann sah mit Befriedigung, daß ihre Tochter fröhlich und aufgeräumt schien.

So glaubte sie, daß der Moment gekommen sei, Lena etwaigen Veränderungen gegenüber günstig zu stimmen, die sich im Dunkel der Zukunft in ihrer bisherigen Lebensweise vorbereiten konnten.

„Lena,“ begann sie, „kennst du jeden Menschen sofort, wenn du ihn zum ersten Mal siehst?“

„Nein — du?“

„Na, du wirst doch zugeben, daß ich wenigstens mehr Erfahrung habe wie du.“

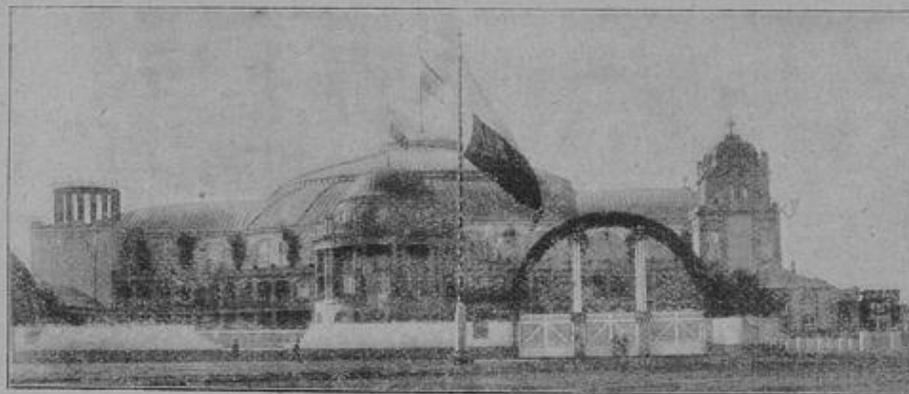
Lena lächelte verächtlich.

„Und du glaubst, Müller zu kennen, Mutter?“

„Ach, dir paßt es nicht, daß er mit Amanda Steuter einen flirt hatte?“

„Flirt nennst du das? Fünf Jahre haben sie zusammen verlehrt — er wollte sie heiraten.“

„Ach, mein Kind, ein junger Mensch täuscht sich. Freilich war ich im ersten Augenblick stuhig, als ich den Namen hörte. Aber



Vom Sängerkrieg in Frankfurt a. M.: Die Festhalle, in der der Wettkampf stattfand.

er hat mir ganz offen den Sachverhalt erzählt. Du hättest ihn hören sollen. Er liebt Amanda nicht, er würde nie zu ihrer ernsten und etwas hölzernen Art passen. Es werden so viel unglückliche Ehen geschlossen. Lena, wenn nicht eine vollkommene Harmonie besteht, ist ein furchtloses Auseinandergehen achtungsgebietend!"

"Du scheinst sehr gut von Müller zu denken. Ich beschönige seine Handlungsweise nicht und halte ihn, wenn nicht für schlecht, so doch für bodenlos leichtsinnig und gewissenlos."

Lenas Stimme hatte den alten energischen Klang.

"Kind, Kind," seufzte Frau Stuhlmann, „du brauchst Ausdrücke, die sich für eine gebildete Dame nicht passen. — Aber die Schlüsselworte Müllers könntest du dir einmal überlegen —"

"Welche?"

"Es glaubt der Mensch, sein Leben selbst zu führen, und sein Inneres wird unablässig nach seinem Schicksal gezogen!"

"Das sagte er!" lachte Lena. "Das ist interessant. Aber er hat Amanda nicht aufgeklärt."

"Aufklären über was? Man muß eben nicht jedes Wort ernst nehmen, das uns die Männer sagen!"

Frau Stuhlmann war entzückt von ihrer Tochter. Gott sei Dank, sie nahm Vernunft an. Mutiger fuhr sie darum fort: "Du solltest ihn einmal kennen lernen. Amanda wird sich darin jüngen. Uebrigens werden wir ihn nächsten Monat auf dem Puppenbazar treffen."

"Dann geh' ich nicht hin!"

"Das läßt sich aber nicht ändern, meine Tochter," sagte Frau Stuhlmann scharf; „wir haben beide zu dem spanischen Tanzzelt zugesagt."

"Gräßlich, Mama, der Mensch wird mir den ganzen Abend verderben!"

"Das wird er nicht. Hoffentlich beträgst du dich sehr vornehm und freundlich. Mache mir nur keine Unannehmlichkeiten."

Mutter und Tochter sprachen dann von etwas anderem und trennten sich diesen Abend mit sehr herzlichem Gutenacht-



Zum Besuche der Berliner Stadtvertreter in London: Die Stadtvertreter bei der Besichtigung des Towers, des alten, historischen englischen Staatsgefängnisses.

fuß. Lena zog sich in ihr Kämmerchen zurück; zitternd vor Vergnügen im Gedanken an die kommende Ausstellung.

Günstigere Gelegenheit konnte sie sich zur Ausführung ihres Strafaktes gar nicht wünschen.

Aber vor allem mußte sie den Plan geheim halten, damit niemand sie darin stören konnte.

Frau Stuhlmann aber vermied es klug, die Unterhaltung auf das heikle Thema zu bringen.

Etliche Proben zur Einübung der Tänze brachten willkommene Abwechslung; und da Lena leidenschaftlich gern tanzte, sah sie mit wirklichem Vergnügen den Tag der Eröffnung herannahen.

Mit besonderer Sorgfalt besorgten Mutter und Tochter ihre Kostüme. Man hätte beide für Geschwister halten können. Kein Kompliment nahm die Frau Stuhlmann huldreicher entgegen. Beide standen lange vor dem Spiegel, jede in ihrem Zimmer und maßen ihr Bild mit kritischen Blicken.

Lena versuchte sogar ein paar graziose Armbewegungen mit dem Tamburin und ließ eine schwachtende Pose folgen.

Aber plötzlich stampfte sie mit dem Fuß auf, schnitt ihrem Spiegelbild ein böses Gesicht und sagte wütend:

"Nun bin ich auf dem Wege, eine Gitle und Kokette zu werden. — Papa liebte am Menschen nichts mehr als ein



Ein weiblicher Gouverneur im nordamerikanischen Staate Oregon.



Gräfin Bertha von Keyserling beging in Wiesbaden ihren 100. Geburtstag.

natürliches, ungezwungenes Benehmen. Aber egal — meine Rolle muß ich spielen. Strafe muß er haben!"

Frau Stuhlmann hingegen betrachtete mit stolzem Lächeln das Spiegelbild ihrer reizvollen Gestalt.

"Die Freude an der eigenen Schönheit ist ein natürliches Gefühl," dachte sie. Zu einem Genuß aber wird es durch das Bewußtsein, geliebt zu werden und dem Geliebten eben durch diese Schönheit zu gefallen.

Da fuhr der Wagen vor und die hübschen Spanierinnen erreichten ihren Bestimmungsort in ausgezeichnete Laune.

In vier großen, hellerleuchteten Sälen waren ringsum in übereinandergestellten Kästen die schönsten Puppen ausgestellt. Geschenke von Fürstlichkeiten und hohen Personen waren darunter, die wirklich sehr wertvoll waren. In der Mitte, die Rückseite zu einander gekehrt, standen die Verkaufsbuden, von rotem, grünem oder weißem Licht kunstförmig erleuchtet.

Jede Bude hatte ihre eigene Idee durchgeführt, entweder aus der Märchenwelt, der Geschichte oder dem täglichen Leben. Der Rattenfänger von Hameln hatte einen endlosen Zug Kinder zusammengeblasen und war im Begriff, in den geheimnisvollen Berg mit ihnen zu verschwinden.

Hänsel und Gretel versteckten sich bange hinter dem Zuckehäuschen, während die tagenfreundliche Hexe sie herbeilodete.

Schneewittchen lag im Glasfarg, umgeben von den trauernden Zwergen. Der schlafende Barbarossa saß im hohen Schloßgewölbe und harrete der geeigneten Stunde, um in Glanz und Pracht auferstehen zu können.

Eine Bude stellte einen Tanzstundenball dar. Lena genoh alles mit naiver Freude, denn in schwachen Momenten holte sie manchmal ihre acht wohlbewahrten Puppen daheim aus dem Schrank und nähte ihnen Kleider.

Die Hälfte des vierten Saales war der Schauplatz eines Theaters und in einer Ecke war ein Plätzchen für Tanzlustige freigehalten.

Einer der Hauptanziehungspunkte bildete natürlich das Spanische Zelt. Es war schwer festzustellen, wer die Hübschere war, Frau Stuhlmann oder ihre Tochter.

Einer aber hatte die Frage sogleich zu Gunsten Lenas gelöst: Benno Müller. Wie grazios die kleine Hexe tanzte, wie kokett sie das Köpfchen drehte und bei jeder Pose so verführerisch die blinkenden Bähnen zeigte. Und wie lebenswüchsig Frau Stuhlmann sich gegen ihn benahm. Müller fühlte sich als Schwiegerjohn willkommen.

Einen Blick heißen Dankes zollte er der reizenden Mutter und suchte, wo er nur konnte, mit ihr ein paar geistvolle Bemerkungen über das Arrangement des Basars und so weiter zu wechseln.

"Geistvoll" sein, das war Müllers Marotte.

Lena hielt sich nicht fern, sie war ganz umgewandelt und bemühte sich, Müller gegenüber liebenswürdig und spröde zugleich zu sein. Mit geheimer Schadenfreude bemerkte sie, daß ihr Werk gelang und Müller mehr denn je in sie verliebt war.

"Gnädiges Fräulein, tanzen wirklich entzückend!" hörte sie ihn plötzlich sagen.

Mit einem Ruck wandte sie sich nach ihm um und antwortete mit verschmittem Lächeln:

"Das Urteil aus Ihrem Munde nimmt man gern entgegen. Ich glaube nicht, daß Sie schmeicheln könnten."

"D," erwiderte er, "man glaubt eine Sphäre im zauberischen Mondenglanz daherschweben zu sehen."

"Na," rümpfte sie ihr Näschen, "das elektrische Licht hat aber wenig mit Mondenlicht gemein!"

Sie wollte an ihm vorbei und sich im Menschengewirr seinen Blicken entziehen. Er aber folgte schnell und bat um einen Tanz.

"Haben Sie denn schon mit Mama getanzt?" sagte sie streng.

"Ist vorhin geschehen, stolze Spanierin!"

Mit seiner Verbeugung engagierte er sie und führte sie zum Tanzplatz.

Als er seinen Arm um ihre schlankte Taille legte und den Duft ihres Haars atmete, kam es wie ein Rausch über ihn. Unwillkürlich fachte er die leichtfüßige Gestalt fester. Lena aber übergoß plötzlich eine hohe Röte Stirn und Wangen. Ein sonderbares Angstgefühl, gemischt mit unbestimmter Antipathie für ihren Tänzer, raubte ihr den Atem.

Unter dem Vorwand, müde zu sein, gedachte sie ihn, los zu werden.

Aber Müller führte sie zu einem seitwärts gelegenen Erziehungsraum.

Er schob ihr einen Sessel hin, und nun waren sie dem lustigen Treiben durch Palmen und Lorbeerbäume entrückt.

Lena aber war wieder die alte.

Die Neugier und der Schein hatten die Oberhand über das momentane Unlustgefühl von vorhin gewonnen.

Müller zog ein parfümiertes Taschentüchlein hervor und fächelte sich Kühlung zu, während das Mädel ihn mit großen Blicken beobachtete.

Da ihm gerade nichts „Geistvolles“ einfiel, herrschte minutenlanges Schweigen.

Er nahm sich vor, langsam auf sein Ziel zuzusteuern.

"Die Welt ist herrlich, gnädiges Fräulein, aber nur —"

"Nun?"

"— unter einer Bedingung!"

"Welcher?"

Ein boshaftes Lächeln glitt über das jugendhafte Mädchengesicht.

"Eine Freundin, ein Weib zu haben, das die Tiefen der Männerpsyche verstehen kann."

"Umgekehrt ist der Fall wohl nicht möglich."

"Findet das Weib nicht Befriedigung darin, im Wesen des Mannes unterzutauschen?"

"Also Frauen, die höher stehen als die Männer, sind nach Ihrer Anschauung eine Unmöglichkeit?"

"Im besten Falle sind sie den Männern gleichartig!" erwiderte er überlegen.

Als sie nichts antwortete, fuhr er fort:

"Mit diesem Wejen dann die duftende Mondnacht durchwandern, restlos aufzugehen in der Natur und nur durch einen Blick oder einen festen Händedruck dem andern zu sagen: Ich fühle mit dir — das denke ich mir. . ."

"Ja," erwiderte Lena, und es klang eine leise Vereiztheit durch ihren Ton, „offen gestanden! Das Weib als solches in seiner Armut ist unglücklich, ohne Inhalt. Erst, wenn seine Seite an einer starken „Mannespsyche“, wie Sie sich ausdrückten, emporranken kann, fühlt es den Vollenwert des Lebens! Nicht wahr?"

Unsicher blickte Müller seine Spanierin an. Da aber Lenas Gesicht ganz ernst und unbeweglich war, sagte er:

"Gnädiges Fräulein, bin entzückt von Ihren bedeutamen Worten, Seien Sie versichert, daß ich Ihre Offenheit zu schätzen weiß!"

"Warum sollte ich verschweigen", erwiderte die kleine Geuchlerin, „was Sie mit größter Deutlichkeit mit männlichem Ahnungsvermögen in mir — überhaupt in uns Frauen entdeckten!"

Sie war aufgestanden.

Eine tolle Lustigkeit bemächtigte sich ihrer. Laut lachend tanzte sie ein paar Schritte und rief plötzlich: Zuhu! —

Mit gemischten Gefühlen führte Müller Lena zu ihrer Mutter. Er wußte nicht recht, was er von ihr halten sollte.

Aber als er einen ihrer schelmischen Blicke auffing, dachte er: „Diese Hexe! In den nächsten Tagen hole ich dich!"

"Hier bringe ich Ihnen Ihre Tochter wieder, gnädige Frau, wir kommen von einem Tänzerchen. . ."

"Und einem anregenden Gespräch!" fügte Lena hinzu.

Frau Stuhlmann lächelte, sie kannte diesen Ton in der Stimme ihrer Tochter.

Müller war also nicht gerade gestiegen in Lenas Achtung. Besorgt fragte sie daher:

"Ist Lena auch artig gewesen?"

"Die Artigkeit selbst!"

Aus den beiden wurde Frau Stuhlmann nicht klug. Aber vielleicht verfolgt Müller eine besondere Erziehungsmethode. Wenn er Lenas Stiefvater wurde. . .

Kurz brach sie ihren Gedanken ganz ab. Sie fand, daß sie etwas vorgriff. — — —

Sehr zufrieden mit sich und Lena stieg Müller die Treppen zu seiner Wohnung empor.

Er lächelte.

Lächelte er über die Unordnung seiner Junggesellenwohnung oder über sich?

Lächelnd zog er sich die Decke über die Ohren und lächelnd schlief er ein.

Ein Traum umgaukelte ihn. Aber das verdarb ihm die Stimmung des kommenden Sonntags, denn der Ausgang des Traumes behagte ihm nicht.

Recht energisch pochte jemand gegen acht Uhr morgens an seine Türe.

„Zum Henker!“ rief er, schlaftrunken, „wer ist da?“

„Alter Bursche, ich bin's, mach' auf!“

„Wieviel Uhr ist es denn?“

„Die Zeit geht stark auf neun Uhr zu. Mach auf. Du schnarchst ja, daß die Wände wackeln!“

Langsam und schwerfällig erhob sich Müller und öffnete seinem Freunde, Hans Deiters, praktischer Zahnarzt, die Tür. Gleich aber lag er wieder unter der Decke vergraben. Deiters machte es sich bequem.

Er zog die Jalousien auf, rückte den Tisch beiseite und warf sich in das Sofa.

„Schauerhafte Unordnung!“ tadelte er. „Schauerhaft!“ Als keine Antwort erfolgte, fuhr er fort:

„Bei mir kommt man sich dagegen vor wie ein Juwel in einem Schmuckkästchen. Zwar wohne ich vorläufig noch bei meinen lieben Eltern, aber in meiner Bude werfe ich auch nicht das geringste durcheinander!“

„Lügner!“ Inurrte es vom Bette her.

„Und keine Zigarren! Ah, da sind sie. — Kerl, rauchst du 'ne feine Marke. Davon steck' ich mir gleich drei ein!“

„Spitzbub,“ Inurrte es wieder vom Bette her, aber diesmal schon vernehmlicher.

„Recht kannst du schon haben, Müller, mit dem Spitzbub, aber in anderer Beziehung. Amanda Steuter wird mein Weib. Ich sehe sie öfters und bin dir recht dankbar!“

Statt aller Antwort warf Müller sich auf die andere Seite, daß die Bettstelle krachte:

Was ging ihn die Sache an!

Einen Augenblick war es still, dann sagte Deiters plötzlich: „Da habe ich Lena Stuhlmann getroffen heute morg. a. Ganz allerliebstees Mädchen ist sie, sie unterhielt sich lange mit mir. Und nun habe ich mich in sie verliebt!“

Mit einem Satz stand Müller neben seinem Freunde. Er sagte ihn an der Schulter und schrie: „Ist das wahr?“

„Nein,“ antwortete Deiters ruhig, „ich wollte nur, daß du aufständerst!“

„Gauner!“

Aber beide lachten herzlich. Müller war der Schlaf vergangen.

„In rofiger Laune finde ich dich gerade nicht nach dem Feist. Du hast einen Kater!“ konstatierte Deiters.

„Der Kuckuck soll die Träume holen!“

„Warum denn?“

„Träumte von Lena“ — und plötzlich sang Müller den Namen aus voller Kehle „Lena!“ Dann fuhr er fort: „Sah sie als lichten Seraph vor mir schweben, und wie ich ihr nachstürzte —“

„Nun!“ —

Deiters blies ein Wölkchen nach dem andern in die Luft. Da ist sie verschwunden und statt ihrer steht vor mir ein greulicher Drache!“

„Junge, dann paßt ihr zusammen.“

„Was fällt dir eigentlich ein, du wirfst von Tag zu Tag anmaßender.“

„Verzeih' meiner sündigen Seele, Benno. paßt ihr denn nicht zusammen?“

„Halt den Mund, du bist unverbesserlich.“

„Du auch! Aber Scherz beiseite, wie war's gestern abend? Bist du avanciert?“

„Nächste Woche bin ich verlobt!“ Inurrte Müller lakonisch.

„Es scheint doch wahr zu sein, daß die Ehe eine große Dummheit ist.“

„Warum?“

„Weil du dabei Inurrt!“

„Seine tiefsten Gefühle verbirat man im Innern!“

„Wird die Mutter keine Bedenken haben wegen der großen Jugend der Tochter?“

„Große Jugend der Tochter! Davon verstehst du nichts, die ist mit ihren 17 Jahren eine Hege!“

„Aha, der Traum!“

„Hol' dich der Kuckuck!“

Es schlug beinahe elf Uhr, als Deiters sich verabschiedete. Er mußte wegen seiner Sprechstunde zu Hause sein.

Benno Müller aber ging zur Königallee und kaufte einen herrlichen Strauß Rosen für Frau Geheimrat und deren Tochter.

Sein Entschluß war gefaßt, in vierzehn Tagen bat er um Lenas Hand.

Zu diesem Zwecke ließ er sich einen schwarzen Gehrock machen, kaufte neue Lackschuhe und weiße Glacehandschuhe, setzte einen neuen Zylinder auf und schritt langsam und gemessen zur Villa Stuhlmann.

Mit einer gewissen Würde sich den Schnurrbart streichend, trat er in den Salon.

Langsam brauchte er nicht zu warten.

Frau Kommerzienrat rauschte herein.

Mit besonderer Sorgfalt schien ihr Haar gewellt und in einem kunstvollen Knoten geschlungen.

Das schwarze Seidentkleid stand ihr entzückend und recht kokett leuchtete der wundervolle Hals aus dem Spitzenausschnitt des Kostüms hervor.

An der gepflegten Hand blitzten die Ringe und weitesterten mit dem Schein der weißen, tadellosen Zähne.

Verbindlich lächelnd ging sie Müller entgegen.

„Hoffentlich störe ich nicht“ bemerkte er schnell.

„In keiner Weise. Ihre Freunde sind stets bereit, Sie gastlich zu empfangen,“ erwiderte sie warm.

„Gerade diese Freundschaft, gnädige Frau, hat mich veranlaßt, heute zu kommen!“

„So kommen Sie aus einem besonderen Grunde?“

Ihre Stimme zitterte ein wenig.

„In unserem Alter findet man das Leben nicht mehr schön und liebenswert, wenn man es allein durchwandert!“

„Nun?“

„So möchte ich mir eine eigene Häuslichkeit schaffen. Dazu aber bedarf ich Ihrer Hilfe, Ihres Beistandes, gnädige Frau. Wir brauchen keine langen Umschweife zu machen. Es ist Ihnen nicht verborgen, daß ich sie liebe. Wer wollte der lieben Gestalt nicht zugetan sein? Sie haben meine wachsende Neigung beobachtet. Darum bitte ich, mir Ihre Einwilligung nicht zu verweigern!“

„Geben Sie mir Ihre Hand, Müller!“

Mit warmem Drucke umspannte sie seine Hand.

„Nichts weiter sage ich als: du bist ein lieber Mensch!“

Dann lehnte sie sich zurück und blickte traumerloren durch's Fenster. Sie flüsterte:

„Ich hab's gleich gewußt, daß wir zu einander gehörten. Mein Mann billigt meine Wahl. Im Zwiegespräch mit seinem Bilde ist es mir klar geworden, daß er nur dich an seiner Stelle sehen kann. Wir werden recht glücklich werden...“

„Gnädige Frau!“

„Du bist gerührt, ich auch. Eins nur macht mir Sorge: was wir mit Lena machen. Wenn das Kind nur nicht diese unbegründete Abneigung vor dir hätte!“

„Lena?“

„Ja, ich weiß, daß innige Freundschaftsgerühl Lenas für Amanda ist schuld. Sie muß selber entscheiden, was sie tun will. Vielleicht schicken wir sie ins Ausland!“

„Ja, ja!“

„Aber das findet sich. — Uebrigens ist all die Zeit das schöne Bitat mit mir gegangen, welches du bei unserer ersten Unterredung brauchtest.“

„Welches?“

Müllers Stimme klang ganz dünn.

„Es glaubt der Mensch, sein Leben selbst zu führen, und sein Inneres wird unoblässig nach seinem Schicksal gezogen!“

„Und dies ist das Schicksal?“

„Ja — unser Schicksal, Benno!“

Müller hatte sich ein wenig von seiner Bestürzung erholt. Selbstam verwirrt nahm er Abschied, wobei er leicht Frau Stuhlmanns Stirne mit seinen Lippen berührte.

Er versprach, am Abend wieder zu kommen und ihre Verlobung mit einem Glase Sekt zu begießen.

Dazu sollten ewige Freunde eingeladen werden.

In tiefem Sinnen trat Müller seinen Heimweg an.

„Blamiere ich die Mutter, bekomme ich die Tochter doch nicht. — Eine tiefe Abneigung hat das Fräulein Tochter vor mir. Ja, nun wird mir vieles klar, aber fatal ist die Geschichte doch. Gräßlich „reingefegelt!“ — Jetzt heirate ich Frau Witwe Stuhlmann — ein wunderbares Weib im Grunde! — Wie herrlich sie heute ausah!“

„Man muß Konzessionen machen!“

Kopf schüttelnd ging er weiter.

Als Lena die Verlobung ihrer Mutter erfuhr, war sie bis in den Tod verwundert.

Auch sie war „reingefegelt!“ — „gräßlich reingefegelt!“



Unsere Bilder.



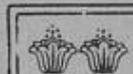
— Ein Kronprinz als Journalist. Kronprinz Albert von Belgien (Siehe Bild Seite 208) hielt kürzlich in Brüssel eine aufsehenerregende Rede über die Zukunft der belgischen Seeschifffahrt, eine Frage, die, seit der Kongo belgische Kolonie geworden, für das Land von erhöhter Bedeutung ist. Um ein authentisches Material für seinen Vortrag zu erhalten, führte sich der Kronprinz, wo immer er eine Anschrift einholte, als Journalist ein.

— Zum Aufenthalt des deutschen Kaiserpaars in Wiesbaden. Von den festlichen Veranstaltungen, die während der Anwesenheit des Kaiserpaars in Wiesbaden stattfanden, war die glanzvollste die Parade, durch die der Kaiser den Geburtstag des russischen Zaren ehren wollte. Unser Bild Seite 204 zeigt im Wagen die Kaiserin Auguste Viktoria bei der Rückkehr von der Parade und im Gespräch mit dem russischen Botschafter.

— Zum Sängerkrieg in Frankfurt a. M. Unser Bild Seite 204 gibt die Festhalle wieder, in der der Wettkampf stattfand. Um die goldene Kaiserkette und elf Ehrenpreise, die die Stadt Frankfurt und einige Frankfurter Bürger gestiftet hatten, rangen 34 Männergesangsvereine mit rund 6400 Mitgliedern. Der Kölner Männergesangsverein, der im ersten Jahre bereits den Kaiserpreis errungen hatte, im zweiten Jahre ihn aber an den Berliner Lehrerverein abtreten mußte, ersang sich diesmal wieder die viel begehrte Kette, deren Besitz die Kölner zum nächsten Male indessen noch einmal zu verteidigen haben werden. Die Preisverteilung, auch der elf Ehrenpreise, erfolgte durch die Kaiserin Auguste Viktoria.

— Ein weiblicher Gouverneur im nordamerikanischen Staate Oregon. Zum ersten Male führt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Frau die Geschäfte eines Staatsleiters. Es ist dies Mrs. Sheldon, (Vergl. das Bild auf Seite 205), die als erster Sekretär des Gouverneurs von Oregon während dessen Behinderung verfassungsgemäß die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen hat. Da der Gouverneur als Delegierter zu den Sitzungen des Bundesrates nach Washington berufen ist, so nimmt jetzt Mrs. Sheldon seine Stelle ein. Sie war ursprünglich eine einfache Maschinenschreiberin.

— Gräfin Vertha von Rejherling, deren Bild wir Seite 206 bringen, eine geborene Gräfin von Haeseler, beging ihren 100. Geburtstag bei bester Gesundheit und in geistiger und körperlicher Frische. Ihre Kinder, Enkel und Urenkel waren an diesem Tage um sie versammelt. Von Kaiser Wilhelm lief ein herzlich gehaltenes Glückwunschtelegramm bei der Jubilarin ein, ebenso eins von der Kaiserin, die der Gräfin auch ihr Bild übersandte. Trotz ihres hohen Alters nimmt die Gräfin an den geistigen Bestrebungen an jener Zeit noch regen Anteil.



Zur Unterhaltung.



— In der Berstrentheit. „Sie haben sich wohl erkältet, Herr Professor, daß Sie so niesen müssen?“ — „So habe ich wirklich gemiest? Ich wollte ja eigentlich gähnen!“

— Sterblich verliebt. Sie: Ach — eben ist mir eine Würde ins Auge geflogen . . . — Verehrer: O — weich' göttlicher Tob!

— Ein ander Bild. Hausfrau: Was muß ich sehen, Lisette, gleich zwei Soldaten auf einmal in der Küche? — Köchin: Gnäd' Frau — der eine is bloß Ablösung.

— Interessante Reihenfolge. „Reisen Sie allein ins Bad, gnädige Frau?“ — „Nein, ich nehme merne Jose mit, auch die Amme mit den Kindern, zwei Diener, die Hunde und meinen Mann.“

— Feiner Tabel. Maler: Nun, gnädige Frau, wie finden Sie Ihr Porträt? — Dame: Es beweist wieder die Richtigkeit des Sages, daß es schwer ist, sich selbst zu erkennen.



Rätsellecke.



Begierbild.



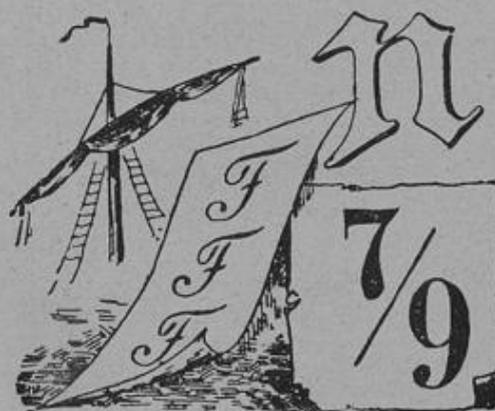
Wo ist General Zietzen?

Ketten-Rätsel.

a ab bin ca dan den do du el gel haan
i ma mer na na ne o ra ra re re ri ro te
tha the the ya.

Aus obigen 30 Silben ist eine geschlossene Kette von zehn vierstübigen Wörtern zu bilden, bei denen die Schlußsilbe jedes Wortes mit der Anfangsilbe des folgenden Wortes übereinstimmt. Dies gilt auch von dem letzten und ersten Worte der Kette. Die Wörter bezeichnen: 1. weibliche Wesen der Ruthe; 2. ein Werkzeug der Schnitter; 3. einen italienischen Komponisten; 4. eine ölhaltige Pflanze; 5. eine oströmische Kaiserin; 6. ein indisches Epos; 7. einen biblischen Namen; 8. ein eingebildetes Paradies; 9. einen weiblichen Namen aus der griechischen Sage.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Rätsel: Gumpen, Bumpen, Bumpen.

Anagramm: Baku — Kuba.

Worträtsel: Krebs — Kreis.

Rebus: Aechtes Gold wird klar im Feuer.



Nur eine Nachschrift!

Novelle von C. Borges.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Graf Hohentrost war allein in der Riesenstadt. Trotz aller Nachforschungen, mit Hilfe der geschicktesten Detektive, wollte es ihm nicht gelingen, die geringste Spur des angeblichen Edgar von Steined aufzufinden. Er schenkte weder Mühe noch Kosten, setzte alle Polizeibeamten in Bewegung und wollte schon jeden weiteren Versuch als nutzlos aufgeben, als er plötzlich eine Spur in Maulford, einige Meilen von der Metropole entfernt, entdeckte.

Mit neuen Hoffnungen erfüllt machte er sich auf den Weg und lehrte, am Ziele angelangt, in dem einzigen Wirtshause ein.

Der Wirt, ein kleiner, alter Mann mit wohlwollenden Gesichtszügen und freundlich blickenden Augen, lauschte mit sichtlichem Interesse den vielen Fragen des freigebigen jungen Grafen.

„Steined? — Steined“ wiederholte er, das ist kein ganz gewöhnlicher Name! — Ja, ich entsinne mich — der Mann lebte hier in der Nähe, hat aber schon seit Jahren die Gegend verlassen. Er war ein brauner Mann, — zog von hier nach Boston, wo er vor einigen Jahren gestorben ist.“

„Unmöglich! Sie müssen sich irren!“ rief darauf der Graf erregt.

Der Wirt lächelte.

„Ich irre mich nicht. Ich weiß wenigstens bestimmt, daß er ein guter braver Mann war. Er hat einmal ein Pferd von mir gekauft.“

„Nannte er sich Edgar?“ fragte der Graf gespannt.

„Ganz richtig so hieß er. So

nannte ihn auch seine Frau, wie ich zufällig ganz deutlich hörte.“

„Hatte er denn eine Frau?“
„Natürlich! Er hatte eine gute, prächtige Frau. Die arme, treue Seele soll den Verlust ihres Gatten tief gefühlt haben, wie ich hörte. — Vielleicht lebt sie noch in Boston bei ihrem Vater, dem Ingenieur Bonford.“

„Ich will selbst nach Boston reisen!“ rief der Graf lebhaft. „Es muß doch nicht allzu schwer sein, eine Familie Bonford ausfindig zu machen. Dies scheint doch endlich die richtige Spur zu sein.“

Schnell wandte er sich um und sah zu seiner Ueberraschung in ein Paar stechend schwarzer Augen, die ihn durchbohrend und finster anblickten.

„Kennen Sie mich?“ fragte er unwirsch.
„Ja! Sie sind es? Sie waren mit mir an Bord der „Hollatia“. Sie verfolgten mich schon in Newyork. Sie sind der Spanier!“

Der Fremde zuckte mit den Achseln und wandte sich ab.
„Ja Sie sind es obgleich Sie ein verändertes Aussehen haben. Sie sahen gestern im selben Coupee mit mir!“

„C'est possible!“ erwiderte der Fremde und wandte sich ab.

Er wollte keine Unterredung beginnen, das war sicher, aber es war dem Grafen doch peinlich, daß der Fremde die Unterhaltung angeführt hatte, die er mit dem Wirt geführt hatte. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat er dicht an ihn heran und fragte, ob er Edgar v. Steined gekannt habe.

Aber der Fremde blieb allen Fragen gegenüber taub, er schüttelte das Haupt und erwiderte in französischer Sprache daß er Monseigneur nicht verstehe. Darauf schlug er eine andere Richtung ein.



Die Madonna mit der Wickenblüte.

Bisher fälschlich dem Meister Wilhelm von Herle zugeschriebenes Gemälde.

Der Graf lehrte zu dem Wirte zurück.
„Wissen Sie bestimmt, daß der Baron von Steined gestorben ist?“ fragte er.

„Ich denke doch. Es wurde hier viel davon gesprochen; er soll ganz plötzlich seinen Tod gefunden haben.“

Mit dem nächsten Zuge reiste der Graf ab. Er war so sehr von dem Gedanken bejeelt, Licht in dieses geheimnisvolle Dunkel zu bringen, daß er alle Mitreisenden um Auskunft über die Familie Bonford in Boston fragte, doch er konnte keine befriedigenden Berichte erlangen.

Vor der letzten Station stieg ein härtiger Mann ein, der vorsichtig umherspähte und sich dann schweigend in die Ecke drückte. Der Graf schauderte. Wahrlich, es war wieder der unheimliche Spanier; er erkannte ihn trotz der Verkleidung und des struppigen Bartes, und er entschloß sich, ihn keines Wortes, keines Blickes zu würdigen.

„Bonford? Bonford?“ mischte er sich plötzlich in das Gespräch, welches die Mitreisenden lebhaft weiter führten.

„Ich kannte früher eine Familie dieses Namens, aber sie ist vor langer Zeit von Boston fortgezogen, niemand weiß, wohin.“

Der Graf achtete nicht auf die Worte, er wußte, daß der Fremde ihn irre leiten wollte, und schwieg beharrlich.

Bald brauste der Zug in Boston ein. Der Graf wartete, bis das Menschengewühl auf dem Perron sich ein wenig gelichtet hatte, doch konnte er den Fremden nicht im Auge behalten, der sich unter die lärmende Volksmenge gemischt hatte und bald seinen Blicken entschwunden war. Dann erkundigte er sich nach einer Familie Bonford, die ihm gleich bezeichnet wurde.

Klopfenden Herzens betrat er die Wohnung.

Der Ingenieur war nicht anwesend, doch eine stattliche Dame im mittleren Alter mit geistvollen Zügen trat auf ihn zu.

„Sind Sie die Gattin Edgar von Steined?“ fragte er ohne jegliche Vorbereitung.

Die Dame lächelte.

„Kennen Sie mich?“ versetzte sie sanft.

Graf Hohentrost streckte ihr die Hand entgegen.

„Um Sie aufzusuchen, bin ich nach Amerika gekommen,“ versetzte er lebhaft. „Lebten Sie früher in Maulford, dicht bei Newhork?“

Die überraschte Dame nickte bejahend.

„Sie scheinen mich ja genau zu kennen,“ lächelte sie freundlich. „Wir waren dort so glücklich, ach! fast zu glücklich für diese arme Erde, bis das Unglück über uns kam. Warum sehen Sie mich so erstaunt an?“

Der Graf fuhr sich mit der Hand nach der Stirn.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Leben. Sie ahnen nicht, wie viel von Ihren Worten abhängt.“

Die Witwe sah den erregten jungen Fremden teilnehmend an, dann fing sie zu erzählen an:

„Wir lebten so glücklich, so zufrieden, bis mein armer verblendeter Gatte die Bekanntschaft zweier Freunde machte, die sein Verderben werden sollten. Ich warnte ihn, denn ich durchschaute bald die unehrlichen Absichten der beiden Brüder Viktor und Harold Ulrich, die ihm nicht allein auf jede Weise Geld entlockten, sondern auch, wie wir leider erst später erkannten, ihm sogar nach dem Leben trachteten. Ach, es war zu spät, als meinem Mann die Augen aufgingen. Die beiden Schurken hatten es verstanden, sich das Vertrauen meines Gatten vollständig zu erwerben. Er hatte ihnen anvertraut, daß er im fremden Lande ein großes Erbe antreten könne, wenn er nur wolle, da sein Großvater sein rechtmäßiges Erbe verlassen habe, aber daß es ihm hier in Amerika zu gut gefalle, um jemals seine Ansprüche geltend zu machen. — Da entdeckte er eines Tages die beiden Glenden, wie sie gerade im Begriffe waren, sich seiner Papiere zu bemächtigen, und es war ein glücklicher Zufall, daß er sie ihnen mit Hilfe des Dieners noch entreißen konnte. Von diesem Augenblick an war ihm der Aufenthalt in Maulford verleidet. Wir zogen nach Boston. Aber ach! auch hierhin verfolgten uns die Glenden, und nach kurzer Zeit stürzte mein Mann vom Pferde. — Gott allein weiß, ob ich mit Unrecht vermute, daß die beiden Schuld an seinem Falle waren, bestimmt ist aber, daß in derselben Nacht in unserm Hause eingebrochen und die Papiere geraubt wurden. Wenn

mir auch die Beweise fehlen, so klage ich doch offen Viktor und Harold Ulrich der Schuld an.“

Die Sprecherin hielt inne.

„Wissen Sie, was jetzt geschehen ist?“ fragte der Graf erregt. „Der Schurke hat mit Hilfe der geraubten Papiere das unrechtmäßige Erbe angetreten und gibt sich selbst für den Baron Edgar von Steined aus!“

„Unmöglich! Da! Lassen Sie uns nach Europa reisen und den Glenden entlarven. Ich sehe jetzt ganz klar, denn die beiden sind seit längerer Zeit von hier verschwunden. Lassen Sie uns sobald wie möglich abreisen.“

„Ich kann jetzt erst die wichtige Frage beantworten und Aurelias Mutter sagen, daß er nicht der rechtmäßige Erbe ist,“ dachte der Graf, als er heiterer wie seit längerer Zeit den Weg zu seinem Hotel einschlug. „Ich will es nicht schreiben, denn ich möchte zu gern Zeuge ihres Glückes bei der überraschenden Nachricht sein!“

Nach wenigen Stunden wurde die Witwe besinnungslos in ihrem Garten aufgefunden. Ein Schlag, von unsichtbarer Hand geführt, hatte sie dahingestreckt; sie atmete noch, aber so schwach, daß die Ärzte an der Erhaltung ihres Lebens zweifelten. Der Graf wartete noch drei Wochen, dann lehrte er allein nach Europa zurück; die Kranke war noch nicht genesen.

6.

Mit einem Herzen voll freudiger Hoffnungen betrat nach einer glücklichen Ueberfahrt Graf Hohentrost den heimatischen Boden. Es fehlten ihm zwar die Beweise, daß der Mann auf Schloß Steined ein Betrüger war, doch war er fest davon überzeugt und konnte mit dieser Versicherung vor die Mutter seiner Geliebten hintreten. Was lag auch jetzt an dem Besitztum. Er selbst war reich begütert, frei und unabhängig in der Welt, konnte seiner Gemahlin, die er auf den Händen tragen wollte, jeden Luxus des Lebens gestatten, ja an Aurelias Seite, mit ihrer Liebe schien ihm das Leben glücklicher als im Paradiese.

Wo war Aurelia? Er wußte es nicht einmal, kannte nicht einmal den Namen des Badeortes, wo sie sich mit ihrer Mutter aufhielt. Die Briefe, wenn Graf Hohentrost schreiben wollte, sollten nach dem Schlosse Steined gerichtet und von dort aus weiter befördert werden, denn bei der so unerwarteten Rückreise nach Europa wußte Aurelia noch nicht, wo sie mit ihrer Mutter Aufenthalt nehmen sollte, denn unter keiner Bedingung wollte sie nach Schloß Steined zurück.

Es dunkelte bereits, als der Graf in der wohlbekannten Gegend des Schlosses ankam. — Er trat in das Dorf. Die meisten Häuser waren festlich geschmückt, bunte Fahnen spielten im Winde, Blumen und Kränze zierten die wenigen Häuser, ja, sogar vom nahen Kirchturm ertönte Festgeläute. Was sollte das bedeuten? „Hat sich der unrechtmäßige Fremde eine Gattin erwählt und sie als Herrin in das Schloß eingeführt?“ dachte der Graf und schauderte.

Er näherte sich dem Schlosse und klingelte.

Der wohlbekannte Diener öffnete und gab ihm gern die gewünschte Auskunft. — Nein, Gott Dank, der Glende war noch nicht verheiratet. — Aber seit einigen Tagen war Aurelia Horley seine Braut, und aus Freude über dieses frohe Ereignis prangte das ganze Dorf im Festes Schmuck, so lautete der Bericht.

Der Graf prallte zurück.

„Ist der neue Schlossherr immer hier gewesen, oder war er verreist?“ fragte er plötzlich.

„O nein, er ist erst vor zwei Wochen zurückgekehrt; es war ganz einsam hier im alten Schlosse,“ berichtete der Diener. „Er ist doch ein Betrüger,“ murmelte er, als er allein durch den Schloßpark zurückschritt.

Aurelia Horley verbrachte traurige Tage. — Die unaussprechliche Liebe zu dem Grafen hatte in ihrem Herzen zu tiefe Wurzeln gefaßt, um leicht wieder vergessen zu werden. Der unglückliche Brief, den sie bald nach ihrer Rückkehr erhalten hatte, hatte ihrem liebevollen Herzen den Todesstoß gegeben, und stille Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt.

Sollte sie ihn nie wiedersehen? Was lag nun daran, wer der rechtmäßige Besitzer ihres väterlichen Schlosses war! Sie konnte sich doch niemals ihres Lebens mehr freuen, da sie ihr Dasein allein vertrauern sollte.



Eine 125jährige bulgarische Bäuerin und ihr 100jähriger Sohn.

Ihre stille Verzweiflung paarte sich mit dem dumpfen Trübsinn ihrer Mutter, die alle Lust am Leben verloren hatte, wenn sie ihre Tage nicht auf Schloß Steined verbringen durfte.

„Was liegt mir am Leben,“ hatte sie oft geklagt, „wenn ich nicht auf meinem Schlosse sterben kann, ich werde nur dort glücklich sein.“

Da war unerwartet der neue Besitzer gekommen, hatte sein ganzes Erbe, sein Herz zu Aurelias Füssen gelegt — und sie? — ihr Herz gehörte einem andern, aber um der geliebten Mutter willen wollte sie an der Seite des Mannes, den sie verachtete, ihr Dasein fristen. —

Graf Hohentrost durchschritt ruhelos den Park. Er wollte wenigstens noch kurze Zeit in der Nähe des Schlosses bleiben, denn vor Mitternacht ging kein Zug nach dem Badeorte ab, wo Aurelia mit ihrer Mutter Aufenthalt genommen hatte. Da sah er plötzlich ein Licht durch das geöffnete Fenster des Speisezimmers dringen. Schnell und lautlos trat er hinzu, nur mit Mühe konnte er einen lauten Schreckensruf unterdrücken, denn zu seinem Entsetzen sah er die schwarzen, stehenden Augen des Spaniers, der ihn so unheimlich auf der ganzen Strecke verfolgt hatte.

Ja, es konnte kein Irrtum sein, es war derselbe Dante, der noch dicht vor Boston versucht hatte, ihn von der richtigen Spur abzulenken. Wie Schuppen fiel es plötzlich von seinen Augen. Dieser Mann selbst war einer der beiden Brüder Ulrich; er hatte vor drei Jahren drüben in Amerika den rechtmäßigen Erben getötet, dessen Papiere geraubt und mit Hilfe derselben dieses Erbe angetreten. Hal er und kein anderer war es auch gewesen, der den Mordversuch in Boston auf die Witwe seines Opfers gemacht hatte!

Der Graf hielt fast den Atem an, drückte sich tief in den Schatten und beobachtete jede Bewegung des elenden Betrügers. Er sah, wie er mit dem Lichte in der Hand ganz vorsichtig und geräuschlos die Nische im Speisezimmer betastete, dann stampfte er mit dem Fuße und murmelte zornig:

„Ich hatte doch das Versteck gefunden, warum kann ich es heute nicht wiederfinden! Tor! der ich war! Warum verbara ich meine eigenen Papiere dort! warum nahm ich sie nicht mit auf die Reise. Jal hätte ich doch wenigstens die gefundenen Papiere vernichtet, anstatt sie liegen zu lassen! Morgen will ich weitersuchen.“ — Dann verließ er so leise, wie er gekommen war, das Gemach.

„Morgen, morgen!“ frohlockte der Graf, „so will ich heute suchen. Welche Papiere auch immerhin dort verborgen sind, sie gehören Aurelia und ihrer Mutter — nicht dieser Be-

trüger. — Um Aurelias willen will ich selbst versuchen, das Versteck aufzufinden.“

Leise, keine Gefahr fürchtend, von den Dienern entdeckt zu werden, schwang er sich durch das offene Fenster, zündete ein Licht an und betastete noch vorsichtiger und langsamer wie der Betrüger die Wände der breiten Nische. Er vergaß für den Augenblick seinen eigenen Schmerz, dachte nur an die Freude, die das Gelingen seines Planes nach sich ziehen mußte. Lange suchte er; es schien vergebens, doch gab er die Hoffnung nicht so leicht auf. Da plötzlich, er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, gab ein Fleckchen in der gefädelten Wand nach; eine ganz kleine Oeffnung, kaum eine Hand breit, ward sichtbar, und darin lag ein Päckchen zusammengelegter Papiere, die er schnell in seine Tasche steckte. Dann leuchtete er vorsichtig in die Oeffnung. Nichtig! dort lagen noch einige sorgfältig zusammengebundene Papiere, die schon sehr vergilbt und vom Zahn der Zeit vielfach zernagt waren. Schnell wie der Blitz erfaßte er sie, sprang durch das Fenster und eilte mit seiner Beute der nahe gelegenen Bahnstation zu.

Aurelia hatte eine sorgenvolle, schlaflose Nacht verbracht. Unruhig wälzte sie sich in ihren weichen Kissen, ihre Wangen glühten, ihre Augen brannten, ihr Kopf schmerzte. Um ihre Mutter zu beruhigen, hatte sie eingewilligt, die Hand des Verhafteten anzunehmen, aber ihr ganzes Herz gehörte dem Graien. Zwar hatte er sie verlassen, aber sie wollte ihm treu bleiben durchs ganze Leben, wenn sie es auch an der Seite eines anderen einsam vertrauern mußte.

Sie konnte das Sinnen und Grübeln nicht länger ertragen; sie stand auf, kleidete sich eilig an und ging ins Freie. Sie sah nicht die Gestalt des Mannes, der plötzlich an ihrer Seite stand.

„Aurelia!“

Sie erschrak und wandte sich erbleichend um.

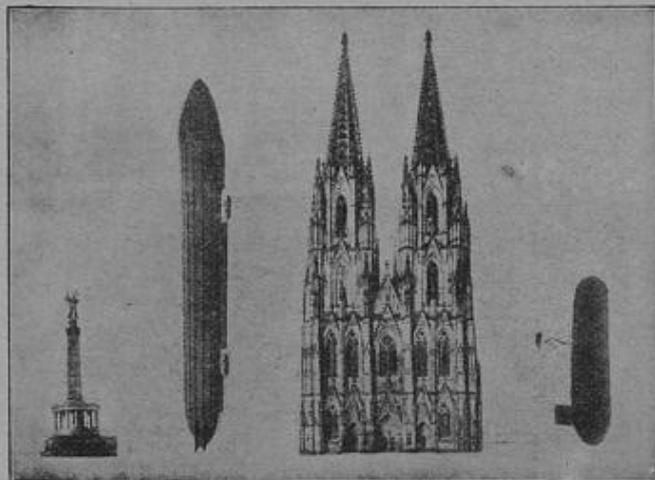
Im nächsten Augenblicke war alles, die ganze Welt, nur nicht die Gegenwart vergessen; er breitete die Arme aus und drückte die Geliebte an sein Herz.

„Aurelia!“ rief er leidenschaftlich, „Geliebte meines Herzens, warum hast du mir das getan? Weißt du nicht, daß ich ohne dich nicht leben kann? Wußtest du denn nicht, wie heiß und glühend ich dich liebe? Und jetzt finde ich dich als Braut eines Betrügers, ja eines Mörders möchte ich wohl sagen! O Aurelia, warum hast du mir das getan! Jetzt kann ich dir die Frage beantworten, er ist nicht der rechte Erbe!“

Aurelia hatte in maßlosem Staunen den Worten gelauscht, ihre Wangen waren aschfahl geworden, um ihre Lippen zuckte es bedenklich, langsam war ihr Haupt auf seine Brust gesunken.

„Aber der Brief,“ stöhnte sie, „wie konnte ich ahnen, daß du wiederkehren würdest, da du eine reiche Amerikanerin heiraten wolltest! Du sagtest uns doch, daß er der rechte Erbe sei! O Ulrich, mir war das Herz gebrochen.“

„Der Schurke,“ dachte der Graf, „auch das hat er getan.“ Dann erzählte er seine Erlebnisse in Amerika, die Entdeckung des Spaniers, der mit Harold Ulrich oder dessen Bruder identisch sei, sich hier als Erbe eingedrängt und



Wie groß ist das Zeppelin-Luftschiff?

schließlich den verhängnisvollen Brief selbst geschrieben habe. Nun prüften die Liebenden gemeinschaftlich die aufgefundenen Papiere. Es waren die Geburts- und Todesurkunde des Barons Edgar von Steined, seines Vaters und Großvaters, die der Glende geraubt und aus Furcht vor einer Entdeckung in dem geheimen Fach verborgen hatte. Außerdem enthielt es ein Schreiben, mit dem Namen „Harold Ulrich“ unterzeichnet, worin dieser sich verpflichtete, gegen eine lebenslängliche jährliche Rente mit nach Europa zu reisen, um dort die Identität seines Bruders „Viktor“ mit dem Baron von Steined lebenslänglich zu bestätigen.

„Hier ist der Beweis“, rief der Graf hocherfreut, „nun wissen wir bestimmt, daß er ein Betrüger ist, jetzt laß uns die anderen Papiere durchsehen.“

Das war nicht so leicht geschehen. Die Schrift war so sehr verwischt, das Papier so vergilbt, daß sie nur mit Mühe die Zeilen entziffern konnten.

Das erste Schriftstück war ein Geständnis einer Elise Köhler, die auf ihrem Sterbelager im Armenhause offen gestand, vor wenigen Jahren während eines heftigen Sturmes ihr eigenes lebendes Kind in den Wagen des Baron von Steined gelegt zu haben, um es vor Hunger und Not zu schützen. Sie war Zeuge gewesen, daß die Wärterin mit dem Kindlein vom Blix erschlagen wurde, und auf diese Weise war der Umtausch ermöglicht.

Das andere Geständnis war von Irmgard von Steined im Jahre 1784 gemacht. Sie ernannte darin ihren Neffen Waldemar Horley zum einzigen rechtmäßigen Erben ihres ganzen Nachlasses. Erst wenige Jahre vor ihrem Ende hatte sie durch die Erklärung der Elise Köhler den Umtausch erfahren und diese plötzliche Enthüllung hatte ihr Lebensende beschleunigt. Als daher ihr vermeintlicher Sohn nach Amerika auswandern wollte, hatte sie ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt, aber aus Liebe zu ihm war es ihr nicht möglich gewesen, ihn in das traurige Geheimnis, welches seine frühesten Wochen einhüllte, einzuweißen. So war es nun möglich gewesen, daß er und seine Nachkommen in Amerika unter dem Namen „Steined“ fortgelebt hatten.

Wochen waren vergangen; der Verbrecher Viktor Ulrich war entlarvt und der Gerechtigkeit übergeben und empfing mit seinem Bruder Harold den wohlverdienten Lohn.

Wieder war das Dörfchen und Schloß Steined festlich geschmückt, wieder ertönte das Festgeläute, und der Pfarrer legte an heiliger Stätte segnend seine Hand auf das neuvermählte glückliche Paar. Erich, der bei der unerwarteten Nachricht schnell Indien verlassen hatte, erzählte beim frohen Hochzeitsmahle in launiger Weise von dem Brief, den er schlafend im Omnibus fallen ließ, und wie es dem Grafen gelungen war, sich auf Schloß Steined einzuführen: Nur durch eine Nachschrift!

Ende.



Geldbriefträger-Hunde
zum Schutze der Geldbriefträger gegen Raubanfalle.

Die Moskowiterin.

Novelle von Georg Bersich.

(Nachdruck verboten.)

Es hatte ihm lange nichts glücken wollen, aber Peter Hillmann hatte den Glauben an sich und seine Zukunft nicht verloren.

Keiner ahnte, daß auch er, der äußerlich so Anspruchslos und Bescheidene, den Ehrgeiz und die Unzufriedenheit kannte, niemand wußte, wie schwer er darunter litt, noch mit vierzig Jahren der wenig bekannte Porträtist zu sein, der angejüngt fürs tägliche Brot arbeiten mußte.

Die anderen hingen ihren Verdruß über jeden Fehlschlag an die große Glocke. Er fand sich in der Stille damit ab und hoffte in der Stille weiter auf das Glück, das große Glück, das ihn auf einmal herausheben mußte aus aller Enge und Bedrücktheit.

Wie das geschehen sollte, war ihm allerdings rätselhaft. Früher hatte er an jede Ausstellung, die er besuchte, überschwingliche Erwartungen geknüpft. Mit der Zeit war er skeptischer geworden.

Er wußte schließlich schon im voraus, wie die Kritik seine Bilder aufnehmen würde. Es war ungefähr stets die gleiche Penur: sauber und mit charakteristischem Ausdruck gemalt. Und das Urteil war zutreffend, wie er selbst einestehen mußte. Er malte so: sauber und



Rollschuhläufer in Berlin.

mit charakteristischem Ausdruck. Nie anders! Vor einem Rückschritt schützte ihn seine Routine, zu einem Fortschritt fehlte ihm etwas.

Talent? Diese Frage mochte er sich nicht bejahen, gerade nicht in den ruhigen Stunden, wo er kühlen Blutes und mit klarem unbefangenen Blick die Grenze seines Könnens absteckte. Den Bezirk, auf den er danach Besitzrecht hatte, beherrschte er nur erst zum Teil — das war kein Zweifel, aber warum nicht ganz, warum blieben seine Leistungen auf dieses engere Gebiet beschränkt?

Nach langem Grübeln meinte er es zu wissen: ein ungewöhnliches Erlebnis mußte auf ihn einwirken, überhaupt etwas Unge-

wöhnliches seinen Weg kreuzen. Und weil er sich nicht auf den Zufall verlassen mochte, sah er sich nach diesem Unge- wöhnlichen um, suchte er danach. Oftmals ließ er sich durch plötzliche Eindrücke irreführen, und jagte einem we- senlosen Phantom nach oder stieß auf platte Alltäglichkeit, wo er Offenbarungen alles Schö- nen und Erha- benen zu finden gehofft hatte.

Je älter er wurde, um so schwerer ver- wand er solche Irrtümer, und endlich gab er es auf, durch sein Zutun er- zwingen zu wol- len, was wie ein Wunder gesche- hen mußte.

Und wie ein Wunder geschah es auch.

Es war bei der Auf- führung ei- nes russischen Dramas.

Peter Hill- mann hatte sich früh im Thea- ter eingefunden, während der Zu- schauerraum sich erst allmählich füllte.

Biemlich zeitig kamen auch zwei Damen, deren dunkle schma- lose Kleidung sich von den vie- len hellen Toi- letten sehr auf- fallend unter- schied.

Die Größere von beiden bewegte sich in vornehmer Hal- tung, während die Kleinere, die ihre slavische Abstammung nicht verleugnen konnte, die Unruhe nervöser Naturen be- fundete.

Ihre Plätze hatten sie in kurzer Entfernung seitwärts von dem Maler, so daß dieser sie, als sie sich niedergelassen, unge- hindert beobachten konnte.

Es war ein wundervolles Profil, das ihm die Größere zu- wandte. Entzückt fastete sein Auge an der reinen, edlen Linie,

und wie gebannt sah er in ein Antlitz von vollendetem Eben- maß, als die Fremde sich einmal herumwandte, um den Thea- terraum flüchtig zu mustern.

Und in diesen schönen Zügen lag ein Ausdruck, der Peter Hillmann seltsam ergriff — Schwärmerei, überschattet von Schwermut, die kampfmüde Ergebenheit einer hochgemuten Seele.

Ganz anders ihre Begleiterin: das Gesicht blaß und von scharfem Schnitt, der Blick spähend, immer hin- und her- wandernd, als dürfe ihm nichts entgehen. Und während sie sprach, ein ironisches Mienenpiel von außerordentlicher Leb- haftigkeit. —

Es wurde dun- kel, der Bor- hang rauschte in die Höhe und die Vorstellung nahm ihren An- fang.

Erstütterte Glendigenen aus den Tiefen ru- sischen Volks- lebens zogen vorüber, Sze- nen, fremdartig und von einem vor nichts zu- rückweichenden Realismus. Aber die Töne mensch- lichen Leidens, die angeschlagen wurden, waren echt und fanden den Weg zu den Herzen der Zu- hörer.

Kein Laut des Beifalls, als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war. Nur stumme, deshalb aber nicht weniger warme und auf- richtige Aner- kennung wurde dem Werke ge- zollt.

Der Maler sah zu den beiden Damen hinüber. Diejenige, die sein besonderes Interesse ge- weckt hatte, sie blickte noch un- verwandt nach der Bühne, als nähme das Thea- terpiel dort seinen Fort- gang als könne sie sich nicht losreißen von der Handlung.

Wenn er die- sen Kopf hätte malen dürfen er würde ihn ge- malt haben, so wie jetzt, wo

die Spannung sich zu lösen begann, wo aber noch die tiefste innere Anteilnahme sich in ihrem Antlitz widerspiegelte.

Unwillkürlich hatte er auf die unbedruckte Seite des Thea- terzettels ein paar Bleistiftstriche hingeworfen, er ergänzte und vervollständigte sie in der nächsten Pause und nach der dritten war eine kleine Porträtskizze in den Umriffen fertig.

Die nächsten Nachbarn hatten ihm wohl neugierig auf die Finger zu sehen versucht, er hatte aber die Zeichnung geschickt



Ver schmähte Freundschaft. Nach dem Gemälde von M. Koestel.

vor ihnen zu verbergen gewußt und so getan, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt.

Der letzte Akt war zu Ende. Das Theater leerte sich. Peter Hillmann drängte nach vorn, um, wenn irgend möglich, draußen in der Garderobe oder im Vestibül mit den Damen zusammenzutreffen. Er gewann auch verhältnismäßig schnell den Ausgang. Aber die Gesuchten erpähte er nirgends.

Er trat ganz auf die Straße hinaus. Auch hier keine Spur.

Aber da rollte eine Droschke hart an ihm vorbei. Ihm war für einen Augenblick, als tauchte hinter der Scheibe das hagere bleiche Gesicht der einen der Unbekannten auf. Aber er hatte sich wohl getäuscht, und erst recht war es wohl nur eine Täuschung gewesen, daß ihm die Kleine einen Blick voll Hohn und Spott zugeworfen.

Auf der Kunstausstellung, die einige Monate später eröffnet wurde, war Peter Hillmann nicht, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte, mit einem, sondern mit zwei Porträts vertreten.

Das zweite war das Bildnis einer jungen Dame in reicher altrussischer Tracht. Die kostbare Gewandung hob die Wirkung des prachtvoll gemalten Kopfes noch bedeutend und verlieh dem Ganzen einen eigenartigen Reiz, dem sich niemand so leicht entziehen konnte. Nur liebevolle Eingabe und ein ausgereiftes Charakterisierungsvermögen vermochten ein solches Werk zustande zu bringen. Das betonte auch die Kritik, die dem Bilde ausführliche Besprechungen widmete und es als eine der besten Arbeiten der Ausstellung bezeichnete. Von seinem Schöpfer wurde gesagt, daß er nach mancher vielversprechenden Talentprobe einen Schritt vorwärts getan habe, der ihn in die erste Reihe der Porträtisten stelle, und daß man nur wünschen könne, er möge diesen Platz ehrenvoll behaupten.

Und Peter Hillmann spürte selbst das innere Wachstum, das ihm bei dieser Arbeit gekommen war. Die Kraft, die er in sich schlummern gewußt, war erwacht; es hatte dazu wirklich nur dieser einen starken Anregung bedurft. Wie mächtig hatte sie ihn gefördert! War ihm nicht immer gewesen, als sähe die schöne Fremde leibhaftig vor seinem Bilde? Als sei sie stets gegenwärtig und als übertrage er nur Zug um Zug auf die Leinwand, was er in holdster Körperlichkeit vor sich hatte. So fest hatte sie sich seinem Gedächtnis eingepreßt, daß er auch ohne die Skizze, die er im Theater eifertig zu Papier gebracht, fähig gewesen wäre, das Bildnis in dieser Lebenswahrheit zu malen.

Wie etwas, was sich von selbst versteht, hatte er auch die historische Tracht gewählt, nach der das Porträt den Namen „Die Moskowiterin“ erhalten hatte. Offenbar war die Unbekannte eine Russin gewesen — vieles deutete darauf hin — und es war ihm wie eine gebotene Rücksicht erschienen, sie nicht in moderner Kleidung zur Ausstellung zu bringen. Da war er auf dieses Kostüm verfallen und er war überrascht gewesen, wie harmonisch es mit dem Gesicht zusammen stimmte. Daß er im Begriff war, durch diesen Erfolg berühmt zu werden, merkte er außer an den Lobeserhebungen der Blätter an der Fülle von Zuschriften, mit der ihn bewundernde Kunstfreunde überschütteten, und an dem Andrang von Schülern und Schülerinnen, die ihn bis dahin nicht gerade überlaufen hatten.

Und als ihm an einem Vormittage, an dem er schon mehrere Besuche über sich hatte ergehen lassen müssen, seine Wirtin noch eine Dame meldete, die ihn zu sprechen wünsche, wollte er sie erst ersuchen lassen, an einem der nächsten Tage wiederzukommen.

Wanda Jaschnikoff stand auf der Karte — jedenfalls eine neue Schülerin, deren Anmeldung er ebenjogut morgen oder übermorgen entgegennehmen konnte.

Aber seine Höflichkeit siegte, und er ließ die Fremde bitten, näherzutreten.

Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihm, als sie auf der Schwelle erschien.

Es war die Begleiterin seiner „Moskowiterin“ aus jener für ihn so ereignisreich gewordenen Theatervorstellung.

Auch sie stutzte, als sie des Malers ansichtig wurde. Dann lächelte sie — wie über sich selbst. Doch schon war ihr Benehmen wieder gemessen ernst, als sie fragte:

„Herr Maler Hillmann?“

Er bejahte.

Nachdem sie seiner Forderung, Platz zu nehmen, entsprochen hatte, sagte sie in leidlichem Deutsch, jedes Wort betonend: „Nach dem Katalog der Ausstellung sind Sie der Maler der „Moskowiterin.““ Und als er zustimmend

nickte: „Es ist das Bild einer Freundin, einer guten Freundin von mir. Wie durften Sie diese porträtieren ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung?“

Die Frage wurde so unvermittelt gestellt, daß Peter Hillmann dadurch in einige Verlegenheit geriet. Seine Verteidigung war deshalb nicht besonders glänzend.

Er wollte nur eine Ähnlichkeit gelten lassen, die zudem durch das Kostüm noch vermindert würde.

Sie widersprach ihm lebhaft. Das Bild sei mehr als ähnlich; man erkenne die Persönlichkeit, die es darstelle, auf den ersten Blick. Und das Kostüm mache die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer.

Daß verstand er nicht, aber auf Erklärungen wollte sie sich nicht einlassen.

Die Auseinandersetzung nahm einen gereizten Charakter an.

Das Fräulein verlangte schließlich nicht mehr und nicht weniger, als daß das Bild aus der Ausstellung entfernt würde.

Das ginge nicht so kurzer Hand.

Es mühte —!

Und als das Ansinnen in noch schrofferer Form wiederholt wurde, wies es der Maler ebenso schroff zurück.

Er fragte auch, wodurch sich denn die Besucherin legitimiere? Wer ihre Freundin sei, in deren Auftrag sie zu handeln behaupte, und weshalb diese sich nicht persönlich an ihn wende?

Sie sei im Auslande. Umsoweniger könne ihre Seelenruhe durch die Ähnlichkeit eines Bildes gestört werden.

O doch! Es könnten ihr sogar daraus schwerwiegende Nachteile erwachsen.

Um das zu begreifen, müsse er um nähere Aufschlüsse bitten.

Dazu halte sie sich nicht für verpflichtet.

Er wurde immer gelassener, je mehr sich die Kleine ereiferte und als sie drohte, als sie Zwangsmahregeln in Aussicht stellte, versicherte er ihr lachend, daß er das Fürchten noch nicht gelernt habe und bezweifle, daß er es jemals lernen werde.

Im höchsten Borne ging sie von ihm.

Tag um Tag verstrich — Wanda Jaschnikoff ließ nicht wieder von sich hören.

Aber noch hatte er die Szene, die er mit ihr gehabt, in frischer Erinnerung, als er abermals einen seltsamen Besuch wegen seiner „Moskowiterin“ erhielt.

Ein älterer Herr von distinguiertem Aussehen stellte sich ihm als Professor Mitshew aus Petersburg vor, erzählte weisheitsreich, daß er auf einer Studienreise nach dem Süden begriffen sei und natürlich auch die Ausstellung der bildenden Künste besichtigt habe.

Als Russen habe ihn unter den Gemälden die „Moskowiterin“, von der er schon so viel Nähmliches vernommen, begreiflicherweise am meisten interessiert. Die Fama habe nicht übertrieben — es sei ein Meisterstück! Er sei aber noch aus einem anderen Grunde frappiert gewesen, als er vor dem Bilde gestanden. Er habe darin eine nahe Verwandte wiederzuerkennen geglaubt, eine Schwester Tochter, die er schon seit einer Reihe von Jahren aus den Augen verloren habe. Und diese erstaunliche Tatsache habe ihn bewogen, den Maler aufzusuchen.

Nun will auch der dein Bild nicht mehr ausgestellt haben wollen, dachte Hillmann.

Aber nein, der Professor wollte nur Auskunft haben, wie sich das junge Mädchen genannt habe, wo es wohne und wann es der Maler zuletzt gesehen.

Er machte ein ungläubiges Gesicht, als ihm der Künstler erwiderte, daß er die gewünschte Auskunft nicht geben könne, weil er mit jener Dame noch nie ein Wort gewechselt habe.

Dem Maler sei gewiß Stillschweigen auferlegt worden, meinte er. Es sei aber doch wohl selbstverständlich, daß er einem so nahen Verwandten gegenüber von dieser Verpflichtung entbunden sei.

Hillmann bedauerte mehrmals achselzuckend.

Die ganze Art des Mannes gefiel ihm nicht. Bei aller Redseligkeit hatte sie nichts Offenes und Vertrauenerweckendes, und selbst die im Gefühlton vorgetragene Bitte, ihm doch behilflich zu sein, die geliebte Nichte bald wieder in die Arme schließen zu können, klang nicht aufrichtig.

Um den schwachhaften Herrn zum Ausbruch zu veranlassen, schloß er eine dringende Arbeit vor.

Doch der war nicht so leicht abzuschütteln. Er kam immer

von neuem auf den Zweck seines Besuches zurück, bis Peter Hillmann, dieser Hartnäckigkeit überdrüssig, kurz angebunden wurde. Da empfahl er sich mißlaunig.

„Ich werde es wegen meiner „Moskowiterin“ noch mit ganz Rußland verderben!“ monologisierte der Maler hinten-drein. „Aber sei's drum! Um so lieber wird sie mir!“

Und als ihm in der Folgezeit mehrere Kaufangebote gemacht wurden, lehnte er sie ohne viel Besinnen ab. Er wurde abergläubisch und wählte das Glück in Person festzuhalten, indem er sich des Bildes, das bei der Preisverteilung eine der ersten Auszeichnungen erhielt und nun erst recht Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde, nicht ohne zwin-gendste Veranlassung entäußerte.

Dieser Vorfall wurde ihm dadurch erleichtert, daß er das andere der ausgestellten Porträts zu einem guten Preise ver-kaufte. Mit frischem Mute wandte er sich neuen Aufgaben zu. So ging die Ausstellung ihrem Ende entgegen und Hill-mann konnte sich schon auf den Tag freuen, an dem die „Moskowiterin“ wieder in seinem Atelier eintreffen würde.

Da, kurz vor Tagesende, schickte ein bekannter Kunsthand-ler einen Boten zu ihm mit der Benachrichtigung, daß schon wieder ein Reflektant auf das vielbegehrte Werk erschienen sei und daß sich noch einmal die Gelegenheit biete, das-selbe für eine hohe Summe loszuschlagen. Der Maler müsse sich aber ohne Säumen entschließen.

Peter Hillmann wollte kategorisch antworten: ein für allemal unverkäuflich. Um jedoch den ihm befreundeten und wohlgesinnten Händler nicht zu verstimmen, kleidete er die Ablehnung in eine scherzhafte Form.

Er ging scheinbar auf das Anerbieten ein, forderte aber einen Preis, dessen Höhe jeden Käufer, auch den geneig-testen, abschrecken mußte.

Man würde die Absicht durchschauen und lachend verzichten. Und weil er dessen sicher war, meinte er, daß man sein Scherz mit gleicher Münze erwidere, als er, von einem Ausgange zurückkehrend, ein Telegramm vorfand, das folgen-dermaßen lautete: „Käufer mit Ihrer Forderung einverstanden. Gratuliere!“

Nicht übel! Nein, so leichtgläubig war er denn doch nicht, um sich von dieser Vorspiegelung täuschen zu lassen.

Er wollte die Depeche beiseite legen, mußte sie aber wieder und wieder ansehen. Bedächtig prüfte er jedes Wort. Wenn's nun doch die Wahrheit war!

Seine Hand, die das Papier hielt, begann zu zittern.

Erging es ihm dann nicht wie einem verwünschten Mär-chenprinzen, der auf Zauberwort die armjelige Hülle ab-warf, um in Glanz und Pracht dazustehen? Er würde sich sein Leben nach Wunsch und Gefallen einrichten können und beides, Ruhm und Gold, besitzend, würde ihm nichts mehr fehlen, was er ersehnt hatte. Mußte er dann nicht zufrie-den sein?

Wertwüdig, daß er sich diese Frage noch nicht einmal beantworten konnte.

Er war mit sich selbst nicht mehr im reinen. Wie hatte er sonst die Realitäten des Lebens kühl und ge-schäftsmäßig eingeschätzt. Die harte Schule, durch die er ge-gangen war, hatte es ihn gelehrt.

Nun machten ihm in einem Alter schwärmerische Anwand-lungen noch zu schaffen, wo sie anderen nichts mehr an-haben konnten. Schwärmerie war es gewesen, die ihm bei diesem Bilde die Hand geführt, Schwärmerie verfeinerte ihn unlösbar damit, mit dem Bilde und dem holden Menschen-weisen, das so flüchtig über seinen Lebenspfad hinweggeschrit-ten und doch eine so tiefe, unzerstörbare Spur hinterlassen hatte.

Er verbrachte eine unruhige Nacht.

„Es hat Sie doch angegriffen,“ meinte lächelnd der Kunst-händler, als Peter Hillmann am nächsten Tage etwas über-nächtigt bei ihm vor sprach. „Da sieht man wieder, daß auch das Glück starke Nerven verlangt. Mit Ihrer „Mosko-witerin“ haben Sie ja wahrhaftig den Haupttreffer gezogen! Ihrem Ahnungsvermögen übrigens mein Kompliment! Sie haben, als Sie alle früheren Kaufanträge ausschlugen, wohl schon vorausgesehen, daß dieser russische Krösus kommen und Ihnen das Stück um jeden Preis abnehmen würde?“

„Was kümmert mich Ihr russischer Krösus?“ murkte Hillmann. „Ich verkaufe überhaupt nicht. Wenn Sie den Spaß, den ich mir erlaubte, nicht verstanden haben, ist's nicht meine Schuld.“

Der Händler starrte ihn mit offenem Munde an. „Was? Ein Spaß? Sie wollen doch nicht etwa das Ge-

schäft rückgängig machen? das wäre ja Sünde — Frevel! Wie hoch wollen Sie denn eigentlich hinaus?“

„Sie halten mich natürlich für größenwahnsinnig!“ erwi-derte der Maler. „Aber davon bin ich Gott sei Dank noch weit entfernt. Mir liegt gar nichts daran, ob mir Ihr Auftraggeber ein Vermögen in den Schoß wirft. Ich will mein Bild behalten, das ist alles.“

„Sie sind das absonderlichste Exemplar Ihrer Kunst, das mir je vorgekommen, und das will was heißen!“ beteuerte der Kunsthändler ehrlich erstaunt. „Sie malen also nicht, um zu verkaufen, sondern zu Ihrem Vergnügen — hm! Aber so waren Sie doch nicht immer!“

„Dann bin ich's geworden! Muß denn auch jedes Ding seinen Kaufpreis haben?“

„Soweit es sich um Bilder handelt, bin ich dieser verab-schiedungswürdigen Ansicht!“ entgegnete der andere trocken. „Aber alle diese Erörterungen sind ja gegenstandslos, und das freut mich Ihretwegen, da ich Ihr Interesse besser ver-stehe, als Sie selbst. Das Bild ist verkauft und bleibt ver-kauft. Der Käufer gibt es nicht wieder her. Er würde im anderen Falle Ihnen die horrende Summe nicht glatt be-willigt haben.“

„Und wer ist der Käufer?“

Ein älterer Herr, anscheinend ein Stadtrusse, der mit sei-ner Gattin, einer sehr vornehmen, liebenswürdigen Dame, bei mir vorgefahren kam. Er hat keine drei Worte gespro-chen. Die Unterhandlungen führte sie, die fließend deutsch sprach. Sie erzählte auch, daß sie sich auf der Rückreise von Paris nach Petersburg befänden und das sie deshalb wünschten, die Angelegenheit tunlichst zu beschleunigen. Ich kann mich irren, aber ich hatte den Eindruck, als wenn auch persönliche Motive bei dem Ankauf im Spiel waren. Darüber ließe sich vielleicht noch einiges erkunden.“

„Wozu?“

„Sollte es nicht Ihre Wißbegierde reizen?“

„Nicht im mindesten.“ Und Hillmann nahm eine Miene an, wie ein seinen Vorteil klug berechnender Kaufmann. Aber er war doch bleich und es war etwas Gezwungenes in seiner Stimme, als er sagte:

„Wenn ich's recht überlege, war die Bemerkung, die Sie vorhin machten, daß wenigstens jedes Bild seinen Kaufpreis habe, sehr verständig. Mag der Russe mein Bild nehmen, ich nehme sein Geld. Auf diese Art wird uns beiden ge-holfen!“ (Schluß folgt.)



Nützliches fürs Haus.



— **Anlauf von Stachelbeeren.** Man nehme 500 Gramm unreife Stachelbeeren und 375 Gramm feinen Zucker, gebe die Hälfte des Zuckers in eine saubere irdene Kasserolle, die Hälfte der Beeren darauf, sowie die mit Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone und deren Saft, dann den anderen Zucker und die Beeren und lasse die Masse auf schwachem Feuer etwas dämpfen. Erkalte mische man den Schnee von 8—14 Eiweiß darunter, fülle die Masse in eine ge-butterte Form und lasse sie in einem mäßig heißen Ofen braun werden. Von eingemachten Stachelbeeren auch zu bereiten.

— **Leberzuppe mit Speck.** Rohe Kalbsleber wird mit fein-geschnittenem Speck verhackt, läßt es mit 60 Gramm Butter und Chalotten unter fortwährendem Umrühren schwizen, kocht es mit Jäs und Wasser, in welchem man Wurzelwerk vorher gekocht und es durchgeseiht hatte, auf, salzt, würzt die Suppe nach Geschmack und gibt sie über geröstete Sem-melwürfel. Wer es liebt, füge zuletzt gehackte Petersilie oder Schnittlauch hinzu.

Liebreizend

ist ein gutes, reines Gesicht, vollig, jugendliches Aussehen, weiße, samtene Haut und schmerzlos. Alles dies erzeugt die echte

Stechenpferd - Lillienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Kadebeul. 3 Stück 50 Pf. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Die Madonna mit der Widenblüte. Das vielgenannte Triptychon „Die Madonna mit der Widenblüte“ (vergl. das Bild Seite 209) im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln, so genannt nach der Blume, welche die Mutter des Jesuskindes in der Hand hält, galt bisher für ein Werk des Meisters Wilhelm von Herle vom Schlusse des 14. Jahrhunderts, ist aber jetzt als eine allerdings meisterliche Fälschung aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts erkannt. Wie klug die Fälscher zu Werke gegangen sind, erhellt daraus, daß sie sich sogar gewisse Eigentümlichkeiten und Inkorrektheiten der alten Meister, wie die überhohen Stirnen der Frauen, zu eigen machen. Im übrigen ist das Triptychon, besonders Kopf und Ausdruck der Madonna, von Reinheit und Lieblichkeit.

— Eine 125jährige Frau ist die Bäuerin Caba Woffika aus dem Dorfe Bawelsko in Bulgarien. Unser Bild Seite 211 zeigt sie mit ihrem 100jährigen Sohne Theodor. Trotz ihres hohen Alters sind die beiden noch kräftig genug, um ihre tägliche Arbeit zu verrichten. Sie arbeiten noch dasselbe, was sie vor 50 Jahren gearbeitet haben, wenn auch die quantitative Leistung natürlich zurückgegangen ist. Leute von so hohem Alter sind keine Seltenheit in Bulgarien. Gute Luft, ein aufregungsloses Dasein und einfache Nahrung sind die Ursachen ihrer Langlebigkeit.

— Wie groß ist das Zeppelin-Luftschiff? Unsere Zusammenstellung Seite 211 gibt einen Begriff von der enormen Größe des Zeppelinschen Luftkruzers im Vergleich mit bekannten deutschen Bauten und dem Pariserischen Riesenschiff. Das erste Bild zeigt die 61 Meter hohe Siegessäule in Berlin, dann folgt der Zeppelin-Ballon mit 134 Meter, der Kölner Dom mit 160 Meter und schließlich der Pariser-Ballon mit 59 Meter.

— Rollschuhläufer. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat wieder etwas Neues erfunden, den Rollschuhläufer (vergl. Bild Seite 212). In Berlin sah man sie zuerst, aber schon tauchen Rollschuhläufer auch auf dem Asphalt anderer Städte (z. B. Düsseldorf) auf. Ob das neue Fortbewegungsinstrument eine Zukunft hat, wird sich erst zeigen müssen.



Zur Unterhaltung.



— Wider alle Ordnung. Reisender: Bitte, 2. Klasse, Wien, Schnellzug. — Kassierer: Der Zug ist aber seit zehn Minuten fort. — Reisender: Was? Der Schnellzug hat keine Verspätung heute? Wo ist das Beschwerdebuch?

— Höfliches Wild. Fürst: Ist das Wild schon in Sicht? — Förster: Zu Befehl, Durchlaucht, es macht sich eben schußfertig.

— Weibliche Sternkunde. Klara: Kennst du die Bedeutung der Sterne? — Lisa: Gewiß, der mit einem Stern ist Premierleutnant, der mit zwei Sternen Hauptmann.

— Ein Natur-Philosoph. Hansjörg: Wie ich heut Morgen den Kopf zum Fenster 'rausgesteckt hab' und ich g'sehen hab', daß es regnet, hab' ich gleich denkt: heut regnet 's!

— Das beste Steuersystem. A.: Sind Sie für direkte oder indirekte Steuern? — B.: Ich? Ich bin für gar keine!

— Konjuse. Wirt (zu einem schwergeladenen letzten Gast): Nun gehen Sie nach Hause. Bier gibt's nicht mehr — der Hahn kräht schon. — Gast: Unsinn — hab' noch nie 'n Bierhahn krähen hören!

— Verbessert. Frau: Sei doch nicht immer so ungehalten, wenn ich etwas einkaufe; wir müssen doch standesgemäß leben. — Gatte: Ja wohl, vor allen Dingen aber verstandesgemäß.

— Erklärt. „Herr Doktor, weshalb nehme ich eigentlich gar nicht zu?“ — „Sie sind zu hochfahrend, mein Lieber, da gehen Sie eben nur in die Höhe und nicht in die Breite!“

— Keine Kasernenhofblüte. Unteroffizier: Einjähriger, wie präsentieren Sie denn wieder das Gewehr! So präsentiert man ja höchstens einer jungen Dame eine Rose!



Rätselecke.



Zitaten-Rätsel.

1. Es ließe sich alles trefflich schlichten, Könnte man die Sache zweimal verrichten;
2. In wenig Stunden Hat Gott das Rechte gefunden.
3. Verdoppelte sich der Sterne Schein, Das All wird ewig finster sein.
4. Geht's in der Welt dir endlich schlecht, Tu, was du willst, nur habe nicht recht.
5. Ein alter gutmütiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr: „Etiam nihil didicisti“, und läßt ihn für gut hingehen.
6. Da, wo das Wasser sich entzweit, Wird zuerst Lebendiges befreit.
7. Was viele fingen und sagen, Das müssen wir eben ertragen.
8. Die endliche Ruhe wird nur verspürt, Sobald der Pol den Pol berührt.
9. Sogar dies Wort hat nicht gelogen: Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.
10. Schwarz und Weiß, eine Totenschau, Vermischt ein niederträchtig Frau.
11. Zwanzig Jahre ließ ich gehn, Und genoss, was mir beschieden. Eine Reihe, völlig schön, Wie die Zeit der Darmikiden.
12. Du mußt dich niemals mit Schwur vermess'n: Von dieser Speise will ich essen.
13. Die schönen Frauen, jung und alt, Sind nicht gemacht, sich abzuhärten.
14. Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen, Doch weckte mich eine beim frühesten Tagen.

Aus jedem der obigen Goetheschen Sprüche ist ein Wort zu entnehmen; diese Wörter, der Reihenfolge nach gelesen, ergeben wieder einen Spruch von Goethe.

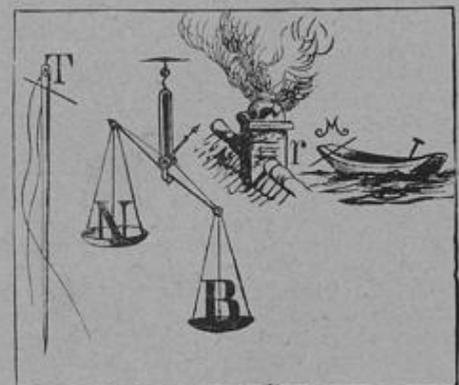
Rätsel.

Mit „Sch“ trug es der Krieger in der Hand, Doch hängt's auch vorn an manches Hauses Wand. Mit „W“ lebt es im Wald und auf dem Feld; Meist ist es furchtsam, selten nur ein „Held“.

Charade.

Der Erste führt dich hold durch's Leben, Den Zweiten soll dein Wort ergeben. Das Ganze — Schrecken bringt's und Not — Ist noch viel schlimmer als der Tod.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Letzten-Rätsel: Nereiden, Dangelhammer, Mercadante, Terebinthe, Theodora, Ramayana, Raibanael, Thorab, Dorothea, Ariadne.

Rebus: Radreisenbruch.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle. Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H. beide in Düsseldorf.



Düsseldorfer SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 28.

Sonntag, 11. Juli.

Jahrgang 1909.

Die Moskowiterin.

Novelle von Georg Persich.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem napfalten Wintertage, als der Maler schon zeitig sein Atelier verließ, weil die früh hereinbrechende Dunkelheit ihn am Weiterarbeiten gehindert hatte.

Seine Stimmung war nicht die rosigste, aber er war selten mehr in einer besseren, und oft fragte er sich nicht ohne Bitterkeit, ob es denn wohl Bestimmung sei, daß man den Erfolg mit der Freudigkeit seines Herzens erkaufen müsse; daß das sogenannte Glück aufhöre, Glück zu sein, wenn man es errungen habe.

Er lebte jetzt in den behaglichsten Verhältnissen, sein Name war bekannt, Aufträge gingen ihm so zahlreich zu, daß er sie nicht bewältigen konnte, aber das eine wie das andere war ihm schon selbstverständlich geworden.

Und er sagte sich, daß er einer Auffrischung bedürfe, daß er aus dem gewohnten Gleise heraus, daß er Neues sehen und auf sich einwirken lassen müsse. Und so entwarf er Pläne für eine längere Reise. Aus der grauen Eintönigkeit des nordischen Winters wollte er zu der Farbenpracht des sonnigen Südens flüchten.

Diese Pläne gingen ihm auch jetzt durch den Kopf, als er lächelnd dahinschritt.

Trotz der frühen Stunde brannten bereits die Laternen und auch die Schanenster waren zum Teil schon erhell.

Er trat an eines derselben heran, in dem Kunstgegenstände ausgestellt waren.

Mehrere Passanten standen davor, und während er im Vorbeigehen einzelne Sachen musterte, wandte sich plötzlich eine Dame herum, um ihren Weg jetzt nun weiter fortzusetzen.

Zufällig trafen sich beider Blicke — der ihre kalt und schneidend, dann spöttisch, wie nur eine Blicken konnte: Wanda Jaschnikoff.

Er grüßte, sie aber wollte rasch an ihm vorüber. Da war ihm, als dürfe er sie nicht ent schlüpfen lassen. „Fräulein Jaschnikoff!“

Und als sie trotzdem weiter wollte, wiederholte er leise den Anruf.

Sie blieb nicht stehen, duldete es aber, daß er neben ihr herging.

Und er sprach zu ihr, und bat um Verzeihung, wenn er damals, bei ihrem Besuch in seinem Atelier, zu wenig rücksichtsvoll gewesen sein sollte.

Als er geendet hatte, sagte sie sarkastisch: „O, daran war ich schuld. Ich habe ein Versehen begangen. Hätte ich Ihnen Geld, viel Geld für Ihr Bild geboten, Sie würden mich ausgezeichnet behandelt haben!“

Das traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht.

„Wollen Sie mich beleidigen, Fräulein Jaschnikoff?“

Sie tat erstaunt.

„Beleidigen? Aber ist es denn nicht so? Haben Sie nicht verkauft das Porträt meiner Freundin, als man Ihnen einen hohen Preis dafür zahlte?“

„Ja, aber es geschah gegen meinen Willen.“

Und er erzählte, wie der Kauf zustande gekommen, wie er davon überrascht worden war und wie er versucht habe, ihn wieder rückgängig zu machen. Er verhehlte auch nicht, wie hart es ihm angekommen, das Bild verlieren zu müssen.

Seine Schilderung war so schlicht und überzeugend, daß man ihr vertrauen mußte.

„Und kennen Sie den Käufer?“ fragte die junge Russin milderen Tones, als Hillmann schwieg. Er nannte den Namen, den ihm der Kunsthändler genannt hatte.

„Der war zu diesem Zweck nur angenommen!“ gab sie zur Antwort. „Der richtige lautet anders und sehr viel klangvoller.“

Da fragte er sie, ob ihr ein Professor Mitschew aus Petersburg bekannt sei, und berichtete, wie dieser ihn aufgesucht habe, um Auskunft über die Persönlichkeit der „Moskowi-



Zur Prinz Heinrich Automobilsfahrt: Prinz Heinrichs (X) Ankunft in Budapest. An dem Rennen auf der 1840 Kilometer langen Strecke nahmen 108 Fahrer teil.

terin" zu erhalten, weil er in den Gesichtszügen eine nahe Verwandte wieder zu erkennen geglaubt habe.

Er mußte ihr den Herrn beschreiben, und als er anfügte, daß dieser sich erfolglos bemüht habe, da belohnte ihn Wanda Sajnilioff: „Das war klug, sehr klug von Ihnen!“

Es bereitete ihm eine ordentliche Genugthuung, daß seine Gegnerin einmal mit ihm zufrieden war.

„Aber der Professor dürfte eine rücksichtsvollere Behandlung verdient haben!“ — Nun lachte sie hell auf.

„Darüber seien Sie ohne Sorge. Auch dieser gelehrte Herr segelte unter falscher Flagge, wenn auch zu keinem so unschuldigen Zweck, wie der Räuber Ihres Bildes. Es war — Sie werden erschrecken — ein Geheimagent unserer Polizei.“

Peter Hillmann war von dieser Enthüllung nicht wenig betreten. Welche Folgerungen waren da nicht erlaubt!

„Dann war Ihre Freundin — — —“

„Was vermuten Sie?“

„Eine Revolutionärin und wurde von Ihrer Polizei verfolgt!“

In höchster Spannung wartete er auf die Entgegnung.

Die Russin antwortete zunächst nur durch ein Kopfschütteln.

„Eine Revolutionärin —“ sagte sie alsdann mit Nachdruck, „nein, das war Olga —“ sie schien noch einen Namen nennen zu wollen, besann sich aber rechtzeitig und ließ ihn unausgesprochen, „das war sie nicht. Sie geriet aber in den Verdacht, es zu sein, und in jenen stürmischen Tagen war der Verdacht fast so schwerwiegend wie die bewiesene Tat.“

„Sollen Sie nun noch mehr wissen?“ Und als er eifrig bejahte: „Sie haben ein gewisses Anrecht darauf, schon deshalb, weil Sie von uns und besonders von mir arg verkannt worden sind. Bereits an dem Abend im Theater —“

„Haben Sie vielleicht auch in mir einen verkappten Geheimagenten gewittert?“

„Das taten wir. Sie fixierten uns so angelegentlich.“

„Und ich hielt mich, als ich Ihre Freundin skizzierte, für den allein Beobachtenden!“

„Daß Sie ferner gerade die Nationaltracht für das Bild gewählt hatten, war so befremdlich, daß ich eine bloße Zufälligkeit nicht voraussehen konnte. Aber hören Sie alles:“

Meine Freundin Olga ist die Tochter eines Generals, der lange Zeit im unmittelbaren Dienst des Zaren stand und bei Hofe hohes Ansehen genoss. Die Mutter entstammte einem kurländischen Adelsgeschlecht, ist also deutschen Geblüts. Olga erhielt als einziges Kind eine streng russische Erziehung — so wollte es der Vater — und ich als Gouvernante haßte ich ihm dafür. Seine starren Grundsätze vertrugen sich jedoch durchaus nicht mit dem Naturell meines Zögling, und wenn ich sie nur soweit zur Richtschnur nahm, als es ohne Zwang durchführbar war, so befand ich mich dabei in Uebereinstimmung mit der Generalin, die ihr Kind über alles liebte. Ich habe Olga deswegen noch nicht in meinen Ansichten erzogen — die Stimme der Erzählerin hatte wieder einen ironischen Beiklang — „so überzeugungswütig war ich nicht, aber etwas von meinem Geiste mag ja doch auf sie übergegangen sein.“

Zur jungen Dame erwachsen, fand sie keinen Gefallen an dem gesellschaftlichen Treiben ihrer Kreise, unterlag nicht, wie die Altersgenossinnen ihres Stades, dem Zauber der Hofluft, sondern wandte ihr Sinnen und Denken den großen Fragen zu, die unser Volk bewegen. Ihr edles Herz empfand Mitleid mit den Unglücklichen, die sich zum Lichte emporkämpfen wollten, deren unabänderliches Loos aber das Dunkel zu sein scheint, und im jugendlichen Idealismus glaubt sie, daß ihnen Hilfe zu bringen sei, daß sich eine Brücke zur Veröhnung würde schlagen lassen. Nur auf den guten Willen käme es an, nur darauf, daß die feindlichen Brüder einander genähert würden, damit sie sich besser kennen und verstehen lernten.“

Meine skeptischeren Anschauungen wogen ihr jederleicht. Man müsse nur den Mut haben, sich ohne Scheu dem unvergleichlichen Werke hinzugeben. Und niemand sei dazu mehr berufen und verpflichtet, als die Jugend der bevorzugten Klassen. Wenn sie so redete, mit glühender Begeisterung, konnte sie auch mich mit sich fortziehen.

Und so wollte sie mich für einen Plan gewinnen, wie er nur in einem schwärmerischen Herzen, wie dem ihren, gedeihen konnte.

Die Hofgesellschaft veranstaltete ein Fest und Olga sollte in einer spanischen Dichtung mitwirken, deren Handlung unter Wasiy Iwanowitsch im alten Moskau spielte. Sie hatte als junge Moskowiterin eine poetische Ansprache an

den ersten Zaren, den Begründer der Einheit Rußlands, zu richten, die seine Ruhmestaten pries und ihn zu den Unsterblichen erhob. Daß ihr diese Rolle zugeteilt wurde, erschien ihr als ein Wink der Vorsehung. Sie wollte die Ansprache halten, aber sie sollte anders lauten, als der Verfasser der Gelegenheitsdichtung gewollt hatte. Und indem sie selbst zur Dichterin wurde, entwarf sie in Versen, in denen ihr hochherziges Empfinden in vollen Akkorden ausklang, ein Bild der Gegenwart, wie sie ist und wie sie sein könnte, wenn echte Menschen- und Vaterlandsliebe sich zum Heile des Volkes verbänden.

Die Kühnheit dieses Vorhabens erschreckte mich. Ich suchte ihr mit tausend Gründen klar zu machen, daß sie niemandem helfen, sich selbst aber in unabsehbare Gefahren stürzen würde. Nichts vermochte ihren Entschluß zu erschüttern. Ja, als ich nicht aufhörte, mich ihm zu widersetzen, als ich drohte, ihn ihren Eltern zu verraten, da überhäufte sie mich mit schweren Kränkungen. Sie sah ein, daß sie mich schlecht gekannt habe, daß ich zu den Rutlosen zähle, die zu keiner Tat, zu keinem Opfer fähig seien.

Und als ich sie an dem entscheidenden Tage ein letztes Mal bestürmte, abzustehen von dem Wagnis, das sie und andere verderben könnte, da wandte sie mir schweigend den Rücken.

Sie war schön wie eine Göttin, als sie sich zum Feste geschmückt hatte, so lieblich und so hoheitsvoll, und der Glanz ihrer Reize mußte alles überstrahlen.

Mit stolzem, siegestrohem Lächeln schritt sie an der Seite ihrer Eltern zum Portal hinaus.

Ich wollte mich ihr in den Weg werfen, ein zürnender Blick bannte mich an meinen Platz. Ich wollte ihr, von Angst getrieben, naheilen, da fuhr die Equipage davon. —

Die Festlichkeit, die ihre aristokratischen Veranstalter und Teilnehmer wochenlang vorher in Atem gehalten hatte, ging in prunkvollstem Rahmen vor sich.

Mehrere Großfürsten mit ihren Gemahlinnen, sowie die höchsten Würdenträger wohnten ihr bei, und alles, was durch Namen und Rang zu den ersten Kreisen gehörte, war anwesend.

Nach einigen kürzeren Aufführungen begann das Festspiel.

Zar Wasiy Iwanowitsch hielt, aus blutigem Kriege heimkehrend, seinen Einzug in Moskau, umringt von seinen Getreuen, umjauchzt von der Menge.

Ehrentreue nahen sich ihm die Väter der Stadt, gegenständig die Geistlichkeit und mit holdem Gruß eine Schar Jungfrauen.

Bewunderung erweckte die Führerin dieser Gruppe — Olga!

Und sie sprach zu dem Zaren mit tönender Stimme, so daß sie an jeder Stelle des weiten Raumes vernehmbar war.

Man lachte, lachte immer aufmerksamer.

Eine Bewegung ging durch den Saal, beengende Stille folgte, und auf diese wieder anschwellendes Gemurmel.

Es hätte nur eines Zeichens der Unruhe in den vorderen Sitzreihen bedurft, um der Vorführung ein jähes Ende zu bereiten.

Aber die Großfürsten und ihre Umgebung taten, als vernähmen sie nicht eine Improvisation, die lähn über die Fragen der Gegenwart Gehör heischte, sondern, als schlage die Sprache einer ferneren Vergangenheit an ihr Ohr, die nur ein historisches Interesse beanspruchen konnte.

Daß man nur zu gut begriffen hatte, sollte sich bald zeigen.

Der General hatte zahlreiche Feinde und Neider, die ihm seinen Einfluß mißgönnten. Sie verfügten jetzt über eine Waffe gegen ihn und wußten sie zu gebrauchen.

Wie eine Wetterwolke ballte sich die Ungnade über seinem Haupte zusammen, und wie von einer Wetterwolke, die tobbringende Blitze in ihrem Schoße trug, wichen die Höflinge vor ihm und den Seinen zurück. Der Strahl, der jeden Augenblick herabzuden mußte, hätte auch sie treffen können.

Früh kam man von dem Feste nach Hause, und in einem furchtbaren Ausbruch entlud sich hier der Ingrimm des Generals. Er war wie von Sinnen.

Sofort am nächsten Tage wollte er eine Audienz erbitten, um zu erklären, was sich erklären ließ. Dann sollte die Tochter durch einen Zufall Gnade erleben.

Olga hatte den Sturm still über sich hinwegbrausen lassen. Erst als wir allein waren, fiel sie mir weinend um den Hals. Der kurze Traum war ausgeträumt.

In der Nacht wedte uns schreckensbleich die Generalin. Sie war von der befreundeten Gattin eines hohen Be-

amten benachrichtigt worden, daß wahrscheinlich noch vor Tagesgrauen ein Haftbefehl gegen Olga erlassen und sogleich vollstreckt werden würde.

Der General ahnte hiervon nichts. Er würde nie zugeben haben, daß man den Gedanken an Flucht auch nur erwogen hätte, und Olga wollte sich in ihr Schicksal ergeben.

Aber die Generalin, die in ihrer mütterlichen Besorgnis die großen Schrecknisse im Anzuge sah, bestand darauf, daß sich die Tochter in Sicherheit brächte, und als ich ihr zustimmte und meine Begleitung anbot, gab Olga ihren Widerstand auf.

Uns blieben nur wenige Stunden zur Ausführung des Fluchtplanes, und wer weiß, wenn ich nicht schon vorher Veranlassung gehabt hätte, eine derartige Möglichkeit zu überdenken, wenigstens soweit sie mich betreffen konnte. Wir lebten in einer schlimmen Zeit und der Kluge sieht sich vor — — — Peter Hillmann räusperte sich.

„Es ist nun einmal nicht zu ändern,“ meinte Wanda Jasknikoff mit leichtem Lachen, „von den Langmütigen und Sanftmütigen bin ich keine! Aber von mir erzähle ich nicht, und das müßte ich, wenn ich Ihnen alle Einzelheiten unserer Flucht schildern wollte, so lassen Sie sich daran genügen, daß wir, als Bänderinnen verkleidet, die Grenze erreichten und nach einigen Widerwärtigkeiten hinübergeganglen.“

Hier erholten wir uns von den Strapazen und besuchten auch das Theater. Aber wunderbar genug! Die Geheimagenten, die man uns nachgesandt hatte und deren Pfllicht-eifer nichts zu wünschen übrig ließ, wurden uns nicht annähern so unbequem, wie ein auf der Modellsuche befindlicher Maler — — —

„O, nichts davon!“ bat Hillmann.

Nur was sein muß! Sie sollen doch wissen, was Sie alles angestiftet haben. Hätten Sie mich ruhig meiner Wege gehen lassen, wäre Ihnen ihr Sündenregister nicht vorgehalten worden! Der General hatte in dem Kampfe gegen seine Widersacher schließlich das Feld behauptet. An höchster Stelle war man ihm wegen seiner vieljährigen treuen Dienste zu gewogen, und da von der gegnerischen Seite stichhaltiges Beweismaterial für ein Komplotz nicht beizubringen war, so neigte man sich huldvoll der väterlichen Meinung zu, daß die Ueberspanntheit eines von neuzeitlichen Ideen verwirrten Mädchenkopfes den Vorfall verschuldet habe. Ja, in der Hoffnung, daß dieser Mädchenkopf nur durch Zucht und Lehre zurückzurücken sei, sollte auch Olga straffrei ausgehen und zurückkehren dürfen, wenn sie auf etliche Jahre von ihrer Familie einem Kloster übergeben würde.

Diese mühsam wiederhergestellte Harmonie drohte Ihr Bild in schrille Dissonanzen anzulösen.“

„Mein Bild?“

„Ihre „Moskowiterin!“ Es wurde nach Petersburg gemeldet, daß in der hiesigen Kunstausstellung ein Bild der flüchtigen Generalstochter ausgestellt sei, die sich in derselben Tracht habe malen lassen, welche sie auf dem bekanntesten Welschste getragen. Das wurde als eine unerhörte Herausforderung und Verhöhnung empfunden, womit Olga sich jeglicher Gnade unwürdig erwiesen und womit sie alle Brücken hinter sich abgedrochen habe. Das corpus delicti sollte nach Petersburg geschafft werden, man wollte es aufkaufen — Sie, mein Herr, waren eigenständig und so wurde nichts daraus.“

„Versündigt habe ich mich mit diesem Eigensinn wohl nicht?“

Nein, dem General wurde aber auch nicht damit geholfen. Die Anfeindungen erneuerten sich, kaum, daß er sich ihrer noch erwehren konnte. Er wird aufgeatmet haben, als Olga ihm die händigsten Beweise an die Hand gab, daß sie an dem Bilde so unbeteiligt sei, wie nur irgendwer, daß sie weder das Bild, noch den Maler kenne und dies, wenn es angezweifelt werde, mit einem Eide bekräftigen wolle.

Mit dieser Waffe eroberte er das verlorene Terrain zurück.

Aber man wünschte doch oben, daß nun die Affäre auch zu einem wirklichen Abschluß gebracht werde, damit sie nicht wieder aufgerührt werden könne.

Wir hatten uns nach Paris begeben.

Dorthin kamen Olgas Eltern, und der General söhnte sich mit seiner Tochter aus.

Als er aber von der gemeinsamen Heimreise zu reden begann, von der geplanten Unterbringung Olgas in einem Kloster, wäre es bald wieder zu einem Zerwürfnis zwischen Vater und Tochter gekommen.

Die Freundin, die sich in den wenigen Monaten zu einem willensstarken reifen Weibe entwickelt hatte, erklärte, daß sie sich einem solchen Eingriff in ihr Leben nicht mehr füge könne. Nicht in die Enge, sondern in die Weite treibe es sie, nicht hinter stillen Klostermauern, sondern im breiten Strome der Welt würde sie inneres Genügen finden. Sie beabsichtige die Kulturwerkstätten der Erde zu durchwandern und die Völker bei ihrem nimmermüden Wettstreit im Dienste der großen Menschheitsaufgaben zu beobachten. Aber nicht nur das! An geeigneter Stelle wolle sie selbst einen Platz zur mitschaffenden Arbeit einzunehmen suchen.

Der General verstand sie erst gar nicht. Er begriff nur, daß Olga sich ihren zukünftigen Lebensweg nicht mehr von ihm vorzeichnen lassen wolle.

Mit einem Machtwort gedachte er sie unter seine Autorität zurückzuzwingen.

Als er sah, daß er sich geirrt hatte, wollte er mit Gewalt brechen, was sich nicht biegen ließ, und die Vermittlungskunst der Generalin mußte all ihre Mittel zu Hilfe nehmen, um abzuwenden, daß Vater und Tochter in unheilbarem Groll von einander schieden — auf ewig.

Unter der milden, ausgleichenden Einwirkung dieser prächtigen Frau fand sich der General doch noch leidlich mit dem ab, was sich nicht ändern ließ, und bei der Trennung von Olga hatte er sogar mit einer aufsteigenden Nahrung zu kämpfen. Er drückte die Tochter immer wieder an sich, bis das Abfahrtsignal gegeben wurde.

Auf der Rückreise nach Petersburg hielten sich die Exzellenzen hier einige Tage auf und erstanden Ihre „Moskowiterin“ — — —

„Ah!“ rief Hillmann, „das also waren die geheimnisvollen Käufer?“

„O, was Eltern, für die ja so mannigfache Erinnerungen mit dem Bilde verbunden waren.“

„Und Ihre Freundin? Weilt sie noch in Paris?“ fragte der Maler hastig.

„Vor vier Wochen brachte ich sie in Havre auf das Schiff, daß sie übers Meer trug, hinüber nach dem Lande der Verheißungen — Amerika. Sie hat mir bereits von dort geschrieben.“

Er fragte nichts mehr.

Er zog nur den Mantel fester um seine Schultern und rückte den Hut tiefer in die Stirn.

Wortlos schritten sie weiter, bis Wanda Jasknikoff an einer Straßenecke stehen blieb.

Auf einen daherkommenden Straßenbahnwagen deutend, sagte sie: „Mein Wagen, der mich nach Hause fährt. Leben Sie wohl!“

Peter Hillmann blickte auf.

„Nach Amerika! So war's doch?“ meinte er, noch in Sinnen versunken, und seufzend fügte er hinzu: „Doch über's Wasser, durch die Steppen führt keine Brücke mich, kein Weg!“

War es Schadenfreude, was in den Augen der Russin aufleuchtete? Es klang danach, als sie ihm entgegenete:



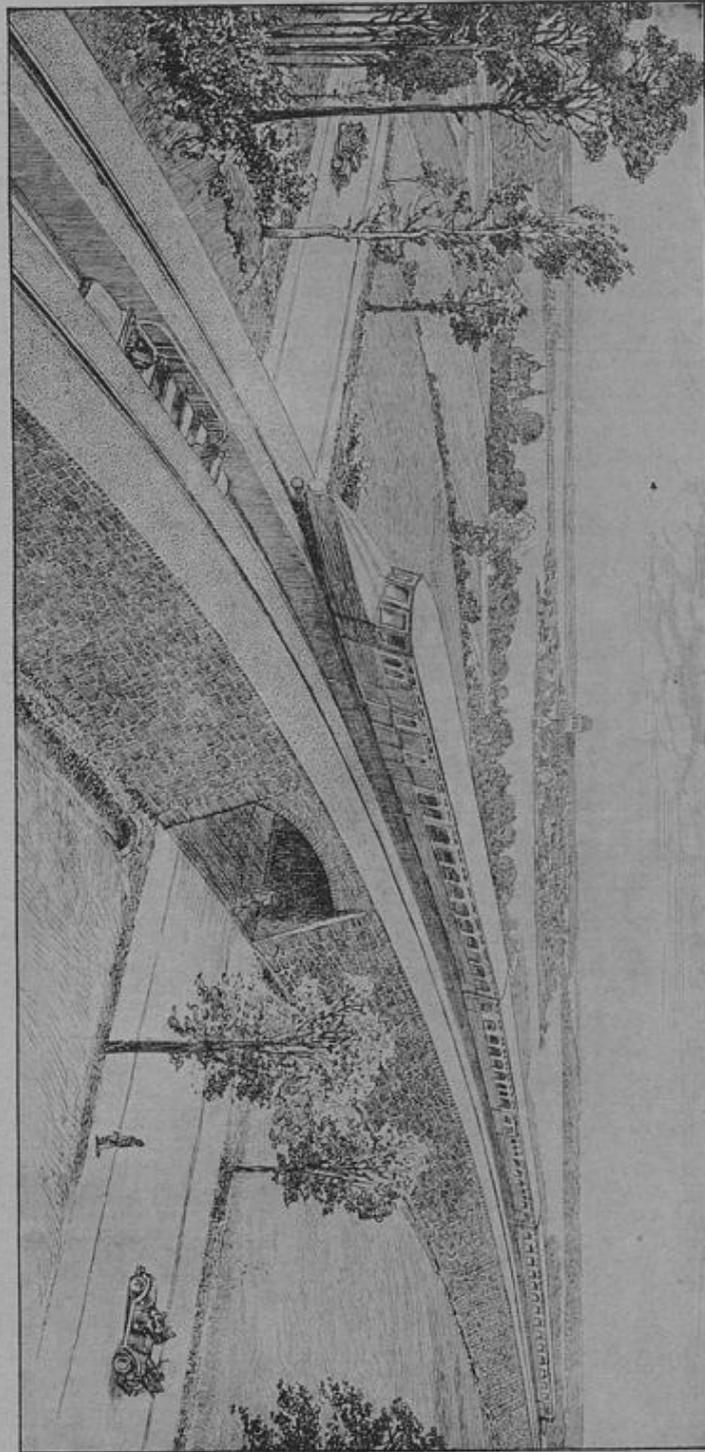
Dr. Franz Bettinger, der neue Erzbischof von München.

„Das ist Ihre Strafe! Die Strafe dafür, daß Sie sich an fremdem Eigentum vergriffen. So rächt sich die Schönheit!“

Aber als er nichts erwiderte und nur ein Zucken seiner Lippen verriet, was in ihm vorging, trat sie noch einmal nahe an ihn heran und sprach:

„Sagt nicht auch Ihr deutscher Dichter: Und so, trotz früh zerriss'ner Bahnen, weiß ich, daß wir uns wiedersehn?“

Die Straße der Fernschnellbahn.



„Bleiben Sie noch!“ bat er, „bleiben Sie!“ als sie davon eilen wollte, um den Straßenbahnwagen zu besteigen.

Sie ließ sich nicht halten. Gewandt sprang sie auf die Plattform.

Er sah ihr nach, und als der Wagen schon weit fort war, winkte sie zurück.

Da wiederholte er sich ihre letzten Worte, als seien sie ein Versprechen, das erfüllt werden würde.

Rosenketter.

Von Hanns Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Kurzichtig vor sich hinblinzelnd und aus den Resten der Brotkrumen scheinbar gleichgültig kleine Kügelchen drehend, sah der große schwere Mensch schweigend unter den fröhlichen Gästen, gleichfalls als bemerkte er das deutliche Entgegenkommen des schönen Mädchens gar nicht.

Aber sie empfand deutlich, daß der Zauber ihrer Persönlichkeit auf ihn wirkte, empfand es mit dem sicheren Instinkt des Weibes; nur daß da ein geheimer Widerstand war, den sie sich nicht zu erklären vermochte, der sie nur noch mehr reizte. Und mit doppelter Koketterie und Grazie setzte sie ihre Eroberungswaffen in Bewegung; denn sie hatte ihn sich einmal in den Kopf gesetzt, diesen großen Jungen mit seiner brutalen Kraft und seiner kindlichen Güte. Und was sie, Helena Varineska, sich in den Kopf gesetzt hatte, das mußte sie haben. Schon als Kind. Wie sie mit einem kalten Lächeln der schmalen, brennenden Lippen und einem energischen Blick der stahlblauen Augen lächernd zu sagen liebte: „Einerlei, ob es mit Ketten am Himmel hängt, oder ob der Weg über Leichen geht, was ich erreichen will, erreiche ich.“

Vergeblich hatte die ängstliche bigotte Mutter sich Mühe gegeben, die rücksichtslose Natur des Kindes in sanftere Formen zu leiten; ihr bangte vor den Enttäuschungen des Lebens, für die trotz alledem geliebte und vergötterte Tochter. Als aber alle Erziehungsversuche scheiterten, fand sie darin Trost. Rosenkranz um Rosenkranz für das Glück ihres Kindes zu beten; denn das Glück macht reich und gut und sanft und hingebend, sagte sie sich.

Helena, oder wie sie sich gerne nennen hörte, Elena Varineska, sah lächelnd zu ihrem wortlosen Gegenüber hin. Er gefiel ihr nun einmal zu gut, der ungelente, schwerfällige Bär, wie sie ihn heimlich nannte, besser wie die anderen Glieder ihrer Menagerie, die schleichende Pantherkatze, der schlauke Fuchs, das girrende Täubchen, ja selbst besser als das stolze Araberross, wie sie einen jungen Verehrer getauft hatte, der ihren beißenden Spott und ihren verletzenden Uebermut mit einem beleidigten Ruckwürfen des Hauptes und seiner dunklen Lockenmähne zu beantworten pflegte.

Unverbesserlich war Elena Varineska; aber hinreichend, unwiderstehlich; sie wußte das und trieb ihr Spiel mit jedem. Warum nicht mit ihm, der ihr nun einmal gefiel.

Was lag ihr daran, daß er Witwer wäre! Kinder hätte er keine, das wäre ein Abschreckungsmittel gewesen; aber Erinnerungen fürchtete Elena nicht; Erinnerungen an eine Verstorbene würden nicht Stand halten vor ihrer sieghaften, berauschenden Schönheit, vor ihrer Klugheit, ihrem Geist, vor der Glut, mit der sie ihn lieben würde. Es hatte ihr schon mancher nette Junge gefallen; aber Robert Beninger imponierte ihr auch außerdem. Ein bedeutender Mann, ein self-made-man, und reich war er auch — ihr Stil war die Hauschürze, war der Kochlöffel nicht — sie wollte herrschen über alle, auch über ihn und doch zu ihm emporsehen können.

Elena lachte und plauderte mit der Tafelrunde und sprach doch nur für ihn, für ihr schweigames Gegenüber. Und er verstand sie, empfand es mit heimlicher Wonne, weidete

sich an ihrer taufrischen lodenden Weibeschönheit, die ihm in jedem Blick, in jedem Wort, in jeder Bewegung zu sagen schien; wenn du mich willst, so nimm mich hin.

Und er empfand eine leidenschaftliche Sehnsucht, die zarte Gestalt an sich zu pressen, ihre blühenden feingeschnittenen Lippen zu küssen und sah still dabei, seine Brotkrümchen drehend, dem kapriziösen, geistreichen Geplauder lauschend, das ihn förmlich berauschte nach all den schweren ernstern Ge-

sprächen, die er geführt seit Jahren. Er hätte mitsherzen und lachen mögen und blieb doch ernst und schweigsam, gebannt von einer unsichtbaren Kette, der Kette der Erinnerung.

Für Augenblicke schwieg die Unterhaltung, und da klang deutlich die klagende, tränendurchzitterte Stimme zu ihm hinüber, der nur durch eine schwere Sammet-Portiere von ihm getrennt war: „Um meines Schwiegerjohnes willen ist es mir leid, daß wir mehr Gäste trafen. Er lebt nur in dem Andenken an meine arme dahingegangene Alice, hat keinen Gedanken, der nicht der teuren Verstorbenen gilt und findet nur in der Arbeit, die sie mit ihm zu teilen liebte, Trost und Verteidigung. Sie sollten sehen, wie er täglich ihre Bilder mit frischen Blumen schmückt, wie jeder Spaziergang an ihrem Grabe endet. Wie hat sie ihn aber auch geliebt, sich für ihn geopfert, mein armes, unglückliches Kind!“

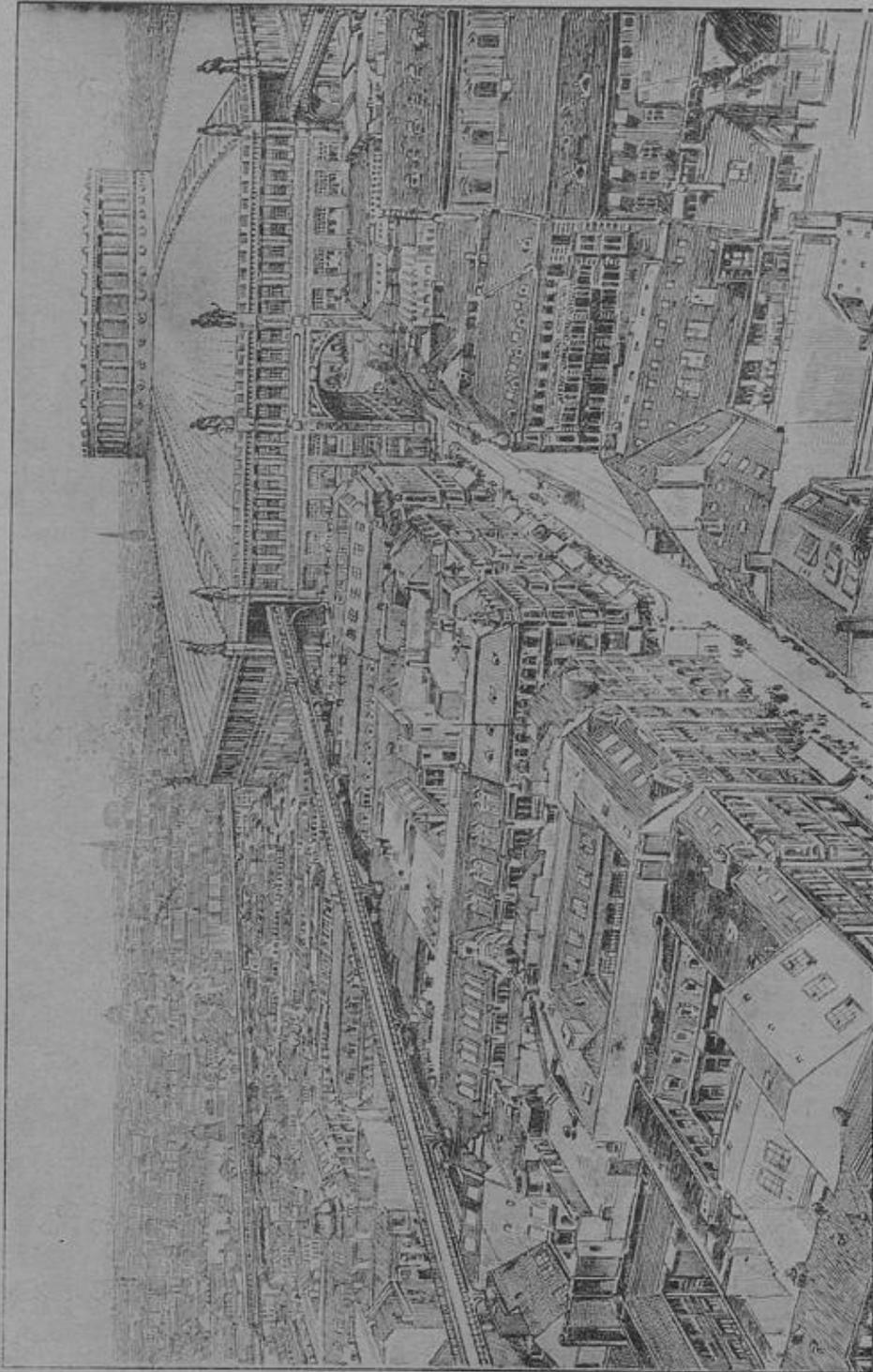
Fast nervös duckte Robert Weninger sich unter den weichen einschmelzenden Klageklängen, mit denen die Sprecherin ihn immer wieder hypnotisierte, wenn seine Gedanken für Augenblicke von anderem gefesselt waren. Auch jetzt tauchte das Bild der Verstorbenen wieder vor ihm auf, wie sie als liebreizendes junges Geschöpf in sein Leben getreten, wie sie klaglos gelitten, wie sie gestorben war. Nur für ihn hatte sie gelebt, nur für ihn gesorgt. Noch auf dem Sterbebette hatte sie die Mutter angefleht: „Versprich mir, bei ihm zu bleiben! Sorge du für Robert, wenn ich nicht mehr sein werde!“

Und diese Bestimmung der Scheidenden hatte seinem Leben den Stempel aufgedrückt. Heute empfand er, daß, wie die zarte kranke Frau ihn, den Starcken, vom Krankenbette aus geleitet hatte so ging er noch heute den Weg, den ihm die Frauen bestimmt hatten, sie, die nicht mehr war, und die andere, die darüber wachte, daß die Tote nicht vergessen wurde, die ihm ihr Andenken täglich, stündlich vor Augen führte.

In seiner ersten aufrichtigen Herzenstrauer hatte er in der Arbeit Vergessenheit gesucht und gefunden, auch darin, ganz in ihrem Sinne lebend, die für sich und für ihn die Grabchrift ausgehakt hatte: Ihr Leben war Liebe — Sein Leben war Arbeit.

Eine Grabchrift für ihn! Zum ersten Male stieg in ihm ein rebellisches Gefühl gegen die Tote empor, die so von seinem ganzen Leben Besitz ergriffen hatte. Kaum dreißig Jahre war er, als sie von ihm ging; heute nach weiteren fünfzehn fühlte er sich noch so jung, so frisch, so unverbraucht — warum sollte sein Leben mit dem ihrigen abgeschlossen sein.

Ein wilder, toller Gejell war er gewesen, ehe sie in sein Leben trat; aber als Ehegatte war er der Treuesten und Aufopferndsten einer gewesen. Auf Händen hatte er die zarte, junge Frau getragen, hatte sie grenzenlos glücklich gemacht, wie sie ihn, die sich nur für ihn, für seine Angelegenheiten interessierte, für die die ganze Welt neben ihm versank. Und so groß wie seine Liebe war seine Trauer um sie gewesen, als die ersten Spuren des Leidens sich an ihr



Der Zentralbahnhof der Großstadt: Die Außenansicht.

zeigten, das sie einem unheilbaren Siechtum zum Opfer fallen ließ, so schrankenlos war seine Bewunderung für sie, für die Geduld und Seelengröße, womit sie das Entsetzliche ertrug, obwohl sie sich klar bewußt war, daß der an ihr nagende Wurm sie dem vollständigen Verfall, dem frühen Tode entgegenführen würde.

Er hätte sein Leben dahingegeben, das ihre zu erhalten; er hätte sich die Adern aufschneiden lassen, wenn eine Trans-

juston ihr hätte helfen können, wenn sein gesundes Blut ihr hätte neue Kraft geben können. Aber er konnte nichts tun, als pflegen und verwöhnen, als trösten und lindern; er mußte sie hinwelken und sterben sehen und blieb einjam und traurig zurück, ihr rosenumbtäutes Grab mit bitteren Tränen betauend. In der alten Frau ehrte er die Mutter der Geliebten und ihr Vermächtnis und war ihr dankbar, ohne zu ahnen, daß das Opfer, das sie ihm scheinbar brachte, keines war, daß sein Haus der einzige Platz war, wo sie sich nach dem Verlust des einzigen Kindes noch wohl fühlen konnte, daß sie eifersüchtig darüber wachte, daß dessen Bild nicht in seinem Herzen verblaßte, daß sie ihm jede Zerstreuung und Ablenkung ängstlich fern hielt, immer wieder die Erinnerung an Alice, die arme Alice in den Vordergrund schiebend.

Heute hatte sie ein Mißverständnis zum ersten Male in fröhliche Gesellschaft gebracht, und er hatte in der allgemeinen Heiterkeit die unklare Empfindung, als ob ein dumpfer Alb von ihm zurückweiche; er hätte mitsherzen und jubeln mögen und hatte das Gefühl, es in den fünf Jahren der Trauer und der Arbeit verlernt zu haben — und doch brach siegreich das Bewußtsein durch, daß er noch jung und kräftig und glückshehnlich sei, und daß er auch ein Recht habe, ein Glück zu fordern.

Elena Varinsea hatte den Wechsel der Gedanken in seinen sprechenden Zügen gelesen; die weiche, zitternde Stimme aus dem Nebenzimmer hatte einen deutlichen Kommentar dazu geliefert. So leicht ließ sie sich aber den Sieg nicht entwinden; ein Glück, um das man kämpfen mußte, reizte sie auch mehr, als eins, das ihr in den Schoß gefallen wäre.

Die kostbare Zeit verging. Wann würde sie ihn wiedersehen? Und er sah, steif und ernst, und drehte Brotkrumen. Mädchenhaft war es nicht, zur Offensive überzugehen, aber rasiem, und Elena tat lieber etwas außergewöhnliches, als etwas alltägliches.

Mutwillig greift sie nach den Brotkügelchen und wirft ihm eine besonders gelungene Bombe mitten ins Gesicht.

Sein erstauntes Zusammensinken beantwortet sie mit übermütigem Lachen, und dann neigt sie ihr wunderschönes Angeht weit hinüber zu ihm, daß er nicht vermeiden kann, ihr in die dunkelblauen Augen zu schauen: „Entsetzen Sie sich nur nicht über mein harmloses Attentat. Ich beabsichtige ein weit Schlimmeres auf Ihre Gedanken. Sie haben ein so gequältes Gesicht gemacht, daß ich Sie davon befreien möchte, oder wollen Sie mich daran tragen helfen lassen?“

„Nein, das wäre grausam für Sie und für mich. Ich empfand schmerzlich den Druck einer unsichtbaren, aber schwer lastenden Kette.“

Gibt es Ketten für einen Mann? Sichtbar oder unsichtbar — einen Druck könnte ich nicht ertragen, eine Kette würde ich zerreißen und wenn es Blut und Eisen kostete. Und Sie sind ein Mann.“

„Rosenketten können schwerer lasten als eiserne Bande.“
„Rosenketten trägt man nur, so lange man liebt. Man zerreiht sie nicht; man schüttelt sie ab, wenn sie lästig werden.“

„Man sieht, Sie haben noch keine Ketten getragen.“

„Nein; aber seit Kurzem sehne ich mich danach. Ich bin ein Weib und ein Weib braucht einen Gebieter. Aber es müßte ein Mann sein, ein wirklicher, mutiger, stolzer Mann, dem ich mich fügen müßte, zu dem ich emporleben könnte.“

Und in den stahlblauen Augen liegt ein solcher weicher, hingebender Ausbruch, daß Robert Weninger sich von Wonne durchschauert fühlt. Das schöne, stolze Geschöpf, das mit seiner Schar von Anbetern spielt und ihm demütig ihr Herz zu Füßen legt!

Trotzdem er sich gänzlich in der Macht zu haben alaubt, verraten doch seine Blicke Elena und den Uebrigen sein Geheimnis.

Vom Hausherrn aufgefördert, tritt Elena zum Flügel, um, von dem jungen Griechen begleitet, ein Lied zu singen. Wie eine Aufforderung klingt die französische Weise zu ihm herüber:

Und hast du mir kein Wort zu sagen,
Warum kommst du in meine Näh’ . . .

Aber nach beendigtem Gesange scheint sie ihn vollständig vergessen zu haben, so ist sie in die Unterhaltung mit den anderen vertieft. In ihm klopft und zuckt alles. Hat sie nur ein kokettes Spiel mit ihm getrieben? Und er sieht die glühenden Blicke, womit der junge Grieche „die Pantherfähe“ ihre reizende Gestalt verschlingt, hört die galanten Redensarten der anderen, und wieder und wieder kommt ihm der Wunsch, sie fortzureißen aus dem Kreise ihrer Bewunderer, sie an sich zu pressen und sie mit heißen Küffen zu überschütten, Haar, Lippen, Augen und den zarten, weichen Hals, der so anmutig aus der Spizenumrahmung aufsteigt . . .

Wie ein Rebel ist's vor seinen Augen; mühsam erhebt er sich, um sich ihr zu nähern, die sein ganzes Sinnen und Denken erfüllt — Elena bemerkte seine Annäherung mit lächelnder Genugtuung, — da fällt der Name, vor dem er unwillkürlich zusammenschreckt — Alice.

Wie ein Fahrenflüchtiger fühlt er sich und lauscht halb beschämt, halb innerlich trotzig aufbegehrend, den Worten der alten Frau:

„Sieh nur, Robert, welch reizendes Jugendbildnis unserer armen Alice ich hier unter den Amateurphotographien gefunden habe. Frau von Vaclair will es uns schenken, damit wir eine Vergrößerung danach arbeiten lassen können.“

Und Robert bewundert Alice in hängenden Zöpfen und kurzem Kleidchen und dankt der Wirtin, von der seine Schwiegermutter wortreichen Abschied nimmt; aber seine Gedanken sind bei der anderen, die sein Fortgehen garnicht zu bemerken scheint. So kann er doch nicht scheiden; außerdem verlangt doch die Kavalierspflcht, daß er sich verabschiedet — da steht sie auch schon neben ihm, küßt der alten Dame die Hand und bittet um die Erlaubnis, sich morgen nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen, die ihr gern gewährt wird. Von Robert verabschiedet sie sich zeremoniell; aber während des Nachhausewegs empfindet er deutlich den heißen Druck der zarten Finger, und während die Schwiegermutter in neu erwachten Erinnerungen schwelzt, kämpft er mit der Vorstellung, die kaum verlassene lebensvolle Gestalt in seine Arme zu schließen . . .

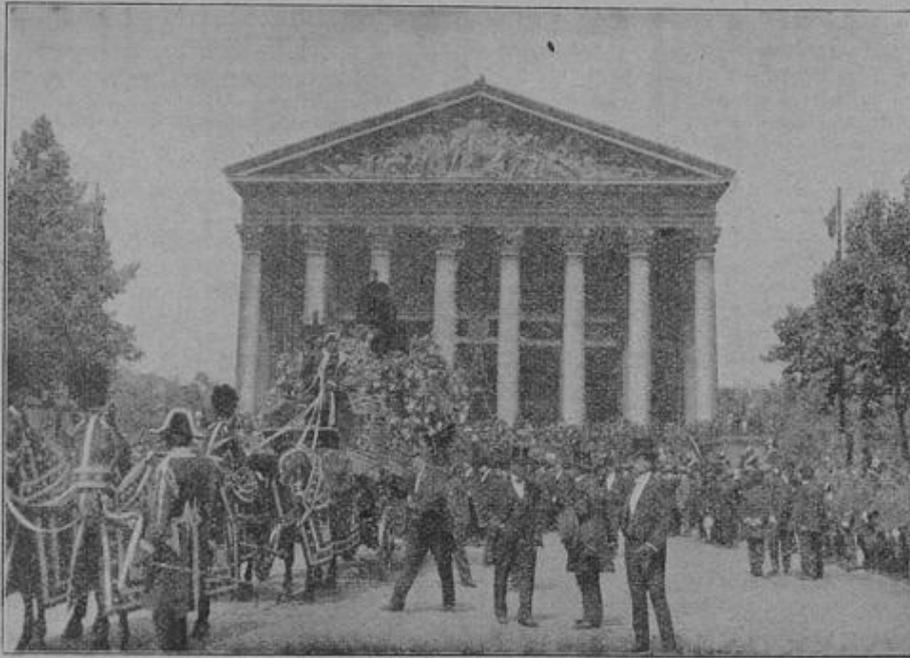
„Wie gut von dir, Robert! daß du an Euern Verlobungstag gedacht hast!“ Und sie will ihm die kaum erschlossenen roten Rosen aus der Hand nehmen, um ihrer Tochter lebensgroßes Delgemälde über seinem Schreibtisch damit zu schmücken.

Ängstlich wehrt er und gibt doch nach — arme Rosen, den Toten werdet Ihr gerecht, die Ihr Minnedienste tun solltet!

Ihre Blicke haben sich einen Augenblick feindselig gekrenzt; die alte Frau hat verstanden; aber sie will nicht verstehen. Sie wird keinen Schritt von dem Boden freigeben, der ihrer



Zu dem schweren Erdbeben in Südfrankreich: Rettungsarbeiten in der völlig zerstörten Ortschaft Laroque. Durch das Erdbeben wurden fünf Ortschaften völlig in Trümmer gelegt. 70 Tote und mehr als 200 Verwundete wurden aus den Trümmern hervorgezogen.



Das Begräbnis des Multimillionärs Chauchard in Paris.

Tochter Recht ist, freiwillig nicht. Sie beherrscht die aufsteigende Angst und spricht von dem Tag vor Jahren, als ihr Kind noch jung und lebensstroh und glücklich war.

„Man sieht, Sie haben noch keine Ketten getragen.“

„Arme Alice!“

Und doch — so sehr er sie geliebt, betrauert hat — das Gefühl versinkt vor dem Sehnen nach der anderen, die so schön, so jung, so liebesehntüchtig ist.

Die Glocke geht; seine Augen strahlen auf. Die ihrigen verfinstern sich; jetzt weiß sie, wer ihre Tochter aus seinem Herzen verdrängt hat. Elena Varinesca steht auf der Schwelle.

Mühsam geht er in seinem Zimmer auf und ab. Er hat sich eingeschlossen, um allein zu sein. Er kann die Stimme, die ihm so andringlich die Tote zurückrufen will, nicht mehr hören.

Gewiß! er hat ihr das Glück gedankt, das sie ihm bereitet hat; er hat es anerkannt, tausendfach.

Treue hat er der Lebenden gelobt, hat sie der Toten jahrelang gehalten; aber soll er darum verdammt sein, auf jedes Glück zu verzichten, jetzt zu verzichten, wo sein Herz so leidenschaftlich danach schreit.

Heute abend wird er Elena treffen; sie hat es ihm zugesagt. Bis dahin will er die Zeit totschlagen — arbeiten kann er nicht — die Schwiegermutter sehen, sie sprechen hören noch weniger.

Er öffnet den Flügel, greift zu den Noten. Rhapsodie von Vint — Alicens Schrift auf dem Titelblatt, kurze Worte als Text, als Motto darüber geschrieben. Auf jedem Blatt Alice, Alice

Vergerlich wirft er die Noten fort und phantasiert; seine Blicke begegnen dem in Tische flott dahingeworfenen Kopfe Alicens, von einer Freundin wiedergegeben. Er schließt die Augen — da scheint sie ihm von der Chaise-longue aus entgegen zu kommen mit der müden hingebenden Gebärde, die sie in der Krankheit angenommen.

Ueberreizt schließt er aufstöhnend den Flügel, greift nach einem Buche. Ueberall ihr Name, ihre Schrift, eine Widmung. Hat er denn kein Teil im Hause, das sie ihm nicht in Erinnerung bringt?

Kann er der Mahnung, sie nicht zu vergessen, nirgendwo entrinnen? Ist es ein Verbrechen, daß sich seine Neigung einer anderen zuwendete, die ihn leidenschaftlich entflammt hat?

Niemals hat er das Versprechen gegeben, nicht wieder zu heiraten; nie hat sie es von ihm verlangt. Aber sie hat in den Jahren ihrer Krankheit dafür gesorgt, daß sie ihm täglich entgegentritt, daß die Erinnerung an sie nicht ver-

blaßt. Und zur Pilegerin ihres Andenkens hat sie die alte Frau gesetzt, die nie etwas anderes gekannt hat, als ihr Kind, ihr Fleisch und Blut, ihr Ideal.

Erbittert wirft er sich auf das Ruhebett und stößt gleich darauf die Kissen unwillig zurück. Alicens tranke, zarte Hände haben sie mit Stidereien geziert. Sie, immer wieder sie

Fast mit Abneigung gedenkt er ihrer und schlägt dann beschämt, zitternd die Hände vors Gesicht. Abneigung gegen die Frau, die er verehrt hat fast wie eine Heilige.

Sie hat ihm ihr Wort gegeben, gerne, strahlend, ohne Zaudern, wie sie ihm offen und ohne Zie-rerei ihre Zuneigung gezeigt hat. Sie kann das, sie, Elena Varinesca, die gefeierte, stolze Schönheit, die unter Duzenden von Bewerbern wählen kann.

In glühendem, langen Kusse haben sich die durstigen Lippen gefunden. Er ist wie trunken, fasziniert, möchte sie nicht wieder freigeben.

Sie — kühl, freundlich —, beherrscht die Situation, als wären zwei Geister in ihr, eine hingebende, eine berechnende Seele.

„Ich liebe klare Verhältnisse; ich komme, wenn du mich rufst; wenn dein Haus frei ist. Ich will dein Weib sein, nicht deine Geliebte. Offen und frei will ich mein Glück der Welt zeigen; aber für Hintertreppenliebschaften eigne ich mich nicht.“ — Sein Haus frei? Was meint sie damit?

„Sei doch nicht kindisch, Robert? Du wirst mich doch nicht neben die Mutter deiner ersten Frau stellen wollen?“

„Elena, Kind! Ich kann sie doch nicht vor die Türe setzen, die arme, alte Frau!“

„Nein, du kannst wählen; sie oder mich.“

Und sie versagt ihm ihre Lippen, nach denen ihn leidenschaftliche Sehnsucht erfüllt, die schmalen, feingezeichneten, brennendroten Lippen, durch die die blendendweißen Zähne läßt durchschimmern.

Sie tut, als ahne sie nicht, was in ihm vorgeht, und spricht in ihrer leisen, vornehmen Art von den Vorkommnissen des Lebens. In Alicens Sinne habe ich so gehandelt, Alice liebte das, Alice pflegte zu sagen

Sie machen ihn noch wahnsinnig, die beiden Frauen! Nein; er kann es dem jungen, lebenslustigen Geschöpf nicht zumuten, Hausgenosse der alten, ernsten Frau zu werden. Er will mit seiner Neuvermählten eine längere Reise unternehmen nach Italien, nach Ägypten, Gott weiß wohin! Nur fort, nur fort Als lese sie seine Gedanken, ändert sie das Thema. Wie sie ihm danke, für die Heimstätte, die er ihrem Alter bereitet habe, wie sie allein Trost finde in den Erinnerungen an ihr teures dahingeshiedenes Kind, an die Treue, die er der Toten bewahre. Und sie greift nach seiner Hand, sie küsst und mit Tränen bedeckend.

Und er soll sie aus dem Hause weisen, ihr sagen, daß eine andere den Platz ihrer Tochter, ihren Platz einnehmen wird.

Bei anderen ist es etwas natürliches, selbstverständliches, wenn sie sich wieder verheiraten. Man redet ihnen zu, bestimmt sie dazu.

Wie hat sein Kutcher gesagt, als er nach kaum Jahresfrist eine andere ins Haus führte: Mit den Toten kann man nicht leben.

Er ist doch auch nur ein Mensch von Fleisch und Bein und heißem Blut. Weil er sich fünf Jahre hat in Ketten schlagen lassen, soll er sie ewig tragen? Nein, das kann er nicht, kann dem lockenden Glück nicht aus dem Wege gehen. Und mit Elenas berückendem Antlitz vor Augen, entschließt er sich, zu sprechen.

O, sie haben ihn gut gekannt, die Lebende und die Tote. Sie wußten, daß er der Starke, Selbstbewußte, Weiber-tränen gegenüber hilflos ist, daß er nicht verwunden, nicht schmerzen kann.

Schluß folgt.



Unsere Bilder.



— Dr. Franz Bettinger, der neue Erzbischof von München. (Siehe das Bild Seite 219.) Zum Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs Dr. von Stein hat der Prinzregent Luitpold den im 59. Lebensjahre stehenden Geistlichen Rat und Dombachanten in Speyer, Franz Bettinger, berufen. Der neue Kirchenfürst ist der Sohn eines Schmiedemeisters.

— Ein neues Schnellbahnsystem. (Vergleiche die Bilder Seite 20 und 21.) Unter dem vorstehenden Titel ist in diesen Tagen eine reich illustrierte Zeitschrift von August Scherl erschienen. Es werden in ihr ausführliche Vorschläge gemacht, wie man auf neuen Wegen und mit ganz neuen technischen Konstruktionen und Betriebsformen der gegenwärtig zweifellos herrschenden Verkehrsmittele steuern und einen vollkommenen Verkehr erzielen kann. Empfohlen wird an erster Stelle eine Trennung von Personen- und Güterverkehr, in der Weise, daß die gegenwärtigen Bahnanlagen dem ja ständig wachsenden Güterverkehr gewidmet bleiben, der eine gute Verzinsung und Amortisation der darin investierten Kapitalien gestattet. Dagegen soll für den Personenverkehr ein neues Netz mit neuen Betriebsmitteln geschaffen werden.

Mit einer Stundengeschwindigkeit von 200 Kilometern sollen die neuen Verkehrsmittel dahinrollen. Zu dem Zweck aber ist es notwendig, das alte, zweischienige Gleis aufzugeben, dessen Unterhaltungskosten bei so hohen Geschwindigkeiten ins Ungemessene gehen würden. Das Verkehrsmittel der Zukunft soll der einpurige, auf einer Schiene laufende, durch Kreisellapparate stabilisierte Eisenbahnwagen sein. Das Bild Seite 20 führt den Beschauer weit fort von allen menschlichen Siedelungen. Weit hin zieht sich die Strecke der neuen Fernschnellbahn in Form eines Betonerdammes. Denn es wäre nicht empfehlenswert, eine 200-Kilometerbahn im Niveau der Umgebung zu führen und mit allerlei Wegekreuzungen und Schranken zu umgeben. Auf erhöhtem Damm eilt der elektrisch betriebene Schnellbahnzug dahin, in größter Geschwindigkeit durchmißt er weite Strecken. In seinem Innern finden die Reisenden alle Behaglichkeit und allen Komfort, haben sie Gelegenheit zu dinieren, zu lesen und zu schreiben. Denn die Erschütterungen und Schwankungen sind bei diesem neuen Verkehrsmittel minimal.

Wieder anders zeigt sich das neue Verkehrssystem in den Städten. Hier durchzieht die Strecke das Häusermeer der Großstadt gradlinig. Auf kürzestem Wege wird die Strecke auf Betonpfeilern quer durch das Stadtgebiet geführt. Ringbahnen und Strahlenbahnen erschließen die städtische Fläche. Den Brennpunkt großstädtischen Lebens finden wir im Zentralbahnhof der Großstadt. Ihn stellt das Bild Seite 21 dar. In gewaltiger Größe erhebt sich sein massiver Rundbau und nimmt den Platz eines ganzen Häuserblocks ein. In ihm treffen sich in luftiger Höhe die Viadukte der Strahlenbahnen, während zu ebener Erde die Zufahrtswege des Straßenverkehrs einmünden. — Was die Bilder vorausschauend zeigen, wird wohl noch einmal in kommenden Jahren in Eisen und Beton feste Formen gewinnen.



Zur Unterhaltung.



— Verdentscht. Unteroffizier: Also was sind Sie auf der Universität — im — imma — Einjähriger: Immatrikuliert. Unteroffizier: Herrgott — sagen Sie einfach: Geimpft.

— Statistisch widerlegt. Bettler: Lieber Herr, schenken Sie mir bitte etwas, ich stehe ganz allein da auf der Welt. — Herr (Professor): Das ist nicht richtig, lieber Mann, nach der neuesten Statistik leben Eintausendvierhundert Millionen Menschen auf der Welt!

— Das erste Opfer. Junger Arzt: Endlich den ersten Patienten! Den laß ich aber nicht eher gesund werden, als bis ich den zweiten bekomme!

— Hinter den Kulissen. Erster Schauspieler: Kommen Sie jetzt mit ins Café? — Zweiter Schauspieler: Einen Augenblick — ich muß bloß noch sterben — dann komme ich gleich mit Ihnen.

— Das Wichtigere. Der Herr Papa: Wann beginnen denn eure Vorlesungen? — Studiosus: „Das kommt ganz darauf an, wann wir unsere Antrittskneipe haben.“



Rätzelecke.



Bezierbild.



Wo ist der Gänsejunge?

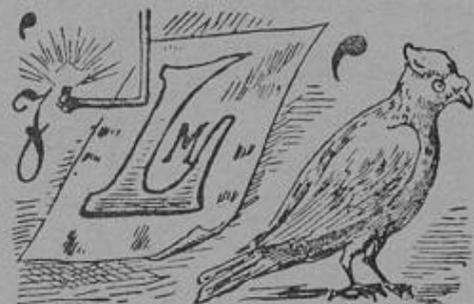
Charade.

1-2-3 im Garten wächst,
Wo du es oft schwer entdeckst.
Zubereitet für den Tisch
Schmeckt es eingemacht und frisch.
2-3-1, wer mit der Zeit
Es gesammelt, war geschickt.
Denn es wird sein täglich Brot
Ihm besorgen auch in Not.

Palindrom.

Des Kampfes Ende zeig' ich an
Und mich erstreckt der Kriegermann,
Doch lehr' mich um, so nenn' ich dir
Ein Hörner tragend friedlich Tier.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Witaten-Rätsel: Alles in der Welt läßt sich ertragen,

— Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Rätsel: Schild (der und das) — Wild.

Charade: Wahnsinn.

Rebus: Tadeln ist nicht schwer, aber besser machen.



Rosenketten.

Von Hanns Gisbert.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Sie hat ihn nicht zu Worte kommen lassen, die alte Frau; sie hat ihm Stellen aus Alicens Tagebuch vorgelesen, worin von seiner Liebe die Rede ist, davon, daß sie auch nach ihrem Tode immer um ihn sein wird, über seine Handlungen zu wachen und ihm zu helfen, wenn es Not tut.

Ergriffen hört er zu, die Hand an die Stirn gestützt; er hat sie sehr geliebt. Aber er kann nicht hindern, daß ihn nach der anderen verlangt.

Aufgeregte Tage, schlaflose Nächte. Mit dunkeln Rändern um die Augen, mit verhägerten Zügen geht Robert einher, eine Heute quälendster Empfindungen und Gedanken. Elena begegnet ihm wie jedem anderen; ihre Frage ist immer dieselbe: ob er gesprochen habe, und er verschiebt die Aussprache von einem Tage zum anderen. Er hat nicht den Mut dazu.

Sie will nicht heimlich mit ihm fortgehen als sein Weib; das ist gegen ihren Stolz; sie will als Königin empfangen werden.

Es wäre hinterlistig und grausam gegen die alte Frau. Aber brieflich könnte er ihr die Mitteilung machen, wenn er die Gewißheit hätte, sie, ihre Tränen nicht sehen zu müssen. Wie wollte er für ihr Alter sorgen!

Eine kurze, kalte Karte von Elena. Sie bittet ihn, sich zu entscheiden. Sie habe nicht länger Lust, sich hinhalten zu lassen. Wenn bis heute Abend keine Antwort bekomme, seien die Würfel über ihr Los gefallen.

Sie habe Graf Gregoroffs bis heute Abend Bescheid auf seine Werbung verbrochen.

Er ahnt nicht, daß dieses ein Trick von ihr ist, ihn zum Hanoeln anzuwehren. Er sieht nur die Möglichkeit, sie auf immer zu verlieren.

Wilder Haß gegen die Frau, die zwischen ihm und der Geliebten steht, steigt in ihm auf, Haß

gegen sie, die ihn gegängelt hat wie ein Kind, die ihn weiter gängeln will.

Die alte Frau! Nahe den Siebzig muß sie sein und will noch über ihn und sein Lebenslos bestimmen. Nur wenige Jahre können ihr noch vergönnt sein, zu leben! Und er erträgt sich auf dem Gedanken, wie glücklich sich alles lösen würde, wenn sie nicht mehr wäre...

Aber sie ist da, mit Alicens Namen auf den Lippen... Rosenketten! Man zerreiht sie nicht, man schüttelt sie ab? Aber zum Abschütteln gehört ein kalter Egoismus, eine rücksichtslose Entschiedenheit, kühle Berechnung. Das kann er nicht; er kann nur derb zuschlagen, wenn er gereizt ist. Und er ist gereizt, sinnlos gereizt; wie glühend Feuer wütht es in seinen Adern.

Wiegen oder brechen! Heute wird er den Schlag führen... Matt, mit umflorten Augen und schwacher Stimme empfängt die alte Frau ihn; sie fühle sich nicht wohl. Mehr denn je vermisse sie heute ihr teures Kind, das sie hingebend gepflegt haben würde...

Aber er bleibt kalt, hart; er muß es zu Ende führen. Elena in den Armen eines anderen, der Gedanke treibt ihn zum Neubersten.

Ruhig, gemessen, wenn auch innerlich sieberhaft aufgeregte, spricht er davon, daß er sich wieder verheiraten wolle.

Da verändert sich das Wesen der alten Frau; ihr Kopf glüht wie Feuer; sie verwandelt ihr sonst so maßvolles, beherrschtes Wesen. Schrill gellt ihm die Frage in die Ohren:

„Wer ist es?
Ich will wissen, wer es ist!“
„Elena Varinestka.“

Schneidend und höhnisch lacht sie auf. Die sehr kokette Schlängel dachte ich es mir doch, daß du dumm genug sein würdest, auf ihre sehr plumphen Schliche hereinzufallen.“

Er beherrscht sich. „Mutter! Ich fühle es dir nach, daß du enttäuscht und aufgeregte bist; aber ich muß dich bitten, in einem anderen Ton von meiner lieben Braut zu sprechen.“

„Deine Braut?“
Sie lachte auf.



Die Söhne des deutschen Kronprinzen beim Spiel im Parke zu Sansjonci.

wagt es also wirklich, diese intrigante Person auf den Platz meiner Tochter zu stellen, der armen Alice, die sich für dich geopfert hat."

"Geopfert?" Jetzt begehrt er auch auf. "Geopfert? Habe ich das Opfer von ihr verlangt? Hast du mir nicht selbst angedeutet, daß sie mich liebte, um mich zur Werbung zu ermutigen. Und wenn, wie du mich immer fühlen lässest, ihr Körper zu zart und schwach zur Ehe war, warum hast du uns dann zu dieser Heirat gedrängt, die mich zur Kinderlosigkeit verdammt. Geopfert? Das Opfer war auf meiner Seite so groß wie auf der ihrigen."

"So weit ist es also gekommen, daß du das Andenken meines armen Kindes beschimpfst?"

Das sei fern von mir. Ich verehere Alice noch heute, wie am ersten Tage. Nur weise ich ungerechte Vorwürfe zurück, nur kann ich mir meine Rechte nicht verkümmern lassen."

"Wenn du diese Barineska ins Haus bringst, weist du mir die Türe; neben ihr kann ich nicht leben."

Ihre Stimme klingt matt und gebrochen; trotz seiner Aufregung bemerkt er, daß ihr noch vorhin so glühend rotes Antlitz leichenblau geworden ist, daß die Augen tief in den Höhlen zu liegen scheinen, daß sie sich plötzlich schrecklich verändert hat. Aber er will das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, die Handhabe benützen, die sie ihm selber gibt.

"Wenn du nicht bleiben willst, Mutter, ich kann dich nicht halten! Aber sei gewiß, daß ich in treuer Verehrung dein Sohn bleiben werde, daß es meine größte Freude sein wird, für dich zu sorgen, dir ein angenehmes Heim zu bereiten. Und mit der Zeit wirst du dein ungerechtes Urteil über Elena auch mildern."

"Bis wann setzt du mir den Stuhl vor die Türe?" Scharf und bitter klingt es und doch elend, verzweifelt.

Unendliches Mitleid steigt in ihm auf, nun, da sie ihm den Weg freigegeben hat. Beschwörend tritt er auf sie zu.

"Wie kannst du so reden, Mutter? Deine Abneigung gegen Elena —"

"Nenne den Namen nicht!" schreit sie wild auf, und dann vor das lebensgroße Bild der Tochter tretend: "Mein armes, verratenes Kind! Ich werde jedes Andenken an dich, jedes Bild, jedes Liebeszeichen mit mir nehmen, damit diese Verworfenen nicht spöttisch darüber lächeln kann."

"Mutter!" Zornig stehen sie sich gegenüber. "Ich verbiete dir, in meinem Hause meine Braut zu beleidigen."

"So werde ich sofort gehen!"

Mit stummer Verbeugung gibt er den Weg frei. Im selben Augenblick wird das bleiche Angesicht ihm gegenüber noch blässer, grünlich-gelb. Die Augen scheinen ganz in ihre Höhlen zurückzusinken; der zornige Ausdruck verwandelt sich in einen gequälten, verzweifelten . . .

"Wasser!" kommt es von den blutleeren bläulichen Lippen. Und ehe er ihrem Wunsche willfahren kann, ist die Gestalt in sich zusammengesunken, jäh, plötzlich, wie vom Blitze getroffen. Unbeweglich, leblos liegt sie an der Erde; nur die Augen behalten den starren gequälten Blick.

Der sofort herbeigerufene Arzt bringt sie ins Leben zurück. Der Körper ist gelähmt, die Sprache verlagert, aber das Bewußtsein ist vorhanden, das beweist der wechselnde Ausdruck des Auges. Der Schlaganfall kann sich bald wiederholen; aber der Zustand kann auch noch jahrelang dauern. Alle Organe sind gesund.

Alles geschieht, wovon man sich die leiseste Besserung verspricht; aber ohne Erfolg. Ratlos wandert Robert im Zimmer auf und ab. Hat er die Schuld an dem tragischen Ausgange der Unterredung? Hätte die Kranke die Ruhe und Pflege gehabt, nach der sie verlangte, wäre der kleine Schwächeanfall wohl glücklich vorübergegangen.

Start dessen hatte er sie in Zorn und Aufregung verlegt, hat durch seine brutale Energie vielleicht ihr Ende herbeigeführt.

Und hat er das nicht noch vor wenigen Stunden gewünscht? Hat er nicht gedacht, daß es ein Glück für ihn wäre, wenn sie stürbe?

Gequält, von Selbstvorwürfen geschüttelt, starrt er vor sich. Selbst Elenas Bild verblaßt in dieser Stunde . . .

Tage vergehen. Robert Weninger verzweifelt fast. Er will Gott bitten, daß er die alte Frau erhalte, und hat doch das innerliche triumphierende Gefühl, daß Elena die seine wird, wenn sie nicht mehr ist. Warten, warten! Und er weiß, daß es Sünde ist, wie er wartet . . .

Nein; das darf nicht sein! Er darf nicht vergessen, daß sie ihm eine Mutter war, darf kein Glück nicht auf einen sündhaften Wunsch aufbauen. Wenn er auch fest verschmah-

tet nach der einen — so lange die alte Frau lebt, wird er sie pflegen wie ein Sohn, wird er alles aufbieten, ihr Leben zu verlängern. Fast wie ein Gottesurteil zwischen Liebe und Pflicht erscheint es ihm, — wenn Elena sich wirklich jetzt mit Gregorovičs verlobt, so hat sie ihn nicht geliebt. Aufatmend beruhigt er sich bei dem Gedanken, sie wird sich nicht von ihm abwenden; sie weiß ja, was sie ihm ist.

Elena Barineska wartet, Elena Barineska, die noch nie gewartet hat. Sie wartet sehnsüchtig wie ein verliebtes Dutzendmädchen, wartet mit klopfendem Herzen auf Antwort und vergißt, daß sie keine verlangt hat, daß sie geschrieben hat, sie würde sich mit dem anderen verloben . . .

Sie kann nicht allein sein; sie muß ihre Kohorte um sich haben. Sie muß fühlen, daß sie noch sie selbst ist — Elena Barineska. Sie tobt im Hause umher wie eine Furie und bringt die Mutter zur Verzweiflung und dann wirft sie sich aufs Bett und weint wie ein Kind, dem man die Puppe genommen.

Man hat sie verschmäht — sie haßt ihn, dem sie ihre Liebe fast angetragen. Und dann möchte sie betteln um ein Wort. Wenn er jetzt noch käme, wenn er noch einmal früge — wie gerne würde sie warten. Sie liebt ihn ja.

Aber er kommt nicht.

Sie rafft ihren Stolz zusammen und geht mit ihren Verehrern spazieren — unter Robert Weningers Fenstern.

Sie muntert das girrende Täubchen auf, sie stachelt das Araberross, sie legt ihren Arm auf den des Grafen.

Der Mann, der sich fast nach ihr verzehrt, schließt verzweifelt die Vorhänge. Das kann er nicht mitansehen, das nicht.

Die Kranke aber, der man in der Nähe ein Lager hergerichtet hat, weil man sie zu transportieren fürchtet, folgt allen seinen Bewegungen mit triumphierendem Blick. Nur das Auge an ihr zeigt Leben; von ihm wandert es zu der Tochter Bild. Sie begreift alles, und sie weiß, daß sie noch nicht dahingehen wird. Auch fernerhin wird sie eine strenge Wächterin sein, daß ihres Kindes Andenken hochgehalten wird.

Eine Totkranke, eine Sterbende, weist Robert Weninger nicht von seinem Hause. Er hat das Schreckliche verschuldet; die Selbstvorwürfe werden ihn von der Verhafteten ferne halten.

Sie wird noch leben, sie fühlt es, eine innere Stimme sagt es ihr. Sie wird mit ihren Kräften haushalten, noch lange, noch sehr lange, länger als Elena Barineska Robert Weninger treu sein wird.

Alice wird die einzige in seinem Herzen, seinem Hause sein. Sie wird keine Nachfolgerin haben.



Von der Blumenschlacht im Pariser Bois de Boulogne.

Gesüht.

Erzählung von
Friedrich Overmann (Düsseldorf).
(Nachdruck verboten.)

I.

Die Uhr des nahen Kirchturmes verkündete die sechste Nachmittagsstunde. Geschäftsschluß — die Bücher wurden zusammengeklappt, die Kasse abgeräumt, alles ging schnell, denn draußen lodte ein schöner Abend.

Ich befand mich bald unterwegs zu dem kleinen Fließchen, wo ich jeden Abend meinen Freund Robert Leeske traf, mit dem zusammen ich einen Spaziergang an dem Fluß entlang machte.

In Gedanken versunken ging ich meinen Weg, jetzt nahte ich mich dem Fluße, einem kleinen und doch so tüchtigen Wasser, welches schon manches Opfer gefordert hatte. Ich wandte mich nach links und wanderte am Ufer entlang. Rechts vor mir lag das Städtchen, links der Fluß.

Meinen Freund sah ich noch nicht, ich ging langsam weiter, verfehlen konnte ich ihn hier nicht.

Vor mir machte der Fluß einen großen Bogen und ein Hügel mit einem kleinen Häuschen verdeckte mir die weitere Ansicht. Hinter dem Hügel lag eine große, selten benutzte Weide, die von den Kindern des Städtchens zum Spielplatz erkoren war. Bald vernahm ich auch schon das Lärmen der spielenden Jugend.

Da ertönte plötzlich ein vielfacher, lauter Schrei, ich horchte auf; lautes Schreien und Rufen drang deutlich an mein Ohr. Sollte dort schon wieder ein Kind ins Wasser gefallen sein?

Gilg stürmte ich nun vorwärts, um evtl. zu helfen. Gehitz, in Schweiß gebadet, bog ich jetzt um den Hügel und konnte den Fluß und die Weide übersehen. Die Kinder standen schreiend und rufend am Ufer, unter ihnen bemerkte ich zwei Frauen, die händeringend hin und her liefen.

Als ich angelangt kam, tönte mir der Ruf entgegen:

„Hilfe! Hilfe! — Rettet! Sie ertrinken beide!“

Beide? — Waren dort zwei am ertrinken?

Jetzt erschaute ich auf dem Wasser einen dunklen Kopf, sofort kam mir die Ahnung, daß mein Freund dort wieder an einem Rettungswerke sei.

Schon hatte ich Hut und Rock abgeworfen, um mich zur Hilfe in die Fluten zu stürzen.

„Geh! rettet, er erreicht das Kind nicht, er geht selbst unter!“ schrien die Frauen durcheinander.

Ich frug nicht weiter, aber wenn zwei Menschen, die sich jeden Augenblick im Wasser erreichen und aneinander klammern konnten, gerettet werden sollten, so konnte ich dieses nicht durch Schwimmen vollbringen. Zudem konnte mich der Schlag treffen, wenn ich mit meinem erhitzten Körper ins Wasser sprang und dann konnte ich meinen Zweck überhaupt nicht erreichen.

Am Ufer angekommen, bemerkte ich einen Rachen. Eine der Frauen hatte, wohl in der Absicht, hinaus zu fahren, die Ketten schon gelöst. Ich sprang in den Rahn und ruderte mit aller Kraft zu der Stelle, wo ich den dunklen Kopf immer wieder auftauchen sah. Es war noch eine weite Strecke, das ertrinkende Kind wurde wohl von der Strömung immer weiter fortgetragen und der Retter schwamm suchend dahinter her.

Obwohl ich alle Kraft anwandte, und mit meinem Rachen ziemlich schnell vorwärts kam, verminderte sich doch die Entfernung zwischen den mit den Fluten kämpfenden und mir nur wenig.

Da tauchte ein blonder Kopf vor dem Retter auf, ich sah, wie er mit der größten Anstrengung darauf zu schwamm, ich sah aber auch, daß seine Bewegungen müder, schlaffer wurden. Es wurde die höchste Zeit, daß ich mit meinem Rachen hinkam. Da tauchte der blonde Kopf wieder unter, ein paar Stöße — der Retter hatte die Stelle erreicht, er tauchte unter — einige bange Augenblicke — da erschien er wieder an der Oberfläche, der blonde Kopf an seiner Seite.

Ein vielstimmiger freudiger Ruf vom Ufer her — aber zu früh. Ich sah, wie der Retter sich kaum mit seiner Last über Wasser halten konnte, ich rief hin, noch einige Augenblicke tapfer zu sein, und strengte alle Muskeln an, hin zu kommen. Da tauchten beide unter, — ängstliche Schreie ertönten vom Ufer her — ich ruderte mit fast übermenschlicher Kraft

weiter. Noch ein Hoffnungsschrahl leuchtete mir, die Unglücklichen tauchten nochmals auf — — aber sanken auch sogleich wieder unter.

Mein Boot langte nun auf der Stelle an, wo ich beide zuletzt gesehen hatte, aber ich nahm nichts mehr von ihnen wahr, ich mußte weiter handeln.

Schnell warf ich auch Schuhe und Weste noch ab und sprang ins Wasser. Ich tauchte unter und suchte im Wasser nach allen Richtungen, aber ich fand sie nicht.

Ganz erschöpft mußte ich endlich meine Bemühungen aufgeben, meine Kraft reichte noch eben aus, mein Boot zu erreichen, und mich in dasselbe zu schwingen. Halb bewußtlos sank ich auf die Bank, der Rachen trieb weiter.

Inzwischen hatte man aus der Stadt Hilfe geholt, ein Rachen fuhr dem meinen nach, ein anderer suchte nach den Ertrunkenen.

Man holte mein Boot ein und zog es ans Ufer. Dann brachte man mich nach Hause, wo meine Schwester mich sorgfältig ins Bett packte. Nach zwei Tagen hatte ich mich von dem aufregenden Ereignis erholt.

Die Leichen des Kindes und meines Freundes Robert Leeske — denn er war es, der sein Leben bei dem Rettungswerke gelassen hatte — fand man am folgenden Tage eine halbe Stunde unterhalb der Unfallstelle. Er hatte das Kind noch mit seinem linken Arme unter dessen beide Arme gefaßt.

Man brachte die Leiche des kleinen Mädchens zu ihren Eltern, die meines Freundes zu seiner Wohnung, wo er als Junggehilfe mit seiner alten Mutter ein stilles, ruhiges Leben geführt hatte.

Bald machte ich mich auf den Weg zu der lieben guten alten Frau, um ihr meine Teilnahme auszusprechen, um sie zu trösten.

Wie wohlbekannt war mir der Weg, ich hätte ihn mit verbundenen Augen gefunden, denn ich war ihn oft gegangen, oft, wenn ich meinen stillen treuen Freund besuchen wollte, um mit ihm und seiner lieben Mutter — die ihren großen Jungen, der doch schon lange ein gereifter Mann war, noch immer versorgte wie einst, als er noch als kleines Bübchen zur Schule ging — einige gemütliche Plauderstündchen zu verbringen.

Ja, gemütlich waren diese Plauderstündchen. Oft nahm ich auch meine Schwester mit. Wir saßen dann an langen Winterabenden, wenn es draußen stürmte und schneite, in dem traulich warmen Wohnzimmer.

Meines Freundes Mutter sorgte dann für einen guten Tee, trippelte hin und her, sah nach dem Ofen, stellte dies und jenes zurecht, setzte sich dann wieder zu meiner Schwester und gleich darauf klapperten wieder eifrig die Stricknadeln. Das gute Mütterchen strickte immer warme Strümpfe für ihren Jungen und plauderte dann mit meiner Schwester, — die auch wie mein Freund und ich in den vierziger Jahren war — während ich mich mit meinem ernststen stillen Freunde unterhielt.

Ja, Robert Leeske war ein stiller Mann, während er früher in seinen jungen Jahren, als er noch draußen in der Welt, in einer Großstadt einen Reiseposten inne hatte, stets ein froher, lebenslustiger Gesellschafter war. Aber nun, seit den drei Jahren, die er wieder in unserem Heimatstädtchen war, hatte ich ihn nur still und ernst gesehen. Ruhig und ernst war er aus der Welt zurückgekommen, still und anbruchslos lebte er mit seiner Mutter von den Einkünften seiner Versicherungsagenturen.

Alle seine freie Zeit benutzte er zu Spaziergängen, die er fast immer an unserem Fließchen entlang unternahm.

Diese Spaziergänge an dem Fluß hatten ihm schon einmal Gelegenheit geboten, unter eigener Lebensgefahr beim Spielen ins Wasser gefallene Kinder zu retten. Viermal war ihm dies gelungen, aber fast schroff hatte er die ihm jedesmal zugedachte Ehrungen abgewiesen. Aber trotzdem hatte es unser Bürgermeister einmal durchgesehen, daß er die Rettungsmedaille bekam; er aber war bei Ueberreichung der Medaille durch das Stadtoberhaupt fast grob gegen dieses geworden und bemerkte, er habe nur getan, was die Pflicht eines jeden Menschen sei. Das ehrende Zeichen für den männlichen Mut aber lag tief verborgen in einem Rache seines Schreibstisches, nie sah ich es die Brust des tapferen Retters zieren.

Beglückwünschte ich ihn aber nach einer solchen Tat, so dankte er mir mit erstem Lächeln und sagte:

„Ich wünsche alle Kinder retten zu können, die sich in Gefahr befinden.“

Er schien dann noch etwas hinzujügen zu wollen, aber er schwieg.

Berrieten mir diese Worte auch nichts mehr als einen ersten Wunsch, so kamen sie mir doch — dachte ich darüber nach — räthselhaft vor. Sollte hierin das Geheimnis des stillen Ernstes meines Freundes liegen und nicht in der zerstörten Hoffnung auf seine Verbindung mit einem geliebten Weibe, worüber er mir kurze Andeutungen gemacht, aber nichts Bestimmtes erzählt hatte? Fragen mochte ich nicht darnach, kam das Gespräch einmal zufällig auf diesen Punkt, so wurde Robert noch ernster, ja traurig, fast schwermütig, das Gespräch floss dann langsamer, er schien in seinen Erinnerungen zu trauern, bis dasselbe dann ganz stockte. Daher vermied ich stets sorgfältig Gespräche, die unangenehme Erinnerungen in ihm erwecken konnten.

Ich war an dem Gartenspörchen angelangt, mit etwas zögernder Hand drückte ich die Klinge — an der ein schwarzer Flor hing — auf und ging durch das Vorgärtchen zu dem kleinen Hause, welches mein Freund mit seiner Mutter bewohnte. Die grünen Läden der wenigen Fenster waren halb geschlossen, alles war still, alles schien die Gegenwart des Todes zu verraten.

An der Thür zog ich leise die Glocke, und doch ertönte diese laut durch das stille Haus, es gab mir einen Stich ins Herz, denn nie war mir der schrille Ton so aufgefallen wie heute.

Langsame müde, mir sonst als eilig trippelnde wohlbekannte Schritte kamen näher, die Thür öffnete sich und ich stand der alten treuen Mutter meines Freundes gegenüber. Sie schien mir noch um vieles älter, seit ich sie vor wenigen Tagen gesehen.

Mit tränenstillerem Blicke sah sie mich an und reichte mir zum Gruße die alte runzelige Hand, die ich mit beiden Händen ergriß. Beileidsworte fand ich in diesem Augenblicke nicht, stumm drückte ich die treue Hand. Das Mütterchen verstand mich wohl, sie erwiderte den Druck, sie mußte ja, daß ich meinen einzigen Freund, den ich wie meinen Bruder liebte, betrauerte.

Sie hielt meine Hand fest und zog mich in das kleine Arbeitszimmer ihres Sohnes. Hier stand und lag noch alles so, wie es der Ertrunkene verlassen hatte.

Die alte Frau führte mich zu einem Stuhle, auf dem ich mich niederließ, sie setzte sich auf den Platz ihres Sohnes am Schreibtische mir gegenüber. Ihr Blick irrte von einem Gegenstand des Zimmers zum anderen und blieb dann auf dem Bilde ihres Sohnes haften.

In stillem Schmerze sah sie es an und langsam rannen die Tränen über ihre faltigen Wangen.

„Nun ist er auch dahin, der letzte, der mir noch von all meinen Lieben geblieben war.“



Zum Tode von Dr. Paul Langerhans.



Bei der Untersuchung in der Schulzahnklinik.

So gut es ging, versuchte ich die arme Mutter zu trösten, was mir einigermaßen gelang; sie beruhigte sich und ergriß dann meine Hand.

„Ja! ja! man muß alles zu tragen versuchen; Gott wird mir die Kraft dazu geben. Ihnen aber muß ich noch danken, sie haben selbst Ihr Leben für ihn gewagt, Sie Guter, der Himmel lohne es Ihnen.“

Sanft wehrte ich den Dank, ich hatte ja nur getan, was jeder an meiner Stelle auch getan haben würde.

Dann führte mich Frau Leeste in das Zimmer, wo der Tote aufgebahrt lag, und ließ mich allein.

Da lag der Leure, kalt und starr, der tapfere Ketter, wie man ihn allgemein heimlich nannte — denn hören durfte er es nicht — ein stiller Friede lag auf seinem Gesichte. Lange stand ich an der Bahre unser ganzes zusammen verbrachtes Leben zog an mir vorüber, froher und trüber Stunden gedachte ich. Leuchtend und glänzend waren die Erinnerungen an die von ihm ausgeführten Rettungen und auch diese seine letzte Tat — ihr Schein drang durch ein Flor.

Ich ging wieder in das Arbeitszimmer zurück, die Mutter wartete auf mich.

„Die Versicherungsgeschäfte von Robert müssen wohl geordnet werden, würden Sie das tun, Eduard, ich wüßte nicht, wer es machen sollte, Robert besprach sich in den Sachen so oft mit Ihnen.“

„Gewiß, liebe Frau Leeste, das besorge ich, es können eilige Sachen vorliegen, auch muß den Versicherungen Roberts Tod mitgeteilt werden; ich denke, es ist richtig, wenn ich so gleich nachsehe.“

„Ja, lieber Eduard, ganz recht; hier liegen die Schlüssel zu Roberts Schreibtisch, wo alles liegt, wissen Sie ja. Nun brauche ich mir darüber keine Sorge zu machen, ich lasse Sie jetzt allein, dann können Sie ungestört arbeiten.“

Frau Leeste ging und ich gab mich ans Nachsehen; viel Arbeit war es nicht, denn Robert hielt gute Ordnung. Ich teilte den von Robert vertretenen Versicherungen dessen Verunglückung mit. Zwei Policen, die noch zu besorgen waren, machte ich postfertig und sah dann noch die verschiedenen Bücher des Schreibtisches durch, ob sich irgendwo noch etwas fände, was erledigt werden müsse, aber ich fand nichts mehr.

In einem mir auch bekannten Geheimfach fand ich die Wertpapiere des Verstorbenen, nebst einem Verzeichnis derselben, ich verglich, es stimmte alles. Nun war ich fertig und wollte Frau Leeste rufen, um ihr die Papiere zu übergeben, damit sie sich von deren Richtigkeit überzeugen konnte.

Da fiel mein Blick auf den Boden des Geheimfaches, der sich scheinbar heben ließ, ich griff hin und hob einen dünnen Deckel auf. Unter diesem lag ein versiegeltes Kuvert, ich nahm es heraus und las die Aufschrift:

„An meinen treuen Freund Eduard Braun hier.“

„Nach meinem Tode zu öffnen.“

Es befremdete mich, daß mein Freund mir etwas hinterließ, was ich erst nach seinem Tode wissen sollte, denn daß es irgend eine Mitteilung war, konnte ich mir denken. Vielleicht barg das Kuvert Aufzeichnungen darüber, weshalb er sich so von aller Welt zurückgezogen hatte.



Mittags 12 Uhr vor dem berühmten Glockenspielhause in Graz.

Schon wollte ich den Brief öffnen, da dachte ich, daß sich dieses besser zu Hause machen ließe. Auch glaubte ich gut zu tun, der alten Mutter nichts von demselben zu sagen, denn sie würde mich später nach dem Inhalt fragen, und ich wüßte doch nicht, ob ich darüber reden durfte.

So steckte ich denn das Kuvert in die Tasche, ging zu Frau Leeste hinüber, besprach mit ihr das Nötige über die Versicherungen, übergab ihr die Wertpapiere und begab mich dann, nachdem ich versprochen hatte, bald wieder zu kommen, nach Hause.

Dort angekommen, ging ich sofort in mein Zimmer und erbrach das Kuvert. Es enthielt ein kleines Manuskript, eine kurze Aufzeichnung meines Freundes, die ich hier mitteilen will.

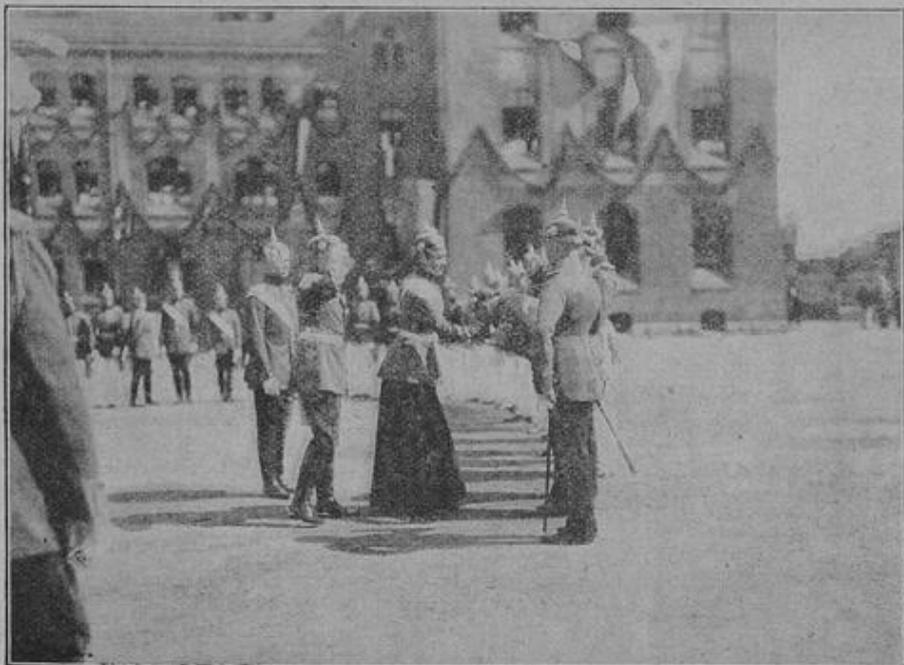
II.

„Mein einziger Freund!“ so begann das Manuskript.

„Wenn diese Aufzeichnung in deine Hände kommt und du diese Zeilen liest, dann werde ich wohl nicht mehr unter den Lebenden sein.“

Ich weiß, du hast immer mit mir gefühlt, hast Freud und Leid mit mir geteilt, wie ein rechter Freund und doch hast du nicht an all' meinem Leid teilgenommen.

Du hast oft gemerkt, daß mich etwas drückte, daß mir in der Ferne, ehe ich in meine liebe Heimat zurückkehrte, etwas wider-



Regimentsbesichtigung durch die Königin von Schweden.

fahren war, was meine Lebensfreude niederdrückte. Du hast versucht, dieses zu erfahren, um auch dieses Leid mit mir zu teilen, aber ich wurde in solchen Momenten schweigmächtig, verschlossener. Und doch war ich oft im Begriff, dir alles zu erzählen, aber obgleich ich wußte, daß du mich verstehen würdest, unterließ ich es immer wieder.

Und doch muß ich dir mein Leid anvertrauen, will es nicht über meine Lippen, so mag es durch die Feder seinen Weg nehmen.

Ich will mich kurz fassen — höre:

Vor fünf Jahren, als ich noch meinen Reiseposten in A. bekleidete, kam ich eines Tages in das kleine Städtchen B., wo ich zwei Tagen zu tun hatte. Am zweiten Tage war ich früh fertig geworden, meine Korrespondenz schon erledigt, und da ich erst am nächsten Morgen weiter reisen konnte, machte ich einen Spaziergang zu einem kleinen Kaffeehause, welches etwa 20 Minuten vor der Stadt an einem kleinen See lag. Bald näherte ich mich diesem. Die Nachmittags-sonne beschien das grau-grüne Wasser, im Hintergrunde lugte das freundliche Kaffeehaus aus dem frischen Grün hervor.

Es war ein Lieblingsplätzchen der Damen von B., die hier gerne den Nachmittag mit ihren Kindern zubrachten, denn auch für die Kleinen, für die hier durch allerlei Spiele — von denen das begehrteste Vergnügen wohl das Rahnfahren — gesorgt war, bildete das Kaffeehaus ein starker Anziehungspunkt.

Auch jetzt schaukelte ein kleiner Rahn auf dem Wasser. Soviel ich sehen konnte, ruderte der 14jährige Sohn des Wirtes drei oder vier kleine Mädchen und einen Knaben auf dem See herum. Dieser war übrigens als ein ganz ungefährliches Wasser bekannt, denn niemand wußte von einem Unglück auf dem See zu erzählen.

Ich kam näher und schon konnte ich die kleinen Gestalten im Boot, die mit ihren Händchen im Wasser herumplätscherten, unterscheiden.

Da bengte sich eine Gestalt, wohl der kleine Junge, etwas weit über den Bootsrand. Der Ruderer wollte ihn zurückziehen, dadurch legte sich das Boot auf die Seite, der Kleine bekam das Uebergewicht und fiel ins Wasser.

Entsetzt schrien und riefen die Kinder durcheinander und erregt drängten sich alle nach der Seite des Bootes, wo der Junge hinausgefallen war. Der junge Ruderer, der wohl schwimmen konnte, mußte sich mit seinem Körper auf die andere Seite des Rahns legen, um das Umkippen zu verhindern, denn die Kleinen waren nicht zu beruhigen. So konnte der große Knabe nichts anderes tun, als um Hilfe rufen.

Als dieses alles geschah, wollte ich auf den See zuweilen und mich ins Wasser stürzen, um den Kleinen zu retten. Doch weiß ich nicht, wie mir in diesem Augenblicke war, ich brachte meine Beine nicht vorwärts. Wohl konnte ich etwas schwimmen, aber doch nicht genügend, um einen Menschen zu retten, dadurch war die Gefahr für mich selbst groß, aber trotzdem hatte ich es wagen müssen. Wer es nun der Gedanke, doch nicht helfen zu können, der mich den Versuch der Rettung nicht wagen ließ, oder — war es Mutlosigkeit, Feigheit? Es muß wohl das Letztere gewesen sein und doppelt schäme ich mich, dieses zu bekennen, denn du weißt, daß es mir — abgesehen von den letzten Jahren, wo ich ein tüchtiger Schwimmer geworden — auch früher nie an persönlichem Mut gefehlt hat.

So stand ich denn eine Weile rat- und tatlos am Ufer und ließ kostbare Augenblicke unbenuzt verstreichen, wovon doch ein Menschenleben abhing.

Am jenseitigen Ufer — am Kaffeehause — hatte man nun durch die Hilferufe, den Unfall wahrgenommen. Die Damen liefen händeringend ans Wasser, man sah mich, man winkte mir, zu helfen, denn das Unglück geschah auf der diesseitigen Hälfte des Sees, also näher bei mir wie beim Kaffeehause. Aber ich stand wie angewurzelt, wie in einem Bann.

Hektischer schrien die Kinder, die mich nun auch erblickt hatten, mir zu. Der kleine Junge war wieder aufgetaucht, aber sogleich wieder verschwunden.

Da rannte ich um den See herum, ich wollte am Kaffeehaus einen anderen Rahn nehmen und damit den Kindern zu Hilfe kommen.

Auf dem halben Wege gewahrte ich auch ein Boot am Ufer, ein schwerfälliges Ding, ich riß es los und fuhr zur Unglücksstelle.

Inzwischen war auch der Wirt vom Kaffeehause am Ufer erschienen, auch er riß einen von seinen Rähnen los und ruderte zu den Kindern, wo wir zusammen ankamen.

Schnell machten wir stillschweigend das Boot der Kinder

an meinem schweren Rahn fest. Dann warf der Sohn des Wirtes seine Zoppe und seine Schuhe ab und sprang ins Wasser. Er tauchte unter und kam wieder nach oben. Dieses wiederholte er verschiedene Male. Da — endlich brachte er die kleine leblose Last mit nach oben, wir zogen beide in den schweren Rahn.

Ich versuchte mir bekannte Wiederbelebungsversuche, während Vater und Sohn die Boote an das Ufer ruderten. Dann trugen wir den Kleinen in das Haus, wo ich mich weiter um den Knaben bemühte; die Damen umringten uns. Die Mutter des Kindes war nicht zugegen, sie hatte dieses einer befreundeten Dame, die mit ihren Kindern und anderen Damen einen Spaziergang zum Kaffeehause gemacht hatten, anvertraut. Diese Dame erging sich in klagenden Anschuldigungen gegen sich selbst, daß sie das ihr anvertraute Kind nicht besser bewacht hatte.

Mich würdigte man weiter keines Blickes, keines Wortes, alle hatten wohl den einen Gedanken, daß ich den Knaben hätte retten können, es aber aus Feigheit, aus Furcht vor der Gefahr nicht gewagt hätte.

Ja es war mir, als ob man meine Bemühungen um den toten Knaben mißtrauisch beobachtete.

Diese Verachtung und dieses Mißtrauen ertrug ich nicht länger, und da die Versuche, den Kleinen ins Leben zurückzurufen, keinen Erfolg hatten, nahm ich meinen Hut und entfernte mich.

Der Wirt kam mir nach und bat mich, in der Stadt einen Wagen zu bestellen, der den toten Knaben zu seinen Eltern bringen sollte. Die Trauerbotschaft zu überbringen, wollten die Damen selbst übernehmen.

Schnell eilte ich zurück zur Stadt, bestellte einen Wagen und schickte auch einen Arzt mit hinaus.

Dann begab ich mich in mein Hotel, schloß mich in meinem Zimmer ein und grübelte.

Wie ein Alp lag der Vorfall auf meiner Brust. Ich hätte ein blühendes Menschenleben retten können, aber ich hatte es nicht gewagt und weshalb nicht — aus Furcht vor der Gefahr — aus Mutlosigkeit — und Feigheit? Durfte ein Mann mutlos sein, durfte er vor der Gefahr zurückschrecken — nein, nein, also war ich ein Feigling, ich hatte gefehlt.

Ich stand auf und ging an das Fenster. Da fuhr unten eine Droschke vorbei, neben dem Kutscher sah der Sohn des Wirtes aus dem Kaffeehaus am See, sie fuhren die kleine Leiche zu den Eltern.

Mir war es, als schaue das bleiche Gesichtchen des kleinen Toten zu mir herauf.

Schwerer drückte der Alp meine Brust.

Um auf andere Gedanken zu kommen, packte ich meine Koffer aus und wieder ein, dann bestellte ich das Abendbrot auf mein Zimmer.

Der mich bedienende geschwätzig Kellner hatte unten im Restaurant den Unfall erzählen hören und glaubte, mir die Reuigkeit mitteilen zu müssen.

Ich hörte kaum auf die stark aufgebauschte Erzählung. Als er aber fortfuhr, daß ein fremder Herr am See gestanden und dem Unglück zugeesehen habe, aber zu feige gewesen sei, zu helfen, zu retten, da gab's mir einen Stich durchs Herz.

Na, ich war es, der feige gewesen, der Kellner wußte nicht, daß ich jener Herr war, aber der Vorwurf kam an meinen Mann.

Ich war ein Feigling.

Spät legte ich mich zur Ruhe, aber ich fand keinen Schlaf, immer wieder stand die Szene am See vor meinen Augen.

Als ich endlich gegen Morgen einschlief, träumte ich von einem ertrinkenden Knaben, der seine Aermchen hilfesuchend nach mir ausstreckte und als ich ihm keine Hilfe brachte, mich vorwurfsvoll ansah. Dann brachte man den Kleinen zu seinen Eltern, die Mutter stand mit tränenden Augen an der Leiche, der Vater aber sah mich mit einem Blicke tiefster Verachtung an und sagte:

„Feigling!“

Da klopfte es an die Tür, man weckte mich.

Ich stand auf, kleidete mich an, trank meinen Kaffee und reiste ab; ich war froh, daß ich von B. fortkam.

Meine Geschäfte fielen mir in den ersten Tagen nach dem Vorfalle schwer, der Alp wich nicht von meiner Brust. Hörte ich in einem Gespräch das Wort „Feigling“, so glaubte ich, es gelte mir, und dann stand wieder der Unfall am See in B. vor meinem Geiste, ich sah das bleiche Kinderantlitz vor mir.

Wie aber die Zeit alle Wunden heilt, so verwischt sie auch die Erinnerungen. — — —

Ungefähr zwei Jahre nach diesem Vorfalle lernte ich in A.,

wo ich damals auch wohnte, bei einer bekannten Familie eine junge Witwe kennen.

Wir kamen öfter zusammen und mich erfaßte bald eine tiefe Zuneigung zu dieser stillen holden Frau, die auch erwidert wurde.

Als ich dann wieder auf einer Geschäftsreise war, schrieben wir uns gegenseitig. Ich schrieb ihr von meiner Liebe zu ihr und bat sie, die meinige zu werden. Sie antwortete mir im gleichen Sinne, daß sie gerne bereit sei, mein Weib zu werden. So wurden wir denn einig und beschlossen, sobald meine Tour beendet sei, unsere Verlobung zu veröffentlichen.

Wir hatten das Weihnachtsfest zur die Feier gewählt. Mit Sehnsucht erwartete ich diesen Zeitpunkt, schneller wie sonst brachte ich meine Reise zu Ende, bald war ich wieder in H. und schloß mein Glück in die Arme.

In diesen Tagen vor dem Feste wurde unsere Zuneigung noch größer, unsere Liebe tiefer, und ich mußte mir sagen, daß ich eine gute, richtige Wahl getroffen hatte.

Einige Tage vor unserer Verlobung, als wir unser Brauterdienstlichen hielten — welches sehr leider immer sehr kurz war, weil jeder heimliche Vorbereitungen und Ueberraschungen für das Weihnachtsfest plante — kam das Gespräch auf den toten Gatten meiner Braut. Sie erzählte mir, daß er vor ungefähr zwei Jahren an einer Lungenentzündung gestorben sei.

„Ach, es war eine schwere Zeit,“ fuhr sie fort. Wir wohnen damals in B.“

Bei Nennung dieses Städtchens suchte ich zusammen, sie merkte es nicht und erzählte weiter, während Tränen ihre Augen füllten.

„Ja, ich habe damals schweres erlebt. Mehrere Monate vor dem Tode meines Mannes verunglückte unser einziges Söhnchen.“

Erregt stand ich auf und zerrte an meinem Kragen. Meine Braut frag, was mir sei, ich antwortete, es sei etwas warm im Zimmer, dann öffnete ich das Fenster ein wenig.

„Ach Gott,“ fuhr meine Braut fort, „ich darf nicht daran denken, und doch muß ich es dir erzählen.“

Unruhig wanderte ich im Zimmer auf und nieder.

Ich hatte unsern kleinen Liebling einer befreundeten Dame — die einen Ausflug zum Kaffeehaus am See machte — anvertraut. Die dort versammelten Kinder machten eine Raufahrt, wie dieses oft geschah, auf dem See. Dabei hatte sich mein kleiner Willi zu weit über den Bootsrand gebeugt und fiel ins Wasser, er errant, da keine rechtzeitige Hilfe gebracht wurde. Und doch stand ein Herr am Ufer, der meinen Liebling hätte retten können, es aber nicht tat. O, dieser Feigling, wie ich ihn hasse!“

Kraampfhast schluchzend barg sie ihr Gesicht in die Hände. Auf meine Brust legte sich wieder der Alp, der mich zu ersticken drohte.

Also das Kind dieses teuren Wesens hätte ich retten können — hätte ich retten müssen — ich hatte es nicht getan, nicht einmal den Versuch hatte ich gewagt — o, ich Unglücklicher. Mit Gewalt raffte ich mich auf und versuchte die Weinende zu trösten. Es gelang mir nur schwer, denn meine Schuld drückte mich, ich fand keine herzlichen Worte, mir war es, als habe ich kein Anrecht mehr an dieses geprüfte Weib.

Als sie sich endlich beruhigt hatte, verabschiedete ich mich bald, es war mir, als ob eine unsichtbare Gewalt mich aus ihrer Nähe triebe.

Ich irrte durch die Straßen und kämpfte um einen Entschluß.

Sollte ich meiner Braut erzählen, daß ich jener Fremde war, der ihren Knaben hätte retten können, oder sollte ich schweigen. —

Im ersten Falle mußte ich dann meiner Braut gestehen, daß ich der Feigling war. Von neuem wurde dann die Wunde aufgerissen und eine noch schmerzhaftere hinzugefügt. Denn sie liebte mich von ganzem Herzen, mußte sich diese Liebe nicht in Haß verwandeln, hatte sie nicht gesagt, dieser Feigling, wie ich ihn hasse? und — ach, Gott, ich wagte den Gedanken nicht auszudenken, würde sie sich nicht von mir wenden, ja sie mußte es, denn ihr Charakter war aufrichtig und wahr, und ich war ihrer nicht würdig.

Feigling — o, wie das Wort mich wieder aufregte — wieder stand jener Unglücksfall, den ich fast vergessen hatte, deutlich vor meinem Geiste.

Nein, ich wollte nicht nochmals feige sein.

Ich ging nach Hause, setzte mich sofort an meinen Schreibtisch und teilte meiner Braut aufrichtig alles mit, ich ver-

suchte nicht, meine Feigheit zu beschönigen, zu entschuldigen. Mit schonenden Worten erwähnte ich nur das Nötige von dem Unfall am See, ich schilderte die Umstände und bekannte mein Unrecht, daß ich nicht geholfen hatte, wo ich hätte helfen müssen. Ich bat sie, nicht zu streng zu urteilen, sondern um unserer Liebe willen zu vergeben und erbat mir ihre schriftliche Antwort.

Diesen Brief schickte ich sofort ab. Zwei Tage wartete ich auf Nachricht, ich wagte in dieser Zeit nicht, meine Braut zu besuchen.

Am Morgen des dritten Tages erhielt ich endlich die ersehnte Antwort, aber eine andere, wie ich erhofft.

Mit zitternder Hand öffnete ich das Kuvert und las die wenigen Worte, die ohne Anrede begannen:

„Dein Bekenntnis hat mich tief erschüttert. Du, also du warst jener Unbekannte, der mein Kind hätte retten können, aber statt dessen rat- und tatlos am Ufer stand und zusah, wie die Wellen mein Liebstes verschlangen.“

Kinder und Frauen haben ein Recht auf den Schutz und die Hilfe des Starken, des Mannes. Du hattest nicht den Mut, ein kleines Kind den Fluten zu entreißen, darf ich da annehmen, daß du den Mut hast, ein schwaches Weib auf seinem Lebenswege zu schützen?

Ich liebe dich noch immer, wie ich dich seit unserer Bekanntschaft liebte — aber ich muß vergessen, es muß alles aus sein zwischen uns, ich gebe dir mein Wort zurück, gib mir auch das meinige wieder, suche auch du zu vergessen. Wir können nicht zusammen gehören, denn der Geist meines Kindes würde immer trennend zwischen uns stehen.

Versuche nicht, mich wieder zu sehen, denn ich reise heute noch zu Verwandten.

Lebe wohl. Anna — — —“

So lautete der Brief, der meine Hoffnungen, mein Glück zerstörte.

Was soll ich hier noch weiter berichten? Meinen Zustand kann ich nicht beschreiben. Ich versuche, Anna noch einmal zu sprechen, aber man sagte mir, sie sei verreist, ich habe sie nie wiedergesehen.

Schwer hatte ich gefehlt, im Augenblicke der Gefahr war ich — ein Mann — mutlos und feige gewesen, nun hatte ich meine Strafe dafür.

Ich gab meine Stelle auf, denn es hielt mich nicht mehr in H. und zog hierher zu meiner Mutter. Ein Druck lastete immer auf mir, ich wurde ein stiller, freudloser Mann.

Da sah ich eines Tages ein Kind in unseren Fluß fallen, ohne mich zu besinnen, sprang ich nach und rettete es unter eigener Lebensgefahr.

Dieses war eine Stunde, die mir Erleichterung brachte, aber die Dankesworte der Mutter taten mir weh, ich mußte an Anna denken.

Nach einiger Zeit gelang es mir wieder, ein Kind zu retten, da empfand ich etwas wie Genugtuung.

So werde ich stets mein Leben wagen, wenn es gilt, ein anderes zu retten; sollte ich dabei einmal das meinige selbst lassen, so werde ich meine damalige Unentschlossenheit, meine Feigheit gesühnt haben.

Dann bewahre Du ein treues Andenken Deinem Freunde Robert Leeste.“

Ja, er hatte gesühnt, und nun verstand ich sein stilles, verschlossenes Wesen.

Am nächsten Tage bewegte sich ein langer Leichenzug zum Kirchhof, ein jeder wollte dem tapferen Ketter die letzte Ehre erweisen.

Direkt hinter dem Leichenwagen schritten drei Mädchen und ein Knabe mit großen Kränzen, die neben ihrem Namen die gleichen Widmungen trugen:

„Ihrem opfermutigen Lebensretter!“

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

BERGMANN & CO.
KADREU-ORSDEN

erzeugt einig, jugendliches Aussehen, eine weisse, gesunde Haut u. sarten, blendend-schönen Teint. à 51. 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Von der Blumenschlacht im Pariser Bois de Boulogne. (Vergleiche die Abbildung Seite 226.) Die Blumenschlachten im Bois de Boulogne bilden seit vielen Jahren den Glanzpunkt der Pariser Frühlingsstimmung. Unser Bild zeigt die diesjährige Siegerin, Prinzessin Suzanne Murat, die mit ihrem mit Margueriten reizend decorierten Cab den ersten Preis gewann.

— Zum Tode von Dr. Paul Langerhaus. (Vergleiche das Bild Seite 227.) Vor einigen Tagen ist der Berliner Stadtverordnetenvorsitzer, Dr. Paul Langerhaus, im Alter von 89 Jahren gestorben. Wir bringen hierzu das Bild Dr. Paul Langerhaus in den Straßen Berlins.

— Bei der Untersuchung in der Schulzahnklinik. (Vergleiche das Bild Seite 227.) Am Sonntag, den 20. Juni, wurde in der Gemeindeschule zu Berlin, Brandenburgstraße 78—79 die erste Schulzahnklinik eröffnet, wo die Kinder unentgeltlich behandelt werden. Unser Bild zeigt: Bei der Untersuchung in der Schulzahnklinik.

— Regimentsbesichtigung durch die Königin von Schweden. (Vergleiche das Bild Seite 228.) Die Königin Viktoria von Schweden besichtigte vor einigen Tagen das ihr im vergangenen Jahre verliehene Kürassier-Regiment Königin von Schweden Nr. 3. Unser Bild zeigt: Begrüßung der Königin Viktoria von Schweden bei ihrer Ankunft auf dem Kasernenhof in Begleitung von Prinz Adalbert.

— Mittags 12 Uhr vor dem berühmten Glockenspielhause in Graz. (Vergleiche das Bild Seite 228.) Die größte Sehenswürdigkeit der herrlichen Landeshauptstadt Steiermarks ist unzweifelhaft das Glockenspielhaus in Graz. Das größte aller existierenden Glockenspiele tritt hier jeden Mittag 12 Uhr in Tätigkeit und spielt mehrere Lieder, dazu tanzen zwei Bauernfiguren in Nationaltracht den Steyerischen Nationaltanz, — auf unserem Bilde beim Tanze sichtbar, oben am Erker, darunter befindet sich eine Erdkugel, welche des Mondes Phasen anzeigt.



Zur Unterhaltung.



— Speisezettel (eines Restaurants, wo es Rostfleisch gibt). Rappelpaar, Gaulisch, Ranzbraten, Hottenthotterricasse, Wieher Schnigel.

— Einschätzung. Herr: Haben Sie Vermögen? — Sänger: Nein, ich lebe von der Kehle in die Kehle.

— Erschöpfende Auskunft. Herr: Sind Sie Schriftsteller von Beruf? — Dramatiker: Von Beruf, Ruf und Hervorruf!

— Schwierige Sache. Dame: Herr Leutnant, Ihr neuer Burtsche sieht aber intelligent aus! — Leutnant: Gnädige Frau, das ist pure Verstellung von dem Kerl!

— In schlechter Laune. Chef: Was wollen Sie? — Kommiss: Ich — Chef: Zum Kuckuck, machen Sie nicht so viel Worte, sagen Sie kurz, was Sie wollen!

— Feiner Unterschied. Lewi: Moses, hast du denn gar nicht den Mut, auf die Spekulationen einzugehen? — Moses: Ach, den Mut hab' ich schon, aber de Kurasch, de Kurasch fehlt mer.

— Gelehrtenfrage. Herr Briefträger, Haben Sie vielleicht einen Brief aus Halle für mich? — Nein, Herr Professor! — Werden Sie wohl heute abend einen für mich haben?

— Zu verführerisch. Gast (im Café): Kellner, bitte um die neueste Nummer des „Lustigen Echo“. — Kellner: Bedauere sehr — Gast: Was, noch nicht eingespannt?! — Kellner: Nein, bereits ausgespannt.

— Gelegentlich. Alte Matichbake: Denken Sie, Herr Rath, ein Händchen, der Spitz, ist mir verloren gegangen! — Rath: Na, den werden Sie schon wiederfinden. — Alte: Meinen Sie? — Rath: Sie sind ja so spitzfindig!

— Im Büro. Erster Diätar: Sieh' mal den Dürbling, der macht ja heute ein so verquägtes Gesicht. — Zweiter Diätar: Ja, der begeht heute seine Zentenarseier. Er wiegt jetzt nämlich gerade einen Zentner!



Rätsellecke.



Bezierbild.



Achtung! Dort kommt der Gendarm.

Bierfilbig.

Welche Zwei, dahin zu streifen
Durch das sommergrüne Feld,
Mit dem Drei-Bier auch zu schweifen
Weit hin durch die blaue Welt.

Jüngst auf meinen Fahrten sah ich,
Eingehüllt von wildem Wein
Stand ein Ganzes in dem Garten
Und dabei ein Mägdelein.

Rosig blühten ihre Wangen,
Was sie hielt in ihrer Hand
Wird in keiner ersten Hälfte
Mit des Wortes Eins benannt.

Gleich aus Drei-Bier, Mohn und Primeln
Wand ich ihr den schönsten Strauß,
Und im Herzen junge Liebe
Fuhr ich stillbeglückt nach Haus.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Der Spargel — Spargelder.
Palindrom: Sieg — Geis.
Rebus: Jasminlaube.



Marion.

Novelle v. M. Brungs.

(Nachdruck verboten.)

Jahrwerte rotern die lange Vorstadistraße herab. Einzelne Menschen tauchen im grellen Lichte der Straßentauern und Schaufenster auf, um dann wieder im Schatten zu verschwinden.

Am Kreuzungspunkte der S- und V-Strasse hält die Elektrische — einen Augenblick. Surrend, den langen Feuerstreifen hinter sich herziehend, zielt sie in der Dunkelheit des Nordens davon.

Marion von Hellfurt zieht die Schleppe ihres braunen Samtleides zur Seite und promenierte von der Haltestelle weiter — gleichgültig, ohne Eile.

In fünf Minuten wird sie zu Hause sein — in ihrem eleganten Heim an der Chaussee drüben. Sie wird das warme Entree mit den exotischen Pflanzen durchschreiten, über die Treppe mit dem weichen grauen Läufer zum kleinen molligen Speisezimmer emporsteigen.

Das Mädchen wartet.

Denn sie hat den Tee schon für sieben Uhr bestellt.

Von drüben möchte sie nicht fort, weil sie wußte, daß die Langeweile ihrer harrt — und warum sie drüben länger geblieben — das wußte sie auch nicht. Denn dort in dem allwöchentlichen Kaffeeklatsch fand sie doch wahrhaftig kein Genügen. — Sie lachte bitter vor sich hin.

Genügen — Zufriedenheit!!

Nirgendes fand sie die.

Ihr Dasein war eben verpfuscht. — Sie hätte früher daran denken sollen, eine Familie zu gründen — Arbeit und ein Ziel sich zu schaffen.

Jetzt war es zu spät.

Altungferneinsamkeit!!

Es gab Leute, die sie unausstehlich fanden wegen ihres Ernstes, ihrer reizbaren und hitzeren Art, die Dinge zu behandeln.

Was wußten sie von ihrem zwecklosen Dasein, von

all dem Guten, das tief in ihrer Seele schlummerte — wonach niemand zu verlangen schien!

Drüben an den mächtigen Fenstern des Spielwarenladens hebt sich der Kopf einer schwächlichen Arbeiterfrau ab. Das Gesicht ist früh gealtert in Sorge und Arbeit — aber die großen dunkeln Augen blicken vergnügt und begehrlieh in all den bunten Kram, der da ausgelegt ist. Bubi an ihrer Hand zappelt. „Alles Bubi haben“ — „alles für Bubi kaufen — Komm, Mutti“!!!

Die Frau mit den dicken Blondflechten und dem schmalen Gesicht zieht ihre abgeschabte Börse und guckt hinein. Der Ueberblick muß befriedigend sein, denn sie behält Bubi an der Hand und tritt in den Bazar.

Jetzt erst gewahrt Marion die zwei dunkeln, lauernden Gestalten in dem grünlichen Dämmerlichte seitlich der Fenster, einen Knaben von neun Jahren etwa und ein Mädchen von sieben.

Die beiden frieren, man sieht es ihnen an — dem Jungen mit seinen geröteten unsauberen Backen, dem aufgedunnenen Stumpfnäschen — dem Mädchen mit dem rührenden Blumengesicht, aus dem sich die tiefliegenden, schwarz umranderten Augen beängstigt und groß abheben.

Und dennoch starren die Kinder in all den schönen Kram des Spielwarenladens, halten ihre frostigen Hände tief vergraben in den Falten der dürftigen Kleidung und vergessen einen Augenblick das Gied.

Dort ist das Märchenland — und sie blicken hinein: Puppen mit wunderholden Gesichtern und zartrosigen, blauen und weißen, goldverbrämten Kleidern —

Soldaten so bunt und stramm, zum Aufmarsch bereit — Schaufelpferde wunderbar, daß ihnen der Schaum nicht vor das Gesicht tritt! — Schiebkarren und Sportwagen, Decken und Herde. Hochgehirt und Kugeln — Kugeln von durchscheinendem Glas mit silbernen Männlein drinn, Kugeln von strahligem Ton, auch solche von glitzerndem Metall — Luftballons, Wagen, Autos, Automaten. „Auf wen wartet Ihr?“



Die Villa Bonaparte, das neue Heim der preussischen Gesandtschaft beim Vatikan.

Ein wenig hart kommt es heraus — und verschüchtert bilden die Kleinen auf die vornehme Dame.

„Komm!“ flüstert das Mädchen dem Knaben zu und zieht ihn am Ärmel.

Aber der Junge ermannet sich. Ihm imponiert die reiche Dame, und instinktiv weiß er, daß das Davonlaufen sich am wenigsten verlohnt.

„Wir warten auf niemand! — Wir wollen nur nach C.“

Er nennt einen Ort der Umgegend.

„Allein?“

„Ja!“

„Das ist ja beinahe zwei Stunden von hier. Kennt Ihr denn den Weg?“

„Wir waren vorgestern und Montag schon einmal hier. Unsere große Schwester liegt im Marienhospital.“

„Was fehlt ihr?“

„Sie ist am Arm operiert worden. Der wollte garnicht zubeilen.“

„Wie viele Kinder seid Ihr?“

„Acht!“

„Was ist Euer Vater?“

„Der ist seit neun Monaten krank. Er darf nicht arbeiten — sonst wird er garnicht mehr gesund.“

„Wer verdient denn?“

„Niemand!“

„Bekommt Ihr nichts von der Gemeinde?“

„Einmal hat Mutter was gekriegt. — Und dann sagten sie uns, wir sollten wieder nach der Gasse ziehen. — Und seitdem wollte Mutter nicht mehr hingehen.“

„Ihr habt wohl Hunger?“

Die beiden sahen sich an — schweigend.

„Kommt mit!“

Marion von Hellkurt trat rasch in das nahegelegene Café mit den beiden, trotzdem es schon spät war.

Zwei Tassen Milch für die Kleinen und tüchtig Zwieback!“ Der Oberkellner blickte erstaunt auf die erbarmungswürdigen kleinen Gestalten.

Er bringt das Verlangte.

Und während die Kinder, sich schon umschauend, ihr Mahl beginnen, hängt drüben ein hochgewachsener Herr Hut und Baletot an den bronzefarbenen Kleiderhaken.

„Ah — gnädiges Fräulein — —!“

Er tritt näher.

„Sie haben Begleitung!“

„Die armen Würmer!“ — Und dann leise zu ihm: „Sehen Sie mal, Herr Doktor! — Das Mädchen sieht zum Erbarmen aus — schwerkrank beinahe.“ — „Ausgehungert!“ stellt er seine Diagnose ebenso leise. „Ein guter Futtertopf — ein paar Monate lang — könnte da Wunder wirken.“

Marion läßt ihre grauen Augen lange auf dem rührenden Blumengesichte ruhen, auf den großen schwarzen Händen um die blauen verängstigten Kinderaugen.

Und dann blickt sie vor sich und denkt nach. „Es trampft einem das Herz zusammen!“ flüstert sie für sich.

Und er sieht erstaunt auf diese kalte Marion, die sich noch nie um jemanden anders, als um sich selbst gekümmert hat.

„Wenn ich nur wüßte, wie die Kinder wohlbehalten zur Mutter bringen!“

„Wir setzen sie gleich in den Zug nach ihrer Station und empfehlen sie dem Schaffner.“

„Das ist es nicht“, erwidert sie und sieht hinüber — und sticht — — —

„Es ist — — meinen Sie wohl — die Mutter würde sich — einige Monate von dem kleinen lieben Ding da trennen.“

„Warum?“

„Ich möchte es mal so recht herausfüttern.“ —

Da reicht er ihr die Hand über das Marmortischchen.

„Ich werde die Kinder selbst zur Mutter bringen und mit ihr leben.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Um neune bin ich zurück. Ich bringe die Kleine, wenn möglich, gleich mit.“

Sie lächelt, die zweiunddreißigjährige Komtesse, und er wunderte sich, wie solch' ein Lächeln, wenn die Seele mit-spricht, erwärmen und verschönen kann.

„Herr Doktor, ich denke mir die Not in der Familie recht groß und dringend. — Wollten Sie dies der Mutter mit-nehmen?“

Ihre Börse legt sie in seine Hand.

„Sehen Sie“, erklärt sie zögernd — „ich habe so wenig Gelegenheit, mal einem Menschen Gutes zu erweisen. — In meinen Kreisen — man lernt ja das Elend garnicht kennen, wenn's einem nicht mal auf der Straße geradewegs in die Hände läuft.“

Selbstjam — —

Nun sitzt da eine — reich, gesund und guten Willens — und hat niemals Elend wirklich gelindert — weil sie nicht daran dachte — — aus Unkenntnis des wahren Lebens — eine, die zu wohlhabend ist, um Kälte und Hunger je gefühlt zu haben. — —

Und dann urteilt man und glaubt, solch' ein Wesen sei hart, selbstjüchtig.

Ja! — Wenn die Reichen wüßten!!! Wie mancher gute Kern könnte sich entfalten — sich und der Menschheit zum Heile! — — Wie mancher schöne Trieb der weiblichen Natur sich entfalten, wenn nur die richtige Lust darüber hinwegweht!

Er sitzt und betrachtet sie mit gerührten Augen.

„Adieu, gnädiges Fräulein! — Seien Sie versichert, in anderthalb Stunden haben Sie die Kleine wieder!“

Als sie ihm dankt, da ist etwas, was sie drängt, ihm zu sagen:

„Ja, Doktor, Sie sind zu beneiden. — Sie haben einen Beruf, der Ihr Leben ausfüllt und Ihnen viel Befriedigung bringen muß — denn ich fühle, wie es beglückt, wenn man jemanden notwendig ist.“

Und er lächelte ein seltsames Lächeln.

Die Sterne blicken durch die helle Winternacht und senden Ströme des goldenen Lichts über den Schnee der Vorgärten. Auf der untersten Stufe der Villa Hellkurt steht Doktor Malburn und drückt Mariens Rechte.

Das war ein schöner Abend — den ich nicht leicht vergessen werde. Wie glücklich die verhärmte Frau drüben am Bette des Kranken! — Wie glücklich das kleine Gesicht Ihres Schüblings droben in den flaumigen, weißen Kissen. Das kleine Ohr muß ja meinen, es wäre im Paradiese!

„Ich hatte nicht gewußt, daß Sie ein Herz hätten, Marion! — Ich muß Sie deshalb jetzt noch reuig um Entschuldigung bitten. Sie sind ein ganzer Mensch — ein Mensch — — nun ja — ich schäme mich wirklich, daß ich Sie bis jetzt unterschätzt hatte. — Und nehmen Sie mir's nicht krumm, wenn dieser Abend sein Licht weiter hinauswerfen wollte, auch in mein einsames Dasein!“ — —

Seine Stimme nahm einen warmen Ton an:

„Wenn ich nun öfter käme, um mich nach Ihnen und Ihrem Schüblinge zu erkundigen — würden Sie mir das erlauben, Marion?“

Ein helles Rot überzieht ihre Wangen.

„Ich würde mich freuen, Doktor!“

Er läßt ihre schlanke, feine Hand.

Und als sie voneinander gehen, da wandern ihre Gedanken — seine zu ihr, die ihren zu ihm.

Und stark und friedlich senkt es sich in beider Seelen, wie bei Menschen, die nach langgehegter Sehnsucht den rechten Weg gefunden — den Weg der echten Güte und Liebe, welche die Gewähr bieten für dauerhaftes Glück, für allen Menschenfrieden.

Droben beugt sich Marion über das Bett ihres schlummernden Schüblings — nicht Dankbarkeit heißend, sondern mit einigen Dankesworten im Herzen, daß dies fremde Kind ihr den neuen Tag gebracht hat, daß es der Vermittler gewesen zwischen seiner Einsamkeit und der ihren.

Sie will dies arme Wesen nicht mehr verlassen — auch dann nicht, wenn, wie eine innere Stimme ihr sagt, nun bald eine neue Heimat für sie erstehen wird — eine Heimat voller Pflicht und Liebe an der Seite eines Mannes, der das Leben und seine Ziele schon lange vor ihr als tief, groß und ernst erkannt hat.

Auf der Landstrasse.

Von A. Berkall.

(Nachdruck verboten.)

1.

Von dem eleganten Kurort „Wildquelle“ führt eine Landstrasse durch tiefen Wald zur Stadt. Wo der Weg scharf nach Westen abbiegt, liegt angelehnt an einen ansteigenden Buchenstand, das kleine Anwesen des Holzknechtes Mainer.

Das Häuschen schaut ärmlich drein; aus den Wänden lugt der lehmige Untergrund in schmutzig gelben Flecken.

In das aufs Trübe und Dunkle gestimmte Bild bringen blaue, kleine Fensterscheiben und ein wohlgepflegtes Gärtchen mit ländlichem Blumenschmuck helle freundliche Töne.

Der Bewohner des Häuschens ist ein Mann von außer-gewöhnlicher Größe und Stärke; in dem mächtigen Körper aber schlägt ein weißes, warmfühlendes Herz.

Es war im Hochsommer um die dritte Morgenstunde. Das Häuschen, die Straße, der Wald erschienen noch „verschwommen in Gestaltlosigkeit“; schwarz-grau breitete sich darüber das Himmelzelt. Alle Winde schliefen; selbst die Klage der einsamen Gule war verstummt.

Die Tür des Häuschens öffnete sich, und Rainer trat hervor. Er horchte hinaus und durchforschte mit finsternen Blicken das dämmerige Dunkel, ging dann am das Haus herum und kehrte, mit einer schweren Art beladen, zurück. Sein Antlitz erschien verzerrt und ein schmerzlich trüber Blick fiel auf das kleine, von innen mit Tuch verhängte Giebelfenster, ehe er mit sichtlicher Scheu und Vorsicht die Landstraße hinaufschritt.

An der Stelle, wo sie rechtwinkelig abbiegt, blieb er lungen stehen, stieg dann hinauf in das flache Bett des von dichtem Gebüsch umrahmten, längs der Straße dahinstießenden Baches. Dessen Wasser unspülte morsche Felsblöcke, einst in der Vorzeit von gewaltigen Naturkräften dorthin geschleudert.

Rainer reißt die Art von der Schulter, setzt sie mit aller Kraft unter einen Stein und stemmt sich dagegen. Seine Brust leuchte unter der Anstrengung, die Muskeln spannen sich, die Sehnen schwellen; er läßt nicht nach und hebt und schiebt und stößt, — endlich ist der Stein mitten auf der Landstraße. Ein zweiter Stein folgt, ein dritter und vierter, sie liegen nebeneinander, den Weg verstopfend.

Rainer kriecht hinter ein Gebüsch und läßt sich auf einem Baumstumpf nieder.

Noch stört kein Laut das feierliche Schweigen. Langsam weicht jetzt das Halbdunkel dem Lichte; in und unter den hohen Kronen beginnt es sich zu regen. Aus dem Dickicht ertönt das Glucksen der Turkeltauben, ein Reh springt dem Bache zu. Da steht es gebannt, es wittert den Menschen.

Der aber sieht es nicht; er sieht, das Gesicht mit den Händen bedeckt, brütend und sinnend, unberührt von dem erwachenden Leben.

Seine Gedanken weilen in dem kleinen Giebelstübchen; sie fliegen zurück auf vergangene glückliche Tage voll Heiterkeit und Frieden, und endlich tritt die waldbumrahmte Landstraße, nahe der Stelle, wo sie ihre Richtung ändert und wo jetzt die schweren Steine liegen, in seine Gedanken.

Da — er richtet plötzlich den Kopf in die Höhe und lauscht gespannt.

Tritt da nicht in das Rufen und Jauchzen der durch die in den Gipfeln huschenden Lichtstrahlen wachgerufenen Tierwelt ein fremder, scharfer Ton?

Ja, ja, er kommt näher und näher mit rasender Schnelligkeit anwachsend; ein häßliches, dumpfes Tut! Tut! Tut! Rollen und Geknatter, dann plötzlich Dröhnen und Krachen — gellendes, herzzerreißendes Jammergeschrei! — — —

Rainer springt auf, ein entsetzliches Hohnlachen huscht über sein Gesicht.

Vorsichtig schleicht er der Stelle zu.

Ein zerschmettertes Automobil liegt dort eingewühlt im Boden; nicht weit davon der blutüberströmte Körper eines jungen Mädchens, ein älterer Herr schleppt sich heran und wirft sich über das leblose Wesen.

„Ha, ha!“ höhnte Rainer, „dieselbe Stelle!“

„Margarete, mein Kind, mein einziger Liebling!“ drang es jetzt an das Ohr des Lauschenden.

„Margarete?“ murmelte der Holzknecht. „Margarete?“

„Hilfe! Hilfe! Um Gotteswillen Hilfe!“ gellte da die Stimme des Fremden durch den Wald.

Rainer sprang hervor.

„Lieber Mann,“ rief der Fremde ihm entgegen, „meine Tochter, o welch ein Unglück! — Helfen Sie mir!“

Rainer stierte wie geistesabwesend auf den blutenden Körper, die Kehle war ihm zugeschnürt, kein Laut kam über seine Lippen.

Der fremde Herr griff ihn am Arme und wiederholte die Bitte um Hilfe.

Da riß Rainer sich aus der Erstarrung; behutsam nahm er den zarten Körper auf seine starken Arme und trug ihn seiner Wohnung zu; der Herr, seine eigenen durch den Sturz verursachten Schmerzen verbeißend, hinkte ihm nach und erging sich in verzweiflungsvollem Wehklagen.

Rainer schaffte schnell auf dem Boden seiner Wohnstube ein Lager aus Heu; breitete eine weiche Decke darüber und bettete dann sanft den starren Körper darauf.

„Einen Arzt!“ rief der unglückliche Vater vor dem Lager hinsinkend, und die kalten Hände seines Kindes lieblosend.

„Einen Arzt! Ach, bitte, einen Arzt!“

Rainer, der den heftigen Schmerzensausbrüchen stumm und finstern zugehört hatte, wandte sich der Türe zu: „Ich hole ihn.“

2.

Die Mittagssonne spiegelte sich in dem regungslosen Blättermeer der Baumkronen und bestrahlte grell das Haus des Holzknechtes. Das gleichförmige Ried der Bienen und Fliegen machte die ringsum waltende Stille nur noch fühlbarer.

Stiller, regungsloser erschien aber das Zimmer, in welchem das verunglückte Mädchen gebettet war.

Neben dem Lager saß der Vater, das Gesicht mit den Händen bedeckt. In einem dunklen Winkel lehnte Rainer, unbeweglich vor sich hinstierend.

„Mein Kind, mein teures Kind!“ ertönte es wie das Winseln eines zum Tode Getroffenen durch den stillen Raum. Rainer erschauerte.

„Margarete! Tot — tot! Ach, Gott, warum hast du mir das getan?“ „Margarete,“ jammerte es wieder. „O, Kind, wie freustest du dich heute morgen noch deines jungen Lebens, wie heiter und lieblich warst du!“

Rainer warf einen schenen Blick auf das Totenlager, dann schüttelte er den Kopf.

„Warum ist es so geschehen?“ grollte es in seiner Seele. „Warum mußte wieder ein unschuldiges Kind fallen? Es ist die teuflische Maschine, die es in den Tod stürzte, das Werkzeug der Hölle!“

Er ballte die Faust und murmelte: „Verflucht sei es!“

Aber in seinem Innern erhob sich eine unerbitterliche Stimme: „Du hast ihren Tod verschuldet!“

„Ach Gretel,“ seufzte er, „wenn du es wüßtest, dir würde grauen vor deinem Vater.“

Jetzt sprang der Herr auf ihn zu und rief: „Der Mörder, der mir das getan, ich muß ihn finden — den Ruchlosen! Ihr werdet mir helfen, ihn zu suchen, spart kein Geld; ich will Euch reichlich lohnen, bringt Ihr ihn her, den heimtückischen Mordgesellen; fordert von mir, was Ihr wollt!“

Rainer reckte sich straff in die Höhe. „Den Ihr sucht, — er steht vor Euch, ich bin der Mörder!“

„Ihr? Ihr? Ihr?“ schrie gellend der Fremde und sprang schauernd zurück.

„Unseliger, was hat Euch mein Kind getan?“

„Kommt mit, Ihr werdet sehen.“



Die weltberühmte Opernsängerin Marcella Sembrich.

Er schritt dem Herrn voran die enge Stiege hinauf und öffnete sachte die niedrige Tür des Giebelzimmers.

Betroffen prallte der Fremde zurück.

Mitten im Zimmer lag im offenen Sarge ein junges Mädchen im Sterbkleide; das engelgleiche Gesicht war zum Teil verhüllt, auf der Brust ruhte eine wachsbleiche, kleine Hand, unter welche ein Kreuzchen geschoben war; die andere war gleich einem Teile des Antlitzes verdeckt. Zu den Häupten brannte ein ärmliches Licht, weiße Rosen waren über der Leiche ausgestreut.

Rainer kniete laut ausschlagzend neben der Leiche nieder, dann wandte er sich dem Fremden zu:

„Seht her, auch ein unschuldiges Opfer Eures höllischen Fahrzeuges, meine Tochter, mein Gretel, mein einziges Kind, — mir so lieb, wie Euch Eure Margarete. — Vor-gestern noch blühte sie wie eine Rose, voller Lebensfreude sprang sie hurtig und singend durch den Wald; aus dem Gebüsch hüpfend, wo ich arbeitete, umringte sie mich mit ihren Armen und rief: „Vater, da bin ich, deine Gretel!“ Und dann lag sie plaudernd und mich lieblosend neben mir auf dem weichen Moos; und wieder entsetzte sie davon wie ein

der Fall Rainer in Aufregung gebracht hatte. Daneben die kräftigen Gestalten von Bayern, in deren Mienen sich Ent-rüstung und Mitleid widerspiegelten.

Der Vorsitzende wandte sich an Rainer, der ganz gebrochen auf der Anlegebank kauerte.

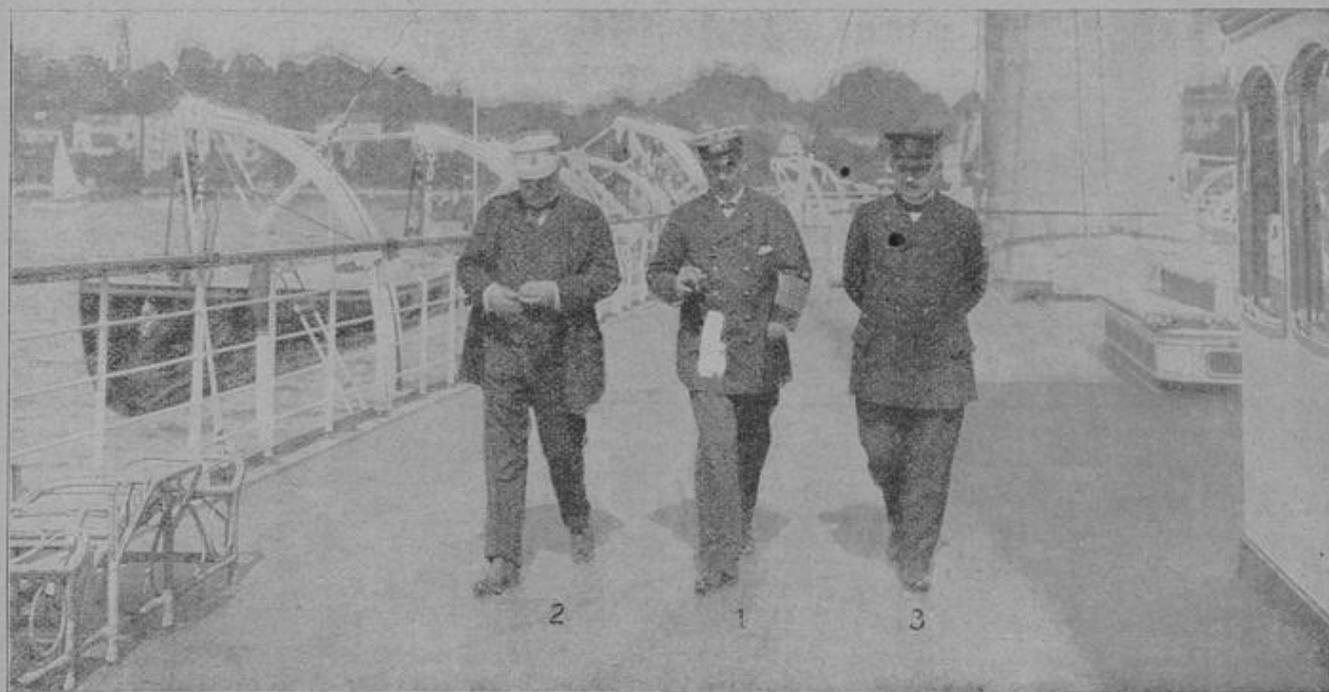
„Rainer“, sagte er, „Sie waren immer als braver, gut-mütiger Mensch bekannt, Sie hatten den besten Leumund; wie kamen Sie nun dazu, eine so ruchlose Tat zu begehen?“

Der Holzknecht brach in Schluchzen aus und vermochte nicht zu antworten. Nach kurzer Pause sprach der Richter wieder:

„Rainer, erzählen Sie offen, wie es gekommen ist.“

Da kam es in abgebrochenen Worten aus dem Munde des Unglücklichen:

„Ach, Herr, ich glaube, mein Kopf war verwirrt, ich wußte kaum mehr, was ich tat. Mein Gretel, mein einziges Kind, die letzte Freude, die ich auf dieser Welt hatte, fand ich zerfchlagen, zerquetscht, blutend, tot durch die Maschine auf der Landstraße. — Fünf meiner Kinder waren durch Krank-heit hinweggerafft; zuletzt entriß mir der bittere Tod meine gute Frau, und nun wurde mir noch mein Gretel gewalt-sam genommen. Da — Herr — kannte ich mich selbst nicht



Kaiser Wilhelm (1) auf Deck der „Hohenzollern“ in Kiel im Gespräch mit dem Reichskanzler Fürst Bülow (2) und dem Chef des Zivilkabinetts Geheimrat Valentin (3).

leichtfüßiges Reh. — Und dann — — kaum eine Stunde später — —“

Rainer vermochte nicht weiter zu reden.

Endlich sagte er sich wieder:

„Nimmermehr sollte ich wieder ihr fröhliches Lachen hören; sie lag blutüberströmt an derselben Stelle, wo es heute Eure Tochter traf, zerfchmettert von der Höllemaschine! — Da habe ich Rache geschworen dem grausamen Werkzeug des Bösen — ich schleppte die Steine herbei, damit es daran zerfchellen sollte. Doch der Herrgott will die Rache nicht. — Wieder mußte ein unschuldiges Opfer fallen. — Das habe ich nicht gewollt — nicht gewollt!“ schrie er.

Mit steigendem Entsetzen war der Herr der Erzählung Rainers gefolgt; dann sagte er leise:

„Um welche Stunde ist Eure Tochter getroffen worden?“

„Es ging gegen Mittag.“

Da griff der Fremde sich ans Herz und gequält kam es aus seinem Munde:

O, mein Gott, also doch!“

3.

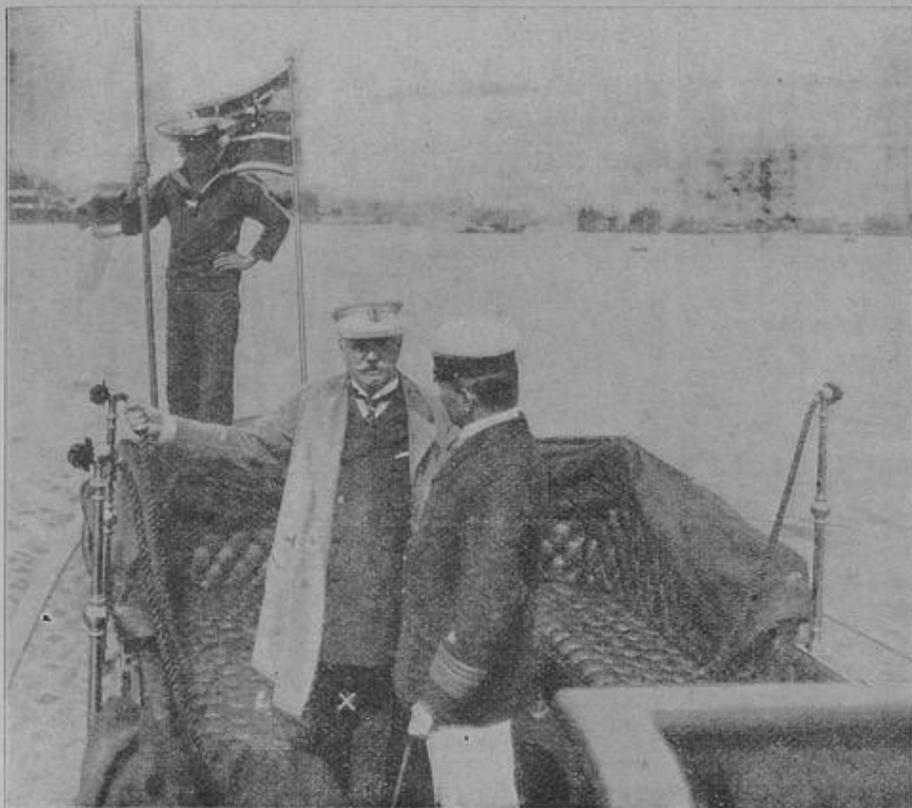
Der Schwurgerichtssaal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Stark war die elegante Sportwelt vertreten, die

mehr, es schrie in mir nach Rache! — Und so habe ich es vollführt. — Richter Sie mich, wie ich es verdient habe; meine Tat will ich büßen, ich nehme die Strafe an.“ —

Da trat Margaretens Vater langsamen Schrittes vor die Schranken. Er war sichtlich gealtert, matt und bleich, die Augen lagen tief in den Höhlen.

„Herr Richter, ich habe ein Geständnis zu machen,“ hub er leise an, „das den hohen Gerichtshof vielleicht bewegen dürfte, den Angeklagten milder zu beurteilen. Dem Anschein nach hat meine Tat wirklich den Schuldigen getroffen. Am Tage des ersten Unglücks war ich mit mehreren Herren eine Wettfahrt eingegangen. Wir fuhren von Hof-fels der Hauptstadt zu. Ich war der letzte geworden, und in dem Eifer, wieder einen Vorsprung zu gewinnen, brachte ich mein Auto auf die äußerste Geschwindigkeit. An der Stelle, wo die Tochter des Angeklagten verunglückte, fühlte ich, daß die Maschine über einen auf dem Wege liegenden Gegenstand hinwegfuhr; ich nahm mir im Eifer nicht die Zeit, darauf zu achten — noch rückwärts zu sehen. Es war um dieselbe Stunde, in welcher das Kind des Angeklagten den Tod fand.“

Rainer wurden milbernde Umstände zugebilligt; die Ge-schworenen empfahlen ihn der Gnade des Königs.



Reichskanzler Fürst Bismarck (X) mit dem Chef des Marineministeriums, Vizeadmiral Müller, fährt nach der „Sohenzollern“ in Kiel, wo er dem Kaiser Vortrag hielt und um seine Entlassung bat.

An der Schwarzdornhecke.

Novellette von W. v. Ahlbach.

(Nachdruck verboten.)

„Kind, ich weiß wirklich nicht, was das mit dir geben soll. Es ist entsetzlich, wie blöde du dich gestern Abend wieder den Herren gegenüber verhieltest; du stößt sie ja geradezu von dir ab!“

Erregt stand die verwitwete Regierungsrätin Bahn vor ihrer etwa neunzehn Jahre zählenden Tochter Frieda, die mit einer Stickerie beschäftigt in einer Fensterbank saß. Frieda verteidigte sich nicht gegen die Mutter; sie wußte, daß eine Verteidigung die Mutter noch mehr erregen würde.

Die Vorwürfe der Regierungsrätin waren von zu großer Sorge um die Verpflegung ihrer Tochter veranlaßt. Diese übertriebene Angstlichkeit war aber überflüssig. Friedas feines, zartes Gesichtchen, in dem zwei große, seelenvolle Augen leuchteten, ihr schlanker Wuchs und die weiche, melodische Stimme vermochten die an ihr vermehrte Begabung, sich durch kokettes Benehmen bei den Herren beliebt zu machen voll zu erziehen.

Heute schien Friedas Schweigen die Wirkung hervorzurufen, die sonst ihre Verteidigung hervorbrachte; die Mutter vollerte endlos weiter. Des Schimpfens und Mogens überdrüssig, ließ die Geschickte schließlich die Stickerie auf das vor ihr stehende Tischchen fallen und entfernte sich schweigend.

In der äußersten Ecke des großen Gartens hinter dem Hause befand sich eine erheimmranke Laube. Dorthin flüchtete Frieda gewöhn-

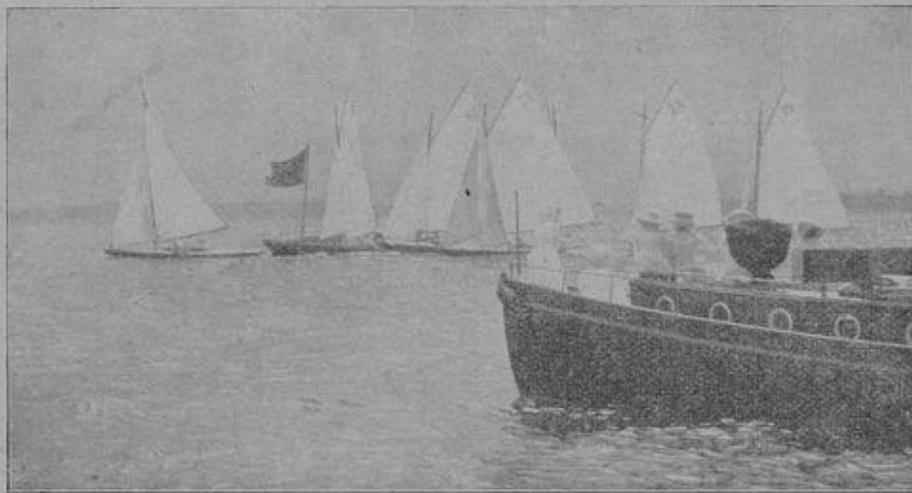
lich, wenn sie das Bedürfnis fühlte, mit ihrem Herzen Zwiegespräche zu halten. Und dieses Bedürfnis machte sich bei ihrer weichen, empfindsamen Natur recht oft bemerkbar.

Das mit dichtem, schwarzem Wellenhaar bedeckte Köpfchen leicht auf die Linke gestützt, blickte das junge Mädchen jetzt sinnend vor sich hin. Sie mußte sich gestern Abend doch wohl ungewöhnlich ungeschickt benommen haben, denn so aufgeregt wie heute war die Mutter ihr noch nicht entgegen getreten. O Gott, sie fühlte es ja selbst schon gestern Abend, daß sie den Unwillen der Mutter erregte. Aber es war doch nicht ihre Schuld — sie konnte eben nicht anders.

Den ganzen Abend war sie auch nicht so abstoßend den Herren gegenüber gewesen. O nein! Im Gegenteil; am Anfang des Abends, als Assessor Wehner sie zweimal engagiert, als sie seiner interessantesten Unterhaltung gelauscht, — ja, da hatte sie ihrer Mutter Freude bereitet. Und sie selbst? O, wohl noch nie hatte sie auf einem Ball mehr glückliche Freude gehabt als gestern Abend, — so lange sie an Otto Wehners Arm den Saal durchschwebte. Aber das Glück war kurz. Assessor Wehner ging und dann kamen die anderen, die sie mit ihren Phrasen umschmeikelten. Da wandte sie sich gekelst ab. Sie konnte keine Komödie spielen und dort schöne Worte sagen, wo sie am liebsten weit, sehr weit fortgelaufen wäre.

Mehrmals schon hatten sie sich auf Gesellschaftsabenden getroffen: Frieda und Otto Wehner. Er war auf einige Monate zu Besuch bei seinem Onkel, dem Regierungsrat Wehner. Dort hatten sie sich auch zum ersten Male gesehen. Und sie mußten sich gleich im Anfang zu tief in die Augen gesehen haben. Wenigstens gestand sich Frieda, als sie das Résumé des Abends zog, an dem sie zum zweiten Male mit dem jungen Assessor zusammen getroffen, daß dieser ein Glücksgefühl in ihrem Herzen erweckt, das sie seither nicht gekannt hatte.

Unwillkürlich stellte sie Vergleiche an zwischen Otto Wehner und den andern jungen Männern ihres Bekanntenkreises. Welch großer Unterschied zwischen seiner ernsten Lebensauffassung befundenen Unterhaltung und den banalen, inhaltsleeren, geschraubten Redensarten und Schmei-



Von der diesjährigen Kieler Woche: Die Yachten, darunter die des deutschen Kronprinzen, passieren das Markschiff.

heleien, die sie bisher von andern anzuhören gezwungen war. Aus Wehners Auftreten und Reden entdeckte Frieda bald, daß ihr Charakter und ihre Empfindungen mit den seinigen keine erheblichen Unterschiede aufwies.

Und ganz langsam stieg eine freudige Klarheit über ihre Gefühle in ihr auf; Sie liebte Otto Wehner — liebte ihn mit der ganzen Inbrunst der ersten reinen Mädchenliebe.

Ob er sie wohl auch ein wenig lieb hatte? Wie oft schon hatte sich das junge Mädchen diese Frage gestellt, und jedesmal schien eine unbekannte Stimme in ihrem Herzen diese Frage zu bejahen.

Zwar hatte Wehner ihr in Worten noch keinen Beweis seiner Gegenliebe gegeben, aber jedesmal, wenn sie nach ihm hinsah, gewahrte sie, daß sein ernstes Auge schon vorher auf ihr geruht und daß sein Blick dann tief in den ihren tauchte. Ja, er mußte sie wohl sehr lieb haben, dessen war Frieda ganz sicher, und in dieser Sicherheit empfand Frieda ein unsagbares Glück — bis gestern abend dieses Glück jäh wie ein Traum ver schwand.

Mit seinen eigenen Worten hatte Otto Wehner den schönen Glückstraum zerstört. Frieda war zufällig Zeuge eines Gespräches zwischen dem Assessor und seinem Onkel.

„Das könnte dir mal gefährlich werden, lieber Otto.“

Seinem Neffen leicht auf die Schulter klopfend, hatte dies gestern abend Regierungsrat Wehner freundlich neckend geäußert.

„Was denn, Onkel?“ fragte Otto Wehner, leicht errötend.

„Nun, ich meine, du blickst den jungen Mädchen so tief, so auffallend tief in die Augen, als wolltest du darin die Goldfelder von Klondyke entdecken.“

„O, wenn weiter nichts ist,“ rief der junge Assessor, „Das tue ich doch nicht bloß bei jungen Mädchen, sondern bei jedem, der mir im Leben begegnet. Weißt du, Onkel, ich habe eine gewisse Leidenschaft, Charaktere zu studieren, das Innere des Menschen zu ergründen, und das kann man vorzugsweise an den Augen.“

„Mein Junge, nimm dich dabei aber ja in acht. Dein Studium ist nicht so ohne.“

Der alte Herr drohte lächelnd mit dem Finger —

Die Sprecher waren weitergegangen; Frieda drückte sich schon hinter eine Portiere, daß sie nicht gesehen würde. Ihr war es plötzlich, als ob eine eiskalte, raube Hand sich nach ihrem Herzen ausstreckte und daraus alles Glück fortnahmte.

Also, er liebte sie nicht; er studierte sie nur — wie alle anderen Menschen! Und sie hatte doch geglaubt, daß —

„O Gott!“ Bei der Erinnerung an den gestrigen Abend schrie Frieda schmerzlich auf. Aus ihren Augen rannen heiße, von innerer Qual hervorgerufene Tränen.

Acht Tage waren entschwunden. Eine distinguierte Gesellschaft gab sich ein Stelldichein im Salon des Wehnerschen Hauses. Man feierte den siebzigsten Geburtstag des alten Regierungsrates. Auch Frieda und ihre Mutter waren der an sie ergangenen Einladung gefolgt.

Noch ehe die Feier recht ihren Anfang genommen hatte, hatte sich Frieda in den Garten geflüchtet, bei ihrer Mutter Kopfschmerzen vorschüßend. Sie fühlte sich wirklich entsetzlich angespannt in der Atmosphäre, die sie umgab.

Da tat die kühl lächelnde Abendluft, geschwängert durch den Duft der in vollstem Schmucke prangenden Rosen, womit der Garten überfüllt war, dem fiebernden Köpfchen wohl.

In einer Ecke des Gartens plätscherte munter ein Springbrunnen. Ganz in der Nähe davon stand eine Bank, in Schwarzdornbüschen versteckt. Dort hatte Frieda schon oft geruht, dorthin eilte sie auch heute abend.

Geistig und körperlich ermattet, fiel sie bald in einen leichten Schlaf, und liebliche Traumbilder von nahendem Liebesglück umgaukelten die schöne Schlaferin; sie zauberten von Zeit zu Zeit ein Lächeln auf das von magischem Mondlicht überaoffene Antlitz.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf. Im Halbschlaf glaubte sie Schritte vernommen zu haben.

Stand dort nicht jemand? Ja, wirklich . . . er stand dort: Otto Wehner!

Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen der Erschrockten. Dann sank sie hinterrücks in den Schwarzdornbusch. Die Dornen drangen in das dicke Haar und fesselten das schöne Mädchen an sich.

Mit einem Satz war Wehner herzugelungen. Hilfesuchend streckte ihm die Gefangene ihre Hände entgegen.

Er neigte sich nieder: „Ich will Sie befreien, wenn — wenn — Sie mir versprechen — meine Gefangene wer-

den zu wollen. Frieda, ich liebe Sie — ich liebe dich, kannst du, willst du mich wieder lieben?“

Inzwischen hatte er das Mädchen schon von seinen Fesseln befreit. Sie lehnte ihr Köpfchen an seine Brust und schlüpfte leise:

„Haben Sie — hast du mich denn nicht bloß studiert?“

Fragend blickte er sie einen Moment an. Dann aber dämmerte ihm eine Ahnung über den Ursprung ihrer Frage, und rasch antwortete er mit einem lustigen Lächeln:

„Anfangs ja, habe ich bloß studiert. Aber mein Onkel hat doch Recht behalten: mein Studium . . .“

Mit ihrer Hand ver schloß sie ihm lächelnd den Mund und flüsterte:

„Daß nur. Ich weiß schon — ich will deine Gefangene sein!“ —

Der Apfel und seine Wirkung auf die Gesundheit.

Studie von Dr. Klein.

Der diesjährige Herbst bringt uns eine reiche Apfelernte. Darüber herrscht bei Groß und Klein helle Freude. Ja, wer erfreut sich nicht an einem rotwangigen Apfel und genießt ihn nicht mit Wohlbehagen. Nicht nur für Kinder sind die Äpfel gewachsen, sondern auch für jeden Erwachsenen, bietet doch ihr Genuß für die Gesundheit manche Vorteile. Der Apfel ist kein gewöhnlicher Gaumenkitzler, denn er ist sehr nahrhaft. Der Apfel gewährt ganz ebensoviel Nahrungstoff als die Kartoffel, welche doch als Hauptnahrungsartikel gilt. Welch' ein Weheruf geht durch das Land, wenn die Äpfel keine gute Ernte geben! Der Apfel enthält außer dem Nährstoffe der Kartoffel noch milde und angenehme Säuren, die auf den ganzen Körperhaushalt wohlthätig wirken. Ein Äpfel-esser wird selten an Verdauungsbeschwerden oder an Halskrankheiten leiden. Der Apfel besitzt auch tonische, d. i. stärkende Eigenschaften und enthält mehr Phosphor als irgend eine andere Vegetabilie; deshalb ist er für Leute, die in immer geistig erregtem Zustande leben und zu leiblicher Anstrengung nicht disponiert sind, ein sehr geeigneter Diätartikel. Er nährt das Gehirn und regt die Leber an, was solche Personen gerade bedürfen. Der Apfel ernährt und erfrischt sowohl den Körper wie den Geist. Er ist eine rechte, echte Hausfrucht, reichhaltig, schön und kräftig und heimelt uns mit seinen roten Wangen an, wie kein anderes Obst. Mit Ausnahme der Erdbeeren, die aber nur kurze Zeit uns ihre Früchte bieten, könnten wir eher alle anderen Obstfrüchte entbehren, zumal die Äpfel bei richtiger Aufbewahrung das ganze Jahr hindurch dauern.

Äpfel und Beerenfrüchte lösen die Eiweißstoffe des Körpers, tragen deshalb viel zur Ernährung bei und wirken kühlend auf das Blut. Nur ein wenig nahrhafter als die Gemüse, weniger nahrhaft als die Kartoffeln, haben sie aber vor letzteren den Vorzug, daß sie das Blut nicht mit Fett (auch Stärkemehl) überladen. Dünnere Blut kreist aber z. B. lebhafter durch die Adern der Südseebewohner, d. i. der Völker in jenen gesegneten Ländern, die den Obstgenuß zur Hauptnahrung haben.

Wegen seiner auflösenden, die Absonderung und Bewegung des Darmes anregenden Wirkung verdient es das Obst überhaupt, verdienen es aber die Äpfel insbesondere, immer hoch geschätzt zu werden, auch abgesehen von ihrem Wohlgeschmack, der sie namentlich zu einer Lieblingskost der Kinder gemacht hat; denn ihr Genuß ist gesund und auch zur leiblichen Zeitentwicklung nützlich. Immer jedoch hat man sich vor unreifem Obste zu hüten. Mit Recht werden auch die Schalen nicht mitgenossen, da dieselben ja vorzugsweise aus hartem, unverdaulichem Zellstoffe bestehen.

Äpfel und Birnen wurden schon in den Gärten der homerischen Phäaken gezogen. Die Römer gaben sich besonders mit der Kultur dieser Früchte ab und erlangten von ihnen verschiedene und immer zahlreichere Spielarten. Die Ärzte des Altertums bedienten sich des Obstes, der Äpfel insbesondere, häufig zur Stillung des Durstes, zur Mäßigung des Fiebers und zur Eröffnung des Leibes. Die alten Heiden, die weder durch die Heilmittel der thrazischen Tafeln, noch durch die von Rhöbus den Ärzten verliehenen Mittel gesund wurden (Euripides), hatten, von einem instinkttartigen Triebe geleitet, im Genuße von Obst vielfach Genebung gesucht und auch oft Heilung gefunden. Allmählich fanden dann

auch einzelne Aerzte Veranlassung, das Obst als diätetisches Mittel und als Heilmittel ausdrücklich zu empfehlen.

Heute wird zum Segen der gefunden wie der leidenden Menschheit das Obst ziemlich häufig verwendet, wenn auch immer noch nicht in dem Maße, wie solches genossen zu werden verdient. Manche Leidende wallfahrten mit Recht scharfweise in Obstgärten, um dort im Herbst an Äpfeln und Trauben sich zu laben und aus ihnen frische Gesundheit zu schöpfen.

Zu den allgemeinen Wirkungen des Obstes, insbesondere der Äpfel, gehören vor allem die angenehmen Einflüsse auf die im Munde und Schlunde verbreiteten Geschmacks- und Gefühlsnerven. Wegen seines hohen Wassergehaltes hat das Obst auch die Eigenschaft, viel Wärme abzugeben oder anzunehmen, weshalb es stark kühlend wirkt. Die darin enthaltene Säure regt besonders die Speichelabsonderung an. Können ja unreife, noch saure Äpfel selbst durch ihren Reiz die Mundschleimhaut zur Entzündung bringen. Wegen der schwächeren und mildreizenden Wirkung, die säuerlich-süße Äpfel auf die Schleimhaut-Auskleidung der Atmungswege ausüben, wird auch daselbst die Schleimabsonderung etwas vermehrt.

Besonders aber wirkt die Äpfelsäure in Verbindung mit Zucker, wie sie auch in reifen Äpfeln vorhanden ist, sehr angenehm auf die Geschmackswerkzeuge. Macht ja auch dieselbe Äpfelsäure einen bedeutenden Teil der in den Trauben enthaltenen Säure aus und verleiht ihnen den Wohlgeschmack. Unter allen Umständen übt der Genuß von Äpfeln eine gesunde Wirkung aus, essen wir also oft von diesem Vederbissen.



Nützliches fürs Haus.



Trocknen junger Erbsen. Jede erfahrene Hausfrau weiß, wie viele Unannehmlichkeiten das Einkochen der Erbsen in Flaschen, Gläsern oder Blechbüchsen mit sich bringt, mit welchen Umständenlichkeiten, abgesehen von den bedeutenden Kosten, womit das Verlöten der Büchsen verknüpft ist. Ist das alles glücklich überstanden und man öffnet im Winter ein Gefäß, so sind oft durch ein winziges Löchlein die abscheulichen Schimmelpilze eingedrungen und haben den ganzen Inhalt zerstört. Alle diese Unannehmlichkeiten vermeidet man leicht, wenn man seine jungen Erbsen auf folgende Weise behandelt. Die jungen Erbsen werden ohne Schoten — Zudererbsen natürlich mit den Schoten — mit einer genügenden Menge Wasser einmal aufgekocht oder in kochendem heissem Wasser geschüttet und einige Minuten darin gelassen. Dann entfernt man mittelst Durchschlag das Wasser und bringt die Erbsen sogleich auf eine Hürde, die mit Sackseilen bespannt ist — nicht mit Papier unterlegt, da diese die Wärme schlecht durchläßt — in den Bratofen, wo sie bei einer Temperatur von 40–60 Grad so lange getrocknet werden, bis sie ganz hart und spröde wie Glas geworden sind. Alsdann füllt man sie in eine Blechbüchse oder trockene Flasche und verschließt diese sorgfältig. Soll die Mahlzeit angerichtet werden, so weicht man die trockenen Erbsen eine Nacht in kaltem Wasser ein, setzt sie mit demselben Wasser aufs Feuer und behandelt sie wie frische. Würde man das Wasser wegschütten, so würde man sie eines großen Teiles ihres Zuckers und Wohlgeschmacks berauben. So zubereitet sind sie von frischen Erbsen kaum zu unterscheiden, zumal mit jungen Möhren gekocht, die auf gleiche Weise behandelt wurden. Ebenso kann man mit Bohnen und großen Bohnen verfahren, und sich so leicht ohne Kosten mitten im Winter die schmackhaftesten Sommerpeisen verschaffen.

Frühherdbeeren. Anfangs Juli schneidet man gut bewurzelte Ausläufer von den alten Pflanzen ab und setzt sie in Töpfe von 16 Zentimeter Durchmesser. Diese Töpfe werden bis zu zwei Drittel ihrer Höhe an einem freien, sonnigen Platze des Gartens eingegraben. Im Herbst, wenn die ersten Fröste eintreten, werden die Töpfe in kalte Mistbeete gebracht und durch Decken gegen das Eindringen des Frostes geschützt. So bleiben sie ohne weitere Sorgfalt bis zum Februar, wo die Mistbeete aufgedeckt und bei sonnigem Wetter gelüftet werden. Im März werden dann die Töpfe in erwärmte Beete gestellt, wobei die Pflanzen bald lebhaft zu treiben beginnen. Bei sonnigem Wetter wird Luft gegeben, aber schon um 3 Uhr die Strohecke aufgelegt, um

das zu starke Sinken der Temperatur zu verhüten. Im April hat man dann reife Früchte, wovon der Topf in großen Städten zu sehr gutem Preis, in Paris z. B. wenigstens mit eineinhalb Franks bezahlt wird. Auf diese Weise kann das Treiben ganz ohne Anwendung von Glashäusern bewirkt werden. Ein Haupterfordernis für dieses Verfahren ist, zeitig gut bewurzelte und kräftige Ausläufer zu erhalten, welche die Pariser Gärtner dadurch gewinnen, daß sie im Frühjahr eine Anzahl junger Pflanzen in kalte Mistbeete setzen.

Spinat-Pudding. Man liest recht sorgfältig vier Handvoll Spinat, wäscht ihn und blanchiert ihn in siedendem Salzwasser. Darauf wird er ausgedrückt, feingehackt und in etwas Butter gebünstet. Nach diesem schält man die Rinde von ein bis zwei Semmeln, weicht die Krume in Milch, drückt sie fest aus und tut nebst einem halben Kilogramm gehackten kalten Kalbsbraten oder ein bis zwei gehackten geräucherteren Nieren, einer gehackten Zwiebel, etwas Petersilie und 125 Gramm feingeschnittenen Speck zu dem Spinat, um alles unter beständigem Rühren einige Minuten mit durchzuschwizen und zum Auskühlen auf die Seite zu stellen. Man rührt nun 125 Gramm Butter zu Schaum, mischt nach und nach Eidotter, die Spinatmasse, etwas Salz, Muskatnuz und den Schnee der Eiweiße darunter, streicht eine Form mit Butter aus, belegt den Boden kreuzweis mit baumtreifen Streifen von dünn gebadenen Eierkuchen, füllt die Spinatmasse hinein und kocht den Pudding eineinviertel Stunde im Wasserbad. Beim Anrichten stürzt man ihn auf eine Schüssel und serviert ihn mit rohem Schinken und brauner Butter.

Italienischer Lungenbraten. Ein gut geklopfter Lungenbraten wird mit Speck und kleinen Stücken Mart, welche beide man vorher mit Salz und Pfeffer bestreut hat, ferner mit durch Kapern gewürzten Sardellen gespickt und mit Mehl bestäubt; es werden dann Zwiebel und Grünzengewürze mit Speck, 2 Eßlöffel voll feinem Tafelöl und einem Glas Wein mit dem Lungenbraten in einer zugebedeten Kasserolle zwei Stunden gedünstet; sodann läßt man ihn ungedeckt etwas Farbe bekommen, bis der Saft verdunstet ist, und gibt dann so viel Suppe zu, als erforderlich ist, eine schöne, dickflüssige Sauce zu bilden, welche vor dem Servieren über den Braten passiert wird. Auf dieselbe Art kann man auch jede andere Gattung Rindfleisch zubereiten, wobei nur zu bemerken, daß das Kochen alsdann längere Zeit in Anspruch nehmen muß.

Buttermilch-Kaltschale. Ein großes Stück Schwarzbrot wird gerieben und mit 2–3 Eßlöffeln Zucker in einer flachen, runden, eisernen Pfanne unter beständigem Rühren braungeröstet und dann ausgekühlt. Die kalte Buttermilch wird mit etwas süßem Rahm vermischt, über zerbröckelten Zwieback oder Weizbrotscheibchen aufgeschüttet und mit dem gerösteten Schwarzbrot bestreut, serviert. Oder man gibt auf jeden Teller einige Löffel geriebenes ungeröstetes Schwarzbrot mit Zucker und Zimmt und füllt mit Rahm vermischte Buttermilch darauf.

Sommerkaltshalen. Sehr erfrischend ist eine gemischte Kaltshale, zubereitet aus Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschchen, natürlich ohne Kerne, und Himbeeren. Diese Früchte kommen alle in einen Topf und werden dicht mit Zucker bestreut, eine halbe Stunde lang im Wasserbad gedünstet. Dann werden einige Flaschen leichten Wein zugefüllt und diese Kaltshale nach vollständiger Erhaltung mit Makronen serviert. Es lassen sich aber auch ebenso von jeder Frucht gesondert in derselben Weise Kaltshalen herstellen. Anders verfährt man bei Herstellung von Milchkaltshalen. Hier wird zuerst die Milch mit Zucker, Salz und Gewürz gekocht, worunter verstanden sind: Vanille, Zimmt, auch Zitrone und Mandeln. Die Milch wird dann kochend mit mehreren Eidottern verquirlt und nach dem Erkalten ein Gläschen beliebigen Liqueurs zugemischt. Diese Kaltshalen erhalten als Einlage: kleine Klößchen von Eiern, oder Mandeln, oder Reis, oder Gries, oder auch eingezuckerte Früchte.

Erkennungsmittel für echte Vergoldung. Die älteste und noch immer stichhaltigste Probe ist die, daß man an einer passenden, nicht auffälligen Stelle vermittelst eines aufgeschnittenen Federkiels einen feinen Strich mit Salpetersäure über die Vergoldung zieht, bleibt die Vergoldung dadurch unverändert, so ist sie echt, andererseits wird sie schwarz. Um keinen Schaden anzurichten, muß man aber mit Lötlapier die aufgetragene Säure sofort sorgfältig wieder entfernen.



Unsere Bilder.



— Die Villa Bonaparte, (vergl. die Abbildung Seite 233), die der preussische Staat für seine Gesandtschaft beim Vatikan angekauft, hat daher ihren Namen, daß sie lange Jahre im Besitz der Familie Bonaparte war, aus der sie zuletzt der Kardinal Bonaparte, der noch von Papsi Pius IX. ernannt war, bewohnte.

— Marcella Sembrich, die berühmte Opernsängerin, (vgl. das Bild Seite 235, beabsichtigt, sich von der Bühne zurückzuziehen. Die gezeierte Künstlerin steht im 52. Lebensjahre. Ursprünglich war Marcella Sembrich nicht zur Sängerin bestimmt, sondern zur Klavierpielerin. Als solche wurde sie von Wilhelm Stengel in Lemberg, ihrem späteren Gatten, und von Franz Liszt in Wien ausgebildet. Als sie 17 Jahre alt war, wurde man auf den wunderbaren Wohlklang ihrer Stimme aufmerksam und veranlaßte sie, sich dem Gesangfach zuzuwenden. 1877 ging sie unter dem Künstlernamen Marcella Sembrich zur Bühne, wo sie alsbald der ausgesprochene Liebling des Publikums wurde.

— Ein Wendepunkt in der deutschen Politik. (Vergl. die Bilder Seite 236 und 237). Die Abstimmung über die Erbanfallsteuer im Reichstage, die eine Niederlage der deutschen Reichsregierung bedeutete, zwang den Reichskanzler, um seine sofortige Entlassung zu bitten, doch hat der Kaiser, der in viel weite, den Fürsten Bismarck ersucht, noch bis zur — inzwischen bereits zwischen der Regierung und den jetzigen Mehrheitsparteien vereinbarten — endgiltigen Regelung der Reichsfinanzreform im Amte zu bleiben.



Zur Unterhaltung.



— In der neuen Wohnung. Mieter: Hören Sie mal, Herr Wirt, bei mir gibt es ja so viel Wanzen! — Wirt: Habe ich Sie nicht gleich gefragt, ob Ihnen die Tapeten nicht etwas zu lebhaft seien?

— Gelungene Beruhigung. Tante: Ach, ihr jungen Leute seid ja undankbar! Nur wenn ihr Geld braucht, denkt ihr an eure Tante! — Nefte: Aber — da tust du uns ja Unrecht! Du solltest nur mal hören, wie es immer bei uns heißt: „Meine Tante — Deine Tante!“

— Fruchtlos. Gerichtsvollzieher: Ja, wissen Sie, mein Lieber, wenn Sie nicht zahlen können, muß ich Sie pfänden. — Schuldner: Bitte, genießen Sie sich nicht — pfänden Sie mich — für meine Person gibt Ihnen kein Mensch einen roten Heller.

— Druckfehlerteufel. Seine schönsten Stunden verlebte das junge Liebespaar in des Seifensieders Lauge.

— Ultimatum. Professor: Ja, ja, Meier, Sie sind ein ganz sauler Schüler, ich muß doch mal mit Ihnen über den Herrn Direktor Rücksprache nehmen.

— Heiratsgesuch. Ein armer Teufel sucht einen reichen Engel.

— Rettung. Arzt: Ich muß Ihnen offen gestehen, gegen Ihr Leiden ist mir kein Mittel bekannt. — Patient: Na, dann kann mir also noch geholfen werden.

— Schlauer Junge. Otto (zu seiner kleinen Schwester, die heftig weint): Sei jetzt still Marie, dem Papa ist das Bein eingeklappt.

— Erstannlich. Süßel: Du, Simpel, wohin willst du denn? — Simpel: Auf die Universität. — Süßel: Na nu, du bist noch kein Professor.

— Kasernenhofblüte. Sergeant (zu einem Rekruten, der mit offenem Munde da steht): Sterk, mach' er sein großes Maul zu, oder ich lasse das gefährliche Loch gleich mit ein paar Fuder Sand zuwerfen!

— Ungerechtes Urteil. „... Da sagen die Leute, ich hätte mein ganzes Vermögen vertrunken. Was kann ich dafür, daß mein Vermögen nicht größer war.“

— Maltität. Aneipwirt (das Fenster öffnend, zu den Gästen): Ein bißchen Sauerstoff eintreten lassen, nicht wahr. — Ein Gast: Aber wozu denn, hier steht ja Bier genug!

— Prozig. Herr Kommerzienrat, Ihr Sohn ist ein wahrer Taufensassa. — Bitte sehr, ein Millionerassa!



Rätselreife.



Bezierbild.



Wo ist die Blumenfee?

Buchstaben-Rätsel.

Mit „a“ ist's ein Fett,
Ein Perlschmuck mit „e“,
Mit „i“ sagst du's bitternd,
Wenn zu lang bleibt der Schnee.

Gleichklang.

Bist du's im Sinne des Einen,
So acht' auf der Güter Gewinn,
Der dir vergänglich muß scheinen,
Bist du's im andern Sinn.

Tausch-Rätsel.

Geier, Gabe, Abel, Rebel, Neben, Gran, Hagel, Masse, Weite, Aden, Pose, Bahn, Fuge, Felle, Kast, Lider, Fuch. Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umtausch des Anfangsbuchstabens ein neues zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen im Zusammenhang einen Vorgang in der Natur, die alle Herzen erfreut.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lierfilbig: Balustrade.

Rebus: Manjesalle.



Heimkehr.

Von Richard Beder.

(Nachdruck verboten.)

Im leisen Wehen des Abendwindes wogte und wallte das violettrote Blütenmeer der Haide in seiner schweigenden Einsamkeit. Hier und da ragte eine einzelne schlankte Weißbirke wie der mit zerrissenen Segelfetzen behängte Mast eines verfunkenen Schiffes aus dem Haide Meer oder eine verwitterte Dorfkanne schien, einem alten Fahrzeug nicht unähnlich, auf den Blumenwellen zu schwimmen. Eine friedliche Stille herrschte ringsum, unterbrochen nur von dem Zirpen der Grillen und dem Summen der von der Blüte zu Blüte fliegenden Bienen.

Da kreischte schrill ein Kiebitz vom fernen Marschgebiet herüber und störte die Gedanken des jungen Mannes, der schnellen Schrittes durch die Haide wanderte. Es war eine hohe, kräftige Figur, und die Uniform der Schutztruppe von Deutsch-Südwest kleidete ihn gut. Der große Hut mit der an der einen Seite aufgeschlagenen und von der schwarzweiß-roten Kofarbe gehaltenen Krempe überschattete ein sonnebräuntes, männlich schönes Gesicht, das ein dichter blond-schwarzer Schnurrbart schmückte, und aus dem zwei blaue Augen in freudigem Schimmer die Haide überblickten. War es doch auch die Heimat, die er jetzt nach nahezu fünf Jahren wieder sah. Der Kiebitzschrei hatte ihn nur für einen Augenblick seinen Gedanken zu entreißen vermocht, dann hatte ihn die Erinnerung wieder gefaßt.

Ja, das waren bald fünf Jahre her, seit er Abschied genommen hatte von Hause. Wie hatte ihn die Mutter geküßt und ihm wie einst als Kind über das Nachshaar gestrichen. Heinrich bleib gut, hatte sie in bangem Schmerz gesprochen. Der Vater hatte ihm nur die Hand gereicht. 'Werd' ein Mann, hatte der finsternen Blickes gesagt, und dann komme wieder. O, er hatte ihn damals in seiner Torheit bald geküßt, den strengen Vater. Der hatte ihn gehorfeigt, als er eines Abends mit den jungen Burschen des Dorfes gezecht hatte und über die bewilligte Zeit hinaus im Wirtshause ge-

lessen war. Das konnte er sich doch als Zwanzigjähriger nicht mehr gefallen lassen. Ausbrausend war er gegen den Vater gewesen, der Alkohol hatte seinen sonst so gutmütigen Sinn beherrscht und er hatte gedroht, fortzuziehen in die weite Welt. Er hätte es auch getan, wenn die gute Mutter nicht gebeten und gesiegt hätte. Da hatte er denn den Mittelweg gefunden. Fort mußte er ja, er konnte nicht bleiben nach dem entehrenden Schläge, da hatte er sich zum Militär gemeldet, womit auch der Vater einverstanden war. So trat er bei den Oldenburger Dragonern ein, und als dann nach kaum zweijähriger Dienstzeit der Aufstand drüben in Südwestafrika losbrach, da war er einer der ersten, die sich meldeten. Nach Hause war er nicht gegangen — das Wort des Vaters hatte ihm immer im Sinn gelegen: Erst werd ein Mann und dann komme wieder. Da drüben hatte es ihm gefallen, — ob auch der Strapazen unzählige waren, ob der brennende Durst ihm manchesmal Zunge und Gaumen gedörri hatte, — ob auf ermüdenden Marschen im glühenden Sonnenbrand — ob im heißen Kampfe mit den Teufeln von Hereros — er hatte seinen Gleichmut nicht verloren und alles mit unerwütterlicher Ruhe getragen, — da war er ein Mann geworden. Und nun war der Aufstand niedergeschlagen.

Er konnte heimkehren hegesstolz — sogar die Dresen schmückten seine Uniform. O, wie sollte sich Mutter freuen — und auch der Vater. Der Schlag war ja längst vergessen. Er hatte als Soldat sich anderes gefallen lassen müssen von Leuten, die es nicht so gut mit ihm gemeint hatten. Nein, heute war er dem Vater dankbar für den Schlag, denn der hatte ihn zu dem gemacht, was er jetzt war.

Während er sich so die ersten Freuden des Wiedersehens ausmalte, hatte er seine Schritte unwillkürlich beschleunigt. Da tönte ihm eine bekannte Stimme entgegen: „Donnerleisch nochmal, Heinrich — pardon, Herr Unteroffizier, kenne wohl keinen Schulkameraden mehr.“ Der schreckte aus seinen angenehmen Träumen auf und reichte dem jungen Manne, der vor ihm stramm stand, fröhlich die Hand.

„Verzeihe, Franz, ich war in Gedanken. Dafür bist du aber auch der erste, dem ich in der Heimat die Hand drücke.“



Königin Elena von Italien und ihre Kinder.

„Junge, Junge,“ sagte der, wobei er ihn von allen Seiten betrachtete, „was bist du braun gebrannt! Aber es steht dir gut.“

„Es war aber auch verflucht heiß da,“ lachte Heinrich. Das ist noch schlimmer gewesen, jetzt bin ich schon wieder heller geworden. Aber Franz, das erzähle ich dir alles ein ander Mal, ich möchte mich jetzt nicht aufhalten. Komm morgen abend herum. Du kannst dir denken, daß ich Sehnsucht nach Hause habe, nachdem ich bald fünf Jahre fort war.“

„Du, wird sich dein Vater freuen! Neulich hat er noch zu mir gesagt, als er von dem Ende des Krieges gelesen hatte: Jetzt kommt der Heinrich bald wieder, — und hat so glücklich dabei ausgesehen.“

„Ja, und Mutter erst, was wird die sich freuen!“

„Deine Mutter? — Weißt du das denn noch nicht?“

Der Freund blickte ihn traurig und besorgt an.

„Was denn, Franz? — Was schaust du mich so an? — Du machst mich ängstlich. — Was ist es denn, sag,“ fragte Heinrich drängend.

„Sie haben es dir doch geschrieben, — aber ich glaube, du bist wohl schon unterwegs gewesen,“ sagte der Freund mit aufrichtigem Mitleid. „Daß ich auch der erste sein muß, der es dir sagt. Weißt du, — wie der Märzwind kam. Da hat sie draußen gestanden in der rauhen Luft — und da hat sie sich schwer erkältet — das ist schlimmer und schlimmer geworden, — und vor acht Wochen, — mein Gott, Heinrich, nimm dich zusammen, — seine Stimme war leiser geworden und wehmütig drückte er dem Freunde die Hand,“ — vor acht Wochen haben wir sie begraben.“

Ein Schrei, laut und gellend, schallte von Heinrichs Lippen in die Stille der Heide. „Tot! — tot! — sagst du.“ — Er konnte nicht weiter sprechen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Armer Freund“, sagte Franz mitleidig, wobei ihm selbst die Tränen über die Wangen liefen, „armer Freund.“ Er hatte den Arm um die Schulter Heinrichs gelegt. Lange Zeit standen die beiden so, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich machte sich Heinrich los und sagte mit heiserer Stimme: „Zeige mir das Grab, Franz.“

„Aber, geh' erst zum Vater, er wartet auf dich.“

„Nein, nein, erst zur Mutter; komm, zeige mir das Grab.“ Da wandte sich der Freund mit ihm. Schweigend und traurig gingen die beiden jungen Männer neben einander durch die schweigende Heide. Nach einiger Zeit standen sie am Friedhofsgitter. Der Freund zupfte ihn leicht am Arm: „Dort, Heinrich, das vierte in der letzten Reihe. — Bis morgen!“ Noch einmal drückte er die Hand Heinrichs, dann ging er zurück.

Heinrich aber schritt eilig durch die Kirchhofspforte zu dem nahen Grabe, da warf er sich auf die Kniee nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte — und weinte. In seinem heftigen Schmerze war er zuerst keines Gedankens fähig. Nur das eine empfand er mit bitterem Weh: seine Mutter war nicht mehr, — seine Mutter. Allmählich brachten die Tränen ihm Linderung, die Hände falteten sich und inbrünstig betete der in Kämpfen hart gewordene junge Soldat. Lange kniete er dort, er konnte sich nicht losreißen von der Stätte, die sein Bestes und Liebstes umschloß. Er sah und hörte nichts. Er hörte nicht einmal, als der Kies, mit dem die Friedhofswege bestreut waren, unter den Tritten des jungen Mädchens knirschten, das mit einem Topfe Geranien in der Hand näher kam. Das Mädchen ging langsam in Gedanken verjunken dahin. Erst als sie ein paar Schritte vor dem Knieenden stand, bemerkte sie ihn. Ein Schreck fuhr ihr durch die Glieder, daß sie zitterte; der Blumentopf fiel ihr aus der Hand. — Das war er, dessen Bild sie im Herzen getragen, so lange schon, ohne daß er es ahnte. Bei dem Klirren der Scherben schaute Heinrich auf. Im Nu war er aufgesprungen und hielt das Mädchen, das niederzufallen drohte, mit starkem Arm fest.

„Heinrich, Heinrich,“ kam es bebend von ihren Lippen.

„Lenchen, was hast du? — Bist du aber erschrocken!“

„Heinrich, Heinrich,“ stammelte sie nochmals.

„Komm zu dir, Lenchen, ich bin's ja. Heute bin ich heimgekehrt — und finde meine Mutter tot,“ fügte er traurig hinzu. „Aber ihr habt wohl auch einen Toten, und nun liegt der Blumentopf in Scherben. Die Geranie ist geknickt.“

„Ach, Heinrich, ich wollte sie auf deiner Mutter Grab pflanzen,“ erwiderte sie leise.

„Auf meiner Mutter Grab?“ fragte er verwundert.

„Ja, Heinrich.“ Zwei klare, braune Augen blickten ihn anier Tränen an. — Und wie ein Blitz zuckte es in seiner Seele auf, das ist nicht allein deiner Mutter wegen, das ist auch deinetwegen. „Mein Gott, Lenchen, dann hast du mich lieb?“ fragte er. Statt aller Antwort legte sie den Kopf an seine breite Schulter und weinte vor sich hin.

„Hast du mich lieb?“ wiederholte er in halb ängstlicher, halb glücklicher Frage. Sie gab keine Antwort. Aber wie es kam, er wußte es selbst nicht. Plötzlich drückte er sie, die wie ein scheues Vöglein sich an ihn schmiegte, an sich, richtete ihr Köpfchen auf und küßte sie auf den roten Mund. Sie ließ es sich gefallen, selbst als er sie immer und immer wieder küßte, und als er nochmals bange fragte: „Hast du mich lieb?“ Da gab sie ihm den Kuß zurück. — Da wußte er es, daß sie sein war.

In seinem Glücke hatte er das Leid, das ihn drückte, fast vergessen, wenn ihn nicht die Scherben des Blumentopfes, an die er mit dem Fuße stieß, daran erinnert hätten. Sanft löste er sie aus seinem Arm, und Hand in Hand knieten sie jetzt am Grabe seiner Mutter, um von der Toten den Segen für ihre junge Liebe zu erlesen. Dann hob er sie auf: „Nun komm zum Vater.“

„Heinrich, das geht doch nicht, ich kann doch nicht mitgehen.“

„Doch, doch, Lenchen, heute muß alles in Ordnung kommen.“ Wohl sträubte sie sich noch ein wenig, aber durch sein Bitten ließ sie sich endlich bewegen.

Der alte Postmeister Berger saß gedankenvoll in seinem Sessel hinter dem Tische in seiner Wohnstube und paßte mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife. Eine Frau, die ihm seit dem Tode seiner Gattin den Haushalt führte, setzte eben das Abendessen auf den Tisch, als es an der Türe klopfte. Kaum aber hatte sie sich auf sein „Herrein!“ die Tür geöffnet, da hallte ein doppelter Freuden schrei durch das Zimmer. Mit weit aufgerissenen Augen schaute der Alte auf den Ankömmling. Dann aber lag der Sohn in den Armen des Vaters. „Heinrich, mein Sohn — wenn doch die Mutter das noch erlebt hätte!“ Er schob ihn wieder vor sich und blickte ihn stolz und glücklich an: „Junge, sogar die Tressen, das ist brav, da hast du dich gut gehalten. Nun seh' dich her.“ Er wollte den Sohn in den Sessel drücken.

„Mein Vater, noch nicht,“ sagte der, „erst muß ich noch eine Schuld abtragen, die ich heute gemacht habe, und du sollst mir dabei helfen.“

„Eine Schuld?“ fragte der Alte zweifelnd, und zog die Brauen hoch.

„Ja, Vater, hier.“ Er ging hinaus und führte Lenchen ins Zimmer, deren liebliches Gesicht blutübergossen war, und die verlegen die Augen nicht aufzuschlagen wagte. „Hier, Vater, bei der, die soll meine Frau werden, wenn du uns den Segen gibst.“

Da lachte der Alte über das ganze Gesicht. „Jung, Jung, was machst du mir Freund!“ Er tanzte auf seinen alten Beinen durch die Stube und hüpfte wie ein Kind umher. Dann nahm er das junge Mädchen in den Arm. „Hast du ihn denn so lieb, du?“ — er streichelte ihr zärtlich die Wangen, — und mich auch ein bißchen? — Aber sag's nicht, der wird sonst eifersüchtig.“ — Dabei sagte er den Sohn wieder an der Schulter. „Kinder, das ist zu viel Glück auf einmal! Die Lene habe ich mir ja zur Schwiegertochter gewünscht. Da — da habt euch!“ Er legte das junge Mädchen in seines Sohnes Arm. Dann schnob er mit seinem Taschentuch an der Nase, als müßte er einen Tusch dazu blasen, und wischte an den Augen herum, als wäre ihm etwas hineingeflogen. Plötzlich bedachte er sich. Mit einem Sage war er an der Tür und rief der Frau, die still hinausgegangen war, über den Flur: „Mathrin, mal schnell ein paar Klatschen, von den alten, du weißt ja, rechts, mit den blauen Köpfen!“ Noch einmal schloß er beide in seine Arme, dann führte er sie zu Tische. Nach dem Abendessen aber saß der Alte mit seiner zukünftigen Schwiegertochter auf dem Sofa, während der Sohn im Kreise der Angehörigen Lenchens, die schnell herbeigeholt waren, ihnen gegenüber saß und von dem Kriege im fernem Afrika erzählte.



Von der Bühne zum Gerichtssaal.

Das grosse Los.

Humoreske von Friedrich Overmann (Düsseldorf).
(Nachdruck verboten.)

„Ja, liebes Frauchen“, sagte Ernst Held zu seiner besseren Hälfte, „wenn wir das große Los gewinnen, so könnten wir uns in manchem anders einrichten, — ja wenn — wenn, das sagst du immer, aber gewinnen tuft du nimmer.“

„Doch, lieber Mann, ich muß mir einmal ganz heimlich und ganz allein ein Los kaufen, dann — es ist ganz sicher — werde ich gewinnen, du weißt ja, ich habe immer Ahnungen.“

„Um, Ahnungen, ich habe auch welche, lieber Schatz, als du damals zwei Lose und vor kurzem nochmals eins kauftest, hatte ich die Ahnung, daß du nicht gewinnen würdest — und hat mich meine Ahnung betrogen?“

„Wenn du's so nehmen willst, lieber Ernst, so hast du ja Recht, aber sieh einmal, die ersten zwei Lose habe ich mir von jemandem besorgen lassen, und das letzte habe ich mit meiner Freundin zusammen gekauft, das durfte ich aber beides nicht, denn meine Ahnung sagt mir, daß ich nur gewinnen werde, wenn ich mir selbst und alleine ein Los kaufe.“

„Wenn und aber — aber und wenn, dazu deine Ahnungen und du gewinnst mit allen Losen das große Los.“

Ernst Held sagte dieses mit etwas ernster Miene.

„Ach, lieber Mann, nun sei doch nicht gleich böse, ich meine es doch nur gut, wenn ich gerne das große Los gewinnen möchte. Wir könnten uns eine schönere Wohnung nehmen, ein oder zwei Zimmer mehr, einen Salon und ein Schlafzimmer, das wäre doch schön, nicht wahr? Auch könnten wir uns manches erlauben, was wir uns jetzt noch versagen müssen.“

„Was, lieber Schatz, auf einmal unzufrieden?“

„Nein, lieber Ernst, unzufrieden bin ich nicht, gewiß nicht, ich bin zufrieden mit dem, was wir haben, aber schön ist es doch, durch einen Glücksfall zu einem Vermögen zu kommen.“

„Es liegt mir fern, dieses zu bestreiten, denn auch ich möchte ganz gerne über ein — wenn auch kleines — Vermögen verfügen, wir müssen eben leben, daß wir uns eins zusammen sparen, wollen wir auf das große Los warten, so kann's lange dauern, ehe wir das gewinnen.“

Ernst Held stand auf und ging dann einigemal durch das gemütlich eingerichtetete Wohnzimmer, und blieb dann hinter dem Stuhl seiner Frau stehen.

„Denk nicht immer an's große Los gewinnen, Liebling, wir haben jetzt unser Auskommen und wollen hoffen, daß wir bald mehr haben, wie das, ich will schon dafür sorgen. Du weißt ja, nur was der Mensch sich selbst erringt, hat Wert für ihn. Wer sich sein Vermögen durch seiner Hände, seines Geistes Kraft und Arbeit errungen hat, verschwendet es selten, er weiß das Geld zu schätzen. Sieh die Einrichtung unserer Wohnung an, wir haben alles selbst erworben und anschaffen müssen, darum ist uns jedes Stück lieb und

wert, nur mit Wehmut könnten wir uns von diesem oder jenem Teile trennen. Das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen“ könnte sich auch bei uns bewahrheiten, wenn wir das große Los gewinnen. Ich will nicht sagen, daß wir verschwenderisch werden könnten, aber Unglückschläge könnten uns treffen, die uns bald um das Gewonnene brächten. Drum laß Los, Los sein; ich will jetzt noch arbeiten, das sei mein Los und bringt hoffentlich Gewinn.“

Er nahm das Köpfchen seines Frauchens in seine Hände und küßte den kleinen roten Mund der fleißig Stickerin; ein paar Tränlein schimmerten in ihren Augen — sie war immer gerührt, wenn ihr Mann so weise und überzeugend sprach — leise küßte er die Tränen fort und setzte sich an seinen Schreibtisch. — Das Papier knistert — Feder rascheln — Ernst Held, langsam bekannt werdender Schriftsteller, arbeitete an einem Kapitel seines neuesten Romans. Das große Los war vergessen — aber floß da nicht reicher Gewinn aus seiner Feder? — — —

Auch seine Frau arbeitete fleißig. Eine hübsche Stickerin, ein reizendes Deckchen sah seiner Vollendung entgegen — sollte es wohl für den neuen Salon bestimmt sein?, es schien so, denn mit vieler Sorgfalt zog die kleine Frau die glänzenden Fäden durch den Stoff, ab und zu warf sie einen Blick auf den arbeitenden Gatten und dachte:

„Ich kaufe mir doch einmal ein Los — ganz allein und selbst kaufe ich es, heimlich, er soll nichts davon merken, nicht wie's letzte Mal, wo ich's am Ziehungstage ausplauderte. Nein, er soll nichts merken, er darf keine Ahnung haben, dann gewinne ich auch — und o Freude, wenn ich sagen kann, sieh, liebes Männchen, nun habe ich doch das große Los gewonnen, schnell, wir wollen den Gewinn holen, — ach, das ungläubige und dann das freudige Gesicht — — —“

Bei dieser Vorstellung lachte sie laut auf, so daß ihr Mann erstaunt aufblickte.

„Nanu, lieber Schatz, was ist dann los?“

„— ach — Ernst, du — du machtest ein so betrübtes Gesicht beim Schreiben, als — ob du ein Trauerspiel schriebe.“

„Ist auch ernst, was ich jetzt schreibe“, sagte er, innerlich beiriedigt, daß sie ihn heimlich beobachtete, und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Sie war beim Vorbringen der kleinen Büge rot geworden, spann aber bald ihre Gedanken weiter — ja Los — möglich das große Los. — — —

Per pedes geht Ernst Held schnell durch die Straßen, warum denn auch immer die „Elektrische“ benutzen, nein, wenn eben möglich, vermeidet er diese, besonders, wenn's regnet; er wird dann nicht immer angerempelt, weil fast alles fährt, dann hat er schöne Muße, „Neues“ zu denken und zu formen. Den erparten Groschen tut er jedesmal prompt in ein Extra-Fach seiner Börse und hat sich ein kleines Sümmchen da angesammelt, so kauft er seinem Frauchen etwas dafür und überrascht sie damit, weil sie das so liebt.

Na, was gibt's denn dort wieder, dachte er und ging auf ein Schaufenster zu, vor dem eine kleine Anzahl Schau-lustiger stand.

Bald sah er, daß sich dort ein Lotteriegeschäft bejaud. Schon wollte er weiter gehen, da fiel sein Blick auf die großen leuchtenden Plakate „Uebermorgen Ziehung der großen — — Dombau-Lotterie Hauptgewinn 75 000 Mark. Los à Mark 3,30 einschließlich Gewinnliste usw. Er wollte sich umwenden und weiter gehen, aber die fettgedruckten „75 000 Mark“ lachten ihn doch zu sehr an.

Die gewinnen, schön wär's doch — ach was, Unsinn und nun wandte er sich bestimmt um. Da fiel ihm die Ahnung seiner Frau ein — ganz heimlich und selbst muß ich das Los kaufen, wie wär's, dachte er weiter, wenn ich ein Los heimlich selbst kaufe, Glück könnte ich doch auch einmal haben — hast, die Spargroschen der Elektrischen, die müssen gewinnen. Verstoßen zieht er seine Börse und zählt — 44 Spargroschen ist 4 Mark und 40 Pfennig schon wieder, allerdings mit einem paar Soblen erpart, aber na — tut nichts, top, ich kaufe ein Los. Schnell ging er zurück und trat in das Geschäft und nach wenigen Minuten war er Hauptgewinn-Anwärter.

Bergnügt ging er nach Hause, nach wenigen Stunden hatte er das Los vergessen.

Am Abend vor der Ziehung der Dombau-Lotterie sah

Ernst Held noch in später Stunde über seine Arbeiten gebeugt, seine Frau hatte sich schon schlafen gelegt.

Da fiel ihm sein Los wieder ein, na, dachte er, das hab ich schön geheim gehalten, ich werd's aber auch weiter nicht ausplaudern, es ist besser so, wenn ich nicht gewinne. Er wollte weiter arbeiten, aber er mußte immer an das große Los, an 75 000 Mark denken, wenn er die gewann, bei wie wollte er dann seine Frau überraschen, wie würde die sich freuen, wenn so unverhofft ihr Wunsch in Erfüllung ginge. Recht hatte sie schon, es wäre schön, wenn er so zu einem Vermögen käme, das würde ihm viel nützen, — eine größere Wohnung, ja, die sollte seine Frau haben, obgleich ihm die jetzige voll-

Wie gewöhnlich arbeitete Ernst Held schon wieder den ganzen Morgen fleißig; er konnte überhaupt morgens und abends am besten schaffen, während er nachmittags mit seiner Frau oder allein spazieren ging.

Heute ging das Arbeiten besonders gut, sein Frauchen war ausgegangen; sie hatte etwas zu besorgen und das Stundenmädchen hatte er zur Post geschickt. Es war alles still — bei, wie die Feder über's Papier flog.

Da schrillte draußen die Schelle. Ernst hörte nichts, da nochmals und anhaltend zum dritten Male. Jetzt sprang er auf, er hatte vergessen, daß er allein war und ging, um zu öffnen.

Der Depeschbote war es. „Ein Telegramm für Held?“

„Bin ich; — danke,“ jagte Ernst, ein Trinkgeld in des Boten Hand drückend.

„Wo mag das her kommen, dachte er; denn es war eine Seltenheit, daß er eine Depesche erhielt; es wird wohl in der Familie nichts passiert sein, grübelte er, als er ins Zimmer zurückging und dann mit etwas zitternder Hand das Telegramm öffnete.

„Ihre Nummer 147 734 Hauptgewinn gezogen. Gratulieren. Lotteriegewinn.“

„Surra!“ rief Ernst Held, und machte nun doch einen Luftsprung, und zwar einen gewaltigen, so daß die Photographie seiner Frau auf dem Schreibtisch umfiel. Das erinnerte ihn daran, daß er sich vorgenommen hatte, vernünftig zu bleiben, er bereute seinen Luftsprung und zwang sich mit eiserner Willenskraft zur Ruhe, las die Depesche noch einmal und überlegte dann, was zu tun sei. Das Resultat war, daß er sich vornahm, zu schweigen, und sich zu überzeugen, ob das Telegramm wahr sei.

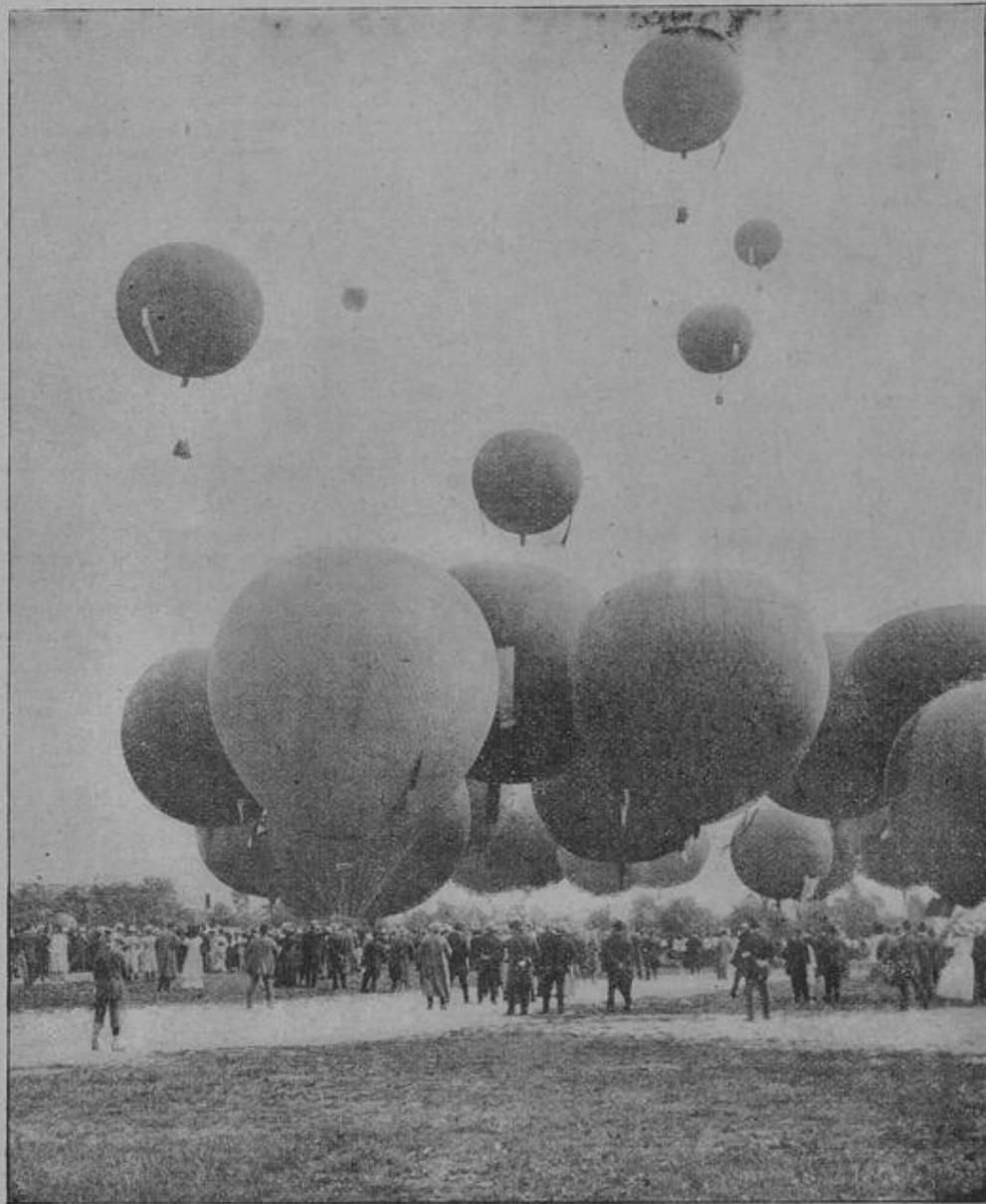
Schnell ist er zum Ausgehen fertig und bestellte dann gerade dem zurücklehrenden Mädchen, seiner Frau zu sagen, daß er ausgegangen sei, weil er Kopfschmerzen habe. Er hatte Mühe dabei, ein Gesicht zu machen, welches nach Kopfschmerzen aussah. In dem Lotteriegeschäft wurde ihm bestätigt, daß sein Los gewonnen habe und mit dem Hauptgewinn auch her-

ausgekommen sei. Den Gewinn könne er in den nächsten Tagen abholen.

Jetzt ging Ernst Held in ein Restaurant und trank eine Klatsche Wasser; denn es wurde ihm doch ein wenig schwül. Bald aber hatte er sich bezwungen, und als er nach Hause kam, merkte sein Frauchen weiter nichts, er aber schüttelte Kopfschmerzen vor, um Ruhe zum Nachdenken für seine Pläne zu haben.

Die folgenden acht Tage war Ernst wenig zu Hause, er hatte „etwas zu besorgen“, wie er einfach zu seiner Frau sagte. Irna lie aber etwas besorgter, so sagte er:

„Lieber Schatz, mach' dir keine Gedanken darüber, was ich



Eine Ballonjuchsjagd in Köln a. Rh.: Der Aufstieg.

ständig genügte, er aber würde reisen können, das war sein Lieblingswunsch, denn das würde ihm von großem Nutzen sein. Soweit mit seinen Gedanken gekommen, drehte er sein Licht aus und ging leise, um seine Frau nicht zu stören, ins Schlafzimmer, und legte sich zu Bett.

Lange konnte er nicht einschlafen, er dachte noch immer an den Hauptgewinn von 75 000 Mark. Zuletzt nahm er sich vor, sich nicht aufzuregen, wenn er gewinnen würde, sich zu keinem Luftsprung hinreißen zu lassen, sondern ganz ruhig zu bleiben und zu schweigen, bis er das Geld in Händen hatte.

Mit diesem Vorfaß schlief er ein.

jetzt immer draußen tue und besorge, es ist für unsere Zukunft, in einigen Tagen wirst du alles erfahren

jetzt wollen wir zusammen etwas besorgen. In Kürze werden wir eine größere Wohnung haben können, ich habe schon



Abendfrieden.

Eines Tages sagte Ernst dann zu seinem Frauchen:
„Komm, lieber Schatz, mach' dich zum Ausgehen fertig.“

eine in Aussicht, die dir gefallen wird.“
Bald befand sich das Ehepaar draußen, und er führte seine

Frau in eine vornehme Straße, von der sie oft gesagt hatte, „hier möchte ich wohnen“. Dann traten sie in ein schönes Haus. Für die verwunderten Fragen seiner Frau hatte er nur ein stilles Lächeln.

In dem schönen Hause machte Ernst auf der ersten Etage halt und schloß selbst die Korridor tür auf, auf den fragenden Blick seiner Frau antwortete er:

„Diese Etage ist frei, der Besitzer hat mir die Schlüssel anvertraut, vielleicht kommt er gleich, er hat noch eine Salon- und eine Wohnzimmer-Einrichtung hier stehen.“

Sie traten ein und gingen durch die großen lustigen Zimmer. Ernst amüsierte sich heimlich, daß seine Frau alles so wohlwollig fand, daß hier und da und dort hinein nur die eigenen Möbel gestellt zu werden brauchten, dann könne man sogleich da bleiben, — ach, und das Wandern über den schönen Salon, das gediegene Wohnzimmer, welche dem Hausherrn gehörten — schade — gerade so, wie sich's die kleine Frau gedacht hatte. Und alles so neu, so herrlich. — Nun war kein Halten mehr an ihr, so mußte die eigene Wohnung werden.

Ernst glaubte nunmehr seiner Frau die schönste Ueberreichung bereiten zu dürfen.

„Also, das gefällt dir hier — so möchtest du's haben, ja? — nun, so nimm's denn hin, ich habe die Wohnung schon gemietet. In die leeren Zimmer kommen uniere Möbel“ — er bemühte sich, fest zu sprechen — „den Salon und das Wohnzimmer darfst du auch gleich behalten, ich habe alles gekauft!“

Und als seine Frau ihn fassungslos ansah, fuhr er fort:

„Ja, Liebling, dieses gehört nun alles dir, ich schenk es dir — fort nun mit den Heimlichkeiten der letzten Tage ich habe das große Los, welches du gewinnen wolltest, gewonnen — sei nicht böse drum, es ist ja so gerade so gut.“

Sprachlos blickte Frau Held ihren Mann lange — lang an, dann erst schien sie richtig zu verstehen, zu begreifen.

„Liebster Mann!“

Ihre weichen Lippen preßten sich auf seinen Mund — „willst du denn heute gar nicht aufstehen —?“

Mit dem gewohnten Kusse weckte Frau Held ihren Gatten, der sich verwundert die Augen rieb.

Zu Befehl, Herr Oberst.

Militärhumoreske von Johann Tenge (Düsseldorf.)
(Nachdruck verboten.)

Feldwebel Frank las seinem Kompagniechef auf der Schreibstube die Parolbefehle vor.

1. Garnison- und Divisionsbefehle pp.
2. Regimentbefehl: Ich habe in letzter Zeit mit großem Mißfallen bemerkt, daß die Mannschaften auf der Straße eine schlappe Haltung zeigen; auch der Anzug läßt wieder viel zu wünschen übrig. In Zukunft bestrafe ich jeden, der sich auf der Straße vernachlässigt, mit Arrest . . .

„Hm“, Der Hauptmann nickte mit dem Kopfe. „Dann müssen wir uns vorsehen. Das ist nun einmal dem Herrn Oberst sein Siedensperd.“

„Es würde am besten sein, Herr Hauptmann, wenn noch mal gründlich hierüber instruiert würde.“

„Ja! — Ja! — Aber wir haben noch wichtigere Thematia, Hem.“ — Der Hauptmann stützte das Kinn auf den gekrümmten Zeigefinger der linken Hand und dachte nach. Auf einmal richtete er den Kopf wieder hoch und sagte: „Es nuht nichts, Besser ist besser. Wollen lieber darüber instruieren lassen. Notieren Sie: Morgen vormittag von 7—8 Uhr Instruktion über Anzug und Benehmen auf der Straße durch die Unteroffiziere; Aufsicht: Witzfeldwebel Dicker. Im übrigen Dienst wie gewöhnlich.“

Feldwebel Frank las den Befehl nochmal vor. Der Kompagniechef nickte zum Zeichen des Einverständnisses. Dann saate er, indem er vom Stuhle aufstand: „Die Unteroffiziere sollen bei allen Gelegenheiten streng darauf halten, daß die Leute laut und deutlich antworten. Der Herr Oberst ist bei der heutigen Offiziersversammlung beinahe wild geworden. Er hat gestern in der Stadt einen Mann angetroffen, der zu schlapp umgectnallt hatte. Und als der Regimentkommandeur den Mann gefragt hat, verajst der dumme Kerl das „Zu Befehl, Herr Oberst!“ hinterher zu sagen. Die Leute sind auch zu dumm. Diese einfache So he

können sie nicht behalten. . . Das ist eine Aufgabe für die Unteroffiziere. Bei allen Antworten sollen sie streng darauf halten, daß stets der Zusatz folgt: „Zu Befehl, Herr Unteroffizier.“ Dann wird's nicht passieren, daß es beim Herrn Oberst vergessen wird. Der Herr Regimentkommandeur kann sich sehr aufregen, wenn seine Befehle nicht befolgt werden. Also — sehen wir uns vor, Feldwebel! Machen Sie den Unteroffizieren die Hölle heiß, daß bei uns so etwas nicht passiert. Ich möchte mir nicht gern solche Liebenswürdigkeiten sagen lassen, wie heute mittag der Hauptmann v. d. Schule sie anhören mußte.“

Der Hauptmann hatte sich in Eifer geredet. Er nahm den Kneifer ab und putzte umständlich die Gläser an dem rechten aufgehakten Ueberrockhüpfel.

„Wenn die Leute au h noch so krumm und dumm sind, dann können sie aber das Maul aufmachen, wenn sie gefragt werden.“

Der Hauptmann Grunert setzte den Kneifer wieder auf und wandte sich der Tür zu. Feldwebel Frank ging schweigend hinterher. Er kannte seinen Kompagniechef ganz genau und wußte, daß es bei solcher verärgerten Stimmung besser war, so wenig wie möglich zu sagen. Der neue Herr Oberst mußte bei der Offiziersversammlung nicht schlecht geschimpft haben, sonst wäre sein ruhiger Kompagniechef nicht so aufgeregt. Feldwebel Frank hatte schon mehrere Regimentkommandeure während seiner beinahe 12jährigen Dienstzeit gehabt, aber jeder hatte ein anderes Siedensperd geritten. Dieser hatte es nun einmal auf das „Zu Befehl, Herr Oberst!“ abgesehen. Neue Befehle lehren gut, dachte er.

Auf dem Flur kam gerade ein Mann heran, der aufhehend zur Küche gehen wollte, da er einen Schnaps in der Hand hatte. Der Feldwebel bemerkte gleich, daß der Mann keine Schürze vorhatte, sich also in unvorschriftsmäßigem Anzuge befand. Hauptmann Grunert schien zuerst nichts zu merken. Schon wollte der Feldwebel aufatmen, da blickte der Hauptmann auf. Sein Gesicht verfinsterte sich. Gestern hatte er noch darauf aufmerksam gemacht, daß er jeden den er in unvorschriftsmäßigem Anzuge sehe, mit Arrest bestrafen würde.

„Sehen Sie ihn an, Feldwebel!“ Des Hauptmanns Stimme klang grollend und unheilverkündend.

Feldwebel Frank machte das vorschriftsmäßige ernste Gesicht und blickte nach dem Bösewicht hin.

„Sehen Sie ihn an, Feldwebel!“ Des Kompagniechefs Augenbrauen zogen sich immer mehr zusammen.

Der überraschte Soldat wurde merklich kleiner. Er knickte bei jedem Worte seines gestrengen Kompagniechefs mehr und mehr in sich zusammen. Sein rundes, dickes Gesicht war blaß geworden, und die aufgeworfenen, etwas wulstigen Lippen zitterten vor Aufregung. Man konnte an seinen Gesichtsmuskeln sehen, daß er dann und wann die Zähne zusammenbiß.

„Sehen Sie ihn an, sagte der Hauptmann zum dritten Male. „So lauft das hier herum!“ lehte er ironisch hinzu. „Was der Kompagniechef befiehlt, ist in den Wind gebrochen. Unlaublich! Schreiben Sie, Feldwebel! Der Rüstler — Wie heißen Sie“, fragte er den zitternden Soldaten.

Der Angeredete suchte zusammen. Erst biß er nochmal kräftig auf die Zähne, um die angestregten Nerven etwas in Ruhe zu bringen, dann öffnete er den breiten Mund und brüllte aus Leibeskraften: „Rüstler Pinkelpant, Herr Hauptmann!“

Er hatte so laut geschrien, daß die Leute aus den Stuben gestürzt kamen, weil sie glaubten, es sei plötzlich alarmiert worden. Verwundert blieben sie stehen, als sie ihren Kompagniechef sahen. Der Feldwebel winkte ihnen heimlich zu, sie sollten sich entfernen. Darauf verschwanden sie schleunigst wieder in ihre Stuben.

Des Hauptmanns zorniges Gesicht hatte sich wieder geläutert. Das war eine Antwort gewesen, die hätte er dem Regimentkommandeur gewünscht. Damit hätte der sicher zufrieden sein können. Bräufend sah er dem Rüstler eine Weile ins Gesicht, dann sagte er ruhig und jedes Wort betonend: „Weil du so laut geantwortet hast, mein Sohn, sei dir für diesmal die Strafe geschenkt. Aber — mit einer kurzen Armbewegung nach der Tür zeigend — schleunigst die Schürze vorgebunden!“

So schnell war der schwerfällige und unbeholfene Pinkelpant in seinem Leben noch nicht gelaufen.

„Wann kommen wir auf Wache?“ fragte nach einer kleinen Pause Hauptmann Grunert.

„Morgen, Herr Hauptmann!“

„Dann kommandieren Sie den Pinkepank als Posten vor Gewehr. Der Herr Oberst wird in den nächsten Tagen jeden Mann fragen, der ihm in die Quere kommt, und da steht der Posten vor Gewehr am allermeisten auf dem Präsentierteller. Ich sage Ihnen, Feldwebel, wenn jemand von unseren Leuten gefragt werden sollte, und der Kerl reißt den Mund nicht dermaßen auf, daß der Regimentskommandeur sofort auf dem Rücken liegt — bei Gott, den Lämmel sperre ich unnachlässig ein. Machen Sie das bekannt, Feldwebel; die Sache ist mir fürchtbar ernst.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Der Wachhabende soll aber den Anzug des Pinkepank vorher genau nachsehen, darin scheint der Mann ein wenig bummelig zu sein.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Sonst noch was?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Auf Wiederseh'n.“ Der Kompagnie-Chef schritt dem Portale zu.

Bei allen Kompagnien wurde jetzt eifrig auf das laute Antworten gedrillt. Beim Exerzieren hub überall ein fürchtbares Gebrülle an. Besonders, wenn der Herr Oberst in Sicht kam, wollte einer den anderen überbieten. Die Spaziergänger auf der Königsallee blieben manchmal erschreckt stehen und blickten ängstlich zum Exerzierplatz hinüber, weil sie wunder dachten, was Schreckliches passirt sei. Fortwährend ertönte es in allen Tonarten, von den höchsten Fiffeltönen bis zum tiefsten Baß herunter:

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier!“ — „Jawohl, Herr Sergeant!“ usw. usw.

Feldwebel Frank stand im Kreise der Unteroffiziere und machte ihnen die Befehle bekannt. Die dabei aufgesetzte Amtsmiene sah bedeutend bestimmter und ernster aus, als vorhin beim Hauptmann, und die Mühe, mit dem reichlich langen Schirm, sah tiefer in die Stirn gezogen, wie gewöhnlich. Als der Feldwebel die Befehle verkündet hatte, sagte er: „Mir ist es auch in letzter Zeit aufgefallen, daß die Leute so leise antworten, wenn sie gefragt werden. Halten die Unteroffiziere strenge darauf, daß die Leute den Mund aufmachen, wenn sie angesprochen werden. Morgen kommen wir auf Wache, da ist doppelt notwendig, die Leute nochmal gründlich auf lautes Antwortgeben hinzuweisen. Der Herr Oberst ist sehr böse gewesen, und der Herr Hauptmann bestraft jeden, der nicht laut und deutlich antwortet. So — nun wissen die Unteroffiziere Bescheid. Danke.“

Füsilier Pinkepank stand auf Posten vor Gewehr. Das war der windigste Posten und erforderte die größte Aufmerksamkeit. Alle Augenblicke passierten Offiziere das Tor; dann mußte Pinkepank zum Schilderhause hinein und präsentieren. Glücklicherweise konnte er diesen Griff sehr gut. Wenn er das Gewehr von der Schulter riß und mit seinen großen Häusten zugriff, dann kratzte es, und man glaubte, die Klinge würde in Stücke fliegen. Schon eine halbe Stunde stand er heute auf Posten. Scharf paßte er nach allen Richtungen auf, daß ihm nichts entging. Angst hatte er. Aber eins hatte er sich scharf eingepägt, wenn der Herr Oberst fragte, mußte er laut antworten. Dann und wann räusperte er seine Stimme, ob sie auch noch klar war. Bis jetzt hatte ihn noch niemand gefragt, so daß sein Organ unbedingt noch langfrisch sein mußte. Im Geiste hatte er wohl schon hundertmal gerufen: „Zu Befehl, Herr Oberst!“ Im Moment, als er sich umgedreht hatte, um von der Kasernenstraße zurück zum Schilderhause zu patrouillieren, wäre ihm beinahe vor Schreck die Klinge zur Erde gefallen. Der Herr Oberst ritt gerade durchs Tor und stieg vom Pferde. Pinkepank stellte sich einen Schritt rechts vom Schilderhause auf, richtete sich scharf mit demselben aus, stellte die Fußspitzen genau im rechten Winkel und drehte den Kopf mit kurzem Ruck nach links, zum Herrn Oberst hin. Letzterer schien schlechter Laune zu sein. Pinkepank hörte mit Schrecken, daß er mit seinem Pferdebuschen schimpfte. „In Arrest sperre ich Sie, wenn nochmal solche Bummelerei vorkommt!“ tönte es zur Wache herüber. Das war ein böses Zeichen. In der Wachstube war man auch schon aufmerksam geworden. Die Füsilier sahen sich gegenseitig den Anzug nach, sie bürteten und zupften an allen Stellen. Der wachhabende Unteroffizier trat noch schnell zu Pinkepank hin, um nachzusehen, ob auch alles in Ordnung war. „Laut antworten!“ ermahnte er nochmal, dann trat er schnell zurück, da der Regimentskommandeur ruhig, etwas steif und breitbeinig herangehritten kam. Von weitem winkte er ab, damit das Herausrufen

unterblieb. Geradenwegs schritt er auf Pinkepank zu, der in begreifliche Aufregung geriet. „Zu Befehl, Herr Oberst!“ — „Zu Befehl, Herr Oberst!“ murmelte er noch schnell einige Male. Als der gefürchtete Regimentskommandeur bis auf einige Schritte herangekommen war, riß Pinkepank die Klinge herunter und präsentierte, daß es kratzte.

„Gut der Griff!“ sagte der Oberst in seiner kurzen Weise. Dann setzte er den Kniefer auf, kniff das linke Auge etwas zu und sah den Anzug nach. Der schien in Ordnung zu sein. Das lederfarbene Gesicht mit den vielen Kreuz- und Querfalten bekam einen etwas freundlicheren Schein. Bis jetzt hatte er keine Frage gestellt. Da nahm der Herr Oberst plötzlich mit einer energischen Handbewegung den mit Gold eingesetzten Kniefer wieder ab und stellte sich mit einem Schritt Abstand vor Pinkepank hin. Letzterer wartete gespannt auf die kommende Anrede. Der Herr Oberst schien sich etwas zu bedenken. Auf einmal kniff er wieder das linke Auge beinahe zu, sodas sich sofort im Gesicht die Falten zeigten, neigte den Kopf etwas zur linken Schulter und nach vorn und fragte: „Was machen Sie, wenn hier ein angetrunkenen Mensch durch's Tor will und Sie belästigt?“

Pinkepank holte tief Luft und brüllte los: „Dann sage ich: Machen Sie, daß Sie hier fortkommen, Herr Oberst!“

Der Herr Oberst stutzte einen Moment. „Hm“, brummte er leise und sah dem vor ihm stehenden Füsilier voll ins Gesicht. „Dann will ich aber auch gehen“, sagte er plötzlich und schritt der Kaserne zu.



Nützliches fürs Haus.



— Billiger und dauerhafter Anstrich für Häuser. Kalb 3 L. wird mit Wasser gelöst, dazu abgerahmte Milch 12 L. gemischt, dann wird weißes Burgunderharz 16 L. in Leinöl dreiviertel L. bei gelinder Wärme aufgeweicht, dies der Kalbmilch zugemischt und dann noch Spanischweiß 12 L. dazugerieben.

— Als Hausmittel ist der Essig von großem Nutzen. Mit Zunderwasser gemischt, gibt er ein erfrischendes Getränk bei fieberhaften Krankheiten. Verdünnter Essig mit etwas rotem Pfeffer oder Salz gemischt, ist ein gutes Gurgelwasser bei wehem Halse. Essigwäsungen bei hitzigen Fiebern wirken kühlend und erfrischend, auch sind dieselben bei Nachtschweiß zu empfehlen. Essigüberschläge bei Kopfschmerzen und Essigwäsungen bei Ohnmachten sind allgemein gebräuchlich. Essig auf eine heiße Platte gegossen, wird als Räucherungsmittel bei üblen Gerüchen angewendet. Als Abführer wirkt der Essig ableitend auf den Darmkanal, auch vertilgt er die Fadenwürmer. Als Einspritzung bei Blutflüssen und als Umschlag bei Schnittwunden wirkt er blutstillend. Essigwäsungen sind ein Vorbeugungsmittel gegen Aufliegen. Neuerdings wird Essig mit etwas Salz, ein Teelöffel voll viermal des Tages genommen, als sicheres Mittel gegen chronischen Durchfall empfohlen. Ebenso ist der Essig ein Gegenmittel bei Malaria, Lauge usw., sowie auch bei Vergiftungen durch narlotische Gifte.

— Waidwasser für zarte Haut. Es gibt Personen, welche eine so zarte Haut haben, daß sie sich weder der Luft noch der Sonne aussetzen können, ohne sogleich mit Sommersprossen bedeckt zu sein. Man nimmt, um sie zu vertreiben, folgende Mischung, welche in allen Apotheken zu haben ist: zwei Gramm Borax, 40 Gramm Rosenwasser. Wenn diese Ingredienzien gehörig vermischt sind, wäscht man sich das Gesicht damit alle Abende, ehe man zu Bette geht. Dieses Wasser ist gegen Rote und Finnen auch gut.

Ich hab's!

Die beste Weile, Selb- zu Herstellung und Erhaltung einesmaligen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen

saftmalweichen Haut, eines reinen, blühend-schönen Teints, sowie gegen Sommerprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife.

Bestellt 3 Stück 50 Pfg. in jeder Apotheke, Drogerie und Parfümerie



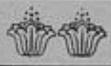
Unsere Bilder.



Königin Elena von Italien und ihre Kinder. (S. das Bild Seite 241.) Die Gemahlin des Königs Viktor Emanuel III. von Italien ist eine Tochter des Fürsten Nikolaus von Montenegro und steht im 37. Lebensjahre; ihre Kinder sind Prinzessin Solange Margherita, 8 Jahre, Prinzessin Masalda, 6 Jahre, Kronprinz Humbert, 4 Jahre und Prinzessin Giovanna, 1½ Jahre alt.

Von der Bühne zum Gerichtssaal. (S. das Bild Seite 243.) Marja Kulkowska, die ehemalige Primaballerina des Petersburger Hofballetts, studierte nach ihrem Fortgang von der Bühne die Rechte und hat sich jetzt in der Schweiz als Rechtsanwältin niedergelassen.

Eine Ballonfuchsjagd in Köln. (S. das Bild Seite 244.) Der Kölner Klub für Luftschiffahrt, ein junger, aber bereits hochangesehener aeronautischer Verein, hat in Köln die größte internationale Luftschiffahrtsskonkurrenz veranstaltet, die in diesem Jahre in Deutschland abgehalten wurde. Das Wettfliegen begann mit einer Ballonfuchsjagd, an der sich 35 Ballons und 15 Automobile beteiligten. „Busley“, der größte der Ballons, erhielt die rote „Bauchbinde“ und wurde als „Fuchs“ verfolgt. Nach zwei Stunden ging der Fuchsballon in einem Tal bei Bischofshöfen nieder. Die vier Ballons, die ihm zunächst landeten, gehören sämtlich deutschen Luftschiffahrtsvereinen: Je einer dem Mannheimer und Niederrheinischen und zwei dem Hamburger Verein für Luftschiffahrt.



Zur Unterhaltung.



— **Jagdglück.** Hast du schon einmal einen Hagen totgeschossen? — Das nicht, aber einmal einen zu Tode erschrocken!

— **Der Schirm.** Erster Professor (im Restaurant): Hatte ich nicht meinen Schirm mitgebracht, Herr Kollege? — Zweiter Professor: Ja, ich glaube — hier ist er ja auch! (Gibt ihm seinen eigenen. Nach einer Pause): Wo ist denn eigentlich mein Schirm? Ich hatte doch auch einen mitgebracht. — Erster Professor: Ist es der vielleicht? — Zweiter Professor: Gewiß, wie kommen Sie denn aber zu meinem Schirm? — Erster Professor: Ist mir selbst unerklärlich.

— **Deplazierte Lebensart.** Nachtwächter (für sich): Gott sei Dank, schon graut der Morgen, da kann ich bald Feierabend machen.

— **Bereinigte Tugenden.** Weißt du, lieber Freund — früher als Mädchen war meine Frau immer so eigen in ihrer Kleidung und, ach, in ihrem ganzen Wesen so innig. — Na, und nun? — Ist sie beides zusammen!

— **Höchste Kaltblütigkeit.** Abstürzender Engländer (zu seinem gleichfalls abstürzenden Diener): John, nimm mal das Fernrohr, und sieh nach, wo wir landen werden!

— **Studio auf Reisen.** Du, Spund hier ist ja ein siebenfaches Echo, laß doch mal unser Zwanzigmarkstück auf dem Felsen klingen.

— **Ihm nicht zu helfen.** Erster Dichter: Nun, Herr Kollege, macht Ihr neues Theaterstück gute Kasse? — Zweiter Dichter: O ja! — Erster Dichter: Aber es ist ja meist nie jemand im Theater. — Zweiter Dichter: Ja, weshalb führt auch der einfältige Direktor mein Stück gerade an solchen Abenden auf!

— **Kindliche Anschauung.** Mutter (zu ihrem Kranken Hans): Wenn du einmal groß bist, läßt dich Papa auch Medizin studieren. — Hanschen: Aber nur süße Medizin!

— **Jungen Chemännern ins Stammbuch.** Lernet uns zu kleiden ohne zu klagen.

— **Sonderbar.** Redner (in einer Versammlung seine Darlegung schließend): Mein Wahlspruch ist und bleibt: „Leben und leben lassen!“ — Fremder: Was ist denn der Mann? — Einheimischer: Totengräber.

— **Mahnung.** Frau (zur eintretenden Köchin): Aber das sage ich Ihnen gleich, ein Militär-Verpflegungsmagazin ist meine Küche nicht!

— **Druckfehler.** Wir erklären uns gern zur Annahme von Geldspenden für die Ueberschwemmten bereit.



Rätselreife.



Bezierbild.



Wo ist denn nun Ihr Schatz geblieben?

Anagramm.

Beugen mußte sich dem Joch des alles bezwingenden Korjen Selbst jenes Riesen Gewalt, welchen das Rästel dir nennt; Aber nicht blutig und eher ein Werk der Kultur und des Friedens

War die Eroberung hier, wenn sie auch diente dem Krieg, Denn auf geübnetem Wege ließen sich leichter die Heere führen entgegen dem Ziel, welches den Ruhmsüchtigen lockt. — Raubst du den Kopf, wie den Fuß und schüttelst die Zeichen, Glaubst du, wenn Orthographie dir nicht zu strenges Gebot, Dich zu den Göttern verjeht, beobachtest Zeus und die Gattin, Güteft dich, daß nicht ein Pfeil Amors, des Schalles, dich trifft,

Sauschest Apoll und den Musen und schlürfest im Geiste den Nektar, Den dem erhabenen Kreis eifrig kredenzte Ganymed.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Rästel: Schmalz, Schmels, schmilz.
Gleichklang: Gläubiger.
Tausch-Rästel: Freier, Nabe, Uebel, Sebel, Leben, Iran, Nagel, Gasse, Seite, Eden, Rose, Bahn, Auge, Cello, Haß, Eiber, Ruß. — Frühlingsertwachen.
Rebus: Guter Rat ist teuer.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H. Heide in Düsseldorf.



Der Herr Professor.

Humoristische Erzählung von A. Berfall.
(Nachdruck verboten.)

I.

Der Herr Professor Ohnerat war in argen Nöten. Nervös fuhren seine schlanken Finger durch den krausen blonden Vollbart; die hohe Stirn war in Falten gezogen und die blauen, von der goldenen Brille beschatteten Augen starrten entsezt in eine geöffnete Reisetasche.

Gestern Abend war er von einer Wanderung nach einem neu entdeckten Römerlager zurückgekehrt, die Tasche gefüllt mit allerlei von ihm gefundenen oder für schweres Geld erstandenen Altertümern. Sorgsam hatte er seinen Schatz behütet, und heute war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um ihn der Tasche zu entnehmen.

Aber was war das? Wo waren die denkwürdigen Münzen, die bedeutungsvollen Scherben, die hölzernen Speere, die er so sorgsam hineingelegt hatte?

Mit zitternder Hast wühlte er das unterste nach oben und schüttelte endlich, erregt und beängstigt, den ganzen Inhalt auf den Boden, beugte sich darüber und hielt ein Stück nach dem andern empor.

Lauter ihm unbekanntes Dinge und Dingelchen, kleine Tüchlein, mit Spigen besetzte Leibchen, schmale Handschuhe und sonst noch allerlei Zeug, von dessen Bestimmung er nicht die entfernteste Ahnung hatte.

Mit dem Kopfe schüttelnd betrachtete er es, verzweifelnd schaute er zur Zimmerdecke empor und griff sich mit beiden Händen an die Schläfen. Da kam ihm ein zeternder Gedanke: Kathrine! — Wo ist Kathrine? — Kathrine! Kathrine!

Auf den brüllenden Ruf öffnete sich die Tür und eine runde behäbige Gestalt mit einem freundlich breiten Gesicht füllte den Rahmen. Es war die Haushälterin, welche die verstorbene Mutter dem in Dingen des Lebens Unerfahrenen als

seine wachsame und auch treusorgende Hüterin bestellt hatte.

Voller Erstaunen sah Kathrine die auf dem Boden verstreuten Sachen und den dazwischen knienden Professor.

„Ei, Herr Professor, was ist denn das?“

„Ja, Kathrine, was ist das? Ich weiß es nicht. — Du mußt du Rat schaffen.“

„Wie sind Sie denn zu diesen Sachen gekommen?“

„Wie gesagt — ich weiß es nicht. — Ich wollte meine kostbaren Römerschätze auspacken und finde an deren Stelle dieses Zeug. Was ist es eigentlich? Ich habe selbst eingepackt und weiß sicher, daß von alledem nichts dabei war.“

Kathrine brach in ein munteres Lachen aus und rief: „Ja, ja, das glaube ich Ihnen schon!“

Aufgeregt sprang der Professor auf, durchmaß mit langen Schritten das Zimmer und sagte vorwurfsvoll:

„Kathrine, wie kannst du lachen? Du weißt nicht, was ich verlor. Du kennst nichts von den alten Römern und von der Notwendigkeit, ihren Spuren nachzuforschen.“

„Nein, Herr Professor, davon kenne ich allerdings nichts, aber wie diese Tasche an Sie gekommen ist, das kann ich mir denken. — Sehen Sie nur“ — damit ergriff sie die Tasche — „Sie haben irgendwo Ihre gute neue Tasche mit dieser alten verwechselt.“

„Unmöglich! Wo sollte das geschehen sein?“

„Ei, Herr Professor, natürlich im Fahrabteil.“

„Nein, Kathrine, ich habe selbst meine Tasche in das Regal gelegt und wieder herausgenommen.“

„Hineingelegt!“ rief Kathrine mit schelmischem Lächeln, „ja, aber eine andere herausgenommen.“

„Dies alles gehört ja einer Dame!“

„Einer Dame?“ rief der Professor verlegen.

„Ja, natürlich. Aber jetzt heißt es nicht lange säumen, sondern handeln. Ich eile zum Bahnhof; es hat sich die Eigentümerin gemeldet.“

„Meinst du? Nun, dann tue schnell, was du für gut hältst.“

Kurze Zeit darauf kam sie wieder zurück und sprach leidend:

„Dort wachte niemand von Ih-



Die norwegische Stadt Alsjund, die am 23. Januar 1904 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört wurde, nach ihrem Wiederaufbau.

rer Tasche. Wir müssen gleich im Tageblatt eine Anzeige aufgeben. Bitte, Herr Professor, schreiben Sie es einmal auf."

Währenddem packte die Haushälterin die ausgestreuten Sachen wieder in die Tasche. Dabei bemerkte sie auf einigen das Zeichen C. C.

"C. C.?" sagte der Professor. "Das wollen wir gleich zulegen. — Hier, Kathrine, bringe die Anzeige sofort zur Geschäftsstelle."

Der Professor grübelte unterdessen über die Buchstaben C. C. Sinnend murmelte er wieder: "C. C.", und die Gestalten geschichtlich merkwürdiger Männer stiegen vor seinem Geiste auf: Cäsar, Caligula, Cicero, Cassius usw. Dann setzte er sich hin und vertiefte sich in seine Bücher, um die Bedeutung der von ihm erstandenen Schätze zu ergründen, ganz vergessend, daß er sie gar nicht mehr besaß.

Der Nachmittag fand ihn ebenfalls an seinem Schreibtische, versunken in seiner Arbeit. Kathrine war ausgegangen. Da klopfte es und auf sein "Herein!" rauschte eine auffällig gekleidete Dame mittleren Alters in das Zimmer.

Der Professor sprang vom Stuhle auf und machte eine etwas linksche Verbeugung.

"Guten Tag, Herr Professor!" rief sie mit affektierten Bewegungen. "Mein Name ist Clara Colmanns; ich habe gelesen, daß Sie irrt meine Tasche an sich genommen haben. — Ei, da sieht sie ja! Gestatten Sie, daß ich einmal hineinschaue? — Ja, ganz richtig. — Ah, ich bin froh, daß ich meine lieben Sachen wieder habe!"

Und dem verdutzten Professor ihre behandschuhte Rechte reichend, rief sie unter wiederholten Verbeugungen: "Vielen Dank, Herr Professor!" und verschwand eiligst mit der Tasche durch die Tür.

Erleichtert aufatmend sank der Professor auf seinen Sessel zurück.

"Gott Dank, daß die Dame wieder zu ihrem Eigentum gekommen ist!" Dann gab er sich von neuem seinen Studien hin. Ein zaghaftes Anklopfen schreckte ihn wieder auf.

"Ei," rief er, "wer stört mich wieder?" und unwillig löste es von seinen Lippen: "Herein!"

Doch überrascht erhob er sich abermals von seinem Sisse. Auf der Schwelle stand eine schlante, junge Dame, anmutig wie der lichte Morgen.

Sich leicht verbeugend, hielt sie ihm eine Reisetasche hin: "Ich las in der Zeitung Ihre Anzeige; diese ist wohl die verwechselte Tasche. Ach, verzeihen Sie, daß ich nicht besser auf meine Tasche achtete und dadurch den Irrtum ver schuldete."

Der Herr Professor nahm etwas besangen die Tasche in Empfang, und als er die glänzenden braunen Augen des jungen Mädchens fragend auf sich gerichtet sah, stammelte er verwirrt: "Nicht doch, mein Fräulein! Kathrine meinte, ich trage die Schuld an der Verwechslung."

Herglich drückte er die feine Hand des jungen Mädchens und sagte lebhaft: "Ich danke Ihnen vielmals, mein Fräulein. Sie ahnen nicht, wie glücklich Sie mich dadurch machen, daß Sie mich wieder in den Besitz meiner verlorenen Schätze sehen."

"Das freut mich sehr, Herr Professor." Und mit schelmischem Aufleuchten ihrer Augen setzte sie hinzu:

"Dürfte ich jetzt auch um meine Schätze bitten, die ich in meiner Tasche barg?"

"Ihre Tasche? Ja, mein Fräulein, die ist ja bereits abgeholt worden."

"Abgeholt?" Ach nein, das ist doch wohl ein Irrtum, ich wüßte nicht, wer sie sollte abgeholt haben. Ich bin erst gestern abend angekommen und noch ganz fremd hier."

"Verzeihen Sie einen Augenblick!" Damit eilte der Professor zur Tür, um Kathrine herbeizuholen, die alsbald erschien.

"Kathrine, diese junge Dame war so gütig, mir meine Tasche wiederzubringen und fordert jetzt die übrige zurück. Es war aber bereits eine Dame hier, die die Tasche abgeholt hat."

"Abgeholt?" rief jetzt auch Kathrine.

"Ja; es war eine große Dame, sie hat mir auch ihren Namen genannt. Warten Sie mal — ja — Clara Colmanns, es stimmte mit den Zeichen auf der Wäsche C. C. Sie erkannte die Tasche sofort als die übrige."

"Auch meine Wäsche ist mit C. C. gezeichnet," sagte das Fräulein. "Ich heiße Cäcilia Cassius."

Die Haushälterin schlug die Hände über dem Kopf zusammen. "O du grundgütiger Himmel, da ist der Herr Pro-

fessor einer Betrügerin in die Hände gefallen. — Wir hätten in der Anzeige die Buchstaben nicht nennen sollen."

Erbleichend seufzte die junge Dame: "O, so wäre ich meiner Sachen verlustig. Was jange ich nun an? — Die Tasche enthielt alle mir augenblicklich notwendigen Sachen. Ich habe hier eine Stellung angenommen und komme jetzt in die größte Verlegenheit."

Tränen traten ihr in die Augen. Der Professor strich verlegen seinen Bart und schaute wie ein hilfloses Kind zu Kathrine auf. Die gutmütige Haushälterin, die das größte Mitleid mit dem Fräulein hatte, sprach:

"Herr Professor, Sie müssen der Dame alles erzeigen; es wird wohl wenig Aussicht sein, daß sie wieder zu ihrem Eigentum gelangt."

"Selbstverständlich, Kathrine; besorge nur alles, was notwendig ist."

Dabei wagte er einen schüchternen Blick auf das liebevolle Gesicht des jungen Mädchens.

"Ach, leider kann mir nicht alles erjezt werden; es waren teure Andenken meiner seligen Mutter dabei."

"Kommen Sie, Fräulein," sagte Kathrine, "wir wollen für Sie tun, was möglich ist."

Als die beiden sich entfernt hatten, starrte der Professor nach der Tür, ganz in Gedanken verloren. Die heiß ersehnten wiedergewonnenen Schätze schienen ihn nicht zu interessieren, er sah sie nicht einmal an. Sein Sinn weilte ganz wo anders. Die holde Mädchengestalt mit den tränenumflorten Augen schwebte ihm vor.

Da trat die Haushälterin wieder ein. Was er nie getan, er eilte ihr entgegen, ergriff ihre runde Hand und fragte besorgt:

"Kathrine, ist alles in Ordnung? Du hast doch nicht gepart?"

"Ich habe nur das Nötigste beschafft. Mehr wollte das Fräulein nicht. Klug und gut wie sie ist, meinte sie, vielleicht könne es der Polizei gelingen, die gestohlenen Sachen aufzufinden, und so haben wir gleich auf dem Amte Anzeige gemacht. — Der Herr Polizeikommissar läßt freundlichst grüßen und Sie bitten, morgen um 10 Uhr bei ihm vorzusprechen."

II.

Büntlich erschien der Professor auf dem Amte; es drängte ihn, die Angelegenheit ins Reine zu bringen, da ihm der Gedanke an das arme Mädchen keine Ruhe gönnte.

"Guten Morgen, verehrter Herr Professor!" rief ihm bei seinem Eintritt der Herr Kommissar entgegen. "Ich habe bedauert, Sie bemühen zu müssen — aber es ließ sich nicht anders machen. Da sind Sie einmal schön hereingefallen; indes wir werden vielleicht die Betrügerin aufspüren, wenn wir eine genaue Personenbeschreibung haben, und deshalb ließ ich Sie hierher bitten. Nehmen Sie gefälligst Platz."

Und die Feder ergreifend, begann er:

"Bitte, Herr Professor, fangen wir an. Größe?"

Aus dem Gedächtnis des Professors war aber mittlerweile das Bild der Schwindlerin gänzlich entschwunden; ihm schwebte nur noch die armutige Gestalt des geschädigten Fräuleins vor; auch war er sich des Zweckes seiner Ansagen nicht ganz klar bewußt, und so diktierte er dem Beamten traumverloren eine begeisterte Schilderung von Cäcilia Cassius.

"Größe!" wiederholte er sinnend. "Ja, größer und schlanker als Kathrine."

Der Kommissar, der seinen verwirrten Professor wohl kannte, notierte lächelnd:

"Also, Statur groß und schlank. — Gesichtsbildung?"

Der Professor schaute sinnend vor sich hin, dann rief er: "Ein feines Oval mit rosigen Wangen, gleich einem reifen Pfirsich."

"Also oval. Und wie waren die Augen?"

"O, die Augen! — Goldig braun!" Weichmütig setzte er hinzu: "Eine Träne hing an ihren Wimpern."

Lachend sagte der Kommissar: "Doch nicht immer?"

"Ich weiß es nicht," seufzte der Professor, "aber ich hoffe nicht."

"Nase?"

"Keine Römernase."

"Gerade oder gebogen?"

"Natürlich gebogen; genau wie sie die Geschichte den vornehmen Römerngeschlechtern zuschreibt."

"Ich bitte, zur Sache! Mund?"

"Mund? Klein und rosig."

Der Kommissar, den die Sache immer mehr belustigte, lehnte sich hell auflachend in den Sessel zurück und rief:

„Wohl Mund zum Küssen?“
 Der Professor errötete. „Das weiß ich nicht.“
 „Hat sie ihren Namen genannt?“
 „Gewiß! Selten schöner Name! — Cäcilia Cassius. Cassius kommt schon bei den alten Römern vor.“
 „Und weiter wissen Sie nichts mehr von ihr? Woher, wohin?“
 „Weiß nicht. Sie sagte nur, sie wäre erst gestern angekommen.“
 Der Kommissar, der nicht aus dem Erstaunen über den sonst so ernst Professor herauskam, dachte bei sich: „Dem hat die Schläue es angetan!“ Laut aber äußerte er: „Nun gut, Herr Professor, ich danke Ihnen; wir wollen sehen, was zu machen ist.“

Der Professor unterzeichnete das Protokoll und schritt in der frohen Zuversicht, das Seine für die geschädigte Dame getan zu haben, seiner Wohnung zu.

III.

Als Kathrine am nächsten Morgen dem Professor das Frühstück brachte, fand sie ihn zu ihrem Erstaunen nicht wie sonst mit seinen Büchern beschäftigt. Er durchmaß mit langen Schritten das Zimmer und rief ihr entgegen:
 „Katharine, die junge Dame hat mich die ganze Nacht beschäftigt.“

„Ja, Herr Professor, das glaube ich wohl,“ lächelte die getreue Dienstbeflissene. „So ein blühendes, frisches Leben ist doch etwas Besseres, als die alten Römer.“

„Wie mag es ihr ergehen? Wäre es nicht meine Pflicht, mich einmal nach ihr zu erkundigen?“

„Gewiß, Herr Professor, das müssen Sie tun. Sie können das leicht, da sie bei Ihrem Kollegen Bartolo in Stellung ist.“

„Dann will ich sofort gehen,“ rief der Professor und griff nach seinem Hute.

„Gemach, Herr Professor, doch nicht vor dem ersten Frühstück!“

Mit Widerstreben setzte er sich an den Tisch und sah öfters ungeduldig nach dem Vorrücken des Feigers an der Wanduhr. Ein Bote vom Polizeiamt unterbrach sein Sinnen. Der Kommissar bat ihn, auf dem Amte zu erscheinen, um eine Dame, auf die das gegebene Signalement paßte, wiederzuerkennen.

Auf dem Amte flüsterte ihm der Kommissar triumphierend zu:

„Ich glaube, wir haben die Schwindlerin, Ihre schöne Cäcilia Cassius!“

„Cäcilia Cassius eine Schwindlerin?“ rief entrüstet der Professor.

„Wie, Sie selbst haben mir ja diese als solche bezeichnet!“

„Aber doch nicht als Betrügerin, sondern als Betrogene.“

Der Polizeikommissar starrte ihn verständnislos an. Dann aber brach er in schallendes Gelächter aus:

„O, Herr Professor, ich ahne ein fürchterliches Katalium. Sie haben die hohe Polizei angeführt und eine falsche Personenbeschreibung gegeben.“

„Wieso? Machen Sie denn doch keine Witze! Was habe ich denn gesagt?“

„Sie haben wohl die beiden verwechselt und mir die Bestohlene anstatt der Diebin beschrieben.“

Der Professor erschraf und griff sich an die Stirn: „Der Diebin? — Die kenne ich gar nicht mehr, ich wüßte nicht, wie die ausseh.“

Der Kommissar öffnete eine Tür und sagte: „Bitte, treten Sie hier ein, da ist die Dame, die Sie so treffend beschrieben haben.“

Der Professor eilte auf das nichts ahnende junge Mädchen zu und rief bewegt: „Mein Fräulein, können Sie mir verzeihen, daß ich Sie in eine solche Lage gebracht habe!“

Das Fräulein sah ihn verdutzt an; der Kommissar aber sagte: „Erkennen Sie diese Dame als die, welche sich die Tasche angeeignet hat?“

Erregt wandte sich das Fräulein an den Kommissar und rief: „Wie, ich, die Verräuberin, soll die Diebin sein?“ Und beide Hände vor das Gesicht schlagend, sank sie weinend auf einen Stuhl.

„Ach armes, schulploses Mädchen, ich als Diebin vor der Polizei! — O Mutter, wenn du das erlebt hättest!“

Die Lage schnitt dem Professor in die Seele. Alles vergessend, stürzte er vor der Weinenden auf die Knie, zog ihr sanft die Hände vom Gesicht, bedeckte sie in seiner Erregung mit Küssen und rief: „Fräulein Cäcilia! O, glauben Sie

mir, ich habe Sie nicht kränken wollen! — Seitdem ich Sie zum ersten Mal gesehen, schwebt unverwundlich Ihr Bild vor meinem Geiste, und dadurch erklären sich meine irrtümlichen Aussagen vor dem Herrn Kommissar. Ach, liebes Fräulein, könnte Sie das nicht bewegen, meine neue Schuld zu verzeihen?“

Unter Tränen lächelnd, sah Cäcilia auf den Hilflosen herab, und ihm freimütig beide Hände entgegenstreckend, sprach sie:

„Gewiß, Herr Professor, gern verzeihe ich Ihnen. Ich sehe ja, wie unschuldig Sie sind. Sie schwärmen, wie ich höre, für die alten Römer, und Sie würden gewiß nicht absichtlich einer jungen Römerin so wehe tun.“

„Einer jungen Römerin? Fräulein Cassius! Sie wären eine Römerin?“

„Freilich, Herr Professor, eine geborene Römerin! Meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater war Maler und ein Römer. Erst nach dem Tode meiner Eltern,“ setzte sie wehmütig hinzu, „weil ich in Deutschland.“

„O, mein teures Fräulein, da Sie eine Römerin sind, müßte sich ja meine Verehrung für Sie noch mehr steigern, wenn es möglich wäre. — Aber ach, Sie müssen mich hassen, meine Schuld gegen Sie ist zu groß. Der Verlust Ihrer teuren Andenken, die Kränkung Ihrer Ehre, wie könnte ich Ihnen dies je erlösen! — Mein Herz möchte ich Ihnen dafür, ach so gerne, zu Füßen legen.“

In diesem Augenblick trat der Kommissar ein, der sich vordem verständnisvoll hinweggeschlichen hatte und sagte: „Ich hoffe in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, Herr Professor, indem ich einen Wagen bestellte, der Sie beide ohne Aufsehen heimführen wird.“

Als der Frühling wieder ins Land zog, da sah die lachende Sonne zwei glückliche Menschenkinder an dem neu entdeckten Römerlager. Der Professor hatte den Arm um seine junge Gattin geschlungen, und zeigte ihr die Spuren von Wall und Gräben, die Ausdehnung der Verchanzung und die Stelle, wo er Speere, Gefährste und Münzen mit dem Kopfe des Augustus gefunden hatte.

Cäcilia, aufmerksam und verständnisvoll lachend, beugte sich anmutig über die bezeichnete Stelle. Da nahm der Professor ihr reizendes Köpfchen zwischen seine beiden Hände und ihr selig in die Augen schauend, sprach er innig:

„Wie viel schöner ist doch das frische Leben, als tote Schätze der Vergangenheit! Die weiße Kathrine hat recht.“

Auf Vorposten.

Eine heitere Mandovererinnerung.

Von Richard Becker.

(Nachdruck verboten.)

Bis spät in den Nachmittag hatte heute die heiße Schlacht getobt, und nach der schier endlosen Kritik des Stabes war das Regiment ins Bivak gerückt. Während die Mannschaften mit dem Graben der Kochlöcher und den sonstigen Vorbereitungen für das Essen beschäftigt waren, standen die Offiziere in Gruppen beieinander und unterhielten sich über die gestrigen Quartiererlebnisse und die Ereignisse des Tages. Mitten in ihrer Unterhaltung wurden sie gestört. Ein Adjutant sprengte auf schweißtriefendem Pferde näher.

„Brigadebefehl! Es sind Anzeichen vorhanden, daß der Feind heute noch einen Vorstoß versuchen wird. Die ruhende Abteilung ist daher durch Feldwache und Patrouillen zu sichern!“

Die Gesichter der Herren Offiziere waren etwas lang geworden bei dieser Eröffnung. Wen mochte das Geschick ereisen? — Da schmettert auch schon der Oberst:

„Leutnant Windheim, darf ich Sie bitten, mit Ihrem Zuge die Feldwache zu beziehen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ schnarrte der Leutnant, die Hacken zusammenschlagend und die Hand am Helm, und nach einer strammen Rehtwende erschallte sein lautes Kommando:

„Der zweite Zug der ersten Kompagnie — an die Gewehre!“

Die Zurückbleibenden atmeten sichtlich erleichtert auf. Aber der mit bunzigem Maagen Abziehenden hatte sich eine gelinde Mut und eine verzweifelte Graebung in das Schicksal bemächtigt. — So muß es den Israeliten zu Mute gewesen sein, als sie von den Kleischöpfen Ägyptens fortziehen mußten. — Das war aber auch zu viel! Den ganzen Tag über



Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand (2) mit seiner Gemahlin (1) beim Stapellauf des neuen österreichischen Schlachtschiffes „Radeky“ in Triest.

Stad und Stein marschiert, über lumpige Wiesen, behauene und unbebaute Felder mit tiefen holprigen Furchen, und nun, wo die anderen sich der ersehnten und wohlverdienten Ruhe erfreuen konnten, auf Feldwache!

„Heiliges Kanonenrohr!“ knurrte der lange Reserveunteroffizier Rosenbod in seine fünfjährigen Bartstoppeln, indem er gleichzeitig das Säbelloppel um ein Loch enger schmaltte. Das sah der Leutnant und leutselig, wie er war, sagte er lächelnd:

„Gefällt Ihnen wohl nicht, wie? — Na, offen gestanden,“ fuhr er fort, ohne die Antwort abzuwarten, „mir och nicht. Ich habe mordsmähigen Appetit. Sie ja auch, wie mir scheint.“

Es war ein tief wehmütiger Blick aus den grauen Augen des Unteroffiziers, der seinem Fragen bezugnete, so daß Leutnant Windheim sich abwenden mußte, um nicht laut aufzulachen.

Die kleine Truppe marschierte nun in tiefem Schweigen weiter. An einer Waldfliere, vor der sich eine ausgedehnte Stüd in denselben hineingeschritten waren, ließ der Unteroffizier die Gewehre zusammensetzen. Die Mannschaft warf sich müde ins Gras. Sie hatte aber noch nicht lange gelegen, da kommandierte der Leutnant wieder:



Der bekannte Kunstschriftsteller, Universitätsprofessor Richard Muther in Breslau, starb im 51. Lebensjahre.

„Unteroffizier Rosenbod!“

„Hier, Herr Leutnant!“

„Nehmen Sie drei Mann und suchen Sie mit ihnen den jenseits der Wiese gelegenen Wald ab. Wenn der Feind irgendwoher kommt, kann er nur von da drüben kommen. Sehen Sie hier, — er zog eine abgegriffene Mandoverkarte aus dem Rod — mitten durch den Wald fließt ein Bach. Untersuchen Sie genau, wie breit er ist, wie seine Ufer sind, ob Brücken hinüberführen etc. Na, Sie wissen ja...“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Unteroffizier Rosenbods Gesicht leuchtete auf, als er den Befehl vernommen hatte, und nach kurzem hatte er die ihm passend erscheinenden drei Mann ausgewählt, gute Freunde von ihm, die ebenfalls zur Übung eingezogen waren. Und die stapften nun mit langen Schritten in den Abend hinein dem gegenüberliegenden Walde zu. Nachdem sie ein kleines Stüd in denselben hineingeschritten waren, ließ der Unteroffizier die Patrouille halten und jagte gemächlich:

„So, Jüngens, jetzt wollen wir erst einmal ausruhen. Wir haben ja Zeit, Reserve hat Ruh.“

Die drei ließen sich das nicht zweimal jagen und bald lagen alle auf dem weichen Waldboden, sich dem angenehmen Bewußtsein überlassend, daß das Vaterland trotz ihrer Ruhe nicht verloren gehen würde. Auf einmal brummte Messelberg, der Dide, in seinem unverfälschten rheinischen Dialekt:

„Wenn mer nur wat für ze eite hätte!“

„O Messelberg, Messelberg, hättest du doch geschwiegen und dein böses Gelüste bezähmt! Jetzt singen auch die Mägen der drei anderen, einschließlich dem des Unteroffiziers, an zu knurren, die ihren Hunger bei der träumerischen Ruhe schon halb und halb vergessen hatten.“

„Du Kamel!“ sagte Messelbergs Nebenmann, Hempel, gemütvoll, indem er dem Diden einen nicht ganz lebenswürdigen Rippenstoß verlegte. Der Unteroffizier aber war aufgeprungen und ging hin und her. Unzweifelhaft wälzte er große strategische Gedanken in seinem Gehirne. Dann aber rief er plötzlich: „Stillgestanden!“ Im Nu waren die drei auf den Beinen und standen stramm, Haden zusammen und Hände an der Hosennaht. Und jetzt hielt Unteroffizier Rosenbod eine würdige Ansprache:

„Kinder! Ein Soldat, der nicht gegessen hat, ist ein Mensch ohne Kopf. Er ist eine Patronentasche ohne Patronen, ein Stommisbrot ohne Butter, ein Sauerkraut ohne Spaz. Ein derartiger Zustand darf auf keinen Fall in meiner Korporalschaft eintreten, das dulde ich nicht. Und weil hier in diesem verlassenen Walde nichts aufzutreiben ist, was im geringsten Ähnlichkeit mit etwas Genießbarem hat, so werde ich euch jetzt in bewohnte Gegenden führen, wo dicke westfälische Bauern wohnen, geeignet mit reichen Gütern an Haus und Hof und Vieh und Stroh und Hen und Schinken und Eiern. Und dort werde ich sehen, was ihr zu leisten vermögt, denn man erkennt den echten deutschen Soldaten am Essen. Wie er mit Gabel und Messer hantiert, so wird er auch in der blutigen Schlacht mit Säbel und Gewehr umgehen. Also — Abteilung marsch!“

Die Mannschaften folgten lachend ihrem Führer, der sich nach rechts wandte, wo in der Dämmerferne Stoppelfelder im silbernen Schimmer des Mondes leuchteten. Denn so kalkulierte der Unteroffizier richtig, wo Felder sind, da müssen auch Menschen und Bauernhäuser zu finden sein. Nicht lange danach sahen sie denn auch in einiger Entfer-



Prinzessin Ludwig von Bayern, die Gemahlin des bayerischen Thronfolgers, beging ihren 60. Geburtstag.

nung ein großes geräumiges Bauernhaus liegen. Mit hastigen großen Schritten ging der Unteroffizier seinen Mannschaften voran. Das ganze Haus lag in tiefster Ruhe. Nur

Lichtschimmer verschwand, aber es vergingen beinahe fünf Minuten, ohne daß sich eine Menschenseele sehen ließ. Erst auf wiederholtes verstärktes Poehen mit den Gewehrsohben



Liebe macht blind.

ein schwacher Lichtschimmer drang aus einem der Fenster in die stille Nacht.

Unteroffizier Rosenbock rüttelte an dem großen Tor. Der

öffnete sich das Tor, in welchem der Bauer, ein vierschrötiger, mißtrauisch blickender Mann stand, eine Mistgabel in der Rechten haltend.

„Guten Abend,“ grüßte Rosenbock freundlich. „Sie brauchen keine Angst zu haben. Wir sind nur ein paar Vaterlandsverteidiger und haben einen Bärenhunger. Haben Sie nicht vielleicht etwas zu essen da, Eier oder Schinken oder sonst etwas?“

Der Bauer hielt die Ohren steif und sagte mürrischen Tones: „Nei, ik hebbe nig.“ Diese lakonische Antwort genügte aber dem Unteroffizier nicht. Mit einem Ruck drängte er den Bauern zurück, der nach seinen Worten bereits das Tor wieder schließen wollte, und sagte noch höflicher: „Mann, Ihr habt doch sicher etwas im Hause, das Ihr uns Soldaten geben könnt.“ Und als der Bauer wieder vernennend den dicken roten Kopf schüttelte, fügte er hinzu: „Ihr braucht es ja nicht umsonst zu geben. Wir wollen es ja gern bezahlen.“

Bei dem Worte „Bezahlen“ erhellte sich des Bauern lauernde Miene um ein Geringes, und zögernd langsam sprach er: „Je, dar mütt ik mal mine Frau fragen.“ Damit drehte er sich um und ließ die Soldaten stehen, bis er nach einiger Zeit mit seiner Frau wiederkam, deren Gesicht ebenso lauernd und geistig aussah, wie das ihres Mannes. „Ein paar Eier hebb ik woll,“ wandte sich die mit etwas freischender Stimme an die Soldaten. „Awer de Eier sünd nu rar, un iwelf Penninge krieg ik op de Markt.“

„De bezahlen wir auch,“ sagte Rosenbock, nachdem er mit seinen Untergebenen einen von den Bauersleuten unbemerkten Blick ausgetauscht und in deren Augen eingehends Verständnis bemerkt hatte. „Dann kochen Sie bitte für jeden zwei Eier und ein bißchen Kaffee, und geben Sie etwas Brot und Schinken dazu, wir werden Ihnen für alles bar Geld geben.“

Der Bauer führte die Soldaten nun in eine seitlich gelegene Stube, wo diese an einem großen Eichentisch Platz nahmen und sehnsüchtig der Dinge harreten, die da kommen sollten. Der Bauer aber hatte sich mit seiner Frau in die nach hinten gelegene Küche versetzt.

Es dauerte auch nicht lange, da stand das Gewünschte auf dem Tisch, und die vier hungrigen Soldaten langten mit vergnügten Gesichtern zu und ließen ganz gefährliche Butterbrote hinter den Lippen verschwinden. Messelbergs feistes Gesicht glänzte wie eine Speckschwarte, und der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn. Da sagte der eine unvermittelt: „Aber nu die Bezahlung.“ „Wird alles gemacht!“ lachte der Unteroffizier gemächlich. „Nur kommen lassen!“ Mit diesen Worten stand er auf und begab sich zu der Frau des Hauses, die er hat, noch je drei Eier zu kochen zum Mitnehmen. Die Frau freute sich offensichtlich, daß sie ein so gutes Geschäft machen konnte, und eilte wieder in die Küche, um nach einiger Zeit mit den gekochten Eiern wieder zu kommen. Geldgierig fragte sie, ob sie ihnen auch noch ein paar Schinkenbutterbrote mitgeben solle. Die Soldaten sagten nicht nein, aber kaum hatte die Frau das Zimmer verlassen, da hatten die vier schnell die Eier eingepackt, das Haustor geöffnet, um im Dunkel der Nacht zu verschwinden. Der Bauer hörte das Schlagen des Tores und beeilte sich, dorthin zu kommen. Ein Blick in die Stube zeigte ihm, daß die Soldaten ohne Bezahlung fort waren. Hastig stürmte er hinaus und spähte nach allen Seiten. Aber nirgends war eine preußische Helmspitze zu erblicken. Die Soldaten lagen an der anderen Seite der Fuhrstraße im Graben und licherten vergnügt in sich hinein. Als der Bauer nichts mehr sehen konnte, packte ihn eine grimmige Wut: „Ii verfluchten Swinegels, ji Donnerleik! De Düwel sall jug halen!“ So fluchte und wetterte er, bis er schließlich des fruchtlosen Schimpfens müde war und das Tor knurrend und brummend schloß.

Die Patrouille schritt nun denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Als sie aber in den Wald kam, tönte ihr ein: „Halt, wer da?“ entgegen. Gleichzeitig aber kam der feindliche Patrouillenfürher auf den Unteroffizier Rosenbock zu und begrüßte ihn, ihm die Hand reichend:

„Guten Abend, Karl Donnerleik, Jung, wo kommst du her?“

Der schüttelte die Hand des anderen kräftig: „Altes Haus, freut mich kolossal, dich hier zu treffen.“

Nach der ersten Begrüßung aber fragte der erste: „Sag' mal, Karl, habt ihr nichts zu futtern da? Wir haben heute noch nichts gehabt. Gleich wie die anderen abkochten, mußten wir fort.“

„Ne, mein Junge,“ erwiderte der Gefragte. „Da kann ich dir nicht helfen, aber wir haben soeben sein gespeist.“

„Du, wo denn, jag' es mir doch.“

„Erzähle mal erst, wie es da drüben bei euch aussieht, ich muß das wissen, sonst komme ich schwer in die Patzche.“

„Sagst du mir dann, wo wir zu essen bekommen?“

„Selbstverständlich!“

„Na, denn man zu!“ Und nun erzählte der, daß der Feind nicht weit hinter dem kleinen, mitten durch den Wald fließenden Bach läge, und daß er zufällig gehört habe, es solle um 11 Uhr losgehen. Sie sollten das Bivak des anderen Regimentes überfallen.

Unteroffizier Rosenbock, dem der Schelm im Nacken sah, bedankte sich hocherfreut und zeigte nun dem Kameraden von der Gegenpartei den Weg zur Behausung des Bauern, von wo sie eben zurückgekommen waren.

Wie diese dort angekommen sind, und wie der wütende Bauer seine Festung mit Mistgabel und einem Eimer Wasser verteidigte, wie nachher die Patrouille triefend und stuchend abhob, das zu erzählen, gehört nicht hierher.

Rosenbock mit seinen Leuten legte sich noch eine Zeitlang auf den moosigen Waldboden und duselten in angenehmen Erinnerungen vor sich hin, bis der Führer nach einiger Zeit beim Gladern eines Streichhölzchens auf seiner Taschenuhr konstatierte, daß es bald 10½ Uhr sei. Da wurde es Zeit, und jetzt zog die Patrouille im Sturmschritt, marsch, marsch, zum Lager der Nebwache zurück. Der Leutnant schickte sofort einen schnellfüßigen Boten zum Hauptlager und zog sich dann mit seinen Mannschaften auf dasselbe zurück. Unterwegs packte der Unteroffizier die drei Eier aus und bot sie dem Leutnant an, der sie dankend in Empfang nahm. Er fragte nicht weiter nach dem „Woher?“. Wenn die Eier nur schmeckten.

Als dann der Feind mit lautem Hurra das in tiefer Stille liegende Bivak angriff, da wurde er von einem heftigen Salvenfeuer empfangen, das ihn zur schleunigsten Rückkehr zwang. Der Angriff war glänzend abge schlagen, und das verdankte man einzig und allein dem Unteroffizier Rosenbock. Er war der gefeierte Held des Tages; wie es ihm gelungen war, die glänzende Meldung zu machen, darüber hatte er dem Leutnant ein schönes Märchen vom Anschleichen und Belauschen des Feindes à la Indianer erzählt. Anderen Morgens aber vernahm er vor versammelter Mannschaft und im Kreise der wohlwollend lächelnden Offiziere ein stolzes Lob aus des Obersten Mund:

„Das haben Sie brav gemacht, Unteroffizier! Ich kann Ihnen meine außerordentliche Beiriedigung aussprechen. Würden alle Unteroffiziere mit derselben Tüchtigkeit und Unfucht zu Werke gehen, so könnten wir im Ernstfalle stolz sagen, daß wir keine feindliche Macht zu fürchten haben.“

Burg Liebenstein und Steinfels gen. „Die beiden Brüder“.

Von Josef Voos.

(Nachdruck verboten.)

Wie verschwenderisch die Natur auch mit Schönheiten ausgestattet sein mag, so wird sie doch nicht selten von der dichtenden Phantasie überflügelt, und betrachten wir das, was unserm Geiste vor sich weht, einmal in der Wirklichkeit, so beschleicht uns in den meisten Fällen ein Gefühl der Enttäuschung, eben, weil die realen Gegenstände den Gehelben der Phantasie nicht stand zu halten pflegen. Iur die Schönheiten der Rheingegenden, wie sie jenseits Mainz ihren Anfang nehmen, wären fast instande, uns vom Gegenteil zu überzeugen; denn auch den magischsten Träumen sieht man hier eine Grenze gesteckt, die von dem, was sie dem Auge darbietet, noch weit überragt wird. Um den Reiz, den diese Gegend auf den Wanderer ausübt, noch zu erhöhen, schmiedet die Sage, mit ihrer geheimnisvollen Poesie, eine Kette um all diese Berge und Täler, in, der die Ruinen der Burgen und Klöster die Glieder bilden. Ein Glied dieser Kette wollen wir nun lösen und seine sagenhafte Geschichte hier folgen lassen.

Der alte Ritter von Steinfels, der vorlepte seines Stammes, erzog droben auf seiner Burg zwei Söhne, und zog sich mit ihnen ein schönes Mägdelein, die Tochter einer entfernten, früh verstorbenen Verwandten, die von ihm einem der beiden zur künftigen Gattin bestimmt war. Der älteste Bruder hatte bereits eine stille Neigung zu der jetzt in ihrer Blüte stehenden Jungfrau gefaßt, als er die auflockernden

Flammen der ersten Liebe bei seinem jüngeren Bruder entdeckte, und deutlichen, tiefen Gemüths, sich schweigend bekämpfte, und, ohne seine Leidenschaft zu verraten, still zurücktrat; wie auch der alte Vater das Haupt darüber unwillig schütteln mochte. — Gerade zu dieser Zeit predigte Hildegard von Bingen mit dem hl. Bernhard herüberwallend das Kreuz an den beiden Ufern des Rheines, und der junge Verlobte, entflammt von dem begeisterten Auftrage, legte in die Hände der hl. Frau den Schwur ab, nicht eher seine Braut zum Brautaltare zu führen, bevor er sich eine Palme am hl. Grabe errungen haben würde; worauf er vom Vater Bruder und der Geliebten Abschied nahm und der Fahne des Kreuzes zum Morgenlande folgte; indes der ältere Sohn nach Rheine hinüberging, um, im Dienste des Fürsten, seine stille Liebe durch rühmliche Tüchtigkeit zu bekämpfen. — Der Alte lebte indes einsam mit der stillen, geheim duldbenden Jungfrau auf dem Sternberge, bis sein letztes Stündlein unerwartet schnell herannahte, und die über den Rhein löhrende Totenglocke, den älteren Bruder zum Schutzherrn der Burg und der ihm so gefährlichen Braut zurückrief. — Brüderlich tröstete er sie, brüderlich bereitete er ihr schuldlöse Freuden; doch bewachte er streng das Geheimnis in seiner Brust, verhüllte seine immer glühender werdende Neigung, und schwieg. Aber auch die Jungfrau litt auf gleiche Weise; denn gehorchend hatte sie nur, gleich einem Opferlamme, sich dem über sie gebietenden Gesichte unerworfen und dem jüngeren Sohne den Verlobungsring dargereicht; indes ihre ganze Seele an dem älteren, ihrem Herzen weit inniger verwandten Bruder hing. — Beide ahnten jetzt, in vertraulicher Nähe, was sie gegenseitig für einander fühlten; beide aber brachten auch das schwere Opfer und schwiegen. — Am sich zu zerstreuen, hante der ältere, dem Sternberge nahe gegenüber, eine neue Feste, und nannte sie, bedeutungsvoll, den „Liebenstein“, indes die Jungfrau, beide Burgen vereint, mit dem Namen der Brüder begrüßte. —

Pfötzlich langte unerwartet ein Bote vom jüngeren Bruder, seine Heimkehr verkündend, an, und zugleich die Nachricht hinzujugend, daß er eine schöne Griechin aus Konstantinopel seiner Braut am Rheine zur Freundin entgegenführe, und mit beiden vereint die Freuden der Zukunft zu genießen beschlossen habe. — Da brach der ältere in einen wilden Zorn aus, sandte dem Bruder seinen Fehdehandschuh entgegen, bezog die neu erbaute Feste Liebenstein, führte eine trennende Mauer zwischen beiden Burgen auf und beschloß, die heiß Geliebte mit seinem Leben gegen die entehrende Zumutung des entarteten Bruders zu schützen. Diese aber war plötzlich verschwunden, und niemand wußte Nachricht zu geben, wohin sie geflohen sei. —

Als der Kreuzritter mit der schönen Griechin im Sternfels eingezogen war, entbrannte sofort eine wilde Fehde zwischen den beiden Brüdern und beide begegneten sich, von ihren Mannen umgeben, zu einem schrecklichen Verderben drohenden Zweikampfe. Da trat plötzlich, ernst und still, gleich einer Heiligen, eine Nonne, Frieden gebietend, zwischen sie, und sie erkannten, vor der Furie des Bruderermordes zurückschauend, in dem blassen Engelsantlitz der Verlöbten die teuren Züge ihrer unglücklichen Schwester, und schwuren, bereuend, Frieden in der Geliebten Hände. Dann aber wanderten sie still und ernst ihren verlassenem Burgen entgegen, indes die bleiche Nonne einsam den Rückweg zum Kloster einschlug. —

Tief sinnig ritt der jüngere Bruder durch wohlbekanntem Felsenwege seinen Mannen voraus und schlich, am geheimen Nebenpförtlein absteigend, wie ein Gespenst in die Feste ein, deren Zinnen ein feuchter Herbstabend mit abenteuerlichen Nebeln umhüllte; von dem Gemache der schönen Griechin aber schimmerte der Sternenschein eines einzelnen Lichtes, dem der Ritter unwillkürlich entgegenging und die Thür leise öffnete. — Tod und Hölle! Da erblickt er die lüppige Puhlerin in den Armen eines, mit ihr lachenden, blühend schönen Knappen; und wütend reißt er das zum Brudermorde geschliffene Schwert aus der Scheide, — aber sie entfloß mit dem Liebtinge, seinem Grimme.

Furchtbar war die Nacht, welche er einsam zwischen Hut und Wahnstinn zubrachte. Am Morgen ritten seine Reifigen ein; er aber ging still durch sie hin, zum Liebenstein hinauf, am Busen des edlen Bruders Schmerz und Verzweiflung auszuweinen. Dann wallfahrten beide mit der scheidenden Sonne hinaus in den Wald zu dem Kloster der geliebten Schwester, ihren teuren Namen am Sprachgitter aussprechend. — Still öffnet sich die Pforte, und die edlen Kreuz-

gänge voraus wandelt eine alte Schwester den Flügeln einer ersten, hohen Halle entgegen. „Hier ist sie, die ihr sucht,“ spricht es dumpf und tonlos, und beide Brüder stehen starr und steinern am Sarge des erblassenen Engelsbildes.

Dies ist die Sage vom Liebenstein und Sternfels. Beide Brüder waren die letzten ihres Stammes und starben unehelich. Ihre zerfallenen Burgen erheben sich droben in der Luft über dem Rheine, und die Trümmer der dazwischen hingezogenen Mauer erzählen noch, wie eine halbverwitterte Schrift, von ihrer Trennung und Wiedervereinigung.



Nützliches fürs Haus.



— **Fettflecken aus Stoffen zu entfernen.** Gleiche Teile Ammoniakwasser, Aether und Alkohol werden zusammengemischt; unter den zu entfernenden Fleck wird ein Stückchen Löschpapier gelegt, ein Schwamm erst in Wasser eingeweicht, darauf in die obige Flüssigkeit getaucht und nun der Fleck damit gerieben, der in den meisten Fällen nach ganz kurzer Zeit verschwunden sein wird. Oder: Man löse 20 bis 30 Gramm gepulverten Borax in einer halben Flasche kochenden Wassers auf und fülle diese Flüssigkeit, wenn sie erkaltet ist, in Gläser, um sie zum Gebrauch aufzubewahren. Sie ist ein unschätzbares Mittel, um Fettflecken aus wollenen Stoffen zu entfernen, überhaupt eines der besten Fleckenmittel. Zu empfehlen ist auch, frische Fettflecken sofort tüchtig mit Kartoffelmehl einzureiben, dann mit reinem Tuch tüchtig abzureiben, das Fett zieht ins Mehl, der Fleck ist verschwunden.

— **Pflaumenpudding.** Reife Pflaumen werden gebrüht, zerhackt, entfernt, dick mit Zucker und Zimmt bestreut und einige Stunden bedeckt stehen gelassen. Währenddem kocht man einhalb Mlg. entrindete, in Scheiben geschnittene Semmeln in ein Liter Milch mit 70 Gramm frischer Butter und einhalb Teelöffel Salz unter beständigem Umrühren zu einem dicken Brei, vermischt denselben, wenn er verküht ist, mit 100 Gramm Zucker, 6 zerquirten Eidottern, einigen blanchierten, feingehackten bitteren Mandeln, der auf Zucker abgeriebenen Schale einer halben Zitrone und dem Pflaumenjast, legt abwechselnd Schichten von dieser Masse und den Pflaumen in eine mit Butter ausgestrichene Form, bäckt bei mäßiger Hitze eineinhalb Stunde und bestreut den Pudding mit Zucker.

— **Johannisbeer-Champagner.** 20 Kilogr. halbreife Johannisbeeren werden abgebeert, ausgepreßt, der Saft mit 15 Litern Wasser verdünnt, und nach zehn Stunden durchgeseiht. Die Treber werden nochmals ausgepreßt, der erhaltene Saft mit drei Litern Wasser verjezt und dem ersten Saft beigegeben. Dem Saft fügt man 15 Kilogr. Zucker und 400 Gramm gepulverten Weinstein zu, rührt gut um, und setzt der Flüssigkeit so viel Wasser zu, daß das Ganze 40 Liter beträgt. Das Gefäß wird zugedeckt und an einen warmen Ort gestellt. Der infolge der Gärung auftretende Schaum ist abzunehmen. Nach vollendeter Gärung wird der Wein auf ein stark geschwejeltes Faß abgezogen, wo er nochmals gärt; nach acht Tagen füllt man ihn in ein nicht geschwejeltes Faß, sollte er nicht recht hell werden, so klärt man ihn und füllt ihn auf Flaschen.

— **Simbeergelee.** Man preßt von einem Kilogr. frischer Himbeeren den Saft aus, kocht ihn bis zur Hälfte ein, fügt dreiviertel Liter Franzwein, dreiechtel Kilogr. Zucker, den Saft und die Schalen von vier Zitronen und den Saft von dreiviertel Kilogr. Hirschhorn hinzu, läutert die Gelee, wenn sie die Probe hält, mit Eiweiß, und klärt sie durch den Geleebeutel. Den größten Teil tut man in eine Schale, den kleineren Teil in kleine Löffelgläser, läßt an einem kühlen Orte gelieren, schlägt dann ein warmes Tuch um die Gläser, damit die Gelee herausläuft, stürzt sie auf die in der Schale, und bestreut sie mit länglich geschnittenen Mandeln.

— **Gegen üblen Geruch aus der Nase.** Ein übler Geruch aus der Nase rührt entweder von Geschwüren in der Nasenschleimhaut oder von eingesperren Schleimtröpfchen her, welche in Häutnis übergegangen sind. Vermittelt einer Spritze oder Nasendusche reinige man die Nasenhöhle täglich 2-3 Mal mit lauwarmem Wasser, nach jeder Reinigung spritze man eine Lösung von übermanganäurem Kali — 2 bis 3 Messerspitzen davon auf einhalb Liter Wasser — oder eine Salicyllösung — 1 Messerspitze voll Salicylsäure auf einhalb Liter Wasser — in jedes Nasenloch ein.



Unsere Bilder.



— Die Stadt Alesund in Norwegen war am 23. Januar 1904 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört worden. Nach ihrem Wiederaufbau wurde die Hauptstraße (Siehe Abbildung Seite 249), zu Ehren unseres Kaisers, der den Abgebrannten die erste Hilfe sandte, „Kaiser Wilhelmstraße“ genannt.

— Erzherzog Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger (Siehe Abbildung Seite 252), verstarb vor kurzem mit seiner Gemahlin, der Fürstin Hohenberg, geborenen Gräfin Chotek, zum Stapellauf des neuen österreichischen Schlachtschiffes „Radeky“ in Triest. Die Taufe des neuen Schiffes wurde auf Wunsch des Kaisers Franz Josef durch die Gattin des Thronfolgers vorgenommen.

— Prinzessin Ludwig von Bayern (Siehe Abbildung Seite 252), die Gemahlin des bayerischen Thronfolgers, beging kürzlich ihren 60. Geburtstag. Die Prinzessin ist eine geborene Erzherzogin von Oesterreich-Este.

— Professor Richard Muther in Breslau. (Siehe Abbildung Seite 252, der bekannte Kunstschriftsteller und temperamentvolle Vorkämpfer des Impressionismus in der modernen Malerei, ist kürzlich im Alter von 51 Jahren in Bad Wilsersgrund in Schlesien gestorben.



Zur Unterhaltung.



— Gemütlich. Hausfrau (zum neuen Dienstmädchen): Sie haben wohl auch einen Schap? — Dienstmädchen: Na gewiß, 'n Kürassier? — Hausfrau (erschreckt): Gott, bei der teuren Zeit könnten Sie sich doch mit einem Infanteristen begnügen.

— Im Drange der Geschäfte. Geschäftsmann: Was, Sie sind schon wieder hier? Ich habe Sie doch gestern erst hinauswerfen lassen! — Reisender: Haben Sie aber 'mal ein Gedächtnis — ich hatte das schon vergessen!

— Sie geht mit der Zeit. Alte Frau (im Büro einer Gasglühlichtgesellschaft anklopfend): Ach, Sie werden entschuldigen, ich suche Arbeit und wollte mal anfragen, ob Sie mir nicht zum Glühstrümpfestopfen gebrauchen können.

— Durchschau. Student: Lieber Onkel, ich weiß, daß du dich für schöne Pflanzen interessierst, und da habe ich mir erlaubt, dir zu deinem heutigen Geburtstag eine Orchidee mitzubringen. — Onkel: Na, ich vermute, was du mir durch die Blume sagen willst: hinter der Orchidee steckt gewiß eine Borgidee.

— Besondere Kennzeichen. Die kleine Elfe trägt ihre Puppe, die total zerbrochen ist, zur Reparatur in eine Puppenklinik. Als sie nach einiger Zeit wieder erscheint, um ihr Spielzeug abzuholen, hält es schwer, unter den vielen zur Reparatur abgegebenen Exemplaren das richtige herauszufinden. „Was war denn das für eine Puppe?“ wird die Kleine gefragt. — Elschen (rasch): Sie heißt Margarete.

— Wie zu Hause. Zimmervermieterin: Sie wohnen jetzt bereits vier Wochen hier und haben mir noch keinen Pfennig Miete bezahlt. — Mieter: Miete bezahlt? Erlauben Sie mal! Sagten Sie nicht, als ich einzog, Sie hofften, ich würde mich hier wie zu Hause fühlen? — Vermieterin: Gewiß, aber was hat das mit dem Nichtbezahlen der Miete zu tun? — Mieter: Was das damit zu tun hat? Na, zu Hause habe ich doch nie einen Pfennig Miete zu bezahlen brauchen!

— Bedenklicher Trost. Gattin (weinend): Karl, von der Speise, die ich gestern gemacht habe, kann ich dir heute nichts mehr vorzeigen, die Kage hat sie gefressen. — Gatte: Aber Kind, mach' doch wegen einer toten Kage nicht so viel Aufhebens.

— Bester Beweis. Richter: Der Diebstahl kann nur zwischen 11 und 12 Uhr nachts verübt worden sein. Sie wollen also nichts davon wissen? Wie wollen Sie aber beweisen, daß Sie um diese Zeit nicht am Tatorie waren? — Angeklagter: Witt' schön, Herr Richter, das beweisen meine gefunden Glieder. Jeder, der meine Alte kennt, wird Ihnen sagen, daß ich heute nicht so heil und gesund vor Ihnen stände, wenn ich erst so spät nach Haus gekommen wär'.



Rätzelecke.



Verierbild.



Wo ist der Bauer?

Silben-Rätzel.

a bers chen da e e e eich el en en
fröh ga ge ge gel gen gi hörn i jo
leit le len li li lich lo mo nat
ne ni ni nüs or of pie
ju thrin ti ve.

Die vorstehenden Silben sollen so verbunden werden, daß 13 Wörter mit nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. Ein Führer des Volkes Israel.
2. Ein weiblicher Vorname.
3. Ein alttestamentlicher Prophet.
4. Ein bekannter Schall.
5. Eine Zeitbestimmung.
6. Eine Göttin.
7. Ein Frauennamen.
8. Ein berühmter italienischer Naturforscher.
9. Ein Bewohner des Waldes.
10. Ein deutsches Land.
11. Eine Herbstblume.
12. Ein deutscher Romanschriftsteller.
13. Eine Stimmung, die gesund erhält.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter, die sämtlich von vorn nach hinten zu lesen sind, ergeben ein Sprichwort.

Wechsel-Rätzel.

Ich fuhr durch's grüne, Thüringer Land:
Auf dem Berg hellschimmernd die eins-zwei stand.
Da dacht' ich im stillen bei mir allein:
„Auf der eins-zwei möchte ich zwei-eins sein.“

Rebus.



eKeN en
en

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Simlon — Olymp.

Rebus: Liebeserklärung.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Frühling hatte es auch in diesem Jahre nicht sonderlich eilig mit seinem Einzuge. Das war man in diesem entlegenen Teile Galiziens nicht besser gewöhnt. Der Winter ließ sich hier nicht so leicht aus dem Felde schlagen und der arme Lenz mochte sich erst anstrengen, wie er wollte, mochte schlichtern oder drohend auf den Walender verweisen, in dem seine Herrscherrechte verbrieft standen. Der Winter kümmernte sich einfach nicht darum, und wenn ihm das Drohen und das Drängen gar zu langweilig wurde, packte er den armen Schelm mit seinen groben Fäusten und schüttelte ihn durcheinander, daß ihm Hören und Sehen verging. Da wurde aus dem mißhandelten Knaben ein kampftroher Geselle, und er ging hin und ward Bundesgenossen. Den heißen Strahl aus Himmelshöhen und den lauen Wind, der die Erde wie mit Sammetpfötchen streichelte. Da gab das ein Nannnen und Staunen, ein Necken und Strecken, ein lehtes Gähnen, und fort war der Schlaf. Grollend zog der

Winter ab und ließ den Lenz schalten. Jetzt war die Zeit der tausend Wunder gekommen, wo Tag und Nacht an der Erde Hochzeitskleid gearbeitet wurde, wo lustige Musikanten in allen Tonarten des Frühlings Einzugsmarsch piffen und jangen, wo Wurm und Käfer erwachten, wo die Mäden im Reihentanz sich drehten. Ja, das war der Lenz. Freilich, für das abgelegene Arzemen war ihm nicht allzuviel von seinen Gaben geblieben. Hier war die Erde herb und spröde wie eine trauernde Witwe. Große Wälder drängten sich ganz

nabe heran an die Wohnstätten der Menschen, die Gärten, Acker, Wiesen waren arg klein und gaben wenig Ertrag. Da war es wohl kein Wunder, daß die Menschen im Dorf nur wenig auf des Lenzes Treiben achteten. Sie hatten einfach keine Zeit, harte Arbeit wartete ihrer, und der sinkende Tag fand die Bewohner von Arzemen meist noch an der Arbeit. Es war ein herbes und hartes Ringen um ein farges Stücklein Brot. Die meisten schafften als Tagelöhner auf Graf Warminstis Rittergut und in der Zwischenzeit oder gar nach Feierabend bearbeiteten sie ihr eigen Stück Land. Aber das alles brachte auch nicht genug Brot ins Haus, ruderen Verdienst gab es in Arzemen nicht, und so war bei den meisten von ihnen die tiebe Not zu Haus. Darum waren im Laufe der Zeit die Menschen so



„Guten Morgen!“ Nach dem Gemälde von P. Massani.

stumpf und gleichgültig geworden gegen alles, unwissend lebten sie dahin, und ihr einziges Vergnügen suchten sie im Schnaps.

Im Park von Arzemies hörte man frohes Lachen. Jadwiga und Bronisława Warminski, die kleinen Komtessen, hatten ihr allerliebstes Pongpaar aus dem Stalle getrieben und tummelten sich nun mit den possierlichen Tieren um die Wette auf den weiten Rasenflächen des Parks.

„Blott voran,“ rief Jadwiga, die ältere der beiden Komtessen — sie zählte 12, Slawa 9 Jahre — „wir müssen sehen, daß wir aus dem Bereich des Fräuleins kommen, sonst ist es mit unserer Freude zu Ende!“

Slawa sah das natürlich sofort ein. Das Lernen war ja schon an und für sich eine ungemütliche Sache, heute, bei diesem wunderbaren Frühlingswetter, war es doppelt lästig. Fräulein Benken, die glückliche Gouvernante der beiden Mädchen, war ja an und für sich seelengut, aber schließlich mußte sie doch ihre Pflicht erfüllen, die kleinen Komtessen sollten doch etwas lernen, dazu war sie da. Ihre beiden Schülerinnen aber schmeichelten ihr unter allerhand Vorwänden die Erlaubnis ab, eine kleine Exkursion in den Park zu unternehmen, und waren sie erst außer Sichtweite, so konnte sie sicher sein, daß sie so bald nicht wieder kamen; denn der Park war ein kleines Reich, zwar arg verwildert, aber gerade darum den Mädchen doppelt lieb. Hier brauchte man sich nicht so furchtbar in acht zu nehmen, wie in Tulnow, dem Nachbarort, wo der Gärtner dem kleinen Volk allemal so schnell nachsah und manchmal mit einem Nachwort ihrem Tun und Treiben ein jähes Ende bereitete. So war es in Arzemies gottlob nicht. Hier kümmerte sich kein Mensch um den Park. Papa hatte keine Lust und Zeit, und Mama verließ nur selten die Zimmersucht in dem alten verfallenen Schloß, das nach Tagen des Glanzes mit dem Geschlecht der Grafen von Warminski verfiel.

So waren Jadwiga und Slawa auch heute ihrer Lehrerin entflohen, und anstatt französisch zu treiben, wie es eigentlich ihre Pflicht war, tollten sie hier im Park herum. Die beiden Pferdchen hatten anscheinend ein gewaltiges Vergnügen an der lähnen Springerei, sie flogen nur so dahin, und Jadwiga und Slawa hatten alle Mühe, mitzukommen. Schon längst waren ihnen die langen schwarzen Flechten losgegangen und flogen im Winde wie wallende Mähnen. Jugendlust blitzte aus den dunklen Mädchenaugen. Sie jauchzten um die Wette. Was war der Benz doch schön!

Längs der verfallenen Parkmauer führte ein schattiger Weg. Außerhalb des Parks, dicht an der Mauer, stand Pappel an Pappel, alle hoch aufgeschossen, die kurzen, fahlen Arme traurig zum Himmel erhoben; innen waren breitästige Linden gepflanzt, die ihre Kronen hinauf zu den ragenden Pappeln reckten, als wollten sie sich hinauslehnen aus dem Park und einen Blick tun in die weite Ebene, zum Dörfchen mit seinen Hütten, die gar so armselig aussahen, zu den Wäldern mit ihren vielen Wundern und ihrem Märchenzauber.

Auf diesem Wege trieben Jadwiga und Slawa ihr Unwesen. Jede Erinnerung an das Versprechen, das sie Fräulein Benken gegeben hatten, in einer halben Stunde wieder bei den Büchern zu sein, war ausgelöscht aus ihrem kleinen Gehirn, in dem dafür eine ganze Menge romantischer Grübeln spulten.

„Wie dumm,“ sagte Jadwiga, „daß wir Puck und Grei (so hießen die Pongs), nicht satteln ließen. Ich bin es leid, hinter Puck herzulaufen!“ Slawa war des tollen Spiels natürlich auch überdrüssig. In dieser Beziehung herrschte meist zwischen den Schwestern die schönste Harmonie. Sie banden also die beiden Tierchen an einen Pfahl, versprachen ihnen hoch und teuer, sie bald wieder abzuholen und überließen sie dann ihrem Schicksal. „Was nun?“ fragte Jadwiga.

„Auf die Mauer, auf die Mauer!“ schlug Slawa jubelnd vor. Mit einigen raschen Sätzen erreichten sie eine Stelle, die bequemer zu ersteigen war und kletterten auf den wackeligen Luginsland. Jadwigas Phantasie war immer reger. Sie bevölkerte den großen Park mit allerhand holden und unholden Gestalten, dienstbaren Geistern der großen Märchenkönigin. Slawa lauschte mit wonnesamem Gruseln auf die Erzählungen, und ihre dunklen großen Kinderaugen schweiften suchend von Baum zu Baum und suchten eines der vielen Geisterchen zu erspähen, die hier wohnen sollten. Aber nichts ließ sich blicken. Dann hörte Jadwiga auf zu erzählen. Ihr Gesichtchen wurde mit einem Male ernst. Nach einer Pause flüsterte sie: „Papa ist gar nicht mehr lieb mit Mama.“

Als ich noch so klein war — sie deutete mit den Händen ihre Größe an —, war Papa ganz anders. Da trug er Mama manchmal wie ein Kind herum, und er spielte mit mir Bär und Pferdchen. Du konntest noch nicht laufen. Damals fuhr er niemals allein fort, und jetzt ist er ganz selten zu Hause. Weißt du, zu Mama dürfen wir nicht mehr so oft kommen, weil wir immer so viel Spektakel machen. Aber ich will mir nächstens die Schuhe ausziehen und zu Mama geben.“

„Ist Mama denn immer allein?“ fragte Slawa, die ja auch nur morgens und abends die Gräfin zu sehen bekam.

Auf diese Frage hin mußte Jadwiga lachen. „Unsere Mama ist eine große Dame,“ meinte sie mit kindlicher Wichtigkeit, „Großpapa war Fürst, Mama hat immer eine Gesellschafterin, manchmal ist auch Fräulein Benken bei ihr, allein ist Mama nicht; aber früher kam Papa so oft zu ihr, und wir beide durften den ganzen Tag bei ihr sein. Da warst du aber noch so eine kleine Maus und lagst auf Mamas Bobelsell. Ich wollte doch, unsere Mama wäre erst wieder gesund.“

Nach dieser ersten Unterredung war es einen Augenblick still zwischen den beiden Mädchen. Da hörten sie aus einiger Entfernung den Ruf: „Jadwiga, Slawa!“

„Das ist Jan,“ meinte Jadwiga und erwiderte den Ruf mit einem fröhlichen „Zuch“. Es dauerte nicht lange, da kam er auch schon an, der alte Bewalter Jan Soika; das war ein kleiner, unscheinbarer Mann mit einem Paar dünner Beinchen, die eine merkwürdige Neigung zeigten, unten auseinander zu gehen. Sie stellten in langen juchtenledernen Stiefeln. Bei jedem Schritt klirrten die mächtigen Sporen. Jan Soika sah älter aus, als er in Wirklichkeit war. Das kurzgeschorene Haar war schneeweiß, sein Gesicht enthielt eine ganze Musterkollektion von Runzeln und Falten, und nur die Augen waren blank und jung und lachten ein bißchen lustig, ein bißchen verschmimt, wie es eben traf. Freilich konnten sie auch manchmal in Zorn lohnen und sprühen, doch das geschah selten genug. Die beiden Mädchen, zumal Jadwiga, hingen an ihm wie die Kletten, und er hatte ihnen schon aus mancher Patzche herausgeholfen. Wenn also Jan Soika kam, war die Sache nicht schlimm. Darum das fröhliche „Zuch“ der Kinder, ihr frohes, glöckchenhelles Lachen.

Doch merkwürdig, heute war Jan ganz anders. Er kniff nicht die Augenlein, ließ seinen ruppigen Bart in Ruh und hatte kein Scherzwort für seine Lieblinge. Wohl schritt er wie immer mächtig aus, daß seine Sporen klirrten und klangen wie Silbermünzen, die man durcheinanderschüttelt. Wenn er nur nicht so ernst und traurig sie ansehen wollte! Wie ein Alb legte es sich den Kindern auf die Seele, weil sie gar nicht wußten, was das bedeuten sollte. Jan Soika riß sie früh genug aus ihren Zweifeln: „Die Frau Gräfin, Eure Mama, ist plötzlich sehr krank geworden, und Ihr müßt ins Haus,“ sagte er ganz leise. Mit einem Satz sprangen die Mädchen von der Mauer und starrten ihren alten Freund an. Der stand so traurig da, als kämpfe er mit einem großen Leid, das die Herrschaft über seine Seele beanspruchte. Aber er schüttelte nur den Kopf, dann nahm er jedes Mädchen an die Hand und trabte mit ihnen dem Schlosse zu.

Schloß Arzemies war ein uralter Herrensitz. Die Arzemieser Grafen hatten allezeit eine hervorragende Rolle gespielt, sie waren in jeder Beziehung tonangebend gewesen. Ihre Feste waren durch Glanz und Pracht berühmt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert mehrte sich der Reichtum der Grafen, in der Nachbarschaft und in der weiteren Umgebung gehörte ihnen ein großer Teil des Bodens. Das ging sehr lange auf. Aber mit dem Reichtum der Grafen nahm ihre Prachtliebe zu, schwand ihr Sinn für alle Fragen der Landwirtschaft, die ihre Erwerbsquelle war. Sie wollten nur leben, genießen, feiern und gefeiert sein. Immer seltener hielten sich die Grafen in Arzemies auf. In Wien und Paris verschwanden sie die Summen, die ihre Vorfahren in langer Arbeit erworben hatten.

Graf Stanislaus, der Großvater der beiden Komtessen, hatte sich noch viel seltener als seine Vorfahren in Arzemies blicken lassen. In seiner Jugend war er in französische Arieasdienste getreten, und auch in späteren Jahren, als er den Offiziersrock an den Nagel gehängt hatte, lebte er fast ausschließlich in Paris. Das Spiel war seine größte Leidenschaft. Nur zurzeit der großen Jagden kam er nach Arzemies. Dann hockte das alte Schloß wider von Frohsinn und Becherklang, und in den Wäldern erscholl das Horido der Jäger.

So ging es Jahr für Jahr.

Der Graf brauchte in Paris Unsummen, und die Feste in Arzemies verschlangen gleichfalls viel Geld. Hypothek auf Hypothek wurde aufgenommen, und es schien, als sei der Zeitpunkt nicht fern, wo Arzemies als überschuldet unter den Hammer kam.

Da tauchte Graf Warminski plötzlich wieder in Arzemies auf. Niemand hatte sein Kommen vermutet, nichts war in stand gesetzt worden. Man erzählte allerhand von den Extravaganzen des Grafen, der nach einem Leben voll Lust und Herrlichkeit sich plötzlich in die Einsamkeit vergrub und selbst für seine besten Freunde nicht zu sprechen war; denn diese hatten es selbstverständlich nicht unterlassen, dem Grafen einen Besuch abzustatten, aber ihre Versuche waren mißglückt. „Se. Gnaden sind nicht zu sprechen“, hatte der Diener mit schlanem Blinzeln den Besuchern gesagt, die arg enttäuscht und unverrichteter Sache — sie hatten auch nicht das geringste über den Grund dieser Seltsamkeit des Grafen erfahren — Arzemies verlassen mußten. Doch dadurch wurde die Rengier erst recht rege. Die leidige Finanzlage konnte unmöglich diese Sinnesänderung bewirkt haben, so viel konnten sie als sicher annehmen. Also war es etwas anderes. Sie rieten hin und her, versielen natürlich auch auf Liebesgeschichten, aber Gewißheit hatte keiner. Lange Zeit war Graf Stanislaus der Gegenstand des lebhaftesten Interesses aller seiner adeligen Nachbarn. Schon begann dieses Interesse wegen Mangels an Nahrung abzuflauen, man fing an, sich daran zu gewöhnen, daß Graf Warminski die Rolle des Einsiedlers spielte, da geschah etwas, was alle Gemüter bewegte, was die Rengier aufs neue erweckte: Graf Warminski führte ein junges Weib heim. Das wäre ja nun an und für sich nichts Außergewöhnliches gewesen, aber die Begleitumstände waren doch seltsam, höchst seltsam.

Die Diener erzählten nach und nach alles, und so wurde es bekannt.

An einem Abend war vor dem Schlosse ein großer Reisewagen angelangt. Den ganzen Tag hatte der Graf auf der Lauer gelegen. Wie er das Knarren der Räder hörte, stürzte er aus dem Schloß und hob aus dem Reisewagen eine seltsam verummante weibliche Gestalt; zwei Herren folgten. Dann fuhr der Reisewagen wieder fort. Am nächsten Abend sahen die Diener den Pfarrer von Arzemies; er ging grabenwegs in die Schloßkapelle, deren Tür bei seinem Eintritt verschlossen wurde.

Das war alles, was die Diener von der stattgefundenen Vermählung wußten; denn daß es sich um eine solche handelte, lag auf der Hand. Aber kein Mensch bekam die neue Herrin von Arzemies zu sehen, und allmählich gab man sich in den Gedanken, auf die Lösung dieses Geheimnisses verzichten zu müssen.

Doch auch diesmal blieb Graf Warminski inkonsequent. Es mochte wohl ein halbes Jahr seit jener seltsamen Eheschließung vergangen sein, da befahl Graf Warminski seinen Wagen und fuhr mit seiner Frau nach Slaventin, der nächsten Stadt, wo im Hotel zum Anker ein kleines Fest veranstaltet wurde, zu dem er auch eingeladen worden war. Alle Welt blickte erstaunt auf, als Graf Warminski mit seiner Frau so unvermutet eintrat, doch er schien die erstaunten Blicke, das Tuscheln und Flüstern nicht zu bemerken. Mit der Gewandtheit des vollendeten Weltmannes stellte er seine Gemahlin vor und nahm dann an der Seite einiger Freunde aus vergangener Zeit Platz. Die Gräfin schien etwas schüchtern zu sein, sie sprach ausschließlich französisch, allerdings mit fremdem Akzent. Sie war sehr schön, das mußte ihr der Neid lassen; goldblonde Flechten umrahmten ihr feines, zartes Gesicht, und aus zwei blauen, blanken Augen strahlte etwas Kindliches. Nur hier und da huschte ein Schatten um ihren kirschroten Mund, und einige feine Linien in ihrem Antlitze verrieten, daß das junge, holde Kind von Leid berührt worden war.

Alles das — der Nimbus des Grafen, die heimliche Vermählung mit der gänzlich unbekanntem Dame, die strahlende, durch Leid gemilderte Schönheit dieser Frau, machte das Paar interessant und begehrenswert, und man freute sich schon, in intimeren Verkehr mit Arzemies treten zu dürfen und auf diese Weise den Schleier des Geheimnisses lüften zu können. Und in der Tat lud Graf Warminski seine nächsten Nachbarn, die Lusenski und Gasch, nach Arzemies ein. Mit diesen Familien wurde auch in der folgenden Zeit freundschaftlich verkehrt, und beide Familien priesen die junge Gräfin, rühmten ihre Liebenswürdigkeit, ihre Grazie und Schönheit, ihre Bescheidenheit und Herzensgüte.

Nach zwei Jahren glücklicher Ehe schenkte die Gräfin ihrem

Gatten ein Söhnlein, aber sie bezahlte das Geschenk mit dem Leben. Auf die Kunde von dem Tode der Gräfin „im sofort Baron Lusenski, um Trost zu spenden. Er fand Stanislaus im Park vor dem Schloß. Sein jahles Gesicht mit den erloschenen Blicken sprach von tiefer Trauer, aber um die zusammengekniffenen Lippen zuckte es wie grausamer Hohn.

Die beiden Jugendfreunde schritten gemeinsam zum Schloß. Warminski sagte: „Ja, so ist's, der Tod hat mir die schönste, die reinste Blüte gepflückt! Als ich mein Weib heimführte, habt ihr euch alle gewundert, daß das so heimlich geschah. Ich hatte wohl Grund dazu: jetzt aber ist mir alles einerlei, ob man es weiß, wer sie war oder nicht. Ihr Vater, ein hoher Beamter, hatte sich schwere Veruntreuungen zuschulden kommen lassen. Ich hatte sie schon gekannt, als sie noch ein Kind war. Nachdem das Unglück bekannt wurde, eilte ich hin zu ihr. Helfen konnte ich ja freilich nicht, aber ich vermochte doch wenigstens zu trösten. So kam ich ihr näher, gewann ihre Liebe. Auf ihren Wunsch fand die Vermählung heimlich statt. Zwei Jahre war sie mein Glück, und nun ist alles vorüber!“

Er schluchzte laut auf. —

Von dieser Zeit ab mied Graf Stanislaus Warminski jeden Verkehr. Man sah und hörte von ihm nicht viel und erzählte sich nur, daß er gelehrte Studien in tiefster Einsamkeit betrieb. Hyazinth, des Grafen Sohn, kam schon als Kind in eine militärische Erziehungsanstalt bei Wien. Seine Jugend war nicht durchleuchtet vom Hauch der Liebe, denn der Vater kümmerte sich wenig um ihn, es war, als könne er nicht vergessen, daß des Knaben Geburt ihm die geliebte Gattin geraubt; es kam vor, daß der Junge den Vater während der Ferien nur bei der Ankunft und beim Abschied zu Gesicht bekam.

Hyazinth Warminski hatte der Mutter Schönheit geerbt. Er hatte einen stolzen Sinn, und sein Geist hatte sich gewiß unter richtiger Leitung ganz anders entfaltet, als dies unter den ohwaltenden Verhältnissen der Fall war. Der Tag, an dem er die Anstalt verlassen durfte, um als Offizier in die Armee einzutreten, brachte ihm Erlösung vom harten, verhassten Zwange. Der Vater ließ es an Mitteln nicht fehlen, und der junge Graf führte in Wien, wo er in Garnison lag, ein lustiges Leben. Seine überhäufende Kraft machte sich in allerhand Streichen Luft und bald hatte er sich den Beinamen „Der tolle Graf“ erworben.

Da rief ihn ganz plötzlich ein Telegramm nach Arzemies. Es mußte etwas Außerordentliches sein, was den alten Grafen veranlaßt hatte, seinen Sohn nach Arzemies kommen zu lassen. So war es auch. Der Vater war unermutet schwer erkrankt, und jetzt, da er den Tod vor Augen sah, fühlte er das Bedürfnis, seinen Sohn um sich zu haben. Schweigend sah „Der tolle Graf“ an des Vaters Krankenlager und hörte zu, was jener röchelnd und keuchend ihm erzählte. So ganz unvorbereitet traf ihn die Nachricht von der mißlichen Finanzlage nicht, er hatte schon von anderen Andeutungen erhalten, und den Rest hatte er sich selbst denken können. Trotzdem war es ein harter Schlag, er riß ihn aus allen Jugendhimmeln. Der Vater fuhr fort: „Jetzt ist es an dir, den verfahrenen Karren wieder ins Gleise zu bringen.“

Der junge Graf zog die Augenbrauen in die Höhe. Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, so hätte er gelacht. Er, der tolle Graf, der seither nichts anderes getan hatte, als daß bischen Dienst, reiten und flirten, er sollte hier Remede schaffen? Der Alte schien diese Gedanken auf dem Gesichte seines Sohnes zu lesen, denn er fuhr — immer hustend und stöhnend — fort: „Na, wundere dich doch nicht so, mein Sohn! Wenn man so einen Namen, so ein hübsches Gesicht hat, dann hat man bei den Damen allemal Glück. Ich hoffe, daß du mich verstanden hast!“

Hyazinth Warminski hatte seinen Vater allerdings verstanden. Tu felix Austria, nube. Heirate, natürlich vernünftig! Ihm kam der Gedanke absurd vor. Er sollte seine goldene Freiheit verkaufen? sollte Liebe heucheln, wo nur das Geld anzog? Nein, niemals! Aber er sprach das nicht aus.

Sein Vater hatte sich bei der Unterredung sehr angestrengt. Ein heftiger Hustenanfall trat ein und er gebot dem Sohn durch Winke und seltsam grimmige Blicke, das Zimmer zu verlassen. Gleich darauf kellte die Schelle durch das Zimmer; ein alter Diener schlich fast unhörbar zu seinem Herrn.

Am Nachmittag kam der Pfarrer von Arzemies, um den Grafen für die Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Zwar war der Graf sein Leben lang ein Freigeist und ein Step-



Martha von Bethmann-Hollweg geb. von Finck,
die Gemahlin des neuen Reichkanzlers.

titer gewesen, aber jetzt, im Angesicht des Todes, schwanden die Zweifel, die Grundätze, denen er sein Leben lang gehuldigt, erwiesen sich als schlechte Tröster vor der Tür in ein anderes Leben.

Kaum war dieses Heilsgeschäft beendet, so schloß Graf Warminski seine Augen zur letzten Ruhe.

Der junge Graf nahm einen längeren Urlaub. Er wollte prüfen, was noch zu machen war, ob Arzjemien sich halten ließ oder nicht. Diese Prüfung war nicht so einfach. Wohl standen den hohen Schuldschulden auch hohe Werte gegenüber: große Ackerflächen, große Wälder, aber der Boden brachte nicht genug ein, Arzjemien lag zu weit ab — sieben Stunden von der Bahn. Die Wälder brachten so gut wie gar keine Erträge, denn Galizien hatte damals noch Holz im Ueberflus. Wenn es ihm also nicht gelang, große Summen flüssig zu machen, dann war Arzjemien verloren. Immer wieder kamen ihm die letzten Worte seines Vaters in die Erinnerung: Heirate! Sein Verstand sagte es ihm, daß der Gedanke gar nichts Absurdes an sich habe, des Geldes wegen zu heiraten; Tausende machten es so und standen hoch da in den Augen der Welt. Freilich befreunden konnte er sich mit dem Gedanken ja nicht. Aber hier hieß es nur: entweder — oder. Schließlich kalkulierte Graf Warminski so: In den Kreisen, in denen ich verkehre, habe ich Auswahl genug. Ich warte, bis ich eine Dame finde, die mir in jeder Beziehung gefällt. Wenn es mir gelingt, ihre Liebe zu gewinnen, so werde ich Pflichtgefühl genug haben, sie nie fühlen zu lassen, daß nur ihr Geld mich zur Wahl bestimmt hat.

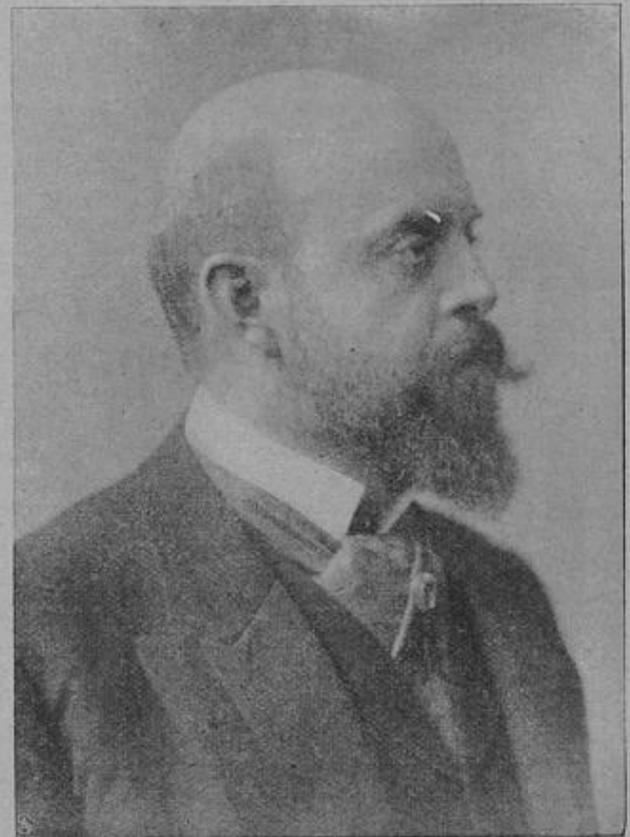
Seinen Urlaub hatte er vor allem dazu benutzen wollen, sich mit allen Zweigen der Landwirtschaft bekannt zu machen. Mit einem wahren Feuereifer verlegte er sich auf das neue Gebiet. Aber gar bald erlahmte sein Eifer: die Landwirtschaft langweilte ihn bald ebenso, wie ihn in der Garnison der Gamischendienst gelangweilt hatte. Da ließ er alles laufen, wie es lief, nahm die Büchse auf den Rücken und durchstieß die weiten Wälder. Und hier merkte Graf Warminski, daß sein Herz gar wohl der Liebe fähig sei, er lernte den Wald lieben. Doch er konnte ja nicht tagaus, tagein den Wald durchstreifen; manchmal überkam ihn ein förm-



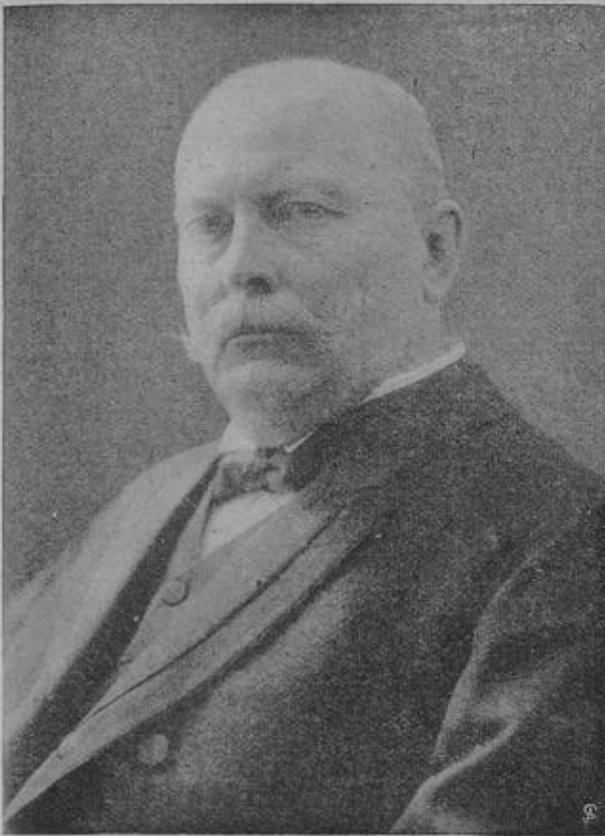
von Bethmann-Hollweg,
der neue Kanzler des Deutschen Reiches.

licher Hunger nach Gesellschaft und Frohsinn. Dann ließ er den Wagen anspannen und fuhr auf eines jener Güter in der Nachbarschaft, wo immer etwas „los“ war; denn wenn auch die meisten polnischen Magnaten gleich Warminski von finanziellen Nöten geplagt waren: Die Geselligkeit litt darunter nicht. Mindestens einmal in der Woche kam man irgendwo zusammen, und es wurde dann meist recht lustig. Am Schlusse machte man ein Spielchen, nicht allzu hoch, weil man ganz unter sich war.

(Fortsetzung folgt.)



August von Troitz zu Solz,
der neue preußische Kultusminister.



Alvens Delbrück,
der neue Staatssekretär des Reichsamts des Innern.

Die Repetieruhr.

Von Friedrich Overmann (Düsseldorf.)

(Nachdruck verboten.)

Ueber die staubige, einsame Landstraße schreitet ein Wanderer. Er scheint schon einen weiten Weg hinter sich zu haben, seine Schuhe sind ganz grau und überall auf seinem Anzug, seinem Hut, seinem Mützlein, welches er auf seinem Rücken trägt, und das den reisenden Handwerksburschen ver-rät, lagert der feine, mehligte Staub der Straße.

Ein froher Wandersbursch ist's, ja, denn gerade stimmt er ein lustiges Wanderliedchen an und handhabt dabei seinen kräftigen Eichenstock, als wollte er den Takt dazu schlagen.

Fröhlich lachen seine Augen, und sein frohes Gesicht blickt ebenso freundlich wie die lachende, leuchtende Sonne, die sich schon langsam gen Westen neigt.

Ja, froh ist der Bursch, wenn er auch nur ein paar Märkerchen in der Tasche hat. Gerade deshalb ist er ja auch jetzt auf der Landstraße, weiß nicht mehr la, hat er die Eisenbahn nicht benutzt, sondern sich zu Fuß auf den weiten, weiten Weg von R. nach G. gemacht, wo er, ein tüchtiger Schlosser bald, bei einem Meister oder in einer der großen Maschinenfabriken wieder Arbeit zu bekommen hofft. Der zu erwerbende Lohn wird schon bald seinen schlaffen Beutel wieder straffen und dann gehts weiter, bis er in irgend einem Werke festen Fuß fahi, Meister oder Werkführer wird, das Zeug dafür hat er ja. Eine tüchtige Lehrzeit liegt hinter ihm, und er ist schon weit in der Welt herumgekommen, er hat viel gearbeitet, viel Erfahrungen gesammelt und schon ein Stück Geld gespart, welches er stets an sein Mütterlein daheim gesandt hatte, die es itenlich für ihren Sohn zur Sparkasse brachte.

Doch in den letzten Monaten war's ihm verflüht nicht gerade rosig ergangen, die Zeiten waren schlecht, überah wurde mit verringerter Arbeitszeit, auch mit weniger Arbeitskräften gearbeitet, so daß man jedenfalls keine neuen Leute annahm.

Da war unser Wandersbursch denn immer weiter gezogen, mit seinem Geld mußte er sehr haushalten, denn vom Mütterlein wollte er sich nichts schiden lassen. Das ersparte Geld durfte auch nicht angegriffen werden, wollte er doch gerne bald daran denken, sein liebes, blondes Röschen als sein schmuckes Weib heimzuführen.

Wenn es ihm doch nur gelang, in einem guten Werke, wo er dauernd bleiben konnte, anzukommen. Es wurde jetzt doch bald Zeit, er hatte nun soviel Kenntnisse gesammelt, daß er wohl überall zurecht kommen konnte.

Fröhlicher erklang das Liedchen des Wanderers, als er an sein Röschen dachte.

Das Wandern ist des Müllers Lust,

Das Wandern ist des Müllers Lust,

Das Wandern — —

In der letzten Strophe sang er, das Wandern ist des Schlossers Lust.

Ja, bei leerem Beutel doch frohen, fröhlichen Mut zu haben, ist eine gute Gabe Gottes.

Das Lied war verklungen, da wurden die Schritte unseres Wanderers — wir wollen ihn Heinz Werner nennen — merklich langsamer. Kein Wunder auch, war er doch schon viele Stunden unterwegs.

In kurzer Entfernung tauchte ein Wirtshaus auf. Das blanke Schild leuchtet rot auf im Scheine der immer tiefer sinkenden Sonne.

Dort beschloß Heinz Werner kurze Rast zu machen. Bald trat er durch die Tür in die niedrige Gaststube und bestellte der bejahrten Wirtin ein Glas Bier. Dann holte er aus seinem Mützlein ein Butterbrot hervor und ließ sich Bier und Brot gut schmecken.

Als er sein Bier bezahlt, frag er die Wirtin, wie weit es noch bis G. sei.

„No son anderthalf Stund, wenn Ihr stramm looft“, lautete die Auskunft.

Heinz dankte und verließ dann etwas gestärkt das Wirtshaus. Müchtig schritt er aus, denn er wußte ganz gut, wenn man ihm in einem Wirtshaus sagte, der Weg sei eineinhalb Stunde weit, so war er in Wirklichkeit zwei bis zweieinhalb Stunde.

Die Sonne war untergegangen, langsam senkte sich der Herbstabend herab. Es wurde etwas kühler, es ließ sich besser marschieren, wie in der heißen Sonne, und doch waren Heinz Werners Schritte nicht mehr so elastisch ausschreitend wie am Mittag. Einen Kilometerstein nach dem anderen ließ er hinter sich, aber bei jedem wurden seine Schritte kürzer, müder, seine straffe Haltung schlaffer.

Jetzt ging die Straße bergan, das schien dem immer müder werdenden Wanderer nicht lieb zu sein, seine vordem



Der ehemalige französische Kriegsminister General Gallifet starb in Paris im 80. Lebensjahre.

lustig blühenden Augen schauten trübe die Straße hinauf. Doch, weiter, immer weiter, er mußte und wollte heute nach G., sein Geld war knapp, er mußte neues verdienen.

Vor ihm lag weit unten eine endlose Ebene. Durch den leichten Dunstschleier, der auf dieser lag, sah er in noch ziemlich weiter Entfernung die unbestimmten Umrisse eines großen Häusermeeres. Eine dunkle Wolke, der Rauch aus vielen Schornsteinen, lagerte darüber, das mußte G. sein.

Nun er sein Ziel vor sich sah, fühlte sich Heinz Werner von neuem Mut befeelt, von neuem versuchte er, rüstig auszusprechen. Aber ach, bald ging es auf der wieder abwärts führenden Straße schlechter wie zuvor, er merkte nun auch, daß man besser bergauf wie bergab gehen konnte.

Seine Füße waren von dem langen Marsch geschwollen und drückten sich nun, da es bergab ging, in den Schuhen nach vorne. Er schien sich schon Blasen gelaufen zu haben, jeder Schritt schmerzte ihn, und er wagte den Fuß immer nur langsam auf den Boden zu setzen. Immer kürzer und langsamer wurden seine Schritte, er kam kaum voran.

Mutig verbiß er die Schmerzen und strebte weiter, aber bald ging's doch nicht mehr. Da setzte er sich an den Straßennrand, zog Schuhe und Strümpfe aus, nahm sie in die Hand und marschierte hinfuß weiter.

Das ging eine Weile gut, zumal die Chaussee jetzt eben weiter führte. Aber bald fiel ihm auch dieses Gehen schwer, jedes Steinchen, worauf sein bloßer Fuß trat, verursachte ihm große Schmerzen. Mehr als einmal verspürte er Lust, sich neben die Straße auf die Wiese zu werfen, um etwas zu ruhen, wenn es nur nicht schon so spät geworden wäre, er mußte doch sehen, daß er noch nach G. kam.

Langsam, sehr langsam kam er vorwärts, sein Schritt wurde schlurfend, weil er immer fürchtete, auf einen spitzen Stein zu treten.

Da gewahrte er auf der Wiese neben der Straße herlaufend einen schmalen Pfad, den sich Fußgänger, die die staubige Landstraße meiden wollten, nach und nach gebahnt hatten.

Diesen Pfad benutzte er nun auch, es ließ sich hier wesentlich besser gehen, wenn er auch in der Dunkelheit achtgeben mußte, nicht über eine Wurzel der die Chaussee einfassenden Bäume zu stolpern, an die er doch jeden Augenblick stieß, so daß er oft vor Schmerz laut hätte aufschreien mögen.

So kam er langsam weiter, und schon sah er in einiger Entfernung einzelne Häuser.

Da stieß er wieder an eine Baumwurzel, so schwach der Stoß durch seinen langsamen Gang auch war, schmerzte ihn sein wunder Fuß doch so sehr, daß er einen Moment stehen blieb.

— Ting — ting — ting — — tönten in demselben Augenblick zehn silberhelle Töne vom Erdboden zu ihm herauf.

Verwundert horchte Heinz Werner hin und bückte sich. Da sah er im Dunkeln etwas aufblitzen, vorsichtig griff er hin und zog einen runden Gegenstand, der sich etwas unter eine freiliegende Baumwurzel festgeklemmt hatte, hervor.

Er befühlte ihn — eine Uhr, schnell strich er ein Streichholz an. Beim Schein desselben sah er zu seinem Erstaunen, daß es eine prachtvolle, goldene Herren-Repetieruhr mit großem Monogramm auf dem Deckel war.

Mit seinem Fuß hatte er gegen die Feder des Schlagwerkes der an der Baumwurzel festliegenden Uhr gestoßen, so dieses zum Schlagen gebracht und dadurch die kostbare Uhr entdeckt.

Sinnend betrachtete er sie, ließ den goldenen Deckel aufspringen und setzte das Schlagwerk wieder in Bewegung. Sie schien nichts gelitten zu haben.

Jedenfalls hat die Uhr ein Herr aus G. verloren, ich werde dann wohl durch die Zeitung erfahren, wer der Verlierer ist und kann sie zurückbringen, wenn nicht, bringe ich sie zum Hundbüro, murmelte Heinz Werner vor sich hin. Nun aber marsch weiter, es ist schon 10 Uhr vorbei.

Sorgfältig steckte er die Uhr in die Tasche und schritt, so gut es gehen mochte, seinen Weg weiter. Näher und näher kam er der Stadt, kurz vor dieser zog er Strümpfe und Schuhe wieder an — ach, wie die Füße schmerzten, aber er konnte doch nicht barfuß in G. einziehen.

Manch mitleidiger Blick folgte dem sich müde weitererschleppenden Wanderer nach.

Doch bald hatte dieser in einem einfachen Gasthause Quartier gefunden, und bald senkte sich der erquickende Schlaf auf seine müden Glieder.

Neu gestärkt erwachte Heinz Werner am anderen Morgen. Schnell fuhr er in seine sauber gereinigten Kleider, trank seinen Kaffee und notierte sich aus dem Adressbuch eine Anzahl Maschinenfabriken, in denen er sogleich um Arbeit anfragen wollte.

Frisch und froh trat unser Wanderbursch auf die Straße, wohl schmerzten seine Füße noch, doch er verbiß den Schmerz, Arbeit suchen, hieß es, und Arbeit war sein Element.

Aber, ach, es war schwer, Arbeit zu erhalten in dieser schlechten Zeit, das riß ihn auch an diesem Morgen wieder, wie schon so oft in den letzten Wochen, und wenn er glaubte, in G. sei es leichter gewesen, wie anderswo, so täuschte er sich sehr.

Überall, in jeder Fabrik, in der er vorsprach, mußte er hören, daß man niemanden einstelle, ja, eber noch Leute entlassen mußte, es sei eine schlechte Zeit. Man sah nicht einmal seine guten Zeugnisse an.

Zuerst suchte das Heinz Werner wenig an, denn es wäre ja jetzt ein großes Glück gewesen, wenn er gleich in der ersten Fabrik Arbeit erhalten hätte. Als man ihn aber überall abwies, als er überall dieselben Klagen hörte, überall dasselbe bedauerliche Schulterziehen ersah, wurde er etwas verdrießlich.

Mitterweile war es Mittag geworden, nun konnte er doch nirgendwo mehr anfragen. So ging er denn ein kurzes Mittagsbrot verzehren. Wahrhaftig, er mußte sparsam sein, bekam er nicht heute Arbeit, so mußte er sogleich an sein Mütterlein um Geld schreiben.

Gleich nach Tisch machte er sich von neuem auf den Weg. Wieder lief er von einer Fabrik zur andern, aber wieder ohne Erfolg, es ging ihm um kein Haarbreit besser wie am Morgen.

Seine Füße fingen wieder an zu schmerzen, denn er hatte wieder weite Wege hinter sich. Da die Fabriken alle außerhalb der Stadt lagen, und er keine Ortskenntnis besaß, hatte er weite Umwege nicht immer vermeiden können.

Nun aber ging's bald nicht mehr, seine Untertanen wollten nicht mehr, er wurde müde, sein frohes, sicheres Auftreten, welches sonst sein eigen, war dahin.

Drum zurück zur Stadt, so konnte er sich nirgendwo mehr vorstellen, man würde ihn für energielos und wenig arbeitsfreudig gehalten haben.

Langsam schritt er durch die Straßen, nun mußte er doch an seine Mutter um Geld schreiben. Das war ihm nicht recht, das war ja noch nie vorgekommen, so lange er brauchen war, wenn er nur wüßte, ob er morgen Glück haben würde, dann konnte er es noch lassen.

Da sieht Heinz Werner mehrere Personen vor einer Plakatsäule stehen.

„Wer die gefunden hat und zurückbringt, hat schnell 100 Mark verdient, sagte einer.

„Ja, wenn es nur ein Ehrlicher ist,“ erwiderte ein anderer.

Heinz Werner trat auch an die Säule, und was ihm da gleich in die Augen fiel, war ein rotes Plakat mit fettem schwarzem Druck:

„Hundert Mark Belohnung!

Goldene Herren-Repetier-Uhr mit Monogramm A. S., wahrscheinlich vor der Stadt auf der Landstraße nach R. verloren. Gegen obige Belohnung abzugeben zwischen 9 und 12 Uhr vormittags, oder 3 und 6 Uhr nachmittags auf dem Kontor der Siegarschen Maschinenfabrik, Nordstraße 97, außer dieser Zeit Lauballee 114.“

Wortlos starrte er auf das Plakat, dann schlug er sich vor die Stirn, die Umstehenden sahen ihn verwundert an.

Die Uhr, die Uhr, ja, hatte er denn nicht gestern abend — richtig! Da hatte er sie ja in der Tasche. Unbeobachtet zog er sie hervor — ja, das war ja die Uhr, die dort gesucht wurde. A. S., richtig, das war das Monogramm, kein Zweifel, er war der glückliche Finder.

Sonderbar, er hatte gar nicht mehr daran gedacht, müde und abgepannt hatte er sich gestern abend gleich schlafen gelegt — Ruhe, nur ruhen zu können, das war sein einziger Gedanke gewesen und heute — Arbeit suchen, Arbeit erhalten, um nicht an die Mutter um Geld schreiben zu müssen seine Aufgabe, darüber hatte er nicht an gestern, nicht an seinen Fund denken können.

Nun aber schnell dem Eigentümer die Uhr wieder zu stellen, er mochte kein fremdes Gut in der Tasche haben.

Hals Sechs war's, da kam er noch gerade früh genug zum Kontor der Siegardischen Maschinenfabrik. Das war ja die Fabrik, wo er heute früh vergebens um Arbeit gefragt hatte.

Der Portier war nicht wenig erstaunt. Heinz Werner schon wieder zu sehen.

„Ich sagte Ihnen doch heute früh schon, daß keine Leute angenommen werden,“ empfing er ihn am Tor.

„Ja, allerdings,“ erwiderte Heinz, „aber diesmal komme ich nicht um Arbeit, sondern wegen der Uhr, die ich gefunden habe und die hier abgegeben werden soll.“

„Ah!“ — machte der Portier, „Sie haben die Uhr gefunden, zeigen Sie her.“

Heinz zeigte die gefundene Uhr.

„Ja, — ja, — wahrhaftig, — das ist die Uhr unseres Chefs. Mensch, haben Sie Glück — aber — hm — weshalb haben Sie heute morgen nichts davon gesagt?“

„Ich habe soeben in der Stadt erst gelesen, daß die Uhr hier abgegeben sei.“

„Hm — hm —, dann kommen Sie mal schnell zum Herrn Siegard.“

Bald stand Heinz vor dem freundlichen Chef und gab ihm sein Eigentum zurück, dabei erzählend, wie er die Uhr gefunden habe.

Herr Siegard nahm aus seiner Brieftasche einen Hundertmarkschein, den er Heinz hinreichte.

„So, Ihren Lohn, mein Lieber, ich danke Ihnen herzlich.“ Heinz sogerte einen Augenblick, den Schein anzunehmen.

„Nun, nehmen Sie nur, die Ehrlichkeit muß belohnt werden.“

Da durchzuckte Heinz der Gedanke, daß er doch den Chef selbst fragen sollte, ob nicht für ihn ein Platz in der Fabrik sei.

„Herr Siegard,“ begann er daher, „ein größerer Lohn für meine Ehrlichkeit, wenn diese unbedingt belohnt werden soll, wäre, wenn Sie mir eine Stelle in Ihrer Fabrik geben wollten. Gestern bin ich hier angekommen und hoffe irgendwo Arbeit zu bekommen, jedoch das Glück war mir nicht hold. Den ganzen Tag bin ich von einer Fabrik zur anderen gelaufen, aber nirgendwo stellte man neue Leute ein, weil die Zeiten so schlecht sind, auch hier wies mich der Portier heute morgen ab.“

„Allerdings, mein Lieber, die Zeiten sind so schlecht und auch für meine Leute ist nicht genug Arbeit vorhanden, so daß ich keine neuen einstelle; doch, was ist denn Ihr Beruf?“

„Ich bin gelernter Schlosser und habe mich nach meiner Lehrzeit in verschiedenen großen Maschinenfabriken weiter ausgebildet; ich bin viel herum gekommen und möchte mich nun gerne nach einer dauernden Stelle umsehen. Hier sind meine Zeugnisse.“

Herr Siegard sah die Zeugnisse mit Interesse durch, sie waren wirklich gut — ausgezeichnet — hm — in dem jungen Mann schien etwas zu stecken, er gefiel ihm — wer weiß —

„Ja, es ist gut, kommen Sie morgen wieder, ich will mit meinem Betriebsleiter reden, Sie sollen eine Stelle haben — aber hier die 100 Mark nehmen Sie auch ruhig, die gehören ihnen — und nun bis morgen. Adieu, Herr Werner.“

So hatte Heinz Werner zunächst durch seine Ehrlichkeit Glück gehabt, er hatte eine Stelle erhalten, um die er sich bei den schlechten Zeiten noch lange hätte bemühen müssen, eine Stelle, um die ihn mancher beneiden hätte mögen, wenn man ihn nicht allseitig bald liebgewonnen hätte.

Er wurde von Herrn Siegard als Vorarbeiter eingestellt und dieser merkte bald, daß er da eine tüchtige Kraft gefunden hatte. Die Geschäfte gingen mit der Zeit besser; nicht lange dauerte es, da machte man Heinz Werner zum Meister, und besonders weitsichtige Menschen wollen in ihm schon den zukünftigen Betriebsleiter der Siegardischen Maschinenfabrik sehen.

Nun konnte er an die Erfüllung seiner Wünsche denken, was er denn auch bald tat. Er holte sich sein blondes Köpfchen als sein liebes Weib und auch sein altes Mütterlein nahm er als treuer dankbarer Sohn zu sich nach C., wo die drei nun als glückliche zufriedene Menschen leben.



Nützliches fürs Haus.

— **Norddeutscher Sauss.** Ein Kilo Würfelzucker, sechs in Scheiben geschnittene Zitronen, von welchen die Kerne entfernt wurden, eine Flasche Anisette, eine Flasche Berliner Kümmel, sechs wie die Zitronen bereite Drangen, eine Flasche Schwarzwälder Kirchwasser, sechs Flaschen Nordhäuser Kornbranntwein, eine Flasche Curacao, ein Liter Wasser mischt man mit einem langen Löffel in entsprechender großer Schüssel, eist dieselbe tüchtig ein und serviert Früchte mit.

— **Parquetboden-Wachse.** Man läßt einhalb Kilo gelbes Wachs in gelinder Wärme vergehen und rührt sodann zwei Flaschen Terpentin in die Flüssigkeit, welche man noch lauwarm mit einem leinenen Lappen auf den Boden aufträgt und gut hineinreibt, bis der Boden trocken, hart und glänzend ist. Wenn die Wachse zu kalt und folglich zu dick wird, läßt sie sich nicht mehr so gut einreiben, ein Zusatz von Spiritus macht sie wieder flüssig und gibt schönen Glanz. — Wenn der Terpentin schon unter das Wachs gemischt ist, darf dasselbe wegen der großen Feuergefährlichkeit nicht mehr ans Feuer gebracht werden.

— **Wäsche gelbgeordener Wäsche.** Es gibt bekanntlich der Hilfsmittel für diesen Zweck nicht wenige. Von der sauren Buttermilch bis hinauf zur Soda oder gar zum Chloralkali ist eine stattliche Reihe derselben zu finden. Während aber die einen sich nicht als stichhaltig erweisen, sind die anderen wieder gar zu kräftig und gefährden, wie bekanntlich die beiden letzteren, das Gewebe leicht und in arger Weise. Man läßt sich aus der Apotheke ein Gemisch aus 1 Teil Benzol mit 3 Tl. Spiritus holen, gießt davon einen Eßlöffel voll in einen Eimer Wasser, spült darin zuletzt die bereits rein gewaschene Wäsche und hängt sie zum Trocknen auf.

— **Um alte Tuchkleider sauber zu machen,** löse man 60 Gramm gewöhnlichen Tabak in 4 Kilogramm Wasser ab. In die erhaltene noch heiße Brühe taucht man eine steife Bürste und bürstet das Kleidungsstück, welches zuvor tüchtig ausgeklopft worden, nach allen Seiten sauber aus. Nachdem die Flüssigkeit in das Tuch gehörig eingebracht, streicht man dasselbe nach dem Tuchstrich durch und hängt es zum Trocknen auf. Das Tuch wird wieder ganz rein und erhält neuen Glanz, der Tabaksgeruch verliert sich sehr bald aus demselben.

— **Schmuckfedern zu waschen.** Man löst venezianische Seife mit Regenwasser einviertel Stunde in einem glasierten Gefäße und rührt sie mittels eines Stöckes zu Schaum. Mit diesem Wasser feuchtet man die Federn an, zieht sie zwischen den Fingern durch und streicht das Unreine davon ab, dann spült man sie mit lauwarmem Wasser, drückt dieses gut aus, legt die Federn zwischen zwei leinene Tücher und zupft sie aus. Nun nimmt man glühende Kohlen auf den Herd, streut gestoßenen Schwefel darauf, faßt die Federn an beiden Enden, hält sie hoch über den Schwefeldampf, schüttelt sie und fährt damit fort, bis sie trocken sind. Sie werden durchaus kraus und weiß; dann hängt man sie an einem warmen Orte auf.

— **Gegen Mückenstiche** hilft das Bestreichen der Stelle mit gewöhnlicher Waschseife. Die Seife wird etwas angefeuchtet und so dick aufgestrichen, daß der Aufstrich sichtbar ist. Sollte man von einem besonders giftigen Tiere gestochen sein, dann wird der Anstrich später noch einmal wiederholt, nachdem der erste sich verloren. Dieses Mittel hat außerdem den Vorzug, daß ein Stückchen Seife in der Tasche weniger belästigt als ein Fläschchen Salmiak, und daß man Seife leichter zur Hand hat als Salmiak.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen,
weiße sammelweiche Haut, schönen
Teint und beseitigt Sommersprossen
sowie alle Hautunreinigkeiten.
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Der neue Kanzler des Deutschen Reiches, (siehe Abbildung Seite 260), von Bethmann-Hollweg, der Nachfolger des Fürsten Bülow, steht im 53. Lebensjahre. Im Jahre 1886 wurde er Landrat des Kreises Ober-Barnim bei Berlin, 1899 war er bereits Regierungspräsident in Bromberg und schon einige Monate später Oberpräsident der Provinz Brandenburg. Minister des Innern wurde er im Jahre 1905 und, nach dem Rücktritt des auf sozialem Gebiete hochverdienten Grafen Posadowsky, Staatssekretär des Reichsamts des Innern. Der neue Reichskanzler ist ein Onkel des Professors Bethmann-Hollweg, der an der Bonner Universität Rechtslehrer war. Unter Friedrich Wilhelm IV. geadelt, wurde er 1858 Kultusminister. v. Bethmann-Hollweg gilt als konservativ und ist ein Mann von großer Charakterfestigkeit. Als ihm als Landrat eine Beeinflussung der Wahlen zum Reichstag zugemutet wurde, erklärte er, daß er Verwaltungsbeamter, aber nicht Wahlagent sei. v. Bethmann-Hollweg hat sich bisher nie mit Auslandspolitik amtlich beschäftigt, es ist daher anzunehmen, daß er die Bearbeitung der äußeren den bewährten Händen des Staatssekretärs des Innern, von Schön, überlassen wird. Seite 260 bringen wir das Bild der Gemahlin des neuen Kanzlers, Martha von Bethmann-Hollweg, geborenen von Pfuel. An die Stelle Bethmann-Hollwegs als Staatssekretär des Reichsamts des Innern trat der bisherige preussische Handelsminister und ehemalige Danziger Oberbürgermeister Clemens Delbrück. (Siehe Abbildung Seite 261.) — Das große „Revirement“ brachte auch die Ernennung des neuen preussischen Kultusministers anstelle des seit längerem erkrankten Ministers Holle. Die Wahl des Monarchen fiel auf den bisherigen Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, August von Trott zu Solz, (siehe Abbildung Seite 260), der politisch als überzeugter konservativ, kirchlich — er ist evangelisch — als positiv christlich gilt.

— General Marquis von Gallifet. (Siehe Abbildung Seite 261). Mit dem Tode des Generals Gallifet, der hundert Schlachten und Duellen glücklich entronnen, ist eine der interessantesten Persönlichkeiten von der Bühne des militärischen und politischen Lebens Frankreichs abgetreten. Sein Name verkörperte den in der dritten Republik immer seltener gewordenen Typus des eleganten Cavaliers und schneidigen Cavaleiers. Im Jahre 1830 geboren und schon frühzeitig in die französische Armee eingetreten, hat Gallifet ein Königtum, ein Kaiserreich und zwei Republiken erlebt. Seine ersten militärischen Vorarbeiten erwarb er sich im Krimfeldzug. Im Kriege 1870/71 wurde sein Name besonders bekannt durch die kühne Durchbruchsatte, die er als Brigadegeneral in der Schlacht bei Sedan ausführte, und die auch Kaiser Wilhelm I. Respekt einflößte. „Tapfere Leute!“ jagte der Monarch, als Gallifet mit seiner Schar gegen den siegreichen Feind ansporgte. Bei der Uebergabe von Sedan geriet er in Kriegsgefangenschaft und kehrte erst nach dem Friedensschlusse in seine Heimat zurück, wo er sich hervorragend an der Niederwerfung der Kommunisten beteiligte. Das haben ihm die Revolutionäre von 1871 niemals vergessen. Im Jahre 1886 schoß bei einem Manöver einer seiner Soldaten, der Sohn eines Mannes, den er 1871 hatte erschießen lassen, auf ihn — die Kugel flog dem General an Ohr vorbei. Wie menschlich Gallifet empfand, dafür spricht die Tatsache, daß er zu dem Soldaten, der auf ihn geschossen hatte, sagte: „Tun Sie's nicht wieder!“, und er sorgte dafür, daß die Geschichte tot gemacht wurde. General Gallifet wurde unter dem Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau Kriegsminister. 1902 trat er aus dem Ministerium, dessen Aufgabe es war, die Drehfusaffäre beizulegen, wieder aus und lebte seitdem in stiller, beschaulicher Zurückgezogenheit in Paris.



Zur Unterhaltung.



— Stimmt auffällig. „Wenn ich nur wüßte, was ich meinen Jungen werden lasse — beim Rechtsfach muß er zu lange warten. Was meinen Sie zur Fortflorriere?“ — „Die selbe Geschichte in Grün!“



Rätsellecke.

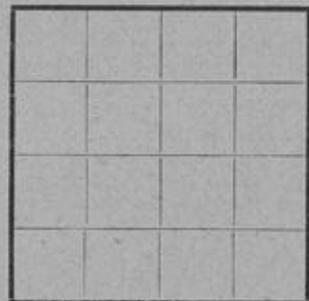


Verrierbild.



Geh Fritz, die Madame sieht uns.

Magisches Quadrat.



In die Felder vorstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A A I I K L L M S S U Z derart einzutragen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Pflanzname, 2. Versammlungsort, 3. Mädchenname, 4. böhmisches Stadt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Josua, Eugenie, Daniel, Eulenspiegel, Monat, Venus, Ottilie, Galilei, Eichhörnchen, Lothringen, Georgine, Ebers, Fröhlichkeit. — Jedem Vogel gefällt sein Nest.

Wechsel-Rätsel: Wartburg — Burgwart.

Rebus: Gesunde tragen 100 Wünsche, Kranke nur einen.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle. Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

Fortsetzung.

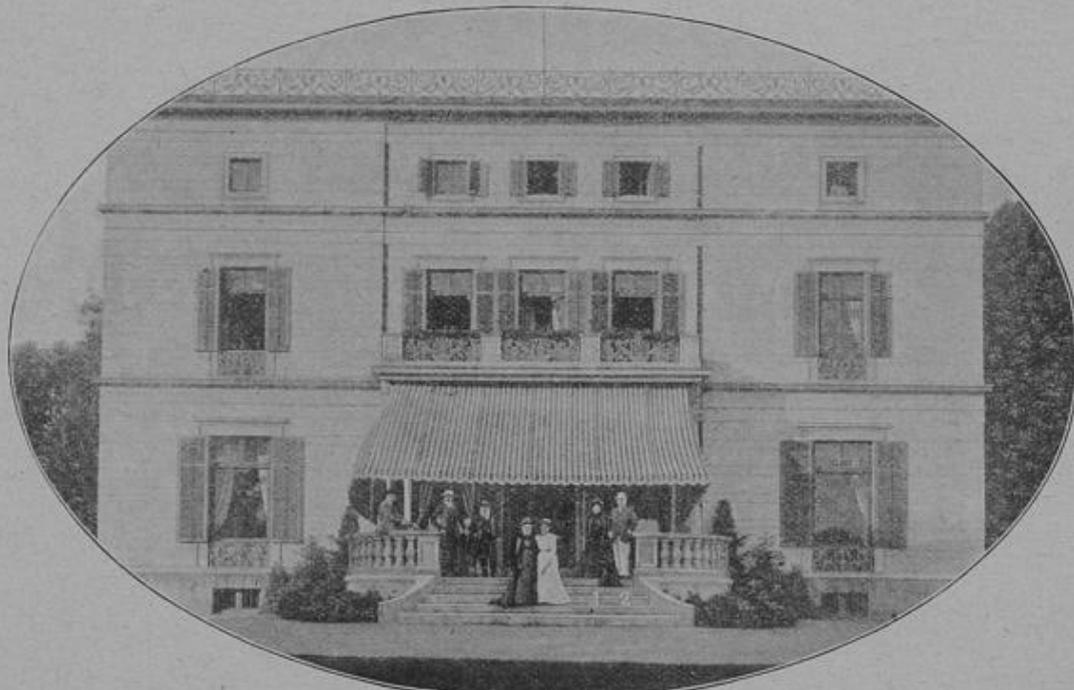
Nachdruck verboten.

In einem dieser Tage war es.

Graf Warminski war erst lange im Zweifel, ob er nach Fulnow fahren sollte. Heute waren alle Edelleute eingeladen, es war ein richtiges Fest, natürlich wurde auch getanzt, und er hatte noch tiefe Trauer. Schließlich konnte er es doch nicht übers Herz bringen, einsam und allein in Arzemies zu sitzen: „Ich brauche ja nicht zu tanzen!“ dachte er.

In fünfzehn Minuten stand der Wagen mit den Orlovtrabern vor dem Schloßportal. Warminski kam reich aus seinem Zimmer und die Fahrt begann. Der Graf war nicht bei Laune und achtete nicht auf die Schönheiten, die ausgebreitet zu beiden Seiten des einsamen Weges lagen. Nur manchmal wandte er hastig den Kopf nach jener Richtung, aus der ein verdächtiges Knarren und Rascheln geklungen. Fliehendes Wild brach durch das Unterholz, und Warminski blickte ihm mit den Augen des begeisterten Jägers nach.

Im Schlosse traf Warminski schon einige Gäste. Er kannte sie alle. Da war Mikolans Tesierski mit Frau und Kindern. Man munkelte von ihm, daß er nur mittels gewisser Kunstgriffe sich über Wasser hielt. Das beeinträchtigte aber seine gute Laune keineswegs. Jovial klopfte er den Grafen auf die Schulter und redete auf ihn ein: Warminski brauchte nichts zu erwidern, denn jede Lücke des Gesprächs füllte Tesierski mit einem schallenden Lachen aus. „A propos!“ rief er plötzlich, „ich habe Ihnen ja noch gar nicht meine Neueste vorgestellt, die eben aus Krakau nach Hause gekommen ist.“ Mit unruhigen Gesten wies er auf eine junge Dame, die während der Unterhaltung ein wenig zurückgetreten war und jetzt sich wieder näherte. Warminski wunderte sich wirklich, wie er Elise Tesierski gegenüber stand. Er erinnerte sich ihrer, wie sie noch ein wildes, kleines Mädel war, mager, edlig, aber mit heißen loderbrennenden Augen. Und jetzt stand sie vor ihm so groß und vornehm: das Gesicht war ein wenig unregelmäßig und trotzdem von vollendeter Schönheit, und aus diesem Gesichte sprühten und loderten die dunklen Augen. Keine ihrer Schwestern konnte sich an Schönheit mit ihr messen, ihnen fehlten die lebenden



Fürst Bülow's Villa
in seinem Geburtsorte Klein-Flottbeck bei Altena: Fürstin Bülow (1), Fürst Bülow (2).

Augen; denn wenn man Else mit den anderen Damen verglich, dann war es einem zu Mute, als ob nun ihre Augen lebten, die der übrigen starr, tot seien.

Bald rollte Wagen auf Wagen heran; zahlreiche Gäste, alt und jung, Damen, Herren und Kinder füllten die Säle, und Graf Warminski plauderte bald mit diesem, bald mit jenem. Aber immer und immer stand er im Banne des einen Augenpaares, das mit seinen lodernen Blicken seine Seele seltsam entzückt hatte. Und immer wieder zog es ihn hin zu ihr, die in einem Kreise junger und älterer Herren — die Alten sahen aus der Ferne schmunzelnd zu — die Kraft ihrer Augen erprobte. Das tat sie mit einer solchen Grazie, mit einer Mischung von Herzlichkeit und Humor, daß ihr Sieg über die Herzen der jungen Männer ein geradezu glänzender war. Auch Graf Warminski war besiegt. Ein fieberhaftes Verlangen erfüllte ihn, die Liebe dieses Weibes zu erringen. Er vergaß in diesem Augenblicke alles, seine Aussichten, seine Pläne, das alles trat zurück vor dem heißen Gefühl, das seine Seele durchzuckte und aufwühlte. Die Augen, diese rätselhaften Augen, hatten es ihm sofort angetan, und er gab sich keine Mühe, gegen dieses süße, beseligende Gefühl anzukämpfen.

Und auch Else Tesiersti schaute hier und da zu dem stolzen schönen Cavalier, der in jeder Beziehung alle seine Standesgenossen, die sich hier eingefunden hatten, überragte. Er war ihnen überlegen an Eleganz, Schönheit und Geist. Sie hatte für solche Vorgänge ein feines Auge. Sie hatte aber auch wahrgenommen, welchen Eindruck sie schon jetzt auf ihn gemacht hatte, und all die anderen Herren waren ihr plötzlich gleichgültig. Bald hatte sie alle ihre Bewunderer abgeschüttelt, und nun stand sie mit Warminski in einer Nische des großen Saales. In feenhafter Schönheit lag der Park mit seinen ungezählten Blüten vor ihnen. Goldener Glanz, ein Flimmern und Schimmern, ein Sprühen und Funkeln allüberall. Wortlos schauten sie hinab auf all die Schönheiten. Ihre Herzen waren bewegt. Darum das Schweigen. Dann schmiegt sich seine schmale Hand an die ihre. Ein Liebosen eigener Art liegt darin. Sie blicken auf. Aus beiden Augen schimmert verhaltenes Sehnen, seliges Verlangen liegt in diesen Blicken. Das ist, als ob jeder des Herzens und der Seele Flügeltüren weit geöffnet hätte und nun jubelnd rief: „Nimm, nimm Besitz. Für dich, nur für dich bin ich geschmückt.“

Das Diner war nicht gerade glänzend. Unter anderen Umständen wäre das Warminski, der von Wien aus verwöhnt war, sicher aufgefallen, heute merkte er nichts davon. Denn ihm gegenüber saß Else Tesiersti, und an seiner Seite saß Siegmund Pawlewski, ein Mann, dem ein einziges gutes Gericht, ein Glas Wein viel mehr bedeutete, wie alle Tiraden seiner Nachbarn. Er aß, trank und warf nur hier und da mit witzigen Sarkasmen um sich. So konnte Warminski sich ganz Else widmen. Heute gab er sich natürlich, ohne Pose und Phrasen, er sprach mit Wärme, und seine Worte machten sichtlich Eindruck auf Else. Ach, das war ein köstlich Plaudern, so zwanglos herzlich und doch nicht inhaltlos.

Nach dem Diner wurde im anstößenden Saale getanzt. Es erschien ihnen wie etwas Selbstverständliches, daß sie den ersten Tanz zusammen machten, und auch in den folgenden Stunden tanzten sie häufig zusammen.

In einer Ecke des Saales aber saß Frau Tesiersti und blickte ziemlich mißmutig und trübe in die Welt. Sie hatte auf Else so große Hoffnungen gesetzt, hatte sich ihre Erziehung soviel kosten lassen, und jetzt warf sich diese Else an den Grafen Warminski weg, der dem Ruin ebenso nahe war, wie die Tesiersti. Aber sie war keine Frau, die Aufsehen erregte, nach dem Feste, zu Hause, war noch immer Zeit, dem törichtigen Kinde den Kopf zurechtzusetzen. Dann unterstützte sie ihr Gemahl, der jetzt in irgend einem Zimmer saß und spielte.

Else und Warminski aber kümmerten sich nicht um alles Tuscheln, alle Schadenfrohen und trüben Blicke. Die Erde mit ihrer Misere war für einige Stunden verschwunden, und sie wandelten in einem Paradies.

Und es folgten noch viele glückliche Tage. Trotz der energischen Strafpredigt, die Frau Tesiersti am Tage nach dem Tulnower Feste Else hielt, vermochte sie nicht jene Liebe zum Schweigen zu bringen, die dort erstanden war. Die beiden Liebenden sahen sich offen und heimlich. Sie sprachen zu einander von ewiger, treuer Liebe, die nur der Tod auszulöschen vermag.

Das waren Augenblicke ungetrübten Glanzes. Und jedes-

mal entzündete sich des einen Liebe an des anderen Blut zu lodrender Flamme.

Aber es gab auch für beide, Else und Warminski, Stunden, wo sich die Ausichtslosigkeit ihrer Liebe wie ein Alb auf ihrer Seele legte. Wenn Graf Warminski die Wälder durchstreichte oder in Krzemien sich langweilte, dann trat einem drohenden Gespenst gleich die Zukunft auf. Sie hatte jay Gestalt und Gewand der grauen Sorge geliebt. Dann sprach die Zukunft: „Was wußt du denn mit deiner Liebe? Ihr werdet beide betteln gehen müssen. Ja, betteln! Oder was willst du denn tun, um dich, dein Weib und die Kinder zu erhalten? Arbeiten? Nawo! Du kannst ja nichts! Deine Leumantsgage ist ja nicht einmal als Taschengeld ausreichend. Ihr wollt warten! Schön so! Wartet nur, wartet, bis Jugend und die Fähigkeit, glücklich zu sein, und glücklich zu maagen, von euch gegangen ist, bis die Liebe, eure törichte unbedachte Liebe gestorben ist!“

So sprach die Zukunft.

Und Graf Warminski gab dieser boshaften Weisheit recht. Es war Lorchheit, Verbrechen um des Phantoms Liebe willen, Elsas Schicksal für Lebenszeit an das seine zu leiten.

Aber seine Liebe war kein Phantom. Sie war etwas Großes, Wunderbares, etwas, was seine Seele in den tiefsten Tiefen erschütterte, was ihn stark, mutig, heldenmütig machte.

Das entgegnete sein Herz auf die skeptischen Urteile des Verstandes.

Doch auch sein Herz vermochte den Verstand nicht zu überzeugen, der Glauben an seine Kraft und seinen Heldennut stand auf schwachen Füßen.

Immer häufiger kamen solche, bittere, niederdrückende Stunden mit ihren Anklagen, mit ihrem Hohn, mit ihren Verjüngungen, die junge Liebe zu Falke zu bringen.

Und auch der Urlaub ging zu Ende.

Noch acht Tage, dann reiste der Graf wieder nach Wien. Und er wußte noch nicht, woher er das Geld für die folgenden Monate hernehmen sollte. Wenn es bekannt wurde, daß er mit einem armen Mädchen sich verloben wolle, und leuznen konnte er es ja nicht, ließ ihm kein Mensch einen Gulden, und die ganze Geschichte nahm schon jetzt ein schmähl'ches Ende.

Seine Phantasie entwarf Bilder von der Zukunft, und als letztes Bild rollte sie etwas Häßliches, Trauriges auf: er stand da, mit einer Pistole in der Hand, und schickte sich an, eigenmächtig der Erde mit ihrem Leide zu entfliehen.

„Wäre es nicht gescheiter, schon jetzt ein Ende zu machen?“ fragte sich Graf Warminski.

Aber die Lust zum Leben war noch zu groß in ihm. Nein, das tat er nicht, so trat er nicht von der Lebensbühne ab. Und ihm war's, als stände jemand neben ihm, der grünte, rieb sich die Hände und sagte lachend: „Wenn du kein Narr bist, dann entsage dieser törichtigen Liebe, die euch beide unglücklich macht.“

Nun ging Warminski mit raschen Schritten nach Hause, setzte sich in sein Zimmer und schrieb an Else folgenden Brief:

Geliebte!

Unsere Liebe wird unser Leid. In acht Tagen soll ich zum Regiment zurückkehren. Und dann wird das Ringen um die lumpigen paar Gulden beginnen, die nun einmal zum Leben notwendig sind. Dann wird das Warten auf unserer Liebe Erfüllung beginnen. Und wir werden warten müssen, bis wir alt, untauglich zum Leben und Lieben sind. Geliebte, sag mir, ob du hast, zu warten. Wenn nicht, dann laß uns ein Verhältnis lösen, das wir eingingen zu unserem Glück, das aber zu einer unerlöschlichen Quelle des Unglücks für uns werden muß. Suche es zu ermöglichen, nächsten Donnerstag um drei Uhr im Wäldchen Wygoda zu sein. Du kannst ja mit dem alten, tauben Reitknecht kommen, dann fällt das nicht auf. Daß er nicht plaudert, dafür wollen wir schon sorgen. Aug in Aug wollen wir dann unsere Liebe richten . . .“

Der Bote brachte einen Zettel, in dem als Antwort auf diesen Brief nur die Worte standen:

„Ach komme! Else!“

Der Donnerstag kam. Lange vor der festgesetzten Zeit ritt Warminski am Rande des Wäldchens Wygoda auf und ab. Eine fieberhafte Unruhe zehrte an ihm und trieb ihn fort aus Krzemien. Er ritt, daß die Funken stoben. Das tat ihm gut, lenkte ihn ab. Aber er konnte nicht ewig durch die Welt sprengen, viel zu früh winkte das Ziel. Nun mußte

er doch denken. O, dieses Denken! Was hatte er in den letzten Tagen nicht alles gedacht! Er war abergläubisch und romantisch geworden, war in dem großen Saal, von dessen Wänden die Bilder seiner Ahnen auf ihn herniederstauten, auf- und abgegangen. Geschichten von verborgenen Schätzen, geheimen Schränken waren ihm eingefallen. Er hatte darüber gelacht, wie nur ein aufgellärter Mann lachen kann. Aber er hatte doch hier gepocht, da gedrückt, vergebens. Mit der Romantik war es nichts. Und nun war er entschlossen, ein Ende zu machen. Müßig und sachlich wollte er Elsie seine Lage auseinandersetzen, und dann von ihr Abschied nehmen für immer.

Da, in der Ferne wirbelte Staub auf.

Warminski zog sich tiefer ins Gebüsch zurück, band sein Pferd an einen Baum und wartete. Er trat wieder näher an den Weg. Elsie kam zu Fuß, das Pferd hatte sie dem alten Reitknecht übergeben. Nun sah sie den Grafen. Sie eilte auf ihn zu. Ihr Gesicht war einige Nuancen bleicher, sonst sah man ihr keine sonderliche Erregung an. Nur ihre Stimme bebte. Sie sagte: „Also nun kommt das Ende, der Abschied!“ Warminski erwiderte, sie an sich ziehend: „Liebe, du weißt, wie es um mich steht, Krzemien ist überichuldet. Was soll ich machen? Ich bin an Wohlleben gewöhnt. Das tägliche, stündliche Entbehren, die kleinen Sorgen des Alltags würden mich zerdrücken, sie wären unserer Liebe Totengräber. So laß uns scheiden, und unsere Liebe wird uns noch in späteren Tagen eine leuchtende Erinnerung sein, sie wird nicht sterben.“

Elsie nickte. Sie sah Warminski voll an und sprach: „Früher oder später, einmal kam es doch. Was nicht geht, das geht nicht. Mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen, kann nur Toren einfallen. Solche Narren sind wir nicht. Laß uns rasch Abschied nehmen! Lebe wohl, mein Freund, werde glücklich!“ Er schloß sie in seine Arme. Dahin war die Ruhe. Er küßte und küßte sie wieder und kostete dieses läch-schmerzliche Glück des Abschiednehmens aus.

Elsie riß sich los. „Nicht sentimental werden!“ sagte sie bestimmt. „Sentimentalität taugt nicht für uns. Lebe wohl!“

Warminski stand da und rang mit sich. Da rauschte ihr Kleid, die Büsche knackten. Alles war vorüber.

Und er stand und stand und konnte sich nicht losreißen. Er sah nichts, und er hörte nichts, hörte nicht die leisen Schritte, das Knacken der Zweige. Aber er dachte auf. Und vor ihm stand abermals Elsie. Wie er sie ansah, schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte: „Es — ist — doch — so schwer!“ sprach sie schluchzend, „fast oecht es über Menschen-trost.“ Und noch einmal warf sie sich an seine Brust.

Doch sie beruhigte sich rasch. Sie mußte eine staunens-werte Willenskraft haben; denn was sie jetzt sagte, klang fast heiter, neckisch: „Na, wenn wir uns später mal wiedersehen, du verheiratet, ich vielleicht auch, werden wir lächeln, dann ist alles vergessen. Und nun leben Sie wohl, Graf Warminski.“

Sie legte einen besonderen Ton auf das „Sie“ und „Graf“, meinte graxios ihr Köpchen und ging.

Warminski blickte ihr erstaunt nach.

Elsie hatte ihn aus allen Himmeln gerissen. Der Sprung in die profane Wirklichkeit war ja nicht angenehm, wirkte aber erleichternd. Was konnte denn das Lamontieren helfen? Sie hatten die Sache als praktische Menschen erledigt, jetzt hieß es die Konsequenzen ziehen.

Mit ganz anderen Gefühlen machte sich der Graf auf den Heimweg. Seine Liebe gehörte jetzt der Vergangenheit an. Vorhin war alles Gegenwart, drückende, quälende Gegenwart. Sein Gedanke an die Zukunft, mats Trostes, Erhebendes hatte kommen wollen. Und jetzt, während er im Trab nach Hause ritt, dachte er an Wien. Ein schönes Bländchen, wie er zu Geld kommen konnte, reißte in ihm, vorhin war ihm nichts, rein gar nichts eingefallen, morgen war, wenn er nicht irrte, in Slaventin Pferdemarkt. Da mußten die beiden Orlovtraber und ein paar Küllen hin. Das gab Geld. Graf Warminski kalkulirte auf fünf- bis sechstausend Gulden. Nun, damit ließ es sich schon eine Zeitlang leben. Wenn er nicht extravaganant war, hielt er es zwei Jahrzehen aus. Und bis dahin. — Fast hätte Warminski laut aufgelaßt über dieses „bis dahin.“ — Aber er lächelte nur und spornete seinen Gaul zu größerer Eile an. Diese Eile galt dem morgigen Jahrmarkt. Und hatte er erst Geld in den Ringern, dann Krzemien, Ade. Dann lehrte er der Einsamkeit den Rücken.

Einige Wochen später war Graf Warminski wieder im al-

ten Gleise. Er hatte sofort seine vornehme Junggefellens-wohnung wieder bezogen und sah mit Ruhe der Zukunft entgegen. Das Trauerjahr war vorüber, als die Saison mit ihren Vergnügungen einsetzte. Warminski veräumte kein Fest. Er war entschlossen, rasch eine Wahl zu treffen und dann zu heiraten. Aber die Wahl war nicht leicht. Der elegante Cavalier verstand es, die Damenherzen zu bezaubern und gar manche hohe Dame blickte ihm verlangend nach.

Da tauchte am gesellschaftlichen Himmel der Hauptstadt ein neuer Stern auf, dem alle begeistert huldigten. Fürst Bogdan hatte mit seinen Töchtern Wien einen Besuch abgestattet, und die vornehmen Zirkel weitesterten um die Ehre, den Fürsten zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Mary Bogdan, des Fürsten jüngere Tochter, war eine seltene Schönheit. Selbst die Damen mußten zugeben, daß man sich etwas Süßeres, Lieblicheres kaum denken können. Sie war noch ein halbes Kind, freilich mit den Allüren der großen Dame. Erstaunt nahm sie die Huldigungen der jungen und alten Aristokraten entgegen. Zu Hause hatte man das junge Prinzesschen immer noch als Kind behandelt und hier war sie Herrscherin, Königin. Ein stolzes Gefühl erfüllte ihr Herz. Das Bewußtsein, daß diesen stolzen Cavalieren jeder leise Wunsch ihres Herzens als Befehl galt, bewauchte sie. Da lernte sie den Grafen Warminski kennen. Auf einem Maskenfest war es. Ueberall leuchtender Glanz und Schimmer, überall ein Wogen und Fluten, ein Kommen und Verschwinden, ein Lachen und Scherzen. Da nähert sich dem fürstlichen Kinde eine stolze sieghafte Erscheinung. Aus der Maske blickten zwei dunkle Augen an. Der Mann trägt die Tracht der spanischen Ritter zur Zeit Karls V. Nun begrüßte er sie, und seine Stimme ist tief und klangvoll und schmeichelt sich ein wie des Ritters Gestalt. Sie kommen bald auseinander, aber ihre Augen suchen und finden ihn immer wieder im Gewühl. Ein seltsames Gefühl erfaßte sie. Erst ist das nur Neugierde, nichts als Neugierde. Wer der stolze, schöne Mann nur sein mag! Er kann nur schön sein! Wieder erblickt sie ihn. Wenn er doch käme, wieder mit ihr spräche! Er ist so lieb. Und ihr Wunsch erfüllt sich. Auch er schien sie gesucht zu haben. Er hat erfahren, wer sie ist. Nun naht er ihr huldigend wieder, und sie rechnet die Augenblicke, da er an ihrer Seite plaudert, zu den köstlichsten ihres Lebens.

Von diesem Tage ab verlebte Graf Warminski jedes Fest an der Seite der Prinzessin. Es fiel ihm gar nicht ein, vor sich und anderen die Tatsache abzulenken, daß er sich um ihre Gunst bemühe. Der Gedanke, daß es in seiner Macht stand, Mary Bogdan für sich zu gewinnen, hatte etwas Erhebendes für ihn. Die Prinzessin war die verkörperte Aemut. Zwar konnte sie sich in Bezug auf Schönheit und Geist mit Elsie Teflersta nicht messen. Elsie mit ihren unergründlich tiefen Augen, aus denen ein sprühender, auf das Große gerichtete Geist sprach, war dem ein wenig verdöhlten Fürstkinde überlegen. So urteilte Warminski. Unbewußt hatte er schon früher, bald nach der Rückkehr aus Krzemien, alle Damen, die für ihn in Betracht kamen, mit Elsie verglichen können, und keine hatte an das Ideal seines Herzens heranreichen können. Die Prinzessin Bogdan gefiel ihm noch am besten, und sie machte auch kein Hehl daraus, daß er hoch in ihrer Gunst stand. In ihren blauen Kinderaugen las er das Bekenntnis: Ich bin dir gut! Das machte Eindruck auf ihn, schmeichelte ihm, und bald trat er ihr mit einem warmen Empfinden gegenüber. Er gab sich Mühe, die Vorzüge, die er aufzuweisen hatte, ins rechte Licht zu rücken; denn eine Verbindung mit der Tochter dieses alten Fürstentumes bedeutete für ihn Befreiung aus aller Not. Fürst Bogdan war reich; außer großem Landbesitz nannte er verschiedene industrielle Anlagen sein eigen. Der Schwieger-sohn des Fürsten Bogdan war für alle Zeiten gesichert, Reich-tum und Ansehen warteten seiner, ein schönes Weib, ein son-niges Heim winkte ihm. Er brauchte nur zuzugreifen.

Das alles erwog Graf Warminski, und sein Entschluß stand fest in ihm, mit allen Mitteln nach dem Besitz des Mädchens zu streben, um durch diese Verbindung Reich-tum und Ansehen zu erlangen, das verwiterte Wappenschild seines Stammes mit neuem Glanze zu umgeben. Und dann kam jene Stunde, wo er zu Mary von seiner Liebe sprach. Das Herz der Prinzessin hüpfte vor Wonne und Seligkeit, ein Nebeln ging wie Frühlingssturm durch ihre Seele, denn der Mann lag liebevollend zu ihren Füßen, dem vom ersten Anblick an ihres Herzens heiße Liebe gehörte. Sie hatte das Ideal des Mannes gefunden, von dem ihr romantisches Köpchen vor dem Eintritt in die Welt geträumt. Der Mann gehörte ihr, den so viele erfahrene Schönheiten offensichtlich ausgezeichnet hatten, o, sie hatte das wohl bemerkt, wie die



Der greise Prinzregent Luitpold von Bayern im Hochgebirge.

Damen ihre lobenden Blicke verschwendeten, um sein Herz zu entflammen; eine geheime Angst und Eifersucht hatte sie scharf beobachten gelehrt. Und jetzt gehörte der stolze, schöne Mann ihr, ihr allein! Das Entzücken, das sie darüber empfand, leuchtete aus ihren Blicken, es zitterte wieder in dem einen Worte, das sie als Entgegnung seines heißen Liebeswerbens aussprach: „Lieb!“ Da nahm er sie in seine Arme wie ein Kind, und sie ruhte an seinem Herzen wie ein Vögelein, das nach seinem ersten Flug in die Welt mit einem Jubellaut das weiche warme Nest der Eltern wiederfindet.

Hürst Bogdan war über diese so unermutet gekommene Liebe seiner jüngsten Tochter ein wenig überrascht. Er hatte mit ihr ganz andere Pläne gehabt. Aber er war viel zu sehr Vater, als daß er sich dem Glück des geliebten Kindes entgegengestellt hätte. Zudem hörte er von Warminski nichts Nachteiliges, daß er arm war, hatte in den Augen des Hürsten nicht viel auf sich. Er taxierte den Wert eines Edelmannes nicht nach der Größe des Geldbeutels. Zudem war er ja in der Lage, seiner Tochter eine Witwist zu gewähren, mit der sein Schwiegersohn sich schon rangieren konnte. So waren bald alle Bedenken beseitigt, und die beiden Liebenden sahen ihr Wünschen erfüllt.

Um diese Zeit war es. Handwerker und Künstler schal-



Steuereinnnehmer Hartmann aus Rühheim in der Pfalz.

teten und walteten in Schloß Arzemien, um den alten, verkommenen Herrenstift wohllich und behaglich zu machen. In baulicher Beziehung ließ sich in der kurzen Zeit freilich nicht alles bewältigen; der Schäden waren zu viele. Graf Warminski hat nach kurzer Prüfung entschieden: Die beiden Seitensflügel bis zu den Manteltürmen werden nur als Ruinen erhalten, dafür ist auf den Ausbau des mittleren Hauptbaues die größte Sorgfalt zu verwenden. Und in der Tat, Schloß Arzemien bot nach der Restaurierung einen geradezu malerischen Anblick. Die beiden Seitensflügel bedurften keines Verputzes; Eisen und wilder Wein umrankten die Gemäuer, schlangen sich durch die Fenstereisen hin und her; soweit das Auge reichte, sah es nichts als ein Gerank von grünen Blättern vom zartesten Hellgrün bis zum tiefsten Dunkel. Der Mittelbau besaß freilich nicht diesen malerischen Anstrich; hier hatten kunstfertige Hände nachgeholfen und dem neuen Verputz eine dunkle Tönung gegeben, die trefflich zu den altertümlichen Formen des Schlosses paßte. Ueber dem Hauptportal prählte im neuen Glanz das Wappen der Warminskis.

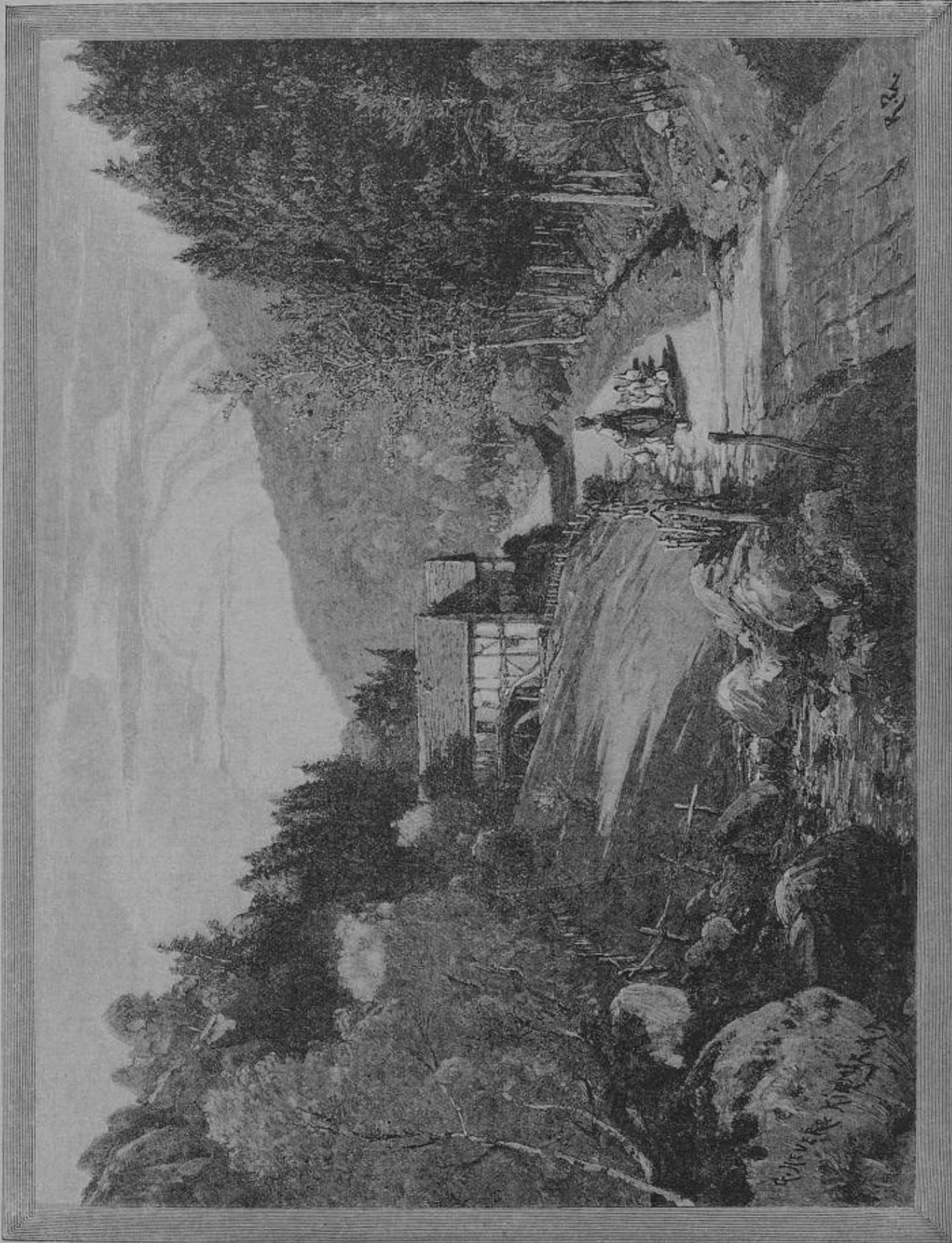
So sah Schloß Arzemien aus, als das junge Paar seinen Einzug hielt. Und es schien, als sei der lachende Sonnenschein, der am Tage des Einzuges allenthalben auf den blanken Kieswegen wie auf den grünen Matten, auf Haus und Dach sein frohes, neckisches Spiel getrieben, mit ins Haus geschlüpft, eitel Lust und Glück war in allen Räumen des alten Schlosses. Graf Warminski mußte sich gestehen, daß im Laufe der Bräutigamszeit sein Herz sich zu regen begonnen hatte; die süße, holde Anmut der Braut schmeichelte sich ihm in Herz und Sinne; die naive Kindlichkeit Marys wirkte wie Balsam auf seine Seele. Das Bewußtsein, durch diese Heirat mit einem Schlage alle materiellen Sorgen be-



Der neue Rektor der deutschen Universität Prag, Professor Dr. Josef Zaus.

feitigt zu haben, machte ihn froh und im gewissen Sinne glücklich. Zwar hatte er nicht alle Schulden tilgen können und wollen. Einmal war die Last sehr groß, dann aber hielt

Graf Warminski spielte jetzt unter seinen Nachbarn eine ganz andere Rolle als früher. Mit ein wenig Reiz und ein bißchen Ehrfurcht blickten sie auf ihn, der das erreicht hatte,



Landschaft aus Westfalen.

er es für geraten, etwas Kapital in Reserve zu haben. Noch war er sich nicht klar, was er damit beginnen wollte, aber er hatte ja noch Zeit.

was ihnen allen als das Ziel ihrer Wünsche galt: Reichtum und Ansehen. Auf seine junge Gemahlin sahen sie mit Ehen. Sie war so ganz anders als die Damen ihres Krei-

jes, zwar nicht stolzer, aber in jeder Beziehung feiner; es war, als ginge von der Elfen Gestalt der jungen Gräfin ein zarter Hauch aus, der zu der von Formeln und zeremoniell geleiteten Gewöhnlichkeit des Arzmeiner Kreises in Widerspruch stand. Und auch Gräfin Warminski fühlte sich nicht behaglich in der neuen ungewohnten Umgebung.

Geduldig war sie von Schloß zu Schloß gefahren. Die Fahrt durch die schweigenden Wälder an der Seite ihres Mannes, der ihr so überaus lieb und teuer war, gewährte ihr an und für sich hohen Genuß, doch die laute, aufdringliche Gastlichkeit der Nachbarn war für sie eine Quelle unangenehmer Gefühle, und sie war jedesmal froh, wenn sie wieder in Arzmeien anlangten. Der Graf gab sich Mühe, seiner Gemahlin den Aufenthalt in dem alten Schloß so angenehm wie nur möglich zu machen. Er selbst liebte ja das Feine, Trauliche, wenn er auch der rauschenden Geselligkeit nicht entbehren konnte. Jeder Wunsch der Gräfin in bezug auf Ausstattung, Lektüre, kleine Feste im intimsten Kreise, meist wurden nur die Lukenklappe eingelassen, ging in Erfüllung. Auch das hatte er ihr zugesagt, mit Anbruch der rauhen Jahreszeit nach dem Süden überzusiedeln, und die Gräfin offenbarte eine fast kindliche Freude darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Tilbury-Tower.

Erzählung von Werner Schmidt - Gilbed.

(Nachdruck verboten.)

In dem Dode von Tilbury flammten die Lampen auf. Der Herbsturm legte sich mit aller Macht in die schaumbedeckten Wellen der Thames, jagte sie klatschend gegen die leise auf- und abwiegenden Körper der Dampfer und rüttelte daran mit eisernem Finger an den dichtgeschlossenen Fensterladen der niedrigen Häuser. Scharf traten aus dem abendlichen Dunkel die wuchtigen Umrisse eines vieredigen Turmes hervor. Wie ein glühendes Auge starrte das einzige erleuchtete Fenster auf die schwarz-gurgelnden Wasser der Thames.

Verfehmt bleibt, was das Volk mit dem Schleier des Unheimlichen umgibt!

Seeräubern hatte der düstere Bau einst zu Wilhelm des Eroberers Zeiten als Zuflucht gedient. Blutige Tragödien mochten sich in diesen Mauern abgespielt haben; doch die Steine waren stumm und begruben mit sich die Geheimnisse vergangener Jahrhunderte.

Die Phantasie der Bürger bevölkerte den einsamen Turm mit schmerzhaften Gestalten aus grauer Vorzeit und ließ nächtlich Stöhnen und Klageklänge aus den verschwiegene Mauern dringen.

Endlich erstand wieder neues Leben im „Tilbury-Tower“ wie die Bürger das Bauwerk nannten. Ein neuer Bürger zog in die Mauern der Stadt ein. Colin Almurie nannte er sich und wollte aus Schottland stammen. Tief schwarz wie sein Haar waren die glühenden Augen, und über seine weiße Stirn zog sich eine breite Hiebnarbe. Er war ein Rechtsmeister von Profession, und unter seiner Leitung bildete sich in der Stadt ein Rechtsklub. Als er von dem sagenhaften Turme hörte, erbat er sich die Erlaubnis, den unbewohnten Raum in einen Rechtsaal umzuwandeln zu dürfen. Wegen eine geringe Vergütung wurde ihm die Genehmigung erteilt, und bald durchhallte an den Abendsabenden Lachen und fröhliches Gepolter, vermischt mit dem hellen Klänge aufeinanderschlagender Waffen, den hohen Raum.

In diesem Herbstabende brannte wieder Licht im Turme. Doch nur zwei Herren hatten es gewagt, bei diesem Sturmwetter das Haus zu verlassen und sich hier einzufinden: nämlich Colin Almurie, der Rechtsmeister und Henry Fairfax, ein junger Arzt.

Ein loderndes Feuer brannte im Kamin und die Männer hatten sich die bequemen Lehnsessel dicht an die Glut gerückt. Wenn einmal knisternd ein Buchenfloß hart, huschten die Klammern achtsam über die blauen Säbel und Bajonette, welche in langen Ständern an den Wänden hingen.

Der junge Arzt ließ seinen Blick über die Waffen gleiten. „Sie sind noch immer nicht überzeugt, daß ein Bajonett eine gefährlichere Waffe ist als ein Säbel, Mister Almurie?“ wandte er sich lebhaft an den Rechtsmeister.

Dieser hatte träumerisch in die Glut geblickt. Bei der Anrede des Arztes hob er langsam den Kopf.

„Nein, ich glaube es nicht. In meiner langjährigen Praxis

habe ich immer die Erfahrung gemacht, daß der Säbel die überlegene Waffe ist.“ Er sprach schwer und ausdrucksvoll, als ob er jedes Wort betonen wollte.

Henry Fairfax sah ihn ungeduldig an. „Sie behaupten es immer, aber beweisen kann doch nur ein Versuch im Ernstfalle es. Erst, wenn man in Lebensgefahr ist, entwickelt man seine ganze Ausdauer und Geschicklichkeit. Ich wenigstens getraue mir, mit einem Bajonett selbst einen gewandten Säbelfechter im Raum zu halten!“

Colin Almurie ließ für einen Moment seine Augen auf der Gestalt des jungen Doktors ruhen.

„Ich glaube nicht, daß Sie es können!“ erwiderte er kurz, und stieß dann leicht mit der Fußspitze gegen die brennenden Sessel, so daß sie ersprasselnd zusammenstürzten. Henry Fairfax biß sich ärgerlich die Lippe; aber er blieb stumm. Nach einem minutenlangen Stillschweigen erhob sich der Rechtsmeister und zog seine Uhr hervor. „Es ist bereits ein Viertel auf zehn, Mister Fairfax. Mitglieder werden wohl nicht erscheinen.“ Er horchte auf das Brausen des Turmes und fuhr dann fort: „Es ist eine schlimme Nacht, wollen Sie mich begleiten?“

Der Arzt schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich will noch etwas bleiben. In unserer Bibliothek habe ich einen äußerst spannenden Roman entdeckt und den möchte ich noch zu Ende lesen. Gerade heute bin ich hier ungestört, und das Feuer soll doch auch nicht umsonst brennen.“

Er trat auf ein schmales Bücherbrett zu und suchte sich den gewünschten Band heraus, während sich der Rechtsmeister den Paketen überzog.

„Nun, gute Nacht, Mister Fairfax. Löschen Sie, bitte, beim Fortgehen die Lampe aus und schließen Sie um. Den Schlüssel lasse ich morgen von Ihrer Wohnung abholen.“

Nach einem kurzen Händeschütteln verabschiedeten sich die beiden Männer, dann war Henry Fairfax allein im Tilbury-Tower.

Unaufhaltsam rückte der Zeiger der kleinen Uhr vor. Die hallenden Glockenschläge der Stadtkirche Tilburys führten die Gedanken des jungen Arztes wieder der Wirklichkeit zu. Vielleicht war er seit Jahrhunderten der erste, welcher hier die Mitternachtsstunde zubrachte.

Einige Zeit mochte er sich wieder in den Roman vertieft haben, da ergriff ihn ein unbehagliches Gefühl. Obwohl er seine Gedanken auf das vor ihm liegende Buch konzentriert hatte, empfand er deutlich, daß er beobachtet wurde. Wie er mechanisch den Kopf wandte, sprang er bestürzt empor.

In dem dunkleren Hintergrunde stand eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt. Das Gesicht wurde zum Teil durch eine Halbmaske verdeckt. Der Vermummte trat langsam einen Schritt vor, und jetzt erst gewahrte Fairfax in der Rechten des unheimlichen Weibchens den blühenden Lauf eines Revolvers. Einen Moment überleete der vollstündig überraschte, was er zu seiner Rettung beginnen sollte. Der Fremde verisberre den Ausgans, an eine Nacht war also nicht zu denken. Fairfaxs Blick glitt nach der jenseitigen Wand des Raumes, wo die Waffen hingen. Um zu ihnen zu gelangen, hätte er das Zimmer durchqueren müssen, und daran hinderte ihn der Revolver des verweagene Eindringlings. Der nächtliche Gast schien die Gedanken des Doktors zu erraten, denn er trat schnell einige Schritte vor und begann mit fremdartiger, Manovoller Stimme:

„Versuchen Sie keinen Widerstand, sonst konnte ich leicht nervös werden und unbeabsichtigt den Finger zu sehr an den Abzug pressen. Wollen Sie die Güte haben, und Ihre Wertgegenstände dort auf den Tisch neben sich legen?“

Fairfax sah ein, daß er hier, entfernt von den nächsten Wohnstätten, vollständig in der Gewalt des Räubers war. Sich ruhig fügen war am vernünftigsten; so senkte er denn seine Hand in die Brusttasche, um seine Brieftasche hervorzu ziehen, doch ein scharfer Ruf des Maskierten ließ ihn jählings innehalten. Wieder richtete sich der Lauf des Revolvers drohend auf seine Brust.

„Halt, Sie könnten eine Waffe in der Tasche verborgen haben und ich möchte unnötiges Blutvergießen verhindern. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie keine Waffe bei sich führen, oder doch wenigstens nicht versuchen wollen, sie zu gebrauchen!“

„Ein sonderbarer Menich, selbst ein Cheloyer, ein Räuber, verläßt er sich noch auf anderer Ehrenwort?“ dachte Fairfax und er konnte es, trotz der unangenehmen Situation, in welcher er sich befand, nicht verhindern, daß ein flüchtiges Lächeln um seinen Mund spielte.

„Ich gebe mein Wort!“ sagte er kurz und begann dann ruhig seine Taschen zu entleeren, Gott dankend, daß er nur eine geringe Summe bei sich führte.

Der Fremde war jetzt in den Lichtkreis der Lampe an den Tisch getreten. Lässig hielt er den Revolver in der Hand; aber Fairfax bemerkte doch, daß jede seiner Bewegungen scharf beobachtet wurde.

„Ist das alles?“ forschte der Eindringling, als Fairfax endlich die Hand sinken ließ. Auf ein bejahendes Kopfnicken des Arztes rückte er einen Sessel an den Tisch, Fairfax durch eine Handbewegung einladend, gleichfalls Platz zu nehmen. Er untersuchte dann die gemachte Beute. Unter anderem hatte der Doktor auch seine Zigarrentasche abgegeben. Der Vermummte entnahm ihr mit spitzen Fingern eine Zigarre und reichte die Tasche dann seinem Opfer hinüber.

„Hier, bitte, darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? Es plaudert sich besser beim Rauchen.“

Wieder konnte Fairfax ein Lächeln nicht verbergen, als er eine seiner eigenen Zigarren entgegennahm.

Der andere hatte seine Zigarre in Brand gesteckt und bot jetzt dem Arzte das brennende Bündel.

„Bitte sehr, darf ich Ihnen etwas Feuer geben? Sie müssen verzeihen, daß ich mich Ihnen nicht vorgestellt habe; aber Sie müssen einsehen, daß mein Geschäft mir dies verbietet.“

„Ich begreife“, erwiderte Fairfax lächelnd.

Der Fremde lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück, blies einige kunstgerechte Ringe in die Luft und ließ dann seine funkelnden Augen einige Sekunden forschend auf dem Gesicht des Doktors ruhen.

„Was haben Sie hier noch so spät gemacht?“ inquirierte er dann.

Fairfax stand ihm ausführlich Rede und Antwort. Er fing mittlerweile an, sein Abenteuer von der amüsanten Seite zu nehmen. Dieser Räuber schien ja äußerst umgänglich zu sein. Allerdings war er keinen Augenblick im Zweifel, daß der Fremde nicht so sorglos war, wie er sich gab. Nur eine verdächtige Bewegung und der Revolver hätte sich wieder auf ihn gerichtet.

„Womit sehten Sie denn?“ fragte der Unbekannte, als Fairfax seine Erklärung beendet hatte.

„Ich sehte mit dem Bajonett, denn ich halte es für die gefährlichste Waffe im Ernstfalle!“ antwortete der Gefragte.

Der andere schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich habe in Heidelberg mit Säbel gefochten, auch gegen Bajonett und stets den Sieg davongetragen. Sind Sie ein guter Fechter?“

„Passionierter Bajonettfechter!“ entgegnete Fairfax. Er maß sein Gegenüber verstohlen. Aus dessen Worten klang doch heraus, daß er wahrscheinlich in Deutschland studiert hatte. Das ganze Benehmen, seine Art zu reden, zeugte von Bildung, und Fairfax wußte nicht, wie er das mit einer so entehrenden Beschäftigung in Einklang bringen sollte.

„Ich halte nicht viel von dem Bajonett“, nahm der andere das Gespräch wieder auf.

Letzterer Einwand reizte den Doktor und er redete sich für die Überlegenheit seiner auserkorenen Waffe ordentlich ins Feuer.

Der Fremde hört aufmerksam zu. Als Fairfax geendet hatte, schnippte er gedankenvoll die Asche von seiner Zigarre und sagte dann plötzlich, wie von einer inneren Eingebung angeregt:

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir können uns persönlich von der Wirksamkeit der Waffen überzeugen. Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, können Sie ruhig darauf eingehen. Verwunden Sie mich, gehört Ihnen Ihr Besitz wieder und eventuell bin ich dann ja auch ganz in Ihrer Gewalt. Verwunde ich Sie, gilt Ihr Eigentum als Preis für meinen Sieg!“

Der Sprecher erhob sich lebhaft und sah sein Gegenüber forschend an. Fairfax zögerte; aber dann glaubte er ein sarkastisches Lächeln auf dem Gesicht des Herausforderers zu sehen.

„Ich nehme die Forderung an!“ stieß er hervor und erhob sich gleichfalls.

Ohne den Doktor aus den Augen zu lassen, trat der Fremde jetzt an den Ständer und wählte unter den Säbeln. Bräusend wog er sie in der Hand und führte verjuchend einige Hiebe durch die Luft. Endlich hatte er den Rechten gefunden. Es war, wie Fairfax sich überzeugte, der Säbel des Fechtmeisters Colin Almurie. Dieser Mann war ein erprobter Fechter, das bewies die Umsicht, mit der er bei der Wahl der Waffe vorging. Fairfax machte sich jetzt schwere Vorkürfe, daß er überhaupt den Anstoß zu diesem Zweikampfe gegeben hatte. Wer mochte jener Menich sein, mit dem er hier zu mitter-

nächtlicher Zeit, fern von helfenden Menschen, in dem einsamen Turme weilte? Ein Räuber war er ein Geheuler, der sicher alles aufwenden würde, um nicht in die Hände seines Opfers zu fallen — dann aber mußte es ein Kampf auf Leben und Tod werden.

Die tiefe Stimme seines Gegners unterbrach seinen Gedankengang.

„Ich erinnere Sie an Ihr Ehrenwort, nichts Verräterisches an mir zu begehen. Es soll ein gleicher Kampf sein und ich schlage deshalb vor, daß wir unseren Oberkörper entblößen.“

Er wartete keine Antwort ab, sondern begann, den Mantel abzulegen und sich auszuziehen. Ein Zurück gab es nicht mehr. Mit einem kurzen Stoßgebet entledigte sich auch Fairfax seiner Oberkleider und entnahm dann dem Ständer sein Bajonettier-Gewehr. Das lange, aufgefingte Seitengewehr, welches nur zu den Übungen verwendet wurde, wechselte er gegen ein scharfgeschliffenes um. Nachdem er die Festigkeit der Waffe erprobt hatte, trat er seinem Gegner gegenüber. Mit Bewunderung betrachtete er die schlank, lehnige Gestalt seines Gegenüber, und mit schnellem Blick erkannte er auch, daß die Hand, die den Säbel hielt, weiß und wohlgepflegt war. An dem einen Finger bligte ein schmaler Goldreif mit einem Amethysten.

„Es ist doch nicht von Bedeutung, daß ich die Maske nicht ablege? Gegen eine Verwundung gewährt sie gewiß keinen Schutz!“ warf der Unbekannte ein, als sie sich in Fechterstellung gegenüberstanden.

„Nein, das kann ich nicht verlangen; denn ich sehe ein, daß Sie unerkannt bleiben wollen“, entgegnete Fairfax.

„Gut, lassen Sie uns beginnen!“

Durch den stillen Raum hallte der Klang aufeinander-treffender Klinge. Der Sturmwind draußen überlörnte das Necken der Männer, die sich hier im blutigen Kampfe mähren. Minute um Minute verging. Ob meinte Fairfax einen Vorteil errungen zu haben; aber die brillanten Paraden des Gegners schwächten seine Stöße ab, und er fühlte allmählich, wie seine Kraft erlahmte. Die Hiebe des Maskierten, welcher sich erst nur auf die Defensiv beschränkt hatte, wurden heftiger und kamen in schnellerer Aufeinander-folge. Als der Doktor zu einem letzten, besonders heftigen Stoß ausfiel, gab er sich eine Blöße und diese wurde sofort von seinem Gegner benutzt. Eine gewaltige Prim pfiff durch die Luft, dann fühlte Fairfax, wie ihm plötzlich das warme Blut über die Augen schoß, und mit einer drehenden Bewegung stürzte er mit dumpfem Aufschlag zu Boden.

Wie lange er so gelegen hatte, wußte er nicht. Als er erwachte, lag er auf zwei zusammengestellten Sesseln und hörte Stimmen um sich. Verwundert ließ er die Augen umher-schweifen, da sah er in die dunklen Augen des Fechtmeisters Colin Almurie. Im ersten Augenblick suchte er zusammen, von einem sonderbaren Gedanken erfaßt. Er wollte sich erheben, doch ein schmerzhaftes Gefühl im Kopf ließ ihn zurück-sinken, zugleich fühlte er auch, wie ihn jemand leise auf die Schulter drückte, und eine bekannte Stimme sagte:

„Bleiben Sie liegen, und schonen Sie sich erst noch ein wenig, Mister Fairfax; das dumpfe Gefühl im Kopfe wird bald nachlassen!“ Der Sprecher trat jetzt dicht an die Stühle heran und Fairfax erkannte in ihm seinen Kol-legen, den alten Doktor Hughes.

„Was ist Ihnen denn eigentlich passiert? Sind das Ihre Sachen, die hier auf dem Tische liegen?“ Die metallisch harte Stimme des Fechtmeisters weckte Fairfax aus seinem Sinnen. Richtig, auf dem Tische lagen seine Sachen. Nichts fehlte, sogar die Briestafel mit einigen kleineren Banknoten war am Plage.

Henry Fairfax dachte einen Augenblick scharf nach. Dann erzählte er in kurzen Worten, was ihm passiert war. Kopf-schüttelnd hörte der alte Doktor zu.

„Zigarren haben Sie geraucht? Ihre Tasche ist aber doch voll!“

Wortlos hielt Almurie ihm die Tasche hin. Fairfax rührte die Tasche nicht an — sein Blick haftete auf der schlanken weißen Hand des Fechtmeisters, die ein Amethystring zierte.

Während er die Augen fest auf das bleiche Gesicht Colin Almuries heftete, sagte er leise, so daß der Doktor es nicht hören konnte: „Ich glaube jetzt, daß der Säbel dem Bajonett überlegen ist. Sie verstehen es, die Zweifler zu überzeugen, Colin Almurie!“

Der Fechtmeister erwiderte nichts; aber zum ersten Male seit ihrer Bekanntschaft sah Fairfax ihn lächeln. — Die Mauern der „Tilbury Tower“ verrieten nichts.



Unsere Bilder.



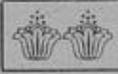
Prinzregent Luitpold (S. Abbildung Seite 268) steht jetzt im 89. Lebensjahre, doch merkt man seinem Körper die Last der Jahre nicht an. Wie alljährlich, weilte er auch jetzt einige Wochen im Hochgebirge, wo er die von dem unglücklichen König Ludwig II. errichteten Königsschlösser Hohenjwangau und Linderhof besuchte. Ist der Weg nicht allzu lang und steil, so legt der Prinzregent ihn zu Fuß zurück; im andern Falle besteigt er eins seiner Reitpferde oder bedient sich der sogenannten „Bergwägelchen“, die durch Ponys gezogen werden.

Der älteste aktive Staatsbeamte in Deutschland. Im Alter von 95 Jahren ist der Steuereinnnehmer Hartmann aus Rülshausen in der Pfalz (S. Abbildung Seite 268) jetzt in den Ruhestand getreten. Er war 70 Jahre lang im Staatsdienst.

Dr. phil. und theol. Josef Zaus (S. Abbildung Seite 286), Professor der katholischen Theologie an der deutschen Universität zu Prag, ist jüngst zum neuen Rektor dieser Hochschule gewählt worden. Zaus gilt als eine der hervorragendsten Stützen des Deutschthums in Böhmen.



Zur Unterhaltung.



— **Bescheidene Bitte.** Bauer (zum Postbeamten): Geh, sei so gut und schreib' mir an meinen Sohn, der beim Militär ist, eine Karte, aber recht dumm, sonst glaubt er nicht, daß sie von mir ist!

— **Seitel.** Lehrer: Michel, sag' mir 'mal, was hat dich veranlaßt, dein einträgliches Maurerhandwerk an den Nagel zu hängen und Landstreicher zu werden? — Michel: Ja, wissen's, Herr Lehrer, i hab' amal a Haar im Mörtel g'funden und seit der Zeit eklek't's mir vor der Arbeit.

— **Gestörtes Idyll.** Wie sind Sie denn mit dem neuen Vorstand zufrieden? — Sehr schlecht! Er bereitet uns viele schlaflose — Bureaustunden.

— **Ach so!** Herr Niekemeyer, der Wetterverderber, wie ihn die Leute nennen, weil er die ganze Welt mit seinen Wetterprophezeiungen belästigt, ist heute besonders fröhlich aufgelegt. Bisher hat er sich immer mit allerlei Aushilfsmitteln auf Umwegen behelfen müssen, heut aber hat er endlich einen nagelneuen Barometer heimgebracht. Er hängt das kostbare Instrument an einen Nagel und ruft seinen Sohn Karl herbei, dem er aufträgt, ihm jeden Mittag um zwölf Uhr zu sagen, ob der Barometer gestiegen oder gefallen sei. Gleich am nächsten Tage beglückt Karlchen den Papa mit folgender Botschaft: „Papa, Papa, der Barometer ist gefallen!“ — „Wie?“ fragt Herr Niekemeyer begierig. — „O ja,“ antwortet Karlchen, „er ist ganz entzwei.“ — Der Barometer lag zerbrochen an der Erde.

— **In vier Sprachen.** Der Ortsvorsteher einer schlesischen Stadt hat in einer Gerichtssache einen kleinen Slovaken zu vernehmen, der kein Wort Deutsch versteht. Das Verhör spielt sich nun folgendermaßen ab: „Zeuge, wo wohnen Sie?“ — Der Gefragte schüttelt verneinend den Kopf. — „Sprechen Sie kein Deutsch?“ — Abermaliges Kopfschütteln. — „Sprechen Sie russisch?“ — Dieselbe Kopfbewegung. — „Sprechen Sie polnisch?“ — Wieder keine Antwort. — „Sprechen Sie böhmisch?“ — Dasselbe verständnislose Aufschauern und abermalige Verneinung. — „Sprechen Sie italienisch?“ — Der Gefragte rührt sich nicht. — „Es ist gut!“ — Und der Amtsvorsteher schreibt in das Protokoll: „Ich habe den Zeugen in vier Sprachen ausgefragt, ohne eine Antwort zu erhalten.“

— **Entschuldigt.** Vater (zum Prokuristen des Geschäfts, in welchem sein Sohn Lehrling ist): „Sie haben meinem Sohn eine Ohrfeige gegeben, das verbitte ich mir, so etwas darf sich höchstens einmal der Chef erlauben.“ — Prokurist: „Erlauben Sie, ich bin doch seine rechte Hand!“

— **In Sachsen.** Hausfrau (zum neuen Dienstmädchen): In Ihrer vorigen Stelle wohnen wohl Müller's mit im Haus? — Dienstmädchen: E' ja! — Hausfrau: Was ist denn der Mann? — Dienstmädchen: Ach, der hat, globe ich, auf dem Dache zu tun — der ist Däch'niker.



Rätsellecke.



Verrierbild.



Wo ist der Bergalte?

Wesjel-Rätsel.

Dem Schmerze gleich, der dich erfährt,
Kann's Tränen dir erzwingen,
Wenn du verfehlt zwei Zeichen hast,
Melodisch wird's erklingen.

Somonhm.

Was haben im Keller
Die Flaschen all?
Was herricht am Hofe
Bei Tafel und Ball?

Rätsel.

Welchen Weltteil du magst wählen,
In nicht einem werd' ich fehlen;
Mild're Luft und Sonnenschein
Laden Kranke zu mir ein.
Wird mein Fuß als Herz genommen,
Kann ich keinem Menschen frommen,
Sei's im Alter, in der Jugend:
Steis entflieht vor mir die Tugend.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Quadrat: Mais, Aul, Ylla, Saaz.
Rebus: Rechten und Vorgen, macht Kummer und Sorgen.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

An einem herrlichen Septembertage ließ Graf Warminski den Wagen anspannen. Eine Spazierfahrt ohne Ziel und Zweck war geplant. Die Gräfin kam mit ihrer Gesellschafterin, und die Fahrt begann. „Wir wollen rund um den erzemien Besitz fahren. Hast du Spaß daran?“ fragte der Graf. Sie war einverstanden. Vom Hügel, auf dem Schloß Erzemien stand, ging hinunter zum Fluß. Ein schmaler, harter Lehmbweg führte längs des Flusses. Allmählich begannen die Gelände wieder zu steigen. Zwischen den beiden Bodenwellen lag eine Senke, und durch die Einsattelung sah man den Weg nach Dorf Erzemien sich schlängeln. Jen- seits des Dorfes waren in einem Halbkreis Hügelzüge sichtbar, die an beiden Enden sanft zum Fluß abfielen. Das Dorf Erzemien hatte eigentlich eine gefährliche Lage. Bei Hochwasser drängten sich die Stellen des Flusses jedesmal in die Bucht, welche durch die Höhenzüge gebildet wurden, in der das Dörfchen lag. Aber seit Menschengedenken hatten die Fluten kein nennenswertes Unheil angerichtet, im Gegenteil war einer Ueberschwemmung fast immer eine gute Ernte gefolgt.

Das alles zeigte und erläuterte der Graf seiner Gemahlin. Sie blickte mit einer Art trüber Resignation auf die Landschaft, die ihr tot und öde erschien. „Ach, bei uns in Tatitschan ist alles viel schöner, lebendiger, nur der Wald ist hier schön, sonst nichts!“ Sie wies dabei auf die dunklen Wälder, die jenseits der Senke begannen und terrassenförmig aufstiegen.

Der Graf war eigentlich enttäuscht. Daß das Gut Erzemien nicht viel Anziehendes bot, das wußte er ja, aber daran ließ sich doch nichts ändern. Und in diesem Augenblicke kam ihm plötzlich der Gedanke, daß diese garte, empfindsame Frau doch nicht recht zu ihm passe. Freilich verbannte er diesen Gedanken sofort, aber etwas in ihm sagte wie zum Trost: und recht hat er doch!

Der Sommer war vorüber. Herbststürme brausten durch das Land, die Zeit der Abreise nach dem sonnigen Süden war gekommen. Graf Warminski hatte Mary überredet, vorher ein kleines Fest zu geben, möglichst zwanglos, wie sie es liebte. Die Vorbereitungen waren getroffen, die Einladungen ergangen, und Graf Warminski erwartete den Tag mit Freude und Stolz. Ja, er war stolz auf sein Glück. Hatte er nicht alles, was in den Augen der Welt begehrenswert ist. Reichthum, ein schönes Weib, und bald sollte er ein Kind zu einem nennen dürfen! Vergessen war alles, was wie bunte Träume hinter ihm lag: Das Wiener Leben, die Liebe zu Else. Er hatte sie seit jenem Abschied nicht wieder gesehen; als sie bei Desjerskas Besuch machten, war Else verheiratet. Sie ging ihm aus dem Wege, dachte der Graf, und er freute sich darüber, wie er sich alles dessen freute, was sein Glück, seine Ruhe förderte.

Der Tag des Festes kam. Von allen Windrichtungen rollten die Wagen heran. An der Seite seiner Gemahlin nahm Graf Warminski seine Gäste in Empfang. Da waren die Lusenskis, die Brabinskis, Wradic, Graf Lewski, Gajch. Zuletzt kam in einer alten Britschka, die über und über mit Straßentot besprüht war, Herr Desjerska mit zwei Töchtern, Else war dabei, und dem unvermeidlichen Pawlewski. Dieser Pawlewski war ein Schlemmer und Trinker, der vor Jahren sein ganzes Vermögen in Paris verprüht hatte und jetzt von der Hand in den Mund, größtenteils auch auf Kosten seiner Nachbarn lebte, bei denen er die Rolle des Spaßmachers spielte.

Else Desjerska zuckte bei der Begrüßung mit feiner Wimper, sie hatte sich völlig in der Gewalt. Warminski aber hatte das Gefühl, als sei in ihrem Gesicht ein feiner, spöttischer Zug, und er, der gewandte Kavaliere, erröthete jäh bei dieser Wahrnehmung. Dieses Erröthen entging auch der Gräfin nicht, und sie blickte ganz betroffen ihren Gatten an. Der aber war wieder völlig ruhig und plauderte unbefangen mit den Gästen.

Die Gräfin aber konnte sich nicht so leicht zurechtfinden, da sie zur Eifersucht neigte, und die Dame, bei deren Anblick



Zu den Wallensteinfestspielen in Eger:
Eine Szene aus dem Festspiel „Die Gründung Egers“.

Graf Warminski so selbstsam erdötete, war eine Schönheit ersten Ranges. Das gab ihr zu denken. Fürs erste nahmen sie die Pflichten der Hausherrin viel zu sehr in Anspruch, und auch nach dem Diner stand sie im Mittelpunkt der Gesellschaft. Aber hie und da verfolgte sie mit ihren Blicken den Gatten und Else, und sie hätte eigentlich ganz ruhig sein können, denn niemals sah sie die beiden zusammen. Doch ihr Mißtrauen war einmal wach und es schloß nicht ein. Die Tage nach dem Feste war sie nervös, launenhaft. Der Graf schrieb das ihrem Zustand zu und machte sich keine Gedanken.

Dann kam die Reise mit ihrer Ueberfülle von Eindrücken, der Aufenthalt in Nizza, und allmählich vergaß die junge Gräfin jenen Zwischenfall in Arzemies.

Die Glocken läuteten das Osterfest ein, als das junge Paar zum zweiten Male Einzug in Arzemies hielt. Die Natur war langsam erwacht zu neuem Leben, und auch an Arzemies war der Lenz nicht vorübergegangen: überall leuchtete frisches, helles Grün, und die Knospen sprangen und die Vögel waren mit Sang und Klang in die Sommerfrische eingezogen. Da war es auch in Arzemies schön, und die Gräfin machte weite Spaziergänge in die Umgebung des Schlosses. Spazinth war so aufmerksam, so liebevoll, er erwartete mit Stolz und Freude ein kostbares Geschenk, ein Kind, einen Sohn, den Erben des alten Namens. —

In den ersten Tagen des Mai kamen die Geschwister der Gräfin nach Arzemies: Fürst Demeter Bogdan und Prinzessin Lucy. Dem hatte seinen Schwager aufrichtig liebgewonnen. Nur konnte er sich mit seiner Wirtschaft nicht einverstanden erklären. Er merkte bald, daß Warminski nicht viel davon verstand, und daß der alte Verwalter nicht der Mann war, den eingerissenen Schlendrian zu beseitigen. „Ich will mal mit Papa sprechen,“ meinte Dem, „wir haben mehrere tüchtige und treue Leute, da ist z. B. der Jan Sojka, ein Prachtlerl. Ich würde mich sonst auf Hals und Krage wehren, den Mann zu verlieren. Aber weil du's bist, Spazinth! Na, du kannst ja mit Papa selbst sprechen, wenn er nächstens kommt. Ich werde ihn vorbereiten.“

Nicht lange darauf war, — nach Tagen hanger Sorge — eitel Jubel in Arzemies. Die Gräfin hatte einem kräftigen Jungen das Leben geschenkt. Der Telegraph trug die frohe Kunde auch nach Tattshan, und Fürst Bogdan machte sich auf, um das Glück seiner Kinder zu sehen. Warminski strahlte im Glanz der Vaterwürde. Mit aller Pracht wurde die Taufe des kleinen Erdenbürgers vollzogen, er erhielt den Namen Stanislaus.

Bevor Fürst Bogdan abreiste, erinnerte sich Warminski an seine Unterhaltung mit Dem, die sich um den neuen Verwalter gedreht hatte. Er bat seinen Schwiegervater, ihm einen tüchtigen und zuverlässigen Mann zu befehlen. So kam Jan Sojka in den Dienst des Grafen Warminski. Er hatte schon seit Jahren eines der fürstlichen Güter verwaltet. Zwar wäre er gern in Radly, in seiner geliebten Einsamkeit geblieben, aber aus Gehorsam gegen seinen Herrn nahm er die ihm angebotene Stellung an.

Jan Sojka machte nicht viel Aufsehens, er wirkte still, aber mit klarem, sicherem Blick. Er suchte nicht durch Klatschen und Schmeicheln die Gunst seines neuen Herrn zu erobern, sondern durch treue Pflichterfüllung. Graf Warminski war klug genug, den Wert seines Verwalters zu erkennen. Da ihm die Landwirtschaft ohnedies schon langweilig wurde, überließ er die Administration Sojka ganz und gar und begnügte sich damit, den Verwalter ab und zu zum Vortrag rufen zu lassen.

Graf Warminski mußte gestehen, daß Arzemies nie so intensiv und erfolgreich bewirtschaftet worden war wie jetzt, wo der stille, schlichte Jan Sojka das Regiment führte. Es lag ihm viel daran, den treuen Mann dauernd an sich zu fesseln, und er ließ ihm nahe am Eingange des Parkes ein allerliebste Häuschen bauen. Jan Sojka zog sofort ein, und mit ihm zogen die Hunde und Bögel, des Verwalters Lieblings, und auf allen Fensterbänken standen Blumentöpfe.

Den Ehrenplatz in seinem behaglichen Heim nahmen zwei Bilder ein, die Jan Sojka von einem Künstler vierten Ranges hatte anfertigen lassen. Sie stellten eine Frau in blühender Jugendichöne und einen herzigen Knaben dar. Viel Leid hatte er um dieser Frau willen erduldet. Er hatte sie gar so sehr geliebt, und das Söhnlein, das sie ihm nach langem Harren geschenkt, war ihm über alles teuer. Da kamen Wolken und verdüsterten seines Glückes Firmament. Sein Weib wurde von einem schweren Nervenleiden befallen. Doch er scheute sich, davon zu sprechen, er konnte es nicht übers Herz gewinnen, sich von ihr zu trennen, sie in einer

Heilanstalt unterzubringen. Sie war ja so harmlos, tat keinem etwas zu leide. Doch eines Tages verließ sie mit dem Kinde das Haus. Jemand ein Wahngewilde trieb sie fort. Und die Leute munkelten von Untreue, daß dem armen Verwalter vor Gram schier das Herz brach. Wie sorgfältig er sie suchte! Und er fand sie ja auch, aber sie war dem Tode nahe, und er konnte nichts tun, als ihre letzten Tage verschönern, mit seiner Liebe hineinleuchten in die Nacht des Irrens.

Dann starb sie. Der Tod war ihr Erlöser von unheilbarer Umnachtung.

Nun war sein Kind, sein lieber, kleiner Jan, sein einziger Trost. Als Sojka nach Arzemies übersiedelte, da wollte er ihn gleich in den ersten Tagen abholen, denn der Knabe war bei Verwandten in Lemberg untergebracht. Doch auch diesem Vorhaben stellten sich Hindernisse entgegen: sein Junge kränkelte, und der Arzt hatte dringend abgeraten, schon jetzt den Knaben dem rauhen Klima von Arzemies auszuliefern.

Da hieß es: warten!

Darum war der Verwalter immer so traurig, wenn er die beiden Bilder an der Wand anblickte. Aber seine Pflicht tat er trotzdem. Die Arbeit war ihm eine Freude. Sie half ihm über die Sehnsucht hinweg.

Der kleine Stanislaus Warminski gedieh ganz prächtig. Seitetwegen hatte man im Sommer auf jede Reise verzichtet, und wie im vorigen Jahr, wollte man auch den kommenden Winter im Süden verleben.

Nach außen war die Ehe der beiden Gatten noch immer vorbildlich. Der Graf war so zärtlich und aufmerksam gegen Mary, als dies überhaupt bei ihm möglich war. Doch ganz im geheimen begann sich das zarte Band bereits zu lockern. Die Gräfin kränkelte viel und war meist reizbar und launisch. Eigenfönnig widersetzte sie sich jedem Wunsche des Grafen, der auf einen regeren Verkehr mit der Nachbarschaft hinstellte. Sie machte aus ihrem Widerwillen gegen die alten Freunde des Grafen kein Hehl und verlehnte ihn damit. Sie waren ihm zwar früher selbst nicht gerade sympathisch, als er noch unter derselben Misere litt wie sie. Aber jetzt, wo sie sein Glück priesen, ihn im geheimen darum beneideten, zog es ihn hin zu ihnen. Vor allem lag das ja wohl auch daran, daß Warminski zum Einsiedler sein Talent hatte. Er besaß keinerlei wissenschaftliche Interessen — trotz der reichen Anlagen seines Geistes —, auf Sojka konnte er sich in jeder Beziehung verlassen, und er hatte auch keine Lust, ihm ins Handwerk zu pfuschen. So blieb ihm nur die Jagd. Er liebte den Wald, das Waidwerk — alle Warminskis waren leidenschaftliche Jäger — aber es gab doch Zeiten, wo er sich furchtbar langweilte, sich aus Arzemies fortbeugte, wo der Wunsch nach Betätigung in ihm rege ward. Der Verkehr mit den Nachbarn war in solchen Fällen ein sicheres Ablenkungsmittel; die Stunden, die er in angenehmer Gesellschaft verplauderte, wirkten noch in den folgenden Tagen auf seine Laune günstig ein. Und das mußte er um einer Laune seiner Frau willen entbehren; sie lehnte jede Einladung mit Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand ab. Dementsprechend gab es auch in Arzemies nur selten Besuch. Schon damals regte sich in Warminski der Gedanke, allein auszufahren. Für die Gräfin war ja in jeder Beziehung gesorgt, eine Gesellschafterin unterhielt sie und half ihr über die Stunden der Langeweile hinweg; er war unermüdet im Anschaffen reizender Spiele, guter Lectüre, kurz allem, was einer Frau, die die Geselligkeit nicht liebt, das Leben angenehm machen kann. Damit glaubte er seiner Pflicht genügt zu haben, und er hielt sich für vollauf berechtigt, nun auch — wenigstens hie und da — seine eigenen Wege zu gehen. Doch schon die erste Andeutung, die er nach dieser Richtung machte — er hatte ein Grutesfest in Malin besuchen wollen —, rief bei seiner Frau Trauer hervor, sie warf ihm so schmerzzerfüllte Blicke zu, daß er von seinem Vorhaben Abstand nahm.

So ging der Sommer hin, der Graf verträstete sich auf den Winter, da konnte er nach seiner Passion leben. Der Herbst kam und brachte ihm eine Enttäuschung: seine Frau erkrankte, das Gehen war ihr beschwerlich, die Reise mußte unterbleiben. Dafür sollte nächsten Sommer eine größere Reise unternommen werden: erst nach Tattshan in Marys Heimat, und von dor; in die Tatra oder in die Alpen, oder sonst wohin. Der Graf tröstete sich damit. Ein Winter in Arzemies gehörte allerdings nicht zu den Annehmlichkeiten, denn man konnte doch nicht tagaus, tagein Schlitten fahren, und manchmal war man total eingeschneit. Dann stockte jeder Verkehr und man mußte zu Hause bleiben. Im allgemeinen suchten sich die Adeligen um diese Zeit durch prähere Geselligkeit über die Langeweile fortzuhelfen. Rei-

jen nach dem Süden oder in die Hauptstadt waren den meisten von ihnen zu kostspielig; sie waren froh, wenn sie im Sommer sechs Wochen in irgend ein Bad zweiten Ranges kamen.

Graf Warminski verlebte einen trostlosen Winter: keine Zerstreuung, keine Freude, keine Anregung. Er hatte einen wahren Hunger nach etwas Abwechslung; an Betätigung dachte er gar nicht mehr. Meist sah er in seinem elegant ausgestatteten Arbeitszimmer, rauchte eine Zigarette nach der anderen und blätterte in illustrierten Zeitschriften, die er jetzt in Menge hielt. Aber weder der belletristische, noch der technische, noch sonst ein Teil nahm sein ganzes Interesse gefangen. Mühsam schleuderte er die Hefte in eine Ecke des großen Schreibtisches und begann eine Wanderung durch die Zimmer.

Er machte Pläne, um aus Krzemien fortzukommen. Was ihm bisher ganz gleichgültig gewesen, auf einmal gewann es seine Liebe: die Politik. Alles: sein Name, seine Verbindung mit Fürst Bogdan, seine Persönlichkeit, seine Rednergabe verhieß ihm als Politiker Erfolg. Er sprach mit Mary darüber. Sie hatte anfänglich nichts einzuwenden, und er setzte sich sofort mit den in Betracht kommenden Persönlichkeiten in Verbindung. Natürlich nahm man ihn mit Freuden auf. Von da ab hatte er sich über Langeweile nicht mehr zu beklagen. Trotzdem seine Frau noch hinfalliger war wie zu Anfang des Winters, war er oft tagelang abwesend und kehrte immer in strahlender Laune heim.

Auf einer dieser Reisen war's. Er war in Krakau in einer glänzenden Versammlung als Redner aufgetreten. Daran schloß sich eine Konferenz der Vertrauensmänner. Am folgenden Tage fuhr er heim. Er war sehr mit sich zufrieden, man hatte ihm stark applaudiert, und auch in der Konferenz hatte man ihm viel Schmeichelhaftes gesagt. Das förderte seine Laune. Da traf er am Bahnhof den alten Grafen Gajch. Der beeilte sich, ihm zu seinen Erfolgen zu gratulieren. Sie fuhren zusammen. Unterwegs sprang Warminski auf: „Donnerwetter, da habe ich vergessen, nach Krzemien zu telegraphieren, wann ich komme. Wenn ich's auch in Lemberg nachhole, kann ich an der Station den ganzen Tag auf den Wagen warten. Es ist doch ein Glend, wenn man so abgeschlossen von der Welt lebt!“

Graf Gajch machte darauf einen Vorschlag. Er sollte mit ihm fahren, heute abend bei ihm bleiben, morgen wolle er ihn dann nach Krzemien befördern.

„Ist bei Euch etwas los?“ fragte Warminski.

Gajch erwiderte: „Wie gewöhnlich! Irgend jemand ist ja immer da, und diese Woche sind wir an der Reihe, da kommt alles zu uns. Du läßt dich sonst ja gar nicht sehen. Komm nur mit!“

Warminski war einverstanden. Was wollte er denn auch machen? Ob er einen Tag früher oder später nach Hause kam, hatte jetzt nichts zu bedeuten.

Am Bahnhofe stand der Schlitten bereit. Die Pferde griffen wader aus, und das leichte Gefährt flog nur so über die glatte Schneefläche dahin. Es war eine Lust. Nur fast war's, und Graf Warminski war froh, als Ostrowine, Gajchs Besorgung, in Sicht kam. Der kurze Februartag ging zur Reize; aus allen Fenstern des Schlosses strahlte Licht, es war „was los“. Da waren lauter alte Belannte, und man gab sich recht ungeniert. Es wurde musiziert, deklamiert, Wibe erzählt, die Herren spielten, und die älteren Damen erzählten sich Neuigkeiten.

Graf Warminski gesellte sich zu den musizierenden Gästen. Er hatte Else Tesjerska neben dem Flügel erblickt. Eben sang sie mit ihrer prächtigen, sonoren Stimme ein Lied. Warminski verstand nur die letzten Worte:

„Und wenn die Liebe kommt
Weißt du, was dann dir frommt,
Soll ich dir's sagen?
Schließ sie ins Herz ein,
Laß nichts zu ihr hinein:
Kein Leid, kein Klagen
Denn bitt're Erdennot,
Die ist der Liebe Tod!
Laß es dir sagen!“

Während sie sang: „Die ist der Liebe Tod!“ blickte sie auf und sah Warminski mit ihren wunderbaren Augen an. Ihm war's, als gingen Feuerbrände durch sein Inneres. Jene Szene im Wäldchen Wygoda . . . Ja, da war auch Erdennot, die die Liebe tötete . . . eine große, tiefe Liebe. . . War's nicht so? . . . Oder war diese Liebe doch nicht gar so groß, gar so tief, weil sie sich töten ließ? . . .

Voll Angst über solche Gedanken — sie waren ihm seit seiner Verheiratung nie gekommen, denn er wachte über seine Treue — hastete er fort, ohne Else begrüßt zu haben. Er mischte sich unter die Spieler, und trotz aller Verluste sah er da mit einem verlorenen Lächeln, das zu seinem starren Gesichtsausdruck nicht paßte. Als er seine Partschach verspielt hatte, sprang er hastig auf, obwohl man ihn gern Geld leihen wollte, man war ja ganz unter sich. Aber er hörte gar nicht darauf, sondern ging mit raschen Schritten hinaus ins Freie. Er hatte nicht daran gedacht, einen Mantel umzuschlagen, ihm war's, als hätte er dort oben erstickend müssen. Darum war er ins Freie geflohen, wo der schneidende Nordost um ihn pfliff. Ja, der kühlte, heilte. Er marschierte hastig auf und ab. Seine Zähne schlugen im Frost aufeinander. Er kümmerte sich nicht darum. Endlich ging er ins Schloß zurück. In einem der Vorzimmer traf er Else Tesjerska. Sie lächelte ihn an mit ihrem feinen, ironischen Lachen, das ihr seit „der Katastrophe“ eigen war. „Na, mein Lieber!“ redete sie ihn sardonisch an, „Sie sind ja vorhin ausgerückt! Und was Sie sich selten machen! Man bekommt Sie ja gar nicht mehr zu Gesicht!“

Sie sprachen über dies und das, gleichgültige Dinge, und Warminski war wieder ganz der galante Cavalier, er hatte sich in der Gewalt. Da, mit einem Male, mitten hinein in den munteren Unterhaltungston legte sie leise, tonlos, halb-abgewandt von ihm, mit erlöschenden, todtraurigen Blicken, mehr für sich wie für ihn, ein: „Ich kann nicht davon los, kann nicht, kann nicht!“ Das war wie Schluchzen.

Rassungslos stand der Graf da. Aber er hielt an sich, obwohl er sie verstand. Er wollte etwas Verächtlichendes sagen, da lächelte sie schon wieder, war wieder ganz Grazie und sagte: „Lachen Sie nicht, Graf! — er lachte gar nicht, „kann ich nicht exzellent mimen?“

Damit wandte sie sich ab von ihm. Er sah sie an diesem Abend nicht wieder. Aber er hatte doch eigene Gedanken. Mit einem Male wurde ihm so seltsam, Fieberchauer schüttelten ihn, er war krank. Schleunigst kehrte er in den Saal zurück, bestellte sich Glühwein und zog sich zurück. Doch er konnte nicht schlafen. Vor seinen Augen tanzten Funken und Räder, sein Atem war hohl und rasselnd, wie mit vielen Nadeln bohrt es in der Lunge. Er hatte sich schwer erkältet. Am anderen Morgen hat er Gajch um einen geschlossenen Wagen und Belze, er sei unwohl. Das sah man ihm ja sofort an. Seine Gesichtsfarbe war fahl und . . . Dunkle Ringe lagen um seine Augen, die im Fieberanfang leuchteten. Man tat alles, was möglich war, hüllte ihn ein wie ein Kind, spannte vier Pferde vor den Wagen, und dann begann die Fahrt.

In Krzemien angekommen, schleppte sich Warminski mühsam ins Bett. War das ein Schrecken! Der Arzt kam und konstatierte eine schwere Lungenentzündung. Die Gräfin, selbst leidend, wich nicht vom Krankenbett des Gatten. Die Liebe, die sie vor zwei Jahren in seine Arme geführt, ließ sie ausharren und alles tragen. Es war nicht leicht für die verwöhnte, überzarte Frau, die Strapazen der Krankenpflege zu ertragen, zuzuschauen, wie Hyazinth litt, zu hören, wie er im Fieber raste und sich quälte. Aber sie tat sich Gewalt an.

Die Krankheit hatte jenen Höhepunkt erreicht, wo Leben und Tod auf Messers Schneide gegeneinander stürmen, wo die kleinste Komplikation das Leben kostet. Müde und traurig sah die Gräfin neben dem Krankenlager und neigte die blauschwarzen Lippen des Gatten mit Limonade. Er war merkwürdig still. Sein Atem war pfeifend. Rote Flecke waren über das wachsbliche Gesicht verstreut. Jetzt öffnete er die Augen: groß, starr, unheimlich. Seine Hände glitten fofend über die Decke. Er sagte ganz leise: „Else! Else!“ Dann war es still. Nach einer Pause redete er wieder: „. . . Bitt're Erdennot, die ist der Liebe Tod!“ — Wieder Stille. — Nach einer Pause abermals: „Else, Else! hat es weh getan?“

Er sank zurück.

Die Gräfin starrte mit dem Ausdruck des Entsetzens auf den Kranken. Wen rief er? Else? Else Tesjerska? Ja sie erinnerte sich. Wie ein Blitz zuckte es auf vor ihr, jene Szene: Hyazinth erblickte Else Tesjerska und errötet . . . Jetzt ruft er sie . . . O, er ist so zärtlich . . . Ihr Herz blutet.

Die Macht der Krankheit war gebrochen. Langsam, Schritt für Schritt kehrte Gesundheit wieder. Es dauerte sehr lange, bis der Graf wieder notdürftig hergestellt war. Die Schwäche, Mattigkeit wollte nicht weichen.

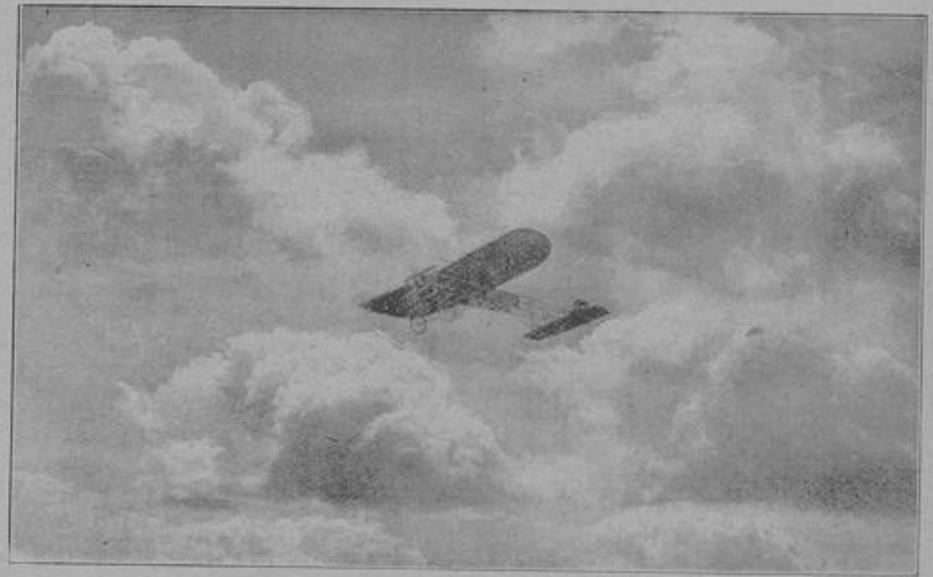
Man wartete auf besseres Wetter, dann sollte die Abreise erfolgen. St. Moritz sollte das Ziel der Reise sein. Vorher kamen ab und zu Nachbarn, die nach Warminski gehen wollten. Unter anderem kam auch Gräfin Gajch, eine ältere Dame, die gern plauderte. Die beiden Damen saßen zusammen. Gräfin Gajch sagte: „O, es war mir gleich aufgefallen, daß etwas nicht in Ordnung war. Sie wissen ja, damals, als mein Mann ihn mitbrachte. Wir hatten ein kleines Fest. Es war lustig. Else Tesieroka sang fast den ganzen Abend. Sie hat eine wundervolle Stimme. Graf Warminski mischte sich unter die musizierenden Damen. Da sang Else 'o ein merkwürdiges Lied, so was von Liebe und Tod. Sie wissen schon, und sofort lief Kazimierz fort und hatte noch gar nicht die Damen begrüßt. Beim Spielen soll er auch so eigentümlich gewesen sein, sagte mein Mann; er lief fort, hinaus, und als er wiederkam, konnte man es ihm ansehen, daß er Fieber hatte.“

Gräfin Mary quälte sich mit widerstrebenden Gedanken. Sie mühte sich ab, die einzelnen Glieder ihrer Gedanken zu einer Kette zu fügen. Sie hatte fast die Gewißheit, daß ihr Gatte früher, vielleicht auch jetzt noch, zu Else in Beziehungen stand, die ihre Trauer wohl berechtigt erscheinen ließen. Wie hatte sie ihn geliebt, wie war sie stolz auf ihn, wie hatte der Gedanke sie berauscht, des geliebten Mannes Herz ganz allein zu besitzen.

Und jetzt.
Da konnte sie sich nicht enthalten, sie wollte Gewißheit haben, darum fragte sie:

„Was war denn eigentlich zwischen Else und Kazimierz?“ Ihre Stimme bebte, und ihre Hände schlangen sich ineinander.

Gräfin Gajch lächelte. Sie hatte kein Verständnis für die Seelenqual der jungen Frau. Warminski benahm sich ja in jeder Beziehung korrekt. Sie erwiderte: „Gott, was sollen Sie gehabt haben! Sie waren sich gut!“



Ein neuer bahnbrechender Erfolg der Luftschiffahrt:
Der französische Luftschiffer Bleriot überfliegt von der französischen Küste aus den Kanal.

„Und warum haben Sie sich dann nicht geheiratet?“ fragte Mary tonlos.

Wieder lächelte die alte Dame: „Weil sie kein Geld hatten. Aber werden Sie nur nicht eifersüchtig! Das hat keinen Zweck, und Sie haben auch keinen Grund dazu. Sehen Sie, die Männer sind halt ein eigenes Geschlecht. Uns Frauen ist die Liebe alles, den Männern ist sie ein Mittel zur Verschönerung des Lebens.“

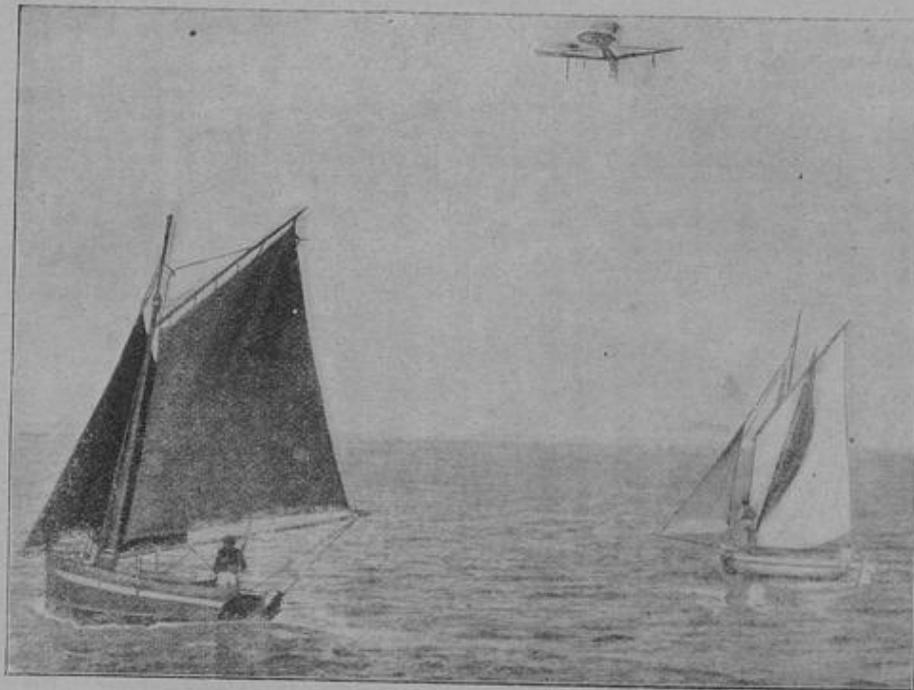
Aber Mary hörte die letzten Worte nicht mehr, ihre Seele schluchzte, und ihre Liebe kämpfte gegen Eifersucht und Stolz. „Weil sie kein Geld hatten!“ Die Worte hatten sie getroffen wie ein Schlag. Also hatte er sie geheiratet, weil sie Geld hatte! Und sie hatte ihn so sehr geliebt, o, so sehr!

Mechanisch führte sie die Unterhaltung weiter, sie gab oft verkehrte Antworten, und die Gräfin Gajch sagte mit ihrem stereotypen Lächeln: „Sie müssen sich tüchtig pflegen, hören Sie, tüchtig pflegen, sonst werden Sie selbst krank!“ Dann nahm sie Abschied.

Mary war wie vernichtet. Warum hatte er ihr das nicht gesagt, als es noch Zeit war! Jetzt erst erfuhr sie es, zu spät! Sie glaubte ja an seine Treue, an seine Liebe glaubte sie nicht mehr.

Sie trug schweigend ihr tiefes Leid, die furchtbare Enttäuschung. Sie gab sich fortan keine Mühe mehr, ihrem Gatten geistig näher zu rücken, ihn zu verstehen.

Im Laufe der Zeit hielten auf Schloß Arzemies noch zwei kleine Mädchen Einzug. Erst Nadwiga und drei Jahre später Slawa. Aber es war doch kein rechtes Glück da. Zwar war der Graf gegen seine Gattin so aufmerksam, er hatte Mitleid mit ihrer Krankheit und behandelte sie wie ein Kind. Sie nahm seine Liebeslösungen hin, ließ sich von ihm verarzählen, aber fand den rechten Herzstein nicht, sie gab sich auch keine Mühe, ihn an sich zu fesseln. Sie konnte ja nicht an seine Liebe glauben, denn ihr war er nur treu.



Bleriot mit seinem Aeroplan über dem Meer.



Der französische Luftschiffer Bleriot.

Das war ihr aber nicht genug. Allmählich erkaltete auch Warminski's Bärtlichkeit. Nach seiner Krankheit hatte er voll Dankbarkeit für ihre opferwillige Pflege ihr alles zum Opfer gebracht, er hatte auf sein Mandat, auf seine politische Laufbahn Verzicht geleistet, nur um ihr zu zeigen, wie teuer sie ihm sei; ihr zu Liebe hatte er sich in die Einsamkeit von Krzemien vergraben, hatte auf jedes Vergnügen verzichtet, weil ihre erschütterte Gesundheit es ihr verbot, daran teilzunehmen. Sie aber hatte das alles hingegenommen wie etwas Selbstverständliches, kalt, ohne Dank. Er sollte nur immer opfern und verzichten, und sie verzichtete auf nichts.

Stanislaus war jetzt fünf, Jadwiga fast vier, Slawa nicht ganz ein Jahr alt. Um diese Zeit gab Warminski die Versuche auf, seine Frau von ihrer Melancholie zu heilen. Erst beschränkte er sich immer noch auf den Wald und auf sein Arbeitszimmer. Und wieder führte er einen Kampf gegen die Langeweile. Hier und da fuhr er fort: nach Krakau, nach Sabentin. Mary ließ ihn ebenso gleichgültig gehen, wie sie ihn gleichgültig nach der Rückkehr empfing. Das reizte ihn. War er nicht ein Narr, sich in Krzemien zu vergraben, wenn ihr das doch einerlei war?

Nach und nach fuhr Warminski öfter fort. Er nahm wieder teil an dem geselligen Leben der Nachbarn. Allmählich wurde ihm das zum Bedürfnis, er spielte und vergnügte sich so gut es ging. Im übrigen ließ er alles laufen. Sozia tat seine Pflicht, das wußte er. Krzemien hielt sich ganz feillich, Warminski brauchte nicht zu kausern.

Lange Zeit hatte er Else nicht mehr gesehen. Sie lebte irgendwo bei Verwandten, erzählte man, und Spötter fügten hinzu, daß sie mit aller Energie ihre Augen nach einem reichen Finanzmann ausgeworfen habe. Ganz plötzlich tauchte sie wieder auf. Warminski suchte sie weder, noch gab er sich Mühe, ihr auszuweichen. Er verkehrte mit ihr wie mit den meisten anderen Damen: korrekt. Auffallend war es nur, daß sie gerade ihn vor allen Herren der Gesellschaft bevorzugte, daß sie sich förmlich Mühe gab, seine Frostigkeit



Der neue französische Ministerpräsident Briand.



Der bisherige französische Ministerpräsident Clemenceau.

zu überwinden. Else hatte sich in den letzten Jahren in jeder Beziehung entfaltet; in der Fremde schien sie noch raffinierter, interessanter geworden zu sein, sie mutete an wie eine Mischung polnisches Wesens mit französischer Art. Das zog an, sie fesselte, und auch Graf Warminski plauderte gern mit ihr. Er war aber auf der Hut, er wollte nicht flirten, wollte nicht Pflichten verletzen, seiner Frau keinen triftigen Grund zu Bitterkeit und Eifersucht geben. Gerade weil in seinem Herzen die Erinnerung an jene Tage, wo ihm Else über alles lieb und teuer gewesen, nicht ganz gestorben war, vermied er jede Gefahr.

Aber ganz unmerklich gewann Else doch Einfluß auf ihn. Ungewollt drängten sich ihm Vergleiche auf zwischen den beiden Frauen; der einen, die fein war nach Recht und Pflicht, der anderen, die er einst geliebt mit heißer Liebe. Er spann diese Vergleiche nicht aus, aber sie ließen einen Stachel zurück in seiner Brust, sie verleibeten ihm sein Haus immer mehr, nur seine Kinder, vor allem sein Sohn Stanislaus, waren Lichtpunkte in seinem Familienleben. Seiner Frau gegenüber aber wurde er gerade im letzten Winter immer kühler; ihrem Trübsinn, ihrer Melancholie setzte er eine überlegene, abwehrende, kühle Freundlichkeit entgegen, er ließ sie schalten und walten nach Herzenslust und tat es auch.

Sie lebten sich ganz allmählich auseinander. Dem Grafen ersetzten die Frauen der Geselligkeit, was er in seinem Hause an Glück entbehrte.

Es war ein Nachmittage im Februar. Der Winter dachte noch gar nicht ans Wandern, im Gegenteil, er drückte der Erde seine Despotenfaust in den Nacken, überschüttete sie mit Eis und Schnee und piff auf alle schüchternen Bitten, ein wenig Milde walten zu lassen. Graf Warminski hatte den Schlitten bestellt, er wollte nach Tulnow fahren. Dort wurde in intimes Nachhingsfest gefeiert, da wollte er auf keinen Fall fehlen, denn derartige intime Veranstaltungen waren immer höchst amüsant. Schon war er im Begriff, in den mit Pelzdecken ausgelegten Schlitten zu steigen, da kam eine Jose seiner Frau mit raschen Schritten die Rampe herunter: „Herr Graf, Herr Graf!“ rief sie im Gehren, sie war ein wenig außer Atem und blühte wie ein Pionie; „die gnädige Frau Gräfin lassen einen Augenblick bitten.“



Der französische Minister des Aeußern, Richou, der sein Ministerportefeuille behielt.

Graf Warminski war diese Verzögerung durchaus nicht angenehm. Er hatte sich ohnedies schon verspätet, und Gott weiß, wie lange er jetzt wieder aufgehalten wurde. Ging seine Frau etwa wieder an, sentimental zu werden, störend in seine harmlosen Vergnügungen einzugreifen? Na, sie sollte sich doch täuschen, er wollte doch sehen, ob er nicht nach seinem Geschmack leben durfte! Rasch folgte er durch lange Korridore und über Treppen zu den Gemächern seiner Frau. Den eleganten Pelzmantel legte er nicht ab, stülpte seine Pelzkappe einer antiken Statue übers Haupt und ging hinein. Jedoch das Zimmer war leer. Die Jose war ihm gefolgt und stand jetzt hinter ihm. „Im Kinderzimmer“, sagte sie, und der Graf verließ das Gemach und wandte sich zum Kinderzimmer. Hier fand er seine Frau. Sie saß neben dem Bettchen des Knaben und hielt seine Hand fest in der ihren. Unnatürlicher Glanz war in den Augen des Kindes, krampfhaft röchelnd bewegte sich die Brust, und ab und zu erschütterte ein trodener Husten den Körper des Kindes. Graf Warminski war doch erschrocken. Stanislaus, sein Sohn, war ja sein Stolz, seine Hoffnung. Daß er schwer krank war, konnte man sofort erkennen. Leise kam der Graf näher und blieb dicht neben dem Lager des Kindes stehen. Seine dunklen Augen ruhten voll Angst auf dem Kinde, mit eigentümlicher Spannung verfolgte er die röchelnden Atemzüge des Kleinen. In diesem Augenblick trat der Arzt ein. Graf Warminski trat etwas zur Seite und blickte unschlüssig vor sich hin. Draußen klingelten die Schellen seines Schlittengespannes und mahnten ihn zum Aufbruch. Hier lag sein Kind, und die Angst hielt ihn fest. Der Arzt untersuchte mit aller Sorgfalt den Kleinen: „Vorläufig ist keine Gefahr“, sagte er ganz leise, „ich werde hier bleiben, damit nichts versäumt wird.“

Dem Grafen fiel ein Alp vom Herzen. „Keine Gefahr“, hatte der Arzt gesagt; er sprach einige verbindliche Worte und wandte sich dann an seine Frau: „Ich habe leider fest zugesagt, nach Tulsnow zu kommen, wir haben eine Konferenz von großer Wichtigkeit, die ich nicht gern versäumen möchte.“ Das letzte war nicht wahr, aber ihm fiel nichts anderes ein, womit er seine Entfernung entschuldigen konnte, „in spätestens vier Stunden bin ich wieder hier.“ Er beugte sich über das Bett seines Kindes, streichelte die dunkle Lockenfülle des Knaben, dann legte er flüchtig seine Frau auf die Stirn, verneigte sich vor dem Arzt und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Freibillett.

Erzählung aus der französischen Revolution.

Von J. Olandus.

(Nachdruck verboten.)

Es war kurz vor der großen Umwälzung in Frankreich. Am 27. März des Jahres 1789 wurde in der französischen Komödie in Paris ein neues Stück gegeben: „August und Theodor“ hieß es oder die „Schildknappen“. Eine außerordentliche Spannung herrschte inselgedessen in der ganzen Pariser Theaterwelt. In diesem Stück wurde eine Episode aus dem Leben Friedrichs des Großen behandelt, und es war von Faure aus dem Deutschen ins Französische übersetzt worden.

Der bekannte Komponist Dezède hatte herrliche Musik dazu geliefert. Die damaligen Pariser Künstler, namentlich Faure, Fleury und Dazincourt, sowie die Damen Petit, Virginie und Emilie Contat waren die bevorzugten Lieblinge des kunstliebenden Publikums, so daß man mit aller Berechtigung eine glanzvolle erste Vorstellung erwarten konnte.

Das sollte eine erste Aufführung von Bedeutung werden. Fleury, so lauteten die Berichte, sollte den berühmten König von Preußen, der damals kaum drei Jahre tot war, in der getreuesten Weise nachmachen, und Friedrich II. war damals ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung in Frankreich. Es würde also wohl an dem bewußten Abend in dem Theater kein Plätzchen unbesetzt bleiben. Eine halbe Stunde vor dem Beginn der Vorstellung begab sich Dugazon, der wohlbekannte Schauspieler, über den großen Platz nach dem Theater, um seine Rolle einzuüben.

Plötzlich naht ihm ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren der sehr bescheiden seine Augen zu Boden richtete und schüchtern seinen Hut zwischen den Fingern hin- und herdrehte.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte Dugazon.
„O“, stotterte der Jüngling verlegen, „verzeihen Sie mir meine Freiheit, mein Herr, jedoch ich schwärme so sehr für das Theater und möchte so gern dieser Vorstellung beiwohnen, aber . . . ich bin nur ein armer Teufel, und deshalb . . .“

„Wenn Sie kein Billett haben, kann ich nichts daran tun, wahrhaftig nicht; ich muß mich selbst mit einem recht bescheidenen Plätzchen hinter den Kulissen behelfen.“

„O, wenn Sie nur die Güte haben wollten, mich zu Fräulein Contat zu bringen“, sprach zögernd der junge Mann, „dann würde sich alles wohl machen. Mein Name ist Labuffière.“

„So kommen Sie denn“, sprach Dugazon und schritt dem jungen Manne voran.

Labuffière folgte dem Schauspieler in bescheidener Haltung und betrat den spärlich erleuchteten Raum, aus dessen Halbdunkel die kleinen roten Flammen der Theaterlampen ihm wie ebenso viele Sterne in die Augen leuchteten; auf der Bühne stand ein kleiner, allerliebster Page, Emilie Contat, in dem sonderbaren Anzuge ihrer Rolle an diesem Abend.

Dugazon trat auf sie zu, und teilte der jungen Dame in wenigen Worten mit, was es gäbe.

„Wer ist es?“ fragte die gefeierte Schauspielerin.

„Er heißt Labuffière“, antwortete er.

„O, mein Bewunderer, mein Anbeter! Ich habe ihn einige Male meine Rolle abschreiben lassen, und da er niemals das geringste Honorar annehmen will, bezahle ich ihn mit Freibilletten.“

Und sich an Labuffière wendend, der bescheiden im Hintergrunde stand, fügte sie hinzu: „Kommen Sie, Herr Labuffière. Sie haben es oft genug in schlechten Stücken ausgehalten, heute sollen Sie auch einmal einer vortrefflichen Vorstellung beiwohnen. Ich werde Ihnen einen Platz auf der ersten Galerie anweisen lassen. Sie haben die Donnermaschine zwar an Ihrer Seite und den Blüpparaus unter Ihren Füßen; doch machen Sie sich deshalb keine Unruhe, in diesem Stück donnert und blüzt es nicht.“

Labuffière fühlte sich glücklich, voll Seligkeit. Sie hatte mit ihm gesprochen und nun konnte er der Vorstellung beiwohnen.

Es war prachtvoll. Das Publikum war ganz und gar Entzückt, vom Anfang bis zum Ende.

Ganz trunken vor seliger Begeisterung schritt Labuffière am Schlusse über die Bühne.

„Nun, bester Freund, hat es Ihnen gut gefallen?“ fragte ihn Emilie Contat.

„Ah, Fräulein, ich fühle mich so glücklich; wenn ich es Ihnen nur jemals vergelten könnte!“

„Das kann man noch nicht wissen“, sagte die Schauspielerin mit einem freundlichen Lächeln und grüßte zuvorkommend mit der lieben, kleinen Hand.

Labuffière warf noch einen langen Blick nach der Stelle, wo die Künstlerin verschwunden war und ging dann träumerisch hinweg.

Vier Jahre waren seit jenem Abend verfloßen. Am 21. Januar 1793 war etwas Schreckliches geschehen. Das Haupt König Ludwigs XVI. war auf dem Schafott gefallen. Marats Gericht war in voller, fieberhafter Tätigkeit, und die Revolution hatte weit und breit alle ihre Schencklichkeiten betrieuen.

Während diese furchtbaren Ereignisse stattfanden, gab das Volkstheater ein Schauspiel von Lave: „Der Freund der Gesehe“, worin Robespierre und Marat unbarmherzig gegeißelt wurden.

Die Rache ließ nicht lange auf sich warten. Während der Vorstellung wurde das Theater umzingelt, Soldaten drangen bis hinter die Kulissen vor, überrumpelten selbst die Ankleidezimmer, und nach Verlauf von kaum einer Stunde war schon ganz Paris davon unterrichtet, daß die Damen und Herren vom Theater verhaftet worden seien.

Wer von ihnen nicht im Theater selbst ergriffen werden konnte, wurde des Nachts dingfest gemacht und in strömendem Regen weggeschleppt.

Die Gefängnisse der Mabelonnettes, la Force und die Abtei nahmen die unglücklichen Schauspieler innerhalb ihrer dicken Mauern auf.

Die Verhafteten waren denn auch unwiderruflich verloren; denn in jener Zeit war der Kerker die Vorhalle zum Schafott.

Der gewalttätige Fouquier hatte die Anklage übernommen, und das war ein sicherer Tod.

Man hatte für einige sehr kompromittierende Prozeßakten gesorgt, und in der Stadt wurde schon das Datum genannt, an dem die tiefbetrauertesten Künstler das letzte Mal ihres Lebens auf der Schaubühne erscheinen sollten, der von ihrem eigenen Blute rauchenden Schaubühne des Schafotts. Und dennoch wachte noch ein Mann mit einem dankbaren Herzen über die Damen und Herren des Theaters, ein mutiger Mann: Labussière.

Der Theaterwärmer von früher war jetzt Sekretär des Blutgerichts. Labussière zitterte vor Entsetzen, als er die Anklagepapiere in die Hände bekam. So viele Verbrechen wurden den unglücklichen Künstlern zur Last gelegt, daß sie unwiderruflich verloren waren.

Es sollten jetzt denn auf dem Schafott ihr Leben lassen die so liebenswürdigen Geschwister Contat, die Herren Lange, Racourt, Fleury und so viele andere, denen er so oft mit der ganzen Wärme seines Herzens Beifall zugejubelt hatte, die jetzt so unglücklich waren, die einst aber so viel zu seinem Lebensglück beigetragen hatten. Sollten sie ihr Leben als Verbrecher auf dem Schafott endigen müssen, den rohen Beschimpfungen des wütenden Pöbels preisgegeben?

Nein, das sollte nicht geschehen, schwur Labussière.

Sobald die Mittagshunde geschlagen hatte und das gesamte Büropersonal sich entfernt hatte, nahm er die offiziellen Akten mit den Beweistücken gegen die Schauspieler in die Hände, zwei umfangreiche Aktenbündel, wickelte dieselben in ein Papier und verließ dann die Tuilerien.

Er trug die dreifache Scherpe.

Was sollte er mit diesen Dokumenten anfangen?

Zerreißen? — — Verbrennen? — — —

Es würde noch etwas übrig bleiben, gewisse Spuren, die ihn unrettbar auf das Schafott bringen würden.

Labussière wußte aber Rat. Er schlug den Weg nach der Seine ein und trat dort in ein Häuschen ein, das als Aufschrift trug: „Kalte und warme Bäder.“

„Beieile dich!“ rief er einem Bedienten zu, „schnell ein warmes Bad.“

Nach wenigen Augenblicken sah unser Theaterfreund in einer großen Badewanne mit dampfendem Wasser, während die Tür sorgfältig geschlossen war. Länger als eine halbe Stunde flogen die so gefährlichen Papiere, in einen nassen Brei verwandelt, und zu kleinen Bällchen gerollt durch das Fenster in die vorbeifliegende Seine.

Als der letzte Pfropfen den Wasserpiegel berührte und mit großer Schnelligkeit den Strom hinunterschwamm, war die drohende Todesgefahr von den Schultern der Artisten abgewandt. Wenigstens für den Augenblick; denn unser Labussière dachte mit vollem Recht: Zeit gewonnen, viel gewonnen! Das Uebrige wird sich schon finden.

Fouquier Tinville, jener blutdürstige Staatsanwalt, schäumte vor Wut, als der Verlust der Prozeßakten bekannt wurde; Robespierre, der unerfütterliche Blumenstolz, raste und tobte wie ein Besessener, doch keinem Menschen fiel es ein, den armen Sekretär in Anklagezustand zu versetzen.

Die Untersuchung mußte nun von neuem begonnen werden. Das war eine langwierige und mühselige Arbeit, die nur langsame Fortschritte machte. Ein ausgebreitetes Material mußte gesammelt werden, und da erschien zur Freude und Erleichterung aller guten Menschen der 9. Thermidor, der das unglückliche Frankreich von der eisernen Hand befreite, womit Robespierre so viele zu Boden gedrückt und schwer geknüttelt hatte.

Alle jauchzten und jubelten.

Die Kerkertüren wurden vor den Damen und Herren vom Theater geöffnet, und als Fräulein Contat wieder zum erstenmal auftrat, wurde sie von stürmischem Applaus begrüßt. Es war ihr herrlichster Triumphtag, der schönste Tag ihres Künstlerlebens.

Sie, die ihrem Retter noch nicht in der Öffentlichkeit hatte danken können, reichte mit Tränen in den Augen dem guten Labussière, der bescheiden hinter den Kulissen stand, die Hand.

Und sein Lohn?

Ein Freibillett für das ganze Leben, sonst verlangte er keine Belohnung.



Nützliches fürs Hans.



— **Das Reinigen der Türen und Fenster** sowie der Möbel, welche mit Oelfarbe gestrichen sind, wird vielfach in ganz unrichtiger Weise vorgenommen. Man bedient sich mit Erfolg einer Mischung von Salmiak mit kaltem Wasser im Verhältnis von 1 zu 20. Etwas umständlicher ist folgendes Verfahren: Man kocht etwa 500 Gramm Weizenkleie mit 5 Liter Wasser unter Zugabe von 50 Gramm Schmierseife. Die gewonnene Lösung filtriert man kochend durch ein Leinwand, wäscht hiermit nach dem Erkalten die Türen, Möbel etc. ab, und reibt mit einem weichen Leder trocken. Das Resultat ist ein durchaus zufriedenstellendes. Aber auch polierte Möbel, welche beschmutzt sind, kann man mit dem Kleienwasser dadurch reinigen, daß man dieselben mit einem angefeuchteten Schwamme abwischt und dann mit einem weichen reinen Leder nachpoliert.

— **Gegen Trockenheit und Sprödigkeit der Haut.** Nicht selten begegnen uns sowohl Männer als Frauen, die mit einer großen Rissigkeit der Haut behaftet sind, besonders an den Händen und im Gesicht. Wir finden dies Leiden oft bei Maurern, Köchinnen und Wäscherinnen, zum Teil infolge ihrer steten Beschäftigung mit rauhen, scharfen Substanzen oder doch begünstigt dadurch. Die Haut springt ihnen auf, bekommt tiefe Einrisse, schmußt trotz allem Waschen mit Seife, blutet leicht. Aber auch Damen leiden nicht selten daran, besonders solche mit zarter, dünner Haut. Bei allen diesen Patienten rührt die Trockenheit der Haut hauptsächlich von einer mangelhaften Ernährung der Talgdrüsen und dadurch bewirkten geringen Absonderung derselben her, so daß die Haut nicht genügend eingeseitert und deshalb schnell spröde und rissig wird. Um nun die Haut mehr zu erweichen und geschmeidig zu machen, nehmen sie ihre Zuflucht zu fleißigen Seifenwäsungen, verschlimmern aber dadurch nur noch das Leiden, denn nichts greift die Haut mehr an, als die häufige Anwendung scharfer Seifen. Solche Patienten müssen ihr Gesicht, soweit es möglich, vor rauher Luft, ihre Hände vor harten schweren Arbeiten und scharfen Substanzen, besonders aber vor zu vielem Waschen mit stark alkalischen Seifen bewahren; ihnen taugen öftere Einreibungen von Cold-Cream, Vaseline, Zinksalbe, Wäsungen mit Glycerinseife. Da, wo die dürftige Absonderung der Talgdrüsen mit allgemeiner Blutarmut zusammenhängt, wird eine kräftige Fleischkost und der Inner-Gebrauch von Eisen die Trockenheit der Haut allmählich beseitigen.

— **Der Essig als Heilmittel.** Als belebendes und blutstillendes Mittel ist derselbe recht brauchbar und wird in folgenden Zufällen angewandt: 1. Wegen seines erfrischenden, aromatischen Geruchs als Riechmittel und Einreibung des Gesichts bei Ohnmachten, kreideweißer Farbe der Erschöpfung durch Blutverlust, doch muß der Essig, frisch, scharf und rein sein, andernfalls Essigsäure aus der Apotheke zu beschaffen. — 2. Bei Blutungen und geplatzten Aderknoten — Umschlag von kaltem Essig in vierfach zusammengelegter Leinwand — fester Druck auf die Stelle; Nasenbluten — Essigschlürfen, Wattebäuschchen in Essig getaucht und in die Nase geführt —; heftiges Mund- und Zahdbluten — Ausgurgeln, Aufdrücken von Essigwatte auf die blutende Stelle. — 3. Bei Lungen- und Magenblutungen — Umschläge von kaltem Essig auf Brust- und Magenregion. — 4. Bei Schlagfluß — Abstiere von Essigwasser — Desinfizierende und lustreinigende Eigenschaften kommen dem Essig nicht zu, daher das Verdampfen von Essig auf glühenden Platten oder Steinen völlig unnütz.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weichem rosigen Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommerbröcken und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Kadsbühl, à Stück 50 Pf., überall zu haben



Unsere Bilder.



— Zu den Wallensteinfestspielen in Eger. Eine Szene aus dem Festspiel „Die Gründung Egers“ stellt das Bild auf Seite 273 dar. Es ist die Gemahlin des Gründers von Eger, des deutschen Kaisers Heinrich II., die an die Burggrafen von Eger eine Ansprache hält.

— Der französische Luftschiffer Bleriot (Siehe die Abbildungen Seite 276 und 277) hat als erster den Ärmelkanal mit einem Aeroplan überflogen; England ist keine Insel mehr. — Der Traum von Jahraufenden ist erfüllt! Bleriot hat die 31 Kilometer lange Strecke von Calais, der französischen Küstenstadt, bis Dover, der englischen Hafensstadt, in 27 Minuten zurückgelegt. Das den kühnen Luftschiffer begleitende Torpedoboot lief eine Stunde nach Bleriot's Landung in den Hafen von Dover ein. Dampfschiffe brauchen, um diese Strecke zurückzulegen, 1 Stunde 20 Minuten, während der berühmte Schwimmer Webb, der als einziger den England vom europäischen Festlande trennenden Ärmelkanal durchschwamm, 21 Stunden 45 Minuten brauchte. Bleriot's Gattin befand sich auf dem Torpedoboot, das dem Luftschiffer von der französischen Regierung zum Schutze beigegeben war, ihn aber schon einige Minuten nach seinem Aufstieg völlig aus dem Gesichtskreis verlor. Bleriot steht im 38. Lebensjahr. Er mußte seiner tief erschütterten Gattin, die selbst eine unerschrockene Luftschifferin ist, versprechen, nie wieder einen Flug über das Meer zu unternehmen.

— Das neue französische Ministerium. Der bisherige französische Ministerpräsident Clemenceau (Siehe Abbildung Seite 277), der drei Jahre lang an der Spitze des französischen Staatsministeriums stand, wurde durch Delcassé, den früheren Minister des Auswärtigen, in der Deputiertenkammer mit 212 gegen 176 Stimmen gestürzt. Sein Nachfolger Briand (Siehe Abbildung Seite 277), steht im 48. Lebensjahre und war zuletzt Justizminister im Ministerium Clemenceau. Der Minister des Auswärtigen Richon (Siehe Abbildung Seite 277), behielt sein Ministerportefeuille, das er bereits unter Clemenceau innegehabt hatte.



Zur Unterhaltung.



— Kathederweisheit. „Vor der Geburt Jesu waren selbst die wenigen Christen, die in Rom damals lebten, sämtlich eingefleischte Heiden.“

— Zurückgegeben. „Sie, Schaffner, wann geht denn endlich dieser Bummelzug ab?“ — „Wenn die Bummeler alle beisammen sind!“

— Aus der Redaktionsstube geplaudert. Büro-Junge: Der Herr Chefredakteur ist gerade sehr beschäftigt, sprechen Sie Ihre Manuskripte nur immer hier herein. — Schriftstellerin: Belohnt Ihr Chef viele Gedichte? — Büro-Junge: O ja, wir heizen den ganzen Winter damit.

— Viel verlangt. Gast: Kellner, auf der Karte steht Spinat mit Ei und Sie legen mir Möhre mit Backobst vor! — Kellner: Sie haben aber auch gar keine Phantasie, mein Herr!

— Folgerung. Paula: Papa, was hat denn der Storch gesagt, als er mich brachte? — Kommerzienrat: Er sagte: Hier bringe ich die ungezogene Paula. — Paula (nach einer Weile): Papa, als der Storch dich brachte, sagte er da: Hier bringe ich den Herrn Kommerzienrat.

— Auf kürzerem Wege. „Denk' mal an, mein Mann will mir keinen neuen Hut kaufen, und ich habe ihn mir doch so in den Kopf gesetzt!“ — „Siehst du, da war ich doch schlaue, ich habe ihn mir einfach auf den Kopf gesetzt, fertig!“

— Ein Uebelstand. Herr: Warum haben Sie denn die Maziensbäume wo anders hingeseht? — Gartner: Ja, an der Seite, wo sie früher standen, ist jetzt ein Mädchenpensionat und da sind die ganzen Nester von den Fräuleins zum „Er liebt mich — er liebt mich nicht“ geplündert worden.

— Enttäuschung. Vater (am Geburtstage seiner Tochter): Du hast Dir ja immer gewünscht, Rither spielen zu können. Hier idente ich dir eine Akkordzither, die man in einer Stunde ohne Lehrer spielen lernt. — Tochter (schluchzend): Ach, und gerade auf den Lehrer habe ich mich so recht gefreut!



Rätsellecke.



Portierbild.



Wo ist des Herrn Professors Töchterlein?

Buchstaben-Rätsel.

Mit „o“ zieht es am Himmel hin,
Mit „u“ liegt's zwischen Ras' und Kim.

Rätsel.

Willst du gelangen in das Haus hinein,
Mußt du vorher es öffnen sein.
Dann war's ein Gott im deutschen Land
Und als ein dummer Mensch bekannt.

Silben-Rätsel.

Das erste wächst auf mancher Flur
Und grünt fast überall.
Das zweite ist, ich jag' es gleich —
Das dritte ist die Zahl; —
Das Ganze aber ist ein Held
Im Sag' und Mär bekannt,
Sein Name wird viel tausendmal
Von Alt und Jung genannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Wechsel-Rätsel: Leib — Lied.

Homonym: Etikette.

Rätsel: Sünden — Sünde.

Rebus: Kleine Urnach', große Wirkung.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorf'schen Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So ganz behaglich fühlte er sich doch nicht, aber was sollte er denn hier tun? War Stanislaus in der jahrhunderten Abhut des Arztes nicht am besten verwahrt? Und dann, es hatte ja keine Gefahr! Es war eben eine Kinderkrankheit, wie unzählige Kinder sie durchmachen. Also vorwärts. Die Pferde zogen an, lustig klingelten die Schellen, und das leichte Gefährt flog über die glatte Schneefläche. Graf Warminski schlug den Kragen seines Pelzmantels auf, der Wind pfiff schneidend um die Ohren. Sonst waren solche Fahrten dem Grafen eine Lust; heute mußte er fortwährend mit Gedanken kämpfen, die ihm zwar widersinnig erschienen, die er aber doch nicht abweisen konnte: das röchelnde Kind mit den Augen, aus denen soviel Angst und Weh leuchtete, stand vor ihm. Anfinn! Heute wird es wieder lustig! Diese Else Tesierska ist doch ein tadelloses Weib, voll Raube, Leben, Geist. Eine brillante Erscheinung. Und daheim — das Weib — allein — nein — beim kranken Kinde, seinem Sohn, seinem Viebling, seinem Stolz. Wie er röchelt! Wie er die Händchen zusammenkrampft, sein lieber, herziger Bub! Ach was, es ist ja nicht schlimm, der Arzt hat es ja gesagt. Ja, da fällt ihm eben ein, beim Spielen will er heute aufs ganze gehen, sie haben ihn in der letzten Zeit doch arg gerupft. Na, heute will er es wieder haben. — So kreisen die Gedanken, indessen die Pferde gewaltig ausgriffen.

In diesem Augenblicke brach ein Tier, ein kapitaler Bod. durch das Unterholz. Die Pferde erschrafen und wollten zur Seite springen. Aber der alte Kutscher kannte solche Männe. Ihm machten die Klappen nichts vor. Mit den Fäusten machte er noch andere Tiere fromm.

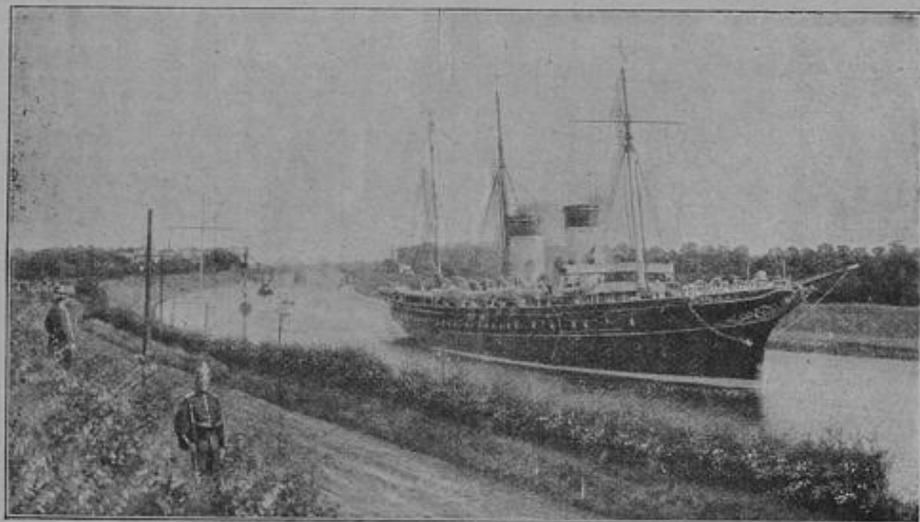
Jetzt griffen sie noch mehr aus. Aus Busch und Bäumen sah man das Schloß Tulnow ragen, und Graf Warminski setzte sich bequem zurecht. Noch vor der Rampe sprang er ab und eilte ins Haus. Was war das hier still! Schier unbegreiflich! Da kam ihm ein Diener entgegen. Der lächelte verlegen und sagte unter steifen Verbeugun-

gen: „Die gnädigen Herrschaften sind aufs Eis nach dem Blart gefahren, der Herr Graf möchten nachkommen.“ „So, ja,“ meinte Graf Warminski, „na, dann los!“ sprach, und wandte sich zum Gehen. Er dachte: das ist sicher wieder eine Idee von Else Tesierska, sie liebt solche Improvisationen.

Warminskis Kutscher stand noch vor dem Portal und war in erregtem Disput mit einem Diener, der ihm klar machen wollte, daß er noch nicht ausspannen dürfte. Der Kutscher hielt das für einen schlechten Witz, den sich das leichtsinnige Dienervolk mit ihm machen wollte. Da kam der Graf an, und nun sah er ein, daß jener nicht gelogen hatte. „Nach dem Blart,“ jagte Graf Warminski kurz, die Exkursion war nicht nach seinem Geschmack. Wieder sauste der Schlitten dahin, aber von störenden Gedanken blieb Warminski verschont.

Da lag der Blart, ein kleiner, buchtenreicher See. Heute machte er seinem Namen alle Ehre, denn die glatte Eisfläche, — den Schnee hatten Leute vom Schloß weggekehrt — bligte und glitzte; kleine Funken und Perlen hüpften auf dem Eispiegel. Eine lustige Gesellschaft belebte die Stätte des Friedens. Am Ufer hatte man ein Zelt aufgeschlagen, und vom Zelt aus fuhren Damen und Herren auf blühenden Stahlschuhen über die prachtvolle Bahn. Warminski stieg rasch aus und eilte zum Zelt. Schwellende Teppiche lagen auf dem Boden und hingen an den Wänden, und in einer Ecke flackerte in einem improvisierten Kamin ein lustiges Holzfeuer. An der Längswand des Zeltes befand sich ein Buffett mit Gläsern und Gläschen, Flaschen und Plättchen, neben dem Kamin stand — Else Tesierska. Wie er sie erblickte, war es ihm, als riesele ein Strom von Lebenslust

durch seine Seele. Vergessen war alles, was ihn bedrückte, das anfängliche Unbehagen über die seiner Meinung nach extravaganter Exkursion war vergessen. Er fühlte sich heimisch und behaglich, etwas von der Stimmung früherer Jahre kam über ihn, vielleicht war das auch eines der vielen psychologischen Mittel, die noch gelöst werden sollen. Warm und herzlich begrüßte er sie, sah ihr in ihre Augen und sprach von Verspätung.



Die Absperrungen am Kaiser-Wilhelm-Kanal während der Reise des Zarenpaares.

Auf seine Begrüßung erwiderte sie: „Na, Graf, ich dachte schon, Sie hätten Hausarrest. Schon, daß Sie kommen,“ trat sie noch näher an ihn heran, „es ist hier nämlich für Sie langweilig,“ summerte sie und sah den Grafen mit eigenem Blick an.

Dem Grafen war es kalt.

Die lange Fahrt in der Kälte wirkte jetzt nach. Darum trat er ans Büfett und trank ein Gläschen Stognal. Else Lesierska stand noch immer an seiner Seite. „Du, wie kühl,“ sprach sie mit komischem Entsetzen; „Sie kommen wohl vom Nordpol? Nun, Scherz beiseite. Wollen Sie mit mir fahren?“ Der Graf sah sie erstaunt an. „Ich, fahren?“ meinte er kopfschüttelnd, „erstens habe ich keine Schlittschuhe, und zweitens bin ich schon seit Jahr und Tag nicht mehr gefahren.“

Das ließ Else aber nicht gelten.

„Nichts da, mein lieber Ritter, erstens haben wir hier eine ganze Kollektion Schlittschuhe liegen, und zweitens habe ich es noch ganz deutlich in Erinnerung, daß Sie ganz brillant fahren. Wenn ich ehrlich sein will, muß ich Ihnen sogar gestehen, daß ich nur auf Sie gewartet habe, weil ich die Poesie eines solchen Eisfestes voll und ganz auskosten wollte. Also kommen Sie!“

Warminski ließ sich ein Paar Schlittschuhe anschnallen, nachdem er auch Else die blitzenden Stahlstreifen befestigt hatte. Erst machte er einen kleinen Versuch. Der fiel nicht gerade glänzend aus, aber bald hatte er seine frühere Sicherheit erlangt, und nun fuhren sie Arm in Arm über die spiegelglatte Eisfläche, die im Glanz der Nachmittagssonne leuchtete und blühte. Sie fuhren wortlos und hielt sich nur immer fest umschlungen. Weit vor ihnen schwaunte die übrige Gesellschaft. Man konnte ihr Lachen und Scherzen hören; das war wie Vogelgezwitscher und das Rauschen plätschernder Wasser. Die beiden fuhren langsamer. Dann blieben sie plötzlich stehen, sahen sich in die Augen und lachten.

„Sehen Sie,“ meinte Else, „daß Sie noch fahren können! Wissen Sie was? Wir wollen die Sache ganz romantisch machen! Sehen Sie dort die tiefe Bucht? Schön! Dort hin wollen wir fahren, und wer zuerst eintrifft, erhält einen Preis! Abgemacht! Allons!“

Warminski war einverstanden.

Um die Romantik zu erhöhen, fuhr der Graf noch einmal zum Zelte zurück, steckte etwas ein und kam ungefümt wieder. Else war unterdessen hin- und hergefahren.

„Nun gehts los, eins, zwei, drei!“ rief sie aus. Sie nahmen Anlauf, und dann sausten sie ab. Else hatte sich einen kleinen Vorsprung erobert, und schien nicht gewillt zu sein, ihren Vorteil auszugeben. Sie fuhr brillant, das mußte Graf Warminski gestehen. Aber er hatte auch nicht Lust, zurückzustehen, nur um des Vergnügens willen, ihre elegante Gestalt zu bewundern. Es reizte ihn, Else zu besiegen, und er nahm sich zusammen. Aber er mußte sich ganz gewaltig anstrengen, denn Else flog dahin wie ein Pfeil; er fühlte, wie sein Herz rascher schlug, wie sein Blut wallte. Jetzt war er an ihrer Seite. Sie ließ ihr helles, übermütiges Lachen hören und wollte sich nicht besiegt erklären. Doch, es half nichts mehr, schon war Warminski ihr voraus, und dort war die Bucht — eine Wendung — er hatte gesteuert. Freilich fuhr er ein bißchen unsanft in die Büsche, aber das merkte ihn nicht. Eine ausgelassene Stimmung kam über ihn. So war es ihm zumute gewesen als junger Leutnant. Da hatten sie ihn den tollen Grafen genannt. In dieser Stimmung zog er aus den Taschen seines Ueberrodes eine Flasche und zwei Kelche. Die hatte er vorhin im Zelt eingesteckt. Rasch öffnete er. Else kam inzwischen langsam heran, der Sieg war ja doch entschieden. Erstaunt blickte sie auf. Er reichte ihr den gefüllten Sektkeich hin; sie legte das Glas an die Lippen und schlürfte den perlenden, prickelnden Trank. Er trank mit. Dann sagte sie: „Und nun bestimmen Sie den Preis des Sieges.“ Da trat er dicht an sie heran, sah ihr tief in die Augen und sprach ganz leise: „Es sei, ich begehre einen Kuß von Ihren Lippen!“

Sie beugte ihr Haupt ein wenig zurück, sah ihn mit einem Lächeln an und erwiderte: „Herr Eiskönig, Sie überschreiten Ihre Machtbefugnisse! Das ist kein Preis für Sie!“

Aber diese Worte entzweiten seinen Eigenwillen, seinen Trotz. Dochte sie nicht wie eine Sirene? Und schon wollte er seine Arme ausstrecken, sie an sich reißen, sie küssen — da hörte er jenseits der Bucht Stimmen — einen Namen hörte er nennen — seinen Namen und dann hörte er sagen: „Sein

Sohn soll ja so schwer krank sein.“ — Da war es ihm, als hätte ihn jemand vor dem Kopf geschlagen. Wieder stand jenes Bild vor ihm, das während der ganzen Fahrt ihn verfolgte — der röchelnde Knabe — sein Liebling, der die angstgefüllten Blicke auf ihn — den Vater — richtete, als wollte er ihn festhalten, nicht fortlassen, weil er Angst hatte vor dem grauen Knochenmann, der die Arme nach ihm ausstreckte, um ihn fortzunehmen von der schönen Erde. Und er, der Vater — er hatte sich nicht halten lassen, war nicht geblieben an der Seite seines Weibes und Kindes, ein erbärmliches Jost hatte ihn fortgelockt, und er war gegangen wie ein Kind, das über den quarrenden Duddelack alle Ermahnungen von Vater und Mutter vergißt. Und jetzt, in diesem Augenblicke, während sein Kind litt und sich quälte, hatte er ein freies Spiel getrieben, hatte er ehr- und pflichtvergessene Augen und Arme erhoben zu einem Weibe, das nicht sein war, nicht sein werden konnte, weil er gebunden war. Eine tiefe Scham über seine eigene Erbärmlichkeit, über die Abgründe in seiner Seele überkam ihn. Wütend schleuderte er Flasche und Gläser fort, und klirrend zerbrachen sie auf dem Eis. Erstaunt blickte Else ihn an. „Baronesse, ich stehe zu Ihrer Verfügung,“ sagte er kühl und bot ihr galant den Arm. Schweigend fuhren sie aus der Bucht. Da kamen auch schon Menschen. Dem Grafen war es eine Erleichterung. Sie mühten sich unter den Schwarm, beide hatten zwar eigene, seltsame Gedanken, aber sie waren weltgewandt genug, um nicht sogleich in den herrschenden Ton einstimmen zu können, und der war auf Lust und Freude gestellt. Trotzdem glaubte Else Lesierska, die sich damit begnügte, den Grafen aus einiger Entfernung zu beobachten, ab und zu Wollen und Schatten auf seinem Gesicht wahrzunehmen. Das schrieb sie der Art und Weise zu, mit der sie den Grafen in der Bucht abgefertigt hatte. Sie ahnte ja nicht, daß jene Szene ein innerliches Nachspiel gehabt, dachte nicht daran, daß Graf Warminski so urplötzlich aus aller Romantik in die rauhe, traurige Wirklichkeit veretzt worden war, daß er sich vor sich selbst schämte und daß sein Zorn sich auch gegen sie richtete, die den Anlaß zu diesem Austritt gegeben hatte. In diesem Augenblicke wäre er am liebsten nach Hause gefahren. Ihm war durchaus nicht feierlich zu Mute, aber er wollte jedes unnötige Aufsehen vermeiden.

Eigentlich wollte Else Lesierska den Grafen für seine Empfindlichkeit strafen, indem sie ihn links liegen ließ. An Ertrag fehlte es nicht. Aber der Graf schien das zu ahnen, oder er war nach jener Gefühlssteigerung wesentlich ernüchert; nur so konnte man es sich erklären, daß er sich um seine Partnerin auf jener merkwürdigen Fahrt gar nicht bekümmerte. Bei der Heimfahrt lud er einige Herren zu sich in den Schlitten und überließ Else einem langweiligen Herrn aus der Nachbarschaft.

Es war eine wundervolle Nacht. Der Mond goß eine Fülle silbernen Lichtes auf die in weiße Tücher gehüllte Erde aus; jeder Baum, jedes winzige Sträuchlein glänzte und glänzte, und die weißen Schneekappen auf ihren Köpfchen schienen ein Gewebe von flimmernden Kristallen, Perlen und Diamanten zu sein. Durch einen tief verschneiten Hohlweg sausten die Schlitten. Hoch oben auf dem Damm waren ganze Schneeschanzen angehäuft. Zwingburgen, die der Winter zum Schutze gegen den anstürmenden Lenz gebaut hatte. Da, wo sonst kahle Wurzeln traurig niederhängen, leuchteten und blühten Eiszapfen von gigantischer Form in allen Größen: von kleinen Häpfchen bis zum baumbilden Kolob.

Endlich war die Höhe erreicht. Die Pferde dampften, der Schnee knirschte unter ihren Hufen, vielstimmig klingelten die Schellen der Schlitten, und dazwischen klang frohes Jauchzen und Lachen. Das war ja nur die Einleitung des Festes gewesen, der rechte Frohsinn, der Gipfel des Vergnügens war noch lange nicht erreicht. Wenn erst die schweren, feurigen Ungarweine zu wirken begannen, wenn der perlende Sekt in Strömen floß, dann pulste auch das Blut rascher, freier, leichter, dann war das Herz begeisterungsfähiger; stürmischer war dann sein Verlangen, ungestümer sein Sehnen, es entzog sich gar so leicht der Herrschaft des Verstandes; es war, als habe man den unbequemem Warner mit köstlichen, würzigen Weinen einschläfern wollen, um vor seinen Einsprüchen sicher zu sein. —

Abseits von dem Wogen und Treiben der tanzlustigen Gesellschaft saßen einige Herren, die aus Bequemlichkeit sich zurückgezogen hatten. Aber sie saßen nicht müßig. Banknoten und Goldmünzen — Silber war heute verpönt — wurden über den Tisch hin und her geschoben; mit der Regel-

mäßigkeit eines Uhrwertes vollzog sich das Mischen und Geben der Karten; man spielte seit kurzer Zeit sächliche Bank mit hohen Einsätzen; manchmal lagen in der Kassetten des Bankhalters Summen, mit denen man ein kleines Dorf ein Jahr lang hätte unterhalten können. Ein eigentümliches Klackern lag in den Blicken der meisten Spieler. Das war die Leidenschaft, der Spielteufel.

Auch Warminski hatte er gepackt. In den ersten Jahren seiner Ehe hatte er nur wenig gespielt, jetzt tat er es häufig. Anfangs war er ein glücklicher Spieler, aber mit einem Male schien das Glück ihm den Rücken gekehrt zu haben. Und weil er so gar nicht gewöhnt war, zu verlieren, weil er diese Laune des Schicksals nur dem Umstande zuschrieb, daß er nicht genug wachte, so gab es bald keinen waghastigeren Spieler als den Grafen. Aber es half alles nichts, das Glück ging ihm geflüchtlich aus dem Wege. Um so brennender ward sein Verlangen, es an sich zu fesseln, es zu bezwingen. Die Kraft und Energie, die in ihm aufgespeichert lag, trat hier in Wirksamkeit. Und merkwürdig: heute, nach dem Gießeste, schien dem Grafen sein Vorhaben zu glücken. Er mochte Karten laufen oder halten, fast allemal war ihm der Gewinn sicher. Eine starke Erregung bemächtigte sich seiner. Gelbäuer und das Gefühl des befriedigten Wunsches fachten dieses Feuer an in seiner Brust. Aus seinen Augen sprühten flackernde Lichter, dunkle Rote lag auf seinen Wangen. Das Häufchen Geld, das er beim Beginn des Spiels vor sich liegen hatte, ward größer und größer. Die Banknoten knisterten bei jeder Verschiebung, das Gold klirrte und klang und lockte und schmeichelte, und jedes Goldstück schien ein kleiner Dämon zu sein, der die Krallenhände nach seinen Opfern ausstreckte. Das Spiel nahm seinen Fortgang, bis in später Nachtstunde das Signal zum Aufbruch gegeben wurde. Warminski raffte seinen Gewinn zusammen; die Banknoten legte er ins Portefeuille, das Geld stopfte er ohne weitere Umstände in die Taschen. Hastig nahm er Abschied und eilte hinaus, wo sein Schlitten zur Abfahrt bereitstand. Vom Turme der nahen Kirche hallten drei langgezogene Glockenschläge durch die Winternacht. Nach allen Windrichtungen fuhren die Gäste auseinander. Warminski hüllte sich in seinen Pelz, denn es war bitter kalt, und fort ging's im laulenden Galopp. Am dunklen Nachthimmel blühten die Sterne; der Laubwald, der arm und bloß da stand wie ein Bettler, schüttelte sich leise, und seine lahnen Äste ächzten, und die Büschel dünnen Laubes, die hie und da allen Stämmen zum Trost sitzen geblieben waren, raschelten geheimnisvoll in dem leisen Nachthauch. Immer weiter sauste der Schlitten. Und doch kam es dem Grafen vor, als kämen sie gar nicht vorwärts. Wieder zogen traurige Gedanken durch seine Seele. Die Eier nach Gold war für einen Augenblick gestillt; so lange er am Spieltisch gesessen, hatten alle Gedanken geschwiegen, da hatte nur eine Reue ihn beherzigt: Du mußt dein Glück ausnützen. Und weil er es an sich zu fesseln vermochte, hatte eine tieferhafte Freude ihn erfüllt. Aber das war jetzt zu Ende. Die schneidende kalte Nachtluft kühlte sein Blut ab. Da fiel ihm mit einem Male Pawlewski, einer der Spieler, ein. Was hatte der Mensch doch nur gesagt? Wars nicht: „Ich wollte nur sehen, ob ich den Teufel nicht erblicke, der dich in den Klauen hat?“ Ja, ja, so etwas Aehnliches muß er gesagt haben. Aber das war ja natürlich Unsinn: Pawlewski war ein Dumpe, ein Trinker, der nur geduldet wurde in ihrem Kreise; seine Worte hatten keinerlei Bedeutung, es waren eben nur Grobheiten der Ausflucht des Rauchers.

Und doch, und doch! — Warminski zog den großen Pelzmantel fester an sich. Dabei klirrte es leise. Das war das Gold, das er vorhin in die Taschen geschoben hatte. —

So eine Fahrt in stiller, dunkler Nacht ist doch unfähig langweilig, dachte der Graf, und eine Sehnsucht überkam ihn, endlich zu Hause zu sein. Da war ja der Anknüpfungspunkt an jene Gedankenreihe, der er nach Möglichkeit hatte ausweichen wollen. Ja, dieses zu Hause! Was bot es ihm? Ein schönes Weib war sein, ein zartes Geschöpf, das immer nur gestützt und beschützt, verwöhnt und verzärtelt sein wollte, das nicht gewöhnt war, Opfer zu bringen, das nur deswegen weich und zärtlich und liebevoll war, um das Dargebrachte mit Rinsen zurück zu erhalten. Aber sie hatte ihm Kinder gegeben, seinen Liebling Stanislaus, seine kleinen Mädels Nadwiga und Slawa. War das kein Glück? War er nicht reich?

Er wußte nicht, wie er diese Frage beantworten sollte; er wußte nicht, was ihm an diesem Glück, an seinem Reichtum fehlte.

Wer weiß, zu welchem Resultat er noch gekommen wäre, hätte man in diesem Augenblick nicht Schloß Arzemen vor sich gehabt. Um jedes unnütze Aufsehen zu vermeiden, stieg er am Eingange des Parkes aus und schickte den Schlitten in die Remise. Den Weg durch den Park wollte er zu Fuß zurücklegen. Aus Sojtas Wohnung strahlte — noch oder schon — Licht.

In diesem Augenblick wurde das Licht gelöscht und man hörte das Knarren einer Tür. Warminski machte einige Schritte und blieb dann auf dem Wege stehen, um seinen Verwalter zu erwarten. „Na, was tun Sie denn schon so früh?“ empfing er den Mann, der nicht wenig erstaunt war seinen Herrn in dieser frühen Morgenstunde vor sich zu sehen. Und nun berichtete er, daß der Adjunkt, der das Melken zu überwachen habe, erkrankt sei, er wolle ihn vertreten. „Das hätte doch aber ebenjogut Swoboda, der Inspektor tun können,“ meinte der Graf, obgleich ihn der Eifer seines ersten Beamten nicht wenig freute.

Langsam ging Warminski zum Schloß. Er war müde, die Folgen der durchwachten Nacht machten sich geltend. Ohne weiteres begab er sich zur Ruhe und er war auch bald im tiefsten Schlaf.

Aber es war ihm nicht lange vergönnt, diese Wohlthat zu genießen. Noch war der Tag nicht völlig erwacht, noch kämpften die Schatten der Dämmerung gegen die ersten Sendboten des Lichtes, da begann man an der Tür seines Schlafzimmers — erst leise, dann immer stärker — zu pochen. Warminski raffte sich mühsam auf und rief ärgerlich „Herein“. Der Diener kam und überbrachte die Nachricht, daß in dem Befinden seines Sohnes eine Wendung eingetreten sei, die das Schlimmste befürchten lasse. Ungejähmt sprang der Graf aus dem Bette. Wie er sich anleidete, klirrte in den Taschen noch immer das Gold, das er in der Nacht gewonnen. Ihm war's, als mische sich in den hellen Ton ein schneidender Mißklang, ein höhnisches, gellendes Lachen. Aber er kämpfte alle Gedanken nieder. Mit Hilfe des Dieners war er rasch angekleidet, und nun eilte er nach seines kranken Kindes Zimmer.

Wie angebonnert blieb er im Rahmen der Tür stehen. Da lag der Knabe, und der Tod hatte seine Stirn geküßt und holte eben die Hand aus zum letzten Streich. Aus dem wachsblassen Antlitz des Kindes war die quälende Angst gewichen, die ihn gestern so erschreckt hatte. Ein süßer Friede, der Hauch einer anderen Welt lag ausgegossen auf seinen Zügen. Die Augen hielt Stanislaus geschlossen, er schien zu schlummern. Da weckte ihn des eintretenden Vaters Angstschrei, und er öffnete die Augen, und die brechenden Blicke ruhen mit einem gar eigenen Ausdruck auf dem Vater, der so spät gekommen ist, bald zu spät. Ein furchtbarer Schmerz packt den Mann, dessen ganzes Wesen Zwiespalt war und ist, der sein Kind liebt und doch hinführt, wo die Freude lockte, der sich fort und fort mit Vorwürfen quält und doch sich nicht aufraffen kann, sein Leben so zu gestalten, daß die Vorwürfe schweigen, der Zwiespalt schwindet. Leise, ganz leise tritt er dicht an das Bett des Knaben. Das Klämmchen seiner Lebenslampe zuckt hie und da schwach auf, man kann sehen, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hat. Graf



Herzog Dr. Karl Theodor von Bayern.
(Weging seinen 70. Geburtstag.)

Warminski's Blicke wandern von seinem Kinde hin zum Arzt, der neben seiner Gattin steht und hie und da um Stanislaus sich bemüht. In den Augen des Arztes liest er die Bestätigung seiner bangen Sorge. Da steht et was auf in ihm, wird lebendig, was tot war, Erinnerungen an längst vergangene Tage, wo in seinem Herzen keine Flamme glühten, ein frommer Glaube, kindliches Vertrauen, wo er beidend Herz und Hände aufhob zum Herrn der Welten. Gott kann helfen. Er muß helfen! Graf Warminski hat äußerlich die Pflichten der Religion stets erfüllt; Sonntags besuchte er den Gottesdienst, Ostern empfangend er die Sacramente, aber sein Herz war bei diesen Dingen unberührt geblieben, es hatte zu beten verlernt; und jetzt, in der furchtbaren Angst und Not vermochten sich die Gedanken nur schwer zu einem Akt der Anbetung, noch schwerer zu einem Akt der Unterwerfung. Er rief nur: „Herr, wenn du der



Die neue Vergungshalle für das Reichsluftschiff „Zeppelin 2“ in Köln a. Rh.

bist, für den sie dich ausgeben, der große, allmächtige Gott, dann hilf, erhalte mir das Kind!“ Doch es schien, als wollte Gott das Gebet nicht hören, als wollte er den Jammer einer Mutter übersehen. Noch einmal öffnete Stanislaus die Augen, seine Hände strichen über die weichen Decken, er schien zu spielen, denn im Streicheln sagte er lächelnd: „Mauseloh“. Dann schloß er die Augen und wandte das Gesicht ein wenig zur Seite. Ein leichtes, kaum wahrnehmbares Zucken ging durch seinen Körper — er war tot.

Da rang sich aus der Brust des Grafen ein Nechzen los, ein erschütternder Wehgeschrei. Aber er wagte es nicht, eine Mutter in ihrem Schmerz um das geliebte, heimgegangene Kind zu stören, denn sie hatte sich über die Leiche geworfen und bedeckte des toten Knaben Lippen mit heißen Küssen, als könnte sie mit ihrem Odem das entflohene Leben aufs neue entfachen. Scheu stand Warminski daneben, ihm war unfählich elend zu Mute, und seine Stimmung ward nicht besser, sein Schmerz nicht linder, als seine Frau wortlos neben ihm stand. Sie sah ihn nur immer mit ihren verschleierten Augen an, wenn er sie etwas fragte, und er glaubte in diesen Blicken Anklagen zu lesen. Da gab er es endgültig auf, seine Gattin zu stützen und zu trösten. Er zog sich in sein Zimmer zurück und blieb fast den ganzen Tag allein mit seinen seltsamen Gedanken.

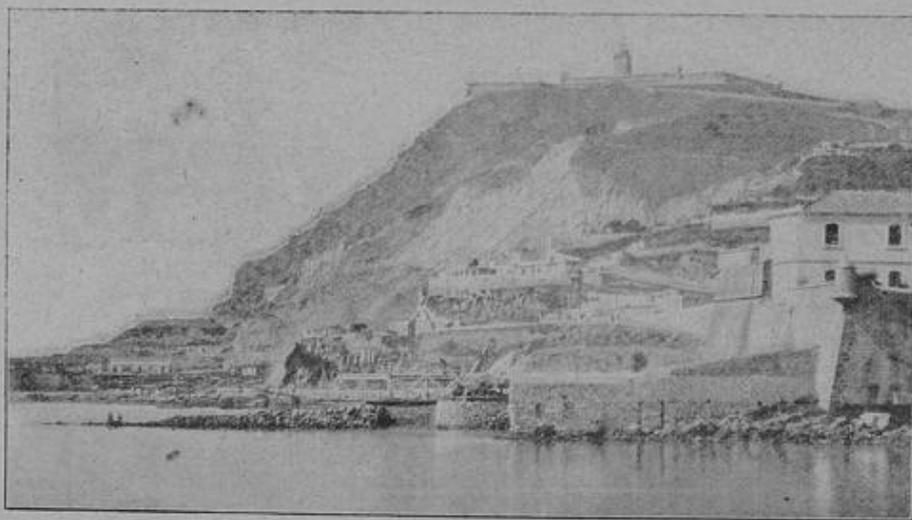
Von dieser Zeit an vollzog sich eine Wandlung im Wesen des Grafen. Er wurde wortfarg und verdrossen, ritt oft stundenlang durch die düsteren Wälder, und wenn er heim-

kam, ließ er Wein — viel Wein in sein Zimmer bringen und dann trank er, trank Vergessen.

Das Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten wurde immer gespannter. Die Gräfin konnte es Warminski nicht vergessen, daß er sie damals, als das Kind im Sterben lag, allein gelassen. Doch das war nicht das Schlimmste. In der schwereren Zeit hatten sich so viele Trösterinnen eingefunden, und eine hatte mit frommem Augenaufschlag auf die Fronie des Schicksals hingewiesen, das in jener Zeit seine Hand nach dem geliebten Kinde ausgestreckt, als sein Vater mit Elise Testerska sich vergnügte. Sie erzählte vom Eisfest und dem Wettlauf der beiden, denn das alles war ja kein Geheimnis. Der armen Frau aber schlug sie mit dieser Erzählung eine neue tiefe Wunde. Ihre Eiferjucht war ja immer wach gewesen und hatte sie gequält, jetzt wußte sie es, um dieses Weibes willen hatte er sie und das sterbende Kind allein gelassen. Und jedesmal, wenn sie von ihrem Fenster aus den Hufschlag seines Pferdes hörte, dann ging ein Schmerz durch ihre Seele, ihr verwundeter Stolz, ihre verlebte Liebe bäumten sich auf gegen die Schmach, die ihr Gatte ihr antat. Sie lebte sich immer tiefer hinein in ihre Eiferjucht, ihr Mißtrauen gegen den Gatten ward immer größer, sie quälte sich selbst — diesmal grundlos, denn Graf Warminski dachte gar nicht an Untreue. Dieses Grübeln, verbunden mit den Erschütterungen, die der Tod ihres Knaben verursacht hatte, untergruben ihre ohnehin schwankende Gesundheit völlig. Dabei wehrte sie sich mit aller Energie gegen eine Veränderung des Wohn-

sitzes. Sie hatte eine förmliche Angst vor der Welt, und wollte die Stille von Arzementen nicht verlassen. Ihre Umgebung mußte sich damit begnügen, jedes Geräusch von ihr fernzuhalten, und so kam es, daß Adwiga und Stawa ihre Mutter höchst selten zu sehen bekamen.

Freilich, auch der Vater ließ sich bei den beiden Mädchen nur wenig mehr blicken. Seitdem er dem Weine mit Leidenschaft zusprach — also seit dem Tode seines Knaben — war sein Leben geteilt in tiefste Einsamkeit und lärmende Geselligkeit. Einsam war er in Arzementen, da hielt er sich von allen Menschen fern. Den Taumelkess des Vergnügens suchte er in jenen Gesellschaften, wo die materiellen Freuden: Essen, Trinken und ein Spielchen als kleine Zugabe bevorzugt wurden. Graf



Fort Monjuich bei Barcelona.

Warminski spielte jetzt noch leidenschaftlicher als früher, nur hatte ihn das Glück endgültig verlassen. In jener Nacht hatte es ihm noch einmal gelacht, dann war auch dieses Glück gegangen. Warminski trug die Laune des Schicksals mit einer grimmen Ironie. Ihr war jetzt alles einerlei, mochte es schon gehen, wie es wollte. Und gut ging es wahrscheinlich nicht. Die großen Verluste am Spieltische konnten selbst durch die weiseste Sparsamkeit in der Wirtschaft nicht ausgeglichen werden. Aber Graf Warminski half sich auch über solche Schwierigkeiten hinweg. Noch hatte er unumchränkten Kredit und er machte von diesem bequemen Mittel, seine Kasse zu füllen, ausgiebigen Gebrauch.

Bald war Graf Warminski nicht mehr Gegenstand des Neides seiner Standesgenossen.

Es waren also keine sonderlich freundlichen Eindrücke, welche Jadwiga und Slawa Warminski in den Jahren der Kindheit empfingen. Aber es schien, als leuchtete über den beiden Mädchen ein glücklicher Stern. Willfremde Menschen ließen ihnen das zuteil werden, was sie bei Vater und Mutter nicht finden konnten. Die kranke gebrochene Mutter war nicht stark genug, die lauten Mädchen zu ertragen, und der Vater entzog sich ihnen.

Bei fremden Menschen fanden die Kinder das Kostlichste was ihnen beschieden werden konnte: Liebe. Da war zuerst Fräulein Benten, die Lehrerin der Kinder. In ihrem Wesen war soviel Güte, soviel Sonnenschein, und sie nahm sich ihrer beiden Schülerinnen mit der ganzen tiefen Liebe an, die ihre Seele erfüllte. So wurde sie ihnen mehr als Lehrerin, sie wurde ihnen Erzieherin und mütterliche Freundin. Und ihr Herz empfand eine eigene Befriedigung in diesem Wirken. Fräulein Benten gehörte zu jenen Frauen, die zu Müttern vorher bestimmt sind und die darum jede Gelegenheit ergreifen, dies hehre Amt auszuüben. Die Liebe war an ihr vorübergegangen. Da hatte das Schicksal ihr diese Kinder zugeführt, und ihnen wurde sie in Wahrheit Mutter. Wenn Jadwiga oder Slawa in ihrer stürmischen Art hier und da ihren Hals umschlangen, wenn die Kinder sie herzten



Zur Revolution in Spanien.
Demonstrationen vor dem königlichen Schloß in Madrid.

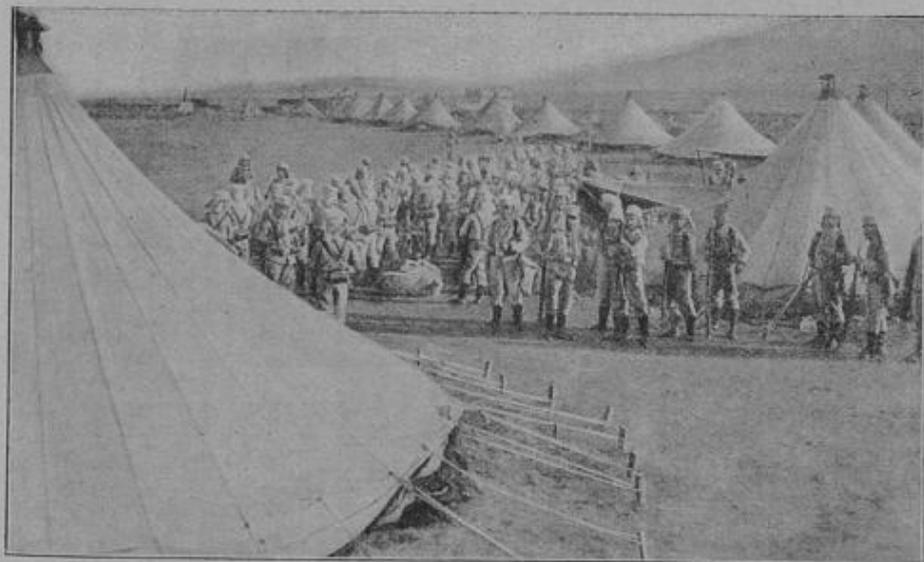
und küßten, dann fühlte sie sich reich belohnt für alle Opfer, die sie ihnen bringen mußte.

Und dann war noch jemand in Arzemies, der die kleinen Komtessen liebte, und das war der alte Jan Sojka.

Seit sein Junge in Arzemies war, gab es in dem Häuschen am Parkeingang gar viel Sonnenschein und stille, reine Freuden. Ein altes Fräulein aus Lemberg war damals als Wirtschaftlerin eingezogen und führte mit milder Hand die Zügel des Hauswesens. Fast täglich brachte Fräulein Benten ihre Schülerinnen in das Haus des Verwalters. Meist war es um die Zeit der Dämmerung. Dann kam auch Sojka heim, und wenn auch noch eine Menge schriftlicher Arbeiten der Erledigung harrie, so widmete er sich doch in dieser Stunde den Kindern, die mit frohem Lachen sein bescheidenes Heim erfüllten. Da wurde der alte Mann zum Kinde und spielte und scherzte mit den drei Lieblingen, oder er erzählte ihnen schauerlich schöne Geschichten, alte verschollene Sagen, verklungene Märchen, aber er sprach auch zu ihnen von Gottes Wunderwalten, von seiner unendlichen Liebe und Echarnung.

Dann wurde es gar feierlich still in dem kleinen Kreise. Dann leuchteten die Augen der Kinder, und ihre Hände falteten sich unbewußt, ein Ahnen eines großen, geheimnisvollen Glückes kam dann über sie, und der, der jenes Ahnen in ihren Seelen erweckte, der einfache Gutswalter mit dem Herzen voll Sonnenschein und Poesie, er lächelte festig und froh, und er hätte mit keinem Großen dieser Erde tauschen mögen.

Und über alle dem ging die Zeit hin, und die Kinder wuchsen und erdichten gar prächtig. Die Welt der beiden Mädchen war der große Park mit seinen Schönheiten und Geheimnissen, mit seiner wilden Romantik. Jan Sojka's Sohn hatte Arzemies verlassen. Der Vater,



Die Kämpfe der Spanier gegen die Riffabylonen: Zeltlager spanischer Soldaten.

der sich ja so viel mit ihm beschäftigte, hatte die Begabung seines Einzigen früh gemerkt; bei seinem zurückgezogenen, einfachen Leben konnte er es ermöglichen, dem Sohne eine gediegene Ausbildung zu gewähren. So schwer es ihm auch wurde, den Sohn zu entbehren, einsam in seinem Parkhäuschen zu hausen, er brachte freudig dieses Opfer, denn es galt ja seines Kindes Zukunft. Darum wurden ihm jetzt die beiden Grafskinder doppelt lieb, denn mit ihnen konnte er von Jan plaudern, der in Lemberg war, und nur einmal jährlich in die Ferien kam.

Jadwiga Warminski war 12 Jahre, Slawa 9 Jahre alt, nichts hatte sich in Arzemiem verändert. Zwar war das alte Schloß arg verfallen, denn der Aufzug, der ihm beim Einzuge des gräßlichen Paares vor 15 Jahren zuteil geworden war, hatte sich als widerstandsunfähig gegen Wind und Wetter erwiesen, er war mürbe geworden und fiel nach und nach ab. Da war der Aufzug, mit dem die Natur die verfallenen Seitenflügel geschmückt hatte, haltbarer. Er verhüllte alles so dicht, wie die Hecke Dornröschens Schloß und war ein wirklicher Schuttschirm. (Fortsetzung folgt.)

Die Krankenschwester.

Kriminalnovelle von W. J. Schön-Schön.

(Nachdruck verboten.)

Der Schnellzug Köln-Frankfurt steht zur Abfahrt fertig. Zwei Kriminalbeamte schreiten gemessenen Schrittes den Zug entlang und mustern aufmerksam die Passagiere, die sich nur in geringer Anzahl einfänden; denn der trübe, bewölkte Himmel ist nicht geeignet, jemanden zum Reisen zu verlocken, der es nicht nötig hat.

Auf der Breitestraße, einer Hauptverkehrsader der rheinischen Metropole, ist heute nacht ein schwerer Juwelendiebstahl verübt worden, der die Polizei in lebhaftige Tätigkeit gebracht hat. Deshalb haben sich auch die beiden Kriminalbeamten auf dem Perron postiert; vielleicht ist hier am Bahnhof eine Spur des oder der Täter zu finden; vielleicht läuft hier der Dieb der strafenden Nemesis in die Arme. Aber nichts Verdächtiges ist den beiden Wächtern des Gesetzes bisher zu Augen gekommen. Eine in die bekannte schwarze Tracht der katholischen Krankenschwestern gehüllte Reisende, die, ein kleines Lederköfferchen in der Rechten haltend, eben den Perron betritt, wird von den Beamten gar nicht beachtet, denn die ist mit dem Diebstahl sicher nicht in Verbindung zu bringen. Sie eilte auf ein Abteil 2. Klasse zu, das ihr eine junge Dame, welche eben noch ängstlich über den Perron geschaut, zuvorkommend öffnet und mit ihr einsteigt.

Der Zug setzt sich in Bewegung, und die beiden Beamten ziehen enttäuscht ab.

Die Schwester ließ sich schweigend nieder, ohne der hilfsbereiten jungen Dame zu danken; sie mied es dabei offenbar, dieselbe anzublicken. Ihre Augen hefteten sich einmal starr auf den Boden, dann wieder warf sie einen unruhigen, fast ängstlichen Blick auf das in dichten Nebel gehüllte Häusermeer. Diese Unruhe schien sicherst zu legen, als der rasch dahineisende Zug die Stadt hinter sich gelassen hatte.

Mit der Frage: „Sie fahren wohl auch eine größere Strecke den Rhein hinauf, Schwester?“ versuchte die erste Insassin des Kupees nunmehr ein Gespräch anzuknüpfen.

Die Schwester warf einen gereizten Blick nach der Fragenden, und eine heftige Entgegnung schien ihr auf der Zunge zu schweben. Sie schien sich jedoch zu besinnen, daß es besser sei, die Frage zu überhören; ihr Interesse wurde plötzlich scheinbar von einem rheinaufwärts gehenden Schlepper in Anspruch genommen.

In der Annahme, es mit einer durch große Anstrengungen nervös überreizten Krankenspielerin zu tun zu haben, welche nicht gestört sein wolle, gab die Mitreisende den Versuch auf, ein Gespräch anzubahnen und vertiefte sich in die Lektüre eines Romans. Beim zufälligen Ausblicken gewahrte sie, daß die Augen ihres Gegenübers forschend auf ihr ruhten. Schweigend kreuzten sich einen Moment die Blicke beider; in dem einen gab sich eine stetig wachsende, unbestimmte innere Angst kund, während die „Krankenschwester“ ihrem Gegenüber unablässig forschend ins Gesicht starrte.

Mit einem zynischen Lächeln fragte letztere dann plötzlich ganz unvermittelt und mit einer Stimme, welche der Befragten das Blut siedend heiß nach dem Herzen trieb.

„Sie sind Erzieherin bei dem Juwelier von B., nicht wahr, mein Fräulein? Ihr Name ist Else Thome?“

„Mein Gott!“

Dieser Ausruf ist von innerer Angst hervorgepreßt, entquoll unwillkürlich den Lippen des jungen Mädchens. Was wollte diese — dieser — Mann — denn die rauhe Stimme gehörte zweifellos einem Manne — von ihr. Woher kannte er ihren Namen? Woher wußte er, daß sie Erzieherin bei der Familie von B. war. Voller Entsetzen starrte sie den Fragesteller an.

Die „Krankenschwester“ lächelte spöttisch und fragte dann, ihrer Stimme Nachdruck verleihend:

„Nun, sind Sie es, oder sollte mich zum ersten Male im Leben mein Gebächtnis im Stiche gelassen haben?“

Zitternd vor innerer Erregung und Angst vermochte das junge Mädchen nicht einen Ton hervorzubringen.

„Nun. —?“ klang die Frage jetzt drohend.

„Ja!“ klang die größte Seelenangst verrätende Antwort.

„Mein Gott, — was wollen Sie denn von mir? Warum, — warum — sind Sie in dieser Verkleidung?“

Wieder das unheimliche, Entsetzen einflößende Lächeln.

„Ich soll Ihnen wohl gütigst auseinandersetzen, was mich veranlaßt, die schöne schwarze Uniform zu tragen. Ja, mein Kind, das sind — das sind — nun, sagen wir einmal — Geschäftsgeheimnisse. Aber, steht mir dieses Habit nicht ganz vorzüglich, paßt es nicht allerliebste zu meinem Gesicht, antst, welches ich — manchmal habe?“

Wieder verzerrte das unheimliche Lachen das Gesicht der „Krankenschwester“ zu einem häßlichen Grinsen.

Else Thome zitterte wie Espenlaub an allen Gliedern; der Atem drohte zu versagen; ihre Schläfen hämmerten, als wollten sie den Kopf auseinander Sprengen. Sie fühlte sich wie gelähmt; sie wollte schreien, aber sie brachte die Lippen nicht auseinander. O, dieses entsetzliche Gesicht! Und doch — wie ein Magnet — zwang dieses Gesicht sie immer wieder, es anzublicken — anzustarren. Mein Gott! Fast zweifelte sie, ob es Wirklichkeit war, was sie da erlebte oder ein schwerer, unheimlicher Traum. Die heiseren Stimme des Vermummten belehrte sie, daß sie nicht träumte, sondern daß sie alles wirklich erlebte.

„Ihre Herrschaft ist in Wiesbaden, wollen Sie auch dorthin?“

„Ja!“

„Was haben Sie da in dem kleinen Paket?“

„Nun?“ klang es scharf und befehlend zu ihr herüber.

„Einen Touristenanzug für Herrn von B.“

„Sonst nichts?“

Der Frager war im Begriffe, sich zu erheben und seine Hände nach dem Paket auszustrecken. Da kündigte scharfes Bremsen die Nähe einer Haltestation an. Noch einige Sekunden, und der Zug hielt.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung wollte Else Thome sich erheben. Ein gebieterischer Wink des Unheimlichen, in dessen Hand jetzt ein kleiner Dolch blitzte, zwang sie jedoch wieder auf ihren Sitz zurück.

„Troisdorf!“ rief der Schaffner.

Die „Krankenschwester“ sprang an das geschlossene Fenster und warf einen hastigen Blick über den Bahnsteig, kehrte aber, erblickend, schnell wieder zu ihrem Sitz zurück.

Else Thome war die plötzliche Veränderung in dem Gesichte ihres unheimlichen Reisegefährten nicht entgangen. Ein freudiges Hoffnungsgefühl stieg in ihr auf; vielleicht war man ihrem Peiniger auf der Spur. Von ihrem Sitze aus konnte sie einen Teil des Perrons überschauen. Ganz in der Nähe ihres Wagens standen zwei Polizeibeamte und musterten scharf die wenigen aussteigenden Passagiere. Sollte sie ans Fenster springen und um Hilfe rufen?

Ihr Reisegefährte schien aber ihre Absicht erraten zu haben. Ruhig erhob er sich wieder und stellte sich, mit dem scharfen Dolche spielend, dicht vor die Geängstigte — bis der Zug sich wieder in Bewegung setzte.

Ein leiser Angstschrei kam noch von den Lippen des entsetzten Mädchens, dann zog eine tiefe, wohlthätige Ohnmacht einen Schleier um ihre Sinne. —

Als Elfe Thome nach einiger Zeit wieder erwachte, stand ein junger Mann in elegantem Touristenanzug, sein kleines Schnurröhrchen drehend und Zigaretten rauchend, vor ihr. Einige Sekunden blickte er die Erwachte schweigend an, dann sagte er in ausgefuchst höflichem Tone:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich Sie vorhin in so große Angst versetzte, aber Sie haben das, wenn auch ohne Absicht, selbst verschuldet. Wir wollten heute nacht dem Geschäft des Herrn von B. einen Besuch abstatten und hatten dazu vorher alles genau ausgekundschaftet. In unserem Vorhaben wurden wir aber gestört, und zwar durch Sie, mein Fräulein. Sie wachten ja die halbe Nacht auf ihrem Zimmer, wahrscheinlich mit Reisevorbereitungen beschäftigt und bereiteten so unser Vorhaben. An einem anderen Plage hatten wir zwar Erfolg, aber die Ernte war doch nicht so groß, als sie in dem Geschäft des Herrn von B. ausgefallen wäre. Als ich Sie nun heute früh sah, fühlte ich das Bedürfnis, Nähe an Ihnen zu nehmen. Aber ich will Ihnen diesmal noch einmal verzeihen,“ fügte er mit einem zynischen Lächeln hinzu. Dann habe ich mir auch gestattet, mir den Touristenanzug ihres Herrn, den Sie nach Wiesbaden bringen sollten, anzueignen und gleich in Benutzung zu nehmen, da man mir auf der Spur zu sein scheint. Dieser kann übrigens froh sein, daß er so glimpflich davon kam.“

Wieder wurde der Zug gebremst, und kurz darauf hielt er mit einem Ruck.

„Königswinter!“ verkündete der Schaffner.

Elfe Thomes Reisegefährte machte noch eine leichte Verbeugung, stieg aus und verschwand rasch im Bahnhofsgänge.

Das junge Mädchen spürte nicht die Kraft, jemand auf ihn aufmerksam zu machen. Ein heftiger Beinkrampf erschütterte sie plötzlich, von dem sie sich erst wieder erholte, als der Zug Königswinter längst verlassen hatte.

Der Stiefelputzer.

Ein Bild aus dem Leben.

Von Heinrich Peter Hartmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Stiefelputzer Behrens, ein alter Mann mit schneeweißem Haar, aber sauber und proper gekleidet, sitzt sowohl bei schönem Wetter, als auch bei nicht zu starkem Regen am Holländerplage unweit des Bahnhofes und wartet auf Kunden.

In seiner Jugend ist er längere Zeit in Amerika und England gewesen. Er war förmlich elektrisiert von der Stiefelputzkultur jener Länder. Und schnell hatte er sich Einblick verschafft in die Organisation der „Blanking Boys“ und „Men“. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, reisten fühne Pläne in seiner Phantasie. Er wollte die Institution der Stiefelputzer auf deutschen, vorerst Berliner Boden übertragen.

Dieser Plan scheiterte aber und ging schmachlich in die Brüche, und zwar infolge des mangelhaften Bedürfnisses der Deutschen, die ihre Stiefel lieber zu Hause selbst putzen, als daß sie Geld dafür ausgeben. Dann war er jahrelang Dienstmann. Später lehrte er zum ursprünglichen Beruf zurück, in der Hoffnung, einst die Deutschen zu seiner Kunst zu belehren.

Kunst? O ja, wie er es macht, nach der Manier seiner Kollegen von drüben ist es eine Kunst! Erst schmiert er ein und dann putzt er, sowie jeder andere. Dann macht er die Stiefel abermals stumpf und putzt wieder. Zum Schluss haucht er über die Stiefel hinweg, nimmt einen wollenen Lappen und reibt und reibt — man sieht nicht, sind es die Finger oder ist es der Lappen, welcher über die Stiefel gleitet, geschmeidig und weich den Glanz hervorzaubert — der direkt verführerisch wirkt, und aus den verkommensten Stiefeln ein paar Salonschuhe macht.

Eine Dame kann solchem Glanz einfach nicht widerstehen. Wer's nicht glaubt, mag sich bei ihm die Stiefel putzen lassen. Er behauptet, Kunden zu haben, die sich alle vier Wochen die Stiefel bei ihm putzen lassen und dann für einen ganzen Monat Glanz haben.

Der Alte ist im Laufe der Zeit Philosoph geworden. Laufende von Menschen sah er vorübergehen und beobachtete sie

alle. In der unruhigen Hast des Alltagslebens aufgehend die einen, während die anderen mit Selbstbewußtsein langsam durch die Straßen schlenderten. Arm und reich, Bettler und Baron; er sah immer nur das Innere, die Seele. Und allen hätte er sagen können, was sie als Mensch für einen Wert haben.

Manchmal gab es wohl eine kleine Kauzerei. Dann schüttelte er bloß den Kopf und sah daran vorbei. Denn er haßt alles, was klein und erbärmlich ist.

Er lebt äußerst einfach und trägt sich bescheiden, aber solide, und hat infolgedessen im Laufe der Jahre eine Menge Geld gespart. Eigentlich könnte er ohne Arbeit ein behagliches Dasein führen. Aber er denkt gar nicht daran. Ganz von seiner Weltanschauung abgesehen, die ihm ein solches Leben ohne Gegenleistung einfach vertieren würde, hat er mit dem Gelde einen besonderen Plan vor. Er will es nämlich zur Gründung einer Stiefelputzergenossenschaft hinterlassen, denn er hofft, daß sich die Zeiten geändert haben, und daß auch heute in Deutschland für seine Ideen Verwirklichung möglich ist.

Von seinen Stammkunden behauptet er, daß er sie in England oder Amerika waren. In den Ländern, wo an jeder Straßenecke ein Stiefelputzer sitzt. Die sich sonst noch Stiefel glänzen lassen, sind entweder Reisende oder Handwerksburschen oder Pennbrüder, deren Schuhzeug eine Viertelstunde Arbeit macht. Trotzdem liebt er die letzteren am meisten. Er liebt sie, weil in ihnen der Drang zur Sauberkeit nicht verloren gegangen ist.

Er ist überhaupt für das Empfinden manches Menschen mit komischen Ansichten ausgestattet. Am liebsten möchte er jedem, der mit unsauberen Stiefeln vorübergeht, das Schuhzeug sauber machen, und zwar, wenn es nicht anders wäre, umsonst. Schmutziges Schuhwerk ist ihm auf den Tod verhasst. Mit einer wahren Wut geht er darauf los. Sein Antlitz zeigt erst wieder einen freundlicheren Zug, wenn unter seinen Händen sich der hervorbrechende Glanz zeigt.

Ist das nicht ein Mensch mit reifster Weltanschauung? Ihm ist die Arbeit nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck an sich. Und ich dachte oft: Wie viele Menschen könnten von diesem alten Stiefelputzer sittliche Reife für die Lebensauffassung lernen.

Manchmal bricht sich auch bei ihm der Aerger durch. Am meisten dann, wenn neugierige Kinder mit ungeputzten Stiefeln seiner Arbeit zusehen und ihn wohl gar nach verulken, dann kann er wütend werden und schimpfen über die verfehlte Erziehung, die schon im Kinde den Schmutz groß zieht und ihn gewähren läßt. Seine Hoffnungen auf die künftige Generation sind sehr gering.

Auch sonst hat er noch stellenweise recht eigentümliche Anschauungen. Am liebsten sind ihm die, welche den üblichen Groschen bezahlen. Die Trinkgeldgebenden sind bei ihm nicht beliebt. Während die paar Kollegen, die er bereits hat, diejenigen, welche ein Trinkgeld geben, am höflichsten und zuvorkommendsten behandeln, macht er es umgekehrt. Jede Arbeit hat ihren realen Wert. Geschenk will er nicht haben, denn das untergräbt den Charakter und beschämt den Empfänger. Und darum haßt er die Bettler, die an ihm vorübergehen, und die ohne Gegenleistung erwerben möchten.

„Mögen sie doch Stiefel putzen,“ sagte er einmal, „dann arbeiten sie doch wenigstens, und ihre Auslagen sind wahrhaftig gering. Und bringen kann man es auch zu was.“

Früher hat er einzelnen Geld zu Bürsten und Wische angeboten, doch das Geld haben sie regelmäßig vertrunken. Später hat er selbst Bürsten gekauft, doch auch damit ist es nichts geworden. Die Bürsten sind verliedert worden oder verkauft.

Seine Kunden würdigt er nur selten hier und da eines Wortes. Man steht schon sehr hoch in seiner Günst, wenn er sich länger und regelmäßig mit einem unterhält. Er hat nämlich Angst, es könnte jemand sein Geheimnis verraten und seinen Plan aufzudecken und verwirklichen, bevor sein Tod und damit sein Testament die Sache anregen würde.

Und das ist sein einziger Ehrgeiz, den er besitzt: als Gründer der Stiefelputzergenossenschaft einst genannt zu werden. Ja, in einer besonders vertraulichen Stunde hat er es mir ganz verraten; er möchte, die Stiefelputzer führten einst den Namen „Behrensmänner“. Sein Wahlspruch aber könnte lauten:

Sage mir, wie jemand seine Stiefel behandelt,

Und ich will dir sagen, was für ein Mensch er ist.



Unsere Bilder.



— Die militärischen Abperrungen am Kaiser-Wilhelm-Kanal während der Reise des Zarenpaars. (S. Abbildung Seite 281.) Auf seiner Reise nach Frankreich und England hat der russische Zar auch in Kiel kurzen Aufenthalt genommen, um den Prinzen Heinrich von Preußen und dessen Gemahlin, die eine Schwester der Zarin ist, zu besuchen. Da der Zar auf seinen Reisen anarchistischen Attentaten ausgesetzt ist und zu seiner Sicherung umfangreiche Vorsichtsmaßregeln erforderlich sind, wurden in Kiel sämtliche Schiffe in der Umgebung des pringlichen Palais militärisch besetzt. Russische und deutsche Kriminalbeamte waren zahlreich anwesend und selbst der Chef der russischen politischen Polizei war persönlich erschienen. Eine kriegsstarke Kompagnie des 1. Seebataillons aus Kiel war in der Nähe des Schlosses einquartiert, und das 15. und 16. Husarenregiment aus Wandersbed und Schleswig und das 84. Infanterieregiment aus Schleswig hielten die Ufer des Kaiser-Wilhelm-Kanals, den der Zar auf seiner Weiterreise durchfuhr, besetzt.

— Herzog Dr. Karl Theodor von Bayern. (S. Abbildung Seite 283.) Der berühmte Augenarzt, der sich um seine ärztlichen Kenntnisse und Erfahrungen völlig in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt hat — er hat u. a. mehr als 5000 Staroperationen durchgeführt — beging kürzlich seinen 70. Geburtstag. Herzog Karl Theodor wurde das Haupt der herzoglichen Linie des bayrischen Fürstenhauses, da sein älterer Bruder, Herzog Ludwig, wegen seiner morganatischen Ehe dem Rechte der Erstgeburt entzogen ist.

— Die neue Bergungshalle für das Reichsluftschiff Zeppelin 2 in Köln. (S. Abbildung Seite 284.) Während das Reichsluftschiff „Zeppelin 1“ in Rey stationiert ist, hat „Zeppelin 2“ Köln als ständigen Aufenthaltsort erhalten. Die etwa 400 Kilometer betragende Strecke vom Bodensee nach Frankfurt a. M. wurde in elf Stunden zurückgelegt. Auf der Weiterfahrt war das Luftschiff bereits bis in die Nähe von Köln gelangt, als es in ein schweres Gewitter geriet und dadurch zur Rückkehr nach Frankfurt a. M. genötigt wurde. Zwei Tage darauf legte Graf Zeppelin in den frühen Morgenstunden den Weg nach Köln in verhältnismäßig kurzer Frist zurück und wurde in Köln mit begeistertem Jubel empfangen.

— Fort Monjuich bei Barcelona. (S. Abbildung Seite 284.) Von diesem Fort aus beschossen die spanischen Truppen die Aufrehrer in Barcelona, die dort entsetzliche Greuelthaten verübten. Auf Seiten der Truppen wie der Aufständischen gab es zahlreiche Tote und Verwundete.

— Demonstrationen vor dem königlichen Schloß in Madrid. (S. Abbildung Seite 285.) Die Demonstrationen fanden wegen des unpopulären Krieges gegen die Maablen in Marokko statt. Während der Volkstuntdemonstrationen wurde der sonst nicht unbeliebte junge König Alfons XIII. ausgesetzt, und es wurden Rufe laut: „Nieder mit dem König! Nieder mit der Dynastie!“

— Zeltlager spanischer Soldaten an der nordafrikanischen Küste. (S. Abbildung Seite 285.) Bei Ausbruch des Krieges befanden sich in Melilla, dem Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes, nur 6500 Mann spanischer Truppen, die in kurzer Zeit auf 13 000 Mann ergänzt werden mußten, da die mohammedanischen Rifmaablen den Krieg als einen heiligen Kampf für ihre Religion erklärten und Mann für Mann zu den Waffen eilten.



Zur Unterhaltung.



— Na ja! Schwiegerohn: Sie sagten mir doch, ich würde über die Witwist, die Ihre Tochter bekommt, ganz überrascht sein, und nun geben Sie ihr gar nichts mit? — Schwiegerbater: Na, überrascht Sie das etwa nicht?

— Der arme Nachbar. Klavierstimmer: Guten Morgen, Frau Lehmann, ich komme, das Klavier zu stimmen. — Frau Lehmann (verwundert): Unser Klavier stimmen? Ich habe doch gar nicht nach Ihnen geschickt. — Klavierstimmer: Sie wohl nicht, aber der Herr Wohnungsrat aus dem nächsten Hause schickt mich.



Rätsellecke.



Verrierbild.

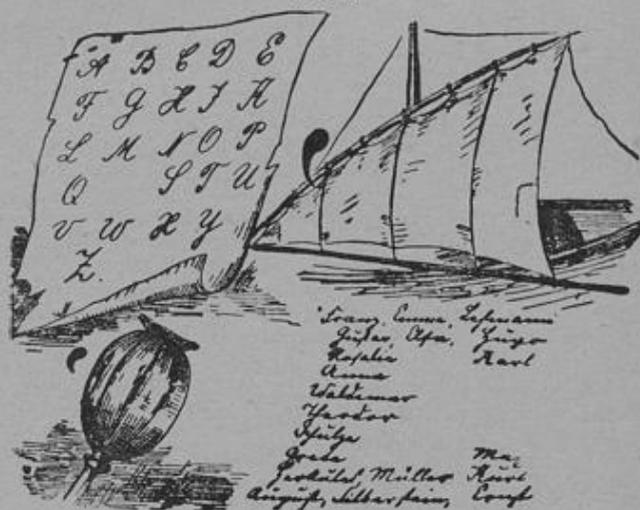


Wo ist die Kinderärztin?

Homonym.

Einst besaß es hohen Geldeswert,
Doch in anderm Sinn wird's heut' geehrt,
Und wem es verliehen vom Geschick,
Breite froh und dankbar solches Glück,
Das, Erfolg verheißend, seinem Streben,
Weihend und verschönernd ihm das Leben,
Eine Segensquelle für ihn bleib,
Wenn er edlen Wucher damit treib.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben - Rätsel: Mond — Mund.
Rätsel: Tot.
Silben - Rätsel: Rübe, Zahl. — Rübzahl.
Rebus: Epigentücher.

verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Zaffelbacher Tageblatt, G. m. b. H., beide in Zaffelbach.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

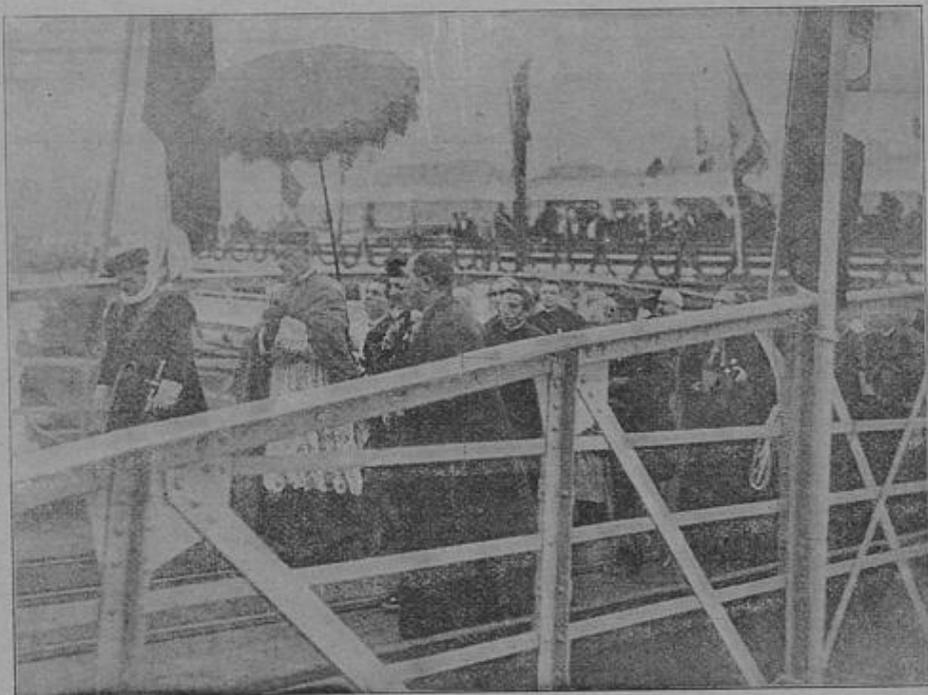
Und auch im Herrenhaus waren keine merklichen Veränderungen eingetreten. Die Gräfin war noch hinfalliger und schwächer geworden. Sie gab sich auch keine Mühe, ihre Umgebung über ihren Zustand zu täuschen. Der Graf, der elegante Kavaliere vergangener Tage, hatte von seiner Eleganz viel eingebüßt. Sorgen nagten an seiner Seele. Er sah ja das Verderben kommen, dessen Ursache er ganz allein war. Die Schuldenlast wuchs, der Zwiespalt in seiner Seele verschärfte sich. Aus seinem Hause war das Glück gewichen, sein Sohn war tot, die Frau leidend, sie blickte ihn an mit Augen, aus denen Abwehr, Vorwurf sprach. Nur einmal hatte sie trotz Krankheit sich freundlich ihm genähert, und das war an dem Tage, da die Verlobung Ehsens mit einem reichen Finanzmann publiziert wurde. Doch die Stunde war schlecht gewählt. Graf Warmingki hatte gerade unter schwierigen Umständen ein Darlehen erhalten, und seine Seele war nicht gestimmt auf Liebe. Ihm war es, als sei alles in ihm zerbrochen, seine Ideale, seine Energie, sein Glaube. Es graute ihm vor sich selbst, er wünschte, sich auftraffen zu können, aber ihm fehlte die Kraft. Der Tod des geliebten Kindes hatte ihn nicht aufgerüttelt, er hatte ihn gelähmt, ja noch haltloser, noch zwiespältiger gemacht.

Aber noch war nicht jede gute Regung in ihm erstorben. Dieses Leben zwischen Genuß und Qual, das Grübeln und Bereuen machten ihn viel ernster, wenn auch nicht stärker. Ja, manchmal war es ihm, als ob er alles abschütteln müsse, was seinen Geist in Fesseln schlug, als könne er anderswo ein neues Leben beginnen, ein Leben der Pflicht, ein Leben der Arbeit.

Aber wie! Und nach und nach sah er ein, daß seine Leidenschaften ihn elend machten, und er kämpfte gegen sie an, so gut es ging. Und waren es auch nur kleine Siege, die er über sich errang, sie waren der Anfang jenes Umschwunges, der sich später in ihm vollzog.

So weit waren die Verhältnisse in Krzemiem gediehen, als Jan Sojka die Mädchen aus dem lauschigen Laubgang an der Partimauer abholte. Daß etwas nicht in Ordnung war, erkannten die beiden Mädchen ja sofort, sie hätten ja nicht täglich Gäste in Sojkas Hause sein müssen, um jede seiner Stimmungen genau zu kennen. Und als er dann sagte: „Die Frau Gräfin, Eure Mama, ist plötzlich sehr schwer krank geworden, da begriffen sie wohl seinen Ernst. Denn obgleich sie noch Kinder waren, obgleich sich die Mutter so wenig um sie bekümmerte, so hatten sie doch eine Ahnung, daß etwas Schweres sie bedrohte. Jadwiga wenigstens erinnerte sich noch ganz deutlich der Zeit, als Stanislaus krank wurde, und er dann fortgebracht wurde in die alte Gruft, über deren Toren das Wappen der Grafen Warmingki prangte. Und jetzt sollte ihre Mama, ihre schöne Mama auch dorthin gebracht werden, und dann ging am Ende noch Fräulein Venken fort, und sie blieben mit Papa allein in dem alten Schloß.“

Solche Gedanken quälten Jadwiga, als sie mit ihrer Schwester von Sojka ins Schloß zurückgebracht wurde. Sie gingen ganz leise die Treppe hinauf, die zu den Gemächern der Mutter führten; Slawa wollte ohne weiteres eintreten, Jadwiga aber hielt sie zurück und öffnete behend die Schuhe, sie wollte ja Mama nicht stören. Slawa folgte sofort dem Beispiel der Schwester, und dann standen sie schon und schüchtern vor der Tür und wagten jetzt noch nicht, hineinzugehen, bis die Tür sich öffnete und Fräulein Venken heraustrat. Die Blicke voll tiefer Teilnahme auf ihre beiden Pöglinge, sah die naive



Eucharistischer Kongreß in Köln. Die Ankunft des Kardinallegaten.

gungen ganz leise die Treppe hinauf, die zu den Gemächern der Mutter führten; Slawa wollte ohne weiteres eintreten, Jadwiga aber hielt sie zurück und öffnete behend die Schuhe, sie wollte ja Mama nicht stören. Slawa folgte sofort dem Beispiel der Schwester, und dann standen sie schon und schüchtern vor der Tür und wagten jetzt noch nicht, hineinzugehen, bis die Tür sich öffnete und Fräulein Venken heraustrat. Die Blicke voll tiefer Teilnahme auf ihre beiden Pöglinge, sah die naive

Vorbereitung und führte sie gerührt hinein. Die Kinder trafen in ein Sterbegemach. Rasch und unerwartet war Todesreiß über diese Menschenblüte gekommen. Und es war eine gar so holde Blüte. Selbst die lange Krankheit an Leib und Seele hatte diese reizende Schönheit nicht zerstören können. Wie sie jetzt ausblühte und ihre beiden Kinder sah, da ging ein Erschrecken durch ihre Seele. Zweierlei ängstigte sie: das Bewußtsein, diesen Kindern gegenüber nicht die Pflicht der Mutter in vollem Umfange erfüllt zu haben, dann aber auch der Gedanke, sie allein in der trostlosen Sphäre zurücklassen zu müssen. Was sollte aus ihnen werden. Fräulein Benken führte die Mädchen dicht an das Bett der Mutter. Sie waren ganz still, denn sie wußten ja, Mama konnte kein Geräusch vertragen. Jadwiga faltete wortlos die Hände und blickte gar traurig auf ihre Mutter, die so schön war. Slawa war eigentlich ein wenig bange, denn es sah so feierlich in dem Gemach aus. Ein großes, silbernes Kreuzifix stand zwischen silbernen Armleuchtern.

Noch immer blickte die Gräfin auf ihre Kinder. Sie rang mit einem Entschluß. Bisher hatte sie die Mißere ihrer Ehe den Eltern verheimlicht, jetzt mußte sie offen sein. Vielleicht, daß dann ihr Vater die beiden Kinder zu sich nahm.

Sie winkte Fräulein Benken zu sich und flüsterte ihr zu: „Wollen Sie meinem Vater schreiben, er solle Jadwiga und Slawa zu sich nehmen.“

Praktlos sank sie zurück. Fräulein Benken entfernte sich. „Nur nieder,“ kispelte die Mutter. Die Kinder taten es. Der Mutter zitternde, kraftlose Hand legte sich auf jedes Kindes Scheitel und bezeichnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes. Jadwiga küßte die wachsbliche Hand und Slawa folgte ihrem Beispiel.

Dann kam der Priester und brachte der Gräfin den letzten Trost auf die Reise in die Ewigkeit.

Graf Warminski erfuhr erst spät von dem Anfall seiner Frau. Er war am Morgen in den Wald geritten und hatte einen kleinen Abstecher gemacht, um einen Freund zu besuchen. Bei seiner Rückkehr wollte er speisen, da hörte er aber, daß seine Gemahlin versehen worden sei. Die Nachricht war wohl danach angetan, ihn zu erschüttern, und er eilte besorgt an das Krankenlager seiner Frau. Doch er kam zu spät. Eben hatte sie den letzten Atemzug getan, still und friedlich war sie aus der Welt der Tauschungen und Tränen geschieden. Erschüttert stand Warminski neben dem Sterbelager, und jene Stunde ward lebendig, als er den ersten schweren Verlust erlitten, als sein Sohn aus der Welt gegangen war. Nun war sie ihm gefolgt. Da war er sich wieder seiner ganzen Erbärmlichkeit bewußt. Des Geldes wegen hatte er sie geheiratet, und dann ließ er sie verkümmern, wie eine Blume, der man die Sonne entzieht.

Da ging er müde hinaus, und er sehnte sich nach der Ruhe und dem Frieden des Todes. —

Mit allem Pomp und Gepränge geleiteten sie die Gräfin zur letzten Ruhe.

Nach dem Begräbnis, als die fremden Leidtragenden sich zerstreut hatten, erfuhr Fürst Bogdan den Grafen um eine Unterredung. Die beiden Herren begaben sich in das Arbeitszimmer des Grafen, und hier eröffnete der Fürst seinem Schwiegerohn, daß er ihm mit einer namhaften Summe unter die Arme greifen wolle, wenn er ihm die beiden Mädchen zur Erziehung übergebe.

Graf Warminski blickte erschrocken auf. Etwas von seinem früheren Stolz regte sich in ihm. Also soweit war er gesunken, daß man ihm Geld zu bieten wagte, nur um die Kinder aus seiner Nähe zu bringen, seinem Einfluß zu entziehen. Eine tiefe Scham überkam ihn. Was hatte er denn bisher getan, daß er sagen konnte: Die Kinder sind mein, ihre Erziehung ist meine Sache! Wie lange dauerte es denn noch, dann zog hier irgend ein geldstolzer Parvenü als Herr ein, und er konnte mit seinen Kindern zum Bettelstab greifen! Und das war das Ende seiner stolzen und ehrgeizigen Pläne! Aber dann reichte er sich auf. Mußte das sein? Was der Leichtsinn zertrümmert, konnte er das nicht in ehrlicher Arbeit wieder aufbauen? Noch war es nicht zu spät, noch waren große Wälder sein. Jetzt, wo das Holz im Preise stieg, repräsentierten sie einen hohen Wert, er brauchte sie nur abholzen zu lassen, dann war er von allen Schulden frei. Gar mancher seiner Nachbarn, dem das Messer schon an der Kehle geblieben, hatte sich auf diese Weise gerettet. Wohl war er schlaff geworden, die Leidenschaften hatten ihn entnervt, aber es galt ja den Kampf um die Existenz, um den alten erlauchten Namen.

Doch dann fiel ihm ein: Wozu das alles? Wozu dieses harte Ringen, da doch kein Sohn und Erbe dir beizubringen ist!

Der Fürst hatte seinem Schwiegerohn Zeit zum Nachdenken gegeben. Er stand am Fenster und blickte hinaus in den Park, der zu neuem Leben erwacht war. Auch er war traurig. Welcher Vater könnte teilnahmslos hieben, wenn man sein Kind in die Erde heiter? Und dieses Kind war unglücklich geworden durch den Mann, der sein Herz betört.

„Jah wandte er sich um. Schroff und herrlich sagte er: „Nun?“

Und dieses „Nun“ weckte den Grafen aus seinem Träumen und Grübeln, es erweckte den Trost in ihm und eine Stimme sprach: „Gerade nicht!“ Laut erwiderte er: „Ich bedauere, ich kann den Vorschlag nicht annehmen, denn er emiechert mich. Ich will versuchen, aus eigener Kraft emporkommen und zu lähnen, was ich verschuldet habe. Die Kinder sind mein, ich will sie erziehen.“

In diesem Augenblicke waren ihm seine Worte bitter ernst. Er wollte anders werden, sich aufrufen aus seiner lethargie.

Fürst Bogdan schaute prüfend seinen Schwiegerohn an. „Wenn es nur wahr ist, was er sagt,“ dachte er, denn er konnte ja nur wünschen, daß Warminski sich hielt, schon um der beiden Mädchen, seiner Entkinder willen mußte er das wünschen. Und dann konnte er es ja nur begreiflich finden, daß Warminski seine Kinder bei sich behalten wollte, um sie selbst zu erziehen. So nahm er ihm die Ablehnung nicht sonderlich übel, im Gegenteil, er freute sich darüber, denn es war doch sicher kein schlechtes Zeichen, daß Warminski selbst durch die in Aussicht gestellte Geldsumme in seinem Entschluß nicht beeinflusst wurde. Andererseits erschien es ihm unwahrscheinlich, daß er sich hier auf die Dauer hielt, daß er nicht wieder in sein Vorleben zurückfiel. Wenn man den Mann um seinen reichen Geistesgaben dazu bewegen könnte, sich nach irgendeiner Richtung hin zu betätigen. Aber wie sollte man das beginnen? Ja, wer das wußte! Da fiel ihm etwas ein, und er sagte: „Es war nicht so böse gemeint, ich wollte dich nicht verletzen. Sieh einmal, Warminski, du wirst dich für den Augenblick selbst nach Veränderung sehnen; komm mit deinen Kindern zu uns nach Tatischan! Bei uns findest du Landwirtschaft und Industrie vereinigt, du wirst unserem Betriebe sicher Interesse abgewinnen, und auch meine Frau wird sich freuen, die Mädchen solange bei sich zu haben. Willst du?“

Graf Warminski fühlte sich durch diese Einladung geschmeichelt. Es kam ihm vor wie Erlösung aus drückender Enge, daß er endlich einmal Kravemien verlassen durfte. Seit Jahren war er — von kleineren Reisen abgesehen — nicht mehr herausgekommen, und jetzt erfaßte ihn mit einem Male die Sehnsucht, hier alles stehen und liegen zu lassen. Darum nahm er die Einladung seines Schwiegervaters an. Den Sommer wollte er mit den Kindern in Tatischan verleben und von da aus eine größere Reise unternehmen. Fürst Bogdan nahm freudig von Warminski und den Kindern Abschied und fuhr fort.

Bei, gab das bei Jadwiga und Slawa eine Freude! Der Vater war zu ihnen gekommen, hatte sie an sich gedrückt und ihnen erzählt, daß sie in wenigen Tagen abreisen würden. „Zu Großmama und Großpapa?“ fragten sie. Der Vater bejahte. Da stürmten sie jubelnd fort, um Fräulein Benken die Neuigkeit zu berichten. Der Graf folgte ihnen und fragte das Fräulein, ob sie mit der Reise einverstanden sei; denn es war ja selbstverständlich, daß während einer so langen Zeit der Unterricht der Mädchen nicht unterbrochen werden durfte. Fräulein Benken hatte natürlich nichts einzuwenden, und so wurde die Reise auf den folgenden Donnerstag festgesetzt.

Nur einer war traurig, als er erfuhr, daß die Herrschaften in Kürze abreisen sollten, und das war natürlich Jan Sojka. Noch an demselben Abend waren Jadwiga, Slawa und Fräulein Benken zu ihm gekommen, und die Kinder erzählten freudestrahlend, was der Vater ihnen versprochen hatte. Erst merkten sie gar nicht, daß Jan traurig war und schwieg, denn ihre Klappermäulchen gingen wie Spinnrädchen, und ihre Augen leuchteten vor Lust. So eine Reise war für die Kinder ja an und für sich ein Ereignis. Und dann zu Großmama! Die kannten sie ja kaum, denn es war schon lange her, daß die alte Dame Kravemien besucht hatte. Aber was hatte sie damals für prachtvolle Geschenke mitgebracht! An diesen Erinnerungen schwelgten die Mädchen, und Jan Sojka sah still in seinem gepolsterten Sesseln und blickte

mit resigniertem Lächeln auf die Kinder. „Ach, du lieber Gott,“ dachte er, „das ist nun mal der Anfang, denn wenn sie erst größer werden, dann hört das alles von selbst auf, dann werden sie vornehm wie die verstorbene Mama, und dann kommen die Freier und führen sie fort, die eine hierhin, die andere dahin. Ich bleibe allein mit meinen Bildern, die nicht sprechen, und mit meiner großen Sehnsucht. Fräulein Benten nehmen sie auch mit! Ja, ja, ich soll halt wieder einsam sein wie damals, als —“

„Jan, Du sagst ja gar nichts!“ meinte da auf einmal Jadwiga, und auch Slawa hörte auf zu erzählen und zu fragen.

Und Jan sagte noch immer nichts. Die Erinnerungen waren zurückgekehrt. Einsam, einsam! hatte es aus allen Ecken seines Häuschens gerufen, und das hatte ihn bange und still gemacht. Das mochten selbst die Kinder fühlen, daß der alte Mann traurig war, sie hatten ihn ja selbst so lieb. Slawa sagte: „Jan, wir kommen bald wieder, nicht wahr, Jadwiga?“ Die nickte. Und dann sprangen sie beide um ihn herum und schmeichelten ihm und streichelten seine Gunde und die schnurrende Kaze. Dann kam die Sonne, die einen Augenblick hinter biden Wolken geseffen, in Sojkas Seele, und er wurde wieder froh und lustig. Beim Abschiede ging er bis vor die Thür und sagte jeder einzelnen — auch Fräulein Benten: „Aber das Wiederkommen nicht vergessen!“

„Acht, Jan,“ meinte Slawa, „wir fahren ja noch gar nicht, wir kommen noch fünfmal zu dir, und dann geht es erst los.“

Wie die Zeit doch flog! Die Kinder waren ja ganz außer Rand und Band vor Freude. Fräulein Benten hatte ihre liebe Not mit den Luägeistern, die vor lauter Reizegedanken gar nicht mehr aus Lernen kamen. Draußen war eine Fracht, daß einem das Herz lachte. Es schien Blüten geschneit zu haben, so verschwenderisch hatte der Lenz die Erde geschmückt. Das war ein Prangen und ein Gleichen, ein Blühen und Dufteln, und die Vögel sangen so schön, die kleinen, süßen Konzertmeister! Puck und Grej, die Pongs, hatten Ferien. Nein, jetzt war es auf den eigenen Beinen am schönsten.

Dann kam der Morgen der Abreise. Graf Warminski hatte am Tage vorher eine lange Unterredung mit Jan Sojka. Sie behandelten ein unerquickliches Thema: Schulden. Sojka war etwas Neimant geworden, als er da auf dem Bettel jene Ziffern sah, die Arzjemien's Schuldenlast bezeichneten. Was hatte der Graf doch toll gewirtschaftet! Da half ja all sein Sparen, sein Arbeiten nichts. Und wenn das so weiter ging, dann dauerte es nicht mehr lange, und Graf Warminski konnte mit den lieben Kindern abermals abreisen, diesmal auf Nimmerwiedersehen. Ja, so machten die hohen Herren. Erst schleuderten sie mit dem Gelde herum, als könnte es für sie kein Ende geben, und war der Geldbeutel leer, dann mußten Jnden herhalten, und die taten wahrlich nichts umsonst. So dachte Jan Sojka und war ein wenig ärgerlich und ein wenig traurig, weil er so ganz nutzlos sich plagte.

Der Graf aber war heute anders: gesprächiger, besorgter, offener. Er machte kein Hehl daraus, daß seine Lage anjange, brängstigend zu werden, ebenso wenig aber verschwieg er, daß er fest entschlossen sei, sich zu halten, so gut es ging. Er trug Sojka auf, mit einer großen Firma, die mit Holz handelte, in Verbindung zu treten, und ihr die großen Holzbestände von Arzjemien anzubieten. „Ich darf jetzt nicht darnach fragen, ob ich recht tue oder nicht,“ so schloß er, „ich muß jetzt nur daran denken, mir Arzjemien zu erhalten. Wenn ich meine Ausgaben einschränke, und der Wald einen annehmbaren Ertrag liefert. Dann bin ich für's erste gesichert.“

Sojka hatte bisher keine Einwendungen gemacht. Erst war er erstaunt über diese ernste Willensäußerung des Grafen, über den Entschluß, Arzjemien zu erhalten um jeden Preis. Dann aber kam der Praktiker zum Durchbruch, und er machte dem Grafen Vorschläge, wie Ersparnisse gemacht werden könnten, ohne das Gut zu schädigen. Der Graf genehmigte alles ohne jeden Widerstand, nur gegen den Verkauf einiger entfernter Vorwerke sträubte er sich, denn er meinte, wenn er erst einmal anfing, zu verkaufen, dann sei ein Ende gar nicht abzusehen. Sojka aber ließ sich nicht beirren; er wies zahlenmäßig nach, daß die Ausgaben an Steuern, die Kosten der Verwaltung und Bewirtschaftung in keinem Verhältnis zu den Erträgen dieser abgelegenen Besitzungen ständen, dagegen sei der angebotene Preis sehr annehmbar. Er habe in den letzten Tagen keine Gelegenheit

gehabt, dem Grafen von diesem Angebot Mitteilung zu machen. Seiner Meinung nach stecke hinter diesem Angebot der Plan zu einer industriellen Anlage, und dieses komme entschieden dem Besitze zugute. Da stimmte der Graf zu, in weitere Unterhandlungen einzutreten und ihm vom Stand der Angelegenheit jeweils Nachricht zu geben.

Die Herrschaften waren abgereist. Jan Sojka hatte lange dem Wagen nachgeblickt, der auf der staubigen Landstraße dahinrollte. Dann war er in sein einsames Häuschen zurückgekehrt. Ihm war so weh, so jag ums Herz. Die gestrige Unterredung mit dem Grafen hatte wohl viel zu dieser Stimmung beigetragen. Heute beim Abschied hatte es ihm einen Augenblick scheinen wollen, als sei die Last der Verantwortung, die er auf sich geladen, zu schwer.

Doch Sojka war nicht der Mann, der sich lange niederdrücken ließ. Ja, wenn in seiner Brust nicht so viel Gottvertrauen gewohnt hätte! Und wenn er Jadwiga und Slawa nicht so lieb gehabt hätte! Schon um ihrerwillen mußte er tun, was in seiner Kraft stand.

Die lieben, lieben Mädchen!

Gestern hatten sie ihm noch einige Photographien geschenkt. Da war erst Jadwiga. Auf dem Bilde sah sie nicht ganz so frisch und keck aus wie im Leben. Aber blinnten ihn nicht auch vom Bilde ihre Augen an wie Kohlen? Und dann Slawa, das herzige, süße Kind. Sie war zarter, feiner als Jadwiga, ähnelnd mehr der toten Mutter. Dann kam noch ein Bild zum Vorschein; darauf stand in der Mitte Fräulein Benten, rechts von ihr Jadwiga, links Slawa. Auch dieses Bild betrachtete Jan Sojka genau, und das geschah nicht bloß der Kinder wegen; Fräulein Benten war ja im Laufe der Jahre eine liebe Freundin geworden. Das war ja auch wirklich kein Wunder, wo sie fast täglich zusammenkamen, wo ihre Herzen in so vielen Punkten übereinstimmten. Und zum erstenmale empfand der alte Verwalter — der freilich noch gar nicht so alt war — daß auch in seinem Herzen sich noch traute Stimmen regten, daß dieses Fräulein Benten ihm lieber geworden sei, als er es selbst geglaubt hatte. Aber dann lächelte er über solche jugendliche Anwandlungen, wie er diese Gedanken nannte.

Und er schob die Bilder in Rahmen, die er bei irgend einer Belegenheit erworben, und bis jetzt in einer Schublade seines Schreibtisches ein verborgenes Dasein gefristet hatten. Jetzt sollten sie wirken. Die Bilder sollten ihn an seine Pflicht mahnen, wenn er schwach werden wollte.

Jan Sojka zögerte nicht lange, die Aufträge seines Herrn auszuführen und die von ihm empfohlenen Pläne zu realisieren. Das machte viel Arbeit, aber davor heute er nicht. Und als dann nach einigen Wochen ein dicker Brief aus Tattschan ankam, da war er gar froh und glücklich. Da war Nr. 1 ein langes Schreiben des Grafen, der sich sehr zufrieden mit den Erfolgen seines Verwalters ertarte. Nr. 2 war ein Brief von Jadwiga. Die berichtete gar viele schöne und lustige Neuigkeiten, und Jan Sojka lächelte gerührt, während er den Brief las.

Slawa mußte bei weitem nicht so viel zu erzählen. Das Schreiben wurde ihr noch ein wenig sauer. Das konnte man ihren edigen Schriftzügen anmerken. Auf der zweiten Seite befand sich auch ein Kleck, und Jan Sojka konnte sich das betrübte Gesicht Slawas wohl vorstellen, als sie diesen Verstoß gegen die Regeln der Netttheit begangen hatte. Auch Slawa erzählte von den schönen Geschenken, von Großmama und Großpapa, die gar lieb und gut waren. Zuletzt schrieb sie: „Wenn Dein Jan nach Hause kommt, dann grüße ihn schön.“

Das freute nun den Verwalter ganz gewaltig. Ebenso aber erregten ihn auch die wenigen Zeilen seiner Freundin Fräulein Benten, die als Postskriptum zu Slawas Brief einen herzlichen Gruß anfügte. Sie gebrauchte dazu eine ganze Seite. Wir freuen uns alle, bald wieder nach Arzjemien zurückkehren zu können. So schön es hier auch ist, so haben wir Arzjemien doch nicht vergessen, und wir plaudern gar oft mit den Kindern von Ihnen, lieber Herr Sojka.“ So schrieb Fräulein Benten.

Aber der Sommer ging hin, der kleine Jan kam aus Demberg in Ferien, und er war arg enttäuscht, als er die kleinen Komtessen nicht antraf. Jetzt machten ihm die Ferien nur noch halbe Freude. Sonst, ja, da war noch Vergnügen dabei! Er war fünf Jahre älter als Jadwiga, und acht Jahre älter als Slawa, aber das hatte ihre Harmonie nicht

im geringsten beeinträchtigt. Dieses Mal aber konnte Jan Sojka junior leben, wie er sich selbst die Zeit vertrieb. Seine lustigen Freundinnen halfen ihm nicht, höchstens kamen sie ihm in der Erinnerung zu Hilfe. So ging das die ersten Ferientage. Dann aber ging der aufgeweckte Knabe, der zur großen Freude seines Vaters immer Primus seiner Klasse war, auf Entdeckungen aus. Einige alte Bücher reizten ihn. Da war auch eine Beschreibung der drei Reiche der Natur, und Jan Sojka erwählte das Pflanzenreich und studierte in diesen ein. Iamen Tagen gar eifrig das Buch, noch eifriger die Natur selbst, und seinem Herzen ging zum ersten Male ein Ahnen von ihren wunderbaren, mannigfaltigen Schönheiten auf, eine tiefe Liebe zur Natur kam damals über ihn, und er blieb dieser Liebe treu sein Leben lang.

Nach langer Pause kam aus Tatischan neue Nachricht. Der Graf schrieb geschäftlich, die Kinder herzlich und Fräulein Benken marschierte wieder am Schluß.

Jadwiga berichtete vom lustigen Leben in Tatischan, wo augenblicklich viele Gäste weilten, unter anderem auch eine Tante aus Deutschland, die gar lieb mit ihnen sei und die häufig mit Papa Billard spiele.

Fräulein Benken erzählte, daß zu ihrem großen Leidwesen der Besuch länger dauern würde, als ursprünglich festgesetzt war. Der Graf habe sich entschlossen, sie mit den Kindern auch während des Winters in Tatischan zurückzulassen. Was er eigentlich in dieser Zeit anfangen wolle, sei ihr natürlich unbekannt.

Jan Sojka war arg enttäuscht. Also auch im Winter sollte er einsam sein! Und er hatte sich so sehr darauf gefreut, die Dämmerstunden zu verplaudern wie voriges Jahr.

Der Herbst kam ins Land, der räumte gar rasch unter den Schönheiten des Sommers auf, rüttelte an allem, schüttelte dürres Laub herab, knickte, was morisch und müde war, und sang mit düsteren Melodien die Erde in Schlaf. An



Eucharistischer Kongreß in Köln. Aus der sakramentalen Prozession.

einem dieser Tage war's. In Stömen rann der Regen zur Erde nieder und bildete Röhren und Wächlein. Da rücte ein großer Reijewagen in den Arzemiener Park ein, rollte am Verwalterhaus vorbei — doch das war leer und die wehenden Tüchlein aus dem Wagen fanden keine Beachtung. Weiter ging's bis vor's Schloß. Eine ganze Gesellschaft kam nach und nach aus dem Wagen heraus, und den vier Pferden dauerte die Pause fast zu lange. Erst sprang Graf Warminski heraus und fast gleichzeitig sah man etwas Bappeliges, in Tücher Gehülltes, und das war natürlich Jadwiga, die an dieser Reise trotz des schändlich schlechten Wetters eine gewaltige Freude hatte. Die übrigen Insassen folgten nach und nach: der junge Fürst Demeter Bogdan, Fräulein Benken und Slawa. Der Aufenthalt im Freien war nichts weniger als angenehm; rasch eilten die Ankömmlinge ins Schloß. Graf Warminski geleitete seinen Schwager in die geheizten Fremdenzimmer und begab sich dann in seine Gemächer, um sich nach der langen Wagenfahrt umzukleiden. Damit war Graf Warminski rasch zu Ende, und er ging mit schnellen Schritten in das kleine Eizimmerchen im unteren Stod. Auf dem Tische waren bereits die Gläser geordnet und das Wasser in dem blitzenden Samovar sang seine eigentümlichen Melodien. Graf Warminski war allein und fast freute er sich darüber. Noch nie in seinem Leben war er so froh in Arzemiem eingezogen, wie heute an dem nahelassen Herbsttage. Und wer hatte das bewirkt?

Eine ganze Reihe zufälliger Umstände hatten sich eingefunden, um in dem Seelenleben des Grafen einen seltsamen Umschwung hervorzurufen.

Schon die Luftveränderung wirkte günstig auf seine Nerven ein. Mehr aber noch das veränderte Milieu. Auch in Tatischan fanden sich Vertreter der höchsten Aristokratie zusammen, auch hier feierte man frohe Feste, prachtvolle Ausflüge wurden unternommen. Aber das Leben und Treiben war durchweicht von einem gesunden Hauch; hier sah



Eucharistischer Kongreß in Köln. Aus der sakramentalen Prozession.

Graf Warminski, und er ward sich dessen bewußt, daß Arbeit treues Erfüllen übernommener Pflichten das Leben adelt, vor Ueberfälligung schützt. Dieser Erkenntnis entsprechend lebten und handelten die Glieder dieses Kreises. Da war zunächst sein Schwiegervater, dieses Muster eines Aristokraten. Aber auch er hatte sich keinen Augenblick besonnen, den Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Wesens in seinen Dienst zu stellen. Graf Warminski hatte ihn einmal aussprechen hören, daß er es als ein Vergehen gegen Staat und Gesellschaft betrachte, wenn man nicht an der Entfaltung aller Zweige des Erwerbs nach den von Gott verliehenen Kräften mitarbeite. Fürst Bogdan hatte nicht nur in der Landwirtschaft hervorragende Verbesserungen hervorgerufen, er hatte auch die Industrie unterstützt, ja er war — freilich mit aller Vorsicht — unter die Gründer gegangen, und die Leute in der ganzen Umgegend empfanden das als eine Wohltat. Endlich bot sich Gelegenheit, Geld zu verdienen; endlich waren die drückenden Sorgen: Was werden wir essen? Womit werden wir uns bekleiden? von vieler Herzen genommen.

Und Demeter war ganz des Vaters Ebenbild. Auf großen Reisen nach England, Deutschland und Frankreich hatte er sein Wissen bereichert, technische Anlagen und Neuerungen kennen gelernt, er hatte gesehen, was zu Hause noch fehlte, und dann, nach seiner Heimkehr, war er frisch ans Werk gegangen. Das Beispiel des Fürsten wirkte anregend. Wenigstens lernten viele wieder die Arbeit schätzen, die es früher unter ihrer Würde gefunden hatten, sich um solche Sachen zu kümmern.

So war es auch dem Grafen Warminski gegangen. Die Sommerwochen in Tatitschan waren eine Lehrzeit von unschätzbarem Werte. Es war ein Glück, daß eelische Kämpfe und Erschütterungen dieser Zeit vorausgegangen waren, daß sein Ehrgeiz und sein Ehrgefühl in die Schranken gerufen



Encharischer Kongreß in Köln. Aus der sakramentalen Prozession: Die Bischöfe.

worden waren zum Kampfe gegen Verarmung, gegen den Ruin. So fiel alles das, was er sah und hörte, auf fruchtbaren Boden. Eigentlich hatte er erst vorgehabt, eine größere Reise zu unternehmen; das aber gab er bald auf. Sobald Dem, sein Schwager, abkömmlich war, wollten sie alle nach Argemien reisen, um dort an Ort und Stelle Verbesserungspläne zu entwerfen. Im stillen hoffte der Graf, daß Fürst Dem das Terrain zur Anlage irgendeiner industriellen Unternehmung geeignet finden werde. Jedenfalls hieß es in Zukunft: wader arbeiten, und Graf Warminski rechte sich, als wollte er zu sich sagen: Was andere können, das kann ich auch.

Dieser Gedankengang wurde durch das Geräusch von Schritten unterbrochen, die sich der Tür näherten. Demeter Bogdan trat ein. Der Graf ging ihm ein wenig entgegen und sagte lächelnd: „Meine Mädels brauchen etwas länger Zeit, um salonfähig zu werden, wir werden wohl auf sie verzichten müssen.“

Der Graf klingelte, und ein alter Diener kam zur Bedienung der Herren. Diese plauderten von allen möglichen Dingen; das prosaisch Geschäftliche wurde nicht berührt.

Am folgenden Tage kam dieses dafür voll und ganz zu seinem Recht. Jan Sojka kam mit einer Mappe, die mit Schriftstücken vollgepfropft war, und nun begann der Bericht. Fürst Bogdan nahm auf ausdrückliche Einladung seines Schwagers an der Konferenz teil.

Die Hauptpunkte der Beratung bildeten die vom Grafen angeordneten Verkäufe des Holzes und der Außenwerke.

Sojka berichtete: „Trotz günstiger Angebote habe ich mich nicht entschließen können, ohne Ihre besondere ausdrückliche Genehmigung den Holzverkauf abzuschließen. Ich habe dafür nur einen Grund: Die Käufer beabsichtigen, in der Nähe eine Sägemühle und eine Fabrik anzulegen und das Holz hierfür entsprechend zu verwerten. Da



Encharischer Kongreß in Köln. Aus der sakramentalen Prozession: Die Bischöfe.

erinnerte ich mich an einen Brief der Komtesse Jadwiga und dachte, daß wir dann ebensogut selbst eine Sägemühle anlegen könnten, zumal uns Wasser in Hülle und Fülle zur Verfügung steht. Um diese Mühle noch rentabler zu machen, könnte man sie ja als Nebenbetrieb irgendeines anderen industriellen Unternehmens, in dem die Holzverwertung eine Rolle spielt, einrichten. Mit dem Verkauf der Außenwerte ging alles glatt. Der Kaufvertrag bedarf nur Ihrer Genehmigung. Doch wollte der Käufer, ein Herr Baron Kappel, vorher persönlich mit Ihnen Rücksprache nehmen. Hier ist der Kaufvertrag."

Graf Warminski prüfte aufmerksam das Schriftstück. Das war ja ein ganz horrender Preis, dachte er, und er gab den Vertrag seinem Schwager, der ihn gleichfalls mit aller Sorgfalt durchging. Dann meinte er: „Nun, wir können ja hören, was Baron Kappel will, der Kauf ist entschieden zu deinem Vorteil, Warminski!"

Hierauf wandte er sich an Sojta: „Das war wirklich gut, daß Sie die Bäume nicht verkauften, Sojta; dafür muß Ihnen der Graf noch besonders danken. Sie haben ganz richtig kalkuliert: Wir können das Holz selbst ganz gut verwenden und brauchen nicht den ganzen Wald abzuholzen."

Es folgten noch eine ganze Reihe Beratungspunkte, und am Schluß wurde für den folgenden Tag eine Besichtigungsfahrt festgesetzt, an der auch der Verwalter teilnehmen sollte.

Fortsetzung folgt.

Der blinde Passagier.

Von Georg Persich.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Steenhop behauptete, daß es wohl kaum einen Kapitän gebe, der nicht einmal einen blinden Passagier auf seinem Schiffe gehabt hätte. Die größten Schlaulöpfe wurden von ihnen hinters Licht geführt, und wenn man im Hafen auch noch so scharf Ausschaut halten ließ, — es schliche sich doch mal einer an Bord und käme zum allgemeinen Gallo erst zum Vorschein, wenn man auf hoher See wäre, und an Umkehr nicht mehr denken könne.

„Wie die Ratten vertrieht sich die Bande," sagte er. „Und glaubt mir, Kinder, es sind Jüngelchen darunter, — oha! Die sollte man lieber gleich in den großen Kessel schmeißen. Aber das ist unchristlich und ist auch von Rechts wegen verboten."

Meinen ersten blinden Passagier erlebte ich als junger Kapitän. Er hatte sich in Kapstadt auf meinen Dampfer geschmuggelt und wollte die Fahrt nach Old England mitmachen. Es wäre bald schief gegangen. Zwischen Kisten und Packen hatten sie ihn im Laderaum beim Verstauen so fest eingekesselt, daß er erst nach zehn Tagen einen Ausgang fand. Der ganze Kerl war nur noch Haut und Knochen und konnte kaum auf den Beinen stehen. Wochen hat's gedauert, bis er wieder menschlich ausah. Und weil er so jämmerliche, und auch sonst kein übler Bursche zu sein schien, nahm ich mir vor, ihn drüber laufen zu lassen und nicht an die Polizei auszuliefern. Er hat's aber gar nicht abgewartet, sondern ist von selber gelaufen. Hatte auch guten Grund, sich schnell unsichtbar zu machen! Wie ich nämlich später erfuhr, war's ein ausgerissener Sträfling, für den sie am Kap die häßliche Halsbinde schon zurechtgelegt hatten.

Die Nummer Zwei hab' ich nach langen Jahren genossen — hatte schon graue Haare. Es war auf 'ner Reise von New-Orleans nach Havre. Wir waren vorm Kanal angelangt, als der Steuermann meldete, daß die Mannschaft 'nen blinden Passagier aufgestöbert hatte.

Ich ließ ihn mir gleich vorführen. Ein Strolch war's, — ein Galgenvogel — zerlumpt, schmierig und frech!

Ich habe ihn nicht übermäßig höflich begrüßt, 's war doch auch wahrhaftig kein Anlaß danach — aber was erwiderte mir der Patron?

„Kapitän, ich bin ein Gentleman und wünsche als solcher behandelt zu werden."

„Ein vollendeter Gentleman seid Ihr," sagte ich, „und sollt behandelt werden, wie Ihr's verdient. Aber erst das Nationale. Notieren Sie, Steuermann! Der Name?"

„John Smith, amerikanischer Bürger."

Wir mußten lachen.

„Der wievielte John Smith in den Vereinigten Staaten?"

„Der achtmalshunderttausendneinhundertunddreißigste," gab er ohne Besinnen zurück, als handle es sich um die Beantwortung einer ernsthaften Frage.

„Und wo und wann geboren?"

„In Jamestown in Wisconsin, im Jahre des großen Hurricanes, wobei dem letzten Büffel am Michigan das Lebenslicht ausgepustet wurde."

„Er will seinen Witz mit uns machen," giftete sich der Steuermann und hielt dem Burschen die Faust unter die Nase.

„Nicht, Mister!" riet ihm der und blinzelte mit den Augen. „Ich bin Preisbooyer und schlage mit zwei Fieben dem stärksten Mann alle sieben Rippen ein."

Der Steuermann wollte es darauf ankommen lassen, ich unterjagte aber alle gegenseitigen Lieblosungen.

„Sie werden eingelocht werden," erklärte ich dem Gentleman und Preisbooyer kurz, „und ich empfehle Ihnen, sich zu fügen. Sonst lasse ich Sie in Eisen legen und, wenn's not tun sollte, trumm schleichen."

Er grinste.

„Well, aber ehe Sie mich einsperren, Kapitän, möchte ich ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen reden."

Ich wollte erst nicht, da er aber bat und bat, ließ ich den Steuermann hinausgehen.

„Kapitän," meinte mein Gegenüber, als wir allein waren, „ich liebe die Freiheit, ich liebe sie so sehr, daß Sie sie mir nicht nehmen sollten!"

„Es bleibt dabei!"

„Um — es ist auch von wegen — ich möcht nicht gern lebendig gebraten werden, Kapitän."

„War das ein Irrsinniger?"

„O, — hier oben ist alles in Ordnung!" versicherte er, meine Gedanken erratend, und tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. „Sie sollten mir schon glauben, Kapitän, sonst — sonst könnten Sie auch lebendig gebraten werden!"

Zweifellos ein Verrückter!

Ich machte Miene, den Steuermann wieder hereinzurufen. Er vertrat mir den Weg.

„Kapitän, was ich sagte, ist weder Tollheit, noch 'n Spaß, und es ist auch ebenso wahr, daß ich nicht der einzig blinde Passagier auf diesem Schiffe bin."

„Waa?"

„Es sind außer mir noch zwei drauf!"

Ich erschrak nun doch.

„Noch zwei? Und wo?"

Er grinste wieder.

„Die sind gut aufgehoben, Kapitän, sehr gut. Aber herauskommen möchten sie trotzdem. Sie trauen sich nur nicht."

„Wir werden ihnen nachhelfen!" drohte ich.

„Wird nichts nützen. Sie sind nicht mal auszuschwefeln, so haben sie sich vertrocknet. Weil sie aber möglichst glatt an Land wollen, haben sie mich beauftragt, auszufundschaffen, was Sie für'n Mann sind, Kapitän. Ob sich mit Ihnen vernünftig reden läßt oder nicht."

„Außerordentlich schmeichelhaft für mich," lautete meine Entgegnung, „daß Sie und Ihresgleichen freundlich mit mir verhandeln wollen. Ich kann die Zeit nicht erwarten, wo ich das feltene Vergnügen haben werde; darum sollen meine Matrosen die Herren herbeibitten, und zwar mit Tauenden."

„Kapitän," sprach er da fast feierlich, „vor einer halben Stunde finden sie meine Kameraden bestimmt nicht. In längstens einer Stunde wollten sie aber Nachricht von mir haben, und wenn diese ausblieb, sollte das bedeuten, daß mit Ihnen nichts anzufangen sei. Eine halbe Stunde ist um — reichlich . . ."

„Und wenn die ganze um ist?"

„Die Ladung besteht aus Baumwolle und Dell!"

„O, ihr Schurken! Wolltet ihr etwa Feuer anlegen?"

Jetzt streckte ich dem Burschen beide Hände unter die Nase. Er rührte sich nicht.

Jeder Augenblick war kostbar. Die gefährlichen Gesellen unten im Schiffsraum in einer halben Stunde finden zu wollen, war tatsächlich ausfihlos, es war auch kaum fraglich, daß sie ihr Vorhaben sofort ausführen würden, sobald sie die Bemühungen bemerkten. Was hatten sie denn zu verlieren außer ihrem bißchen jammervollen Dasein? Bei mir standen mein schönes Schiff, die wertvolle Ladung, stand eine große Anzahl Menschenleben auf dem Spiel. Die Mannschaft und einige fünfzig Passagiere, die sich meinem Dampfer für die Europareise anvertraut hatten! Ihre Sicherheit

musste mir über alles gehen. Ich zwang mich deshalb zur Ruhe.

„Also freie Ueberfahrt wollt ihr haben?“

„So ist es, Kapitän.“

„Nun gut, ich werde mir's überlegen.“

„Wir landen aber wahrscheinlich schon morgen!“ wandte er ein.

„So sollt ihr bis heute Abend Bescheid haben.“

Er war noch nicht zufrieden.

„Sagen wir in spätestens drei Stunden.“

„Meinetwegen! Aber wie erfahren's die beiden im Schiffsraum?“

„Durch ein verabredetes Signal. Es ist alles vorgeesehen. Aber Ihr Wort, Kapitän, daß Sie vor Ablauf von drei Stunden nichts gegen uns unternehmen werden!“

Ich versprach's.

„Darf ich jetzt das Beifchen geben?“

Ich begleitete den ehrenwerten Herrn selbst hinunter in den Schiffsraum, indem ich dem verwundert dreinschauenden ersten Steuermann bedeutete, daß ich mir den Ort zeigen lassen wollte, wo jener sich verborgen gehalten.

Unten angekommen, entlockte John Smith einem Pfeifchen drei langgezogene schrille Töne.

Das würde verstanden werden, sagte er.

Dann folgte er mir wieder auf Deck.

Es war regnerisches Wetter, und die Reisenden hielten sich fast sämtlich in den Kajüten auf.

So war der ungewöhnliche Vorfall hoffentlich ohne unbenohte Zeugen geblieben.

Ich führte meinen interessanten Passagier nach einer leeren Kabine in der Nähe der meinigen, ließ ihm zu essen geben und schloß ihn ein.

Drei Stunden zerbrach ich mir nun den Kopf, was zu beginnen sei. Es widerspreche mir, mich einschüchtern zu lassen und den Schuft zu Willen zu sein. Auf der anderen Seite stand fest, daß ich Passagiere und Mannschaft nicht einer Gefahr aussetzen durfte, die ich abzuwenden vermochte. Den kleinen Finger hatte ich den drei jauberen Gesellen schon gereicht, mit schwerem Herzen wurde ich mir bewußt, daß ich ihnen die ganze Hand nicht vorenthalten konnte.

John Smith schloß den Schlaf des Gerechten, als ich nach Ablauf der Frist seine Kabine betrat. Er lag in der Koje und schnarchte. Als er geweckt war, hörte er meine Antwort wie etwas Selbstverständliches an.

Ich hätte ihn doch am liebsten trumm schließen lassen.

„Ist recht von Ihnen, Kapitän,“ belobte er mich mit der faltblätigen Unverschämtheit, die einen zur Wut reizen konnte, „man muß immer human sein gegen seine edlen, aber armen Mitmenschen!“

„Holen Sie Ihre Kumpel!“ schrie ich ihn an, „Sie werden zusammen diese Kabine bewohnen, bis wir vor Anker gegangen sind. Dann scharren Sie sich!“

„Zum Teufel!“ ergänzte er trocken. „Sehen Sie nur noch gütigst Ihren Namen auf diesen Zettel, damit ich meine sehr argwöhnischen Freunde vollkommen beruhigen kann.“

Er reichte mir ein bereit gehaltenes Stück Papier. „Freie Passage von New Orleans nach Havre für John Smith, William Copper und Harry Bloomfield.“

„Hier ist die Unterschrift. Nun aber —“

Er schüttelte den Kopf, als begreife er nicht, weshalb ich so aufgebracht sei, steckte den Zettel in seine Hosentasche und verließ mit einem beleidigend wohlwollenden Seitenblick die Kabine.

Ich wartete, daß er mit Mr. Copper und Mr. Bloomfield zurückkehrte, wartete und wartete. Niemand kam. Sollten sich die Halunken eines anderen bezonnen oder sollten sie ihren veruchten Plan vorzeitig ins Werk gesetzt haben?

Die Unruhe trieb mich hinaus. Aber was war das? Die Tür war von außen verschlossen.

Ich hämmerte aus Leibeskräften dagegen.

Eine Ewigkeit verging, bis man aufmerksam wurde und mich aus meinem Gefängnis befreite.

Das ganze Schiff wurde abgesehen — Kajüten, Zwischendeck, Mannschaftslogis, Laderaum und sogar die Bunker. Stundenlang dauerten die Nachforschungen — nicht eine Spur — weder von John Smith noch von seinen Komplizen.

Wir kamen in Havre an, die Passagiere verließen das Schiff, die Ladung wurde gelüftet — — — Smith und Kon- sorten waren und blieben verschwunden.

Aber zwei Tage nach unserer Ankunft erhielt ich einen Brief aus Paris. Da schrieb mir jemand mit verstellter Hand:

„Freundlichen Gruß und nichts für ungut, Mr. Kapitän. Danke Ihnen auf diesem Wege, daß Sie mich tausend Dollar haben verdienen lassen. War bald nach unserer Abfahrt in New-Orleans mit zwei Bekannten — Namen zu nennen verbietet Diskretion — eine Wette eingegangen. Beide hielten es für unmöglich, daß heutzutage ein blinder Passagier unbehelligt über den großen Teich kommen könnte. Ich erbot mich, ihnen zu beweisen, daß gleich drei blinde Passagiere auf einmal das Kunststück fertig bringen würden. Verließ mich darauf, daß ich einst ein paar Monate geschaupielt habe. Entscheiden Sie als Unparteiischer, Kapitän: Wie gefiel Ihnen meine Deklamation? Wie war die Haltung? Wie das Kostüm? Wöchten Sie zufrieden damit sein, wie ich mit dem Honorar für das kleine Gastspiel. Nochmals Gruß und nichts für ungut!“

Ihr John Smith.“



Nächtliches fürs Haus.



Im Walde.

Im September und Oktober, wenn die größte Hitze vorüber, die Luft so klar und durchsichtig, und der Himmel so wundervoll blau ist, ist die schönste Zeit zum Wandern. Streuz und quer geht's durch die Wälder, durch Tannen- und Eichen- und Buchengehölz — halt, da können wir wieder etwas lernen! Beiecht Euch doch einmal die Baumstämme rechts und links, wie verschieden ihre Rinde ist. Wer von Euch wußte schon, daß gewöhnliche Baumrinde immer aus drei Lagen besteht, gerade wie Menschenhaut? Die obere äußere Haut wird rau und rissig, je älter die Bäume werden; an dieser äußeren Rinde kann man die einzelnen Bäume erkennen, auch wenn sie keine Blätter haben. Walnußbaumrinde ist rauher als die des Eichbaumes, Birkenrinde schält sich in Fetzen ab, und Fichtenrinde ist verhältnismäßig weich anzufassen und kann mit den Fingern in Streifen abgezogen werden. Unter der äußeren Rinde liegt die weite Lage, der sogenannte Kork, und unter diesem der Bast oder die Faser. Dieser Bast bedeutet für den Baum dasselbe, was die Speiseröhre für Euch bedeutet: durch ihn wird der Baum ernährt, er zieht die Feuchtigkeit, die der Baum zum Wachstum braucht, aus der Erde empor. — Die Rinde von manchen Tannenarten, von Eiche und Walnuß wird in Wasser aufgeweicht, und das Leder nachher in die Klüftigkeit gelegt. Aus der Rinde mancher Bäume gewinnt man auch Medizin, so z. B. das Chinin gegen Fieber. — Ist es nicht interessant, so mit hellen offenen Augen zu wandern und zu lernen?

— Um die Zähne recht weiß zu putzen, nimmt man etwas gepulverte Weinstein säure — 10 Gramm —, schüttet diese auf ein feuchtes leinenes Lätzchen, und putzt damit in- und auswendig die Zähne; darauf spült man den Mund mit etwas Wasser aus und nimmt, um die Säure im Mund abzustumpfen, etwa ebenso viel doppelt-kohlensaures Natron auf ein feuchtes Lätzchen und putzt die Zähne damit nach. Dann spült man den Mund sogleich mit Wasser aus und wiederholt dies Verfahren von acht zu acht Tagen. Da die Säure der gefährlichste Feind der Zähne ist, so sei aber, namentlich vor der öfteren Anwendung dieses Mittels, dringend gewarnt.

Siebreizend

ist ein farbes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, kammwellige Haare und schönes Lächeln. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** von **Bergmann & Co., Kadeberg**. 4 Stück 50 Pf. überall zu haben.

Zur Unterhaltung.

— Die kann sich's leisten. Der junge Isidor (lesend): „Sie kammert es mit goldenem Kamme“, Und singt ein Lied dabei.“
 — Der Vater: Kunststück! Wenn ich goldene Kämme hät', tät' ich auch singen.

— Stoßfenster. „Ach, mit meinen Dienstmädchen habe ich schon eine Not: das eine macht nichts rein und das andere macht rein nichts!“

— Erraten. Student: „Mutter, ich geh' jetzt nach der Universität!“ — Mutter: „Trink' aber nicht zu viel, Eduard!“

— Unbedacht. Hauslehrer: „Warum hast du in der Schule nicht mehr aufgepaßt?“ — Hans: „Ich kann mir eben nichts alles behalten.“ — Hauslehrer: „Junge, wenn ich nicht wäre, würdest du der größte Esel von der ganzen Welt sein!“

— Ehrlich. Engländer: „Ni viel ist wert das Elle von dies Stoff?“ — Verkäufer: „Ja, was wert ischt, dös weech ich selber nich, es lochtet fünf Marl.“

— Diagnose. Studiosus Simpel besucht seinen Freund, den Studiosus Pimpel, auf dessen Bude und findet ihn mit verbundenem Kopfe. „Mann, was hast du denn?“ — „Ach, weicht du, mir geht es seit ein paar Tagen miserabel; erstens tun mir die Zähne weh . . .“ — „Da mußt du zum Zahnarzt.“ — „Dann habe ich auch solches Ohrenreihen.“ — „Aber Mensch, geh' doch zum Ohrenarzt!“ — „Ich will bloß abwarten, bis mir der Alte Geld schickt, weil ich die Ärzte gern bar bezahlen möchte.“ — „Da mußt du unbedingt zuerst zum Irrenarzt.“

— Naiv. Mann: „Die Trinkeier scheinen nicht frisch zu sein!“ — Junge Frau: „Aber ich habe sie doch vor fünf Minuten erst aus dem Laden holen lassen!“

— Dienstfertig. Verteidiger (bei einem Klienten): „Ich brächte Sie von dem Diebstahl schon los, aber der Kläger hat ja so viele Argumente in Händen.“ — Dieb: „Verslitz, hätt' ich das vorher gewußt, hätte ich die Argumente gleich mitgestohlen!“

— Die Mittaglinie. Lehrer: „Der Meridian ist eine Linie, die Orte von gleicher Mittagszeit verbindet. So liegt also Berlin unter gleichem Meridian mit . . .?“ — Schüler: „Weit Paris!“ — Lehrer: „Du bist wohl verrückt, — wie kommt du denn darauf?“ — Schüler: „Ja, wir essen jetzt in unserer Familie um sechs Uhr, und das ist auch die Pariser Mittagszeit.“

— Ein Utopist. Studiosus Flottwitz: „Da macht man jetzt Aufhebens von der Erfindung, ohne Draht zu telegraphieren. Lächerlich! Ich habe schon immer orade dann nach Hause telegraphiert, wenn ich keinen Draht hatte.“ — „Ja, wenn man die Erfindung machte, daß man fortwährend Draht hätte, ohne erst telegraphieren zu müssen, das wäre mein Fall. Ich schwärme für den Draht ohne Telegraphen.“

— Mißverstanden. Mama: „Ich gehe auf einen Augenblick hinaus, Lottchen. Wenn sich das Brüderchen im Traum verschlucken sollte, so rufe mich.“ — Lottchen (nach einer Weile): „Mama, Mama, komm schnell herein, Brüderchen muß einen großen Traum verschluckt haben!“

— Aus dem Leben. Kommerzienrat Beilchenstengel (zu seiner ältlichen Tochter, für welche er einen Deutnant erwählt hat): „Nu, hat der Baron noch nicht zu dir gesprochen von seiner Liebe?“ — Eva: „Nein, noch nicht!“ — Vater: „Auch noch nicht durch die Blume?“ — Eva: „Auch das nicht, er sprach nur durch die Nase!“

— Bei der Rekruten-Aushebung. Arzt (zu einem sich Stellenden): „Haben Sie einen Fehler?“ — „Ja — verheiratet bin ich!“

— Grob. Junger Schriftsteller (sich groß tuend): „Was? Mich kennen Sie nicht? Mein Name wird doch jetzt fast in jeder Zeitung genannt!“ — Herr: „Tut mir leid, lese Steckbriefe grundsätzlich nicht.“

— Kinder und Narren. Lehrer: „Kinder, Ihr müht immer hübsch artig sein und rechtzeitig gehorchen lernen. Ich muß ja auch gehorchen, wer kann mir sagen, wem?“ — Der kleine Karl: „Der Frau Lehrerin!“

— Aufrichtig. Altes Fräulein: „Richt wahr, Sie sind nicht böse, daß ich täglich ein paar Stunden durch Ihren Garten gehe?“ — Gartenbesitzer: „O bewahre, das erspart mir ein paar Vogelschenken.“

Rätsellecke.

Verierbild.



Wo ist der Gänsehirt?

Buchstaben-Rätsel.

Mit „M“ bin ich für Wald und Feld,
 für Stadt und Land und alle Welt,
 Was ich mit „S“ dir sage,
 Mich trägt mit „D“ der Offizier
 Und kämpft für's Vaterland mit mir
 An manchen heißen Tagen.

Wechsel-Rätsel.

Mit „n“ bin Bierde ich deiner Glieder;
 Mit „r“ drück oft ich schwer darnieder.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Synonym: Talent,
 Rebus: Keine Regel ohne Ausnahmen.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

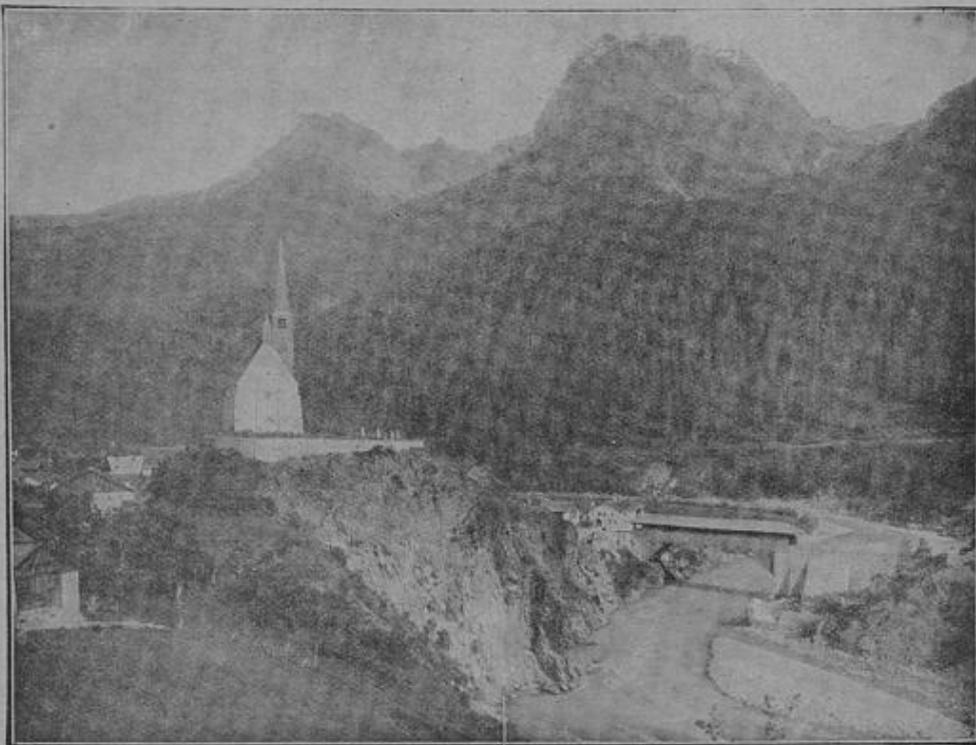
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Jan Sojka in sein behagliches Häuschen kam, erwartete ihn eine Ueberraschung. Natürlich hatten seine lieben Komtessen dieselbe in Szene gesetzt. Erst hatten sie beschloffen, den alten lieben Jan am Portal zu erwarten. Da ihnen das aber zu lange dauerte, waren sie — trab-trab — durch den Park gelaufen und hatten mit Marianne, der alten Haushälterin, von ihrer Reise geplaudert. Nun war die alte Marianne neugierig und hätte gar zu gern erfahren, was die Kinder in der großen Tasche verbargen. Doch ihre Neugierde wurde nicht befriedigt. Da schlug die Glocke zwölf Uhr, sie mußte aus Mittagbrot denken und ließ die Mädchen allein in Sojkas Arbeitszimmer. Darauf hatten diese nur gelauert, und mit einem Male war ihre Ruhe dahin; rasch packten sie aus ihrer Tasche die verborgenen Schätze aus und stellten sie auf Sojkas Arbeitstisch. Es waren allerliebste kleine Geschenke, für die sie das Geld vom Vater abgeschmeichelt hatten. Als er erfuhr, wofür sie es anlegen wollten, kargte er nicht.

Die Ueberraschung gelang vollkommen.

Jan war ganz gerührt und dankte gar herzlich. Dann besah er die Geschenke der Reihe nach; da war ein Rauchservice, ein Schreibzeug, alles in Bronze, da war ein Portefeuille in Zuchten, eine Zigarrentasche und — eine ganze Masse Blumenzwiebeln. Jan Sojka war nämlich ein großer Blumenfreund, das wußten die Mädchen natürlich, darum hatten sie ihm auch die Zwiebeln



Waldbrand Lischene-Gletscher.

von Lilium auratum mitgebracht. — Jadwiga und Slawa hatten mindestens ebenso große Freude wie der Verwalter. Schließlich fragte Slawa: „Weißt du auch, von wem die Brieftasche ist?“ Sie wartete es aber gar nicht ab, sondern sagte: „Na, das errätst du doch nicht, die ist von Fräulein Benten.“

Das war der erste Besuch der kleinen Komtessen bei Jan Sojka. —

In den nächsten Tagen waren die Herren nur selten sichtbar, und Jan Sojka hatte strammen Dienst. Der Graf ließ ihn an allen Beratungen teilnehmen, er wünschte seine Teilnahme an allen Besichtigungsreisen, und er lud ihn auch ein, bei der Besprechung mit dem Baron Kappel anwesend zu sein. Natürlich war auch Fürst Bogdan zugegen.

Der Baron war eine imponierende Erscheinung; fast meinte man, einer der alten germanischen Riesen sei erstanden. Das war kein Mann, der sich auf dem schlüpfrigen Parkett des Salons heimisch fühlte; nach Schmeicheln und Heucheln sah er nicht aus, und sein Blick war frei und offen. Offen war auch seine Sprache. Er führte aus, wie es in seinem eigenen Interesse liege, zum Grafen offen von seinen Plänen zu sprechen. Er beabsichtigte den Bau einer Zellulosefabrik.

Seine Wahl sei auf Arzemiesen gefallen, denn hier gäbe es billigen Boden, billige Arbeitskräfte, viel Wasser und Holz. Wenn der Graf sich mit ihm verbinden wolle, könne ihm das nur angenehm sein, die Art und Weise der Beteiligung könne auch später geregelt werden.

Bei diesem ersten Besuch wurden überhaupt keine bindenden Abmachungen getroffen. Der Baron hatte selbst vorgeschlagen, eine 14-tägige Frist als Bedenkzeit anzusetzen.

Graf Warminski zog inzwischen über den Baron Erkundigungen ein, die ihn völlig befriedigten, und Fürst Bogdan empfahl warm eine Beilegung. So wurde dann bei der nächsten Zusammenkunft alles formell erledigt, und man schied im besten Einvernehmen. Unten am Portal traf der Baron mit einem Mädchen zusammen, das ihn mit unverhohlener Neugier musterte. Es war Jadwiga, die auf eigene Faust einen Spaziergang in den Park gemacht hatte, der einen gar prächtigen Schmuck angelegt hatte.

An allen Ästen und Zweigen hing schimmernder Rauchreif, und ein solches Naturbild mußte Jadwiga aus der Nähe sehen. Ein feines Rot lag auf ihrem feinen, schmalen Gesicht, das gar seltsam von dem düsteren Trauerkleid abstach. Aus ihren Augen leuchtete bei aller finsternen Kaität etwas Selbstbewußtes, Starkes, Gesundes.

„Wenn nicht verderbliche Einflüsse sich geltend machen, dann kann aus diesem Kinde ein Charakter werden, dachte der Baron.

Aber bald hatte er diese Begegnung vergessen, denn sein Kopf war angefüllt mit Plänen für die Zukunft.

Fürst Demeter Bogdan verließ gleichfalls Krzemien. Sein Herz war freudig bewegt, denn er sah, daß es seinem Schwager mit seinen Plänen ernst war; denn er hatte ja einen Mann gefunden, dessen Seele Latendrang schwellte, und ein Berater stand ihm zur Seite, der erfahren, klug und vor allem treu war: der alte Jan Sojka.

Als der Frühling das nächste Mal ins Land zog, da mußte er sich verwundern über das Leben und Treiben, das er in Krzemien antraf. Das war ja sein altes Krzemien mit seiner idyllischen Ruhe und Abgeschlossenheit gar nicht, das hatte sich schön verändert! Überall Arbeiter, und Fuhrwerke rollten durch die stillen Wälder, und die Sägen kreischten und jurrten, die Arzthiebe hallten und schallten. Herr und Diener schienen verwandelt. Graf Warminski war manchmal den ganzen Tag draußen, und dann gab es fast jeden Abend lange Beratungen. Im Schlosse war es infolgedessen unruhig; die beiden Mädchen empfanden die Abwechslung ganz angenehm. Aber der Graf war der Meinung, daß seine Töchter vorderhand im Hause der Großeltern besser verwahrt seien, und er teilte Fräulein Benken mit, daß sie mit den Mädchen nach Tatischan überhiedeln könne. Fräulein Benken war davon nicht sonderlich entzückt, sie war so gern in Krzemien. Manchmal kam ihr der Gedanke, daß ihre Zeit in Krzemien so wie so bald vorüber sein werde. Fürstin Bogdan hatte schon im vorigen Jahre davon gesprochen, daß die Mädchen wohl am besten in einem vornehmen Pensionat untergebracht wären. Wenn das geschah, konnte sie gehen. Sie war nicht mehr ganz jung, und das Wandern aus einem Hause ins andere behagte ihr nicht mehr. Das Leben einer Gouvernante hat gar viele Schattenseiten. Fräulein Benken hatte das zur Genüge erfahren! Aber was wollte sie machen? Ihre Ersparnisse reichten noch nicht aus, um nach ihrem Geschick für sich zu leben. Nun, vorläufig hatte man ja noch nichts beschlossen, und das war Fräulein Benken nur angenehm, denn der Gedanke, von ihren Böglingen, die sie mit mütterlicher Fürsichtigkeit liebte, sich trennen zu müssen, drückte sie schon jetzt. In dieser Stimmung ging sie hinaus in den Park und wanderte die einsamen Wege, an denen sie jeden Baum und Strauch kannte, bis sie auf einmal hinter sich Klängen und Klirren hörte. Sie brauchte sich gar nicht umzuwenden, den Schritt kannte sie, das war der Verwalter, ihr alter, lieber Freund. Sie begrüßte sich herzlich. Aber auch den Verwalter schien heute etwas zu brüden. Fräulein Benken fragte ihn, was ihm fehle. Jan Sojka krante sich verlegen hinter den Ohren, schob seine Kappe von einer Seite auf die andere und sagte dann endlich: „Ja, es ist eine ganz dumme Geschichte. Denken Sie nur, meine alte Marianne hat mir heute angekündigt, daß sie mich diesen Herbst verlassen wolle, das Klima von Krzemien behagt ihr nicht. Und nun sitze ich da mit meinen Talenten! Denn woher soll ich so schnell Ersatz bekommen? Nach Krzemien mag keiner gern hin, und mich wundert's nur, daß Sie es hier so lange aushalten.“

Fräulein Benken lächelte trübe: „So geht's,“ meinte sie, „mir gefällt's hier so gut, daß ich am liebsten gar nicht mehr weginge, und doch werde ich bald mein Bündel schnüren müssen. Die Komtessen sollen in einem Pensionat untergebracht werden, dann bin ich hier überflüssig.“

Nun war das Wandern an Sojka. „Herr, du meine Güte,“ rief er aus. „Sie wollen was, das heißt, Sie sollen? Das ist ja eine nette Versicherung. Dann geht ja bei diesen

neuen Zeiten auf dem Schlosse alles drunter und drüber. Ne, Fräulein, das gibt's nicht, das darf der Graf nicht zugeben!“

Fräulein Benken lächelte über den Eifer ihres Freundes, es tat ihr zwar wohl, konnte ihr aber doch nicht helfen. Sie sagte: „Das geht eben nicht anders; wenn die Töchter das Haus verlassen, ist die Lehrerin überflüssig.“

Nun stand Jan Sojka wortlos da. Was sich da mit einem Male in seinem Herzen regte! Das war ja fast zum Lachen! Er Jan Sojka, 50 Jahre alt, heiraten! Und noch dazu dieses liebe, verehrte Fräulein, das da vor ihm stand! Nein, nein, er hat doch manchmal Einfälle wie ein altes Hans. Nun lachte er wirklich, aber's ist doch so ein verlegenes Lachen, und sein Herz will sich gar nicht einreden lassen, daß es für ein kleines Stüchchen häuslichen Glückes zu alt sein soll, wo es sich in Leid und Freud so wader gehalten. Und es pocht und pocht, es redet und redet, bis der starre Kopf überzeugt ist und bis auch der Mund zu reden anfängt. Es war ein richtiges Liebeswerben . . .

„Da stehen wir zwei einsame Menschen, sind Freunde, nicht wahr! Wenn ich doch ein wenig jünger wäre, dann würde ich sagen: Hier ist der alte Jan Sojka, der verehrt Sie so innig, wie das sein altes Herz nur zuläßt. Bleiben Sie bei ihm, werden Sie sein Weib, wie Sie so lange Zeit seine Freundin waren. Du lieber Gott, nun werden mir die Augen naß, und ich frage wirklich: Wollen Sie mich alten Mann noch haben?“

Darauf war Fräulein Benken nun ganz und gar nicht vorbereitet. Sie hatte ja schon lange allen Liebesgedanken entsagt. Aber wie kam es nur, daß auch ihr altes Herz so rauch und freudig pochte, daß es zwischen alle Einsprüche des Verstandes in einem Fort sprach: Er ist ein guter, treuer Mann, dein Freund, und er hat dich gern und — du hast ihn auch gern. So sagte sie denn: „Wenn Sie mich alte Jungfer haben mögen, ich mag Sie wohl!“

Fast hätte der alte Jan Sojka einen Lustsprung gemacht; aber er besann sich schnell eines besseren und statt dessen gab er Fräulein Benken, seiner Braut und zukünftigen Ehefrau, einen richtigen Kuß.

„Im Herbst ist Hochzeit,“ sagte er, und seine Stimme hüpfte ganz ausgelassen herum. Dann gingen die neugebadene Brautleute auseinander.

Das gab ein Wundern in Krzemien, als die große Neuigkeit bekannt wurde, der Verwalter wolle die Gouvernante heiraten, und es war ein Glück, daß der Tag der Abreise nach Tatischan nicht so fern war, sonst hätte man noch ganze Romane von langer, heimlicher Liebe und weiß der Himmel nicht was, erfunden. So aber ging die Heldin dieses Romanes fort. Sie lehrte allein zurück, denn ihre beiden Schülerinnen befanden sich schon seit vierzehn Tagen im wonnigen Süden. Zwar hätten sie gar zu gern die Hochzeit der beiden mitgefeiert, aber Großmama hatte schon alles bestimmt, und die beiden Mädchen mußten sich fügen.

Nun war in dem Häuschen am Parkeingang noch einmal so viel Licht und Sonnenschein.

*

2. Teil.

Schloß Krzemien war schon lange Zeit ganz und gar vereinsamt. Die beiden Töchter des Grafen waren in Lausanne, und dem Grafen war das ständige Herumfahren von Krzemien nach Kochanow — so hieß die neue Kolonie, deren Mittelpunkt die Cellulosefabriken waren — nichts weniger als angenehm. Darum nahm er gern eine Einladung des Barons Koppel an, der ihm einige Zimmer in seinem neuerbauten Wohnhause in Kochanow zur Verfügung stellte. „Ich habe eben in Gedanken an kommende Tage etwas größer gebaut,“ meinte der Baron lächelnd, „vorläufig ist das Haus für mich einsamen Junggesellen viel zu geräumig.“

Graf Warminski hätte nie und nimmer gedacht, daß er der ganzen industriellen Anlage ein so großes Interesse würde abgewinnen können. Er hatte aber noch niemals geglaubt, daß die Einrichtung und Inbetriebsetzung eines an sich so großen Etablissements so viel Sorgen und Anstrengungen verursachen könnte. Gar manchmal drohte seine Willenskraft zu erlahmen, mehr als einmal kam ihm der Gedanke, sich von der ganzen Sache zurückzuziehen. Wenn er dann aber den Eifer, die durch keine Schwierigkeit zu erschütternde Ruhe und Festigkeit des Barons sah, dann richtete sich sein schwacher Wille auf, denn er schämte sich dann

seiner Schwäche und Bequemlichkeit. Baron Kappel war flug genug, dies alles wahrzunehmen, freilich war er auch so taktvoll, nichts davon merken zu lassen. Es lag in diesem kraftstrobenden Manne trotz allen herrischen Scheines ein Zug von Gutmütigkeit, sein Herz war weich und empfänglich für alles Gute und Schöne, und nur, weil er's nie auf der Zunge trug, weil er sich daran gewöhnt hatte, vorsichtig und zurückhaltend zu sein, konnte er kalt erscheinen. Mit seinem scharfen Blick hatte der Baron längst die Licht- und Schattenseiten im Charakter des Grafen erpäht; er hörte sie und da etwas erzählen, was ihn in seiner Ansicht stärkte, daß dieser Mann beinahe ein Opfer der eigentümlichen Verhältnisse geworden wäre, die ihn hier in Krzemien umgaben. Und da sich das sehr gut mit seinen Verhältnissen vertrat, so hatte er sich vorgenommen, den bedeutend älteren Grafen gegen alle schädlichen Einflüsse zu schützen, indem er ihm Freude am Erfolg bereitete. Es war eine stille, kaum merkbare Erziehungsarbeit, die Baron Kappel hiermit leistete. Aber sie hatte Erfolg. Bald gewann der Graf einen tiefen Einblick in die technischen und wirtschaftlichen Fragen, die hier zu lösen waren, und mit der wachsenden Erkenntnis wuchs die Freude an dem Werk. Sein Blick schärfte sich theoretisch und praktisch suchte er sich zu vervollkommen; auf seinem Schreibtisch waren stets eine Menge von Büchern und Broschüren aufgestapelt. Jede Anregung, die er darin fand, wurde in langem Grübeln auf ihren praktischen Wert geprüft, bevor sie dem Baron, der ja vollständig technisch ausgebildet war, vorgebracht wurde. Diese intensive Arbeit wirkte heilsam auf den Grafen ein. Das konnte man auf den ersten Blick erkennen. Er war mager geworden, seine Gesichtszüge hatten das Schlarfe, Weiße, Energielose verloren; wohl waren die Falten und Rältchen nicht verschwunden, im Gegenteil, sie hatten sich vermehrt, aber den Zügen war der Ausdruck des Geistigen aufgeprägt.

An Sorgen fehlte es nicht. Schon der Bau der Fabrik mit ihren Nebenbetrieben war eine wahre Geduldsprobe. Der Transport des Baumaterials war so umständlich wie nur irgend möglich. Krzemien lag etwa sieben Stunden von der Bahn entfernt, und so lange mußten auch die Wagen fahren, dabei waren die Wege in einem ganz schauerhaften Zustande, und es geschah nicht selten, daß bei schlechtem Wetter die Wagen im Schlamm stecken blieben und das Baumaterial ausblieb. Im Winter war an ein Bauen nicht zu denken, das Heranschaffen des Materials war bei den verschneiten Wegen — wenn es taute, noch viel weniger — nicht möglich. Auch an Arbeitskräften fehlte es; freilich, Handlanger gab es in Hülle und Fülle, aber Maurer waren nicht immer aufzutreiben. So war es denn kein Wunder, daß das Bauen außerordentlich langsam vorstatten ging, und auch das Aufstellen und Anbetrieblieben der Maschinen, die Anlage von Stauwerk und Turbinen, die Leitung der Licht- und Kraftleitungen ging viel langsamer als anderwärts vorstatten. Kappel hatte von vornherein mit dieser langsamen Ausführung gerechnet, der Graf aber nicht, darum war er am Anfang so enttäuscht, weil ihm die Einsicht fehlte, und er das, was durch die Unkunst der Verhältnisse verursacht wurde, auf das Schicksal der Leitung setzte. Wie also? Baron Kappel ließ sich weder verärgern, noch entmutigen, und an seiner Ruhe und Festigkeit stützte und ermutigte sich der Graf, lernte er Geduld, gewann er die so notwendige technische Einsicht.

Vier lange Jahre dauerte schon das „Gründen“, und noch immer war die Anlage nicht fertig. Baron Kappel verjämte eben nichts; er dachte auch an die Gefahren, denen das junge Unternehmen ausgesetzt war, wenn die Wasser des Drieste stiegen, ihr altes Klubbett verließen, ihre aierigen Röhre an den Lebensnerv des Ganzen: die Turbinen ließen. Dem mußte durch starke Dämme voraebengt werden. Auch an Feuergefahr wurde gedacht. Endlich, nach fünf langen, arbeitsreichen Jahren, aber auch reich an Sorgen und Zweifeln, war das Werk fertig. Wo früher karges Ackerland und dürftige Wiesen waren, da rochte jetzt die Fabrik ihre Schlote in die Luft, da rasselten die Räder, zischte der Dampf, zellten die Pfeifen, kaffeten die Menschen hin und her, da war ein Leben und Treiben, daß die Fabrik zu einer Lebenswürdigkeit in der ganzen Umgebung wurde. Aber was immer konnten die beiden Gründer die Hände nicht müßig in den Schoß legen. Und wieder war es Baron Kappel, der anreize und ermunterte und bat, um eine kleine soziale Groktat vollbringen zu können: Arbeiterwohnunnen. Das Dorf Krzemien lieferte nicht genügende Arbeitskräfte, deswegen wurden Arbeiter aus der nächsten industriellen Umgegend herangezogen. Für diese wurden auf Anregung des Barons

niedliche, wenn auch schmucklose Häuschen gebaut, die von einem mächtig großen Garten umgeben waren. Gerade diese Häuschen übten auf die Leute eine große Anziehungskraft aus, und ein Stamm lebhafte konservativer Arbeiter war auf diese Weise gewonnen.

So waren sechs Jahre im Fluge dahingegangen und jetzt stand der Erfolg all des Ringens und Mühens greifbar deutlich vor den beiden Männern. Eine Bahnstrecke ging in unmittelbarer Nähe der Fabrik vorbei und harzte der Benutzung. Wenn die beiden Herren das alles überblickten: die Fabrik, die Häuschen, die Bahn, so mußten sie sich gestehen, daß sie für sich und die ganze Umgebung viel erreicht hatten. Und sie freuten sich ehrlich dessen und hatten auch allen Grund dazu.

Jan Sojla hatte alle Hände voll zu tun. Morgen begann die Getreideernte, zum dritten Male geschah das Mähen mit Maschinen, denn die Arbeitskräfte waren rar und teurer geworden. Da gab es für Sojla gar vieles anzudenken. Dann kamen noch die endlosen Beratungen im Schloß. Seit einigen Tagen wohnten Baron Kappel und der Graf wieder in Krzemien, und Sojla war während dieser Zeit die schwierige Aufgabe zugefallen, die vom Rentmeister aufgestellte Uebersicht über die Ausgaben für Kochanow zu erläutern und Strittiges klarzustellen. Diesem Zeitpunkte hatte der Graf immer mit gebeimer Angst entgegengesehen, denn die Ausgaben mußten seiner Meinung nach eine enorme Höhe erreicht haben. Baron Kappel hatte die Geldfrage bisher nie berührt, sondern alle Barauslagen geleistet. Dabei war am Anfang durch einen besonderen Vertrag bestimmt worden, daß die Beteiligung der Kontrahenten eine gleichmäßige sein sollte, also hatte der Graf die Hälfte der Barauslagen abzüglich des Preises für den Landkomplex, für das gelieferte Holz und die gestellten Gespanne an den Baron zu entrichten. Wie erstaunte Graf Warminski, als er aus der Generalaufstellung erlah, daß er nichts zu bezahlen, sondern vom Baron noch etwas zu erhalten habe. Der Baron lächelte dazu und sagte: „Sie müssen bedenken, daß jahraus, jahrein der größte Teil Ihrer Gespanne auf der Straße lag, während sich die Pferde müßig im Stalle gestanden hatten, daß Holz und Baumaterial zu ihrem vollen Werte Ihre Rechnung entlasten.“

Dem Grafen war es natürlich höchst annehm, daß er durch solche Naturalleistungen von großen Geldausgaben verschont blieb, ja noch Geld ausstehen hatte. Diese letzte Freude verminderte freilich der Baron, der ihm schon an einem der nächsten Tage einen Wechsel über die dem Grafen zukommende Summe als Zahlungsmittel übergab.

Nachdem die beiden Herren noch verschiedene Einzäue erledigt hatten, sagte Graf Warminski: „Wie wäre es, Baron, wenn wir für einige Tage Schicht machten und eine gemeinschaftliche Reise unternähmen? Sind Sie mit von der Partie? Bitte, machen Sie keine Einwendungen! Unsere Fabrik steht unter bewährter Leitung, ich kann mich auf meinen Verwalter ganz und gar verlassen, und etwas Ruhe haben wir uns wohl verdient. Nun hören Sie mein Programm. Meine Tochter Nadwiga hat dieses Frühjahr die Pension verlassen und will in Krzemien die Kügel des Haushalts in die Hand nehmen. Augenblicklich weilt sie mit meinem Schwager und dessen Familie in Luzern. Nun wollte ich das Möbel überrollen, und unvermutet in Luzern eintreffen, um sie abzuholen. Kommen Sie mit!“

Baron Kappel war ganz und gar nicht abgeneigt. Er schloß ja selbst das Bedürfnis nach harter, angestrebter Arbeit für kurze Zeit zu rasen. Als Graf Warminski von seiner Tochter sprach, mußte Kappel an seine erste Begegnung mit Nadwiga denken. Damals war sie noch ein Kind. Seit her hatte er sie nur einmal gesehen, denn die Komtesse verlebte ihre Ferien meist in Tatitschan, weil es hier in Krzemien ein bißchen drunter und krüber aima. Wie sie wohl staunen wird, wenn sie jetzt als fertiges Werk wiedersteht, was damals wüßtes Chaos war!

Die Reise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Der Graf schien es eilig zu haben, aus Krzemien fortzukommen. Unterdessen hatten die beiden jungen Komtesen unter der Obhut des fürstlich Wodanischen Boares in Luzern herrliche Tage verlebt. Als sie von einem Ausfluge zurückkehrten, trafen sie am Bahnhofe einen guten Freund. Es war der junge Sojla. War das ein Freuen! Er kam ja aus der lieben Heimat, aus dem alten Krzemien und mußte gar vieles zu erzählen. Seit vorigem Herbst war er Assistenzarzt, und er schien ganz begeistert für seinen Beruf zu sein.

Nächst Wodan lud den jungen Arzt ein, sie im Hotel zu besuchen, und an einem Ausfluge teilzunehmen, der an einem



General von Seeringen,
der neue preussische Kriegsminister.

der nächsten Tage unternommen werden sollte. Sojka er-
rötete vor Freude und sagte natürlich zu.

Meistens war Sojka während der Wanderung an der Seite
der Komtessen, die genauen Bericht über alle Neuigkeiten
aus Krzemien erbaten. Lächelnd willfahrte er ihrem
Wünsche. Unter anderem erzählte er auch, daß er vor eini-
gen Tagen eine Dame aus Krzemiens Nachbarschaft ge-
troffen habe, die er zufällig kannte, die Baronin Wilram, ge-
borene Lesierska. Sie habe sich bald nach dem Tode ihres
Gemahls auf Reisen begeben und in der Nähe von Gütlich
eine reizende Villa erworben. Jadwiga interessierte diese
Nachricht nicht sonderlich, Else Lesierska oder Baronin Wil-
ram, wie sie jetzt hieß, war ihr so gut wie unbekannt.

Der Ausflug verlief durchaus programmäßig. Am Bahn-
hote in Luzern verabschiedete sich Sojka ehrerbietig. Slawa
und Jadwiga riefen dem jungen Arzt nach: „Auf baldiges
Wiedersehen!“ Das veranlaßte ihn, eine Vergeßlichkeit
nachzuholen. Hastig berichtete er, daß er auf Veranlassung
des Grafen schon diesen Herbst in Krzemien als Arzt sich
niederlassen wolle. —

Im Hotel wartete der Ankömmlinge eine viel größere
Ueberraschung. Im Treppenhaus diskutierten zwei Herren
mit einem der besetzten Kellner. Jadwiga hatte kaum
einige Worte vernommen, als sie auch schon ausrief: „Aber
das ist ja Papa!“ Da wandte sich auch einer der Herren um
und eilte den Ankömmlingen entgegen. In der Tat, es war
Graf Warminski, der mit Baron Kappel so unerwartet hier
eingetroffen war. Sie hatten sich nirgends aufgehalten, der
Graf hatte sich selbst über seinen Eifer und die Eile oer-
wundert.

Nach kurzer, herzlich Begrüßung im Salon des Fürsten
stellte Graf Warminski seinen Beauftragten vor:

„Mein Freund, Herr Baron Kappel!“

Dann zogen die beiden Herren sich zurück, und auch Jed-
wiga und Slawa begaben sich in ihre Zimmer. Slawa war
zuerst fertig und schlüpfte zu Jadwiga hinein, setzte sich in
einen Sessel und schaute ihrer Schwester zu. „Wie schön
du bist, Jadwiga,“ sagte sie leise. Jadwiga lächelte, sie war



General Trémeau,
der neue französische Generalissimus.



General von Einem,
der bisherige preussische Kriegsminister.

aber so in Eifer, daß sie zu einer Erwiderung keine Zeit
fand.

„Hast du dir den Baron Kappel angesehen?“ fragte
Slawa nach einer Weile, das scheint ein stolzer Mann zu
sein.“ leise setzte sie hinzu: „ganz anders wie unser Freund
Jan Sojka.“

Die letzte Aeußerung hatte Jadwiga überhört, sie sagte
nur: „Nun, darauf habe ich mir den Herrn noch nicht näher
angesehen, die Begrüßung und Vorstellung vollzog sich ja so
glatt und rasch, daß ich dazu keine Zeit fand. Ich weiß nur,
daß er sehr groß ist und blaue Augen hat.“

Die Komtessen begaben sich jetzt in den Salon. Fürst
Bogdan und die beiden Zulehtangefkommenen plauderten be-
reits. Natürlich sprach man von der neuen Anlage, ihren
Aussichten und was derartige interessante Fragen noch mehr
waren. Die Anwesenheit der Komtessen machte fürs erste
dieser Unterhaltung ein Ende, bald aber war man im alten
Kahrwasser, und Jadwiga und Slawa mußten sich mit Zu-
hören begnügen. Dem Bogdan war augenscheinlich in der
besten Laune. Es freute ihn aufrichtig, daß sein Schwager
sich so wacker gehalten hatte. Jadwiga, die scharf beobachtete,
fand, daß ihr Vater an Elastizität nichts eingebüßt hatte.
Sie erinnerte sich der Zeit, wo er selbst für seine Familie
selten sichtbar war, wo die Kinder ihm scheu aus dem Wege
gingen, weil sie ihn mehr fürchteten als liebten. Schon und
verschlossen schien er nicht zu sein. Er hatte sie beide so
herzlich begrüßt, und wie er jetzt von den gemeinschaftlichen
Erfolgen erzählte, da leuchtete aus seinen Augen ein froher
Schein, die Freude klang durch seine Worte, nach harter
Arbeit etwas Bedeutendes erreicht zu haben. Baron Kappel
mühte sich weniger in das Gespräch. Wenn er es tat, dann
sprach er meist kurz und knapp, fast trocken. Jadwiga fiel
das auf und sie dachte: „Slawa hat recht, er ist stolz.“ Im
allgemeinen hatte sie die Männer der Tat lieber, als die
Helden des Wortes, und ein Wortheld war Baron Kappel
sicher nicht. Fortsetzung folgt.



General Laffon de Ladébat,
der neue Chef des Generalstabes der franz. Armee.

Die Kartenlegerin.

Novellette von W. v. A h l b a c h.

(Nachdruck verboten.)

„Deine Mutter besteht also immer noch fest darauf, daß du nur diesen Karl Trenken heiratest?“

Der junge Postsekretär Friß Heinemann hat die Hand des neben ihm sitzenden Mädchens ergriffen und blickt in ihre großen seelenvollen Augen, die es ihm angetan hatten und in welchen in diesem Augenblicke helle Tränen glänzen.

Sie hatten sich ja so lieb — er und Frieda Bechner. Aber Mama Bechner, eine reiche Kaufmannswitwe, war absolut nicht einverstanden mit der Wahl Friedas. Sie hatte einen anderen ausgesucht für ihr einziges Töchterchen: ein reicher Großkaufmannssohn war es, ebenfalls der einzige Sohn seiner Eltern.

Karl Trenken hieß er.

Aber den mochte Frieda nicht und zwar ganz besonders nicht wegen seiner roten

Haubthaare,

ohne der vielen anderen Eigenschaften zu gedenken, welche sie durchaus nicht für die Wahl ihrer Mutter begeisterten. Friß

Heinemanns

lockschwarze

Haare und die

in derselben

Farbe leuchtenden

Augen übten

doch einen ganz

anderen Reiz auf Friedas

Herzchen aus.

Auf Frißens

Frage nickte das

junge Mädchen

leise mit dem

von dichtem,

schwarzem Haar

umrahmten

Stöpfchen.

„Und warum

kann sie mich

denn absolut

nicht leiden?“

fragt Friß weiter.

Frieda schaut

einen Moment

still vor sich hin.

„Karl Trenken

ist so fürchtbar

reich — und du

— — — und

du — — —“

In ihre Augen treten wieder große dicke Tränen. Sie kann den Satz nicht vollenden, sondern küßt Friß heiß auf

Mund und Stirn.

„Aber ich mag ihn nicht — nein, nein — und wenn er mir alles in der Welt bieten würde!“ ruft das Mädchen dann heftig.

„Ich dachte es mir, daß das leidige Geld der Grund zu ihrer Vorliebe für Karl Trenken sei,“ sagt Friß ruhig.

„Und doch, Friß, ich heirate ihn nicht, und wenn er noch soviel Geld hat. Wir müssen nur zusammen halten — dann wird schon alles gut werden!“ Sie schlingt den Arm um

Frißens Nacken und blickt verräuernd zu ihm auf. Und mit einem innigen Kuß lobt er ihr die röstenden Worte.

Dann scheiden sie; es ist bereits sechs Uhr abends und sie

hatte der Mama versprochen, um diese Zeit zu Hause zu sein.

Montag Nachmittag. Frieda sitzt in ihrem Zimmer und arbeitet eifrig an einer kunstvollen Stickerei. Mama Bechner sitzt bei ihr; sie ist heute nachmittag ungewöhnlich guter Laune.

„Frieda,“ sagt sie plötzlich, aus ihrem weichgepolsterten Stuhl aufstehend, „warst du nicht einmal vor zwei Jahren bei Frau Demer, der Kartenschlägerin in der Schillerstraße?“

Ob der unvermittelten Frage blickt Frieda ihre Mutter eine Weile überrascht an. Dann nickt sie, leicht errötend, mit dem Köpfchen.

„Du brauchst dich dessen nicht zu schämen, Kind,“ fährt die Mutter fort. „In meiner Jugend war ich ja ebenfalls einmal bei einer solchen Wahrsagerin.“

Frieda wußte, daß ihre Mutter abergläubig sei, aber wie kam sie nur heute auf dieses Thema?

„Und was sagte sie dir denn damals?“

In der Regel machen diese Fragen jungen Mädchen doch allerlei Mittelungen, über — über — nun, über ihren zukünftigen Lebensgefährten. Gewiß war das auch bei dir der Fall?“

„Nun ja,“ entgegnet Frieda gleichgültig. „Allerdings sprach Frau Demer auch mir davon. Ich kann mich aber auf nichts weiter besinnen, als daß sie mir prophezeite, daß ich in zwei Jahren heiraten werde. Aber, Mutter, du weißt doch, daß ich an solchen Unsinn nicht glaube. Damals ging ich nur auf das Drängen einer Freundin zu Frau Demer.“

„Pt. Pt! Frieda! Man soll darüber nicht spotten.“

warni Mama Bechner ernst. Bei mir ist alles bis aufs Lipfchen auf dem i eingetroffen, was mir die Wahrsagerin in meinen jungen Jahren voraus sagte.“

„Ach geh, Mama! — ich glaube nicht daran!“

„Doch, doch, Kind!“ — Die Mutter ergreift Friedas Hand und sagt dann zaghaft, wie jemand, der nicht recht weiß, ob er sein Anliegen auch vorbringen darf: „Frieda, liebes Kind, willst du mir etwas versprechen?“

„O ja, Mama, wenn es in meinen Kräften steht, das Versprechen zu halten.“

Frau Bechner schweigt einen Augenblick, dann fährt sie fort: „Siehst du, Kind, ich habe beschlossen, morgen abend zu Frau Demer zu gehen, um — um mich zu erkundigen, was die Zukunft für dich bereit hält. Willst du mir nun versprechen, meinen Wunsch zu erfüllen, und Karl Trenken zu heiraten.“



Von der Gedenkfeier der Hermannschlacht im Teutoburger Walde: Wagen der Thusnelde, Gattin Hermann des Cheruskers, im Festzuge zu Detmold.

wenn die Karten zeigen, daß das Schicksal ihn für dich bestimmt hat? Willst du mir diesen innigen Wunsch erfüllen? Ich verspreche dir dagegen, auch deiner Wahl nicht mehr im Wege zu sein, wenn mir die Karten sagen, daß ich mich in Trenten geirrt."

Frieda springt erregt auf und schreitet im Zimmer auf und ab. Mit blühhafter Geschwindigkeit durchziehen allerlei Gedanken ihr Hirn. In die Kunst der Kartenschlägerin glaubt sie nicht eine Sekunde. Aber eine Hoffnung steigt in ihr auf. Sie weiß: meistens bezeichnen die Wahrsagerinnen den jungen Mädchen ihren Zukünftigen mit der Farbe seiner Haare. Den Wünschen der Heiratslustigen entspricht aber meistens die rote Haarfarbe wenig. Die Kartenschlägerin wählt daher rot sehr selten. Wenn Frau Demer es auch diesmal nicht täte, dann ist sie ja Karl Trenten los, — auf immer — denn sie kennt den starken Aberglauben ihrer Mutter. Und dennoch, wenn die Kartenfrau den plötzlichen Einfall bekommen sollte — dann —

Frieda kämpfte um einen Entschluß. Aber hier heißt es: alles gewinnen oder alles verlieren. Und mutig wagt sie schließlich das Babanque-Spiel.

Fritz Heinemann schreitet unruhig in seinem mit Zigarrenqualm gefüllten Zimmer auf und ab. Soeben hat er einen Brief Friedas erhalten, in dem diese ihm Mitteilung macht von der Unterredung mit ihrer Mutter und von dem Besprechen, das sie dieser gegeben.

Die ganze Sache kommt ihm nicht recht geheuer vor. Es läuft ihm kalt über den Rücken, wenn er daran denkt, daß Frieda die Entscheidung über ihr und sein Glück ein paar schmutzigen Karten anvertraut. Andererseits freut er sich aber auch wieder, daß am folgenden Abend Klarheit darüber werden soll, ob er oder Karl Trenten Sieger bleibt. Und hatte Frieda nicht Recht, wenn sie schrieb, daß die Chancen der Mutter nicht besonders gut ständen.

Aber es kann auch anders kommen und dann —

Könnte denn gar nichts geschehen, um die Kartenschlägerin zu seinen Gunsten zu beeinflussen? Ja, wenn ihm dies gelang! Aber wie?

Fritz Heinemann starrt hin und her; zu einem festen Entschluß kommt er nicht. Und dennoch muß etwas geschehen. Er weiß, daß er die Ungeduld und Aufregung am morgigen Tage nicht ertragen wird.

Plötzlich kommt ihm ein rettender Gedanke. Wird sich die Kartenfrau vielleicht bestechen lassen, wenn er ihr eine erhebliche Summe Geldes bietet?

Er zieht die Uhr: es ist halb neun. Ohne noch vollständig im Klaren darüber zu sein, was er eigentlich tun will, stürzt er nach dem Sekretär und entnimmt demselben einen Hundertmarktschein. Dann eilt er hinaus — der Schillerstraße zu. Quälende Furcht und ein frohes Hoffungsgefühl ringen in ihm um die Vorherrschaft. Nachdem er sich mehrmals nach der Frau erkundigt, der plötzlich eine so wichtige Rolle in seinem Leben zugebach worden war, steht er endlich vor einem morischen hölzernen Tore, das einen Hof abschließt. Ein kleines schmutziges Schild verkündet ihm, daß hier Frau Johanna Demer wohnt.

"Johanna Demer?" Heinemann starrt. Wo hat er diesen Namen schon gehört? Richtig. So hat auch die Frau geheißen, die lange Jahre im Hause seiner Eltern der meist kränkenden Mutter hilfsreich zur Seite stand und als zur Familie gehörig betrachtet wurde. Ihr hatte sie damals, als er noch der „kleine Fritz" war, verlobt und verlobt, als sei er ihr eigen Kind und auch Fritz fühlte sich mehr zu ihr hingezogen wie zu der meistens übelgelaunten Mutter. Das war so geblieben, bis Fritz das Gymnasium bezog. Da kam er nur noch selten nach Hause, und als dann seine Mutter starb, ging auch „Tante Hanna". Heinemann hatte dann nichts mehr von ihr gehört.

Soll er nun auf diese Weise der Alten noch einmal begegnen? — Nein, das kann doch schlecht möglich sein. Wie soll die damals schon siebzehnjährige Alte in die Stadt kommen, die so weitab von der Heimat liegt? Sie ist sicher schon lange tot.

Zoghaft öffnete Heinemann das morische Tor und ersteigt dann auf einer leiterartigen Treppe die über den Hof gebaute Wohnung der Kartenschlägerin.

Auf sein leises Klopfen antwortet ein mürrisches „Geh ein!" — Heinemann tritt ein. An dem dem Erlöschen na-

hen Herdfeuer steht ein altes gebücktes Mütterchen, und sucht die absterbende Glut neu zu entfachen. Ohne sich nach dem Eintretenden umzuschauen, läßt sie diesen zum Sigen ein. Heinemann läßt sich auf einen der wackeligen Stühle nieder. Jetzt wendet ihm die Alte ihr runzeliges Gesicht zu und kommt, ein Spiel schmutziger Karten in der Hand haltend, auf ihn zugehumpelt.

Plötzlich aber bleibt sie erschreckt stehen und starrt ihrem Besuch ins Gesicht.

„O Gott, Fritz Heinemann, seid Ihr's wirklich? Seid Ihr wirklich der kleine Fritz, den ich vor langen Jahren auf meinen Armen getragen?"

Einen kurzen Moment nur blickt Heinemann in das verwiterte Gesicht des alten Mütterchens, dann ruft er freudig erregt:

„Ja, Tante Hanna, ich bin es!" Er hat sie wiedererkannt — seine „Tante Hanna". „Aber wie kommt Ihr um Himmelswillen hierher?"

„O, fragt nicht danach, das ist eine lange, traurige Geschichte. Sagt mir lieber, was Euch zu mir hergeführt. Meine Leidensgeschichte werde ich Euch später erzählen."

Die runzeligen Hände wischen mühsam die Tränen aus den glanzlosen Augen. Dann hört sie schweigend zu, wie Heinemann die Dinge erzählt, die ihn veranlaßten, heute abend hierher zu kommen.

„Du mußt mir helfen, Tante Hanna. Du mußt helfen, Frieda Bekner und mich glücklich zu machen. Es liegt ja in deiner Hand unser Glück."

Gerührt verspricht die Alte, alles zu tun, was in ihren Kräften stehe. Dann erzählt sie, wie schwere Krankheiten und Hunger sie schließlich dazu getrieben hätten, mit Kartenspielen ihren Unterhalt zu fristen.

Nach kurzer Zeit verläßt Heinemann die verräucherte Bude der Alten mit einem solchen Glücksgefühl im Herzen, daß er vor Uebermut die steile Bühnenleiter, die von der Wohnung der Alten zum Hof führt, in drei Sätzen herunterspringt.

Um die neunte Abendstunde des folgenden Tages erscheint Mama Bekner in der einfachen Wohnung in der Schillerstraße. Ihr rundes, volles Gesicht zieht sich in unmutige Falten, als die Karten immer wieder „Schwarz" als das Glück ihrer Tochter bezeichnen. Immer wieder fällt „Schiffverköntig" in die Nähe der „Schiffendame". „Herzen-König" dagegen kommt immer in die entfernteste Ecke zu liegen.

„Ist er" denn nicht wenigstens dunkelblond?" wendet Mama Bekner endlich, schon halb ihren Plan fallen lassend, ein.

„Nein, nein, ganz kohlschwarz sogar!" ist die in überzeugendem Tone gegebene Antwort. „Sehen Sie, Madame, jetzt ist „Schiffverköntig" dicht bei — die Verlobung ist also nicht mehr fern!"

„Nun, wenn es denn so bestimmt ist — dann meinetwegen!"

Frau Bekner schiebt der Alten ein Geldstück hin und entfernt sich.

Als Frieda Bekner nach vier Wochen ihren Geburtstag feiert, kniet sie mit ihrem „Schwarzen" vor der Mama. Und diese erteilt mit Tränen der Rührung dem glücklichen Paare ihren mütterlichen Segen.

Frau Demer aber hat an diesem Abend zum letzten Male Karten gelegt. Das junge Paar übt die Pflicht der Dankbarkeit an dem alten Mütterchen in ausgiebigster Weise.

Sagen und Märchen.

Von Dr. C. Ventlage (Walter-West).

(Nachdruck verboten.)

1.

Serzebrod.

Kaiser Rudolphus mit seiner langen Habichtsnase aus dem Hause derer von Habsburg, war ein sehr edler Herr und ein schönes Bild strenger Sittsamkeit. Auch war er sehr gut gelitten im Reich und jedermann sah ihn gerne, wegen seiner großen Güte und Treue. Nun war ein Herr mit seiner Sippe, welcher ihm Krone und Szepter mißgönnte und bitteren Haß und Groll gegen ihn trug. Der hieß: Ottolar von Böhmen und zog wider den edlen Kaiser Rudolphus von Habsburg zu Felde. Da entbot der treuherzige edle Kede

all seine Mannen und Getreuen, daß sie zu ihm heranzögen und den Frevel bändigen möchten. Nun strömten sie von allen vier Winden herbei, die Ritter und Herzöge und Fürsten und Grafen mit viel tapferen Mannen und scharten sich um ihren liebwerten Herrn. Auch aus dem entlegenen Westfalenland kam eine gute Schar kräftiger, baumstarker Krieger in ihrer Herren Gefolge. Darunter hatte auch ein junger Ritter sein Fähnlein. Bevor er aber hinauszog, stand er mit einem süßlichen Fräulein auf dem Erker und sprach mit ihr manch liebes und trübes Wort; denn die Maget war die Auserlorene und Herrin seines Herzens, und was sie miteinander sprachen, war das alte Lied vom Scheiden.

Nun trug sich's auf dem Marschfelde zu. Da hieben sie grimmig aufeinander ein, der wüste Ottomar und der edle Rudolphus. Wohl manches Gräslein wurde da von Rosses Fuß zertritten, und manches tapferen Knecht Blut tröpfelte da aus den zerhauenen Adern, daß er nimmermehr zur Lanze griff oder das schnaubende Streitross spornete. Denn der Schlachtengott liebt Menschenblut!

Ängstlich und bekümmert stand des edlen Ritters Fräulein jeden Tag auf dem Erker und sah hinaus ins Land, ob ihr Herr nicht wiederkommen möchte. Und da sie nun schon manchen Tag vergebens hinausgeschaut hatte, weinte sie vor großer Not und Leid, daß ich es nicht mit Worten beschreiben kann.

Nun jagte sie: „So mein guter, edler Herr nicht wiederkehrt aus dem fremden Lande, dann mag ich nichts mehr auf der Welt, in welcher doch alles wankt und weicht, verfliegt und zerfliebt, daran der Menschen Mut hängt. Wo haben wir auch stäte Festigkeit hienieden, die nicht bebt, wie ein zitterndes Laub? Mein viel edler Herr ist wohl auch der Speerwucht erlegen, in der grimmigen Männer Schlacht; warum denn soll ich noch fürder leben? Lebend will ich tot sein und in ein Kloster gehen, damit der liebe Gott uns beiden gnädig sei.“

Da kam ein Bote herangesprengt auf dampfendem Röhlein und brachte Kunde von dem jungen Ritter, „daß er glücklich im Streite gewesen und heimkehrte.“

Nun freute sich das Fräulein sehr und dankte Gott, welcher ihren Herrn ihr erhalten und in seiner Huld ihn heimgeführt. Sie legte ihre Trauerkleider ab und kleidete sich in Sammet und Seide und Hermelin und legte ihren besten Halschmuck um. Dann wartete sie auf dem Söller ihres Ritters; ihr Herz aber pochte Schlag auf Schlag.

Danach kam ein anderer Bote sehr langsam und tiefbetrübt herangeritten. Bleich und bejorgt eilte die Maget ihm entgegen. Sie sagte: „Was schaust du so trüb' darein?“

„Ach! vielebles Fräulein,“ versetzte der andere, „wie soll ich nicht trüb' dareinschauen?“

„Was ist geschehen?“

„Der Herr Ritter ist erschlagen; der edle, gute Herr!“

„Aus einem Hinterhalte in der Waldschlucht brachen sie heimtückisch hervor. So ist er verblühen auf der Heimkehr, nachdem ihn die offene Schlacht verschont!“

„Das soll ich wohl klagen!“ rief die Maget.

Ihr Herz war gebrochen. Sie baute ein Nonnenkloster und benannte es nach ihrem gebrochenen Herzen.

„Herzebrodt!“

Sie war die erste Vorsteherin in demselben und lebte und starb darin gottfelig. Das Dorf heißt seitdem „Herzebrodt“.

*

2.

Wettringen.

Am westfälischen Münsterland fließt aus der Erde ein Flüsschen hervor, welches „die La“ genannt wird und verschiedener Kleen und Dörfer Wassermühlen treibt. Daran ist auch ein Dorf gelegen, welches Wettringen heißt, aber früher nicht so hieß. Sondern vor anderthalbtausend Jahren hieß es Wateringen. Die ganze Gegend war nämlich zu Heidenzeiten nichts als Wald und Sumpf. Dann kamen aus fremden Landen, fünf Bauern daher; denen gefiel die Gegend und sie ließen sich daselbst nieder. Aus Baumstämmen und Schilf zimmerten sie Horden und begannen sodann die Wildnis wohnbar zu machen. Mit dem Holzlichtern ging es leicht von statten; denn sie hatten scharfe Äxte und starke Sehnen im Arm und Bein. Große Würbe machten ihnen aber die vielen Sümpfe und Wasserstellen. Als diese fünf Bauern nun ihre fünf Gehöfte nutzbar her-

gerichtet hatten, nannten sie die Gegend „Wateringen“, weil sie so sehr mit dem Wasser hatten ringen müssen.

Nach hundert Jahren machten sich zwei fahrende Ritter auf; der eine aus Wälschland, der andere aus Hispanien. Die suchten sich Land und Leute. Da kamen sie nach Wateringen und trafen sich. „Ei,“ sprach der Wälsche, „hier möcht' ich schon hausen!“ — Der Hispanier sagte: „Ihr sollt' hier nicht hausen, Herr Ritter, das Land gehört mir zu; denn ich stach zuerst meine Lanze in die rote Lehmerde.“ Da antwortete der Wälsche: „Meiner Treu! Das Land ist mein, und Ihr Herr Spaniola! habt kein Recht darauf. Thedenn Ihr herzukamt, hatte ich mir Land und Leute erkauft.“ Da kamen die Bauern des Weges, und wunderten sich gar höflich über die fremden Männer und wußten nicht, woher sie waren. Auch verstanden sie derselbigen Reden nicht. Nun gaben ihnen die Ritter deutlich viele Zeichen, worum es sich handelte. Da veranstalteten auch die Bauern Contierungen, um den Rittern zu bedeuten, daß sie ihren Streit durch einen Ringkampf entscheiden sollten. Die Ritter legten nun Helm und Halsberg ab, auch den blinkenden Schild und Speer, ihre Rösse banden sie an den Baumstamm.

Nun begannen sie um die Wette zu ringen, wessen das Land sein sollte. Die Bauern aber lachten dazu. Sie rangen drei Tage lang, ohne handelseinig zu werden. Am Abende des dritten Tages griffen sie zu ihren Speeren und rannten auf einander ein. Da erstachen sie sich gegenseitig und schlugen rüchlings über.

Da sagten die Bauern: „Wenn ihr es euch nicht selber zum Todsein vollbracht und bewirkt hättet, in Wahrheit! wir hätten euch mit unleren Keulen den Schädel eingeschlagen; denn die Wälschen sind uns im Herzen zuwider!“

Dann machten sie ein Feuer, zerhieben die fremden Ritter, brieten die Stücke und aßen sie auf. Die Helme aber und die Halsberge, wie auch die blinkenden Schilde samt Schwertern und Speeren nahmen sie mit in ihre Horden und hängten sie in der Kamrate auf; die Rösse stellten sie in den Stall.

Sie nannten ihre Gehöfte aber von dem Wettringen der beiden Ritter: „Wetterringen!“

Später kam St. Ludger dahin und Kaiser Karl läutete ihnen mit den Stahlklingen seiner Mannen die Glocken dazu. Seitdem sind es dort Christen.



Nützliches fürs Haus.



— **Spanische Windorte mit Eis.** Das Weiße von 15 Eiern wird zu einem festesten Schnee geschlagen und mit 750 Gramm gestoßenem raffiniertem Zucker, sowie einer Schote Vanille, welche fein gestoßen und gesiebt ist, behutsam vermischt; die Masse wird hierauf in drei beliebige, aber ganz gleiche Papierformen, welche mit gestoßenem Zucker bestreut wurden, eingefüllt; zwei dieser Formen werden an der Oberfläche mit einem Messer glatt gestrichen, die dritte aber wird mit einer Gabel wellenförmig dressiert, und hierauf werden alle bei sehr schwacher Hitze goldgelb gebacken — wenn sie zu schnell Farbe nehmen sollten, so muß man sie mit einem Papierbogen bedecken —; man nimmt sie erst aus der Röhre, wenn sie ganz spröde und trocken sind. Fertige gebackene läßt man sie nicht lange auf dem Bleche stehen, sondern löst sie, nachdem man den Papierrand mit dem Messer gelüftet hat, durch allmähliches Herunterbiegen des Papierbogens behutsam von demselben ab. Hierauf stellt man die einzelnen Blätter aufeinander, verzert sie mit farbiger Zuckerglasur und füllt sie mit Früchte-Eis oder nach Belieben mit geschlagener Sahne.

— **Maccharoni-Pastete mit Trüffeln und Geflügel.** Von einem jungen Huhn samt Magen und Leber usw. und kleinen Stücken Kalbsfleisch bereitet man ein Ragout; um es schmackhafter zu machen, kann man Stücke von Gänseleber, Hahnenkämme, Champions usw. dazugeben. Wenn die Maccharoni gelocht sind und eine Form mit Butter oder würdem Teig belegt ist, bringt man eine Schicht Maccharoni, kleine Stücke frischer Butter, geriebenen Parmesankeise und rohe Trüffeln hinein, dann folgt eine Lage Ragout und so fort, bis die Form gefüllt ist; die Maccharoni bilden die oberste Lage. Mit dem Teig gebedt, stellt man die Form sodann in die Röhre und läßt die Pastete rasch backen, damit sie nicht in der Röhre trocken wird.



Unsere Bilder.



— Der neue preußische Kriegsminister, General von Seeringen. (S. Abbildung Seite 300.) In Stelle des aus seinem Amte geschiedenen Generals von Einem ist der bisherige Kommandierende General des 2. Armeekorps von Seeringen zum preußischen Kriegsminister ernannt worden. Der neue Kriegsminister, dem der Ruf eines tüchtigen Organisations- und ruhigen und besonnenen Mannes vorausgeht, war jahrelang im Generalstab die rechte Hand des Grafen Schlieffen. Er steht im 59. Lebensjahr. Im Feldzug gegen Frankreich wurde er bei Wörth schwer verwundet und für seine Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz dekoriert. Als Oberstleutnant wurde er, ohne die Kriegsakademie besucht zu haben, auf Grund seiner besonderen Befähigung in den Großen Generalstab und später ins Kriegsministerium versetzt.

— Der bisherige preußische Kriegsminister, General von Einem. (S. Abbildung Seite 300.) Durch den Rücktritt des Generals von Bernhards ist die Stellung des Kommandierenden Generals des 7. Armeekorps in Münster frei geworden, in die der bisherige Kriegsminister von Einem jetzt einrücken soll. General von Einem war seit dem August 1903 Kriegsminister und hat besonders für die Förderung der Entwicklung der Waffentechnik viel getan. Als Parlamentarier war er ein geschickter und temperamentvoller Redner, der auch in schwierigen Situationen große Schlagfertigkeit bewies. Die Rückversetzung in den aktiven Dienst erfolgte auf seinen persönlichen Wunsch, da ihm der Bureaudienst wenig zusagte.

— General Trémeau (s. Abbildung Seite 300), der neue französische Generalissimus, tritt an Stelle des Generals Brun, der das Kriegsministerium übernommen hat. — General Laffon de Ladébat (s. Abbildung Seite 300) wurde zum Chef des Generalstabes des französischen Heeres ernannt.

— Der Germanenfestzug in Detmold bei der Gedenkfeier der Hermannsschlacht. (S. Abbildung Seite 301.) Zur Erinnerung an den Sieg Hermanns des Cheruskerfürsten über die Legionen des römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde im Jahre 9 n. Chr. wurde in Detmold, in dessen Nähe die weltgeschichtliche Schlacht stattgefunden hat, die die Germanen von der Herrschaft der Römer befreite, eine große Gedenkfeier veranstaltet, deren Höhepunkt der Germanenfestzug bildete. Die Festrede hielt Professor Delbrück. Zu denken gibt die Geschichte des Hermannsdenkmals, das heute als Symbol deutscher Einheit gilt: Als nämlich im Jahre 1834 sein Schöpfer, Ernst von Bandel, den ersten Aufruf zur Errichtung des Denkmals erließ, wurden von der damaligen, völlig im Fahrwasser der Reaktion schwimmenden Regierung sogar die Geldsammlungen verboten. Erst nach dem Deutsch-Französischen Kriege konnte das Werk vollendet werden, dem sein Schöpfer sein gesamtes Vermögen geopfert hatte.



Zur Unterhaltung.



— Total verändert. Ein Herr sieht auf der Straße einen ihm bekannten anderen, wundert sich jedoch über die Veränderungen, die mit jenem vorgegangen sind. „Ich muß doch wissen, wie das gekommen ist,“ spricht er zu sich selbst und redet den Freund an: „Ihr Diener, Herr Braun, Sie haben sich aber in letzter Zeit riesig verändert!“ — „Entschuldigen Sie,“ erwidert der andere mit erstauntem Gesicht, „ich heiße ja garnicht Braun!“ — „Donnerwetter,“ murmelt der Herr nachdenklich vor sich hin, „sogar der Name hat sich verändert!“

— Aus dem Theaterzettel einer Schmiere, welche in einem Orte der Abruzzen Schillers „Räuber“ aufführt: „Kinder und Räuber zahlen auf allen Plätzen bloß halbe Preise.“

— Bequemer. Waren Sie gestern zum Vortragsabend des Professors Breitprecher? — „Nein, ich habe es vorgezogen, zu Hause zu schlafen!“

— Macht der Gewohnheit. Einem Redakteur stellt während einer Gesellschaft ein Freund eine junge Dame vor. — Der Freund: Nun, wie gefällt dir das Fräulein Hedwig? — Redakteur: Nicht verwendbar!



Rätselreife.

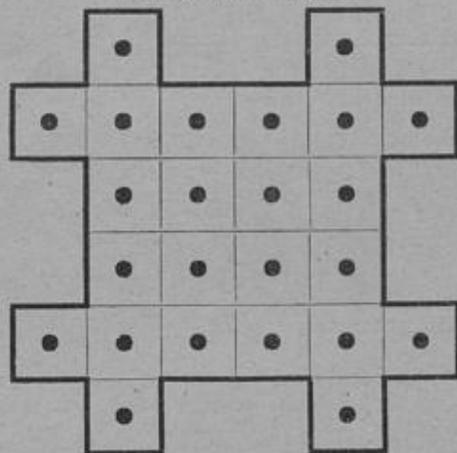


Bezierbild.



Großmutter, mein Gut!

Homogramm-Aufgabe.



Statt der Punkte sind die Buchstaben A A B B C C D D E E F F G G H H I I J J K K L L M M N N O O P P Q Q R R S S T T U U V V W W X X Y Y Z Z derart zu setzen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von der folgenden Bedeutung bilden:

- 1) (6 Buchstaben) Werkzeug.
- 2) (4 Buchstaben) Fluß.
- 3) (4 Buchstaben) innerer Körperteil.
- 4) (6 Buchstaben) chemischer Stoff.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Rätsel: Regen, Sogen, Degen.
 Wechsel-Rätsel: Anmut, Armut.
 Rebus: Jedem ist hienieden Lust und Leid beschieden.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Fürstin kam, und man begab sich zum Souper, das inzwischen angerichtet worden war. Bei Tische saßen Graf Warminski und Baron Nappel der Fürstin zur Seite, dann folgten Jadwiga und Slawa. Dem sah seiner Gemahlin gegenüber. Es war ein intimer, kleiner Kreis, der noch lange Zeit in gemütlichem Plaudern zusammen blieb. Man hatte ja so viel zu erzählen, daß trotz vorgerückter Stunde niemand an das Aufbrechen dachte. Graf Warminski plauderte mit seinen Töchtern von den Veränderungen, die er im Schlosse habe vornehmen lassen, er erzählte auch vom alten Jan und seiner Frau, von diesem und jenem, was seine Kinder interessierte. Ab und zu zog er auch den Baron ins Gespräch, und Jadwiga fiel der herzliche und vertraute Ton auf, der zwischen den beiden ungleichen Männern herrschte. So waren die Worte „Mein Freund Baron Nappel“ keine Phrasen.

In ziemlich vorgerückter Stunde brach man auf. Man hatte beschlossen, morgen in Luzern zu bleiben, dann sollte gemeinschaftlich ein größerer Ausflug unternommen werden.

Graf Warminski ging mit seinen Töchtern. Die Entwicklung der beiden Mädchen erfüllte sein Herz mit offensichtlichster Freude, und er wollte sich noch nicht so rasch von ihnen trennen. So erfuhr er, daß Dr. Sojka gleichfalls in Luzern sich aufhalte, und der Graf seinerseits erzählte viel Lebenswertes von dem Sohne seines Verwalters. Noch auf der Reise habe er einen berühmten Professor getroffen, der Sojka als seinen Lieblingschüler bezeichnet hatte, aus dem etwas Tüchtiges werden könne.

„Und da vergräbt er sich in Arzemiesen!“ meinte Slawa, und es war, als sei sie bei aller Freude traurig darüber.

Der Vater erwiderte: „So ein Landarzt kann mehr wirken als mancher Professor, aber er muß das Zeug dazu haben, und das hat Sojka wohl.“

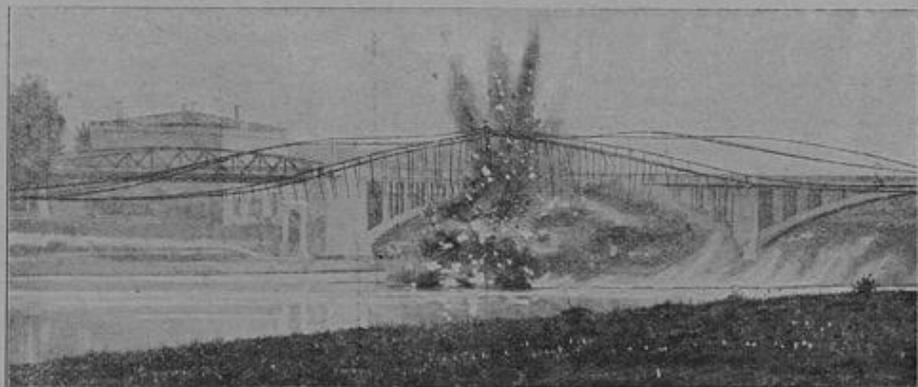
Schließlich zog sich auch Graf Warminski zurück, und die Schwestern sagten sich kurz „Gute Nacht!“ Aber sie fan-oen beide keinen Schlaf.

Jadwiga hatte ganz krause Gedanken. Im Flug durchlebte sie die letzten Stun-

den, die so reich an Neuem waren. So sehr sie sich auch dagegen sträubte, sie mußte sich mit dem Baron beschäftigen. Flüchtig gesehen hatte sie ihn ja auch schon früher. Aber in den letzten Jahren waren die Schwestern fast gar nicht nach Arzemiesen gekommen, der Graf hatte sie entweder in Latischan oder in irgend einer Sommerfrische besucht, die Fürst Bogdan zum Aufenthalt gewählt. So war die Erinnerung an den Baron fast ganz aus dem Gedächtnis Jadwigas verschwunden. Jetzt lehrte sie zurück. Sie dachte an die allererste Begegnung. Damals war sie noch ein Kind, und doch hatte sie schon damals einen starken Eindruck von ihm empfangen. Heute war sie ihm entgegengetreten als Weib. Und er war ihr gegenüber so kühl und zurückhaltend gewesen. Sie hatte es gefühlt, wie seine Blicke prüfend auf ihr geruht — freilich waren das Momente — aber sie hatte es empfunden. Wie er wohl von ihr dachte! Ja, stolz war er! Viel stolzer als die hohen Aristokraten, die sie in Arzemiesen und Latischan kennen gelernt. Auch sein sonstiges Wesen war anders: nichts von hohlen Phrasen, kein slavisches Anklammern an zeremonielle Formeln, kurz und frei und dabei doch vornehm, ein Mann, der weiß, was er will, so erschien er Jadwiga. In dieser Beziehung ließ sie dem Baron Gerechtigkeit widerfahren. Trotzdem war er ihr nicht sympathisch. Es kam ihr vor, als gehe etwas Starres, Schroffes von ihm aus, als sei sein ganzes Wesen durchdrungen von dem Vorhaben, die Umwelt zu beherrschen. Jadwiga Warminski hatte nicht recht warm werden können, sie hatte sich nicht so sicher gefühlt, wie sonst. Eine geheime Stimme sprach in ihr: „Er will dich beugen, denn er hält dich für ein Kind.“ Und darauf antwortete ihr Trost und Stolz.

Sie sann noch lange nach; nicht direkt über die Art und das Wesen des Barons, aber auf dem Umwege des Vergleiches. Jadwiga hatte fast einen ganzen Tag mit dem Freunde aus den schönen Tagen der Kindheit verlebt, der Vater hatte ihm

eben noch so warmes Lob gespendet, da war es gerade kein Wunder, daß sich die Gedanken der Komtesse mit ihm beschäftigten. Sie urteilte: Dieser Jan Sojka ist ein guter, treuer Mensch, einer von denen, die man gern zu Freunden hat, mit denen es sich gut wandern läßt, denn er will verstehen, seine Na-



Sprengung der Brücke über die Mosel zwischen Novéant und Corny.

tur ist nicht auf Kampf gestellt, er bringt seine Eigenart nicht so bestimmt zur Geltung, sondern ordnet sich unter. Und in diesem Augenblick war Jadwiga fast überzeugt, daß sie mit dem jungen Arzi, der ja in Kürze nach Arzemies überfiedelte, im besten Einvernehmen leben würde.

Am nächsten Morgen fanden sich die Glieder des kleinen Kreises ziemlich spät zusammen. Als Jadwiga auf dem Balkon ihres Zimmers stand, sah sie ihren Vater mit dem Baron zurückkehren. Sie mußten wohl einen kleinen Spaziergang gemacht haben. Jadwiga holte die Schwester ab. Zusammen gingen sie in den Salon des Onkels, und es dauerte nicht lange, so fanden sich die drei Herren ein. Der Graf begrüßte seine Töchter sehr zärtlich, der Baron sehr respektvoll, Onkel Dem lordial. Man bildete zwanglose Gruppen, und Jadwiga nahm neben einem Tischchen Platz, auf dem die Pelztüre der Fürstin aufgesperrt lag. Fürstin Bogdan las sehr viel, und sie ließ sich von ihrem Buchhändler in Krakau auch in die Sommerfrische Bücher nach dessen Auswahl senden. Meist waren es französische Werke, denn sie liebte diese Sprache und ihre Literatur. Diesmal aber waren auch deutsche Autoren vertreten. Eines dieser Bücher nahm Jadwiga zur Hand; natürlich wollte sie nicht lesen, nur ein wenig blättern.

Da stand der Baron neben ihr. Wieder fühlte sie seine Blicke prüfend auf sich ruhen. Fast empfand sie es unangenehm. Darum schaute sie ihn voll an. Merkwürdig, wie sich auch dieser Augen Blicke wandeln konnten. Sie sprachen über Bücher. Jadwiga meinte: „... aus Romanen mache ich mir im allgemeinen nicht viel. Lieber sind mir historische Werke. Ich habe schon manchmal daran gedacht, demnächst Studien in den Akten unserer Familie zu betreiben.“

Sie meinte ein feines Lächeln auf dem Gesicht des Barons zu sehen und legte es als Sport aus. Das verdroß sie. Aber der Baron kam bald wieder auf Arzemies zu sprechen, und er traf diesmal eine Saite in ihrer Seele, die leicht ins Schwingen geriet; er rühmte die Wälder der Heimat, auch den verwilderten Park, das Märchenland ihrer Jugend. Wie genau er alle intimen Reize kannte, ihre Lieblingsplätze, und wie schlicht, natürlich er alles sagte; wollte er sich bei ihr einschmeicheln? dachte sie. Doch wenn sie ihm ins Gesicht sah, wies sie einen solchen Gedanken rückhaltlos zurück. Nein, der schmeichelte nicht!

Darauf trennte man sich.

Graf Warminski trieb es fort aus dem Hotel, er konnte sich an das mühsige Leben nicht sofort gewöhnen. So unternahm er allein einen Spaziergang. Von früher her war er hier gut bekannt. Damals führte freilich noch keine Drahtseilbahn auf die Berge, und er besah sich neugierig das kleine fragelnde Ungetüm, das nach dem Gütlich zu sich in Bewegung setzte. Auf einmal nahmen seine Füße den Ausdruck höchster Spannung an. Er war so erstaunt, daß er mitten auf dem Wege stehen blieb und den beiden Damen — das heißt eigentlich nur der einen — nachblickte. Sie war in ein schlichtes schwarzes Gewand gekleidet. Aber gerade diese Schlichtheit, das tiefe Dunkel des Kleides hob und verschönte die Figur; die Dame war eine brillante Erscheinung. Elastisch und gewandt war jede ihrer Bewegungen, und jetzt, wo sie den Kopf ein wenig zur Seite wandte, bemerkte man ein Gesicht von reizender, origineller Schönheit, aus dem ein Paar wundervoller, dunkler Augen von schier unergründlicher Tiefe strahlte. Aber das alles hätte nicht den tiefen Eindruck hervorgebracht, die Spannung und das Erstaunen des Grafen verursacht, wenn diese Dame nicht Else gewesen wäre. Keinen Augenblick hatte er daran gezweifelt, und er wußte es selbst nicht, warum er sich so sehr freute, die Freundin — nein, die Geliebte seiner Jugend wiedergesehen zu haben. In den sechs langen Jahren der Arbeit hatte er an Else nicht mehr gedacht, denn sie hatte ja durch ihre Verheiratung jede Möglichkeit einer Vereinigung vernichtet. Und dann war er auch viel zu sehr beschäftigt gewesen, um unnützen Träumereien nachhängen zu können. Aber nun war die Erinnerung an Glück und Leid, an Lieben und Meiden mit warmem Glanz durch seine Seele gezogen und diese Erinnerung hatte ihn gebannt, bis er sich lächelnd einsetzte, daß er wie ein Knabe auf der Straße stand und Damen nachblickte. Mit einem fröhlichen Lächeln um den Mund wandert er rüstig bergan, er wollte Else wenigstens begrüßen, sich nach dem Grunde ihrer Trauer erkundigen. Doch es wurde ihm nicht leicht, die Damen einzuholen, sie schritten ziemlich rasch aus, und in seinem Erstaunen hatte er ihnen einen ziemlich bedeutenden Vorsprung gewährt. Er dachte im

Gehen an jenes Eisfest in Tulnow, wo er mit Else um die Wette gelaufen. Ach, das war eine trübe Zeit. Dort hatten Verwicklungen begonnen, die ihn hinabzuziehen drohten in den gähnenden Abgrund. Freilich, er hatte sich aufgerafft, hatte kämpfen und siegen gelernt. Und siegen wollte er auch heute in dem harmlosen Streit um den kleinen Vorsprung, er wollte Else nicht aus den Augen verlieren. Etwas wie Sehnsucht überkam ihn, Sehnsucht nach Weichheit, nach Güte und Verständnis. Und da stand er auch schon an der Seite der Damen, und mit der Gewandtheit, die ihm stets eigen gewesen, half er sich und Else über die Verlegenheit; dieses unvermuteten Wiedersehens nach langer Pause fort. Else wies auf ein reizendes Häuschen, das aus Grün und Blumen schüchtern hervorlugte und jagte: „Mein buon retro, Herr Graf, Sie sind zu einem Plauderstündchen und zu einer Tasse Tee aufs herzlichste eingeladen!“

Das klang schlicht und freundlich, nicht kokett, überhaupt schien sich das Wesen dieser Frau gewandelt zu haben, seit er sie zum letzten Male gesehen; das Sprühende, die bestridende Lebhaftigkeit ihres Geistes schien durch sanfte Trauer gemildert; seine Linien und Fältchen, ein feiner Schleier über dem Blick sprach von Leiden und Kämpfen, Else war ernster, würdevoller, und gerade deshalb noch schöner und begehrenswerter als in den Tagen der Jugend, die längst vergangen waren.

Das empfand Graf Warminski, als er ihr in ihrem anheimelnden Salon gegenüberlag. Er erzählte auf ihren Wunsch von den Ereignissen der letzten Jahre, und sie hörte nur zu. Dann sprach sie: „Ihnen gegenüber, Graf Hyazinth, kann ich offen sein!“ — Sie erwiderte ein wenig. — „Ich heiratete ohne Liebe, wie so viele, spielte meine glänzende Rolle als Gattin Wilbrams nicht ohne Geschick. Aber mir fehlte doch etwas, ich fühlte ein Sehnen nach etwas Unbekanntem, fühlte, wie leer und öde mein Herz war. Das mußte getragen werden. Da identete uns Gott ein Kind.“ Ihre Blicke wurden bei diesen Worten voll Glanz und Leuchten, dann breitete sich ein Schleier darüber aus, seine, kaum sichtbare Tränen — „Und dieses Kind — es starb. Mit ihm starb meine Jugend, mein Glück. Vor vier Jahren starb mein Knabe, voriges Jahr verschied mein Gatte. Da zog ich mich — nach längeren Reisen — in diesen herrlichen Erdenwinkel zurück. Hier werde ich wohl bleiben, bis der Abend kommt.“

Graf Warminski sah sie forschend an.

War es ihr ernst mit dieser Resignation? Denn in ihm regte sich wieder die Sehnsucht nach Glück. Freilich, die Jugendliebe war in Scherben gegangen, aber ließ sich aus diesen Scherben nicht doch noch ein bescheidener Altar bauen, wenn man nur wollte? Das waren Gedanken; der Graf sprach sie nicht aus, denn das erschien ihm doch taktlos, wenn er gleich bei der ersten Begegnung die Erinnerung an vergangene Tage aufwühlte und aus den früheren Beziehungen Rechte für die Zukunft herleitete, nachdem er damals durch seine Heirat derartigen Ansprüchen enttastet hatte. Aber er erbat sich die Erlaubnis, Else auch fernherhin besuchen zu dürfen, und diese Erlaubnis wurde gern gewährt.

Als Graf Warminski zur Stadt zurückkehrte, beschäftigten ihn die verschiedensten Gedanken. Wohl lehrten bald die Kinder heim, Jadwiga ging ja schon jetzt mit nach Hause; aber wie lange dauerte es, dann holte man sie ihm fort, und er blieb allein, ein einsamer, freundloser Lebensabend war ihm alsdann beschieden. Ja, wenn wenigstens der eine Wunsch seines Herzens in Erfüllung ginge, Jadwiga seinen Freund Kappel heiratete, dann war es nicht so schlimm mit der Einsamkeit. Aber wer garantierte ihm denn dafür, daß diese beiden selbstbewußten Menschen sich in Liebe fanden? Wenn er Else heiratete, dann konnte ihm ein spätes Glück beschieden sein, sie waren nun beide gereift und geläutert, sie waren beide nicht mehr jung, aber auch noch nicht zu alt, er 48, sie 38 Jahre. Sollten sie jetzt schon auf alles verzichten, was das Leben Schönes und Beglückendes bot? Sollte er sich nicht vielmehr darüber freuen, daß sein Herz trotz allem die Fähigkeit zu lieben noch besaß? —

In den folgenden Tagen war das Wetter nichts weniger als angenehm. Da bekam Fürst Bogdan plötzlich Nachrichten, die ihn veranlaßten, seinen Aufenthalt in der Schweiz abzulösen, und die übrigen hatten auch nicht viel Lust, hier zu warten, bis es dem Himmel gefiel, beständiger zu sein.

Nur einer verließ ungern die Schweiz trotz Regengüssen und Sturmgebraus, und das war Graf Warminski. Wehe als einmal war er allein nach dem reizenden Haus am

Gütlich gewandert, um mit Else zu plaudern. Und je öfter er kam, desto fester stand der Entschluß in ihm, um Else wie um sein Glück zu werben. Ein Stund jugendlicher Begeisterung war in sein Herz zurückgekehrt; sein Herz war nicht alt, es hatte noch Hunger nach Liebe und Glück. Doch die, der sein Sehnen galt, schien nichts zu sehen und zu hören; schien nicht zu sehen das frohe Ausleuchten in seinem Auge, die Innigkeit, die in diesen Blicken lag; sie schien nicht zu hören, daß durch seine Worte ein warmer Herzensston klang, daß in Wort und Blick und Wesen des Grafen ein zages, schüchternes Werben lag; sie schien nicht zu wissen, daß dieses Mannes Herz ihr heute ebenso gehörte wie damals in den Tagen der Jugend. Merkte sie es wirklich nicht?

Da hätte sie nicht ein Weib sein müssen! Da hätte sie den Mann nicht lieben müssen aus tiefstem Herzen! Daß sie sein Werben überhörte, seine Liebe überjah, kam daher, weil sie Warminski liebte! Sie wußte, daß der Graf erwachsene Töchter hatte, auf Jadwiga konnte sie sich noch genau besinnen, die war schon als Kind stolz und selbstbewußt. Würde sie da nicht die fremde Frau als Eindringling betrachten? Nein, diese Verbindung konnte Warminski kein Glück bringen. Er stand dann zwischen Weib und Kindern, und sie, Else, schob sich zwischen den Vater und die Kinder, die auf seine Liebe ein heiliges Anrecht hatten. Da war es besser, daß sie abermals entsagte.

Dem Grafen war der ständige Verkehr mit Else zu einer lieben Gewohnheit geworden. Darum war es ihm unangenehm, als er den allseitigen Wunsch vernahm, den Aufenthalt in der Schweiz abzubrechen und in die Heimat zurückzuführen. Es wäre eine Torheit gewesen, sich diesem Wunsche zu widersetzen. Nun galt es also, Abschied zu nehmen.

Heute sollte es sich entscheiden, er wollte Gewißheit haben, ob Else sein Weib werden wollte oder nicht. Fast fürchtete er sich vor dieser Entscheidung. Else war so ganz anders als früher, war es da nicht möglich, daß sie ihn abwies?

Lange konnte Graf Warminski nicht die rechten Worte finden, denn Baronin Wilram wich jeder Andeutung geistlich aus und gab sich Mühe, harmlose Gesprächstoffe zur Diskussion zu bringen. Endlich aber ermannete er sich doch. Er sprach:

„Ich weiß nicht, ob ich klug handle, an Vergangenes zu erinnern. Aber ich kann nicht anders. Es hat eine Zeit in unserem Leben gegeben, da war unsere gegenseitige Liebe unser höchstes Glück. Doch wir mußten diese Liebe begraben, und sie war lange, lange tot. Jetzt ist sie in mir erstanden — vielleicht nicht so glühend, so wortreich, aber doch nicht minder innig und tief. Else, wenn noch ein Funke jener Neigung zu mir in Ihrem Herzen wohnt, die einst mein Glück war, so bitte ich Sie, werden Sie mein! Lassen Sie Vergangenes vergangen sein und kommen Sie mit mir einer schöneren Zukunft entgegen! Wollen Sie mein Weib sein?“

Else Wilram war bei dem Werben des Grafen aufgestanden und hatte sich abgewandt. Sie stand am Fenster, das den Ausblick zur Stadt gestattete und schien angelegentlich das Spiel des Windes zu verfolgen. Doch sie kämpfte einen schweren Kampf. Es wurde ihr schwer, den Mann abzuweisen, den sie von neuem lieben gelernt hatte, es fiel ihr aber auch schwer, in eine Verbindung zu willigen, die gar leicht Enttäuschung, wenn nicht gar Unglück bringen konnte. Auch ihr war es in den letzten Tagen bewußt geworden, daß es Stunden gibt, wo der Mensch gern zu einem lieben Gefährten seine Lust nicht nimmt, ihm rückhaltlos sein Herz ausschütten will, daß Einsamkeit die Mutter der Sehnsucht ist. Aber andererseits konnte sie sich nicht entschließen, in einen geschlossenen Familienkreis als fremdes Glied einzutreten. Ja, wenn die Kinder klein, erziehungsbedürftig gewesen wären, dann hätte sie keinen Augenblick gezögert, sie hätte all ihre Kraft eingesetzt, ihnen Mutter im edelsten Sinne des Wortes zu werden. Das war aber jetzt nicht mehr möglich, die Kinder waren zu groß.

Darum erwiderte sie nach langer Pause:

„Ich kann nicht Ihr Weib werden, wenigstens jetzt nicht!“ Dann setzte sie ihm die Gründe auseinander.

Graf Warminski sann nach. Er fühlte, daß Else recht hatte und sprach: „Mir bleibt nichts anderes übrig, ich muß mich fügen. Darf ich dann mein Werben wohl wiederholen, wenn ich allein bin?“

Sie sah ihn lange an, dann senkte sie den Blick und sagte ganz leise: „Dann, ja!“

Da wollte er sie an sich ziehen, ihre Hand küssen, doch sie wehrte hastig ab, als fürchtete sie, durch jede Gunstbeziehung

ihren Entschluß preis zu geben. Der Graf nahm rasch Abschied und ging. In seiner Seele war Hoffnung.

Am folgenden Tage wurde die Rückreise über Zürich und Wien angetreten. Als es galt, aufzubrechen, gab es noch eine kleine Szene. Slawa war plötzlich bei ihrem Vater erschienen, hatte schluchzend sich an seine Brust geworfen und unter Tränen den Wunsch geäußert, dauernd nach Arzemies zurückzukehren. „Bitte, Papa,“ flehte sie, „laß mich in Arzemies bleiben, ich mag nicht allein in Lausanne sein, bitte!“

Graf Warminski ließ sich erbitten. Er nahm rasch mit Fürstin Bogdan Rücksprache, um deren Meinung zu vernehmen, und schließlich bekam Slawa ihren Willen. Es war beschlossen worden, eine Gouvernante zu engagieren, um Slawa eine abgeschlossene Bildung zu vermitteln.

Bis Wien reisten alle zusammen. Zwar wäre auch die Fürstin gern einige Tage in der schönen Kaiserstadt geblieben, aber ihr Gatte hatte es eilig und vertröstete sie auf später. Auch Baron Kappel gönnte sich keinen Aufenthalt, und Jadwiga meinte scherzend, die Einsamkeit der galizischen Wälder habe es ihm so angetan, daß er sie ihrer Gesellschaft vorzöge. Doch nahm er ihr das nicht übel und schied mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen“.

Die Trennung dauerte denn auch nicht lange. Die Komtessen kamen schon unterwegs nicht aus dem Staunen heraus. Früher war so eine Reise von Krakau nach Arzemies eine wahre Heldentat. Man mußte nach Lemberg fahren, kam noch einige Stationen weiter bis Sambow, und hatte trotz des Umweges noch eine Wagenfahrt von mehr als sieben Stunden. Und was waren das für Wege! Und jetzt! Da stiegen sie in Krakau um und fuhren mit der Bahn bis Kochanow, von wo aus man Arzemies bereits liegen sah. Das heißt, man erblickte eine große Menge von Bäumen, und über das grüne Laubdach ragte eine gewaltige Fahne in den alten Farben des Warminskischen Hauses. Der Graf schüttelte verwundert den Kopf. Er konnte sich nicht erinnern, Auftrag zu derartiger Ausschmückung gegeben zu haben.

Baron Kappel hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich seinen Freund und dessen Töchter abzuholen. Die Begrüßung war durchaus herzlich, und dann fuhr der Wagen auf der neuen Straße, die über die Kochanower Hüttenanlage nach Arzemies führte. Neugierig ruhten die Augen der Komtessen auf der umgestalteten Gegend, auf den Fabrikräumen, den Arbeiterhäuschen, die zu beiden Seiten der Straße lagen und so ganz anders aussahen als die Wohnhäuser im Dorfe Arzemies. Jadwiga machte ihren Vater darauf aufmerksam. Graf Warminski erwiderte: „Ja, so ganz trifft deine Vergleichung nicht mehr zu, denn auch in Arzemies ist in letzter Zeit manche alte Hütte gefallen und hat einem schmucken Häuschen Platz machen müssen. Das ist zum größten Teil Baron Kappels Werk.“

Diese Unterhaltung wurde durch eine kleine, aber herzliche Ovation unterbrochen. An der Grenze der Arbeiterkolonie Kochanow standen Arbeiter und Arbeiterinnen, die aus Arzemies stammten, um die in das Vaterhaus heimkehrenden Grafentöchter zu begrüßen und ihnen Glückwünsche darzubringen. Jnanz Wonna sprach für die Versammelten einige gereimte und ungereimte Verse und schloß mit einer nicht mißzuwertenden Handbewegung, die aber jedenfalls durch einen Griff des Grafen nach seiner Börse veranlaßt wurde. Die Gratulanten belamen ihr Trinkgeld und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Aber noch waren die Ueberraschungen nicht zu Ende. Am Eingang des Parkes hatte man eine Ehrenpforte errichtet, und vor derselben standen Jan Sojka, seine Frau und die gräßlichen Beamten. Jadwiga und Slawa griffen höchst eigenmächtig in das Begrüßungsprogramm ein, denn sie sprangen, ohne auf Ansprache und Glückwünsche zu warten, aus dem Wagen, umarmten der Reihe nach Frau Sojka, schüttelten ihrem alten Freunde Jan, der sich in den letzten sechs Jahren so gut wie garnicht verändert hatte, herzlich die Hände; das war ein Plaudern und ein Durcheinanderschwirren von Stimmen, daß die Beamten garnicht zu Worte kamen. Trotzdem dankte der Graf allen für die gute Absicht und stellte ihnen ein kleines Fest in Aussicht.

Die kurze Begestreckte vom Parktor zum Schloß wurde zu Fuß zurückgelegt. Ein Ausdruck unverhohlener Freude lag auf den Gesichtern der Komtessen, und Slawa sagte nur immer und immer wieder: „Mein liebes, liebes Arzemies!“ Der Graf führte seine Töchter selbst in die Zimmer, die er eigens für sie hatte möblieren lassen. Sie waren so wohn-



Zu den diesjährigen deutschen Herbstmanövern: Auf die von
diesjährigen deutschen Herbstmanövern unter andern
Der österreichische Thronfolger, Erzherzog
Franz Ferdinand.

als Vertreter auswärtiger Mächte teil:
Der englische Handelsminister
Churchill.

Der türkische Generalissimus,
Mahmud Schevket Pascha.

lich und traut, so freundlich und anheimelnd; nichts war
vergesen, was junge Damen gern um sich haben, und alles
war so charakteristisch, dem Geschmac und dem Wesen jeder
der Komtessen entsprechend gehalten, daß Jadwiga ihr Er-
staunen darüber nicht unterdrücken konnte. „Das hat auf
meinen Wunsch Frau Sojka besorgt,“ erklärte der Graf, und
nun war das Rätsel gelöst.

Bald war Jadwiga und Slawa ganz und gar „zu Hause“.
Die größte Befriedigung empfanden sie darüber, daß man
an ihrem geliebten Park keine wesentlichen Veränderungen
vorgenommen hatte. Der Teil vor dem Schloß sah in seiner
Blumenzier sehr korrekt aus, die abgelegenen Teile aber hatte
man verschönt. Jadwiga und Slawa erwählten sich alsbald
ihre Lieblingsplätze, das lag natürlich an der großen, alten
Parkmauer.

An einem der folgenden Tage sahen Jadwiga und Slawa
bei Sojkas. Frau Sojka, die in der Ehe ein wenig rundlich
und bequem geworden war, saß in einem Korbfessel, die Kom-
tessen hatten im Sofa Platz genommen. Slawa erzählte eben
von ihrem Zusammensein mit dem Doktor. Da tat sich die
Tür auf, und mit einem herzlichen „Guten Tag“ trat der
junge Arzt ins Zimmer. War das ein Wunder! Dr. Sojka
klärte alles rasch auf. Er hatte eher von seiner Stelle als
Assistenzarzt freikommen können, und so war er denn unver-
züglich nach Arzjemien geeilt, um von seinem kleinen Wir-
tungskreise Besitz zu nehmen.

Einige Tage darauf hielt auch die neue Gouvernante Ein-
zug auf Schloß Arzjemien. Slawa ging ihr ein wenig miß-
trauisch entgegen. Der Gedanke war ihr von Anfang an un-
sympathisch gewesen, auch jetzt noch unter Vormundschaft zu
stehen, unter Aufsicht einer Fremden lernen zu sollen. Aber
sie hatte nicht gewagt, zu opponieren, und jetzt mußte sie sich
halt ins Unvermeidliche fügen. Sie wollte abwarten, wie
das Fräulein sich zu ihr stellte und danach ihr Benehmen
einrichten. Das sprach sie auch Jadwiga gegenüber aus:
„Wenn das Fräulein mich wie ein Kind behandelt, benehme

ich mich auch wie ein Kind und mache ihr das Leben sauer
nach allen Regeln der Kunst. Ich bin nicht umsonst so lange
in der Pension gewesen. Da lernt man, mit solchen Damen
umzugehen.“ Dabei aber lachte sie so fröhlich und ließ ihre
weißen Perlenzähne sehen, daß auch Jadwiga lachen mußte.
Sie kannte ihr Schwesterchen zu gut, um nicht zu wissen, daß
Slawa keinem Menschen etwas zuleide tat. Sie war halt
noch ein halbes Kind trotz ihrer 17 Jahre.

Fräulein Maria Linrowska, so hieß die neue Gouvernante,
sah nicht danach aus, als wollte sie der Komtesse das Leben
verbittern. Sie war noch sehr jung, hatte bisher in einem
Institut Aushilfestunden erteilt und war auf Empfehlung
einer älteren Freundin nach Arzjemien gekommen. Das
kleine hübsche Fräulein blickte voll Jugendlust in die Welt,
und an dem schelmischen Aufleuchten ihrer Augen konnte
man es merken, daß sie weit davon entfernt war, durch
Süßheit und Gemessenheit ihre Würde zum Ausdruck zu
bringen. Es dauerte nicht lange, da hatte sie den letzten
Rest von Befangenheit verloren, und sie war die erklärte
Freundin Slawas. Kein Mensch machte ihr Vorschriften,
wie sie ihr Amt ausüben sollte, der Graf hatte sich gelegent-
lich geäußert, daß es ihm weniger um ein systematisches
Unterrichten seiner Tochter zu tun sei, sie solle leben, ge-
lehrentlich Slawas Wissen zu vervollkommen, ihre Lektüre
bestimmen, ihre Fertigkeit in fremden Sprachen fördern.
Als Slawa das erfuhr, atmete sie erleichtert auf und sagte:
„Also diese Angst war überflüssig; ich hatte nämlich gefürch-
tet, Sie würden mich mir exerzieren müssen. Das, was Papa
verlangt, können wir ja allenfalls tun, ganz gelegentlich, wie



Oberingenieur Dürr,
der verdienstvolle Mitarbeiter des Grafen Zeppelin.



Prinz Ludwig von Italien,
Herzog der Abruzzen ist zum italienischen Gesandten zu
Washington ausersehen.



Kathedrale in Mexiko.

er sagt!" Sie lachte schelmisch auf, und die beiden verstanden sich von dieser Zeit ab ganz vorzüglich. —

Baron Kappel kam sehr häufig nach Argemien, das brachten schon die geschäftlichen Beziehungen zum Grafen mit sich. Selbstverständlich blieb er fast jedesmal zum Essen, denn der Graf wünschte dringend, daß Kappel an Jadwiga Gefallen finden möchte. Er wußte keinen Mann, dem er seine Tochter lieber anvertraut hätte, als seinem Freunde Kappel. Vorläufig aber schien es noch immer zu keinem guten Einvernehmen zwischen Jadwiga und dem Baron kommen zu wollen. Fast ständig kam es zu kleinen Plänkchen zwischen den beiden, Jadwiga schien ein besonderes Gefallen daran zu finden, den Baron zu reizen, ihm zu widersprechen, ihn fühlen zu lassen, daß sie nicht das Kind sei, für das er sie hielt. Graf Warmingki beobachtete eine Zeit lang dieses seltsame Gesecht. In seinen Mienen war deutlich genug ausgeprägt, daß ihm das Auftreten seiner Tochter nicht behagte. Aber er war immer noch in dem Glauben, Jadwigas impulsive Natur sei schuld daran, und er wollte die Sache auf sich beruhen lassen. Als er aber wahrnahm, daß Jadwiga gegen andere Herren, wie beispielsweise gegen Dr. Sojka, recht lebenswürdig war, verdroß es ihn noch mehr, und er beschloß, Jadwiga auf ihr unpassendes Benehmen aufmerksam zu machen.

Was war denn eigentlich die Ursache dieser ewigen Streitigkeiten?

Jadwiga litt selbst darunter. Sie war viel zu gerade und offen, als daß sie nicht erkannt hätte, sie tue dem Baron unrecht. Und doch brach bei jeder Gelegenheit ihre Gereiztheit durch, und je mehr sie darüber nachgrübelte, welches wohl der Grund ihrer Abneigung gegen den Baron sei,

desto tiefer arbeitete sie sich in das Gefühl hinein. Sie konnte keinen Grund dafür finden, denn sie schloß vor der letzten Erkenntnis die Augen.

Schon während der Schweizer Reise hatte sie sich in Gedanken oft mit Baron Kappel beschäftigt. Erst war das ein sorgfältiges Prüfen, ein Vergleichen mit anderen Männern. Als sie sich aber dessen bewußt ward, daß dieser kühle, stolze Mann ihr Interesse in besonderem Grade in Anspruch nahm, kämpfte sie dagegen an mit aller Macht. Aber sie konnte nicht loskommen von dem Gefühl, daß der Baron auf sie einen sehr starken Eindruck gemacht hätte. Sein Bild drängte sich ihr auf im Wachen und im Träumen, sein Urteil schien ihr immer das richtige zu sein. Daß er ihr gegenüber bei aller Korrektheit so kühl blieb, daß er so überlegen ruhig ihre unklaren Urteile richtigstellte, daß er sich so ganz und gar keine Mühe gab, ihre Gunst zu gewinnen, das verletzte ihren Stolz, verwundete ihr Herz. Und von dieser Zeit an, probierte sie den Baron bei jeder Gelegenheit; wenn er ihre Freundschaft nicht wollte, gut, dann wollte sie ihm als Feindin gegenüberreten.

Aber es war merkwürdig, sie empfand ganz und gar keine Verleugung darüber. Manchmal drängte sich ihr der Gedanke auf, daß sie nur deswegen so verstimmt und verletzt sei, weil sie sich nicht eingestehen wollte, daß sie dem Baron trotz allem gut sei. Wenn Kappel sie manchmal bei Tisch unvermutet ansah, dann leuchtete es auf in seinem Blick, dann lag etwas Weiches darin, dann hätte sie aufjubeln mögen vor Glück und Seligkeit. Warum war er nicht immer so? Wollte er sie etwa zwingen, daß sie ihm entgegenkam? Nein, das tat sie nicht! Ihre Liebe — das fühlte sie war etwas so Hohes, Großes, daß derjenige, dem sie zufallen sollte, sich diesen Preis schwer eringen mußte. Sie schenkte sich nicht wea, sie mußte verdient werden.

Aber das waren nur Gedanken, Regungen, gegen die sie kämpfte mit aller Macht. Und je lauter solche Gedanken sprachen, desto kühler behandelte sie den Baron, und es war nur zu bewundern, daß Kappel das alles so gelassen hin nahm. Jadwiga wunderte sich selbst darüber. Auch der Baron dachte manchmal darüber nach, aber mit der ihm eigenen Willenskraft zwang er jeden bitteren Gedanken nieder. Er war jetzt überzeugt, daß auch für ihn das Glück kommen, und daß jene es ihm bringen würde, die ihm jetzt als Feindin gegenüberstand! —

Eines Tages sagte der Graf zu seinen Töchtern und Kräulein Pinrowska: „Baron Kappel hat mich eingeladen, euch die Fabrik zu zeigen. Ich habe heute in Kochanow zu tun; wenn es euch Veranügen macht, könnt ihr mich begleiten.“ Slawa und das Kräulein schienen aber keine rechte Lust zu haben. Doch schließlich siegte ihre Neugierde; sie hätte gar zu gerne gesehen, wie es in der vielgepriesenen Fabrik aussah. So fuhren sie alle hin.



Ein Gedenkstein zur Erinnerung an die Errettung Friedrichs des Großen vor Gefangenschaft in der Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759.

Beim Baron trafen sie Dr. Sojka, der eben herausgekommen war. Graf Warminski sagte: „Wenn Sie nach der Fabrik gehen, dann bleibe ich hier und sehe mir in aller Ruhe die betreffenden Schriftstücke durch, die ich zu unterzeichnen habe.“ Das geschah denn auch. Der Baron begab sich mit den Damen in die Fabrik und Dr. Sojka schloß sich ihnen an. Kappel zeigte ihnen alles Interessante und erklärte es ihnen so weit, als es für Laien Zweck hat. Dr. Sojka war sehr aufmerksam. Sie und da blieb er auch ein Weßchen zurück und besah sich Transmissionen und Wellen, Laufriemen und Maschinenteile, sagte aber nichts. Erst als sie den großen Maschinenraum verlassen hatten, wandte er sich an den Baron und sprach: „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Baron, daß ich mir eine Bemerkung erlaube: ich glaube, die Sicherheitsvorrichtungen reichen nicht aus.“ Das klang fest und überzeugt.

Auf dem Gesichte des Barons war für einen Augenblick der Unmut ausgeprägt, den die Worte des jungen Mannes in ihm hervorgerufen hatten. Ein stolzer, abweisender Zug war in sein Antlitz gekommen, und seine Augen sandten scharfe, kalte Blicke auf den Arzt. Jadwiga beobachtete das, und ihr war der Baron in diesem Augenblicke unheimlich, fast fürchtete sie sich vor ihm.

Nach kurzem, peinlichem Schweigen sagte der Baron: „Sie können recht haben, Doktor, aber wir haben getan, was in unseren Kräften stand. Das können Sie mir glauben, und Sie können versichert sein, daß mir Leib und Leben der Arbeiter ebenso nahe gehen wie Ihnen!“

Er hatte das mit leicht vibrierender Stimme gesagt. Er war verlegt, das lag auf der Hand, das empfand auch Dr. Sojka. Um einzulenken, sagte er: „Herr Baron, ich wollte ja absolut nicht kritisieren, glauben Sie mir das, ich wollte nur ansprechen, wovon ich überzeugt war, daß es Ihnen vielleicht entgangen sein könnte. Bei einem so großen Unternehmen können nicht alle Kleinigkeiten erwogen und in möglichster Vollkommenheit sofort ausgeführt werden.“

Indem kam der Graf, und der Zwischenfall war erledigt. Der Baron selbst war bemüht, ihn vergessen zu machen, denn er behandelte den Arzt, als ob nichts vorgefallen wäre, vielleicht noch wärmer als vorher.

Das aber entging Jadwiga. In ihren Augen hatte Dr. Sojka vollkommen korrekt gehandelt und war dafür von Baron Kappel brünstlich zugewiesen worden. Als wollte sie klipp und klar beweisen, daß sie sich nicht durch solche Kleinigkeiten beirren lasse, als wollte sie gut machen, was der stolze Baron gefehlt, war sie gegen Dr. Sojka besonders lebenswürdig und zeichnete ihn offensichtlich aus. Man blieb noch kurze Zeit in Kochanow, und so hatte Jadwiga hinlänglich Gelegenheit dazu. Als der Graf zur Heimkehr mahnte, sagte Jadwiga: „Nicht wahr, Herr Doktor, Sie fahren doch mit uns.“ Natürlich nahm er an. Er fühlte sich doch ein wenig geschmeichelt durch die Gunst dieser hochfünigen Dame, und während der ganzen Heimfahrt war er bemüht, ihr seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Graf Warminski blickte einigemal erstaunt auf. Ihm schien der lordiale Ton, den Jadwiga anschlug, ebenso wenig zu gefallen, wie die bei aller Ehrerbietigkeit freundschaftliche Art des Doktors. Er nahm sich vor, Jadwiga noch heute auf seine Wünsche aufmerksam zu machen. So verhielt er sich ziemlich schweigsam, und auch Slawa schien wenig Lust zum Reden zu haben. Auch das Fräulein schwieg. Sie war in der kurzen Zeit, die sie in Arzemiesen weilte, mit Sojkas vertraut geworden und war fast täglich mit dem jungen Arzt zusammengekommen. Sie hatten stets fröhlich miteinander geplaudert, und der Doktor war ihr jetzt wie ein lieber, alter Freund. In Liebe dachte sie gewiß nicht, sie war überhaupt nicht gewöhnt, sich über jedes Gefühl Rechenschaft zu geben. Aber merkwürdig war es doch, daß ein eigenes Wohlgefühl ihre Brust durchzog, wenn sie Sojka mit Komtesse Jadwiga so vertraut und herzlich plaudern sah. Dann kam es ihr vor, als strecke Jadwiga die Hände nach etwas aus, was ihr Eigentum war, und ihr Herz zog sich zusammen in ungenanntem Weh. So war es ihr auch heute auf der Heimfahrt von Kochanow ergangen. Da hatte Jadwiga den Doktor doch gar zu offensichtlich ausgezeichnet, und Maria war eifersüchtig.

Fortsetzung folgt.

Unerwartete Rettung.

Erzählung aus Englisch-Indien von J. Kaba.
(Nachdruck verboten.)

Es war ein drückend heißer Tag. Die glühende indische Sonne hatte Menschen und Tiere Stunden hindurch gleichsam geröstet, aber sank nun im Westen und die Strahlen verloren etwas von ihrer furchtbaren Macht. Dr. Stanton ließ sein erschöpftes Pferd im Schritt gehen, obgleich er noch mehrere Meilen von seinem Bestimmungsorte entfernt war. Er befand sich auf dem Wege nach der Wohnung eines Regierungsbeamten, zu dem er in der Gile von einem Kollegen desselben entbieten worden war, um dem Beamten ein betäubendes Mittel zu reichen, der eine schwere und notwendige Operation bestehen mußte.

Stanton verlangte sehr danach, sein Ziel zu erreichen wegen des Patienten, aber er wollte andererseits auch sein armes Tier schonen, das schon fünfzehn Meilen in schnellem Trab unter einer versengenden Sonne zurückgelegt hatte.

„Nur vorwärts, Tom,“ sagte er, an den Jägeln ziehend, als er meinte, daß das Pferd lange genug im Schritt gegangen wäre. Aber anstatt, daß das Tier sofort gehorchte, wie gewöhnlich, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es stocksteif stehen blieb, schnaubend die Luft einzog und dann am ganzen Körper zu zittern begann.

„Hallo, vorwärts, Tom, alter Bursche! Was ist denn los?“ sagte der Doktor, sich über den Hals des Tieres hinbeugend und es lieblos streichelnd. „Vorwärts, halte dich noch ein Stündchen gut.“

Aber die Aufregung des Pferdes nahm zu und zitternd spitzte es die Ohren.

Stanton erriet den Grund und blickte, die Hand vor die Augen haltend, scharf über den weißen Weg vor ihm.

„Mein Gott!“ rief er bestürzt aus, „ein Tiger, der in vollem Laufe auf uns zukommt! Der Himmel stehe uns bei.“

In einer Entfernung von kaum einer halben Meile kam das schlafte Tier herangeeilt, vorsichtig, aber schnell.

In einer Sekunde warf der Arzt sein Pferd herum, drückte ihm die Sporen in die Seite und beugte sich über den Hals des Tieres wie ein Jockey.

Das Pferd hatte aber keine Anspannung nötig, sondern flog trotz seiner Müdigkeit im wilden Laufe dahin.

Kaum hatte es sich umgedreht, als auch der Tiger seine Taktik änderte und in rasendem Laufe hinter Mann und Pferd dahinrannte.

Großer Himmel, es war ein furchtbarer Weistreit! Der Angstschweiß ließ Stanton über das Gesicht und fiel auf den Sattelnopf, während er mit heiserer Stimme sein Roß antrieb.

„Mein Himmel, was soll ich tun?“ murmelte er. „Wenn das so weiter geht, holt er uns bald ein, und der arme Tom kann es mit diesem Galopp nicht lange mehr aushalten. Ah — in diesem Augenblick, wo er das Gebrüll des ihn verfolgenden Raubtieres zuerst deutlich gehört hatte, erinnerte er sich der Tatsache, daß er ungefähr eine Meile weiter an einem ausgetrockneten Graben vorbeigekommen war, worin er die Mündung eines großen Rohres gesehen hatte. Wozu dieses Rohr eigentlich dienen mußte, wußte er nicht, aber wahrscheinlich hatte irgend ein Inländer das Rohr dort angebracht, um das Wasser aus seinen Reisfeldern abzuleiten. Trotzdem, wenn er es erreichen würde, konnte er sich aus dem Sattel fallen lassen und einen Schlupfwinkel in dem Rohre suchen, während der Tiger dann ohne Zweifel das Pferd verfolgen würde.“

„Armer, alter Tom,“ sagte er seufzend. „Ich hätte nie gedacht, daß du noch einmal einem Tiger als Mittagessen dienen würdest, um deinen Herrn zu retten. Armes Tier!“

Das Pferd schüttelte seine Mähne, als hätte es die Worte verstanden, und schoß mit einem Male schnell vorwärts, gleichsam, um die Meinung Jägen zu strafen, daß irgend etwas es einholen könnte. Aber schon bald wurden seine Muskeln schlaffer und nur mit Anstrengung konnte es Atem holen.

Inzwischen hielt Stanton Ausschau, ob er den trockenen Graben noch nicht sähe; als er ihn endlich bemerkte, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Er konnte nun deutlich das Geräusch der Füße des Tigers auf dem harten Wege hören.

Er warf einen Blick hinter sich und bemerkte, daß der buntgestreifte Verfolger ihm viel näher gekommen und nur noch etwa 400 Schritte von ihm entfernt war.

Noch fünfzig Schritte waren es bis zum Graben. Stanton

stellte sich aufrecht in die Steigbügel und entschied schnell, wie er springen sollte. Mit einem Sprunge wollte er sich vom Abhänge des Weges herabrollen lassen, wenn ein solcher Sprung ihm auch verhängnisvoll werden konnte. Das Pferd würde wohl weiter laufen und der Tiger wohl sicher die größere Beute verfolgen. Ein Tiger greift selten einen Menschen an, wenn er weiß, daß er statt seiner ein Tier erbeuten kann.

Im folgenden Augenblick sprang Stanton aus dem Sattel, und während er fiel, hörte er das laute Brüllen des Tigers. In wenigen Sekunden stand er wieder auf den Beinen und eilte nach dem schützenden Rohre.

Dieses war gerade groß genug, daß er ohne Mühe hineintriefen konnte und er tat dies auch und zwar rückwärts. Er zwängte sich hinein, bis er nicht weiter konnte. Wie er auch drückte und stieß, er konnte nicht weiter durchdringen. Er lag aber gut geschützt da und mindestens zehn Fuß von der Mündung des Rohres ab.

Plötzlich sah der Arzt etwas mit gelben und schwarzen Streifen: der Tiger lag zusammengerollt vor der Mündung des Rohres! Da lag er in dem Graben, brummend und mit dem Schwanz um sich schlagend, während der Schaum aus seinem Maule lief und seine Augen wie Kohlen glühten.

Näher und näher troch der Tiger brummend auf die Mündung des Rohres zu.

„Mein Himmel!“ dachte Stanton, „er hat den alten Tom doch laufen lassen. Ich bin froh darum. Die verfluchte Bestie, nun will sie mich haben.“

Der Tiger war vorwärts gesprungen und lag schnaubend am Eingange des Rohres. Stanton dachte plötzlich an seine Schwefelhölzer; er zog das Döschen aus der Tasche, zündete ein Hölzchen an und warf es nach dem Tiger. Dieser sprang brüllend zurück und strich mit seiner Klaue über sein Maul, als ob das Schwefelhölzchen seine Haare verjagt hätte.

Stanton hielt das Döschen und ein Schwefelhölzchen bereit, um den Angriff zu wiederholen, wenn der Tiger wieder näher käme. Dies tat er ganz schnell und das eine Schwefelhölz nach dem andern wurde gebraucht, um den Tiger abzuschrecken.

Da bemerkte der Arzt auf einmal, daß er nur noch ein Duzend Schwefelhölzer übrig hatte, und er beschloß deshalb, ganz sparsam damit umzugehen. Aber er machte die Rechnung ohne den Wirt, denn der Tiger hielt aus und verjagte unaufhörlich, ihn zu erreichen; selbst seine angeborene Furcht vor Feuer nahm ab, denn er blickte ruhig nach jedem Klämmchen, bis es ausging.

Stanton murmelte eine Verwünschung, als er dies bemerkte. Er begann am ganzen Leibe zu glühen und fühlte, daß nun sein Ende nicht mehr fern war. Nervös bewegte er die Hände und berührte dabei seine Tasche, die über seiner Schulter hing. Der Gedanke ergriff ihn mit Macht, daß der lederne Gegenstand ihm wenigstens für einige Zeit Schutz gewähren könnte gegen die Klauen der Bestie; er nahm sie deshalb ab und legte sie vor sich hin.

Stanton zwängte sich, so gut er konnte, nach hinten und stieß mit den Füßen, um sich so weit wie möglich von dem brummenden Raubtier zu verfrachten und hielt die Tasche wie einen Schild auf Armeslänge vor sich hin.

Kopf und Schultern des Tigers waren nun schon im Rohre; sie verperrten den Eingang ganz und gar und schlossen Licht und Luft ab. Mit einem verzweifelten Schrei zündete der Arzt sein letztes Schwefelhölzchen an und hielt es in den Fingern. Die Bestie zwinkerte mit den Augen und wich ein wenig zurück, aber ließ darauf ein so gewaltiges Gebüll hören, daß Stanton vor Schrecken das Schwefelhölzchen fallen ließ, so daß das Klämmchen ausging. Aber bevor dies geschah, fiel Stanton's Auge auf seine vollgepackte Tasche. Die Tasche! Welch' ein Einfall! Konnte er den Gedanken, der plötzlich seine Seele ergriff, zur Ausführung bringen?

Hastig riß er die Tasche auf und nahm den Inhalt heraus. Es war ein Päckchen Watte, eine Flasche Chloroform und ein Einatmungsapparat für Aether — ein Apparat mit einem großen elastischen Säckchen am Ende, worin der Patient atmet und wodurch die Luft abgeschlossen wird.

Sollte er die Watte mit Chloroform tränken können, um, ohne jedoch sich selbst statt den Tiger zu betäuben? Ja, das Säckchen mit Aether konnte das verhindern. Er konnte es in jedem Falle veruchen — besser auf diese Weise zu sterben, als von dem wütenden Tiere in Stücke gerissen zu werden.

Schnell wie der Blitz handelte nun Stanton; er verbarge Mund und Nase in dem Einatmungsapparat, goß seinen halben Vorrat Chloroform auf die Watte und warf sie, so getränkt, in der Richtung, wo der Tiger lag.

Stanton lauschte scharf. Erst waren Zeichen der Ueber-raschung bei dem Tiger zu bemerken, und dann hörten seine Bewegungen und sein Brummen auf. Darauf hörte er ein Schnauben und Niesen und ein Geräusch, als ob das Tier sich anstrenge, um sich aus dem Rohre zurückzuziehen. Dar-nach begann das Tier zu husten und ließ klagende Laute hören. Stanton wagte es noch nicht, den Atmungsapparat von seinem Munde wegzunehmen, obgleich er stets dieselbe Luft einatmete und fast betäubt war.

Jetzt machte der Tiger ein schnurrendes Geräusch und das Klopfen in Stanton's Haupt machte es ihm unmöglich, etwas zu hören. In seiner Verzweiflung trat er mit aller Kraft um sich hin. Plötzlich fühlte er das Hindernis im Rohre weichen und Licht und Luft strömten in dasselbe hinein.

Stanton, der noch immer den Apparat vor seinem Gesichte hatte, zwängte sich rückwärts und fiel, nach Luft schnappend, vor dem Tiere nieder.

Da lag er einige Minuten mit leichenblassem Gesichte, als er plötzlich die Gefahr, die mit dem Offenlassen des Rohres verbunden war, bemerkte.

Er schlug den Hals der Chloroformflasche ab und warf sie mit ihrem ganzen Inhalt in das Rohr hinein; dann ver-stopfte er den Ausgang, wodurch er gerade ins Freie ge-langt war, mit allem, was er finden konnte, mit Blättern, Ästen und Laub.

Dann sah er nach dem Tiger. Die Bestie lag bis an die Lenden in dem Rohre. Sein Schwanz bewegte sich nicht mehr und seine Hinterklauen waren ganz ausgestreckt. Stan-ton erfahre eine der Klauen und ließ sie aus seiner Hand fallen. Sie war schlaff, wie die Klaue eines toten Tieres.

„Er ist tot, Gott sei Dank! Welch' ein Einfall — dieses Chloroform.“ Stanton blickte um sich und kletterte dann langsam aus dem Graben auf den Weg.

„Niemand zu sehen,“ murmelte er, während er nach beiden Richtungen den Weg überblickte. Die Nacht kam plötzlich, als er wiehern hörte und Tom bemerkte, der an seinem Rode herum schnupperte.



Nützliches fürs Haus.



— **Feiner Pudding.** 75 Gramm Reis wird, nachdem er gereinigt und gebrüht ist, in ein Viertel Liter süßen Rahm weich gekocht. Hierauf läßt man den Reis abkühlen, rührt 25 Gramm Butter zu Sahne, vermischt diese mit dem Reis, 50 Gramm feinem Zucker, 35 Gramm fein geschnittener Pom-meranzenschale, der abgeriebenen Schale einer Pomerorange, 25 Gramm gewiegtem Rindsnierenfett, 35 Gramm großen Kofinen, sechs Eidoitern, dem Schnee von vier Eiweiß, 55 Gramm zerbrochenen Bitterpapeln und vier Löffeln Arrak. Dies alles wird tüchtig durcheinander geführt und eine Stunde au bain marie in einer gut ausgestrichenen Form gekocht. Wenn der Pudding umgestürzt ist, begießt man ihn mit Arrak und bestreut ihn mit Zimmet und Zucker.

— **Punsch.** Ein Kilo in Stücke geschlagenen Zucker bereiht man mit einhalb Flasche Wein, gibt ihn in eine entsprechende Porzellan-schüssel und gießt noch eine Flasche besten alten Rü-desheimer darauf. Eine Ananas schält man dünn ab, schnei-det sie in kleine Stücke, stößt dieselben zu Pulver und gibt die-ses in die Schüssel, ebenso den Saft von 15 Orangen, eine Flasche Arrak, eine Flasche Madeira, zwei Flaschen Tofayer-wein, eine Flasche Sauterne und eine Flasche alten roten Burgunder. läßt alles zusammen auf Eis zwei Stunden ziehen, seißt dann durch eine Serviette in eine andere Ter-rine und serviert mit Früchten. Der Bequemlichkeit halber empfiehlt es sich, dieses Getränk auf Flaschen zu ziehen und diese bis zum weiteren Gebrauch im Eise aufzubewahren.



**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife**

BERGMANN & CO.
KADEBEUL-DRESDEN

auswärtige Postgebühren, Inlandsendungen Auswärtigen, keine weitere, sammeltweiche
Kauf u. versandt. Inlandsendungen Teint. 4 01. 00 Pfg. Sonstige zu haben.



Unsere Bilder.



— **Sprengung der Brücke über die Mosel zwischen Novéant und Corny.** (S. Abbildung Seite 305.) Die Brücke hat insofern eine historische Bedeutung, als im deutsch-französischen Kriege französischerseits ihre Sprengung vergessen worden war, so daß Prinz Friedrich Karl mit seinen Truppen vor der Schlacht bei Monville die Brücke zum Uebergang benutzen konnte.

— **Oberingenieur Dürr,** der verdienstvolle Mitarbeiter des Grafen Zeppelin (S. Abbildung Seite 308). Oberingenieur Dürr hat dem Grafen Zeppelin von Anfang an beim Ausbau und der Vervollkommnung seines lenkbaren Luftschiffes als unermüdlicher Helfer zur Seite gestanden.

— **Prinz Ludwig von Italien,** Herzog der Abruzzen (S. Abbildung Seite 308), ist zum italienischen Gesandten in Washington ausersehen worden. Herzog Ludwig ist ein Vetter König Viktor Emanuels und steht im 37. Lebensjahre. Er ist als Forschungsreisender bekannt und war längere Zeit Kommandeur einer Division des italienischen Mittelmeer-gehwaders. Der Prinz ist mit Miss Elkins, einer vielfachen amerikanischen Millionenerbin, verlobt. Der König von Italien soll nunmehr die Zustimmung zur Vermählung des Prinzen gegeben haben.

— **Ein Gedenkstein zur Erinnerung an die Errettung Friedrichs des Großen vor Gefangenschaft in der Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759.** (S. Abbildung Seite 309.) Aus Anlaß der 150. Wiederkehr des Tages der Schlacht von Kunersdorf ist von der Familie von Brittwitz und dem Historischen Verein zu Frankfurt a. D. ein Erinnerungsdenkmal auf dem Schlachtfeld errichtet worden. Bekanntlich war der erste Ansturm der Preußen auf die starke Stellung der vereinigten Russen unter Soltilow und Oesterreicher unter Laudon von vollem Erfolg gekrönt. Kurz nach Mittag war der linke Flügel der Russen vollständig geschlagen. Gegen 150 russische Geschütze befanden sich in den Händen der Preußen. Friedrich der Große, der aber mit diesem Erfolg nicht zufrieden war, befahl den Angriff auf den rechten Flügel der Russen. Aber seine durch beschwerliche Nachtmärsche ermatteten Truppen vermochten bei der Schwüle des Sommertages den Spitzberg, die Hauptstellung des Gegners, nicht zu gewinnen. Ein Angriff der Reiterei wurde abgeblasen, und Seidlitz, der Führer, schwer verwundet. Als nun Laudon mit seinen frischen österreichischen Truppen in den Kampf eingriff und den Preußen in den Rücken fiel, war das Schicksal des Tages entschieden. Die preussischen Truppen gingen in regelloser Flucht zurück und mußten außer den eroberten russischen Kanonen auch noch 165 eigene Geschütze dem Feinde überlassen. Friedrich der Große sah vom Mühlberg aus erschüttert der Vernichtung seiner Armee zu. Vergebens hat man ihn, die gefährliche Stellung zu verlassen. Obwohl ihm bereits zwei Pferde unter dem Leibe erschossen waren und eine tödliche Kugel nur durch ein goldenes Etui, das er in der Brusttasche trug, aufgehalten wurde, blieb er auf seinem Standort. Als er einsehen mußte, daß seine Armee nicht mehr zum Stehen zu bringen war, sorgte er durch eine Batterie für die Deckung des Rückzuges, blieb aber selbst auf dem Schlachtfelde, sich den Tod wünschend. Heranstürmende Kosaken drohten ihn gefangen zu nehmen. In diesem Augenblicke kam Rittmeister von Brittwitz mit einer Anzahl Zietenischer Husaren vorüber. „Brittwitz, ich bin verloren!“ rief der König. „Nein, Majestät,“ antwortete Brittwitz, „das soll nicht geschehen, solange noch ein Atem in uns ist.“ Die kleine Schar brachte ihren König in Sicherheit. Diese letzte Szene des Kampfes zeigt das Relief, das in dem auf dem Mühlberg errichteten Gedenkstein eingelassen ist.



Zur Unterhaltung.



— **Aus der Nachenstunde.** Lehrerin: „Die Mutter hat dir drei Brötchen gegeben. Sie gibt dir noch zwei dazu, wieviele hast du nun?“ — Schüler: „Dann han ich er jenug.“

— **Aus der Schreibstunde.** Es wird der Lehrerin gemeldet: „Meine Nachbarin hat mich gestochen, dadurch ist mir ein Tintenfleck aufs Hest gekommen.“ — Lehrerin: „Hast du es mit Absicht getan?“ — Schülerin: „Nein, mit dem Ellenbogen.“



Rätsellecke.



Reierbild.



Wo ist der Lehrer?

Dreifilbige Charade.

Ein alter Geck, so wie es viele gibt,
War in ein junges Mädchen heiß verliebt;
Doch bei der Werbung trug er Spott und Hohn
Und außerdem die Dritte nur davon.
Die schöne Maid verachtete den Wicht;
Der alte aber blieb auf sie erpicht
Und schrieb deshalb in seiner Liebesqual
An ihrem Eins mit Eins den Brief einmal:
„Geehrter Herr! Ich bin ein reicher Mann,
Der Sie nebst Ihrem Kind beglücken kann.
Drum wag' ich es, um diesen Schatz zu frein;
Ich bitte, legen Sie ein Wörtchen ein!
Doch dieser schrieb sofort an ihn zurück:
„Mit Geld, mein Herr, schafft man kein Lebensglück.
Mir gilt Ihr Brief als leeres Eins und Zwei,
Geeignet nur für einen Eins-Zwei-Drei.
Ihn traf das Schicksal, welches ihm gebührt.“
Seit dieser Zeit war unser Geck kuriert.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Homogramm-Aufgabe: Hammer, Main, Milz, Benzin.

Rebus: Wölfe in Schafskleidern.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten den Park erreicht. Dr. Sojka dankte und sprang aus dem Wagen. Dabei streifte ein Blick voll Wärme und Innigkeit die Gouvernante, und dieser verlobte sie und machte sie froh. Leichtfüßig eilte sie Slawa nach, die als erste den Wagen verlassen hatte. Graf Warminski und Jadwiga folgten langsamer. „Ich habe dir etwas zu sagen,“ meinte kurz der Vater, und Jadwiga erwiderte unbefangen: „Sofort, Papa, ich will nur ablegen.“ Nach einer Weile kam sie wieder und begab sich in des Vaters Arbeitszimmer. Der Graf wanderte hastig auf und ab, und es schien, als sei er übler Laune. Endlich blieb er vor seiner Tochter stehen und sagte: „Jadwiga, die Verhältnisse haben es nun einmal mit sich gebracht, daß wir mit Sojlas intimer stehen, als dies sonst zwischen Herrn und Diener üblich ist. Ich habe auch nichts dagegen, daß ihr — Slawa und du — ferner bei Sojlas verkehrt, denn er ist ein Ehrenmann, sie ist eure Erzieherin. Du siehst, ich bin nicht engherzig. Aber in einem Punkte muß ich engherzig sein, ich muß verhindern, daß du durch weitere Intimitäten mit Dr. Sojka eine Torheit begingest, die unverzeihlich wäre. Ich bitte dich, zu bedenken, daß du die Erbin von Arzemies bist und unmöglich diesen Dr. Sojka, den Sohn meines Verwalters, heiraten kannst. Dagegen wäre es mir lieb, wenn du dich meinem Freunde Kappel gegenüber etwas entgegenkommender gebest. Er ist ein Edelmann von der Sohle bis zum Scheitel und dein Vater hat ihm unendlich vieles zu danken — nicht nur materielle Erfolge — viel mehr —. So nun weißt du meine Wünsche. Nichte dich danach.“

Jadwiga war bleich geworden. Sie vergaß gerade in diesem Augenblicke, daß sie ihrem Vater gegenüberstand. Ihr Stolz war an der empfindlichsten Stelle verletzt, ihre Freiheit sollte angetastet werden und das konnte sie nicht dulden.

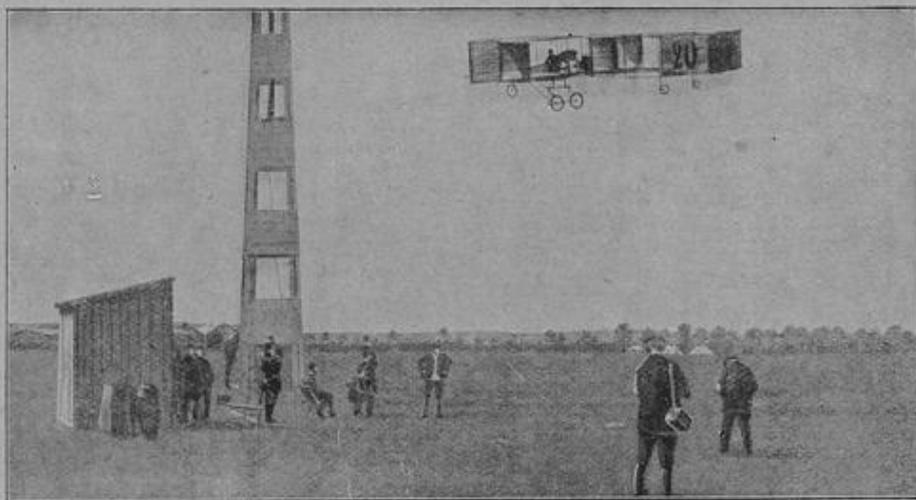
Mit bebender Stimme entgegnete sie: „Von einer Liebeslei —

sie betonte das Wort sehr stark, obwohl es der Vater nicht gebraucht hatte — kann keine Rede sein. Aber wenn schon einmal geliebt sein soll, dann ist mir allerdings der Sohn meines Verwalters immer noch lieber als Baron Kappel. Ich werde nicht gegen deinen Willen heiraten, lasse mich aber auch nicht ohne Liebe zur Heirat zwingen.“

Der Graf wollte beschwichtigen. Im Grunde hatte er Respekt vor dieser stolzen Art seiner Tochter. Das brauchte er ihr allerdings nicht zu verraten. Er sprach: „Ich habe dich nur warnen wollen, sonst nichts. Was ich von Baron Kappel sagte, waren nur die Wünsche meines Herzens, weil ich keinen Mann kenne, in dessen Gut ich dich und das Vätererbe lieber gäbe, als in seine. Man soll nie „nie-mals“ sagen. Verne du den Mann erst kennen, wie ich ihn in jahrelanger, gemeinsamer Arbeit erprobt habe, dann wirst du ihn auch anders beurteilen.“

Jadwiga ging. Die Worte ihres Vaters hatten sie nicht zu überzeugen vermocht. Sie fühlte nur das eine: man will mich beeinflussen, ja zwingen zu einem Schritte, bei dem nur eigene, freie Willensentscheidung maßgebend ist. Trotz des Beschwichtigungsversuches ihres Vaters war eine tiefe Bitterkeit in ihrer Seele zurückgeblieben. Widerstrebende Gedanken bewegten ihr Inneres. Sie gedachte der Vergangenheit, der Mutter, die ihr jetzt so sehr fehlte. Wie sehnlich wünschte sie, der Teuren alles sagen zu können, was sie drückte. Aber sie war von ihr gegangen und hatte sie allein zurückgelassen. Da wurde ihr das Zimmer zu eng. Es trieb sie hinaus in den Park. Die Blumen neigten ihre Köpfe, und Immen und Falter umkreisten sie. Jadwiga beugte sich nieder und pflückte einen Strauß farbenprächtiger Blumen.

Dann wanderte sie durch den Park. Während des Pflückens der Blumen war ihr der Gedanke gekommen, die Ruhestätte der Mutter in der ersten Familiengruft zu besuchen. Den Entschluß führte sie sogleich aus. Die Gruft der Warminski lag inmitten des alten Friedhofes in der Nähe des Schlossparkes. Jadwiga war von früher her gewöhnt, allein größere Spaziergänge zu unternehmen. Dieser Gewohnheit



Der franz. Luftschiffer Baulhan legte 131 Kilometer in 2 Std. 43 Min. zurück.

blieb sie auch in Arzemies tren. So wanderte sie den mit Pappeln eingefassten Weg, der nach Arzemies führte. Sie war noch nicht lange gegangen, da hörte sie hinter sich rasche Schritte. Das störte sie allerdings nicht im geringsten. Bald hörte sie rufen: „Komtesse! Komtesse!“ Nun blieb sie stehen, denn sie hatte den Rufer erkannt, es war Dr. Sojka. In diesem Augenblicke empfand sie die Vertraulichkeit des Arztes doch als etwas Unschickliches, und sie nahm sich vor, ihn dafür zurechtzuweisen. Langsam ging sie weiter, und als Dr. Sojka endlich an ihrer Seite war, erwiderte sie seinen ehrerbietigen Gruß mit einem stolzen Reigen ihres Hauptes. Das verwirrte augenscheinlich den Arzt, denn er schwieg plötzlich, und eine dunkle Röte bedeckte sein Gesicht. Doch bald hatte er sich gefaßt und er sagte: „Verzeihen Sie, Komtesse, daß ich es wagte, mich Ihnen aufzudrängen. Ich wollte das Interesse der Schlossherrin von Arzemies — er verbeugte sich bei diesen Worten — für einige Kranke im Dorf erregen.“ Aber die Rede kam stammelnd hervor, und Jadwiga fühlte des Arztes bewundernde Blicke auf sich ruhen. Merkwürdig, diese Vertraulichkeit war ihr unangenehm und sie bereute schon, daß sie durch ihr Benehmen am heutigen Morgen ihm ein Recht zu solcher Vertraulichkeit gab. Sie lag ja weniger in den Worten, als in Blick und Geste. Jadwiga war entschlossen, dieser Art von Verkehr ein Ende zu machen. Darum sagte sie: „Die Kranken werden sich immer meines Interesses zu erfreuen haben. Ich bitte um gelegentliche Nachricht, was ich in dieser Beziehung tun kann.“

Sie nickte kühl und wollte sich zum Gehen wenden, als eine Staubwolke sichtbar ward, und aus dem Staub erblickte man zwei fable Pferde. Es war Baron Kappel. Er kutschierte selbst. Mit einem Nud brachte er die Pferde zum Stehen, grüßte sehr höflich und erkundigte sich nach dem Befinden der Komtesse. Sie dankte kühl mit einem feinen ironischen Unterton, der auch dem Baron nicht entging. So empfahl er sich rasch, und Jadwiga wandte sich zum Kirchhof.

Mit raschen Schritten eilte sie zur Gruft. Das war ein alter, verwitterter Bau aus behauenen Granitsteinen in Form einer abgestumpften Pyramide. Der Weg zur Gruft war mit alten Zypressen eingefast, die griesgrämig auf sie herniederstarrten. In der Gruft stand ein großes Kreuz aus schwarzem Marmor, von dessen Dunkel sich der blendend weiße Korpus des Heilandes seltzam abhob. Das Kreuzbild war das Werk eines jungen Künstlers, der hoffnungsvoll begonnen, dann aber verdorben und gestorben war. — Es fehlte nicht an Blumen, offenbar hatte der Gärtner wegen der Mühseligkeit der Herrschaften hier alles in Ordnung gebracht. Jadwiga öffnete die schwere Gitterpforte und trat in den düsteren Raum. Ihr war es weich ums Herz. Leise sprach sie: „Mutter, Mutter, ich bin bei dir!“ Und sie beugte sich nieder zu der Stätte, wo die Mutter ruhte, und alle ihre Gedanken waren in den Tagen der Kindheit. Dann brachte sie ihren Blumenstrauß in einer der Vasen unter. Schon wollte sie gehen. Da fiel ihr Blick auf einen Kranz, der an der Wand hing und eine der Tafeln verbedete, die die Namen der Schläfer enthielt. Verwundert betrachtete sie den düstigen Gruß. Er unterschied sich von den anderen Kranzen, war aus Maiglöckchen und tiefdunklen Rosen gewunden. Jadwiga erinnerte sich nicht, im Park eine so schöne Rose gesehen zu haben. Wohl aber war ihr im Garten des Barons dieses Prachtexemplar aufgefallen. Und sofort kam ihr der Gedanke: Sollte etwa der Baron der Spender dieses Kranzes sein? Sie wollte Gewißheit haben. Heute noch wollte sie den alten Gärtner fragen, dann erfuhr sie es sicher!

Eigentümlich bewegt verließ sie die Ruhestätte der Toten. Ihre Gedanken bildeten einen Zirkel; Ausgangspunkt und Endpunkt war der Baron! Was der Arzt von ihm sagte, das konnte sie sich mit dem stolzen Wesen dieses Mannes nicht zusammenreimen. Wenn er doch anders war als sie glaubte? Wenn sie, die sich so viel auf ihren scharfen Blick anzuete tat, gerade ihn falsch einschätzte? — Inzwischen schickte sich die Sonne zum Scheiden an. Jadwiga eilte durch den Park. In einem Blumenbeet arbeitete der alte Gärtner Pospiech. Davot zog er seine Kappe und richtete sich vor Jadwiga stramm auf. Sie blieb stehen. Der Kranz in der Gruft fiel ihr ein. Sie wollte Gewißheit haben. Darum fragte sie: „Von wem ist der Kranz in der Gruft?“

„Halten zu Gnaden, Komtesse,“ gab der alte Mann zur Antwort, „ich weiß es nicht, aber er soll wohl aus Kochanow gekommen sein. Gesehen habe ich es nicht, aber die Leute

sagten, daß Seine Gnaden der Herr Baron dieser Tage auf dem alten Kirchhof waren.“

„So, so,“ meinte Jadwiga, dann ging sie weiter. Sie blieb nicht eher stehen, bis sie ihr trauliches Wohngemach erreicht hatte. Gedanken verfolgten sie, und sie blieb angekleidet, wie sie gekommen, an einem Fenster stehen. Immer mußte sie doch an diesen Baron denken. Wie hatten sie ihn alle gerühmt; erst der Doktor, dann die Leute unten im Dorf. Wie hatte doch ihr Vater gesagt? Er ist ein Edelmann von der Sohle bis zum Scheitel, und dein Vater hat ihm unendlich vieles zu danken — nicht nur materielle Erfolge — viel mehr! — Ja, so hatte er gesprochen. Was mochte es nur sein, das er noch dem Baron verdankte? Materielle Erfolge hatte er ausdrücklich als das Kleinste, Unbedeutendste hervorgehoben! Was war es?

Sie wanderte auf und ab. So manches fiel ihr ein, aber Klarheit wollte nicht kommen. Und sie wollte es wissen.

Da fiel ihr Frau Sojka ein. Die war treu und gut, die verstand sie, wenn sie mit einer solchen Frage kam, hatte nicht gleich wunderliche Gedanken. Hier gab es kein Wundern. Der Fall, in dem sie Aufschluß verlangte, lag klar: Ihr Vater hatte selbst gesagt, daß er ihm vieles zu verdanken habe, und sie wollte nun gern wissen, was es war.

So ging sie abermals durch den Park.

Sie traf Frau Sojka allein.

Die schaute die junge Dame, die ihr von klein auf lieb gewesen wie ihr eigen Kind, mit ihren gütigen Augen an, und ein freundliches Lächeln umhüllte ihr Gesicht: „Wie schön, daß Sie kommen, Jadwiga.“ — Sie sagte nicht mehr Komtesse.

Und Jadwiga jagte leise, was sie auf dem Herzen hatte.

Da entstand eine kleine Pause, und die alte Wanduhr tickte heftiger als sonst, als wollte sie das Schweigen überbrücken.

In dem Herzen der Greisin aber war kurzes Beten: Gib mir die rechten Worte, daß ich ein junges Herz nicht veräste!

Dann hob sie an:

„Als Ihr Vater das Vätererbe übernahm, da war es vermilbert und überschuldet, jede Welle des Schicksals konnte ihn wegschütten. Er war, wie so viele Aristokraten, nicht zur Arbeit ergogen. Und gerade damals vollzog sich eine Krisis, die manche Existenz vernichtete. Das Vermögen Ihrer Mutter rettete ihn. Aber nicht alle Last war von ihm genommen. Nach dem Tode Ihres einzigen Brüdchens trug der Gram an seinem Herzen. Ihre Mutter war leidend und selbst des Trostes bedürftig. Sie waren noch so klein und — Mädchen. Da gab es wenig Anregungen und Zerstreuungen im Hause, und der Graf suchte sie draußen. Er mag es wohl so gemacht haben, wie die meisten Herren, denen es an Betätigung fehlt: er spielte. Damals war in Arzemies eine trübe Zeit. Die Gräfin wählte wie eine Blume dahin, und sie starb. Nicht lange danach tauchte Baron Kappel auf. Mit seiner Energie riß er Ihren Vater fort. Sein ganzes Wesen bürgte dafür, daß seinen Plänen der Erfolg beschieden sein würde. Baron Kappel verstand es, Ihren Herrn Vater für seine Pläne zu begeistern, ihn mit Freude am Schaffen zu erfüllen. Und das hatte dem Grafen früher gefehlt. Es gibt aber Männer, denen es unmöglich ist, untätig zu sein, in ihnen ist zu viel Kraft aufgespeichert, die nach Betätigung ruft. Sehen Sie doch nur Ihren Vater an, mit welchem rastlosen Eifer er jetzt arbeitet, wie ernst er seine Pflichten als Gutsherr und Fabrikherr erfüllt. Und das, die Führung zu einem tätigen Leben, voll Pflichterfüllung, verdankt er dem Baron Kappel.“

Jadwiga blickte sinnend vor sich.

„Aber Baron Kappel ist jedenfalls nicht schlecht dabei gewesen, daß er sich mit meinem Vater verband,“ meinte sie kühl; es war, als wehrte sie sich gegen die Einsicht und Erkenntnis, gerade diesem Manne zum Danke verpflichtet zu sein.

„Gewiß, natürlich,“ bemerkte die alte Frau, „eine Hand wusch die andere, aber es ist doch eine Frage, ob Kochanow jemals so erblüht wäre, wie es jetzt der Fall ist, hätte ein weniger energischer Mann die Sache geleitet, als der Baron. Es gehörten große Mittel, großer Mut, das ganze Einsehen einer starken Persönlichkeit dazu, um aus dem Nichts ein solches Werk hervorzubringen. Mit welchem Feuereifer sorgt er noch jetzt für sein junges Unternehmen! Wie sorgt er aber auch für seine Arbeiter! Sehen Sie, Jadwiga, er hätte das alles viel bequemer haben können, viel billiger, die Fabrik war da, die Arbeiter kamen gern, wo sie blieben, was aus

ihnen wurde, dafür konnten sie selbst sorgen. Aber so ist Baron Kappel nicht. Er hat zwar ein stolzes, aber auch ein edles Herz, er hat seine Arbeiter erzogen und erzieht sie noch. Denn die Herren Unternehmer haben nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Baron Kappel ist ein Beispiel, wie man diese beiden wichtigen Punkte erfüllt: er verlangt treue Pflichterfüllung, wie er sie selbst übt. —

Am Parkhäuschen rollte ein Wagen vorbei. Instinktiv sah Jadwiga aus dem Fenster. Es war Baron Kappel. Sie blickte ihm lange nach. Wie sicher sich dieser Mann gab, zielbewußt; er durfte stolz sein. Und zum ersten Male kam ihr der Gedanke, daß es sich gut an dieses Mannes Seite leben lassen müßte, daß die Frau stolz sein könne, der seine Liebe zufiel. —

Jadwiga ging langsam durch den Park. Auf der Terrasse vor dem Schlosse traf sie zwei fröhlich plaudernde Paare. Dr. Sojka hatte bei seiner Rückkehr aus Dorf Arzemiesch Wladimir von Lufenski getroffen, der in Kochanow einen vergeblichen Besuch bei Baron Kappel gemacht hatte. Sie gingen ein Weilchen im Park spazieren. Da tauchten plötzlich aus einem Seitenpfad die beiden Damen: Komtesse Slawa und Fräulein Lwowzka auf. Jetzt wurde die Sache viel lustiger, denn beide Damen waren ausnehmend heiter gestimmt. Wladimir Lufenski schien an dem reizenden Komteschen ein besonderes Wohlgefallen zu finden und erschöpfte sich in Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten, die wohlwollend hingenommen wurden. Aber auch Maria ging nicht leer aus. Denn Dr. Sojka fand, daß sie heute noch viel reizender sei als sonst, und in seinem Herzen begann sich auf einmal etwas zu regen, was bis dahin ihm fremd war: jubelnde Stimmen, die voll Verlangen einen Namen riefen, eine große, tiefe Sehnsucht nach Glück nach einem Leben voll Liebe an dieses Mädchens Seite erfaßte ihn. Es war das alte Lied, das doch ewig neu bleibt, das Lied von Liebeslust und Seligkeit. Sie wanderten paarweise zur Terrasse, und der Abendwind strich leise über die Büsche und Bäume, und am blauen Himmel leuchtete hier und da ein Sternlein auf. Es war, als läge etwas Weiches in der Luft, als sei heute das Herz besonders empfänglich für ein weiches, warmes Wort.

Da kam Jadwiga. Die Worte der lieben alten Frau hatten sie ernst gemacht. Ihr Stolz, der bisher ihren Wid getrübt hatte, war überwunden. Jadwiga fühlte eine geheimnisvolle Wandlung in ihrem Herzen. Der Mann, den sie wegen seines Stolzes fast zu hassen wähnte, er stand auf einmal ganz anders vor ihr: edel, tüchtig und selbstbewußt, ein Edelmann im wahrsten Sinne des Wortes. Nein, nein, er war ihr nicht gleichgültig, war es nie gewesen, er war ihr ihr alles teuer. Und sie hatte ihn verletzt, provoziert, verkannt, jetzt fühlte sie es. Das konnte er nicht vergessen. Wie wohl das tat, sich sagen zu müssen: Du hast aus Eigensinn und übertriebenem Selbstgefühl einem lieben Menschen unrecht getan! Sie war nicht auf diesen heiteren Ton gekommen, der hier herrschte, und es war ihr nicht unlieb, als sich die beiden Herren verabschiedeten. Slawa sagte: „Also bis morgen, Herr von Lufenski!“

Als die Herren fort waren, sagte Slawa zu Jadwiga: „Es war mir ernst mit dem Abschiedswort. Papa hat für morgen eine Einladung nach Tulnow angenommen. Wir sollen der Reihe nach in die Familien der Nachbarn eingeführt werden, am Schluß wird in Arzemiesch so eine Art Erntefest gefeiert. Freust du dich?“

Aber Jadwiga schien gleichgültig zu sein, und Slawa schmollte ein wenig, sie hatte mit ihrer Vorfahrt mehr Anhang zu finden gehofft. —

Am nächsten Tage fuhren Warminskis nach Tulnow. Es war ein herrlicher Spätsommertag und die Natur tat ihr bestes, um mit Freuden und Erinnerungen der Menschen Herzen zu füllen. Das war ein wunderbares Fahren durch Wald und Feld, zwischen Föhrenranken und Vogelklang, zwischen dunklem Grün und hell leuchtenden Blumen.

Jadwiga war es zu feierlich zu Mute. Sie erlebte Poesie ohne Worte und träumte dazwischen lichte Träume von nahem Glück. In der letzten Nacht hatte sie nicht viel geschlafen. Die Worte der lieben alten Frau waren leberdig geworden, und ihre Erinnerung wurde wach. Ja, sie fing an, die vergangenen Tage zu verstehen. Sie erinnerte sich der Gewitterschwüle, die während ihrer ganzen Jugendzeit auf Arzemiesch gelagert hatte: Der Vater, erst über die Maßen lebenslustig und festesfreudig, dann verschlossen und menschlichen, ein Spieler und Trinker! Die Mutter eine welle Blume, krank an Leib und Seele, sie war keine passende

Beggenoffin für den Mann voll Kraft. Ja, sie konnte alles begreifen; manches Wort, das sie damals in Tatischan gehört hatte, fiel ihr jetzt ein, sie blickten dort auf den Vater wie auf einen Mann, der schwer zu retten ist. Und sie hätten ihn wohl auch kaum gerettet. Aber da kam ein Fremder, ein Deutscher, und ihm gelang das Große, Schwere; er führte den Vater zurück auf einen festen, sicheren Lebenspfad. Daß Arzemiesch, ihr geliebtes, teures Arzemiesch heute noch sein eigen war, daß sie nicht der Verwandten Mitleid brauchten, das dankten sie ihm. Und Baron Kappel spielte sich so gar nicht als Retter auf. Seine Art war noch genau so vornehm, läßt wie in den ersten Tagen; es war die Art eines Mannes, in dessen Wappenschild ein ernstes Wort prangt: Pflicht. — Solche Gedanken bewegten Jadwiga.

Slawa plauderte in ihrer hellen, jugendlichen Weise, und der Graf lächelte manchmal und blickte verloren durch den Wald, der nun bald widerhallen würde vom Lärmen der Jäger, vom Bläffen der Hunde, vom scharfen Knall der Flinten. In den letzten Jahren war die Jagd des Grafen einzige Erholung geworden, und er freute sich auch jetzt darauf.

Endlich langten sie in Tulnow an. Hier war alles noch wie früher, nichts, aber auch gar nichts hatte sich verändert, nur waren Herr und Frau Lufenski alt und weiß geworden, die Kinder groß. Wladimir, der Erbherr, bemühte sich um die jungen Damen. Seine ganze Aufmerksamkeit jedoch gehörte Slawa. Und sie paßten auch ganz vorzüglich zueinander, Baronin Lufenski blickte verklärt auf das junge Paar, und im Geiste sah sie schon Hochzeit und Freude. So gut gefiel ihr Slawa, daß sie schier meinte, ihr Wladimir könne nichts Lieberes finden, ihr keine schönere und bessere Schwiegertochter ins Haus führen. Und Geld hatte sie noch obendrein! O du meine Güte, was wäre das doch ein Glück, wenn er sie eroberte.

Wladimir gab sich Mühe genug, das kleine Herzchen zu gewinnen. Merkwürdig, dieser Wladimir gefiel ihr immer besser, er war ja so hübsch, so lustig, so gut. Auch ihr war es, als paßten sie beide ganz vorzüglich zueinander, und auch die lieben alten Leute waren so gut, so recht wie Eltern.

Als endlich die Scheidestunde schlug, da ging man mit dem Versprechen auseinander, gute Nachbarschaft zu halten.

Fast Tag für Tag fahren sie jetzt aus. Jadwiga hatte bei diesen Besuchen häufig Gelegenheit, Aeußerungen über Baron Kappel zu vernehmen. Man beneidete ihn, das lag ja nahe, aber man wurde doch seiner Tüchtigkeit gerecht, und das erfüllte Jadwiga mit heller Freude. Sie fing an, sich mit Kappel solidarisieren zu fühlen. —

An einem der folgenden Tage sah Jadwiga mit einem Buch im Park zu Arzemiesch. Natürlich hatte sie ihr Lieblingsplätzchen an der Parkmauer aufgesucht, und dort vertiefte sie sich in ihre Lektüre. Die Zeit verrann, leise Schatten kamen, der Abend kündigte sich an. Da klappte Jadwiga das Buch zusammen und blieb ein Weilchen in Gedanken sitzen. Jenseits der Parkmauer hörte sie Stimmen, die näher kamen. Sie erkannte Slawa. Sie stieg auf die Bank und blickte über die Mauer auf die mit Kappeln eingefaßte Landstraße. Nein, sie hatte sich nicht getäuscht, denn dort kam Slawa und neben ihr schritt Wladimir. Beider Augen leuchteten, und auf beider Antlitz lag heller Schein, als seien einige Strahlen der Sonne darauf zurückgeblieben. Keiner sah sie, wie sie dort stand, und lauschte. Eigentlich hatte sie die Kommenden ansprechen wollen, aber sie schien so glücklich zu sein; da sprang sie von ihrer Bank und ging zum Schloß. Wie sie die Terrasse erreichte, stand Baron Kappel vor ihr. Er grüßte in seiner vornehmen Art, und sie stand vor ihm und hatte alle ihre vornehme Sicherheit verloren. Seine Purpurröte war über ihre Büge ausgegossen, und ihr Blick ging an ihm vorbei. So sah sie nicht, daß auch auf seinem Gesicht sich eine große Bewegung ausdrückte, daß seine Augen mit einem ganz anderen Ausdruck auf ihr ruhten als sonst.

Doch bald hatte sich Jadwiga wieder in der Gewalt, und nun nahm der Baron Abschied. Er ging sehr langsam. Den grünen Lodenhut trug er in der Hand und sein Auge blickte hell und froh in den strahlenden Sommerabend. Er lächelte, und dieses Lächeln ging nicht fort. Freundliche Gedanken zogen durch seine Seele. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gingen neben ihm. Aber das schönste war die Zukunft, denn sie war von Liebe durchleuchtet. In vergangenen Tagen hatte ihm dieses wärmende Feuer nicht gestrahlt. Fröhlich waren die Eltern verschieden, und die Heimat ging ihm



Die Fahrt des Luftschiffes „Zeppelin 3“ nach Berlin: Graf Zeppelin gibt in Bitterfeld, wo er das Luftschiff bestieg, von der Gondel aus durch das Megaphon das Kommando: „Auf nach Berlin!“

verloren. Mit Feuereifer hatte er den Studien obgelegen und sich mit großen Plänen getragen. Er war ja reich, besaß Wissen und Energie, da konnte er schon etwas anfangen. Der Liebe Wunderblume wuchs für ihn, aber sie brachte kein Glück, der ältere Bruder führte das Mädchen seiner Liebe heim. Damals hatte er die Heimat verlassen. Nach langem Reisen kam er nach Galizien und blieb dabeibst. Die Arbeit, das stete Ringen mit der Ungunst der Verhältnisse ließ ihn alle Enttäuschungen vergessen. Aber an Liebe dachte er nicht mehr. Die jungen Damen, die er in seinem neuen Wirkungskreise kennen lernte, liehen ihn so kalt. Und doch war in seinem Herzen ein verborgenes Sehnen nach einem anderen Herzen, das ihm in Liebe warm entgegenstrahlte, es gab Stunden, wo er nach Sonnenschein verlangte, wo ihm bemußt war, daß ihm etwas fehle: Liebe, Heim. Da lernte er Jadowiga kennen. Sie war so ganz anders, bei allem Stolz ein ganzes Weib. Erst war es ein blohes Interesse an ihrer Person, doch bald schmeichelte sich ihr Bild in sein Herz. Langsam wurde sein Interesse zur Liebe, und heute war er sich dessen bewußt geworden. Und nun stand der Entschluß fest in ihm, sich Gegenliebe zu erringen. War sie nicht schon bei den letzten Begegnungen so ganz anders zu ihm gewesen, viel weicher, hingebender? Hatte sie nicht heute vor ihm gestanden in ihrer ganzen Lieblichkeit, vom Stolz entkleidet? Sie oder gar keine sollte sein Weib werden, das wußte er, das stand schon lange bei ihm fest.

Vladimir Lusenski kam jetzt häufig auf seiner Schimmelstute nach Arzemies. Wer sehen wollte, er kam Slawas wegen. Aber noch war zwischen ihnen das Wort von Liebe nicht gesprochen worden, sie leuchtete nur

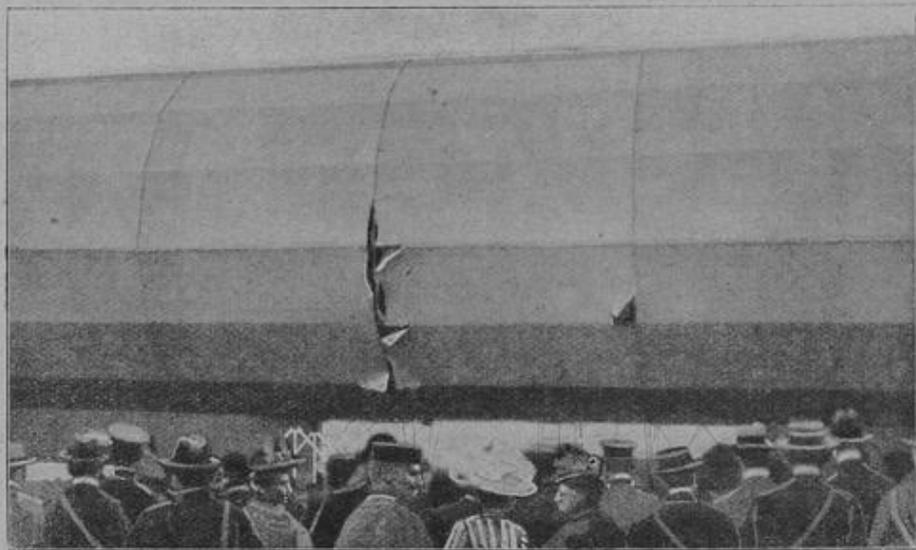
aus ihren Blicken, tat sich kund in dem leisen Ton, der wach alle ihre Gespräche vibrierte. Slawa war so froh und glücklich, sie wußte nichts von Zweifel und Kampf. Die Liebe war gekommen und hatte Besitz von ihrer Seele genommen, und sie fand das schön und gut.

Da kam das Sommerfest in Arzemies. Es war nach langer Zeit das erste Fest, das in dem alten Schloß gefeiert wurde. Graf Warminski hatte die Vorbereitungen hierzu seiner ältesten Tochter übertragen und Jadowiga betrieb die Angelegenheit mit allem Eifer. Frau Sojka unterstützte sie mit ihrem Rat. Es mußte schön werden.

Wagen auf Wagen rollte durch den Park. Das Wetter war nach kurzer Regenzeit so gut, wie man es im September nur verlangen kann. Darum brachten die Gäste von Anfang an Feststimmung mit. Jadowiga machte an der Seite ihres Vaters die Honneurs mit der Ruhe und Sicherheit der geborenen Herrin. Graf Warminski war stolz auf sie. Das Diner war glänzend und die Stimmung wurde von Stunde zu Stunde froher. Nach dem Diner wurde getanzt. Slawa war so froh, sie sprühte und leuchtete und entzündete den jungen Lusenski, der schon ihr Tischherr gewesen, mehr und mehr. An jungen Herren mangelte es, da galt es, eifrig

das Tanzbein zu schwingen, wenn die Tanzlust der jungen Damen befriedigt werden sollte. Einer der flottesten Tänzer war Vladimir Lusenski. Er glühte vor Eifer und von der Anstrengung, seine Augen leuchteten von Freude und Stolz, und sein Gesicht schien schöner und geistvoller, ja bedeutender zu sein. Slawa Warminski hatte ihn bezaubert: so viel als möglich tanzte er mit ihr, und auch in den Pausen wick er nicht von ihrer Seite.

Eine sehr schwüle Atmosphäre war



Zum Unfalle des Luftschiffes „3. 3“ auf der Rückfahrt von Berlin nach dem Bodensee.

im Tanzsaal, trotz ausgiebiger Lüftung war es drückend heiß. „Befehlen Sie eine Erfrischung, Komtesse Slawa?“ fragte Wladimir denot, und Slawa nickte. Schon wollte er zum Büfett eilen, da hielt sie ihn zurück und sagte: „Ich gehe mit, Herr Wladimir, und dann wollen wir eine kleine Promenade durch den Park machen.“ Wladimir war entzückt. Heute oder nie mußte ihm das Glück blühen, er wollte das Eisen schmieden! Die reizende Slawa sollte heute noch sein werden! Wie der Gedanke ihn entzückte, berauschte! Mit vollendeter Galanterie führte er sie zum Büfett, es war hier augenblicklich ziemlich leer, die meisten Gäste waren aus der Schwüle des Tanzsaales in den kühlen Park geflüchtet. Lufenski füllte zwei Kelche mit perlendem Sekt. Hell klangen die Spitzgläser aneinander; dabei schaute er Slawa tief in die Augen, und sie erröte vor seinem heißen Blick.

Wladimir war im Park von Arzemies wohlbekannt. Er führte seine holde Partnerin vom Hauptweg in einen der menschenleeren Seitenpfade. Das Scherzen und Lachen klang gedämpft an ihr Ohr. Am dunklen Nachthimmel glitzerte Stern an Stern, und die Blätter erzitterten leicht,

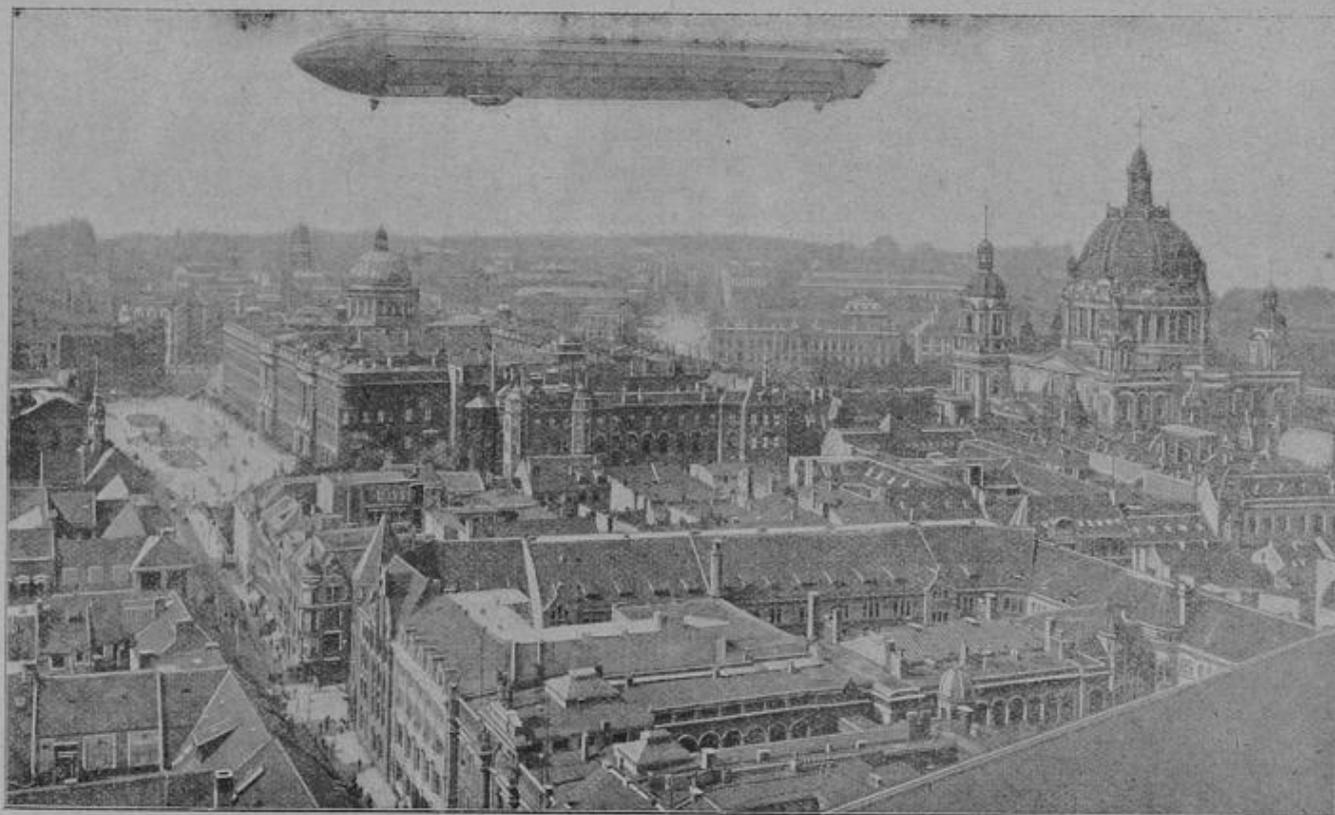
Aus Eifersucht.

Erzählung aus der Sächsischen Schweiz
von

Friedrich Doermann (Düsseldorf).

I.

Kennst du schöne Leserin, lieber Leser, die liebliche Gegend dort unten im Königreich Sachsen nahe der böhmischen Grenze? Dort wo der stolze Elbstrom aus Böhmen kommend, mit seinen gelben Fluten das bekannte Elbsandsteingebirge mit der berühmten Sächsischen Schweiz durchbricht? Bist du aufatmend, froh für einige Tage oder Wochen von deinem anstrengenden Berufe frei zu sein, durch jene herrlichen Waldungen gewandert, um dann dein trunkenes Auge bewundernd auf den sonderbaren gigantischen Felsbildungen des Elbsandsteingebirges, dem Frebischtor, der Bastei, dem Pilzenstein, dem Kuhstall ruhen zu lassen? Hast du frohen leichtem Herzens die herrlichen Aussichten genossen, die sich hier allenthalben deinen Augen darbieten? Nein? — nun, so reise in deinen Ferien einmal dorthin, du wirst es eben-



Das Luftschiff „Zeppelin 3“ über Berlin.

obwohl man keinen Windhauch spürte. Erst gingen sie schweigend zwischen Hecken und Himbeersträuchern. Slawa war seltsam bewegt. In ihrer Seele war ein Singen und Klagen, ein Zittern und Bangen. . . . Und dann begann er leise zu sprechen. Seine melodische Stimme schmeichelte sich ein in ihr Herz, seine Worte berauschten sie, und eh' sie's dachte, da lag sie an seiner Brust und empfing seine heißen Küsse. . . .

Da raschelte es im Gebüsch. Slawa riß sich los und wollte fliehen. Auf einmal war ihr junges Herz zag geworden, es war, als schämte sie sich daß sie von Wladimir hatte küssen lassen. Scham und Liebe kämpften miteinander, und jetzt war es ihr mit einem Male, als liebte sie Wladimir nicht so, daß sie kein Weib werden konnte. Ihr romantisches Köpfchen hatte sich die Liebe anders gedacht, und als jetzt ihr Begleiter abermals warme Liebesworte sprach, da zuckte sie fast zusammen und erschrak.

Schluss folgt.

so wenig bereuen, wie eine Rheintour oder eine andere Ferienreise.

So bekannt dem Reisenden durch die Sächsische Schweiz diese sein mag, so bekannt, jedoch weniger beachtet werden ihm die weltbekannten Elbsandsteinbrüche sein, die er auf der Fahrt mit der Eisenbahn oder den weiß-grünen Personendampfern von Schandau bis Schöna bezw. Herrnkretschden — letzteres Haltestelle der Dampfschiffe, der Eisenbahnstation Schöna gegenüber und schon böhmisch — an den Ufern der Elbe sieht.

Einer dieser Steinbrüche war vor vielen Jahren der Schauplay eines Unglücks, welches sich später als ein Verbrechen aufklärte.

Die in den Sandsteinbrüchen beschäftigten Arbeiter, diejenigen, die die Steine brechen und lossprennen, die Steinmengen, die die Steine behauen und ihnen die bestellte vorgezeichnete Form geben, sind meistens Tüchchen aus dem nahen Böhmen und Mähren.

In dem oben erwähnten Steinbruche arbeiteten um die Zeit dieser Erzählung auch zwei Tischehen im Alter von 26 und 28 Jahren. Sie stammten beide aus demselben Dorfe in Mähren, waren zusammen in die Schule gegangen und nachher, als sie in ihrer Heimat nicht genug lohnende Beschäftigung fanden, nach den Elbhandsteinbrüchen gewandert, wo so viele ihrer Landsleute arbeiteten.

Hier gingen sie zusammen im Sommer ihrem schwierigen Tageswerke nach, während sie den Winter in der Heimat zubrachten.

Obgleich in ihren Charakteren und ihrem Aeußeren grundverschieden, waren sie doch die besten Freunde von Jugend auf.

Der jüngere, Jan Stacovie, ein wohlgebauter, schlanker, kräftiger Mann mit schwarzem Haar und blauen Augen, war bei seiner Arbeit ebenso lustig und froh wie in der Schenke und beim Tanz. Er war der Sohn der schönen Theresie, wie man seine Mutter daselbst allgemein nannte, die früher Kammerfrau bei der Frau des Gutsherrn gewesen war, ehe sie den schon bejahrten Gärtner ihres Herrn heiratete.

Wenzel Kamicel, der ältere von beiden, war von kleiner untersepter Figur mit groben Knochen, fettig glänzenden schwarzen Haaren und unruhig flackernden Augen. Er war ein aufbrauender heftiger Geielle, der leicht zu Streitigkeiten neigte.

Wie seine Kameraden sich zu erzählen wußten, hatte er sich schon eine schöne Anzahl von Gulden zusammen gespart, denn er war sehr geizig. In den Schenken haite er in der Regel Streit mit den Wirten, denn er wollte nie soviel getrunken haben, wie man ihm vorrechnete. Den bestigen Auseinandersetzungen machte gewöhnlich Jan Stacovie dadurch ein Ende, daß er den strittigen Betrag für seinen Freund bezahlte, der damit wohl zufrieden war. Ja, er ließ es sich gerne gefallen, daß Jan oft die ganze Beche für ihn bezahlte. Daß dieser sich — zumal er immer ein flotter Geielle war — nichts sparen konnte, und immer auf den Lohn tag wartete, störte ihn wenig.

Sonntags wanderten die zwei Freunde über die nahe Grenze in ein böhmisches Dorf. Dort auf dem Tanzboden waren die beiden bekannte Gäste und den Mädchen des Dorfes als flotte Tänzer willkommen. Besonders aber leuchteten die Augen der Dorfschönen, wenn sie von dem schlanken Jan zum Tanze geführt wurden. Die Burischen des Dorfes aber hallten nicht selten die Faust in der Tasche, und knirschten mit den Zähnen vor eifersüchtiger Wut, wenn ihre Schächchen mit den Fremden tanzten und diese schön taten mit den Mädchen.

Kein Wunder daß dem schönsten und flottessten Tänzer Jan Stacovie auch das Herz der flottessten Tänzerin des Dorfes, der schönen Anna, zuflog. Und dieses schürte den Groll der Dorfburischen noch mehr, denn keiner konnte sich rühmen, von der spröden unnahbaren Anna, die das schönste, aber auch das ärmste Mädchen des Dorfes war, solche Beweise der Gunst empfangen zu haben, wie Jan.

Er brauchte nie zu fürchten, daß ihm ein Tanz abgeschlagen würde, er durfte sich neben sie setzen, ohne fortgeschickt zu werden, ja, sie lachte und scherzte mit ihm, wie mit keinem anderen.

Jan nahm das alles als selbstverständlich hin, ohne eine Neigung zu dem Mädchen zu verspüren.

So wie aber das Interesse der schönen Anna für Jan wuchs, so wuchs dasjenige Wenzels für diese.

Zuerst holte er sie selbst einmal zum Tanze, bald immer häufiger, man merkte, daß das Mädchen ihm nicht gerne folgte, ihn aber seines Freundes wegen nicht abwies.

Wenzel hatte seinen Plan, den er Schritt für Schritt verfolgte. Er wuhle sich bei Annas Mutter beliebt zu machen, er wollte das schöne Mädchen freien und zu seinem Weibe machen.

Annas Mutter war Witwe, sie verdiente ihren Unterhalt durch Botengänge für die Bewohner des Dorfes, für die sie allerlei in Spandau besorgte. In ihrem Unterraum hatte sie eine Anzahl Strümpfe eingenäht, in die sie in Spandau gekaufte zollpflichtige Gegenstände versteckte und über die Grenze schmuggelte.

Nun erwachte aber auch in Jan Stacovie das Herz, die Liebe, ihn erfaßte eine tiefe Leidenschaft für Anna, aber er sprach nicht mit ihr darüber und doch wußten beide, daß sie sich gegenseitig liebten.

Jetzt warben beide um Anna. Jan sprach nicht und Wenzel hatte gute Fürsprache in ihrer Mutter.

Diese beredete und bestürmte ihre Tochter Tag für Tag, der Werbung Wenzels nachzugeben, denn dieser sei ein sparsamer Mensch, der schon ein paar tausend Gulden — zu der Zeit war in den österreichischen Landen noch die Guldenwährung — gespart habe, an seiner Seite sei sie geborgen. Dagegen sei Jan Stacovie ein Verschwender, der nichts habe; sie werde an seiner Seite stets Not leiden.

Bald hatte sie ihre Tochter soweit, daß diese der Werbung Wenzels Gehör schenkte — beide galten für versprochen.

Als Jan nun sah, daß es für ihn kein Hoffen mehr gab, fügte er sich scheinbar ins Unvermeidliche, er hielt seine Freundschaft mit Wenzel aufrecht, sah nach wie vor mit ihm in der Schenke, ging mit ihm und Anna zum Tanze und bezahlte die Bechen. Wenzel sparte noch mehr wie zuvor, er wollte bald heiraten.

II.

Der Steinbruch, in dem Jan Stacovie und Wenzel Kamicel arbeiteten, befindet sich etwa 80—100 Meter über dem Elb Spiegel.

Die Steine, die dort oben gebrochen und zum Teil auch gleich behauen werden, ladet man auf schwere Holzschlitten und diese laufen dann die steile Sandbahn hinab zum Ufer der Elbe, wo die Steine in Schiffe verladen werden.

Eines Tages, kurz nach der Mittagspaule, ist Wenzel Kamicel unten am Ufer, wo die Schlitten auslaufen, damit beschäftigt, einen leeren Schlitten aus der Bahn zu ziehen. Die Augustsonne sendet sengende Strahlen herab, Sand und Steine glühen.

Die Schiffer und übrigen Steinbrucharbeiter liegen noch träge im Schatten einiger Sträucher, sie können sich nicht so pünktlich zur Arbeit aufrufen wie Wenzel, dem schon die Schweißtropfen über das edlige Gesicht laufen.

Da — ein leises Säusen, ein stärkeres Rauschen, ein Knirschen und Kreischen — Wenzel schaut auf — er will zur Seite springen — er stolpert über einen Balken des leeren Schlittens — er will sich aufrufen — zu spät, —

Ein heftiger Anprall — ein Krachen und Knacken — ein langgezogener gräßlicher Schrei, dann einen Moment lautlose Stille.

Die trägen Schläfer springen auf und eilen zur Sandbahn — gräßlicher Anblick — unter dem zertrümmerten Schlitten, den Steinen liegt die gänzlich zerstückelte Leiche Wenzel Kamicels.

Ein Unglück? — Ja, die Gerichtskommission, die den Tatbestand aufnahm, stellte es fest.

Der schwer mit Steinen beladene Schlitten war oben im Steinbruch mit einem Seile an einem in die Erde gerammten eisernen Bolzen befestigt gewesen. Der Sandboden war durch die anhaltende Hitze locker geworden, der Bolzen war ausgerissen und der Schlitten ungewarnt in die Tiefe gesankt, wo er den ahnungslosen Wenzel zerschmetterte.

Jan Stacovie ging nach diesem Unglück bleich und mit unruhig flackernden Augen umher. Mehrere Wochen ging er nicht zum Tanzboden, alle glaubten, er traure um seinen Freund.

Doch bald schien Jan seinen Schmerz überwunden zu haben, er ging wieder zum Tanz, wo sich auch bald die schöne Anna wieder einfand. Sie plauderten, sie tanzten zusammen, Jan wurde solider und im nächsten Sommer heirateten sie.

Im Anfange ging alles gut. Jan war seiner Frau ein liebevoller, sorgender Mann.

Als nach einem Jahr Anna einem strammen Anablein das Leben schenkte, schien sie ihr Glück kaum fassen zu können. Jan aber wurde wieder merkwürdig unruhig, er ging wieder zur Schenke. Seine Frau tat alles, um ihn aus Haus zu fesseln, aber nicht immer gelang ihr das.

Oft ging er, wenn er von der Arbeit kam, sofort zur Schenke und kam betrunken nach Hause. Dann führte er allerlei verwirrte Reden, von Unglück, von Wenzel Kamicel. Im Traum schlug er um sich, schrie, er sei unschuldig, er habe den Bolzen, an dem der Schlitten befestigt gewesen sei, nicht gelöst.

Seine Frau hörte dieses alles an, eine furchtbare Ahnung beschlich sie.

Eines Tages, als er nüchtern nach Hause kam und guter Laune schien, fing sie an von seinen Reden zu erzählen. Da wurde er ganz blaß, das arme Weib wußte nun, was sie zu denken hatte. Sie bat und flehte, er möge ihr gestehen, er solle sein Gewissen erleichtern.

„Da!“ — roh lachte er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Nichts hab' ich halt getan — nichts hab' ich halt zu gesteh'n!“

Er schlug die Tür hinter sich zu und ging zur Schenke. Anna aber wußte, daß ihr Mann ein Worder war.

Am diesem Abend kam Jan total betrunken heim. Als er sein Weib in Tränen gebadet noch wach fand, wurde er wütend und lachte:

„Na, was weinst halt noch — he?“

„Ach Jan, was hast du getan?“

„Was — was ich halt getan hab' — nichts; — weinst wohl, daß der Kerl halt tot ist — he?“

Bestigter schluchzte das gequälte Weib auf.

„Da — nu merk' ich's halt schon, hast den — liebre gehabt wie mich? Kreuzdonnerwetter Weib, wenn's so ist, ja, dann weißt halt, ich hab' den Sch — — umgebracht, ich hab' den Bolzen gelodert, daß der Schlitten losfuhr; als ich sah, daß der — — der verfl — — da unten arbeitete — ja da hast's — nur fahr ihm halt nach.“

Ohnmächtig sank das unglückliche Weib zu Boden, er ließ sie liegen, ging in die Kammer und warf sich auf das Bett.

Anna ging von diesem Abend an wie verwirrt umher. Die Nachbarn flüsterten sich zu, sie sei manchmal nicht richtig. Dem war aber nicht so, sie grübelte nur über ihre Pflicht nach. Mühte sie schweigen, das Geheimnis ihres Mannes hüten und ihrem Kinde den Vater erhalten, oder mußte sie dem Ortsvorsteher, den Gerichten den Mörder ausliefern.

Ueber all die peinigenden quälenden Gedanken vergaß sie fast Essen und Trinken, sie zehrte zusehends ab, auch das Kind kam nicht voran.

Jan, der das Elend seines Weibes und seines Kindes sah, mochte nun gar nicht mehr zu Hause sein, er lag nun fast immer in der Schenke, er war fast immer betrunken und führte dann immer wieder dieselben konjunktiven Reden.

Die Leute wurden aufmerksam, es ging ihnen ein Licht auf. Der Ortsvorsteher kam hinter das Gerude, er machte die Behörde, das Gericht darauf aufmerksam, und eines Tages wurde Jan Stacovie vom Gensdarmen verhaftet.

Zuerst legte sich Jan aufs Leugnen, verwickelte sich aber in Widersprüche und bequeme sich zum Geständnis.

Er habe aus Eifersucht einen glühenden Haß gegen Wenzel Remicek gehabt, sich dieses aber nicht merken lassen, er habe sich immer benommen, als seien sie noch gut Freund. Da habe er gesehen, wie Wenzel an dem Unglückstage unten am Ufer allein an dem leeren Schlitten gearbeitet habe. Da sei er oben zu dem vollen Schlitten geschlichen, habe den Bolzen durch fortwährendes Hin- und Herbewegen so gelodert, daß er nachgegeben und ausgerissen, der Schlitten so frei geworden, in die Tiefe gesaußt, wo er den Wenzel zerstampert und er so seinen Nebenbuhler losgewesen sei.

Als im Schwurgerichtssaal die Geschworenen das Schuldig über Jan Stacovie aussprachen, läuteten oben in dem böhmischen Dörflein die Totenglocken. Anna Stacovie hatte ihre Augen zum ewigen Schlummer geschlossen.

Herr Dränger in Nöten.

(Nachdruck verboten.)

Es war Sommer und damit wieder stille Geschäftszeit geworden, für uns Lehrlinge die herrlichste Zeit des Jahres. Im Winter hieß es für alle Mann, vom Chef bis zum jüngsten Lehrling herunter, tüchtig anfass'n. Schonung gab es da nicht. Fröh um 8 Uhr begann der Tanz, der meist am späten Abend erst sein Ende fand.

Aber jetzt im Mai! Ach! Wie ein Aufatmen ging es durch das ganze Kontor. Die Fabrik mit Aufträgen ut versorgt, Schluß des nervösen Hastens für einige Monate. Da gab es wenigstens mal Augenblicke für andere Gedanken als an Ordres und Preise und Rechnungen und Muster und Agenten und Auszüge und und

Und dann kommt auch der heiß ersehnte Urlaub! Für uns Lehrlinge war der inhaltsreiche Begriff dieses schönen Wortes leider eitel Dunst. Für uns junge Streber, die wir noch an der untersten Sprosse der Leiter zur Kommerziantshöhe

baumelten, gab es keine Ferien. Traurigen Herzens und voller Weid mußten wir die „Herten Kommiss“ und die nach höheren Chargen einen nach dem andern fortziehen sehen in die schöne Gottesnatur, Ruhe und Kraft für die neue Campaigne zu schöpfen. Nebenbei bemerkt ging ein Gerücht, daß einzelne der Herren die Ruhe hinter ihren 4 Pfählen und die Kraft beim Glase Bier fänden.

Wer konnte es uns jungen Leuten verdenken, wenn wir uns durch unser Leid nicht niederdrücken ließen, sondern in etwas gelockertem Uebermut Trost darin suchten, den älteren Kollegen die Spitzen von den Federn zu schneiden oder im Firmenstempel den Typensatz umzulehren, um dann in aufgeregter Freude auf den Augenblick zu warten, wo der stets hastige Herr Klott unter den mühevoll fertiggestellten, zwei Seiten langen Brief die Firma auf den Kopf stellte. Welchen Zug gab es für das ganze Kontor, wenn von unserem „Jüngsten“ mittels einer Schnur eine solide Verbindung zwischen den Nachschöpfköpfen des „Musterkommis“ Herrn Bagig und seinem Pultschemel zustande gebracht worden war. Selbst der etwas vertrocknete Prokurist, geschmackvoll die „lebende Mumie“ genannt, zeigte den Gesichtsausdruck, den seine älteren Kollegen von ihm als Lachen rühmten, wenn Herr Bagig auf den Ruf des Chefs einen plötzlichen Sprung nach dem Privatkontor machte und dabei seinen Pultschemel durch die Räume schleifte.

Uniere wohlwollende Direktion hätte uns fraglos auch in Urlaub geschickt, hätte sie eine Ahnung gehabt, in welcher anmutiger Weise wir die sommerliche Geschäftsstille belebten.

Da brachte eines schönen Tages ein lustiges Intermezzo Abwechslung in unser beschauliches Leben. Ich war gerade dabei, unsern ersten Stift und meinen direkten Vorgesetzten von den Teerresten zu befreien, die die Juliönne ihm bei seinem Durchgehen auf dem Lagerdach in sein üppiges Haupthaar geschmolzen hatte. In dieser menschenfreundlichen Beschäftigung wurden wir durch ein kräftiges „Good day“ unterbrochen und mit wenig Umständlichkeit pflanzte sich mitten im Kontor ein fremder Herr auf, jeder Zoll ein Sohn Albions.

Wie wir später erfuhren, war es der Einkäufer eines großen Londoner Hauses, der mit dem Gelde seiner Firma und den Sprachkenntnissen der Hotelportiers lustig in der Welt herumkaufte. Es hieß, daß er kein anderes deutsches Wort kenne als „Sauerbrant“. Das ah er nämlich gern und bestellte es zu jedem Essen.

Ausländischer Besuch kam nicht gerade alle Tage zu uns und die allgemeine Hiltlosigkeit dauerte wohl etwas länger als nur eine Sekunde. Da fühlte plötzlich der kleine Herr Dränger, der gerade die Metamorphose vom Stift zum Kommiss hinter sich hatte, den Mann der Tat in seiner Brust, und mit wirklichem Selbstbewußtsein lenkte er seine Schritte auf unsern Engländer. Nach einer stillen Repetition seiner Rede hub er also an: „You are“. Weiter kam er nicht. Der Engländer, glücklich, jemand aus dem Bann der allgemeinen Erstarrung erlöst zu sehen und angenehm berührt durch die heimischen Laute, fiel sofort mit nicht endenwollenden Fragen über Freund Dränger her, der trotz Selbstbewußtsein von den schnellen und unbedeutlichen Reden des Fremden nicht mehr Verständnis bewies, als wir anderen.

Wir sahen die Krisis kommen. Herr Dränger nahm allmählich die Farbe eines Krebses an und seine Gedanken fannen auf Rückzug. Da rief ihm eine mitleidige Seele „Herr Mason“ zu. Geschickt griff er nach dem Seile. Herr Mason, ein junger Engländer, war als Volontär in der Fabrik beschäftigt.

Dränger war selig über diesen ehrbaren Ausweg und fand seinen Stolz wieder. Sobald in den Redefluß seines Gegenübers eine kleine Pause kam, brach er los: „Wait a moment Sir, we have here a burned Englishman!“ Ein zweifelnder Blick des Engländer, dann ein verständnisinniges Leuchten und dann ein maßloses Lachen, das sein Ende finden wollte.

Als uns die verhängnisvolle Verwechslung zwischen „born — geborener“ und „burned — verbrannter“ dämmerte, fielen wir in den Jubel ein. Der Fremde klopfte vor Veranügen auf die Beine und wollte durchaus den „verbrannten Engländer“ zur Stelle geschafft haben. Dieser war in völlig unbeschädigter Verfassung bald da, während Dränger einen schleunigen Rückzug angetreten hatte.

Eine wohlthuende Bescheidenheit zeichnete Herrn Dränger für die nächste Zeit aus.



Unsere Bilder.



— Die Fahrt des Luftschiffes „Zeppelin 3“ nach Berlin. (S. Abbildung Seite 316.) Unser Bild stellt den Augenblick dar, in dem Graf Zeppelin in Bitterfeld von der Gondel aus durch das Megaphon das Kommando gibt: „Auf nach Berlin.“ Graf Zeppelin hat sein Versprechen, Ende August die Reichshauptstadt mit seinem neuen Luftschiffe „Zeppelin 3“ zu besuchen, eingelöst. Der kühne Eroberer des Luftmeeres hat, wie er erklärte, selbst nicht mit der Möglichkeit der Ausführung des Programms gerechnet, da das neue Luftschiff mit bisher noch nicht erprobten Propellern ausgerüstet war. Graf Zeppelin hat aber trotzdem die Fahrt unternommen, um der Reichshauptstadt nicht nochmals durch eine hinauschiebung des Termins eine Enttäuschung zu bereiten.

— Zum Anfall des Luftschiffes „Zeppelin 3“ auf der Rückfahrt von Berlin nach dem Bodensee. (S. Abbildung Seite 316.) Das Luftschiff wurde bei Bülzig, unweit Wittenbergs, zur Landung gezwungen, da ein in voller rotierender Bewegung befindlicher Propeller absprang und in den Ballonkörper große Löcher schlug. Da das Luftschiff sich aus 16 Einzelballons zusammensetzt, die durch die ledene Ballonhülle umschlossen werden, so erfolgte ein Ausströmen des Wasserstoffgases nur in geringem Maße, weil nur ein Ballon von dem Propeller durchschlagen wurde. Notdürftig repariert und mit einem neuen telegraphisch requirierten Propeller versehen, kehrte zwei Tage darauf das Luftschiff in dreißigstündiger ununterbrochener Fahrt zum Bodensee zurück, eine Fahrt, die wiederum eine große technische Leistung bedeutete, was durch einen Vorberufung Zeppelins an den verdienten Oberingenieur Dürr beim Eintreffen in Manzell zum Ausdruck kam.

— Das Luftschiff „Zeppelin 3“ über Berlin. (S. Abbildung Seite 317.) Bei der Landung im Nachbarorte Tegel wurde Graf Zeppelin im Namen der Stadt Berlin vom Bürgermeister Heide mit den Worten begrüßt: Per aspera ad astra (Durch Nacht zum Licht). Dem Empfinden des deutschen Volkes gab der Berliner Bürgermeister dadurch berechneten Ausdruck, daß er den genialen Bezwingler der Elemente einen Helden und Liebling der Deutschen nannte.



Zur Unterhaltung.



— Aus der Religionsstunde. Es wird über die Hölle gesprochen. Die Lehrerin erwähnt, daß dort ein furchtbares Feuer brenne. Ein Schüler bemerkt dazu: „Fräulein das glüht ich äwer nit, denn de Düwels hant ja noch Hor an de Stez.“

— Aus dem Naturlundeunterricht. Lehrerin: „Welche Tiere können in der Nacht sehen?“ — Schüler: „Kähen und Eulen sehen in der Nacht.“ — Ein Kleiner hebt noch den Finger. Lehrerin: „Nun, welches Tier kennst du noch?“ — Schüler: „Meine Schwester.“ — Lehrerin: „Das glaube ich aber kaum, daß die nachts sieht!“ — Schüler: „Ganz gewiß, denn gestern abend sah sie mit ihrem Bräutigam im finsternen Zimmer. Auf einmal hört ich sie sagen: „Schang, du has dich ja nit rasiert.““

— Abgeführt. Mr. Langstiel belästigt in einer Gesellschaft die Anwesenden mit seiner „Kunst“, Gedanken lesen zu können. Die meisten bestätigen aus Höflichkeit die Wichtigkeit der erratenen Gedanken, da wendet sich der Herr an seine Nachbarin mit den Worten: „Nun, verehrtes Fräulein, werde ich einmal sehen, ob es mir gelingen wird, Ihre Gedanken zu erraten!“ „Schwerlich“, erwidert die Dame, „sonst würden Sie schon längst aufgehört und einen der andern Herren ans Wort gelassen haben!“

— Das Nächtliegende. Mann: Der Arzt meint, du brauchstest Berstreuung, eine andere Umgebung. . . . — Frau: „Nun, dann laufe mir doch mal einen hübschen Mantel!“

— Gutes Beispiel. Eine Dame überrascht ihren Zahnarzt dabei, wie er sich ein künstliches Gebiß einsetzt. „Wie, Herr Doktor, Sie selbst haben auch falsche Zähne?“ — Der Zahnarzt: Na ja, gnädige Frau, man muß doch den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen!



Rätsellecke.



Form-Arithmogriph.

2	4	6	11	7	9	5
	11	10	8	4	11	
		1	3	4		
			2			
		7	3	1		
	4	12	5	4	9	
6	12	8	2	4	11	13

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so nennen die wagerechten Reihen — aber in anderer Folge —: 1. einen Erfinder, 2. einen edlen Ritter, 3. einen Abschiedsgruß, 4. ein kriegerisches Volk, 5. einen jetzt regierenden König, 6. einen Frauennamen. Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennt die schräge Reihe von links oben nach rechts unten ein niederländisches Herzogtum, die schräge Reihe von links unten nach rechts oben einen deutschen Schriftsteller unserer Zeit.

Viersilbige Charade.

Das Berggliedern und Zerlegen
Ward zur Aufgab' mir gestellt;
Und ich finde für mein Wirken
Ein gar weites Arbeitsfeld.

Aber sag' mir, lieber Leser,
Findest du's nicht sonderbar,
Daß ich selbst mich lass' zerlegen
Bis auf ein Atom sogar.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißilbige Charade: Papierkorb.

Rebus: Tagarbeiter.



Nach dem Sturm.

Erzählung von Emil Frank.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Wladimir erschraf. Sollte er sich wirklich getäuscht haben? Er hatte so sicher geglaubt, Slawas Liebe zu besitzen, und jetzt wies sie ihn zurück. Wollte sie nur mit ihm spielen? Nein, nein, das war ja nicht möglich! Slawa war noch jung. Er wollte warten. Da sagte sie auch schon: „Wladimir, sind Sie mir böse? Ich kann Ihnen jetzt noch keine Antwort geben! Wollen Sie warten?“

Nun war er wieder verhöhnt. Freudige, stolze Zuversicht erfüllte sein Herz. Er führte die Geliebte zurück auf den Hauptweg des Parks.

Pfögllich erstrahlte der Park in wunderbarem Licht. Das Feuerwerk begann. Raketen flogen in die Luft und jedes Zweiglein war übergossen von einer blendenden Lichtfülle. Und auch das alte Schloß erglühte, und über dem Portal erhob sich flammend das Wappen der Wurminksi. Es war ein schöner Anblick.

Das Licht war erloschen, hie und da zuckte noch ein Flämmchen auf, dann starb es. Oben aus den offenen Fenstern des Saales klang süß und lockend ein Mazur, und Lusenski sagte Slawa fester und sagte: „Wollen wir tanzen, Slawa?“ Sie erwiderte: „Ja, Wladimir.“ So gingen sie in den Saal und tanzten, tanzten —

An einem der Pfeiler stand Baron Stappel und schaute gelassen in das Bogen und Treiben. Wie lange hatte er nicht mehr an einem derartigen Feste teilgenommen. Heute lockten ihn die Klänge unter das frohe Volk. Und seine Augen suchten Jadviga, die wie eine Königin sich inmitten der Gäste bewegte.

Jetzt blickte sie hin zu ihm, und zu einem Moment senkten sich beider Blicke ineinander. Es zog ihn hin zu ihr, einmal nur mit ihr tanzen! Noch zaudert er! Soeben hat ein Walzer begonnen. Da nähert er sich ihr. Sie steht in einem Kreis junger Damen, und wie sie ihn kommen sieht, flutet eine Purpurnelle über Kopf und Hals. Sie ist ärger-

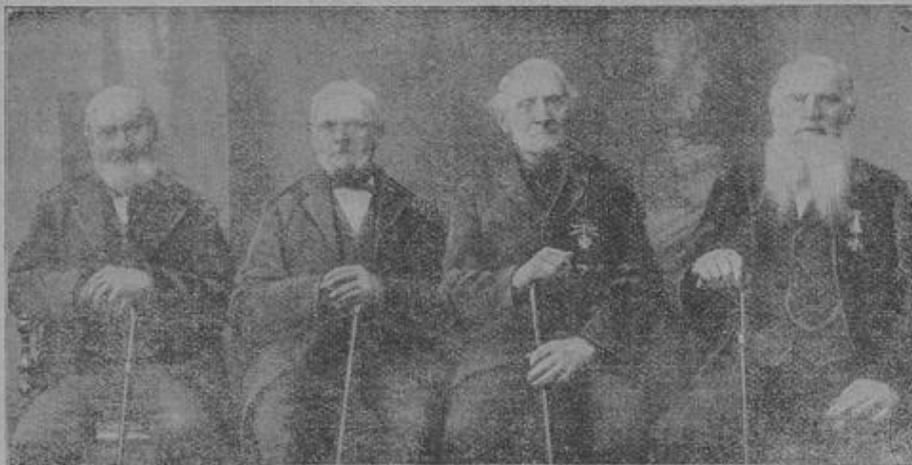
lich, daß sie sich nicht mehr in der Gewalt hat, daß sie vor ihm errödet wie ein schüchternes Mädchen. Während er langsam die letzten Schritte machte, sah sie den Entschluß, sein Engagement abzulehnen. Und in demselben Augenblicke durchflutet sie Glück und Seligkeit: Mit ihm tanzen! Einmal nur! Wortlos.

Jetzt steht er vor ihr. Mit seinen Blicden umfängt er sie. Seine Züge sind verändert, nichts Stolzes ist mehr darin, und auch sie sucht und ruft vergebens ihr stolzes Herz wach, es weiß nur von Glück, einem großen, unermessbaren Glück.

Dann tanzen sie zusammen. Sie schweben dahin, denn sie tanzen beide mit der Seele. Kein Wort sprechen sie zueinander. Nur am Schluß flüstert er: „Jadviga!“ Da kommt es wie Erschrecken über sie. Noch einmal will sich etwas aufbäumen in ihr und das heiße Bekenntnis von Glück und Liebe zurückdrängen. „Noch nicht,“ sagt sie, mehr für sich als für ihn, und er blickt sie glücklich und zufrieden an und führt sie an ihren Platz. Sein Herz ist voll Jubel und Hoffnung. Er hat dieses „Noch nicht!“ verstanden, wie er dieses stolze Herz, das sich gegen Liebe und Glück sträubt, ganz versteht. Seine und ihre Stunde wird kommen, die Liebe kann nicht mehr sterben, er weiß es. Und jetzt drängt es ihn fort aus dem lärmenden Fest, mit den Augen nimmt er Abschied von ihr und sie blickt ihm bestürzt nach. Lähmende Angst faßt sie an: „Ich habe ihn von mir gestoßen und nie kehrt er wieder, denn er ist zu stolz, um Liebe zu betteln!“ So geht es durch ihre Seele, und all die Lust und Freude kommt ihr vor wie eine Farce. Unbemerkt stiehlt sie sich aus dem Saal und eilt in ihr Zimmer. Aber auch hier hat sie keine Ruhe. Da

entzündet sie die Lampe und geht zu den Gemäldern der toten Mutter. Vor ihrem Bilde spricht sie aus, was sie drückt, und leises, schüchternes Hoffen kehrt zurück in ihre Brust.

Die ältesten Bewohner von Arzmenien konnten sich nicht erinnern, jemals einen so unfreundlichen Herbst erlebt zu haben. Mitte September setzte das schlechte Wetter ein.



Vier Brüder im Gesamtalter von 348 Jahren.

Es regnete Tag für Tag. Und wie regnete es! In Strömen goß es. Bald war die kleinste Pfütze überschwemmt. Wiesen und Felder standen unter Wasser. Der Dnjepr wälzte seine hochangeschwellenen Fluten brausend fort. Der Fluß war hier noch wild und ungestüm, er war noch zu jung, und vom Gebirge her bekam er bei solchem Wetter allzuviel Zusuß. Schon längst war das Bett des Flusses für die gewaltigen Wassermassen zu klein geworden. Sie ergossen sich nach rechts und links. Und noch immer regnete es. Schon hörte man von nah und fern Bottschaften von Unheil, von furchtbarem Schaden, von Menschenopfern. Voll Angst wandten sich der Menschen Blicke zum Himmel. Der war ganz gleichmäßig grau und durch die dicken Wolken schien das angstgefüllte Aues der Menschen nicht dringen zu können. Die Kartoffeln hatten nicht mehr geerntet werden können, sie lagen im Boden und faulten.

Graf Warminski und der Baron feierten nicht. Im strömenden Regen ritten sie längs der schier unabhsehbaren Wasserfläche, die von Tag zu Tag an Ausdehnung zunahm. Schloß Arzemies war sicher. Auch für Kochanow brauchte man nichts zu fürchten. Die Schleiern und der Damm waren stark, Baron Kappel hatte sich persönlich von der Zuverlässigkeit dieser beiden Schutzwehren überzeugt. Nein, da war keine Gefahr, das Wasser konnte ruhig noch vier Fuß steigen. Aber das Dorf Arzemies war bedroht; das lag tief, in einem Sattel zwischen Schloß und Kochanow. Der einzige Schutzwall war der Eisenbahndamm. Wenn die Wasser nach dieser Seite durchbrachen, dann war das ganze Dorf unter Wasser. Dann Gnade Gott! Denn die alten Hütten konnten unmöglich dem Andrängen der Fluten widerstehen, sie stürzten im ersten Ansturm zusammen.

Die beiden Herren hielten neben der bedrohten Stellung. Schweigend prüfte Baron Kappel das Gelände. Er war so ruhig, als handelte es sich um eine Pfütze. Graf Warminski war nervös. Er fröstelte, denn das Wasser drang durch seine Kleider. Jetzt war der Baron mit sich im reinen. „Wir müssen Seitendämme aufwerfen lassen. Warminski, der Eisenbahndamm hält nicht, den spült das Wasser weg als wär's ein Maulwurfshügel. Du mußt sofort alle deine Leute herschicken. Ich will die Arbeit leiten!“ jagte der Baron.

Graf Warminski sprengte fort. Es war ein schweres Stüd, den aufgeweichten Weg zu passieren. Er setzte dem Gaul die Sporen in die Weichen und lag nicht nach, bis er Arzemies erreicht hatte. Sofort ließ er die Tagelöhner rufen und teilte ihnen mit, was auf dem Spiele stand. Ihre Häuser seien in Gefahr, das ganze Dorf werde verwüstet, wenn das Wasser dort durchbricht.

Die Leute zihen es ein und machten sich sofort marschbereit. Ein Abjunkt ritt ins Dorf, um die Leute zusammenzurufen. Von allen Seiten strömten sie zusammen. Der Baron erteilte vom Pferde herab kurz und klar seine Anweisungen. Er schien sich um den Regen nicht im geringsten zu kümmern. Sein Beispiel wirkte ermunternd auf die Arbeiter. Die Angst um das bißchen Besitz, das sie ihr eigen nannten, spornte sie zu größtem Fleiße an. Sie wühlten sich förmlich in den schlammigen Grund ein. Stunde auf Stunde verrann. Immer höher wurde der Wall. Baron von Kappel mußte seinen Posten verlassen. Das Wasser rann ihm am Körper herunter, floß ihm aus den Stiefeln. Er stieg vom Pferde und führte es am Jügel fort. So wurde er wenigstens warm, denn der Frost hatte ihn geschüttelt. Endlich hatte er die Straße nach Kochanow erreicht. Da schwang er sich wieder in den Sattel und ritt, daß das Wasser in den Tümpeln hoch aufspritzte. In Kochanow übergab er das Pferd einem Stallknecht: „Sorgfältig abreiben und trocken füttern!“ befahl er noch. Dann wankte er in seine Wohnung. Er hatte bei dem strömenden Regen acht Stunden im Sattel gesessen.

Vor Anbruch der Nacht ritt er abermals hinaus. An Ruhe war gar nicht zu denken. Er ordnete an, daß abwechselnd gearbeitet werden sollte, prüfte die Dämme und ritt wieder fort. Von fern her klang das Murmeln und Branden und Brausen der steigenden Flut. Noch immer fiel der Regen klatschend auf die Erde. Am Rande des Horizonts waren die Wolken wie gemauert. Im Zenit lüchelte es sich ein wenig. Der Baron prüfte die Wolkensbildung genau. Wenn's jetzt starken Wind gab, wurde es besser mit dem Wetter. Aber die Winde hatten sich verflochen.

Der folgende Tag war Sonntag. Da schleppte sich alles in die Kirche, was nur die Glieder rühren konnte.

Ergreifend klang der alte Bittgesang durch das kleine Kirchlein und bei dem Worte: *Katuj nas!* — *Retze uns* — meinte man das Zittern und Beben der angstgefüllten Gemeine zu vernehmen.

Und dann kam ein Nachmittag voll Schrecken, Stunden, die in ihrer furchtbaren Tragik sich endlos dehnten. Schon hörte man ein eintöniges gurgelndes Geräusch: Das Wasser! Langsam, Zoll um Zoll breitete es sich aus. Jetzt drängt und schiebt sich die Flut nach dem Bahndamm hin. Wird er halten? Hilf Himmel, daß er's tut, sonst ist die Arbeit des gestrigen Tages nutzlos. Und das Wasser schlägt ruhig und gleichmäßig an den Damm. Gierig, unaufhaltbar bröckelt es hier — dort ein Stückchen los. Doch der Damm ist fest. Er ist ein starkes Bollwerk. Doch auch das Wasser ist stark. Es spült und spült, es bröckelt und bröckelt los, hier und da, langsam aber sicher. Furchtbar's Schauspiel. Machtlos leben die Menschen zu. Eifige Ruhe ist auf vielen Gesichtern ausgeprägt, die höchste Stufe der furchtbaren Angst, die alle Herzen umschnürt. Der Abend kommt. Neuer Schrecken. Wohin nun? Da kommandiert Baron Kappel: „Alles nach der Fabrik.“ Von Schloß Arzemies raffen die Leiterwagen. Jeder rettet, was er retten kann. Sie schleppen heraus, was ihnen in die Hände kommt wertlos und wertvoll. Der Baron ist unermüdlich. Er befehlt hier und befehlt dort, lobt, tadelt. —

Düstere, rabenschwarze Nacht. Unheimliches Heulen und Toben des Sturmes, der plötzlich erwacht ist. Ewig gleiches Gurgeln des Wassers. Will denn der Schrecken gar nicht enden? Nun ist der Eisenbahndamm durchbrochen. Unaufhaltbar nehmen die tückischen buntegrünen Wellen ihren Weg durch die Bresche, die sie mit furchtbarer Gewalt geschaffen. Und über ihnen hängen die Eisenbahngleise in der Luft. —

In Arzemies ist ein Rennen und ein Hasten. Die Alten, Kranken und Kinder hat man auf Leiterwagen nach Kochanow gebracht. Die Gesunden aber wollen nicht fort. Es gibt ja so vieles noch zu retten. Sie hängen an ihrer ärmlichen Habe, wer will das verdienen. Aber schon hat sich das Wasser bis ans Dörfchen geschoben. Die Keller sind unter Wasser, dann füllen sich Flur und Wohnräume. Da — ein gewaltiges Krachen, ein erschütternder Schrei — eines der kleinen Häuser ist verschlungen, vom Wasser begraben. Alles weicht zurück. Baron Kappel drängt die von Angst verwirrten Menschen zurück. Auch Dr. Sojka hat sich eingefunden. Niemand lang wissen, ob nicht Hilfe not tut. Graf Warminski ist im Schlosse geblieben. In dieser Nacht denkt kein Mensch an Schlaf. Jadwiga eilt in fieberhafter Erregung auf und ab. Ihr Herz zieht sich zusammen in Weh und Angst. Um ihn! Nur um ihn! Sie wußte seit jenem Septemberfest, daß sie ihn liebt. Wie sehr sie ihn liebt, das fühlt sie erst heute, wo sie ihn in Gefahr weiß. Sie alle: der Vater, Dr. Sojka, der Kutischer, der im Dorf eine verheiratete Tochter hat, haben ihr erzählt von seinem Heldennut. Und wenn auch im ersten Augenblicke ihr Herz aufjubelt vor Stolz, bald kam die Angst, namenlose, verzehrende Angst. Wenn sie doch ein Recht hätte, an seiner Seite zu stehen, nichts sollte ihr zu schwer sein.

Immer noch wanderte sie auf und ab. Stawa hatte sich in einen Sessel geworfen und schlummerte. Der Vater stand nebenan am Fenster. Da klapperten Schritte draußen. Hastig wurde die Tür losgerissen, der alte Kutischer stürzte ins Zimmer: „Gnädiger Herr Graf, Herr Graf!“ rief er, „ein Unglück, ein Unglück!“ Er leuchtete. Jadwiga war vor ihn gesprungen. Mit vorgebeugtem Körper, die Augen voll Angst, so steht sie vor ihm. Dann: „Der Herr Baron — ist — „tot!“ geist Jadwiga.

„Das weiß ich nicht!“ sagte der Kutischer, „aber er stand neben einem einstürzenden Hause und ist von einem Balken getroffen worden.“

Da rief Jadwiga: „Ein Pferd, zwei Pferde, rasch, satteln! Papa, du mußt mit. Zu ihm!“

Sie lief dem Kutischer nach und auch Graf Warminski eilte fort, denn auch ihn hatte die Schreckensbotschaft erschütterert. Er sattelte selbst sein Pferd. Der Kutischer säumte Jadwigas Roß auf und berichtete noch, sie hätten den Baron sofort nach Kochanow gebracht.

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte Jadwiga.

Der Kutischer half ihr in den Sattel und sie sprengte hinaus in die rabenschwarze Nacht. Der Sturm wärft sich ihr entgegen, sie achtete nicht auf ihn, nicht auf den Regen.

„Nur vorwärts!“ leuchtete sie. Ihr Haar löste sich und flatterte wie eine Wähne um sie her und dicht neben ihr gallopierte der Vater. Er rief ihr etwas zu, aber der Sturm verschlang alles, nur ihr „vorwärts“ trug er fort.

Schon kommt Kochanow näher. Lichter schimmern durch die Nacht. Alle Fenster der Fabrik sind erleuchtet. Vorwärts. Rechts und links fliegen die kleinen Häuser an ihr vorbei. Vorwärts. Da endlich sind sie an Kappels Wohnhaus. Der Graf springt aus dem Sattel um seiner Tochter zu helfen. Sie ist schon längst vom Pferde und haftet ins Haus. Instinktiv reißt sie eine Tür los. Wie erstarrt — erstarrt vor freudigem Schreck — bleibt sie stehen denn vor ihr ist der Baron und schüttelt sich wie ein Bündel. Er hat ihr den Rücken gelehrt. Hastig wendet er sich um. Da steht er sie! Sie hat nicht Zeit, ihn länger zu betrachten, er lebt, das ist genug, und nun löst sich der gewaltige Druck, die Spannung der letzten halben Stunde, sie wankt, alles kreist um sie, mit ihr. Doch sie zwingt die Schwäche nieder. Mit einem Jubellaut steigt sie auf den Baron zu. „Edgar, Edgar!“ ruft sie unter Lachen und Weinen. Und er hält sie fest, so zärtlich fest. Er vergißt, daß er durch und durch naß ist, daß Wasser, Schweiß und Blut ihm über das Gesicht rinnt. Nichts denkt er außer das eine: Mein! Ach, war das eine Seligkeit!

Der Graf, der die Pferde einem Diener übergeben hatte, trat eben ein, als Edgar Kappel seine Tochter küßte. Er staunt über sie. Aber schließlich überwog doch die Freude das Erstaunen. Und als die beiden Liebenden des Vaters Anwesenheit merkten, ließen sie sich los. Jadwiga blieb an des Geliebten Seite stehen. Der Baron ging auf den Grafen zu. Wohl selten ist unter eigentümlicheren Umständen ein Herzensbund zustande gekommen; denn Graf Warmingki sagte mit Freuden Ja und Amen, ging doch auf diese Weise sein Liebungsverlangen in Erfüllung.

Jetzt erst besah Jadwiga sich den Geliebten näher, sie bemerkte das rinnende Blut an seiner Wange und wuschte es ihm ab. Edgar Kappel zog sich für eine Weile zurück, er mußte sich umziehen, waschen.

Als er wiedertam, erzählte er: „Wir standen im Schutze eines Hauses, das uns ganz sicher zu sein schien. Ich machte Dr. Sojka darauf aufmerksam, daß dieses Haus inmitten der Trümmer heil bleiben würde, denn das Wasser drückte mehr nach der entgegengesetzten Seite. Natürlich standen wir — Dr. Sojka und ich — bis an die Knie im Wasser, aber gegen Feuchtigkeit war man allmählich mehr oder weniger unempfindlich geworden. Ich verließ meinen Posten nicht, denn es gab ja noch manches zu bergen, was sonst unerschöpflich vom Wasser fortgespült worden wäre, und die Menschen hatten total den Kopf verloren. Mit einem Male merkte ich, daß das Wasser stärker drückte. Es mußte wohl Zufluß erhalten haben. Eben wollte ich genauer prüfen, da brach auch schon das Haus zusammen. Dr. Sojka fiel nieder. Ich hatte ihn instinktiv an der Hand gefaßt, wurde aber mitgerissen. Ein Balken war neben uns niedergefallen und hatte den Doktor getroffen. Ich bin mit einem Schmiss davongekommen. Sojka hat aber mehr abbekommen. Wir zogen ihn bewußtlos aus dem Wasser und ich ließ ihn sofort nach Hause tragen. Schließlich machte ich mich auch fort. Es gab nichts mehr zu retten. Dreiundzwanzig alte Häuser im Unterdorf sind zusammengestürzt, die neuen sind fest. Die armen Leute!“

Der Morgen dämmerte. Baron Kappel ließ den Wagen anspannen und brachte den Grafen und Jadwiga selbst nach Schloß Arzemies. Er wollte bei dieser Gelegenheit nach dem Doktor sehen, denn in dem Tumult und in dem ersten Schrecken hatte er sich damit begnügt, aus der nächsten Stadt den Arzt zu berufen. Der Graf und Jadwiga gingen mit in das Haus des Verwalters. Der kam ihnen mit kummervollem Gesicht entgegen. Er las in ihren Augen die Frage nach dem Befinden seines Sohnes und sagte: „Ich glaube, es geht schlecht. Er ist noch immer bewußtlos.“ Sie gingen alle in das Krankenzimmer. Der Doktor war bleich; durch eine weiße Binde, die um die Stirn geschlungen war, sickerte Blut. Baron Kappel flüsterte dem Verwalter zu, daß er telephonisch den Arzt aus Siedlec bestellt habe. Sojka blickte ihn dankbar an. Schon wollten sie sich entfernen, da schlug der Doktor die Augen auf. Er blickte erstaunt von einem zum andern. Als er Jadwiga an der Seite des Barons sah, huichte ein feines Lächeln um seinen Mund. „Doch“ — flüsterte er, dann schloß er die Augen, und schon in kurzer Zeit merkte man an den gleichmäßigen Atemzügen, daß er schlief.

„Ich glaube nicht,“ meinte der Baron, „daß die Verletzung gefährlich ist, er war sehr erschöpft und der Schlag war ziemlich schwer. Aber er hat eine kräftige Konstitution. Wir kommen jedenfalls bald wieder.“

Sie verließen das Haus. Der Tag war da. Zerrissene Wolkensehen flogen, vom Sturm getrieben, über den düsternen Himmelsgrund. Die Bäume bogen sich unter der Gewalt des Windes und ächzten, als empfänden sie Schmerzen. Aber der Regen hatte nachgelassen und der Wind kam von Osten.

„Ich glaube, es gibt anderes Wetter,“ meinte der Graf, und Baron Kappel nickte dazu. Er war unäglich müde, und manchmal war es ihm, als ginge ein lähmender Strahl durch seinen Körper. Mit seiner eisernen Willenskraft zwang er die Müdigkeit nieder. Jadwiga hatte gebeten, eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken, und er war so glücklich, in ihrer Nähe sein zu dürfen.

Slawa war voll Angst im Schloß zurückgeblieben. Der Schreckensschrei der Schwester, die Schilderungen der Diener hatten sie im höchsten Grade erregt. Der Schlaf war wie weggewischt. Raftlos wanderte sie in dem großen Gemach auf und ab. Ihre Gedanken bewegten sich in seltsamen Kreisen.

Seit jenem Septemberfest hatte sie mit Wladimir nicht mehr unter vier Augen gesprochen, und sie hatte die Empfindung, als weiche er ihr aus. Sie konnte doch unmöglich die Gelegenheit zu einer Aussprache, wie sie nach dem Ereignis im Park doch unvermeidlich war, herbeiführen. Wladimir war liebenswürdig, lustig, aber er plauderte mit Fräulein Vincowoska gerade so häufig wie mit ihr. Sollte die Szene im Park etwa nur ein Scherz gewesen sein? Immer und immer mußte sie daran denken: sie hatte an seiner Brust gerührt, er hatte sie geküßt und von Liebe gesprochen, und sie — hatte sich geziert und gestraubt wie ein Kind. Und dabei liebte sie ihn doch, o, sie wußte das erst jetzt so ganz genau. Warum in aller Welt gab er sich auf einmal keine Mühe, sich Gewißheit zu verschaffen? O, wenn sie sich doch vor irgend jemand hätte aussprechen können. Aber sie schämte sich. Jadwiga hatte so ein eigenes Lächeln, die lachte sie aus, und auf Fräulein Vincowoska war sie ein wenig eifersüchtig. Sie wußte ja nicht, daß auch Marias Herz in Liebe glühte, allerdings nicht für Wladimir. So trug sie allein ihre Last, ihre Zweifel und lernte erfahren, daß es keine Liebe ohne Leiden gibt.

Diese Gedankenreihen zogen auch in der Schreckensnacht durch ihre Seele. Fräulein Maria hatte sich früh zu Bett begeben müssen, denn sie war erkältet, Jadwiga und der Vater hatten Hals über Kopf Arzemies verlassen, um trotz Sturm und Wogendrang nach Kochanow zu reiten. Die Einsamkeit ängstigte sie, das Denken des Sturmes machte sie bange. Sie trat ans Fenster und blickte hinaus in den dämmernenden Tag, in das Heulen und Toben der entfesselten Elemente. Da hörte sie auf der Rampe das Klappern von Pferdehufen. Sicher waren es Jadwiga und der Vater, die aus Kochanow zurückkehrten. Sie eilte in den Korridor. Die Treppen hinauf stürmte — Wladimir. Da ging ein Jubeln durch ihre Seele, und sie stand vor ihm mit strahlenden Augen und ausgebreiteten Armen: „Wladimir!“ Da zog er sie an sich und küßte sie, und sie weinte und lachte dabei und hielt ihn fest. O, war das ein Glück!

Wladimir erzählte dann: „Wir erfuhren gestern abend, daß es in Arzemies wüst hergehe. Allerhand Gerüchte kamen uns zu. Da bekam ich Angst um euch, um dich. Ich wollte sofort herkommen, aber es war unmöglich; ich sah nicht Weg und Steg. Heute im Morgengrauen zögerte ich nicht mehr. Und nun bin ich so froh, daß ich dich wiederhabe, das war der schönste Morgen meines Lebens.“ Er küßte sie. So vertieft waren sie in ihr Glück, daß sie das Kommen der anderen nicht wahrnahmen. Erst als die Tür sich öffnete, fuhren sie auseinander. Der Graf sah ein wenig erstaunt aus, und Jadwiga und Baron Kappel sahen sie lächelnd an, als wären sie kompetente Beurteiler der Sachlage. Wladimir Linsenli aber sah sich rasch. Er faßte Slawa an der Hand, trat einige Schritte vor und sagte: „Herr Graf, die Stunde wie auch die Umstände sind ungewöhnlich. Aber nach dem, was Sie soeben sahen, wäre Schweigen Feigheit, und so bitte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter Slawa!“

Der Graf lachte. Es war ein frohes, herzliches Lachen. „Weiß der Himmel,“ sagte er, „der Verlobungsbasillus scheint heute in der Luft zu liegen. Erst verloben sich Jadwiga und Kappel und jetzt ihr. Na, meinen Segen habt



Kronprinz Konstantin von Griechenland

ih. Also, eine Doppelverlobung! Bon! Eigentlich mühte jetzt Sekt auf den Tisch. Aber die Stunde ist für Sekt etwas ungewöhnlich, ich glaube, wir trinken erst Kaffee!"

Das geschah denn auch. Es war alles vorbereitet, darum war das Frühstück rasch aufgetragen. Baron Kappel war sehr schweigsam, und auch Jadviga hatte kein Bedürfnis zu sprechen. Sie und da sah sie besorgt den Geliebten an. Er sah so krank aus. Doch nein, krank nicht, nur müde, und dann — o Etikette, zürne nicht, — lehnte er sich ein wenig zurück und schloß. Graf Warminski flüsterie: „Nicht wecken! Der arme Kerl hat schon zwei Nächte nicht mehr geschlafen.“

Es war eine eigentümliche Verlobung! Natürlich blieben die Herren in Arzemies. Graf Warminski kommandierte: „Alles geht zur Ruhe, alles weitere wird sich sünden!“

Nachmittags beim Diner waren alle froh und heiter. Jetzt kam auch der Sekt auf den Tisch. Warminski erhob sich und sagte: „Liebe Kinder! Heute habe ich trotz Schreck und Not eine große Freude erlebt. Mein treuer Freund, mit dem ich jahrelang Schulter an Schulter gekämpft habe, und meines nächsten Nachbarn Sohn haben die Herzen meiner Töchter im Sturm erobert. Das Glück lacht mich an aus euren Augen, hell schimmert die Zukunft. Im Dorf aber mag es heute manchem geben, der voll Angst und Sorge der Zukunft entgegensteht, dem das Wasser alles nahm, was er sein eigen nannte. Freilich, wir können nicht alle Not dort unten lindern. Aber etwas will ich tun, um dem Schicksal meinen Dank zu beweisen für die Freude, die mir heute in meinem Hause erblüht ist. Ich bestimme fünfzigtausend Kronen für die vom Wasser Geschädigten, und wir wollen gleich hinfahren und ihnen das mitteilen. So, und nun laßt uns anstochen: auf euer und mein Glück, auf unser aller Zukunft!“



Der einarmige Klaviervirtuose Graf Geza Zichy.



Kronprinzessin Sophie von Griechenland.

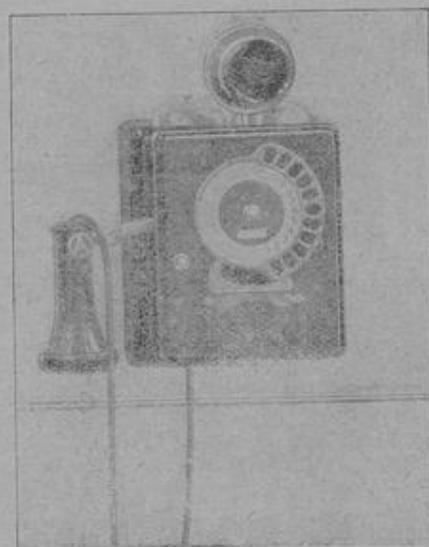
Hell klangen die Gläser aneinander. Die Worte des Grafen hatten jeden Schatten vertrieben, der über ihrer Stimmung schwebte. —

Die Kunde von dem frohen Ereignisse auf dem Schlosse pflanzte sich fort von Mund zu Mund. Einige lachten bitter. „Ja, während wir hier zugrunde gehen, feiern die Reichen frohe Feste!“ Aber bald schwiegen diese Stimmen. Der Graf verkündigte selbst den Arzemiesern, was er für sie tun wollte. Da wandelte sich rasch die drückende, trübe Stimmung in Jubel und Wonne, und brausend hallte der Ruf wieder: „Hoch lebe der gnädige Herr Graf und sein ganzes Haus.“

Was soll ich noch viel erzählen?

Bon Dr. Sojka.

Die Verlobung erwies sich als ungefährlich, und er hatte auch wahrlich keine Zeit, krank zu sein. Die Klut hatte sich verlaufen, die Aufregung legte sich. Aber es gab viele Kranke, und die nahmen des jungen Arzies ganze Kraft in Anspruch. Er selbst sah leidend aus und das war auch kein Wunder. Er gönnte sich keine Zeit zur Ruhe, und dabei verfolgte ihn auch noch ein lästiger, störender Gedanke. Wie lange noch, dann verließ Maria das Schloß, und er blieb allein mit seiner Sehnsucht. O, wenn er es ihr doch sagen könnte, was ihr quält; wenn er doch zu ihr von seiner Liebe sprechen könnte! Aber sie ließ sich nicht blicken, sie war erkältet, so hörte er, und er hatte keine Zeit, sie zu suchen, die sein Glück war. Zum ersten Male empfand er es, daß die strenge Erfüllung der Berufspflicht ein Opfer sein kann, ein schweres, großes Opfer. Fast täglich fragte er seine Mutter, ob noch nichts festgesetzt sei, wann Maria Arzemies verlässe. Frau Sojka lächelte bei diesen hastigen



Ein neues automatisches Telefon.

Die Storchentante.

Von Hanns Gishert.

(Nachdruck verboten.)

Es scheint, daß zum Amt einer Storchentante nur unverheiratete weibliche Wesen mit Gewährleistung auf Erfolg zu verwenden sind. Verheiratete Frauen, die sich nach menschlichem Ermessen zu einem solchen Zwecke viel besser eignen sollten, sind immer unablösmlich, ihres Haushaltes, ihrer Kinder und ihres Gatten wegen; selbst Frauen, die keine Kinder haben, und sich um Gatten und Haushalt nur eben soviel kümmern, als ihnen Toiletten, Besuchemachen, Tennisspiel, Romanelesen und Theaterbesuch Zeit dazu lassen, sind nicht imstande, sich solch caritativem Wirken zu opfern; die erst recht nicht. Eine Frau kann doch nicht wochenlang ihr Heim im Stich lassen, fremden Händen ausliefern — — —

Lili war ein rechtes Hausmütterchen. Ihr Glück war in den vier Wänden, in denen sie gerne mit ihrer alternden Mama ein idyllisches Stilleben führte, mit ihren Blumen, ihren Vögeln und Hühnern. — Lili hatte einen Hühnerhof — ihren Bienen und Farben — Lili hatte ein hübsches Talent zum Malen und betätigte es leidenschaftlich gerne — mit ihrem altmodischen Klavier, dem sie hübsche Weisen zu entlocken wußte, während sie mit einem feinen, klaren Stimmchen und viel Empfindung dazu sang.

Das alles war Lilis Freude; aber sie kam nur selten dazu, ihren Liebhabereien nachzugehen. Sie war die Jüngste von acht verheirateten Geschwistern und immer ausgeboten, um Haushaltung zu führen; bald mußte Maria ihrer Gesundheit wegen ein Bad besuchen, bald wurde Klara operiert oder bei Hede kam ein Baby an, bald hatten die Frankfurter Umzug oder die Münchener machten eine Meise. So lernte das gutmütige Opfer seiner häuslichen Talente die Welt kennen, das heißt, eigentlich nur eine Menge Haushaltungen im Süd und Nord des Deutschen Reiches, mehr oder weniger willfährige, gewandte Diensthofen, die sie erbittert als aufpassenden Drachen anzusehen geneigt waren, und eine Menge von braven und unartigen, hübschen und häßlichen, zutraulichen und ungerbigen Kindern.

Früh erinnerte sich Tante Lili sehr wohl. Einmal war sie gekommen, als Ludwig zur Welt kam, und da hatte sie ihm ein Hottopferd mitgebracht; als der Storch Lieschen brachte, damals war Ostern gewesen, hatte sie ihm einen wunderschönen Hais geschenkt, der im Innern voll leckerer Schokoladenbonbons war, die ab! — köstlich geschmeckt hatten.

Früher wußte sich des noch sehr gut zu erinnern; denn das war noch nicht lange her; „vier Wochen vielleicht“ erklärte er dem aufhorchenden dreijährigen Lulu. Nur, daß Lieschen in der Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht hatte. Sie stand schon fest auf den Beinchen und konnte schon „Lulu“ — und „Iti“ sagen; Iti war eine notgedrungene Umgestaltung von Frigens Namen, der dem rosigem kleinen Mäulchen doch noch zu schwer fiel. Stolz und ferzengerade stand dann der fast Sechsjährige, der nächsten



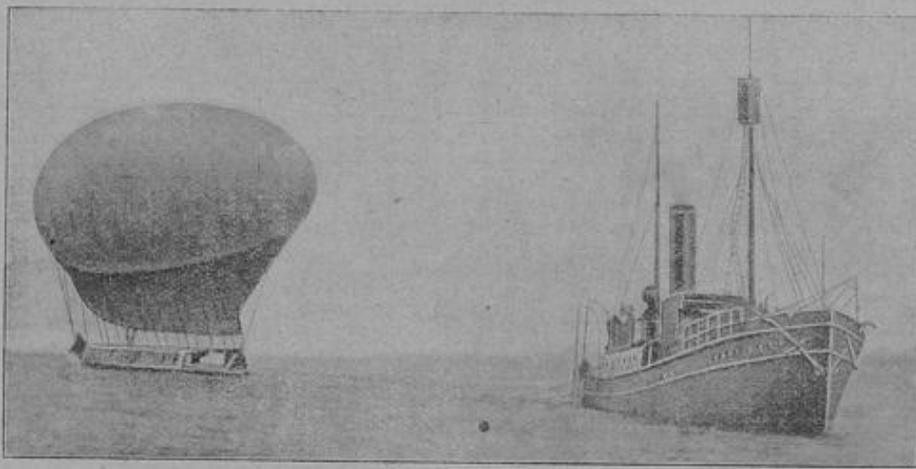
Graf Zeppelin (1) u. König Wilhelm II. v. Württemberg (2).

Fragen und beschwichtigte ihn. Vorläufig blieb Maria noch hier, und alles andere würde sich finden.

So sprach Frau Sojka.

Eines Tages traf der Arzt Maria bei seinen Eltern. Eben war er von einem benachbarten Gute heimgekehrt, und er fühlte sich müde und matt. Als er aber Maria erblickte, leuchtete es hell auf in seinen Augen, und er sprach es aus, wie sehr er sich freute, sie endlich wieder zu sehen. Doch bald verwandelte sich seine Freude in Schrecken; denn Maria kam, um Abschied zu nehmen. Sie war ja jetzt überflüssig und wollte in das Institut zurückkehren, in dem sie früher gewirkt hatte. Frau Sojka verließ für einen Augenblick das Zimmer. Da konnte der Arzt sich nicht enthalten, er mußte ihr sagen, wie weh es ihm tat, daß sie ging. Und dann sprach er von Liebe, und er wurde beredt und sie lächelte erglühend auf seine Worte und war froh und glücklich. Da zog er sie an sich und küßte sie, und dann rief er Vater und Mutter, um ihnen sein Glück zu verkünden.

Und auch dem Grafen war noch ein spätes Glück beschieden. Nach der Verlobung der Kinder schrieb er an Elsie und fragte an, ob er jetzt kommen dürfe. Sie sagte nicht nein. Im folgenden Sommer wurde sie sein Weib. So war auch für sie nach Jahren u. Enttäuschungen, nach Nehl und Sühne, ein ruhiger, heiterer Lebensabend angebrochen. Graf Warminski beschränkte sich auf die Verwaltung von Arzemiesen. Seine Töchter liehen ihm einen Kranz prächtiger Enkelkinder, sie sind sein Glück und sein Stolz. Für sie arbeitet er, ihnen soll erspart bleiben, was seine und seiner Kinder Jugend trübte: Der Sturm und Kampf. — Das war das Glück, das nach dem Sturm erblühte.



Das lenkbare Luftschiff des Amerikaners Walter Wellman.

Ostern zur Schule kommen sollte und strahlte über das ganze frische Gesicht über die Leistungen der kleinen Schwester. Ob einer solch ein niedliches, kleines Ding zur Schwester hatte, wie Lieft Harmjen?

„Lulu? Du bist zwar noch zu klein; aber, was denkst du, daß Tante Lili uns diesmal mitbringt?“

„Ho—ho—hokolade?“ Ludwig stotterte ein wenig, sogar in dem Wort Chokolade, in dessen Aussprache er einige Übung hatte.

„Nein, siehst du, du kannst nicht raten; du bist noch zu klein! Was ganz anderes bringt Tante Lili immer mit, etwas, was schreien kann und die Milchflasche in den Mund gesteckt bekommt. Ein — nun Weißt du es noch nicht?“

„Ein Li—li—lischen?“

„Nein! Solch ein dummer, kleiner Junge! Ein Lischen haben wir doch schon! Ich will dir etwas sagen, komm' mal her, ich sag dir's ins Ohr“, und dabei brüllte er so laut, daß dem armen Lulu fast das Trommelfell platze, „ein Baby bringt sie immer mit und für uns etwas Leckeres.“ Ueberlegend; „Mir könnte sie wohl einen Schultzangen mitbringen, weil ich doch bald zur Schule soll, ganz mit Bonbons gefüllt und dir eine Tafel Chokolade aus dem Automat.“

„Zwei T—t—tastein!“ Hierig schauten die runden braunen Augen aus dem haselnußbraunen Gesicht.

„Pui! Lulu. Immer unbescheiden! Nachher ist dann Taufe, und wir kommen zu Mama ans Bett; und dann gibts Leckeres. Weißt du, das blonde, rosige Gesicht nähert sich wieder dem haselnußbraunen mit den weitauferissenen Augen, „Mama liegt dann immer zu Bett“, geheimnisvoll flüsternd, „weil der Storch sie mitten ins Bein gebissen hat.“

„Storch hr—hr—bringt kleine Kinder.“

„Ja und heißt das arme Mutti, wenn sie ihm das Baby geben soll! Bloß — unsicher werdend — „bloß ist Mutti diesmal nicht zu Hause; wer soll denn im Bett liegen und uns Bonbons geben?“ Ratlos schauen die blauen Augen unter den schwarzen Wimpern hervor.

Lulu weiß Rat; „Dann Storch T—t—tante Lili in Bein beißen.“

Erwartungsvoll stehen der schlant aufgeschossene Frix und der untersehte Ludwig Hand in Hand vor dem Perron, wo Papa sie zu warten geheißen und versuchen die Gesichter zwischen die Eisenstäbe des Gitters zu drängen, was Lulu auch über Erwarten gelingt. Nur vollzieht sich das Rückwärtsmanövrieren nicht so einfach; trotz aller widerergerischen Versuche bleibt das Köpfchen eingeklemmt. Frixchens rote Lippen zucken im Mitgefühl; ein doppelstimmiges Indianergeheul begrüßt den einfahrenden Zug und die aussteigende Tante, die von Papa galant aus dem Kuppe gehoben wird und kein — gar kein Handgepäck bei sich hat. Mit tiefer Enttäuschung konstatiert Frixchen das, trotz der verschleienden Tränenflut und läßt nur sehr widerwillig die Begrüßungsfeierlichkeiten über sich ergehen. Der ganze Spaß an dem Besuch ist ihm verdorben. Mißmutig schenkt er seinen baumwollenen Regenschirm, ohne den auszugehen, er nicht zu bewegen ist.

Lulu ist glücklicher; nachdem der kleine Dickkopf von Tante Lili aus seiner mißlichen Lage befreit ist, wird ihm im Wartesaal ein Glas Himbeersyrup kredenz, das die Tränen schneller trocknet als die zärtlichsten Trostworte; aber die Aufforderung, mitzutrinken, wird von Frixchen verächtlich abgelehnt. Eine Tante, die einem nicht einmal etwas mitgebracht hat! Der Regenschirm gibt seiner Verstimmung berebten Ausdruck; er macht Bekanntschaft mit allen Rinnsteinen und Türschwelen und macht beim Saufen übers Trottoir einen so ohrenzerreißenden Lärm, daß Papa nervös wird. Die Ohrfeige, die er wegen Nichtbeachtung der väterlichen Mahnung ernennt, verbessert seine Stimmung nicht. Die hübschen blauen Augen blitzen trotzig. An allem ist nur die Tante schuld!

Tante Lili ist die geborene Diplomatin. Spät, aber nicht zu spät, sieht sie ein, daß es ein Fehler war, die eingekauften Geschenke ins Koffer einzupacken. Aber dem ist abzuhelfen! An einer Straßenbiegung zeigt sie ein lebhaftes Interesse für ein spitzgiebiges altertümliches Haus und sie wünscht, es auch von Innen zu sehen —

Als sie mit zwei zierlich verpackten Gegenständen wieder zum Vorschein kommt, liegt ein seliger Schimmer auf dem vorher so unfreundlichen Knabenantlitz und die blauen Blauaugen strahlen zärtlich —

Jetzt muß Tante zwei weiche Patschhändchen führen. Und wenn Lulu ihr die Tasche in seinen neuen Döschen zeigt, so muß sie dafür Frixchens prachtvolles Portemonnaie mit den blühenden Pfennigen bewundern. Zu Hause angekommen, lassen sie ihr kaum Zeit, sich umzulegen und Lieschen, das herzige Dickhäutchen, abzuküssen. Frix versucht mit schalkhaft fragenden Augen die bunten Bänder der Pakete aufzuknüpfen: „Ob man wohl nachsehen darf, was darin ist?“ während Ludwig in seiner guten, gelungenen Art auf den Schoß klettert: „Datt du m—m—mir nichts mitdebringt?“ bis Papa böse wird.

Die beiden reichgefüllten Bonbonnièren haben die Kinderherzen im Sturm erobert. Kergengerade und tugendhaft sitzen sie am Kaffeetisch, keinen Blick von der Tante werdend und bereitwillig Antwort auf die gestellten Fragen gebend. Sehr brav seien sie gewesen, sehr brav, versichern beide mit etwas unsichern Blicken nach Trina hin die mit dem Servierbrett aus- und eingeht und vielstehend lächelt. Die Mama sei noch in Mariensfeld, dem Sommerstüb der Familie, geblieben, um zu räumen und zu packen; sie hätten schon früher nach Hause gemußt, damit Papa nicht so allein sei.

Lili ist sehr angenehm berührt von dem diesjährigen Arrangement der Ereignisse. Hebe ist in Mariensfeld vorzüglich aufgehoben, und sie ergeht so mancher unangenehmen Frage, manchem peinlichen Zusammentreffen, das ihrem mädchenhaften Empfinden unangenehm ist. Wenn sie auch auf der Schattenseite der Zwangig angekommen ist, so hat Lili doch das Erröten nicht verlernt. Das steht ihr so hübsch und läßt sie so unglaublich jung erscheinen, daß der Schwager sich zuweilen das grausame Vergnügen macht, sie in Verlegenheit zu bringen. Für diesmal besorgen das seine Herren Söhne.

„Tante Lili! Wo hast du denn das Baby, daß du immer mitbringst?“ fragt Frix plötzlich, und den Gedankengang fortspinnend, fährt Lulu fort: „Ham wir jetzt Taufe?“ und Frix wieder: „Wenn Mutti nicht da ist, mußt du dich dann vom Storch ins Bein beißen lassen?“

Der Schwager erbarmt sich Lilis blau-violetter Verlegenheit und verweist die kleinen Fragesteller zur Ruhe. „Wenn Ihr recht brav und artig seid, daß Tante mit euch zufrieden ist, dann kommt das Baby, sonst nicht, verstanden? Sonst gibts nämlich Klaps!“

Tante war sehr nett; es ließ sich gut mit ihr umgehen. Sie hatte eine helle Tuchbluse mit Stahlbesatz und Knöpfen an, die konnte man zählen. Zwei große Knöpfe und sechs kleine und auf jeder Seite zwei an den Ärmeln. Und Tantes Ohren waren klein und rot und sehr warm: „Fühl' mal, Lulu!“ und ganz schwarze Härchen hatte sie an der Lippe. „Tante Lili, bekommst du jetzt einen Bari?“ Und lachen konnte sie so herzlich, wenn man ihr was Schönes erzählte, und dann hatte sie so nette, weiße Zähne. Ludwig hatte schon einmal versuchen wollen, ob man sie auch herausnehmen könne, wie bei Mama; aber sie waren angewachsen; auch die Haare; die hingen über den Bettrand herunter, wenn sie schlief. Mutti hatte es viel bequemer; die legte den Kopf einfach in die Schublade.

Morgens ging Lili mit Trina und der kleinen Schar spazieren; Lieschen trippelte wohl ein paar Schritte, wenn sie an jeder Seite eine führende Hand bekam. Dann ging Frixchen, stolz mit geschultertem Regenschirm, als wachhabender Offizier nebenan, und bewunderte das zierliche, kleine Persönchen aus ganzem Herzen, und wenn Vorübergehende gleichfalls nach ihr hinsahen, warf er sich in die Brust: „Das ist mein Schwesterchen, Lieft Harmjen.“

Lulu war der kleine Tolpatsch, der immer hinfiel sich den neuen Cheviotanzug zerriß oder beschmutzte und jeden Tag einen neuen Matrosenfragen anhaben mußte; aber immer besser, als wenn Regenwetter sie ans Zimmer bannte. Da bedeckten die Beiden jeden Augenblick etwas anderes aus; entweder sie spielten Dampfschiff; dann schoben sie den Tisch im Kinderzimmer, auf dem das Schaukelpferd und die Spielsachen als Passagiere untergebracht waren, in schaukelnder Bewegung durchs Zimmer, daß Herr Senator aus der ersten Etage heraussagen ließ, er befürchte, daß der ganze Plafond herunterkäme und seine Frau habe so starke Kopfschmerzen, oder sie spielten Nachlaufen im Salon und hielten sich an Decken und Portieren im Vorüberlaufen fest, daß die kostbaren Nippes in die Brücke gingen und die Vorhänge heruntergeleget kamen. Wenn sie still, mäusehinstill waren, das war erst recht ein übles Zeichen;

einmal hatten sie sich mit Stiefelwische Schnurrbärte gemalt und die sonniglichen, weichen Cheviotanzüge arg damit beledert; ein andermal hatten sie Schloffer gespielt und die neugekauften Nägel mit den scharfen Spitzen in den vergoldeten Roccocottisch mit seinen schönen Goldschmuckereien gehämmert, oder sie hatten Tantes Zimmerboden mit Schmierseife angestrichen, „daß die arme Tante auch Parfet hat und in ihrer Stube schlittern kann“, was zur Folge hatte, daß Lili unfreiwillig Bekanntschaft mit dem Zimmerboden machte.

Mit ängstlicher Sorgfalt mußte Lieschen bewacht werden, damit die kleinen Bengels aus purer Liebe nichts Schreckliches mit ihr antun könnten. Lili war schon darüber gekommen, daß „Ist Liesi sein machen wollte“, was er mit dem Abschneiden der silbernen Ringelböckchen aber durchaus nicht erreichte. Ein andermal ertönte jämmerliches Wimmern von einem nicht näher zu bezeichnenden Orte. Fritz spielte „Shampooing“, zu welchem Zwecke er die Geschwister abwechselnd in das — glücklicherweise tadellos saubere — Taxads-Vorzellanbad tauchte und dann mit lähmem Griff die Wasserleitung in Bewegung setzte, daß sich eine rauschende Flut über die Kinderköpfe ergoß, die nicht zu opponieren wagten, weil der große Bruder beim „Risea“ gerade so behandelt worden war. Aber dann war es wieder rührend, wenn die beiden, über das Schwesterchen gebeugt, voller Entzücken jeden Atemzug bewunderten, die roten Wangen und die roten Kirschlippen, die, geteilt, winzige weiße Röhrenchen sehen ließen.

Tante Lili hatte das „Schule spielen“ erfunden, um die kleinen Quacksilber zu beschäftigen. Fritz zog den Schulranzen an, den Großmama für ihn ins Koffer gepackt hatte, Lulu schnalzte man den Klaidriemen als Ersatz um, und Tante spielte dann „Herr Lehrer“. Das war eine sinnreiche und höchst feiseltende Belustigung, die Trina Ruhe für ihre Hausarbeit verschaffte.

Papa ging abends meist nach Marienfeld, um nachzusehen, ob Mama noch nicht mit Räumen und Einpaden fertig sei und sehr oft ging er zuerst zu Onkel Doktor, wozu Fritz ihn begleiten durfte. Eines Morgens beim Frühstück machte Papa die Mitteilung, daß der Storch vergangenen Abend ein Brüderchen gebracht habe. Fritz nickte befriedigt mit dem Kopfe: „Ein Brüderchen war jetzt an der Reihe“ und nach einer Weile: „Woher der Storch nur wußte, daß Mama noch nicht zu Hause ist!“

Lulu erkundigte sich sofort, wann die Taufe sei, während Fritz eine Zeitlang überlegend still saß, dann aber auf Lilis Schoß kletterte, um ihr ins Ohr zu flüstern: „Nicht, Tante! Du hast ihn doch im Koffer gehabt?“

Das Brüderchen, das fürs Erste unsichtbar bleiben sollte, war jetzt Hauptgesprächsthema. Wie er wohl aussah? Wie groß er sei? Und ob er wußte, daß Liesi sein Schwesterchen ist? Nein! Dann war er sehr zu bedauern, der arme, kleine Bruder, der Liesi noch nicht gesehen hatte.

Mit hatte den genialen Einfall, eine naturgetreue Zeichnung von Liesis Reizen anzufertigen und sie per Post dem neuen Bruder zu schicken, um den beständigen Fragen auszuweichen. Aber Fritz war nicht zufriedengestellt. Es hätte eine „Photografie“ sein müssen!

Schließlich gab Lili dem Quälgeiste nach und ließ von einem kleinen Photographen das stolze Kleeblatt aufnehmen; sie und Trina mußte aber auch aufs Bild, damit das neue Brüderchen die ganze Familie kennen lernte. Zur Belohnung, weil Iti sich das Nägelkauen abgewöhnen wollte, und weil Lulu gebornam seine Milch trank, bekamen — die Brüder einen Abzug gemeinsam verehrt, von dem Fritz sich nicht mehr trennte.

In Zwischenräumen von fünf oder zehn Minuten zog er das Bild hervor und drückte einen Kuß auf Liesis Gesichtchen. Auf Spaziergängen zeigte er es stolz Vorübergehenden: „Das da ist Liesi's Harmsen und hier steht ihr Kindermädchen, und wir sind ihre Brüder.“

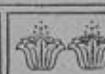
Auch Onkel Doktor mußte das Bild bewundern; er zeigte aber mehr Interesse für die schlanke Gestalt im Hintergrund als für Lieschens Person, die unter der brüderlichen Hässlichkeit schon stark gelitten hatte. „Das ist nur Tante Lili, die uns immer die neuen Kinder mitbringt. Den neuen Bruder hat sie auch im Koffer gehabt.“

Der Doktor lachte sehr vergnügt auf und meinte, seine Quasi-Kollegin sehe aber noch recht jugendlich aus. Das gestand Fritz zu: „Sie ist sehr nett zum Spielen und Erzählen, viel besser als Mama. Aber sie kann ihre Zähne und Haare nicht ausziehen.“ — — —

Schluß folgt.



Nützliches fürs Haus.



— **Flecksflecke aus Tapeten zu entfernen.** Dies gelingt durch vorsichtiges Betupfen mit Benzol-Magnesia auf einem Bauschönen Batte, oder durch wiederholtes Bestäuben mit weißem Bolus, ebenso auch durch Auflegen von feinem oiden Löschpapier und Ueberstreichen mit einem mäßig warmen Plättchen. Ist der Fleck veraltet, so muß derselbe vor Anwendung von Bolus oder Löschpapier durch Anfeuchten mit Benzol, Terpentinöl, Schwefeläther oder dergl. aufgelöst werden. Da die Farben mancher Tapeten sehr empfindlich sind, so ist es geboten, vor Anwendung des einen oder anderen Verfahrens an einem Stücke der nämlichen Tapete Versuche aufzustellen.

— **Obst-, Wein- und Stockflecken können, so lange sie noch frisch sind, aus der Wäsche meist mit saurer oder Buttermilch entfernt werden.** Bei kleinen Flecken genügt es oft schon, wenn man ein angezündetes Schwefelhölzchen darunter hält. Alle derartigen Flecken können leicht durch Anwendung von Bleichflüssigkeit, aus Chlorkalk oder Bleichpulver bestehend, entfernt werden. Doch verlangt das Verfahren eine gewisse Vorsicht. Die Bleichflüssigkeit bereitet man sich auf folgende Weise: Man gibt in ein Gefäß 30 Gr. frischen Chlorkalk, gießt zuerst ein wenig Wasser darauf rührt gut um und schüttet dann noch einen Liter Wasser nach. Man läßt das Ganze setzen und seigt das Klare durch ein altes Stück Leinwand oder Baumwollentuch in einen Steintrag, der gut verkorkt und an einem kühlen Ort aufbewahrt wird. Nimmt man statt des Kruges eine Glasflasche, so muß dieselbe mit Papier umwickelt werden, weil das Licht den Chlor zerlegt. Diese Flüssigkeit mehr oder weniger verdünnt, wird zur Entfernung von Flecken an weißer Wäsche benützt — für farbige Zeuge darf sie nicht verwendet werden. — Nachher muß sogleich die Stelle mit reinem Wasser sehr sorgfältig nachgewaschen und wamöglich in der Sonne getrocknet werden. Bei Stockflecken ist oft eine wiederholte Behandlung notwendig.

— **Sau de Javelle.** Die Bleichflüssigkeit enthält als wirksamen Bestandteil unterchlorsaures Natron. Um sie darzustellen, verreibt man 20 Teile Chlorkalk mit 100 Teilen Wasser, setzt eine Lösung von 25 Teilen kristallisiertem kohlensaurem Natron — kristallisierte Soda — in 500 Teilen Wasser hinzu und gießt die klare Flüssigkeit am andern Tage von dem Bodensatz ab. — Man kann Sau de Javelle auch in der Weise darstellen, daß man 1 Teil Soda in 10 Teilen Wasser löst und in die filtrirte kalte Lösung so lange Chlorgas einleitet, bis die Flüssigkeit Ladmaspapier energisch bleicht.

— **Vergilbte Wäsche wieder weiß zu machen.** Dies wird erreicht wenn man die Wäsche in Buttermilch weicht und darin liegen läßt, größere längere als feinere. Dann wäscht man sie mit Seife in lauwarmem Wasser, spült in kaltem Wasser nach und trocknet. Hilft dies Verfahren nicht das erste Mal, so wiederholt man es. Bei sehr feiner Wäsche darf die Milch nicht zu sauer sein.

— **Säureflecken in dunklen Stoffen.** Bisweilen sind die Säureflecken in dunklen Stoffen durch Ammoniak nicht mehr zu entfernen. In solchen Fällen pflegt man die betreffende Stelle wohl mit Linte oder einem anderer Farbstoffe zu behandeln. Besser ist aber das Betupfen solcher Stellen mit dünner Silbernitratlösung. Die Flecken werden dadurch echt schwarz gefärbt.

Ich hab's!

Die beste Weisheit. Beste Darstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen

gemäßigten Haut, eines einen, blendend schönen Teints, sowie gegen Sommerbrunnen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Im Handel in jeder Form, in allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien



Unsere Bilder.



— Vier Brüder im Gesamtalter von 348 Jahren. In Hamburg leben vier Brüder, namens Labiges, von denen der älteste 93, der zweite 89, der dritte 85 und der jüngste 81 Jahre alt ist. Alle vier erfreuen sich der besten Gesundheit.

— Zur Militärrevolte in Griechenland. Die Protektionswirtschaft im griechischen Heere hat die Garnison von Athen, Offiziere und Soldaten, veranlaßt, ihre Kasernen zu verlassen. Die Truppen lagerten vor dem königlichen Schloß und vor dem Parlamenti und verlangten durchgreifende Reformen und die Zusage, daß ferner nicht mehr alle leitenden Stellen in der griechischen Armee in den Händen von Mitgliedern des königlichen Hauses vereint sein sollten. Auch eine Kürzung der königlichen Liste wurde wegen der ungünstigen finanziellen Lage Griechenlands gefordert. König Georg hat die wesentlichsten Forderungen anerkannt und Einsparnisse auf allen Gebieten des Staatshaushaltes in Aussicht gestellt, so daß der Thron wieder besetzt erscheint.

— Der einarmige Klaviervirtuose Graf Geza Zichy, Präsident des Nationalkonservatoriums in Budapest, beging seinen 60. Geburtstag. Graf Zichy, der Sohn eines ungarischen Generals, verlor als Knabe durch einen Jagdunfall den rechten Arm. Trotzdem erlangte er als Pianist Weltruhm.

— Ein neues automatisches Telephon. Um den gewünschten Anschluß zu bekommen, dreht man die Scheibe, an der die Ziffern 0 bis 9 angebracht sind. Will man beispielsweise mit Nummer 874 sprechen, so steckt man den Zeigefinger zunächst in das Loch bei der Zahl 8 und dreht die Scheibe, bis man auf Widerstand stößt. Nun läßt man die Scheibe frei, worauf sie allein durch Federkraft in die ursprüngliche Stellung zurückspringt. In gleicher Weise steckt man den Finger in die Löcher bei den Ziffern 7 und 4, und die Verbindung ist hergestellt. Nach Beendigung des Gesprächs wird die Verbindung durch Anhängen des Schallrohrs automatisch ausgeschaltet. Ist keine Antwort zu erlangen, so ist die gewünschte Nummer bereits von einem andern Fernsprechteilnehmer besetzt. Der Vorteil des neuen Apparates besteht darin, daß der bedienende Beamte erspart wird und daß weder eine Unterbrechung noch eine Verlangsamung des Gesprächs von unberufenen Seite stattfinden kann.

— Graf Zeppelin (1) und König Wilhelm II. von Württemberg (2). Der greise Kaiser Franz Josef von Oesterreich hatte den Wunsch geäußert, den kühnen Eroberer des Luftmeeres persönlich kennen zu lernen. Graf Zeppelin entsprach diesem Wunsche als Kaiser Franz Josef gelegentlich seiner Bodenseefahrt als Gast des Königs von Württemberg im Schloße zu Friedrichshafen weitete. Graf Zeppelin erschien in seiner Uniform eines Generals der Kavallerie, während der König von Württemberg österreichische Uniform angelegt hatte.

— Das lenkbare Luftschiff des Amerikaners Walter Wellman. Der abenteuerliche Plan des auf seiner Expedition verunglückten schwedischen Ingenieurs Andre, den Nordpol mittels eines Luftballons zu erreichen, ist von dem Amerikaner Wellman aufgegriffen worden. Während Andre die Fahrt in einem gewöhnlichen Freiballon unternahm, der lediglich der Strömung des Windes folgen mußte, hat Wellman ein Luftschiff nach dem unstarren System gebaut, das nicht nur lenkbar, sondern auch mit einem Stahlboot ausgerüstet ist, das bei einer notwendig werdenden Landung auf offenem Meere in Gebrauch treten soll. Das Boot wird durch den Ballon über Wasser gehalten. Auch Graf Zeppelin beabsichtigt, im nächsten Jahre mit seinem Luftschiff die Polarregionen aufzusuchen.



Zur Unterhaltung.



— Böse Angewohnheit. Richter: Sie sind angeklagt, die Predigt durch lautes Sprechen gestört zu haben! — Angeklagter: Ich weiß aber davon nichts. — Richter: Sämtliche Zeugen bestätigten es. — Angeklagter: Dann rührt das vielleicht daher, daß ich die Angewohnheit habe, im Schlafe zu sprechen.



Rätsel.



Wo ist der Jäger?

Anagramm-Aufgabe.

Affuan Brief Christ Athener Donner Vitanei Mieter
Niese Sparta.

Aus jedem der obigen neun Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines Festes ergeben.

Rätsel.

Run nennt mir das Tier:
Es lebt und hat kein — Blut,
Es hört und hat keine — Ohren,
Es läuft und hat keine — Beine;
Der Jäger weiß wohl, was ich meine.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Form-Arithmoglyph: Behring, Römer, Ade, B, Ida, Eugen, Humbert, Prabant — Geiberg.

Viersilbige Charade: Anatomie.

Rebus: Sparen ist verdienen.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblattes G. m. b. H. Hebe in Düsseldorf.



S Düsseldorf

SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorf Tageblatt.

Nr. 42.

Sonntag, 17. Oktober.

Jahrgang 1909.

Eine Verwechslung.

Erzählung von E. Borges.
(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Es war ein lieblicher Frühlingsabend. Vom nahen Kirchturm klangen die Abendglocken herüber, jetzt silberhell, dann zu sanftem Geflüster herabsinkend. Wie im Triumph schien der Wind das Geläute mit sich fortzuragen; langsam strich es über die tannengeläuterten Hügel, über blumige Wiesen und blühende Felder, bis es allmählich ganz verhallte, als hätte der leise, flüsternde Abendwind sich ein Märchen zu erzählen.

Doch der einsame, ernste Mann, der mit finsterner Miene und fest zusammengepreßten Lippen ruhelos auf der Terrasse seiner herrlichen Villa — die auf einer lieblichen, waldumkränzten Anhöhe in der Nähe von Kalkutta gelegen war — auf und abwanderte, achtete nicht auf die ihn umgebende Schönheit. — Das seltsam Geheimnisvolle in der ganzen Natur, die Stille des Abends, das sanfte Säuseln des Windes, glich einer wunderbaren Melodie, gleichsam als hielten die Englein ein Zwiegespräch; doch selbst diese wohlthuende Ruhe vermochte nicht, die von Sorgen gesudelte Stirn des jungen Wandersmanns zu glätten oder seine trüben Gedanken zu verschleichen.

Und doch galt der energische, tatkräftige deutsche Konsul in Kalkutta, Albert Zellberg, in den Augen der Welt als der glücklichste Mensch in ganz Ostindien.

Als ein junger vielversprechender Rechtsgelehrter hatte er nicht nur sein Vaterland, nein, auch seine prächtige, in Süddeutschland gelegene Besitzung verlassen, um in weiter Ferne für seinen rastlos

schaffenden Geist ein reiches Arbeitsfeld zu finden. Das Glück begünstigte sein ernstes Streben. Während seine Studien-genossen in der ferneren Heimat kaum festen Fuß gefaßt hatten, wirkte er bereits segensreich als Konsul und träumte von der Zukunft, in der mit Lorbeeren geschmückt, er heimkehren würde.

Er war ein stattlicher, kräftig gebauter Mann, die glühend heiße asiatische Sonne hatte zwar sein Antlitz gebräunt, aber nicht vermocht, den klaren Blick seiner Augen zu trüben, oder seine durchgeistigten Züge zu erschaffen.

Im vollsten Maße rechtfertigte er das Vertrauen, das seine Mitmenschen in ihn setzten; er genoß ihre höchste Achtung, und trotzdem war gewiß in ganz Indien kein Mensch, der sich unglücklicher und mit sich selbst unzufriedener fühlte, als er.

Der Grund seiner andauernden Mißstimmung war nicht weit zu suchen. Er, der im öffentlichen Leben brillante Karriere gemacht hatte, der seine ganze ungeschwächte Tatkraft dem Wohle seiner Nebenmenschen widmete, hatte in seinen häuslichen Angelegenheiten Schiffbruch gelitten. — Niemand ahnte freilich, wie groß die Kluft zwischen den Ehegatten gähnte, aber sie war da und erweiterte sich von Monat zu Monat. Vor kaum vier Jahren hatten sie einander Liebe und unverbrüchliche Treue geschworen, und jetzt —?

Sie bewohnten dieselbe Villa, gemeinschaftlich besuchten sie Konzerte, Theater und Festlichkeiten, um vor den Augen der Welt diese Kluft zu überbrücken — aber schweigend machte der eine dem andern in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, schuld zu sein an der gänzlichen Verwüstung des ehelichen Glückes, das nur ein kurzes gewesen war.

Während eines kurzen Aufenthaltes in den Bergen lernte der junge, allgemein verehrte Konsul in einem Flecken den alten französischen Major Morris kennen, welcher



Prälat Gremer bei der Prozession aus Anlaß seines 50jährigen Priesterjubiläums.

im letzten Stadium der Abzehrung sichtlich dahinsiechte. Die einzige Sorge des Sterbenden war der Gedanke an seine beiden Töchter, die er vollständig mittellos in der erbarmungslosen Welt zurücklassen mußte. Agathe, die älteste, lebte schon seit Jahren bei einer alten reichen Dame, die das blühende, lebensfrohe Mädchen wie ihr eigenes Kind liebte; Elisabeth, die jüngste, pflegte den Vater.

Nur wenigmal hatte Albert Zellberg das junge Mädchen gesehen, das gleich im ersten Augenblick einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte, und schon nach wenigen Wochen fand die Trauung statt. — bald nach der heiligen Handlung schloß der müde Greis für immer die Augen in dem beruhigenden Gefühl, die Zukunft seiner Tochter guten Händen anvertraut zu haben.

Elisabeth war kaum achizehn Jahre alt, sie war schön, geistreich und enthusiastisch. Er hingegen war ernst, energisch und strebsam, brachte seiner jungen Gattin die größte Hingebung und Liebe entgegen, las ihre geheimsten Wünsche von ihren Augen, und sie war ihm von Herzen dankbar.

Die Ehe wäre zweifellos eine glückliche gewesen, wenn das schädliche Gift des Argwohnes nicht in beiden Herzen ausgebreitet worden wäre, das leider allzu tiefe Wurzeln faßte.

Eine geschwähige Dame, die allzu gerne den gefeierten Konsul als eigenen Schwiegerohn gehabt hätte, und jetzt ihre schönsten Hoffnungen vernichtet sah, flüsterte dem sorglosen jungen Gatten ins Ohr, wie edel und großmütig er gehandelt, daß er eine gänzlich arme, mittellose Witwe vor Not, Entbehrungen und Abhängigkeit geschützt habe, und wie diese ihm zeitlebens dankbar sein müsse. Dieselbe redselige Zunge gab der erschrockenen, unerfahrenen Elisabeth deutlich zu verstehen, daß der Konsul vor seiner Verbindung ein viel glücklicheres, freieres Leben geführt, und nur das innigste Mitleid mit ihrer hilflosen Lage ihn zu diesem Schritt veranlaßt habe.

Nichts wuchert schneller empor, als böje Saat. Der sonst so lebensfrohe Konsul verbitterte sein Gemüt bei dem Gedanken, daß seine heißgeliebte Elisabeth nur seine hohe Stellung, nur seinen Glanz mit ihm teilen wolle, und daß er nichts weiter als kalte Dankbarkeit zu erwarten habe, während die junge Frau sichlich dahinwelkte in dem Bewußtsein, daß ihr Gatte, für den sie am liebsten ihr eigenes Leben dahingegeben, sie nur aus Mitleid zu sich emporgehoben habe. Daher entschloß sie sich, ihm fern und fremd zu bleiben, damit die Ketten, die ihr Gatte in Uebereilung selbst geschmiedet hatte, ihn nicht allzu schwer drücken sollten, wiewohl niemand ahnte, wie schwer ihr das Opfer wuchs.

Hätte einer von den beiden nur offen mit dem anderen gesprochen, so würden sie viel Leid und Elend sich erspart haben; aber leider waren beide zu stolz und zu tiefgeföhnt, und daher erweiterte sich der anfänglich kleine Riß zu einer unübersteigbaren Kluft.

So hatten sie fast seit vier Jahren nebeneinander gelebt. Zwei kleine Gräber auf dem Friedhofe bargen die sterblichen Hüllen der Kleinen, die sie beide geliebt und so früh dahingegen mußten; aber selbst dieser Schmerz trug nicht dazu bei, die entfremdeten Gatten wieder zu vereinen.

Elisabeth glaubte, ihr Gatte habe die kleinen Mädchen nicht geliebt, da er sich einen Sohn wünschte; der Vater klagte im stillen seine Gattin an, die Pflege der zarten Knospen nicht treu übernommen zu haben, die sich deshalb nicht zur vollen Blüte entfalten konnten.

Jetzt ging er einsam und sinnend auf und ab. Nach einer längeren, ersten Unterredung mit den geschicktesten Ärzten hatten diese einstimmig und ganz entschieden erklärt, daß nur ein längerer Erholungsurlaub, Luftveränderung und die größte Ruhe die zerrüttete Gesundheit der jungen Frau wiederherstellen könne. Mit dem nächsten Dampfer, der schon in wenigen Tagen Kalkutta verließ, sollte sie die Seereise antreten, — aber die größte Schwierigkeit bestand darin, ihr schonend Mitteilung über die bevorstehende Trennung zu machen. Elisabeth war krank und lebensmüde, jede Aufregung konnte ihren überreizten Nerven verhängnisvoll werden, auch konnten die mancherlei Gefahren und Mühseligkeiten einer längeren Seereise ihre schwachen Kräfte übersteigen.

Am nächsten Morgen erschien die junge Dame ungewöhnlich spät im Frühstückszimmer. Die Zeit des Wartens war dem Konsul doppelt lang geworden, da er fest entschlossen war, von der Notwendigkeit einer Reise und der Trennung zu sprechen. Endlich erschien Elisabeth. Das schmale, bleiche Antlitz mit den ausdrucksvollen, großen Augen, die jetzt unter den langen Wimpern nur matt und müde hervorleuch-

teten, erregte für einen scharfen Beobachter Aufmerksamkeit genug. Mitleidig betrachtete er sie. Welch eine traurige Veränderung hatte in dieser kurzen Zeit dieses blühende Menschenleben gelitten! Nur die unbewusste Grazie, der Hauch edler Anmut und Würde waren ihr geblieben. Apathisch nahm sie ihren gewohnten Platz am Frühstückstisch ein.

„Du kommst heute spät, Elisabeth!“

Diese Worte sollten kein Vorwurf für sie sein, aber er hatte länger als eine halbe Stunde ungeduldig gewartet, und er ahnte gewiß nicht, daß seine Gattin fast die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte und erst gegen Morgen in einem unruhigen Schlummer Vergessenheit ihrer Sorgen gefunden hatte. Sie murmelte einige Worte der Entschuldigung und griff dann nach ihren Briefen. Flüchtigtes Rot färbte momentan ihre bleichen Wangen; sie hatte auf einem Briefe die Handschrift ihrer Schwester erkannt. Seit ihrer Verheiratung hatte sie Agathe nicht wieder gesehen. Anfänglich hatte sie sich von ihrem Gatten als einzige Günst die Erlaubnis erbitten, die Schwester in seinem Hause anzunehmen; er hatte diese Bitte verweigert. Sein Stolz bäumte sich gegen das erdrückende Gefühl, anderen einen Einblick in sein unerquickliches Familienleben zu gestatten, die Welt sollte und durfte niemals erfahren, wie trostlos, öde und liebeleer sich sein Dasein gestaltet hatte.

Ein leiser Ausruf seiner Gattin weckte den Konsul aus seinem Sinnen.

„Was ist geschehen?“ fragte er, von seiner Zeitung abblühend.

„Frau Kattmar ist gestorben! — Oh, Albert, darf Agathe jetzt zu uns kommen?“ fragte sie erwartungsvoll und bittend.

Nichts lag ihm ferner, als gerade jetzt ihren Wunsch zu erfüllen.

„Ach sehe die Notwendigkeit gar nicht ein,“ versetzte er deshalb mürrisch, „warum kann deine Schwester nicht in dem Hause bleiben, worin sie seit vier Jahren gelebt hat?“

Elisabeth blickte verwundert auf, dann setzte sie ihrem Gatten kurz und einfach auseinander, daß eine junge Dame unmöglich im Hause eines Herrn bleiben könne, mit dem sie weder verwandt noch verheiratet sei.

„Nun, sie wird bald genug eine andere Stellung finden,“ tröstete er, „oder denkt deine Schwester vielleicht, daß sie für zeitlebens ihr Domizil hier bei uns aufschlagen kann?“

So kalt und mitleidslos diese Worte auch klangen, und mit tiefem Weh das Herz der Schwester erfüllten, so glaubte der Konsul doch, einen guten Ausweg gefunden zu haben. Er gedachte einer befreundeten Familie, die eine Dame als Reisebegleiterin suchte. Dieser wollte er Agathe empfehlen. Hätten auch die Ärzte nicht auf Luftveränderung gedrungen, so würde er die Bitte seiner Gattin doch nicht erfüllt haben. Es schmerzte ihn zu tief, daß sie die Schwester mit Liebe und Pärtlichkeit überschüttete, während sie kalt und herzlos gegen ihn war.

Purpurglut bedeckte Elisabeths bleiche Wangen, finster blickte sie ihren Gatten an. Der Gedanke, daß er die Schwester verachte, verspötte ihrer Armut wegen, wollte ihr nicht aus dem Sinn — hatte er selbst doch nur aus Mitleid sie geheiratet.

„Agathe ist viel zu stolz, um ein abhängiges Leben bei dir ertragen zu können,“ versetzte sie deshalb gereizt, „sie hat nur, mich kurze Zeit besuchen zu dürfen. — Sie ist die einzige in der ganzen, weiten Welt, die mich liebt; — selbst du, denke ich, darfst mir kaum meine Bitte verweigern, wenn du bedenkst, daß wir uns seit fast vier Jahren nicht gesehen haben.“

„Selbst ich?“ wiederholte der Gatte erbleichend, und ein schmerzliches Jucken malte sich in seinen Zügen. „Ach repräsentiere also in deinen Augen den Inbegriff aller menschlichen Grausamkeit! Habe ich ein solch hartes Urteil verdient?“

„Darf Agathe also zu uns kommen?“

Elisabeth erhob bei dieser Frage freudig ihren Blick zu ihm empor. Ein leichtes Rot färbte ihre bleichen, schmalen Wangen, und ein glückliches Lächeln umschwebte momentan ihre Lippen. Sie glich in diesem Augenblick dem blühenden, lebensfrohen Mädchen, dem er vor vier Jahren seine Hand zum treuen Bunde gereicht hatte, von dem jetzt aber nur ein Schatten geblieben war. Doch selbst diese sichtlich, freudige Veränderung änderte den Entschluß des Gatten nicht. Elisabeth liebte die Schwester, — zweifellos hatte sie ihn geheiratet, um für diese sowohl wie für sich selbst ein Obdach zu haben, nun — das sollte ihr wenigstens nicht gelingen! Es war traurig genug, daß er seines Geldes wegen geheiratet worden war! Sollte er jetzt noch die ganze Familie seiner Frau in seinem Hause dulden! Er bedachte nicht, daß die ganze Familie aus einem einzigen verlassenen Mädchen bestand.

„Es ist ganz unmöglich,“ versetzte er deshalb scharf. „So wie die Sachen hier im Hause stehen, dulde ich keine Besuche. Am allerwenigsten eine dir gleichgesinnte Schwester, die möglicherweise dein Herz noch mehr gegen mich verbittert.“

Elisbeth sah ihn groß und verwundert an.

„Ich bin gewiß nicht verbittert,“ flüsterie sie kaum hörbar, „aber du bist zu hart gegen mich, und daher fühle ich mich tief unglücklich. Aber ich sehe nicht ein, daß das Verhältnis sich schlimmer durch Agathes Besuch gestalten könnte.“

„Vielleicht glaubst du, das Zusammenleben sei bereits schlimm genug? Wessen Schuld ist es denn?“

„Deine!“ stieß sie hervor. „Deine Schuld ist es allein, du behandelst mich wie eine Skavin! Würdest du in ganz Indien eine Frau finden, die von ihrem Gatten nicht die Erlaubnis erhält, die eigene Schwester sehen zu dürfen? Du bist ein Tyrann, du hast mir das Leben zu einer unerträglichen Last gemacht!“

Das waren harte Worte für ihn, der seine Gattin leidenschaftlich liebte, aber er wollte gewaltsam seine Gefühle verbergen, die Elisabeth doch vielleicht verhöhnt hätte.

„Ich bedaure, so wenig zu deinem Glücke beigetragen zu haben,“ wandte er deshalb ein, „oder wenn ich die Ursache bedenke, die dich zu diesem Schritte verleitet, so überraschen mich die Folgen nicht. Jedoch, in ganz kurzer Zeit wirst du von meiner dir so lästigen Gegenwart befreit sein!“

„Willst du verreisen?“ fragte sie atemlos.

„Nein — ich nicht! Meine amtliche Tätigkeit bindet mich hier, — aber du siehst angegriffen und leidend aus. Die Aerzte haben mir geraten, dich ohne Verzug nach Deutschland zu senden. Die „Arcadia“ segelt in zehn Tagen von Kalkutta nach Marseille, du sollst den Dampfer benutzen, besuchst dann deine alten Bekannten oder Freunde in Frankreich und nimmst dann einen längeren Aufenthalt in Süddeutschland. Du weihst, meine Schwester Johanna lebt auf meiner großen Besitzung in Buchendorf, sie wird dich mit Freuden aufnehmen.“

Die Nachricht, die er ihr schonend mitteilen wollte, hatte sie ohne Vorbereitungen getroffen.

„Ich gehe nicht fort,“ versetzte sie, an allen Gliedern zitternd.

„Weider wissen Kranke niemals, was ihnen gut und unzutraglich ist. Es ist dein Bestes, willst du nicht reisen?“

„Nein!“

„Du bist immer leichtsinnig und denkst nur an dich selbst,“ seufzte er. „Aber endlich wirst du doch vernünftig werden! Welcher Beweggrund könnte dich wohl veranlassen, hier bleiben zu wollen? Luftveränderung, andere Umgebung, neue Eindrücke können deine Gesundheit wieder herstellen. Buchendorf ist reizend gelegen, bei meiner Schwester bist du in treuen Händen, sie wird dich hegen und pflegen, und da sie mit den benachbarten Edelhöfen in innigem Verkehr steht, wird es dir weder an Gesellschaft noch an Zerstreuung fehlen.“

„Fürdest du etwa, ich würde deinem Namen Schande machen, daß du mich in Obhut deiner Schwester gibst?“ versetzte sie bitter. „Warum soll ich nicht in Frankreich bleiben? Mein Vater war freilich mittellos, aber trotz seiner Armut ein Ehrenmann, und ich weiß wohl, wie ich mich zu betragen habe.“

„Du bist noch ein Kind. Meine Schwester soll dich pflegen und dich wieder gesund machen.“

„Wie gütig du bist!“ spottete sie, „habe ich dort noch mehr Gefangenenwärter?“

„Wie kannst du nur so herzlos sein!“

„Bin ich herzlos? Ich glaube, du irrst dich. Ich würde mich dann gewiß glücklicher fühlen, unser eheliches Leben wäre mir dann weniger schmerzlich.“

„Ich freue mich, daß du die Notwendigkeit deiner Reise einsehst, und hoffe zuversichtlich, daß deine Gesundheit wieder hergestellt wird.“

„Ich glaube es nicht.“

„Elisbeth!“ rief er vorwurfsvoll.

„Was nützt mein Dasein, — ich bin matt und lebensmüde.“

„Du wirst diese trüben Gedanken verstreuen, sobald du wohler und kräftiger bist.“ Seine Stimme nahm einen eigentümlichen, weichen Klang an, als er sanfter denn gewöhnlich fortfuhr:

„Wir haben beide einen argen Mißgriff in unserem Leben gemacht, mein armes Kind; aber die Ehe dauert, bis der Tod scheidet, und darum müssen wir versuchen, sie nach Kräften erträglich zu machen.“

Elisbeth erhob ihr Antlitz. Das liebliche, bleiche Gesichtchen schien ihm heute noch das schönste in der ganzen Welt zu sein.

„Bedauerst du unsere Heirat, Albert?“ stammelte sie, „mir kam oft der Gedanke, aber —“

„Ich bereue den Tag von Grund meiner Seele,“ unterbrach er sie, „es war ein großer Irrtum, und ich allein trage die Schuld. — Du warst noch so jung und lindlich, mein Reichtum, meine Stellung verblendeten dich. Ich, als gereifter Mann, hätte deine Gefühle besser verstehen müssen — jetzt ist es leider zu spät!“

Aus seinem eigenen Munde hörte Elisabeth die Bestätigung ihrer lang gehegten Befürchtung. — Sie widersprach nicht, aber seine Worte drangen wie ein scharfes Messer in ein todeswundes Herz.

„Du hast recht! Geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen,“ erwiderte sie tonlos, „und wie du selbst sagtest, dauert die Ehe bis in den Tod. Daher ist es vielleicht besser, uns das Leben so erträglich wie möglich zu machen.“

Er nickte zustimmend.

„Das ist es eben, was ich dir begreiflich machen wollte. Du sollst alles haben, was dein Herz zu diesem Schritte getrieben hat. — Reichtum — Ansehen und hohe Stellung. Nun sollst du auch zufrieden sein und nicht mehr unsere frühere Torheit bereuen!“

„Das ist nutzlos,“ hauchte sie matt, „aber ich sehe ein, daß meine Reise jetzt notwendig ist.“

„Das freut mich, Elisabeth; ich sehe, daß du endlich vernünftig wirst. — Es wird dir in Deutschland schon gut gefallen, und Johanna wird dich liebevoll pflegen.“

„Weiß Johanna, wie wir leben?“ fragte Elisabeth schüchtern. Der Konsul schüttelte das Haupt.

„Sie weiß nur, daß ich ein Mädchen geheiratet habe, das mit achtzehn Jahren kaum der Kindheit entwachsen war,“ versetzte er. „Aber du tust mir Unrecht. Esse, daß ich ein einziges Wort über unser häusliches Leben gesagt hätte; Johanna weiß, daß du überreizt bist, und daß du dringend der Erholung bedarfst, — das ist alles.“

„Ah! Wenn sie aber fragt, wann du nach Buchendorf kommst, was soll ich dann sagen?“

„Sage ihr, ich käme vielleicht in Jahresfrist. Sollte ich aber in Anspruch genommen sein, so kehrest du dann allein zu mir zurück, es wird dir nicht schwer werden, denn —“

„Denn da ich leichtsinnig bin, wie du mir vorhin sagtest, liebe ich die Veränderung,“ ergänzte Elisabeth bitter. „Nein, Albert, das bin ich nicht, verlasse dich darauf. Ich will fortgehen, weil du es wünschst, aber ich lehre nicht nach Indien zurück bis du kommst und mich holst. Bleibe hier, so lange du willst; ich will geduldig warten, bis ich alt bin und mein Haar ergraut ist. Allen Nachfragen will ich mit der ausweichenden Antwort begegnen, daß überhäufte Arbeit dich zurückhält. So wird's am besten sein.“

Erbittert, aufgereizt über den höhrenden Ton, vergaß der Konsul seine Manneswürde, vergaß, daß er ein schwaches, schutzloses Wesen vor sich hatte, dem er an heiliger Stätte Liebe und Treue geschworen, und brach in die bitteren Worte aus:

„Wollte Gott, ich hätte dein Antlitz niemals gesehen, du hast mein Leben vergiftet, mich unglücklich gemacht!“

„Ich — ich habe dein Leben vergiftet?“ wiederholte seine Frau bebend, „und du wünschst mein Antlitz nie gesehen zu haben? Das ist ein harter Vorwurf, Albert. — Ich werde ihn nicht vergessen,“ und schwankenden Schrittes verließ sie das Gemach.

Nach dieser stürmischen Unterredung blieb Elisabeth allein in ihrem Zimmer, sie fühlte sich krank und sterbensmüde. Der Konsul war zärtlicher und aufmerksamer gegen sie, wie in letzter Zeit. Jedoch konnte er seinen gekränkten Stolz nicht so weit überwinden, um seine leidenschaftlich gesprochenen Worte, die nur übergroße Erregung herausgebracht hatten und ihm nicht von Herzen kamen, zurückzunehmen. Auch vermied er absichtlich, von der bevorstehenden Reise zu reden; er wollte seine Gattin weder aufregen, noch daran erinnern, — als ob eine Frau — ganz besonders seine Gattin — vergessen könnte.

So waren Tage vergangen.

„Soll ich dich nach Deutschland begleiten?“ fragte der Konsul einige Tage vor der Abreise.

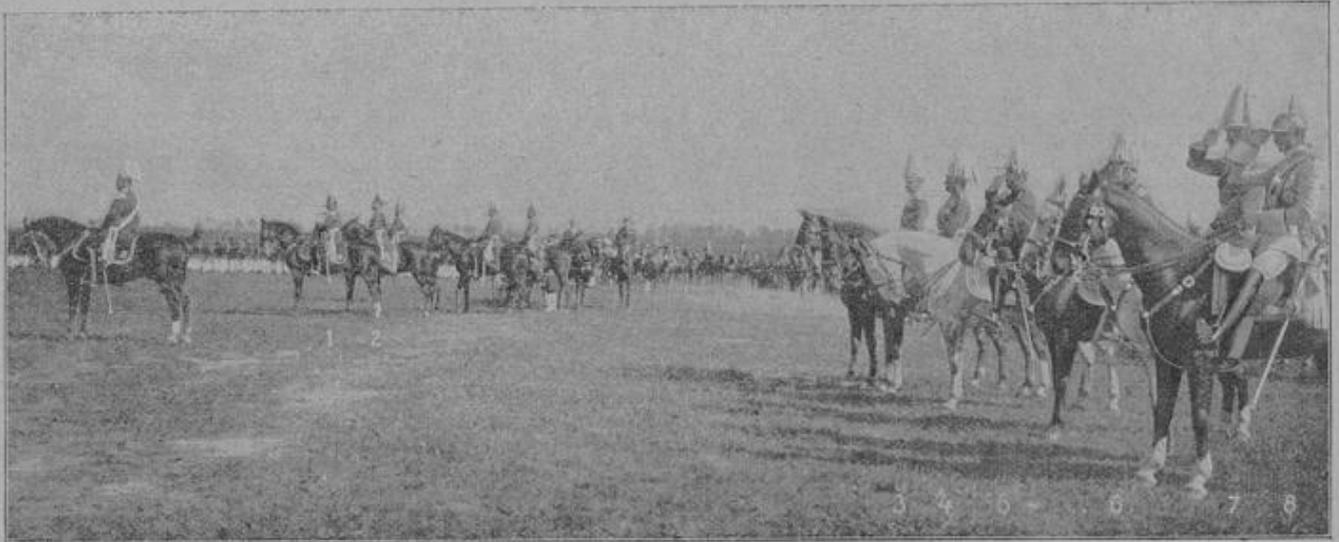
Sie schüttelte wehmütig das Haupt.

„Nein,“ lächelte sie matt, „du bist allzusehr mit Arbeiten überhäuft, ich verlange ein solches Opfer nicht.“

„Dann wünsche ich, du fändest einen Freund an Bord des Dampfers, der sich deiner annähme.“

„Agathe reist mit.“

Der Konsul blickte erstaunt auf.



Vom diesjährigen Kaisermanöver in Süddeutschland: Die Kaiserparade über das badische Korps. Die Parade fand in Karlsruhe statt. In der Begleitung Kaiser Wilhelms (1) befanden sich der Großherzog von Baden (2), Prinz Oskar von Preußen (3), der Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin (5), Prinz Ludwig von Bayern (6), Prinz Max von Baden (7) und der deutsche Kronprinz (8).

„Hast du ihr geschrieben und ihr deine bevorstehende Reise mitgeteilt?“ fragte er unwillig.

„Nein! Ich war viel zu krank und elend, um nur eine einzige Zeile schreiben zu können. Aber heute bekam ich einen langen Brief von Agathe. Mein langes Schweigen ließ sie erraten, daß dir Besuch nicht angenehm sei, und daher hat sie sich entschlossen, nach Frankreich zurückzukehren. Sie benützt auch den Dampfer „Arcadia“. — Aber vielleicht wirst du jetzt darauf bestehen, daß ich meine Reise einige Tage aufschiebe, um mich der Gesellschaft meiner Schwester zu verhauben!“

„Ich bin kein Tyrann! Aber wie ermöglicht Agathe diese Reise? Sie ist sehr kostspielig.“

„Agathe ist die glücklichere von uns beiden. Frau Stattmar hat ihr ein Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie ihr Dasein fristen kann.“

„Hattest du nicht gesagt, sie wolle in Indien bleiben, und hier eine andere Stellung annehmen?“

„Das war ihre Absicht, — sie wollte in meiner Nähe bleiben, und sie ist noch zu jung, um allein zu leben. Doch da sie erraten hat, daß du sie in deinem Hause nicht gerne hast, kehrt sie zu ihren Freunden in die Heimat zurück.“

„Hast du ihren Brief schon beantwortet?“

„Nein, es würde eine zu bittere Enttäuschung für sie sein, wenn sie hoffte, ich benutze denselben Dampfer, und du veränderst nachher deinen Plan.“

„Wenn du das befürchtest, so hättest du mir ihre Absicht verschweigen können.“

Elsbeth erröthete.

„Ich weiß es, aber ich wollte offen gegen dich sein. Agathe ist kräftig und gesund, sie kann das Reisen gut vertragen und wird treulich für mich sorgen. Laß mich mit ihr reisen — dann würde mir die Ueberfahrt eine Freude und nicht eine Qual sein.“

Der Konsul reufte schwer.

„Wie du willst, mein Kind,“ verlegte er traurig, „und da du deine Schwester hast, will ich auch nicht bis an den Hafen gehen. Ich habe Johanna ge-

beten, dich in Paris in Empfang zu nehmen, wo du noch einige Tage zu bleiben gedachtest. Willst du deine Schwester mit nach Buchendorf nehmen?“

„O, nein! Agathe hat Freunde in Paris. — Meine Schwester soll weder dir, noch den Deinen zur Last fallen. Ist es abgemacht? Darf ich meiner Schwester schreiben, daß ich mit ihr Indien verlasse?“

„Ja!“

„Willst du für — —“ sie schluchzte so bitterlich, daß sie nicht weiter sprechen konnte, doch er erriet, daß sie ihm die Pflege der kleinen Gräber anvertrauen wollte.

„Ich will dafür sorgen,“ beruhigte er sie. „Du sollst sie bei deiner Rückkehr in bester Ordnung finden.“

„Wenn ich zurückkehre,“ verbesserte sie. „Es hängt allein von dir ab, ich werde Kailutta wiedersehen, wenn du mich holst.“

Sie gedachte der bitteren Worte, die er in leidenschaftlicher Erregung ihr vor einigen Tagen zugerufen hatte und die nicht aus ihrem Gedächtnis weichen wollten, von ihm aber bereits vergessen waren.



Vom diesjährigen Kaisermanöver in Mähren: Der reisende Kaiser Franz Josef (2) und Kaiser Wilhelm II. (1) auf dem Manöverfelde.



Prälat Gremer
Pfarrer an St. Lambertus (Düsseldorf).

Zweites Kapitel.

Zwei Tage, bevor die „Arcadia“ den Hafen von Kalkutta verließ, stand in dem geräumigen Kontor des Herrn Pbernon — des größten Bankgeschäftes in Kalkutta — der junge Kassierer, Karl Oswald, mit dem Lesen eines kurzen, inhaltsschweren Briefes beschäftigt.

Herr Oswald war nicht allein seinen Vorgesetzten, seinen Mitarbeitern, sondern auch vielen Leuten ein Rätsel gewesen. — Der Bankier hatte vor ungefähr drei Jahren seinen Better — einen berühmten Rechtsanwalt in Deutschland — um Zuwendung eines zuverlässigen deutschen Geschäftsmannes gebeten, dem er seine Kasse anvertrauen könne.

Die Antwort, kurz und bündig, lautete:
„Ich sende dir mit dem nächsten Dampfer einen jungen Mann: Karl Oswald. Er ist treu und zuverlässig, ich kenne ihn seit seines Lebens und vertraue ihm.“

So wurde Herr Oswald Kassierer des großen Bankgeschäftes. Sein Gehalt war nicht übergroß. Mit rastlosem Eifer erfüllte er gewissenhaft seine Obliegenheiten, ja, noch mehr, er schien nur befriedigt, wenn er selbst außer seinen Geschäftsstunden sich der Arbeit weiter widmen konnte.

Augenscheinlich ersparte er eine beträchtliche Summe seines Gehaltes, aber niemand wußte, wozu er das Geld verwendete. Er war nicht verlobt, denn er hatte in den ganzen drei Jahren keinen Brief erhalten; er sprach weder von seiner Heimat, von seinen Freunden, noch von seiner Vergangenheit, so daß scherzend eines Tages sein Prinzipal zu ihm sagte, er kenne ihn noch nicht besser, wie am ersten Tage, und daß er vollkommen das Vertrauen rechtfertigte, welches er in ihn gesetzt habe.

Aber Herr Pbernon wollte mehr von dem ernstesten, verschlossenen arbeitssamen Manne wissen. — Welche Stellung hatte Herr Oswald ausgefüllt, ehe er nach Indien kam? Warum hatte er sein Va-

terland verlassen? Was machte er mit seinen Ersparnissen? Dies waren unbeantwortete Fragen, die sich der scharfsinnige Kaufmann nicht aus dem Kopf schlagen konnte.

Frau Pbernon fühlte inniges Mitleid mit dem bleichen, aristokratischen jungen Mann, dessen tiefliegende Augen und der herbe Zug um die fest zusammengepreßten Lippen von einem tieferen Seelenschmerze sprachen. Sie versuchte, ihn in die geselligen Kreise zu ziehen — vergebens — der junge Kassierer schien nur Befriedigung in rastloser Arbeit zu finden.

Und jetzt nach drei Jahren, hielt er den ersten Brief aus Deutschland in den Händen. Er war von demselben Anwalt, dem er seine hiesige Stellung verdankte, und lautete:
„Nehmen Sie sofort zurück. Alles ist aufgeklärt. Sie werden schnellstens erwartet in Ihrer Heimat.“

Eine größere Banknote war dem Schreiben beigelegt, der fürsorgliche Anwalt wußte vielleicht nicht, daß sein Schilling mit reichlichen Geldmitteln versehen war.

Jetzt stand er mit dem offenen Brief im Kontor und ein seltsames, fast ungläubiges Lächeln umspielte seine Lippen. Was bedeuteten diese Worte? Konnte es möglich sein, daß die Last, die er seit drei Jahren so geduldig getragen hatte, jetzt von seinen Schultern genommen werden sollte? Daß sein Name endlich von dem Flecken befreit würde, der darauf lastete?

Er bat um eine geheime Unterredung mit seinem Prinzipal, den er um sofortige Entlassung ansprach. Es sei zwar auffallend, ohne vorhergegangene Kündigung sein Arbeitsfeld zu verlassen, aber seine Anwesenheit sei jetzt in Deutschland erforderlich.

Herr Pbernon hörte aufmerksam zu. Er hatte den jungen, tieftraurigen Mann lieb gewonnen, und mit seinem scharfblickenden Verstand war er schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß Herr Oswald mehr wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann sei, der sich aus eigenem, ihm unbekanntem Grunde in der Ferne aufhalte. Plötzlich erhellte sich sein Auge.

„Haben Sie schon die deutschen Zeitungen gelesen?“ fragte er schnell, ohne die Bitte des jungen Mannes zu berücksichtigen.

„Nein!“ Oswald las keine Zeitungen, auch konnte er nicht begreifen, in welchem Zusammenhange die seltsame Frage mit seiner Bitte stand.

„Dann lesen Sie,“ lautete die ruhige Antwort. Ich ahnte längst, daß eine besondere Katastrophe in Ihrem Leben Sie zu uns geführt habe. Auch wußte ich, daß mein Better nicht allein die



Straße in Djaka.

Geldgeschäfte des Grafen Hersfeld leitete, sondern auch ein treuer Freund der gräflichen Familie war. Lesen Sie diese Notiz, Herr Oswald," fuhr er fort, damit reichte er ihm das Papier, ohne seine durchdringenden Blicke von dem Antlitz des jungen Mannes abzuwenden.

Der junge Deutsche ergriff es mit bebenden Händen. Seine Blicke flogen mit fieberhafter Eile über die bezeichnete Stelle, dann las er die Spalte wiederholt aufmerksam durch. Es stand darin, daß Graf Benno v. Hersfeld plötzlich durch einen Sturz vom Pferde gestorben sei, aber auf seinem Sterbebette habe er ein vollständiges Bekenntnis des großen Kassendiebstahls abgelegt, als dessen Träger er sich allein bezeichnete. Die Notiz schloß mit der Aufforderung, daß Graf Oswald von Hersfeld, der Halbbruder des Verstorbenen, den der falsche Verdacht in eine selbst auferlegte Verbannung getrieben habe, zurückkehren solle, um als einziger Erbe und letzter Sprosse des alten Namens im Schloß seiner Väter zu weilen.

"Gott helfe meinen armen Eltern," stöhnte der Graf, denn er war es, und barg sein bleiches Antlitz in den Händen, „dieser harte Schlag wird ihnen das Herz brechen!"

"Habe ich also recht gehabt?" rief triumphierend Herr Phernon, „unser unermüdlicher Freund ist also wirklich der vermählte Erbe? Ich erinnere mich, vor drei Jahren von der Vererbung der Kasse des Herrn Grafen gelesen zu haben, und konnte nur durchaus nicht begreifen, daß der eigene Sohn verdächtigt wurde."

"Sie sehen, Herr Phernon, ich durfte mich nicht verteidigen, denn ich kannte den Schuldigen. — Meine Stiefmutter erriet die Wahrheit; sie flehte mich an, ihn zu retten — er war ja ihr einziger Sohn, das Glück und die Freude ihres Alters. So war es besser, viel besser, daß ich entfloh. Denn bei der öffentlichen Verhandlung hätte ich leicht mein Alibi beweisen können, — mein Stiefbruder aber nicht."

"Sie scheinen gar keine Ahnung von dem großen Opfer zu haben, welches Sie Ihrem Stiefbruder gebracht haben," bemerkte Herr Phernon lächelnd. „Sie gaben Namen, Rang, Erbe — alles auf. — Sie erduldeten den Flecken, der auf Ihnen ruhte, nur um einen Schuldigen zu retten."

"Ich liebte meinen armen Benno so innig, und er liebte mich. Er war das einzige Kind seiner Mutter; sie war gütig und liebevoll gegen mich und meine jüngere Schwester gewesen und ersetzte uns die eigene Mutter, die wir durch den Tod so früh verloren hatten. Dafür wollte ich dankbar sein, und nahm die Schuld ihres einzigen Sohnes auf mich."

"Was war die Veranlassung des Diebstahls?" fragte Phernon nach einer kurzen Pause. „Der Sohn des Grafen von Hersfeld war sicherlich mit hinreichenden Geldmitteln versehen!"

"Es war gewiß nicht seine Schuld. Schon seit seiner Kindheit zeigte Benno großen Hang zur Verschwendung, ich glaube, es war bei ihm eine Krankheit. Als er älter wurde und die Versuchung größer, fehlte es ihm an Kraft, zu widerstehen. Ich sah, daß er die Kasse des eigenen Vaters erbrach, um enorme Schulden zu decken. Da kam er zu mir und flehte mich an, ihn zu retten — ich dachte an seine Mutter, und — entfloh."

"Hatten Sie meinen Vetter, den Anwalt, ins Vertrauen gezogen?"

"Er vertraute mir und glaubte meinem Wort als Ehrenmann, daß ich das Verbrechen nicht begangen habe. Vermutlich ahnte er den Schuldigen, aber von mir hat er keine Silbe darüber erfahren."

"Und jetzt kehren Sie im Triumph heim, uns bleibt nur die Erinnerung, einen der edelsten Menschen mit der Arbeit überzeugt zu haben."

Der junge Graf errötete.

"Sie sind gütig gegen mich gewesen, Herr Phernon, daher erbitte ich mir eine Gunst von Ihnen. Bewahren Sie mein Geheimnis! Wenn Sie mir gestatten, Sie zu verlassen, und ich mit der „Arcadia" die Heimreise antrete, so darf die Welt nicht erfahren, daß Ihr Kassierer mit dem vermählten Grafen identisch ist."

"Sie berauben uns damit einer romantischen Enthüllung."

"Es ist meine einzige Bitte, Herr Phernon. Ich reise nach Marseille unter dem einfachen Namen Karl Oswald. Erst in meiner Heimat nehme ich meinen Titel wieder an. Das einzige, was ich jetzt noch tun kann, um das Gedächtnis meines unglücklichen Bruders zu ehren."

"Ich will Ihr Geheimnis bewahren, Herr Graf," versetzte

der Kaufmann feierlich, „aber wenn ich Ihnen soweit nachgebe, wollen Sie mir dann auch das Vertrauen schenken? Sind Sie fest überzeugt, daß Ihre Stiefmutter Sie liebevoll empfangen wird, und daß sie an Ihnen nicht die bittere Enttäuschung, die ihr Sohn ihr bereitet, heimlich? Sobald Sie sich in Ihrer Heimat unglücklich fühlen, so kehren Sie zu uns zurück und bleiben Sie als Teilnehmer stets bei uns."

"Ich bin der Liebe meiner Mutter gewiß," versetzte der Verbannte, „und mein Vater ist alt, er bedarf einer sicheren Stütze."

"Ich sehe, wir werden uns für immer trennen müssen, doch gestatten Sie mir noch eine Frage. Warum beurteilten Sie sich selbst zu einem so strengen, abgerissenen Leben? Viele Leute — meine Frau eingeschlossen — bemühten sich vergeblich, Ihnen daselbe zu erheitern, und obgleich ich gestehe, daß ich meinen Untergebenen nicht kolossale Gehälter zahlte, so glaube ich doch, daß Sie sich manche Annehmlichkeiten und Freuden gestatten konnten."

"Ich konnte aus meiner Verborgenheit nicht heraustreten, so lange der Verdacht des Diebstahls auf mir ruhte. Stellen Sie sich nur die Folgen vor, wenn die Identität entdeckt worden wäre, und jemand hätte von Deutschland aus Sie vor dem jungen Manne gewarnt, der seine eigenen Eltern beraubt habe. Was aber nun meine Gesangsangelegenheiten betrifft, nun — ich pflegte in Deutschland einige Liebhabereien, die ich nicht aufgeben wollte, weil ich selbst ins Unglück geriet."

Er erzählte aber nicht, daß seine „Liebhabereien" darin bestanden, den Unterhalt eines armen Waisenknaben zu bestreiten und einer Blindenanstalt einen jährlichen bedeutenden Beitrag zu senden.

Die beiden Männer trennten sich. Herr Phernon kündete im Kontor an, daß Herr Oswald in seine Heimat zurückkehre; aber man wunderte sich doch, daß der vielbeschäftigte Chef hinreichend Zeit hatte, seinem Kassierer die letzten Tage ausschließlich zu widmen und ihn selbst nach dem weit entlegenen Hafen zu geleiten, wo die „Arcadia" zur Abfahrt gerüstet lag. Aber er bewahrte treulich sein Geheimnis und entdeckte es nicht einmal seiner Frau, noch weniger seinen Untergebenen.

Eine zahlreiche Gesellschaft war an Bord der „Arcadia" versammelt. Viele hatten in Kalkutta Herrn Oswald gekannt, der im Geschäfte des Herrn Phernon eine untergeordnete Stellung eingenommen, und sich gewundert, daß der Chef selbst mit allen Zeichen der größten Hochachtung seinen Untergebenen geehrt und ihn auf das Schiff geleitet hatte. Aber niemand der Mitreisenden ahnte die Wahrheit. Niemand vermutete, daß der ernste Mann, der streng jede Geselligkeit und Zerstreuung gemieden, nur Befriedigung in rastloser Arbeit fand, jetzt die Heimreise antret, um als Erbe eines erlauchten Namens und einer bedeutenden Besetzung aufzutreten.

Herr Oswald war kaum 25 Jahre alt; aber die selbstauferlegte Schuld des Bruders und das sorgenvolle Leben der letzten Jahre ließen ihn älter erscheinen. Sein ernstes Antlitz hatte längst jene Spur der Jugendfrische, der heiteren Sorglosigkeit verloren. Der melancholische Blick schweifte oft träumend über die schäumenden Meereswellen, so daß Fräulein Adele Manners, eine reiche Kaufmannstochter, die mit ihrer Mutter nach Marseille reiste, erklärte: Herr Oswald sei nur mit einem alten Helden aus der alten Zeit zu vergleichen, der aus seiner Gruft emporgestiegen, um wehmütig auf seine entarteten Nachkommen herabzuschauen.

"Er ist vollständig mittellos," flüsterte ihr die überlegende Mutter ins Ohr, „halte dich fern von ihm, mein Kind, damit du nicht törichte Hoffnungen in ihm erweckst."

"Er ist sehr zurückhaltend und schweigsam, Mama," versicherte das lebenslustige Töchterchen, „mein Kopf würde mir bei dem Gedanken schmerzen, daß ich zeitlebens in die ernsttraurigen Augen blicken soll. Nein! Beruhige dich, Mama, er ist nicht nach meinem Geschmack. Selbst wenn er mir Aufmerksamkeit erweisen oder mir die Cour machen würde — was ihm sehr fern liegt — so würde das sehr ernst und feierlich gechehen. Da ziehe ich doch einen gewöhnlichen, heiteren, lebensfrohen Menschen als späteren Gefährten durchs Leben vor. Aber um eins bitte ich dich, Mama, sei freundlich gegen Herrn Oswald, versuche ihn aufzuheitern, ich glaube kaum, daß er bis heute mit einem einzigen Menschen an Bord gesprochen hat."

Die stolze Kaufmannsrau war mit der Auseinanderziehung ihres Töchterleins vollkommen zufrieden. Gutmütig von Natur, war sie gern bereit, sich des einsamen Mannes anzunehmen, der der traurigste unter allen Mitreisenden schien und schon längst ihr Mitleid erregt hatte. Herr Oswald beantwortete alle ihre Fragen ernst, aber freundlich, und da es ihm vollständig gleichgültig schien, ob er neben Tochter oder Mutter saß, so schwand dieser jede Besorgnis.

(Fortsetzung folgt.)

Die Storchentante.

Von Hanns Giesbert.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Onkel Doktor war heute sehr freundlich und lachte jetzt viel über Fritzens Erzählungen. In seinem Gedächtnis war die Erinnerung an ein niedliches Hausmütterchen erwacht, das früher erötend aus dem Zimmer zu huchen pflegte, wenn es von Berufs wegen bei Frau Hede vorkam; und beim Anblick des lieblichen Gesichtes, das er gleich wiedererkannte, regte sich plötzlich die Sehnsucht nach dem stillen Walten eines solch freundlichen Hausgeistes. Er ließ das eifrige Plaudermäulchen plappern und lenkte es nur gelegentlich zum Gegenstand seines Interesses zurück, so daß er bald über Tante Lilis Tagewort vollständig im Reinen war.

Harmjen war sehr erstaunt, als Dr. Froizing ihn anderen Tages abholen kam, um mit nach Mariensfeld zu fahren, und Lili sehr verlegen. Sie hatte Lieschen auf dem Schoß, und Lulu hatte einen Stuhl neben sie gerückt, um ihr etwas Wichtiges ins Ohr zu sagen, weshalb er beide Arme um ihren Hals geschlungen hatte; Lili hatte keine Ahnung, welches reizendes Bild sie dabei abgab, sonst hätte ihr Entsetzen über den hereingeschnittenen Gast sich vielleicht etwas vermindert.

Dr. Froizing selbst schien sich aber überaus behaglich zu fühlen und fragte Tante Lili sehr ungeniert, ob er um eine Tasse Kaffee bitten dürfe, was diese mit sehr rofigen Wangen und Lehren bejahte. Und dann frag er, ob das der vorzügliche selbstgebackene Kuchen sei, und ob Lulu und Fritz auch heute die Teigschüssel ausgeleckt hätten, und ob sie ihre Sache auch verstanden. Und je mehr Lili erglühte, desto mehr Freude schienen Onkel Doktor an dem Reden zu finden; wahrscheinlich fand er ebenso wie Papa, daß das Errotten ihr ungemein gut stand.

Onkel Doktor kam jetzt sehr häufig und immer konnte er Fritzen etwas Neues zeigen, oder er ließ ihn auf seinem ausgestreckten Bein reiten, oder er warf Lulu so hoch in die Höhe, daß ihm Hören und Sehen verging. Am meisten Freude hatte er aber an Lieschen, besonders wenn das kleine Ding mit Tante spielte. Es war auch zu schade, daß Onkel Doktor gar keine Kinder hatte, wo er doch so gerne mit ihnen spielte!

„Onkel? möchtest du auch wohl gerne solch ein Lieschen haben?“ erkundigte Zit sich angelegentlich. „Dann bestelle Dir doch eins bei dem Storch; dann kann Tante Lili dir es das nächstemal mitbringen.“

Jetzt wurde nicht nur Lili rot und verlegen; auch der Doktor bekam einen hochroten Kopf, was sonst nicht seine Art war; als Tante sich verlegen mit Lieschen zu schaffen machte, räusperte er sich verschiedene Male und suchte vergeblich nach einem harmlosen Thema. Plötzlich stand der herzige kleine Bursche mit aufmunternder Miene neben ihm: „Sag's nur dreist heraus, Onkel Doktor! Du brauchst dich nicht zu genieren.“ Das brachte ein erlösendes Lächeln auf alle Lippen, und der Abschied, bei dem Onkel Doktor eine zuckende, kleine Hand länger als nötig in der seinen hielt, war ein durchaus unbefangener. Aber merkwürdig! Seit der Zeit war Lili immer in der Küche beschäftigt oder aus einem sonstigen Grunde unabhkömmlich, wenn er „zufällig“ vorkam. Das machte Onkel Doktor erfinderisch. Er hatte jetzt sehr oft Wünsche von Hede zu bestellen, die er Lili persönlich ans Herz legen mußte; aber sie war immer zurückhaltend verlegen und mit Fluchtgedanken beschäftigt. Das hatte er wohl dem kleinen Infant terrible zu verdanken. Aber er mußte klar sehen!

Trina führte Onkel Doktor in den Salon; das Fräulein sei mit der Wäsche beschäftigt; sie wolle sie sofort rufen. Doch statt der Erwarteten erschienen die beiden Kleinen

Taugenichte mit einer Menge von Fragen und Ausrufen. Richard Froizing fand heute den richtigen Ton nicht; ihm war nicht wohl zu Mute. Sein Herz hing an dem liebrenden Geschöpf, dessen Schüchternheit seinen Bewerbungen solch energische Gegenwehr entgegensetzte; bis jetzt hatte die Schwierigkeit seine Verliebtheit nur gesteigert; aber plötzlich war ihm der Gedanke schwer auf's Herz gefallen, daß es statt mädchenhafter Verlegenheit auch Abneigung gegen seine Person sein könne, weshalb Lili ihn so sichtbar floh.

Er suchte die beiden jungen Herren, deren Indiskretionen er fürchtete, fortzukomplimentieren; aber ohne Erfolg! Sie klebten wie die Kletten, und Lili kam noch immer nicht. Seine Stirn umdüsterte sich, und die böse Falte zwischen den Augen trat scharf hervor. Wie sollte er sich Gewißheit verschaffen? In Gedanken verloren trat er zum Schreibtisch und betrachtete geistesabwesend die aufgestellten Photographien, ohne auf die Fragen der Kinder zu hören.

„Bist du böse, Onkel Doktor, weil dein Bild nicht mehr hier steht?“ Fritzen fragte es sehr interessiert. „Das haben wir aber nicht getan, gewiß nicht.“ Die blauen Augen blühten ihn im Gefühle der Unschuld treuherzig an. „Das war Tante Lili! Jawohl; ich habe selber gesehen, wie sie es heimlich mit auf ihre Stube genommen und in ihre Lade versteckt hat.“

Lulu echote noch: „L—lade ver—teckt“, da fand sich schon Fritzen hoch gehoben und wie im Sturm von Onkel Doktor durch das Zimmer gewirbelt, daß ihm Hören und Sehen verging, und er sich nicht dafür entscheiden konnte, ob das eine Strafe oder eine Belohnung für seine Enthüllung sein sollte. Aber als Onkel ihn auf seine schwankenden Füße stellte, lächelte er das rofige Kinder Gesicht herzhaft ab. Das hatte er noch nie getan.

Als dann Tante Lili sehr ernsthaft und gemessen erschien, machte Onkel ein ganz trauriges Gesicht: „Was habe ich Ihnen denn getan, daß Sie mich so fliehen? Fürchten Sie sich vor mir oder bin ich Ihnen gar so verhaßt?“ Und als sie ihn verwirrt, aber gar nicht böse ansah und „nein, gewiß nicht!“ stammelte, ging ein Aufleuchten über sein Gesicht, und er fragte halb schelmisch: „Können Sie mir nicht sagen, was aus meiner Photographie geworden ist?“

Was sie sonst noch gesprochen haben, weiß ich nicht. Fritzen behauptet, Tante Lili habe die Hände vor ihr errotendes Gesicht geschlagen, und Onkel habe sie um die Taille gefaßt und geküßt und — wirklich und wahrhaftig, Tante habe ihn wiedergeküßt. Lulu bestätigt eifrig: „Tüßchen der o deben.“ Gesehen hat es sonst niemand; aber was auch die Fehler der beiden kleinen Schelme sein mögen — die Unwahrheit sagen sie nicht.

Jedenfalls verkündigte auf dem feierlichen Taufessen zu Ehren des kläglich schreienden Andreas, Nicolaus, Christian Harmjen der glückliche Vater und Schwager beim Knallen der Sektstopfen die Verlobung seiner Schwägerin Lili mit dem Doktor Richard Froizing — sehr zum Erstaunen aller Anwesenden und besonders einiger alten Tanten, die diesmal nichts, aber rein nichts gemerkt hatten, was ihnen sonst nicht passierte. Trotzdem schienen alle sehr erregt und gratulierten überaus herzlich und hielten Reden und brachten Hochs und waren sehr liebenswürdig. Und Onkel Doktor war furchtbar zärtlich und verliebt, und Tante Lili verlegen aber doch sehr strahlend. Sie sah so überaus lieblich in ihrem Glück aus, daß der unverheiratete Amtsrichter Onkel Doktor neidisch ansah: „Was der Mensch wieder einen Duiel hat!“

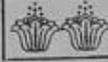
Zum Schluß kletterte Fritz auf Pappas Schoß und flüsterte ihm und Mama — die Blide starr auf Onkel Doktor und Tante Lili gerichtet — eine entsetzlich indiscrete Frage sehr hörbar ins Ohr; da gabs aber einen Klaps auf den vorwichtigen Kirschenschmund, und Fritzen wurde zur Tür hinauspediert — um Weiterungen vorzubeugen.

Tante Lili wußte aber, was sich schickte und brachte für jeden der kleinen Leute eine Bonbonniere mit Schokolade und allerhand Ledereien. Da waren sie hochbefriedigt; mit vollen Backen erklärte er, das sei doch die Hauptsache bei einer Taufe.

Aber nach dem Abendgebet im Bettchen überlegte er noch eifrig mit Lulu, ob Tante Lili sich jetzt vielleicht selbst die Kinder bringen müsse, weil doch keine andere Storchentante da sei?



Unsere Bilder.



— Fünfzigjähriges Priesterjubiläum des Prälaten Cremer, Pfarrer an St. Lambertus in Düsseldorf. (Siehe Abbildungen Seite 329 und 333.) Am Sonntag, den 3. Oktober dieses Jahres, feierte der allbeliebte und populäre Prälat und Pfarrer Cremer sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, welchem Feste die Anwesenheit des Kardinals und Erzbischofs Antonius Fischer eine besondere Weihe verlieh. Unser Bild auf Seite 329 zeigt die Prozession, mit der am Morgen des Festtages Jubilar und Kardinal zum feierlichen Hochamte in der allehrwürdigen Stiftskirche geleitet wurden, das der Jubilar unter Pontificalassistenten des Herrn Kardinals zelebrierte. Nachmittags fand im großen Saale des St. Anastasties ein Festmahl statt, bei dem u. a. Landesrat Adams auf den Jubilar sprach. Abends tagte in demselben Saale eine Feuerversammlung, in der Landesrat Schmittmann in größerer Rede den Prälaten feierte. Eine glänzend vorbereitete allgemeine Beleuchtung der Häuser der Pfarreingesessenen, nach einheitlichem Plane, die indessen durch den Regen leider beeinträchtigt wurde, beschloß die Feierlichkeiten des schönen Tages. Der Fürst von Hohenzollern hat dem hochverdienten Jubilar das Komturkreuz des Hohenzollerischen Hausordens verliehen, während der Kaiser und König den Prälaten Cremer bereits im August mit dem Kronenorden dritter Klasse ausgezeichnet hat.



Zur Unterhaltung.



— Gescheit. Tanzmeister: Jetzt haben wir Polka genug geübt, jetzt gehen wir zum Walzer über. Der wird ganz anders getanzt wie der vorige. — Herr: So? Tanzt man den nicht auch mit zwei Füßen?

— Seine Ansicht. Zwei „feine“ Ganner treffen sich in einem Weinrestaurant. Während sie sich an Austern, Champagner und anderen genussreichen Kostspieligkeiten gütlich tun, meinte der eine: „Ach, es ist doch schön, das Geld so mit vollen Händen ausgeben zu können.“ — „Na,“ sagte der andere, „Geld machen können ist aber noch viel schöner!“

— Der kleine Tierquäler. Dienstmädchen: Fräulein kommt eben die Treppe herauf. — Frau: Woran merkst du denn das? — Dienstmädchen: Die Katze frucht unter das Sofa!

— Reporter-Stilblüte. Die Finsternis, welche allabendlich in den Straßen zu Tage tritt, beleuchtet gründlich die Mißwirtschaft unserer kommunalen Verwaltung.

— Ein Geschäftskniff. Fremder: Warum quiekt denn der Fleischergeselle dort so wie ein gestochenes Schwein? — Lehrling: Ach das ist bloß deshalb, damit unser Meister all' seine alten Würste los wird. Wenn die Bauern das Quielen hören, dann denken sie, es wird ein Schwein geschlachtet, und dann kaufen sie alle Würste, die wir haben, für frisch.

— Auf einem Beine ist nicht gut steh'n. „Als ich abends in der Pferdebahn nach Hause fuhr, war der Perron so besetzt, daß ich den ganzen Weg auf einem Beine stehen mußte!“ — „Und was war mit dem andern Fuße?“ — „Da stand jemand anderes d'rauf!“

— Ein guter Rechner. Lehrer: Franz, nenn' mir mal sechs Tiere, welche in der Polar-Region wohnen. — Franz: Vier Eisbären und zwei Seehunde.

— Kuriose Frage. Die Familie Vollen sitzt harmlos und ohne eine schlimme Ahnung beim Abendbrot, als Tante Emilie aus' höchste echauffert hereinstürzt. „Denkt Euch mal an, was mir passiert ist!“ ruft sie und läßt sich atemlos auf den Stuhl fallen. — „Na, was denn?“ fragen die andern besorgt. — „Ja, denkt Euch nur, als ich jetzt von Hause wegging, sah ich einen Mann auf der Straße, der — ach Gott, was bin ich gerannt...“ — „Und hast Du ihn gekriegt, Tantchen?“ unterbrach sie das unschuldige Fräulein.



Rätsellecke.



Begierbild.



Schnell Fritz, da ist der Bauer.

Charade.

Es nennen die ersten uns hiedere Leute,
Bewährt auch in kraftvollem Ringen;
Die letzten sind Waffen, erlöschend die Bente
Mit scharfen und spitzigen Klingen.
Es nennet das Ganze den kundigen Mann,
Der doppelte Arbeit bewältigen kann.

Buchstaben-Rätsel.

Mit B bin ich von eigener Art,
Bierfähig und doch mit 'nem Bart;
Mit R des Mannes vierte Haut,
Wie mir's des Schneiders Wig vertraut;
Mit St. braucht der Wandersmann
Mich, daß er besser laufen kann.
Mit Bl bin ich plump und blank,
Und dien' dem Fleischer in der Bank,
Mit Pl steh' wetterbraun
Ich an der Eck vom Gartenzaun.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Patras, Fiber, Italien, Norden, Geier, Strich, Leheran, Cremit, Nassau. — Pfingsten.
Rätsel: Der Hase. (Blut—Schweiß; Ohren—Löffel; Beine—Läufe.)
Rebus: Scharfrichter.



Eine Verwechslung.

Erzählung von Vorges.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Haben Sie schon Frau Zellberg oder deren Schwester, Fräulein Mollis, gesehen?“ fragte Frau Manners ihren Schützling am dritten Tage der Fahrt. „Sie ist die Gattin des deutschen Konsuls und soll die schönste Dame an Bord sein.“

„Nein!“ Herr Oswald hatte keine der beiden Damen gesehen.

„Warum verläßt sie Indien?“ fragte er.

Frau Manners zuckte mit bedeutungsvollem Lächeln die Achseln.

Man sagt, sie sei leidend, aber es sollte mich nicht wundern, wenn sie nicht wieder zurückkehrte. Ich kannte den Konsul schon vor seiner Verheiratung — er war heiter und lebensfroh, aber die letzten Jahre haben ihn traurig verändert. Es war eine romantische Verbindung, er heiratete ein junges Mädchen, das halb so alt war wie er. Dergleichen Ehen fallen selten gut aus.“

Frau Manners hatte kaum geendet, als der Kapitän eine bildschöne Dame in den Salon einführte, die er den Mitreisenden als Gattin des Konsuls Zeller vorstellte.

Alle Augen richteten sich auf die imposante Erscheinung, die im eleganten schwarzen Spitzengewande einer Fürstin glänzte, die an Bewunderung und Huldigung gewöhnt ist.

Frau Manners, die gern ihre eigene Stimme hörte und es liebte, sich vor allen Mitreisenden auszuzeichnen, bahnte sich durch die Menge den Weg und nahm neben der still gefeierten Schönheit Platz.

„Ich bin schon seit Jahren mit ihrem Herrn Gemahl bekannt,“ versicherte sie im Laufe ihres Gesprächs, „wir bedauerten in Kalkutta, daß Sie sich so gänzlich von dem geselligen Leben ausschlossen. Ich hörte, Sie seien leidend; wie gut daß es Ihnen besser geht.“

„Ich war niemals krank“, entgegnete die also Angeredete

errötend. „Aber meine Schwester ist leidend, und da sie die Seefahrt so schlecht vertragen kann, wird sie wohl immer in ihrer Kajüte bleiben müssen.“

„Darf ich Ihrer Schwester Gesellschaft leisten, Frau Zellberg? Bitte, führen Sie mich zu ihr.“

Die Dame errötete heftiger, murmelte einige unverständliche Entschuldigungen und verließ eiligst den Salon.

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Oswald,“ entschied Frau Manners, „mit diesen beiden Schwestern ist nicht alles in Ordnung. Bemerkten Sie nicht, wie Frau Zellberg errötete, als ich von ihrer Schwester sprach? Warum eilte sie plötzlich davon, als ich bat, sie besuchen zu dürfen? und kurz vorher war sie so freundlich und schien gar keine Lust zu haben, uns zu verlassen. Sollte Fräulein Morris vielleicht verunstaltet — sogar ein Krüppel sein?“

Von Neugierde getrieben, befragte sie die Schiffsdienlerin, die ihr versicherte, daß die letzte Vermutung vollständig grundlos sei.

„Sie ist fast noch schöner wie die Schwester,“ fuhr die Dienlerin geschwätzig fort, „aber sie sieht entsetzlich elend aus, und ich habe noch niemals eine Dame gepflegt, die mehr von der Seereise zu leiden hat, wie sie.“

Hätte aber Frau Manners in diesem Augenblicke das Gespräch der beiden Schwestern belauschen können, so wäre gewiß ihr Interesse noch erhöht worden.

„Es ist nicht recht und darf gewiß nicht länger so weitergehen,“ begann die junge Dame, die im Salon so große Aufmerksamkeit erregt hatte. „Anfänglich, als wir nur mit der Dienerin zusammentamen, ließ ich es mir noch gefallen;

aber alle Passagiere halten mich für Frau Zellberg. Was würde wohl dein Gatte zu dieser Verwechslung sagen, Elisabeth?“

„Es ist mir ganz gleichgültig,“ erwiderte die Schwester so wehmütig, „es ist allein meine Schuld Maathe — ich saate aleich am ersten Tage dem Kapitän, daß du Frau Zellberg seiest.“

„Elisbeth!“ rief die Schwester vorwurfsvoll.

„Denn du nun zu ihm gehst und meine Worte



Vier Geschwister im Gesamtalter von 353 Jahren.

Lügen strast, so muß der gute Mann doch denken, wir hätten beide den Verstand verloren. Sei gut, Agathe, und laß die Leute bei dem Irrtum."

"Der Kapitän wird doch aufgeklärt werden," erwiderte Agathe, "wenn nicht eher, so doch in Frankreich. Wollte Johanna dich nicht in Empfang nehmen?"

"Johanna — die Vollkommene — das Musterbild aller weiblichen Tugend!" hauchte die Kranke mit vielfachem Lächeln. "O ja! ich glaube, sie wird nach Paris kommen, um mich zu holen, aber — sie wird mich nicht finden! Ich werde vorläufig in Marseille bleiben."

Agathe umschlang ihre unglückliche Schwester und mit zärtlich liebevollen Blicken flüsterte sie ihr zu:

"Sage mir doch, was dir das Herz abdrückt, Schwesterherz; vertraue mir, vielleicht kann ich dir helfen."

Elisbeth widerstand nicht. Ihr müdes Haupt an die Schulter der geliebten Schwester gebettet, erzählte sie unter Tränen ihre traurige Geschichte. — Ihr Gatte habe sie verstoßen — er wünschte, sie niemals gesehen zu haben, und glaubte, sie — die sie ihn so heiß und innig liebte — habe ihn nur seines Reichthums wegen geheiratet. Nun — sie wollte ihm zeigen, daß er sich geirrt. Er sollte wieder frei werden, so frei, als ob sie im Grabe sei, und nicht einen einzigen Heller seines Geldes wollte sie an sich nehmen.

Agathe lauschte kopfschüttelnd den Worten der erregten Schwester.

"Geliebtes Schwesterchen," schluchzte sie endlich, "du weißt nicht, welchen Plan du da erfunden hast, und ahnst gewiß nicht, wie das Leben sich später für dich gestalten kann. An der Ehe bist du mit deinem Gatten vereint, bis der Tod scheidet; wolltest du denn dein ganzes Leben als eine Flüchtige zubringen?"

"Du mußt mir helfen, Agathe," flehte die Kranke zuversichtlich, "du bist gut und edel, du darfst mich nicht verlassen. Ich kann viel ertragen, aber mit einem Gatten zusammenleben, der mich verachtet, der wünscht, mich nie gesehen zu haben, das ist mir zuviel! Hilf mir, Agathe, verlaß mich nicht!"

"Niemals, niemals, so lange ich lebe!" gelobte die Schwester feierlich. "Aber ach! ich wünschte, du änderstest deinen Plan und gäbest diese törichten Gedanken auf!"

Jedoch Elisabeth dachte durchaus nicht daran. — Sie hatte ihren Trauring abgestreift und Agathe wurde von allen Passagieren für Frau Zellberg gehalten, und man beneidete den entferrnten Gatten, der dieses würdevolle, anmutige Wesen sein nannte.

So unangenehm anfänglich der jungen Dame die aufgedrungene Rolle auch wurde, so hatte sie doch in der Folge manchen Vorteil. Viele junge Herren an Bord, die sich durch Kurmachereien die Zeit zu vertreiben suchten, verschonten Agathe, ließ sich aber Elisabeth, auf den Arm der Schwester gestützt, in einem günstigen Augenblick sehen, so wurde sie mit so vielen Aufmerksamkeiten überschüttet, daß sie ängstlich ihre Kajüte wieder aufsuchte.

"Ich hörte, Sie wollten zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit die Reise nach der Heimat antreten," redete Herr Oswald eines Abends Frau Zellberg an, die schon lange seine Zuneigung erweckt hatte, "aber das Gerücht muß auf einem Irrtum beruhen, denn ich sah selten eine Dame so frisch und wohl aussehend, wie Sie es sind!"

"Ich bin vollkommen gesund, aber meine arme Schwester ist sehr leidend, ihr Zustand beunruhigt mich oft."

Herr Oswald nickte, er hatte die Leidende oft gesehen. "Kann Ihr Gatte Ihre Abwesenheit so lange ertragen?" fragte er dann weiter, "er muß sehr edel und opferfreudig sein, um eine so lange Trennung zu gestatten."

Das Lob des Gatten, den sie für einen Tyrannen und Zerstörer des Lebensglücks ihrer Schwester hielt, war für Agathe unerträglich. "Er ist viel zu sehr beschäftigt, um sich darum zu kümmern, ob seine Frau bei ihm ist oder nicht," versetzte sie deshalb gereizt. "Voraussichtlich wird er im nächsten Jahre nachkommen."

Herr Oswald blickte der errötenden Dame scharf ins Auge. "Ist es recht?" fragte er dann, jedes einzelne Wort scharf betonend, "daß ein Mann und Frau so lange Zeit getrennt sein sollten?"

"Nein," versetzte die Angeredete offen, "die Gatten sollten in allen Stürmen des Lebens treu zusammenhalten. Aber man sieht seine Ideale selten verwirklicht."

Eine peinliche Pause entstand, dann sagte Herr Oswald langsam: "Wir bilden uns oft Ideale, die wir selten verwirklicht sehen, das ist noch zu ertragen. Das Traurigste in der Welt, Frau Zellberg, sind die Selbstvorwürfe, wohl allen, die davon frei sind!"

Ein seltsames Beh durchzuckte Agathes Herz. Sie kannte Herrn Oswalds Geschichte nur so viel und so wenig, wie die Leute in Stalutta sich von ihm erzählt hatten, aber nicht, was er im Vertrauen Herrn Phernon erzählt hatte. Sie achtete seinen eisernen Fleiß und lobte den Adel seines Herzens, der ihm höher galt, als Rang und Titel. Würde er sie verachten, sobald er erfahren würde, daß sie unter dem Namen ihrer Schwester aufgetreten wäre? O, warum hatte sie der Laune ihrer Schwester nachgegeben? Ein heißes Verlangen erfaßte ihre Seele, die Heimlichkeit aufzudecken, wohin sollte diese unglückliche Idee noch führen?

Wenige Stunden nach der Unterhaltung lagen alle Passagiere im süßen Schlummer.

Es war Mitternacht. Ruhig und sicher durchschnitt der riesige Dampfer die Wogen des Meeres, sich langsam seinem Ziele nähernd. — Nur Agathe konnte nicht schlafen. Plötzlich horchte sie erschreckt auf. Ein seltsames Getöse, ein Laufen und Rennen, das Geklirr von Ketten und das Gerassel von schweren, herabfallenden Tauen erdröhnte wild durcheinander, und tödlich erschrocken hielt sie den Atem an. Was war nur geschehen? Sie sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Die Dienerin stürzte in rasender Eile von einer Kajüte zur andern: "Feuer, Feuer, ein jeder schnell auf Deck!" lautete der kurze Befehl.

Die Verwirrung war grenzenlos. Agathe kleidete ihre halb ohnmächtige Schwester an und trug sie auf Deck; dann eilte sie wieder hinunter. Wie ein rettender Engel half sie den zitternden Frauen, kleidete deren Kindlein an und trug sie auf Deck. Sie achtete nicht des dichten Qualms, der sie fast erstikte; ohne an sich zu denken, half sie in allen Kajüten den Damen, bis alle glücklich auf Deck waren.

Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick.

Der Kapitän, ein erfahrener, unerfrockener Mann, ertheilte mit lauter Stimme seinen Mannschaften die Befehle. Die Rettungsboote wurden im Fluge heruntergebracht und die Passagiere, 250 an der Zahl, drängten sich ungestüm herzu.

"Frauen und Kinder zuerst," rief der Kapitän mit Donnerstimme. "Die wiengen gehorchte und trat schweigend zurück. "Wir sind alle Ehrenmänner," fuhr er dann zu den erschrockenen Passagieren gewendet fort, "es soll nicht von uns gesagt werden, daß wir an unsere eigene Rettung dachten, ehe alle Frauen in Sicherheit sind."

Schnell wurden alle Frauen und Kinder in die großen Rettungsboote gehoben und jedem Boote eine genügende Anzahl von Matrosen zur Handhabung der Ruder mitgegeben, auch für hinreichenden Proviant sorgte der umsichtige Schiffsherr.

Noch immer stand der Kapitän auf der Kommandobrücke. Er schaute mit großer Sorge den vier gewaltigen Rettungsbooten nach, die sich langsam von dem brennenden Riesendampfer entfernten. Dann blickte er herab auf das Deck. Sechs Passagiere, zwei Steuerleute und er selbst — aber kein Boot war mehr vorhanden und fast keine Aussicht auf Rettung.

Mit blutendem Herzen gedachte er seiner getreuen Gattin, seiner geliebten Kinder, die mit dem Vater auch den Ernährer verloren.

"Nur neun Menschenleben gegen 250" nickte er befriedigt. — Der Feuerherd beschränkte sich vorläufig noch auf die unteren Schiffsräume und selbst dort bis jetzt nur auf den Vorderteil. War es nicht möglich, daß durch unausgesehene Arbeit die Gefahr hinausgeschoben werden konnte? Ein anderes Schiff konnte den Weg kreuzen, die Notsignale bemerken und die Schiffbrüchigen retten.

Doch der älteste Matrose, der im Dienste ergraut war, schüttelte bedenkllich sein Haupt. "Wir haben Spiritus an Bord, wenn das Feuer fängt, dann —"

Er konnte nicht weiter sprechen, ein furchtbarer Knall ließ ihn verstummen. Zwei Männer, die dicht am Schiffsrand gestanden hatten, wurden in die schäumenden Fluten hinabgeschleudert, zwei andere Leute fielen tot zu Boden. Die Gefahr, die der Steuermann befürchtet hatte, war nur allzu schnell hereingebrochen.

„Horch! was war das?“ rief Herr Oswald, der auch zurückgeblieben war, entsetzt aus, als ein schwacher Hilferuf an sein Ohr drang. „Herr Kapitän, das war eine Frauenstimme! Verlassen Sie sich darauf, es ist eine Dame in einer der unteren Kajüten zurückgeblieben.“

„Unmöglich!“ schrie verzweifelt der Kapitän. „Frauen und Kinder wurden ja zuerst gerettet! Herr Oswald, wenn Sie es wagen wollten, die Treppe zu betreten, so stürzen Sie sich in den sicheren Tod. Das Feuer ist schon bis an den unteren Salon vorgeedrungen.“

Aber Herr Oswald ließ sich nicht abschrecken. Der Mann, der drei Jahre hindurch die Schuld seines Stiefbruders ruhig getragen, der noch in dieser Schreckensnacht seinen von dem Kapitän ihm angebotenen Platz freiwillig einem armen Handwerker, der für Weib und Kind zu sorgen hatte, abgetreten, dachte in diesem Augenblicke nicht an seine eigene Rettung. Er band ein nasses Segeltuch um Haupt und Schulter und stieg behutsam die brennende Treppe hinab. — Er kam schneller zurück, als man zu hoffen gewagt hatte und trug in seinen Armen die anscheinend leblose Gestalt einer Dame.

„Das ist Frau Zellberg!“ rief entsetzt der Kapitän. „Gerechter Gott, sie gehörte doch zu den Geretteten des ersten Bootes.“

Die Ohnmächtige öffnete bald die Augen. Sie erzählte, daß ihre Schwester ein ihr sehr wertvolles Kleinod — es war der Trauring — in ihrer Kajüte zurückgelassen habe. Sie wollte es holen, jedoch auf der Treppe habe der dicke Rauch ihr die Besinnung geraubt. Der furchtbare Krach habe sie momentan geweckt, sie rief um Hilfe, und Herr Oswald hatte den schwachen Ruf vernommen.

Von den neun Männern, die anfänglich in der Gefahr zurückgeblieben waren, lebten jetzt nur noch vier, denn einer hatte mit Bezahlung seines eigenen Lebens ein Fernrohr aus der Kajüte des Kapitäns geholt, welches den Schiffbrüchigen unentbehrlich war. Der Kapitän, der alte erprobte Steuermann, Herr Oswald und ein reicher, geiziger Kaufmann, der sich standhaft geweigert hatte, seinen Platz im Rettungsboot einzunehmen, wenn nicht seine schwere Geldkiste, von der er sich nicht trennen wollte, mit gerettet würde.

„Mein armes Kind,“ sagte der Kapitän väterlich, und legte liebevoll seine Hand auf die Schulter der jungen Dame, „warum blieben Sie nicht bei Ihrer Schwester? Sie wird sicher gerettet werden. Was wird Ihr Gatte sagen, wenn er hört, daß seine Frau die einzige unter allen Damen ist, der keine Gelegenheit zur Rettung ihres Lebens geboten wurde?“

Agathe blickte gedankenvoll auf. „Herr Kapitän,“ gestand sie zögernd, „ich kann angesichts des Todes die Verwechslung nicht länger ertragen. Ich bin nicht Frau Zellberg. Als wir an Bord des Schiffes kamen, bestand meine Schwester auf dieser Verwechslung — sie ist so krank und elend, da wollte ich ihr nicht widersprechen. Ich bin Agathe Morris, der Konsul Zellberg heiratete meine Schwester.“

Der Kapitän erfaßte tief bewegt ihre Hand. „Mein Kind,“ sagte er traurig, „ich glaube nicht, daß einer von uns das Schiff lebend verlassen wird, aber ich freue mich, daß ich die Wahrheit jetzt weiß. — Um glücklich leben zu können, muß man geliebt werden und der Konsul Zellberg ist zu sehr in Anspruch genommen worden, um lieben zu können. Grämen Sie sich nicht weiter um diese Verwechslung, die nicht Ihre Schuld war.“

Der Steuermann und Herr Oswald schauten mit Bewunderung das heldenmütige Mädchen an, nur der Kaufmann saß finster in einer Ecke auf seinem Geldfaß, er schien kein Interesse für seine Mitleidenden zu haben.

Jetzt trat der Steuermann hinzu und reichte der jungen Dame seine herbe, schwielige Hand.

„Ich freue mich, daß Sie endlich frei gesprochen haben, Fräulein Morris,“ begann er herzlich, „aber mir war die Täuschung kein Geheimnis; ich kannte Sie, aber ich schwieg, weil ich glaubte, Sie hätten einen bestimmten, triftigen Grund zu dieser Verwechslung. — Ich sah Sie mehrmals bei Frau Stattmar, die weisläufig mit mir verwandt ist — aber Sie haben mich nicht wiedererkannt.“

Herr Oswald schwieg beharrlich, doch wandte er keinen Blick von dem geliebten Mädchen ab. Er hatte sie in der kurzen Zeit lieben gelernt, und obgleich er sich täglich zwan-

zimal gesagt hatte, daß sie die Gattin eines anderen sei, war doch die Versuchung, sie zu lieben, in ihm aufgestiegen.

„Herr Kapitän,“ flehte Agathe, „wollen Sie uns nicht unsere Aussichten sagen? Es ist gewiß barmherziger, uns das Schlimmste zu sagen, als uns in Ungewißheit zu lassen.“

„Der Geizhals ausgenommen,“ warf der Steuermann mit einem verächtlichen Blick auf den Kaufmann ein, er denkt nur an sein Geld und die Gefahr, daß das Meer es bald verschlingen werde.“

Herr Oswald drückte Agathes Hand, dann wandte er sich an den Kapitän.

„Sagen Sie es uns — es ist nur barmherzig.“

Der Kapitän willfahrte gern. Wenn kein Sturm die Flammen zu größerer Wut ansachte, so würde sich das Schiff noch 18, vielleicht 24 Stunden halten, länger aber nicht. Die einzige Hoffnung sei die Annäherung eines Schiffes, welches die Notsignale bemerte. „Im schlimmsten Falle,“ schloß er seine Auseinandersetzung mit einem väterlichen Blick auf Agathe gerichtet, „gehen wir einem schnellen und verhältnismäßig leichten Tode entgegen. Wir sind vor den Qualen des Hungers oder Durstes geschützt; wir haben hinreichend Proviant an Bord, um uns eine Woche zu erhalten, aber bis dahin ist es längst mit uns vorbei, wenn nicht Hilfe kommt.“

Endlich rötete sich im fernen Osten der Horizont. Nach und nach warf die Sonne ihre goldenen Strahlen über die unendliche See, das rauchgeschwärzte Wad und über die angsterfüllten, bleichen Gesichter der Schiffbrüchigen.

Der Kapitän spähte vorsichtig mit seinem teuer geretteten Teleskop nach allen Richtungen, der Steuermann dachte an das leibliche Wohl und bereitetete das Frühstück, der Kaufmann bewachte seinen aufgespeicherten Reichtum, und Herr Oswald saß an Agathes Seite.

„Wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie nicht in dem Rettungsboot gewesen wären,“ seufzte der junge Mann, „aber der Kapitän versicherte, daß alle Frauen und Kinder gerettet seien. Ich sah selbst Ihre Schwester im Boot und dachte nichts anderes, als daß Sie an Ihrer Schwester Seite wären.“

„Ich freue mich aber, daß Elisabeth in Sicherheit gekommen ist.“

„Ist ihr Leben etwa kostbarer, wie das Ihre?“ fragte Herr Oswald mit leichtem Unmut. „Ihre Schwester hatte ohnehin viel von Ihnen verlangt.“

„O nein,“ entschuldigte sie Agathe, „Else liebt mich sehr; wenn sie auf der Verwechslung bestand, geschah es nicht aus Laune, sondern weil sie krank und unglücklich war. Sie mußte gerettet werden, denn sie hat einen Gatten, für den sie leben muß, ich hingegen stehe allein, ich habe niemanden auf der Welt.“

„Sie schien bitter wenig nach ihrem Gatten zu fragen.“

Agathe erhob ihre seelenvollen Augen und schaute ihren Beschützer ernst an.

„Sie liebt ihn innig, obgleich sie an seiner Seite sehr unglücklich war; aber alles wird wieder gut werden, wenn er von der Gefahr hört, die ihr drohte. Daber bin ich froh und dankbar, daß sie gerettet wurde. Wenn man mit allen Menschen in Frieden lebt, erscheint der Tod nicht bitter; aber mit dem Gedanken an ausgesprochene harte Worte sterben zu müssen, das ist schrecklich!“

„Agathe,“ rief der junge Mann, sich selbst vergessend, „denken Sie doch an unsere Unterredung von gestern Abend! Sie sagten, daß Mann und Weib in allen Stürmen des Lebens zusammenhalten müßten, aber daß diese Ideale nicht immer realisiert werden. O, Geliebte, trotzdem ich damals Sie als Gattin eines anderen wählte, gehörte Ihnen mein ganzes Herz, und dieser frevelhafte Gedanke folterte mich mit den bittersten Vorwürfen. Doch Sie sind frei — hat meine heiße Liebe kein Echo in Ihrem Herzen gefunden! Darf ich hoffen?“

Agathe zitterte heftig.

„Sie vergessen, was der Kapitän uns sagte, — in wenigen Stunden stehen wir vor den Toren der Ewigkeit.“

„Ich vergesse nichts, Geliebte,“ rief er leidenschaftlich und drückte sie an sein Herz. „Ich weiß, daß der Tod uns nahe ist. Es ist auch jetzt keine Zeit, viele Umschweife zu machen, und ich muß sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Du,

meine holde süße Braut! Wirst du mein Eigen sein, wenn wir errettet werden? Sollen wir zusammen dem Tode entgegengehen, wenn wir sterben müssen? Horch, die Feuerflammen singen uns kitzelnd ein Hochzeitslied! Du bist mein! Sei es für eine Stunde oder fürs Leben.

Agathe schauerte; sie barg ihr Haupt an der Schulter ihres Beschützers. Hier, in dieser entseßlichen Stunde, angesichts des Todes, gestand sie ihre Liebe, die in ihrem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

„Es sei, ich bin dein,“ flüsterte sie leise, „gleichviel, ob wir dem Leben oder dem Tode entgegengehen. Es ist leicht, mit denen zu sterben, die wir lieben.“

Herr Oswald drückte einen Kuß auf ihre bleiche Stirn.

„Du bist mein,“ hauchte er, „hier, oder wir werden in der Ewigkeit vereint.“

Die Stunden vergingen nur langsam. Kein Segel wurde am Horizont sichtbar, der Mut des Kapitäns sank immer mehr und mehr.

Endlich brach der Abend heran.

„Wir wollen zusammen Wache halten,“ schlug der Kapitän dem Steuermann und Herrn Oswald vor, „denn dort der alte Geizhals kann uns nicht schütten. Fräulein Morris und er können ruhig schlafen; ehe der neue Tag graut, ist unter Schicksal entschieden.“

Sie wußten nicht, daß inmitten der Gefahr sich treue Herzen gefunden hatten, fanden es aber ganz natürlich, daß Herr Oswald Decken herbeischaffte und seiner Geliebten ein möglichst erträgliches Lager bereitete.

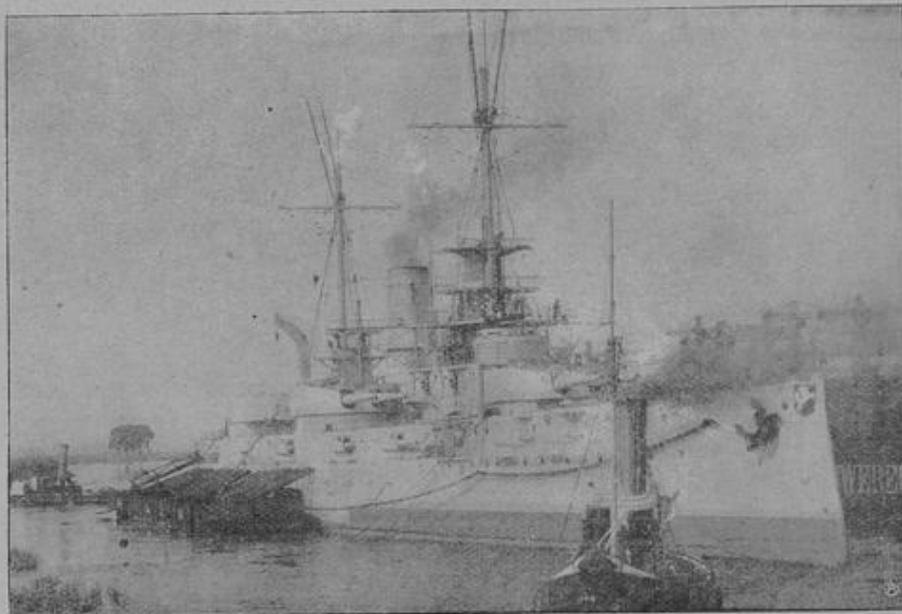
„Versuche jetzt die Augen zu schließen,“ bat er, ehe er seinen Platz neben dem Kapitän auf der Kommandobrücke einnahm, „die Zeit vergeht dir dadurch schneller.“

„Karl,“ flüsterte sie mit bebenden Lippen, „wirst du zu mir kommen, wenn die letzte Hoffnung geschwunden ist? wenn die Erlösung naht?“

„Ja, Geliebte!“

Sie legte sich wie ein gehorames Kind nieder. Ein wohlthätiger Schlummer deckte ihre müden Lider, und sie vergaß im Schlaf die Schrecknisse der letzten Stunden.

Als sie erwachte, stand er mit ausgestreckten Armen an ihrer Seite. Warum war er gekommen? Sollten sie vereint dem Tode entgegengehen? Sie wußte es nicht. Schwelgend legte sie ihre Hand in die seine und ließ sich von ihm hinwegführen, ohne zu wissen, ob sie dem Tode oder dem Leben entgegengingen.



Das erste deutsche Linienschiff des Dreadnoughttyps „Westfalen“.

Der Pechvogel.

Humoristische Skizze von Emil Franl.

(Nachdr. verb.)

So ziemlich in jedem Jahre machten Viktor Nordhoff und Max Stenglein gemeinschaftlich ihre Sommerreise. Allerdings gelobte Viktor jedesmal im stillen, daß es nicht wieder vorkommen sollte. Denn Max Stenglein war zwar ein herzenguter Kerl, aber dabei auch ein Konfusionsrat erster Güte. Man mußte ihn ständig unter Aufsicht halten wie ein Baby. Das war während der Reise immer furchtbar lästig. Aber drollig war Max, das mußte ihm der Reid lassen. Wenn er irgend etwas anstellte, so war das immer mit so viel unfreiwilligem Humor verbunden, daß man dem Uebelthäter nicht lange gram sein konnte. Dazu kam noch die Macht der Freundschaft und langjähriger Gewöhnung. Wenn der Sommer kam, waren alle Bedenken aus dem Felde geschlagen, und die beiden Freunde — man hatte ihnen den Beinamen „Die flammesschen Zwillinge“ angeheftet — reisten wieder zusammen.

Diesmal sollte die Fahrt nach dem Schwarzwald gehen. Max bestand eigensinnig darauf, sein Fahrrad mitzunehmen. Was er im Schwarzwald mit diesem Behälter beginnen wollte, war gerade nicht recht ersichtlich, und Viktor tröstete sich auch mit dem Gedanken, daß sein Freund dieses Möbel entweder irgendwo vergessen oder mit Absicht stehen lassen würde. Während der Bahnfahrt war das Rad ja nicht weiter hinderlich. Also mochte er's in Gottes Namen mitschleppen.

In der alten Kaiser- und Goethestadt Frankfurt machten die Freunde die erste Pause. Zwar kannten sie Frankfurt zur Genüge, aber Homburg und Wiesbaden lockten sie an. Natürlich blieb das Rad in Frankfurt am Bahnhofe. Und dort wäre es auch in aller Seelenruhe stehen geblieben. Aber Max befann sich zur Unzeit. Der Zug nach Mannheim brauste bereits heran. Max Stenglein saßte sich an den Kopf, als wolle er seine paar Gedanken schön zusammenhalten. Dann stürmte er davon. Viktor kletterte schmunzelnd in den schnaubenden Zug und dachte: „Nu soll mich's doch mal wundern, was er diesmal für Dumtheiten anstellt! Die Geschichte fängt nicht übel an. Na, dann wird Max von vornherein vorsichtig und macht mir weiter keine Sperenzeln.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Von Max keine Spur. So mußte es kommen. Das schadet ihm nichts.

Max Stenglein haßtete auf dem Bahnsteig auf und ab und zerbrach sich den Kopf, wo in aller Welt er wohl sein



Die goldene Ehrenbürger-Medaille, die Kaiser Wilhelm II. von der Stadt München erhielt.



Der englische Admiral Lord Tweedmouth.

Rad suchen sollte. Das war ja ein gräßlicher Wirrwarr! Und er konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, wo er das Rad untergebracht hatte. War's in der Gepäckerpedition?

War's in der Aufbewahrungsstelle für Handgepäck? Posttaufend, wo hatte er nur den Schein gelassen? Hastig durchwühlte er alle Taschen. Er stand auf dem belebten Bahnsteig wie eine Statue, ließ sich kniffen und puffen und suchte den Gepäckschein. Keine Spur! Gott allein möchte wissen, wo dieses windige Zettelchen jetzt herumflatterte! Max Stenglein suchte weiter. Wühlte in den Westentaschen. Nichts. War denn heute reinweg der Teufel los? Nun fehlte ihm auch noch die Uhr. Leicht genug hatte er's den Langfingern allerdings gemacht. Ein Trost: die Uhr war nicht viel wert, ging höchst ungenau und stand schon seit langem auf dem Aussterbeerat. Der Spitzbube hatte also kein übermäßig gutes Geschäft gemacht, dachte Max befriedigt.

Schließlich kam es ihm doch ein wenig lächerlich vor, hier wie ein Pfeiler in der Brandung zu stehen. Irgendwo mußte das Rad doch zu finden sein.

Er machte sich auf die Suche. Da das Rad vorschriftsmäßig verpackt und aufgegeben worden war, konnte es nur in der Gepäckerpedition seiner warten.

Der betreffende Beamte hörte seelenruhig die Erzählung des Reisenden an und bejaht mißtrauisch, mit heimlichem ironischen Lächeln den aufgeregten Mann, der seine kostbare Zeit so ungewöhnlich lange in Anspruch nahm.

„Wo haben Sie denn den Gepäckschein gelassen?“

„Ja, das weiß ich nicht!“

„Bitte, suchen Sie doch noch einmal nach, vielleicht findet er sich doch noch irgendwo.“

Max Stenglein war zwar von vornherein überzeugt, daß das ein völlig nutzloses Beginnen sein werde, aber gutmütig, wie er nun mal war, fügte er sich dem Wunsche des Beamten und suchte von neuem. Jeden Winkel der Brief- und Geldtasche lehrte er um. Es fand sich nichts. Dabei schweiften seine Blicke suchend durch den weiten Raum. Aha, da stand der Ausreißer. Er erkannte das Rad an der Verpackung. Die Schelle blitzte hervor, und vorn hatte sich auch etwas von den Bandagen verschoben, just soviel, daß man das „Opel“ sehen konnte. Max Stenglein stürmte auf dieses Rad los.

„Da ist's!“ rief er froh gelaut.

Der Beamte aber blickte wieder mißtrauisch bald das Rad bald Max Stenglein an. Die Geschichte schien ihm verdächtig

„Wie weit hatten Sie das Rad aufgegeben?“ fragte er. „Bis Frankfurt natürlich; von hier aus sollte es dann weiter bis Freiburg befördert werden.“

„So o o? Na, dann sehen Sie sich mal gefälligst den Aufklebezettel an!“

Max Stenglein las: Von Frankfurt am Main nach Heidelberg. Das war doch kurios! Sollte etwa Viktor, der bedächtige Freund, diese Dummheit gemacht haben? Möglich war's schon.

In diesem Augenblicke trat eine junge Dame auf den Beamten hinzu und sagte: „Läßt sich der Gepäckschein wohl noch ändern? Ich möchte die Stüde direkt nach Station Emmendingen absenden.“

Der Beamte dachte, daß sich die Herrschaften solche Sachen wohl auch früher überlegen könnten und nicht unnütze Arbeiten verursachen sollten. Doch sagte er nichts, denn die junge Dame sah zu reizend aus, als daß er ihr nicht diese Schuld vergeben hätte. Sofort war er zur Aenderung bereit. Das eine Gepäckstück war — das Rad, das Max Stenglein als sein Eigentum bezeichnet hatte.

Ironisch wandte er sich Max zu und sagte: „Na, sehen Sie mal, mein Herr, das wäre 'ne faule Kiste gewesen, hätte ich Ihnen das Rad ausgeliefert,“ und dann erzählte er der Dame, daß ihr Rad einen Liebhaber gefunden hätte.

Max Stenglein waltete das Blut. Das war ja eine Gemeinheit. Was fiel denn diesem Menschen ein? Er wollte sich ein fremdes Rad aneignen? Haha, das war ja einfach lächerlich. Und die reizende Blondine blickte so verschmüht darein, als wollte sie sagen: „Sehen Sie, da bin ich ja zur rechten Zeit gekommen! Es war zum Teufel holen! Er war geschlagen und hatte zu allem Schaden noch den Spott. Wütend riß er die Handschuhe aus der Tasche seines Ueberziehers. Das hatte er wohl schon fünfmal getan. Aber erst jetzt flatterte ein winziger Zettel auf und fiel der Dame zu Füßen. Max Stenglein stürzte sich wie ein Habicht auf die papierne Beute. Leider war er nicht übermäßig gewandt und vielleicht tat's auch die Erregung. Kurz und gut: er stürzte längelang und zwar fatalerweise just vor der schönen Unbekannten zu Boden. Dröhnendes Lachen im weiten Gepäckraum. Max Stenglein möchte am liebsten liegen bleiben. Ihm ist's, als hätte er ein silberhelles Lachen gehört. Das ist empfindlicher als das Wiehern ungehobelter Bahnarbeiter.

Na, endlich raffte er sich doch wieder auf. Die Dame verließ eben den Gepäckraum. Wütend und triumphierend zugleich schwenkte er den Gepäckschein und überreichte ihn dem Beamten, der noch immer gegen das Lachen kämpfte.

Die Geschichte mit dem Rade war natürlich höchst klar und einfach. Jetzt, wo der Schein da war, stel man fast mit der Nase darauf.



Eine Wetterkatastrophe in Paris.

So war das erste Abenteuer glücklich überstanden. Jetzt fiel es Max Stenglein schwer aufs Herz, daß sein Freund schon längst über alle Berge war. Fatal, höchst fatal, denn Viktor verwaltete die gemeinschaftliche Reisetasche. Max fand das für gewöhnlich sehr bequem, sonst, aber nicht heute. Umsonst nahm ihn die Eisenbahn wohl nicht mit, und ob er noch soviel Geld besaß, um Freiburg zu erreichen, war mehr als zweifelhaft. Wieder unterzog er seine Taschen einer sorgfältigen Revision, und das Verhältnis war ja auch überraschend günstig. Ein Zehnmarkstück mußte wohl aus Versehen unter dem Kleingeld zurückgeblieben sein, und er kaufte sofort eine Fahrkarte zweiter Klasse bis Freiburg. Dann blickte er nach der Bahnhofsuhr. Er hatte noch Zeit genug. Nach all den Strapazen und Aufregungen verspürte Max Stenglein eine große Sehnsucht nach Speise und Trank. Im Wartesaal stürzte er sich ausgiebig, erstand eine Zeitung und begab sich auf den Bahnsteig. Da brauste auch schon der Zug heran. Max stieg sofort ein, belegte einen Platz und stellte sich ein wenig in den Gang. Als er in sein Abteil zurückkehrte, erblickte er zwei Damen, die inzwischen eingestiegen waren. Nun war das ja gerade keine Seltenheit, aber Max zuckte doch ein wenig zusammen, denn das komische Intermezzo im Gepäckraum fiel ihm ein, und er erkannte die eine Dame wieder, sie war Zeugin jener Szene gewesen. Ehe er sich noch recht klar geworden war, wie er sich zu benehmen hatte, ob er die Dame um Entschuldigung bitten sollte, setzte sich der Zug in Bewegung. Da nahm er endlich schweigend Platz, zog die Zeitung aus der Tasche und entfaltete sie in ihrer aufdringlichen Größe. Aber über den Rand des Blattes blinzelte er nach den Damen hinüber. Postausend, die waren nett. Die Blondine, die er schon länger kannte, war einfach reizend. Der leuchtete ja der Frohsinn aus den Augen. Da konnte selbst ein Kerl von seinem Kalber Feuer fangen.

Der Schaffner kam und erbat die Fahrkarten. Natürlich hatte Max Stenglein keine Mapplarte, und es wäre wohl wieder zu einer Katastrophe gekommen, hätte er nicht zum Glück die geforderte Silbermünze noch rechtzeitig gefunden. Mit dem Bewußtsein, sich recht vorteilhaft aus dieser Klemme gezogen zu haben, lehnte sich Max in die Polster zurück. Jetzt beobachtete er wieder die beiden Damen, die der Szene mit offensichtlichem Wohlgefallen gefolgt waren. Doch konnte er sich nicht entschließen, sie anzureden und ihnen sein fatales Pech auseinander zu setzen. So nahm er denn wieder die Zeitung zur Hand und begnügte sich mit verstohlenen Blicken. Seltsamerweise schlug sein Gegenüber — die reizende Blondine — dann jedesmal die Augen nieder. Um ihre Mundwinkel zuckte es hie und da verräterisch. Sie schien sich über den komischen Reisegefährten zu amüsieren.

Der Zug näherte sich Heidelberg. Max Stenglein blickte durch das Fenster hinaus in die schöne Landschaft. Die Damen schwelgten in Naturgenüssen. Die Blondine hatte aus ihrer Reisetasche ein Glas mit dem Fernglas hervorgeholt. Leider kam die Tasche im Reiz aus Rutschen, sie mochte sich oben wohl langweilen. Ehe sich jemand dessen versah, fauste sie in kühnem Bogen herunter und slog Max Stenglein auf den Kopf. Die Blondine entschuldigte sich nach Kräften, und auf diese Weise kam auch eine nette Unterhaltung in Fluß, in deren Verlauf Max den Damen sein ganzes Mißgeschick enthüllte.

O, wie jetzt die Zeit im Fluge dahin eilte! Viel zu früh riefen die Schaffner mit schnarrender Stimme „Freiburg!“ und Max rieg aus.

Am Bahnhofe fand er zum Glück Viktor wieder, der seinem Freunde eine kleine Standpaute hielt. Max ließ alles ruhig über sich ergehen, denn er dachte fort und fort an die Blondine, an die Augenblicke köstlichen Plauderns. Schade, daß er ihre Adresse nicht kannte.

Die ersten Tage blieben sie in Freiburg. Dann aber ging das Wandern los. Frohgemut schritten sie dahin durch das enge Schwarzwaldtal. Neben ihnen räumte ein munteres Bächlein, das über Felsengestein hüpfte, in dessen klarem Wasser sich das dunkle Grün des Fichtenwaldes spiegelte. Hoch zu ihren Häuptern rauschten die Föhren, und ein kräftiger Harzgeruch entströmte den Waldreden, auf denen die Sonne lag, die vergeblich sich abmühte, durch das dicke Geäst durchzuliegen. Da öffnete sich das Tal, die Felsen traten zurück. In der Ferne lag ein Dorf, dessen dunkle Häuser mit den weit überhängenden Dächern von einem ganzen Wald prachtvoller Obstbäume umgeben waren.

Viktor Nordhoff war Maler. Entzückt hingen seine Blicke an diesem schönen, einfachen Bild. Er wollte versuchen, es in flüchtigen Umrissen festzuhalten. Rasch packte er sein

Skizzenbuch aus, setzte sich in das duftige Gras und begann zu zeichnen. Max langweilte sich ganz furchtbar dabei. Den Weg sah er ja vor sich liegen, er brauchte nur immer der Nase nachzulaufen, dann kam er in dem Dörfchen an. Schön, er tat das auch. Ab und zu blickte er zurück. Viktor zeichnete natürlich noch. Na, er kannte das, der kam so schnell nicht los. Vor ihm, ein wenig abseits vom Dorf, schimmerte silberhell der Spiegel eines Gewässers. Ah, ein Teich. Das war ganz sein Geschmack. Wasser liebte er sehr, am Wasser war es kühl, vielleicht gab es da einen Kahn. Also vorwärts. Mächtig schritt er aus. Natürlich bog er vom Wege ab. Vor ihm führte ein Fußpfad durch den grünen Wiesengrund. Das war der rechte Weg. Doch nach kurzer Wanderung blieb er stehen; seine Stirn legte sich in bedenkliche Falten, und seine Augen blickten kritisch auf die prächtige Szenerie. Dieser Weg schien gar kein Weg zu sein, denn es war da ganz abseits. Bei jedem Schritt schrie das Wasser auf und spritzte hoch auf. „Da werde ich wohl umkehren müssen,“ dachte Max Stenglein, doch mit einem Male fiel ihm etwas ganz anders ein. Er lächelte pfliffig dazu, lehnte sich an einen Baum und zog Schuhe und Strümpfe aus. Ha, wie das wohl tat. Hier sah ihn ja keiner. Mit innigem Wohlbehagen setzte er seine Wanderung fort. Mochte das Wasser grollen, ihm tat's nichts. Schon war der Teich ganz nahe. Hohe Bäume verdeckten ihm die weitere Aussicht. Doch war es ihm, als schimmere etwas Helles im Hintergrund. Das ging ihn ja nichts an. Behaglich wanderte er weiter. Viktor sah sicher noch und stizzierte; im Dorf wollten sie ohnedies Rast machen und sich stärken; folglich konnten sie ja gar nicht auseinanderkommen.

In diesem Gedanken störte ihn plötzlich wütendes Kläffen. Max Stenglein war kein großer Hundefreund; das Tier, das ihm da entgegenkam, sah erst recht nicht liebenswert aus; es war ein furchtbar ruppiger Köter. Dieses Bellen war nervenzerrüttend. Max sah sich nach einer Zufluchtsstätte um, doch war nichts zu erblicken. Nun, da mußte er sich eben gegen das Ungeheim vertheidigen. Er packte seinen Stock fester. Der Hund bog aus. Seine kleinen Augen schillerten mit grimmigem Knurren starrte er den Feind an. Dann fuhr er mit der Geschwindigkeit des Blitzes auf den Ahnungslosen los, stieß ihm rasch etwas am Zeug und versetzte Max in einen solchen Schrecken, daß er einen Schub fallen ließ. Das Hundevieh schnappte rasch danach, packte ihn und ließ in wilden Sprüngen mit der Beute fort. Trübe blickte Max dem Ausreißer nach. „Meine Einfälle sind doch keinen Schub Pulver wert,“ konstatierte er in rührender Selbsterkenntnis. Wo sollte er jetzt den Schuh suchen? Das war ja eine ganz verfluchte Geschichte; nun konnte er faktisch barfuß gehen, denn es war doch sehr zweifelhaft, ob er hier Ersatz bekam.

In der denkbar schlechtesten Laune setzte er seine Wanderung durch die nasse Waldwiese fort. Wahrhaftig es machte ihm kein Vergnügen mehr. Wie ein Storch stetzte er durch das nasse Gras, den einen Schuh hielt er noch in der Hand.

Und dann kam wieder eine Ueberraschung: frohes, helles Lachen schlug an sein Ohr, junge Damen standen unter den Bäumen und schienen mit großer Heiterkeit das seltsame Schauspiel zu genießen. Max überkam ein Gefühl höchster Würstigkeit; mochten sie lachen, es kannte ihn ja keine. Er setzte eine furchtbar überlegene Miene auf und marschierte weiter. Jetzt lag die Wiese hinter ihm und er befand sich wieder auf feintigem Grund. Vor ihm schimmerte der Teich, und jenseits desselben lag ein freundliches Haus. Unbekümmert um die Damen ging er auf das helle Gebäude zu. Richtig, es war ein Gasthaus, machte einen sehr netten Eindruck, hier wollte er bleiben, mochte Viktor sehen, wie er ihn wiederfand. Wer hatte ihn auch geheißen, das Programm mit Malen zu unterbrechen! Endlich landete er. Ein wenig erstaunt blickte man ihn ja freilich an, doch er machte sich nichts draus. Kurz und bündig bestellte er ein Viertel Glottertaler und setzte dann dem Wirt sein Mißgeschick auseinander. Der schüttelte bedenklich den Kopf, dann schob er ab und kehrte nach kurzer Zeit mit seinen Feiertagschuben zurück. Daß sie ihm viel zu groß waren, das joch Max gar nichts an; die Hauptsache war, daß man nicht mehr barfuß zu laufen brauchte. Seine frohe Laune kehrte bald wieder zurück; er bestellte sich ein frugales Mahl und dann versuchte er sich im Laufen. Weit kam er allerdings nicht. Doch diesmal waren die schadenfrohen Damen daran schuld, er nicht. Wie er nämlich die lustige Schar mit prüfenden Blicken maß, erblickte er unter ihnen seine beiden Reisebegleiterinnen von Frankfurt. Holperud und stol-

pernd ging er auf sie zu. „Sehen Sie, meine Damen, da hab' ich halt mal wieder eine Dummheit gemacht,“ sprach er mit trübem Lächeln, nachdem er allseitig gegrüßt hatte. „Wo haben Sie denn diesmal Ihren Freund gelassen?“ fragten ihn lichernd die Damen.

„Ja, der sitzt irgendwo und skizziert, mein Freund, Viktor Nordhoff, ist nämlich auch in den Ferien Maler,“ meinte Max.

Bei dem Namen Nordhoff blickte das eine Fräulein erstaunt auf. „O, das ist ja interessant, da treffe ich ganz unermutet mit meinem Vetter zusammen,“ rief sie froh aus.

Es wurde ein ungemütlicher Nachmittag. Viktor hatte glücklicherweise den Ausreißer gefunden und war nicht wenig erfreut, ihn in lustiger Damengesellschaft zu treffen. Daß Irma Wolsgang, seine Kusine, dabei war, machte die Sache nur noch angenehmer. An ein Weiterwandern war ja ohne dies nicht zu denken; erst mußte Max wieder gut zu Fuß sein. Am andern Tage klagte er über heftige Schmerzen im Bein. Eine kleine Wunde war ziemlich stark entzündet, also mußten sie wieder bleiben. Viktor skizzierte fleißig; Max aber war fast den ganzen Tag in der Gesellschaft der Damen, und es gehörte nicht gerade viel Scharfblick dazu, um zu erkennen, wie sehr er sich um Irma Wolsgang bemühte. Und auch sie fand Gefallen an dem bei aller Sonderbarkeit prächtigen Menschen, der trotz seiner Jugend schon einen geachteten Namen als Bildhauer besaß. Als dann noch gar gruseliges Regenwetter einsetzte, das ein längeres Wandern zur Unmöglichkeit machte, da suchte der frohe Kreis sich erst recht das Leben angenehm und heiter zu machen. Es war viel Lachen und Scherzen in dem kleinen Wirtshaus am Teich.

Doch auch diese Herrlichkeit nahm ein Ende. Das Wetter besserte sich und man dachte an Scheiden. Max Stenglein verfiel ganz plötzlich in Trübsinn und Wortfargheit. Viktor aber war das Stillstehen leid; er wollte wandern und freute sich darauf. Max versuchte einige Ausflüchte, doch es half nichts. Weiß Gott, er war empfindlich wie ein verwöhntes Kind, sprach entrüstet auf und lief hinaus.

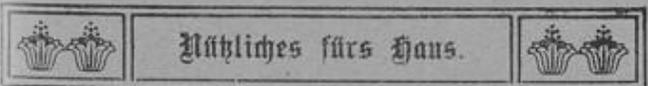
Zufälligerweise begegnete er Irma. Sie war allein. Sein melancholischer Gesichtsausdruck fiel ihr auf. „Was fehlt Ihnen, Herr Stenglein?“ fragte sie voll Teilnahme. Wie süß, wie liebreizend sie war! Wie er sie liebte. Und nun mußte er fort von ihr, fort von seinem Glück. Da packte es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, mochte daraus werden, was da wollte, er mußte es ihr sagen, mußte wissen, ob Trauer oder höchste Freude ihm beschieden war.

Lange sah er in ihre Augen, in denen es leuchtete wie blankes Gold. Er faßte ihre feine schmale Hand und küßte sie feierlich. Dann sagte er leise: „Irma, ich habe Sie lieb, sehr lieb. Wollen Sie mein sein ein ganzes Leben?“

„Ja, ich will!“ gab sie zur Antwort.

Da klang es ihm in den Ohren wie brausende berausende Musik, und er zog sie an sich und küßte ihren Mund.

Und als sie dann scheiden mußten, da nahmen sie das beglückende Bewußtsein mit sich, daß sie zueinander gehörten, daß nichts sie trennen konnte.



Nützliches fürs Haus.

Bei ausgebrochenem Typhus halte man auf größte Reinlichkeit der Bettwäsche und des Zimmers, Sorge für reine Luft im Krankenzimmer, reiche fleißig kaltes Wasser, damit die Eintrocknung der Zunge gemäßigt und dadurch die Atmung erleichtert wird, Sorge dafür, daß das Lager der Kranken ohne Falten sei und lege am besten ein Keffell oder ein Luftkissen unter, da sich Kranke leicht durchliegen, und zeigen sich auf dem Rücken gerötete Stellen, so wasche man sie fleißig mit kaltem Wasser. Als Kost gebe man nur flüssige, aber nahrhafte Sachen: Milch, kräftige, jedoch fettlose Fleischbrühe mit Eigelb, Mehlsuppen mit Ei. Ist der Kopfschmerz und die Unbesinnlichkeit stark, so lege man die Eisblase auf den Kopf. Sache des Arztes ist die Bestimmung der Anwendung der Wärme entziehenden Bäder und der Arzneimittel. Die Krankenwahrung hat die Verpflichtung der exaktesten Ausführung der ärztlichen Anordnung.

— Verhaltensmaßregeln beim Keuchhusten. Ist derselbe wirklich ausgebrochen, so schicke man die Kinder bei warmer Sommerluft viel ins Freie, und lasse man selbst im

Sommer warme Unterleider tragen. Namentlich Sorge man für reine Zimmerluft durch fleißige Ventilation, da Anhäufung verbrauchter, kohlenstoffreicher Luft die Anfälle verstärkt und vermehrt. Zum Krankenzimmer wähle man ein großes, geräumiges Zimmer, in welchem die Luft nicht so schnell verbraucht wird. Wer es haben kann, lasse den Kranken jede Nacht in einem anderen Zimmer schlafen und täglich mit dem Schlafzimmer wechseln, wer es nicht haben kann, besprengt recht häufig Dielen und Bettwäsche mit einer fünfprozentigen Karbolsäurelösung und öffne fleißig die Fenster. Wegen des stets vorhandenen Keuchkopfs- und Brustkatarrhs dürfen Keuchhustenranke Kinder niemals kaltes Wasser trinken, sondern stets nur verschlagenes oder warmen Tee. Auf die Ernährung nehme man besonders Bedacht, namentlich in den Fällen, in welchen nach Anfällen jedesmal Erbrechen erfolgt und dadurch eine leichte Entkräftung, Abmagerung eintritt. Da feste Substanzen weniger leicht erbrochen werden, wie flüssige und ebenso große Speisemengen leichter wie kleine, so gebe man also konsistente Kost: weiche Eier, Fleisch, Braten, Schinken, belegtes Butterbrot, und zwar immer in kleinen Mengen, und meide Milch, Suppe usw. Am besten gibt man die Speisen unmittelbar nach dem Anfall, da dieselben dadurch am sichersten einige Zeit im Magen bleiben und zur Verdauung gelangen, während, kurz vor dem Anfall gegeben, dieselben ohne Nutzen für den Körper durch den nahen Anfall zu leicht wieder entleert werden.

— Um Pergamentpapier zu bereiten, taucht man ungeleimtes Papier einige Sekunden in eine Mischung von 1 Teil Wasser und 2 Teilen Vitriolöl bei einer Temperatur von 15 Grad R. und wäscht es dann sofort in Wasser aus. Das Fabrikat läßt kein Wasser durch. Es dient zum Beschreiben, Bedrucken und zum wasserdichten Verschluss von Gefäßen. Durch Bestreichen des gewöhnlichen Pergamentpapiers mit einer heißen, konzentrierten zweieinhalb bis dreiprozentigen Glycerin enthaltenden Gelatineauflösung und Trocknenlassen erhält man ein fettreiches Material, das sich sehr vorteilhaft zum Einwickeln solcher Substanzen verwenden läßt, welche sonst das Papier durchfetten. Durch Tränken des gewöhnlichen Pergamentpapiers mit Benzol oder Schwefelkohlenstoff, welcher einprozentiges Leinöl und vierprozentigen Kautschuk gelöst enthält, bekommt man ein ausgezeichnetes Einwickelpapier für den Transport.

— Seifenpulver. Zur Verschönerung der Haut reibt man in einem Mörser zusammen einviertel kilo feingepulverte venetianische Seife, 12 Gr. Stärkemehl, 8 Gr. florentinische Veilchenwurzel, 4 Gr. gereinigte Pottasche, 2 Gr. Bergamotöl und 12 Tropfen Lavendelöl und bewahrt das Pulver in Schachteln auf.

— Gegen Tintenflecke. Alte, durch nichts mehr weichende Tintenflecken sind aus Holz durch Benetzung mit Salzsäure auszubringen. Nur wird das Holz, wenn es allzulange befeuchtet werden muß, etwas faserig. Die Stelle muß reichlich mit Wasser nachgewaschen werden. Für frische Tintenflecke, namentlich in Weißzeug, ist die, möglicherweise dieser oder jener Hausfrau unbekannt Zitronensäure zu empfehlen. Man kann kristallisierte Zitronensäure oder nur eine schon abgeriebene Zitrone benutzen. Die Tinte wird in kaltem Wasser ausgespült und mit den Kristallen oder dem Innern einer Zitrone eingerieben, bis der Fleck verschwunden ist. Die Stelle sodann in kaltem Wasser leicht ausgewaschen. Die Zitronensäure ist der schneller wirkenden Oxal- oder Zuckersäure vorzuziehen in Familien, wo Kinder oder Dienstmädchen sind, weil Oxalsäure ein sehr gefährliches Gift ist.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen,
weiße sammetweiche Haut, schönen
Teint und beseitigt Sommersprossen
sowie alle Hautunreinigkeiten.
A Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Vier Geschwister im Gesamalter von 353 Jahren. (S. Abbildung Seite 337.) Die vier Brüder im Gesamalter von 348 Jahren, deren Bild wir kürzlich veröffentlichten, haben ihre Weister gefunden. Wie uns von einem unserer Leser, dem wir das vorstehende Bild verdanken, mitgeteilt wird, leben in Summersbach im Rheinlande drei Schwestern und ein Bruder, von denen die älteste 93, die zweite 91, die dritte 88 Jahre alt ist, während der Bruder, das jüngste der vier Geschwister, „erst“ 84 Jahre zählt.

— Der englische Admiral Lord Tweedmouth (S. Abbildung Seite 341), dessen Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm I. im Frühjahr 1908 großes Aufsehen erregte, starb in Dublin in geistiger Umnachtung. Die Briefe Kaiser Wilhelms an den englischen Admiral betrafen das deutsche Flottenprogramm. Lord Tweedmouth mußte damals wegen der Anfeindungen seiner Landsleute von seiner Stellung als erster Lord der englischen Admiralität zurücktreten.

— Eine Wetterkatastrophe in Paris. (S. Abbildung Seite 341.) Ueber die französische Hauptstadt ging kürzlich ein Unwetter nieder, das vor dem Bahnhof St. Lazare eine umfangreiche Straßensenkung veranlaßte. Die Pariser Straßen, sind, wie in allen Großstädten, durch Kanalisationsleitungen und andere unterirdische Einrichtungen unterminiert, so daß eine Straßensenkung leicht stattfinden konnte.



Zur Unterhaltung.



— Aus einem Roman. „... Fliehen Sie, gnädige Frau, fliehen Sie!“ rief er ihr zu. „Unten an der Parktür finden Sie ein gesatteltes Pferd, und hier haben Sie den Schlüssel dazu.“

— Probat. Der Unteroffizier Knurrig bemüht sich vergebens, seinen Rekruten vom Lande die Ausführung der Kommando „Rechtsum“ und „Links“ beizubringen. „Kerls,“ fährt er endlich einen an, „wollt Ihr denn das gar nicht lapieren?“ — „Zu Befehl, Herr Unteroffizier,“ erwidert der, „besser wär' es schon, Sie sagten uns immer: „hott“ und „wist“, wie wir's bei untre Pferde gewöhnt sind.“

— Grund zur Eifersucht. Junge Frau: „Ach, Eduard, ich sehe, du rauchst jeden Tag eine andere Marke; wie kannst du dann einer einzigen Frau immer treu bleiben, wenn du darin so wankelmütig bist.“

— Höhere Gesichtspunkte. Frau: „Was? Du hast die Verteidigung dieser abgefeimten Ladendiebin übernommen?“ — Rechtsanwalt: „Aber Frauchen, das ist gar keine Diebin, früher war sie's wohl; jetzt aber, wo sie so reich ist, leidet sie nur an Kleptomanie.“

— Splitter. Freundschaft ist wie ein Regenbogen, der herrlich strahlt, so lange die Sonne scheint. Da verschwindet die Sonne und husch — weg ist der Regenbogen.

— Duftende Marke. „Warum ist diese Zigarre eigentlich in Stantol eingewickelt?“ — „Na, aus demselben Grunde wie der Servais-Käse, damit der Geruch nicht zu sehr die Menschen belästigt.“

— Kindlicher Irrtum. Vater (der seine silberne Hochzeit feiert): „Fritj, weißt du auch, was das ist, eine silberne Hochzeit?“ — Fritj: „Gewiß — wenn man zum fünfundzwanzigsten Male verheiratet ist.“

— Schlan. „Wieviel Gehalt bekommst du in deiner neuen Stellung?“ — „Das sage ich keinem Menschen.“ — „Weshalb denn nicht?“ — „Ja, freue ich mich, daß ich viel bekomme, kann ich doch niemanden anpumpen; beklage ich mich, daß ich so wenig bekomme, traut sich niemand, mir was zu borgen.“

— Aus Gelegenheit. Seit der Vorstand des Bomster Turnvereins einen Seltersauschank eröffnet hat, schreibt er den Turnerspruch nur noch: Frisch vom Eis, frei, froh, fromm!

— In der Geographiestunde. Hauslehrer: Eine Wüste ist eine Stelle, auf der nichts wächst. Kannst du mir vielleicht eine solche nennen? — Fritj: O ja, Papa's Kopf.



Rätsellecke.



Begierbild.



Dort kommt die Baronin, da gib's einen guten Bechseinnig.

Dreißilbige Charade.

ne böse Eins sind zwei und drei
Im Handelszinn genommen;
Gar oft ist alle Lust vorbei,
Wenn man sie hat bekommen.
Und wieder sind sie uns ersehnt,
Für manches Werk erspriehlich;
Wenn ohne sie die Zeit sich dehnt,
Wird matt man und verdriehlich.
Das Ganze wieder, folgenschwer,
Ist Quell oft blut'gen Streites;
Drum, eh' du sprichst, bedenk es sehr,
Sei lieber still und meid es.

Wort-Rätsel.

Kennst du's auf Brigantenpfaden?
Liebst du es bei den Paraden?
Oder mit den gleichen Lettern
Mehr vielleicht noch auf den Brettern?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Schweizerdegen.
Buchstaben-Rätsel: Bod, Nod, Stod, Blod, Pflod.
Rebus: Zwickessen.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag der Zwickesser Lagerstätte, B. M. S. S., beide in Düsseldorf.



Eine Verwechslung.

Erzählung von C. Borges.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

3. Kapitel.

Der Edelhof in Buchendorf mit seinen großen Vorwerken und weitläufigen Grundstücken gehörte zu den angesehensten Besitzungen der ganzen Umgegend. Das Herrenhaus, ein schloßartiges Gebäude, war im üppigen Rokostil ausgeführt. Mit seiner reichen Stukkatur und vielfachen Verzierungen machte es einen ebenso malerischen als imponierenden Eindruck. Große Freitreppen erweiterten sich terrassenförmig und, durch mächtige Schlingpflanzen bedacht, boten sie behagliche und lustige Aufenthaltsorte. Der Front des Hauses entlang standen große Kübel mit Orangen- und Myrthenbäumen, die einen süßen, fast betäubenden Duft ausströmten. An der einen Seite des Herrenhauses breitete sich ein Park aus, in dem herrliche Blumen und hohe stolze Baumgruppen dem Auge malerische Abwechslung boten. Auf der anderen Seite spiegelten sich die Besitzungen in einem klaren See, auf dessen ruhiger Oberfläche weiße, stolze Schwäne ihre

Bahnen königlich dahinzogen.

Wohl war es erstaunlich, daß der große und reiche Grundbesitzer des Konsuls Zellberg in Skattutta nicht von ihm selbst, sondern nur von seiner talträchtigen, energischen Schwester Johanna verwaltet wurde.

Fräulein Zellberg hatte kaum ihr vierzigstes Lebensjahr vollendet, aber es war merkwürdig, seit fast der Hälfte ihrer Lebenszeit war sie in der ganzen Umgegend als ausgesprochene alte Jungfer erklart worden. Sie war niemals über ihre Heimat hinausgekommen, die

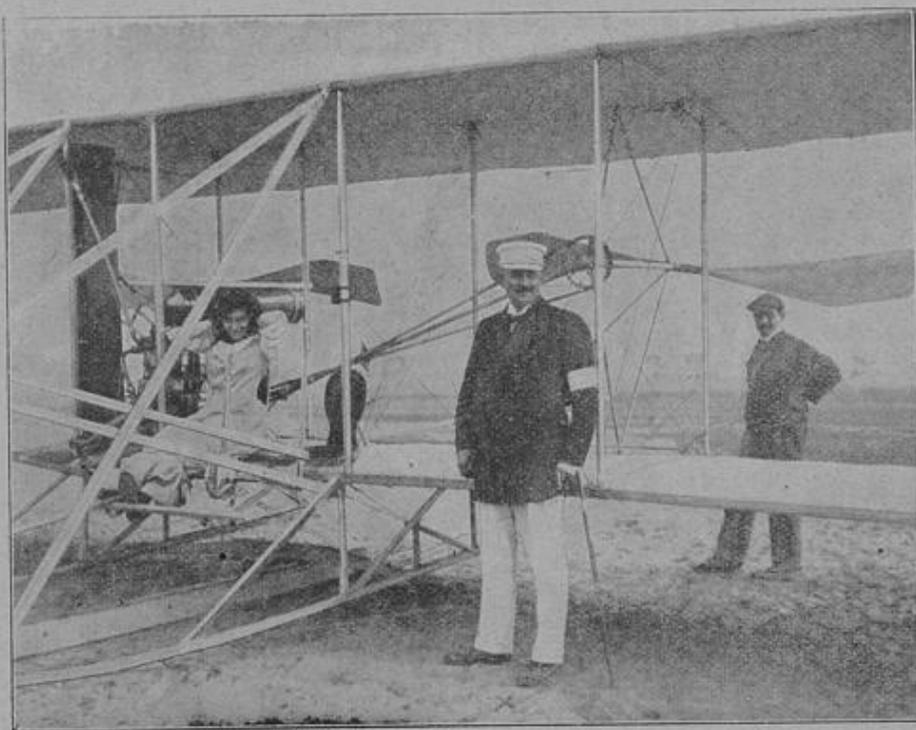
Eisenbahnen kannte sie nur aus den Tagesblättern und die vielen Gefahren, denen Reisende oft ausgesetzt sind, erfüllten sie mit Abscheu gegen diese Einrichtung.

Niemals in ihrem Leben hatte sie geliebt, überhaupt war ihr das Wort „Liebe“, so prosaisch und romantisch sie manchmal auch sein mag, ein versiegeltes Buch. Sie hatte noch keinen Roman in ihrem Leben gelesen; nicht, weil sie ein Unrecht darin fand oder fürchtete, eine solche Lektüre könnte ihr vielleicht Schaden bringen, sondern nur, weil sie nie Zeit dazu fand. Ihr Vater war ein einfacher, biederer Landedelmanngewesen, der aber von der althergebrachten Sitte nicht weichen, die neueren Einrichtungen nicht gutheißen wollte und daher in den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben war. Er ließ seinen jüngeren Sohn Albert studieren und freute sich später über die brillante Karriere, die er gemacht hatte. Daß aber seine Tochter Johanna ein anderes Leben führen sollte, als wie seine Mutter oder Großmutter es getan hatten, dieser Gedanke lag dem guten Manne fern.

Kaum sechzehn Jahre alt, gleich nach dem Tode der Mutter, mußte sie allein dem großen Hause vorstehen. Sie entwickelte eine bewundernswerte Umsicht und Tatkraft. Der alte Doktor im Dorfe, ein reicher, unverheirateter Mann,

fand an ihr eine tüchtige Stütze; denn sie besuchte mit ihm die Hütten der Armen und Kranken, linderte nach Kräften die Schmerzen der Notleidenden, und wie ein dienender Engel spendete sie überall Trost und Erquickung.

Sie war ihrem Bruder mit herzlicher Liebe zugetan, und hatte gehofft, daß er nach dem Tode des Vaters aus fernem Lande heimkehren und seine Güter in der Heimat verwalten würde, die ihm, als einzigem Sohn zufallen mußten. Sie hatte sich getäuscht, doch nahm sie An-



Die erste deutsche Frau (Gattin des Hauptmanns Silbebrandt) in der Flugmaschine.

teil an seinem Geschick. Sie freute sich, daß er eine Gattin erwählt hatte, betrauerte mit ihm den Verlust der beiden Kleinen, die sie in Gedanken schon wie ihre eigenen Kinder geliebt hatte.

Es war vierzehn Tage vorher, ehe die „Arcadia“ in Marseille eintreffen konnte, als Johanna die erste Nachricht von der bevorstehenden Ankunft ihrer unbekanntem Verwandten erhielt.

„Es gefällt mir nicht,“ sagte sie halblaut, als sie den Brief des Bruders aufmerksam durchgelesen hatte, „wenn sie wirklich so schwach und leidend ist, daß sie Ortsveränderung und neue Umgebung haben muß, so hätte Albert auch kommen müssen. Er gibt freilich sein reiches Arbeitsfeld als Entschuldigungsgrund an — bah! wenn er nur gewollt hätte, so hätte er es schon anders einrichten können! Er sagt, er wolle im nächsten Jahre nachkommen — spricht von einer zwölfmonatlichen Trennung so leicht, als ob es sich um acht Tage handelte. Nun, Gott sei Dank, daß ich mich nicht verheiratet habe! Aber wenn Leute so töricht sind, sich aneinander zu ketten, so müssen sie auch zusammenhalten! Heutzutage scheinen Ehegatten ihre Pflichten sehr leicht zu nehmen, wiewohl ich dachte, daß Albert eine Ausnahme machen würde.“

Sie rief sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurück, die sie von ihrer jungen Verwandten wußte. Ach! es war nur recht wenig! Jetzt bedauerte sie, daß sie vor vier Jahren die Bitte ihres Bruders nicht erfüllt und mit der jungen Gattin nicht in Briefwechsel getreten war. Damals hatte sie ihm geantwortet: „Was liegt mir an ihren Briefen, da ich sie persönlich nicht kenne!“, und jetzt hätte sie so gern die anscheinende Lieblosigkeit ungeschehen gemacht.

Elisbeth war 22 Jahre alt, hübsch, aber leidend, das war die einzige Vorstellung, die sie sich von ihr machte, und je mehr sie an das bevorstehende Zusammenleben dachte, desto mehr scheute sie davor zurück.

„Nedoch,“ schloß sie ihren wirren Gedankenflug, „hier dieses Haus ist Alberts Eigentum, in dem seine Gattin schließlich ein größeres Anrecht hat, wie ich selbst. Es ist ohnehin für das arme, kranke Wesen hart genug, die weite Reise allein machen zu müssen, und ich darf ihr die Ankunft in ihrem neuen Heim nicht verbittern.“

Sie rief ihre Verwalterin und gab ihr den Befehl, drei der schönsten Gemächer für die neue Herrin einzurichten, dann schrieb sie selbst nach der Residenz, um kleine Luxusgegenstände und niedliche Kippsachen zu bestellen, die in ihrer alten Einrichtung gänzlich fehlten. Dann ließ sie anspannen und fuhr in das nächste Dorf, um dem Doktor Trend, mit dessen Gattin sie innige Freundschaft geschlossen hatte, diese unerwartete Nachricht mitzuteilen.

Der alte Doktor, der sie vor drei Jahren in den Dienst der Nächstenliebe eingeführt hatte, war längst gestorben. Sein junger, rüstiger Nachfolger, Dr. Trend, war Vater von acht gesunden, kräftigen Kindern. — Johanna hatte sich oft im stillen gewundert, wie es möglich war, daß er seine zahlreiche Familie mit seiner wenig einträglichen Dorfspraxis ernähren konnte.

Gertrud Trend, seine Gattin, stand fast im gleichen Alter mit Johanna. Sie unterrichtete gerade ihre vier Aeltesten — denn die Dorfschule war mangelhaft, und die Pensionen zu hoch, um sie nach der Stadt zu schicken — dabei wiegte sie das Jüngste und strickte gleichzeitig die Strümpfe ihres Mannes.

Ein sonniges Lächeln glitt über ihr glückstrahlendes Antlitz, als Johanna eintrat, die Kinder flohen davon, eine Freistunde war ihnen immer ein willkommenes Geschenk.

„Abtust du vielleicht, Johanna, daß ich den ganzen Tag an dich gedacht habe?“ redete sie die Freundin an, „ich habe dir heute eine wunderschöne Neuigkeit zu erzählen.“

„Und ich kam, um dir den Inhalt eines Briefes mitzuteilen den ich heute morgen aus Indien bekam.“

„Kommt dein Bruder endlich zurück?“ fraate Gertrud erwartungsvoll, „ich habe mich schon lange gewundert, daß er noch immer nicht an die Heimat denkt.“

„Nein, zuerst aber deine Neuigkeit Gertrud, sie ist gewiß eine gute denn du siehst ganz glückstrahlend aus.“

„Wie freue ich mich so sehr, obgleich es mir fast wie ein Unrecht erscheint daß uns der Tod eines Nebenmenschen so froh macht. Aber bedenke Johanna, der arme kranke Mann siechte länger als zehn Jahre, da konnten wir uns doch nur freuen daß er vor einem Jahre erlöst wurde!“

„Welcher alte Mann? — Wer ist denn gestorben?“ fragte Johanna betroffen.

„Der alte Doktor — der Vorgänger meines Mannes, du erinnerst dich doch, daß wir ihn pflegten, da er gar keine Verwandte hatte. Auf seinen Wunsch wurde sein Testament erst ein Jahr nach seinem Tode eröffnet, und denke nur, wir sind seine Erben — und er war sehr reich!“

„Das ist herrlich!“ jauchzte Johanna.

„Jetzt sollen meine Kinder tüchtig lernen, und wir brauchen uns nicht von ihnen zu trennen,“ fuhr die glückliche Mutter fort, „und da die ältesten Mädchen sind, wollten wir bald eine Gouvernante ins Haus nehmen.“

Jetzt erzählte Johanna ihre Neuigkeit, jedoch ihre Freundin, die gewohnt war, von allen Ereignissen des Lebens die Lichtseiten zuerst zu erblicken, nahm auch die Ankunft der Fremden leicht. Elisabeth könne unmöglich sehr leidend sein, da sie die gefährvolle Reise allein mache, entschied sie, und ihr Gatte würde schon helfend eintreten. Es ist sehr leicht, von einer zwölfmonatlichen Trennung zu sprechen, aber Albert würde bald einsehen, daß er ohne sie nicht leben könne.

„Ich kann aber gar nicht für ihre Unterhaltung und Zerstreuung sorgen!“ stöhnte Johanna sorgenschwer. „Du weißt, heutzutage erwarten junge Damen nur Vergnügungen aller Art vom Leben.“

Dafür gehen wir jetzt dem Sommer entgegen, der nirgends herrlicher ist, wie hier in Buchendorf,“ tröstete Gertrud, „und weißt du denn noch nicht, daß auf Schloß Burgard großartige Vorkehrungen zum Empfang des jungen Grafen Hersfeld getroffen werden? Ich hörte, der lang verschollene Erbe würde zurück erwartet, ob's wahr ist, weiß ich nicht! Dann ist aber kein Mangel an Landpartien und Festschickereien, an denen du mit Elisabeth teilnehmen kannst — das Schloß liegt ja kaum zwei Stunden entfernt. Außerdem hat kürzlich die gastfreie Frau v. Wehlau dort am Fuße des Hügels die reizende Villa angekauft, der kleine Werner kam gestern abend und erzählte es mir.“

„Meine liebe Gertrud,“ sagte Johanna vorwurfsvoll, „ich mische mich nicht gerne in deine Angelegenheiten; aber wie es möglich ist, daß du, eine Mutter von acht Kindern, von einem hochangesehenen Herrn von mindestens fünfundsiebzig Jahren noch immer als vom „kleinen Werner“ sprichst, das ist doch unschicklich und mir unbegreiflich!“

Diese ernste Bemerkung schien nicht im geringsten die Freundin zu beleidigen; sie brach in ein silberhelles Lachen aus.

„Für mich bleibt er immer der kleine Werner,“ beharrte sie. „Seit seiner frühesten Kindheit habe ich ihn gekannt, wir spielten miteinander, und im Spiel war ich immer seine kleine Mutter.“

„Aber jetzt seid ihr beide keine Kinder mehr,“ warf Johanna verweisend ein, „auch sehe ich nicht ein, daß es für mich von besonderer Wichtigkeit ist, ob die Wehlau unsere Nachbarn sind oder nicht.“

„Du warst doch um Aufseherung für die neue Verwandte besorgt? — Frau v. Wehlau arrangiert die gemüthlichen Gesellschaften.“

„Sie hat dir wohl im Vertrauen ihren Grund hierfür gesagt,“ bemerkte Johanna mit spöttischem Lächeln. „Mehr als tausendmal hörte ich sagen, daß sie nur junge Damen einladet, in der Hoffnung, ihr Sohn möge bald eine passende Wahl treffen.“

„Ich muß gestehen, ich begreife nicht, daß Werner noch immer damit zögert. Er ist angesehen, reich, ein junger Gelehrter, der trotz seiner Jugend in wissenschaftlichen Kreisen schon manchen Lorbeer errungen hat; er hat das beste Herz von der Welt und würde gewiß seine Gattin auf Händen tragen, und dennoch hat er noch keine Wahl getroffen.“

„Vielleicht hat er dich in sein Herz geschlossen und fühlt sich jetzt bitter enttäuscht,“ scherzte Johanna.

„Ei, das ist zu tölplich!“ lachte die Freundin. „Werner war ungefähr zwölf Jahre, als ich heiratete, und er war auf unserer Hochzeit so lustig. Wenn ich nur eine gute Frau für ihn finden könnte, er machte sie gewiß glücklich!“

„Um!“ machte Johanna verächtlich, „gib dich lieber nicht mit Ehesäften ab Gertrud. Man sagt wohl, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; wenn ich aber bedenke, wie sie oft anstößig so glaube ich eher, daß sie von einem ganz anderen Ort herkommen.“

Fräulein Zellbera war in den nächsten Tagen sehr geschäftig. Die neue Einrichtung der luxuriösen und doch behaglichen Zimmer für den lieben Gast hatte sie selbst überwacht überall selbst mit Hand angefaßt und noch immer etwas Neues entdeckt womit die verwöhnte Fremde überrascht werden konnte. — Rest fehlten noch zwei Tage, dann sollte die treue Verwalterin nach Paris reisen — war ja

unmöglich, daß sie selbst ging —, um Elisabeth in Empfang zu nehmen; da kam ganz unerwartet Dr. Freund.

„Ich dachte, Sie hätten niemals Zeit, Besuche zu machen, außer bei Ihren Patienten,“ begann Johanna, „so sagte mir wenigstens Gertrud, als ich mich beklagte, daß Sie seit Monaten nicht mehr hier gewesen wären.“

Der Doktor murmelte einige Entschuldigungen, besichtigte die neu hergerichteten Gemächer und begab sich dann in das Wohnzimmer.

„Nun, was ist geschehen?“ fragte Johanna ungeduldig, „krank bin ich nicht, und daß Ihr Besuch einen bestimmten Grund hat, kann ich erraten. Ich sehe es Ihnen an, Sie bringen schlechte Nachricht.“

„Haben Sie schon die heutige Zeitung gelesen?“
„Nein, wie sollte ich dazu Zeit haben, — höchstens gegen Abend werfe ich einen Blick hinein, und dann noch nicht immer.“

„Wir können uns ja irren, aber meine Frau meinte mit Bestimmtheit, daß Frau Zellberg auf dem Dampfer „Arcadia“ die Ueberfahrt unternommen habe.“

„So ist es. Der Dampfer muß schon in Marseille sein. Elisabeth will Freunde in Paris besuchen, und in drei Tagen soll meine Verwalterin sie in Empfang nehmen.“

„Die heutige Zeitung bringt eine Notiz, daß der Dampfer auf offener See einen Unfall erlitten hat.“

„Das ist Torheit!“ versetzte Johanna ganz entschieden, „mein Bruder würde seine Gattin nicht auf einem schadhaften Schiffe die Reise unternehmen lassen.“

Der Arzt hielt es für angemessen, nachdem er die Dame vorbereitet hatte, ihr die betreffenden Stellen aus der Zeitung vorzulesen. Sie waren nur sehr kurz, und es hieß darin, daß „La Belle Helene“, ein französischer Dampfer, im Hafen von Marseille angekommen sei, und daß er auf offener See ein Rettungsboot mit einigen fünfzig Frauen und Kindern aufgenommen habe. Acht Matrosen, die zum Schutz der Schiffbrüchigen sich im selbigen Boote befanden, hatten ausgesagt, daß sie Passagiere der „Arcadia“ seien, die auf Befehl des Kapitäns den Dampfer verlassen hatten, der auf offener See in Flammen stand!

„Welch eine lächerliche Erfindung!“ höhnte Johanna, als der Arzt den Bericht geendet, „die „Arcadia“ ist ein eisernes Schiff — das kann nicht brennen!“

„Mein liebes Fräulein, es wäre nicht das erstemal, daß auf einem Eisenschiffe Feuer ausgebrochen ist.“ versetzte der Arzt ernst, „der Bericht ist vollkommen verbürgt, hier stehen auch die Namen der geretteten Personen:“

„Frau und Fräulein Mammers, Fräulein Morris usw., ich glaube nicht, daß jemand es wagen würde, mit einer solchen leeren Erfindung die Spalten einer Zeitung zu füllen und das Volk dadurch zu beunruhigen.“

„Ist wirklich ein Unglück geschehen wäre so würde Elisabeth als die Gattin des deutschen Konsuls in Kalkutta zuerst gerettet worden sein.“ versetzte Johanna erblichend.

„Sobald das Leben in Gefahr ist, denken die Leute nicht an Rang und Stellung.“ erwiderte der Freund ernst. „Soll ich an den deutschen Konsul in Marseille schreiben? Er ist mein Vetter, der mir gerne genaue Auskunft über den Unfallsfall gibt.“

Johanna nahm die Zeitung und las selbst den Bericht über das Unlück.

„Die Matrosen erklären, daß alle Frauen und Kinder gerettet und daß die Passagiere in vier Booten untergebracht wurden.“ sagte sie dann mit bebender Stimme. „Vielleicht, wenn das Unlück doch geschehen sein sollte, so ist Elisabeth auf einem der anderen Boote. Na, schreiben Sie nach Marseille ich muß Gewißheit haben.“

Die Nachricht, die in kürzester Zeit zurückkam, war wenig erfreulich. Die Namen der Passagiere, die von Kalkutta telegraphisch waren, schlossen Frau Zellberg ein. Die dortige Schiffs-Gesellschaft hatte noch keine genaueren Nachrichten wie die Berichte der Rettungen, doch gab sie dem Kapitän das beste Zeugnis, dem wohl die Zeitung des Dampfers anzuvertrauen war.

Diese Trauerkunde warf einen dunklen Schatten über das ganze Dorf. Die meisten Einwohner kannten noch recht gut den jungen, strebsamen Mann, der jetzt schon seit zehn Jahren in Indien weilte, und sie waren ihm in anhänglicher Liebe zugetan. Johanna schlich wie ein Schatten einher, ihre bleichen eingefallenen Wangen, die tiefen rotberandeten Augen und der herbe Zug um die fest zusammengepreßten Lippen sprachen deutlich von tiefem Seelenleiden.

Endlich kam auch die Nachricht, daß alle vier Boote aufgefunden, und sonderbarerweise von Schiffen, die ihren Kurs nach Marseille nahmen. Der Konsul telegraphierte die Namen der Geretteten nach Buchenwald — Frau Zellberg war nicht darunter. Er schrieb selbst einen ausführlichen Bericht über das Unglück an Fräulein Zellberg und sprach darin die Vermutung aus, daß die junge Verwandte unter den Geretteten — nach Aussage sämtlicher Matrosen — sein müsse. Die Schwester, Fräulein Morris, sei zwar gerettet, aber zu krank, um sie auszuforschen.

„Ich wußte gar nicht, daß sie eine Schwester hatte, auch kannte ich ihren Mädchennamen nicht einmal.“ schluchzte Johanna unter Tränen, „was soll ich jetzt tun? Ich habe noch niemals eine Reise gemacht, aber jetzt muß ich nach Marseille, Fräulein Morris ist die Schwester von Alberts Gattin, ich muß sie auffuchen.“

Glücklicherweise hatte Gertrud mit ihrem Gedanken die Sache schon längst überlegt. Liebevoll tröstete sie die weinende Freundin und teilte ihr mit, daß ihr Mann beschloffen habe, noch am selben Tage die Reise nach Marseille zu unternehmen.

Noch lag der Dampfer „La Belle Helene“ im Hafen. Der Arzt suchte den Kapitän auf und erkundigte sich nach den Namen der Geretteten.

„Frau Zellberg,“ versetzte er traurig auf die Nachfrage des deutschen Arztes, „nein, sie ist nicht bei uns gewesen, und niemand weiß, was aus ihr geworden ist. Hier ist Herr Stuart, einer der Seeleute der „Arcadia“, er kann Ihnen vielleicht mehr sagen.“

Doch Herr Stuart wußte auch nicht viel. Er rühmte seinen Kapitän, der für die Rettung nach besten Kräften gesorgt habe, schilderte Frau Zellbergs Mut und Entschlossenheit, die in jener schrecklichen Nacht den zitternden Frauen und Kindern wie ein schützender Engel trennend zur Seite gestanden habe; wie sie zuerst ihre ohnmächtige Schwester ins Boot getragen und dann noch einmal auf das brennende Schiff zurückgekehrt sei. „Unser Boot segelte davon und wir glaubten, sie sei in dem zweiten. Erst hier im Hafen erfuhr wir, daß sie vermißt wird, und niemand hat sie gesehen seitdem wir die „Arcadia“ verließen,“ schloß der biedere Seemann seinen Bericht.

„Wollen Sie mir offen sagen, ob Hoffnung für ihre Rettung vorhanden ist?“

Der alte Seemann schüttelte sein graues Haupt.

„Ich kann's kaum sagen. Es blieben neun Personen an Bord, als das letzte Boot abfuhr: Der Kapitän, zwei Steuerleute und sechs Passagiere. Einer der letzteren war ein alter geiziger Kaufmann — ein anderer ein junger leutseliger Herr einen edleren Menschen habe ich nie gesehen, Herr Oswald hieß er — die Namen der anderen sind mir entfallen. Es scheint mir aber unmöglich, daß Frau Zellberg zurückgeblieben konnte, es sei denn, daß sie in die Klüfte zurückgekehrt sei, dorthin war das Feuer schon vorgedrungen, sie müßte dort vom Qualm erstickt sein, und sie wäre rettungslos verloren.“

„Wo ist Fräulein Morris? Kann ich sie sehen? Ich bin im Auftrage der Familie Zellberg hier und muß genauen Bericht über die Vermißte heimbringen.“

Herr Stuart seufzte.

„Sie ist nicht hier und genau weiß ich nicht wo sie ist. Sie war so entsetzlich krank und leidend, daß wir uns alle freuten, daß eine reiche Dame die in der Nähe von Marseille ein Landgut hat, sie mit sich nahm, um sie zu pflegen. Sie sah schon immer sehr elend aus, aber als sie hörte, daß ihre Schwester vermißt würde, fiel sie in eine schwere Krankheit: sie verließ uns in bestigen Fieberphantasien.“

„Ist sie mit hinreichenden Mitteln versehen?“

„Daran zweifle ich nicht. Es war herzerweichend wie hohe Summen sie uns bot, um zurückzurufen und die Schwester zu holen, doch wir trösteten sie, daß sie in den anderen Booten sein würde. Erst hier in Marseille erfuhr sie die Wahrheit.“

„Es scheint doch sonderbar, daß bei dem Unglück die beiden Schwestern am meisten gelitten haben.“

„Haben sie das wirklich? Bedenken Sie die hoffnungslose Lage der tapferen kleinen Schar, die wir auf dem brennenden Schiffe zurückließen. Bedenken Sie ferner, daß alle Passagiere ihr Hab und Gut verloren haben und viele unter ihnen jetzt brotlos sind! Ein Feuer mit seinen schrecklichen Folgen auf dem Lande ist verheerend, aber es ist nur ein geringes Unglück im Vergleich zu einem Feuer auf offener See.“
(Fortsetzung folgt.)

Ruhige Einwohner.

Frei nach dem Englischen von
Karl Heinrich Kamp.

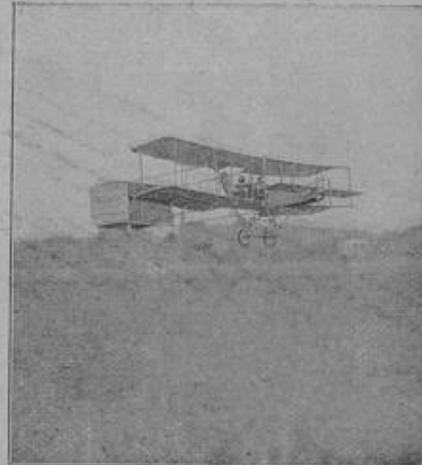
(Nachdruck verboten.)

„Musik, immer und ewig nichts als Musik!“ brummte Kapitän Hedlam ärgerlich, während er mit einem schweren Spazierstock auf das Pflaster der Straße stieß, durch welches er eben ging.

Es war ein herrlicher Vormorgen und zu beiden Seiten der Straße waren alle Fenster der erfrischenden angenehmen Frühlingsluft geöffnet. Überall ertönte der muntere Gesang der Vögel, aber das war es nicht, was Kapitän Hedlam plagte, denn er war ein Freund der Natur und liebte die kleinen gesiederten Sänger. Er verabscheute jene Musik, welche sowohl durch das Fenster des Reichen wie durch das der mittleren Klasse an das Ohr des Vorübergehenden getragen wird. Gute und schlechte



Die Flugmaschine des Franzosen Blériot.



Die Flugmaschine des Franzosen Farman.

Pianos, hier und da auch eine Flöte oder Geige, was aber noch schlimmer ist, eine ungeschulte Stimme, welche sich unsonst abmüht in der Tonleiter einige Vollkommenheit zu erlangen; das sind auch Annehmlichkeiten, welche die warme Jahreszeit gleichzeitig mit den geöffneten Fenstern mit sich bringt. Und jetzt hatte der Frühling kaum begonnen.

„O Musik! wiederholte Kapitän Hedlam und voll Verzweiflung stürzte er in ein enges Gäßchen, wo er Ruhe und Frieden zu finden hoffte, denn gewiß wohnten hier keine jungen Müßiggänger, sondern fleißige Leute, die ihre Zeit nicht mit nutzloser Beschäftigung vergeudeten.“

Vor einem mittelgroßen reinlichen Hause blieb Hedlam stehen; an einem Fenster hing ein weißer Zettel, der ankündigte, daß hier ein möbliertes Zimmer zu vermieten sei.

„Ach hier ist es ruhig, hier herrscht kein unnötiger Lärm,“ und ohne sich lange zu besinnen, öffnete er die Tür und erkundigte sich bei einer alten Magd nach den Einwohnern. Es waren fleißige Leute der mittleren Klasse, welche den

größten Teil des Tages außerhalb der Wohnung bei einem Geschäfte verbrachten und todmüde des Abends heimkehrten.

„Ist hier ein Piano?“ fragte Hedlam die alte Frau in beinahe drohendem Tone.

„Was sollten wir mit einem Piano tun?“ war die ärgerliche Antwort.

„Ganz recht!“ erwiderte Hedlam sehr vergnügt und stieg die Treppe hinauf. Auf dem zweiten Gang sah er an einer Tür ein kleines, weißes Schildchen, welches den Namen der Zimmervermieterin, Mrs. Venigan, trug.

Hedlam zog die Schelle, ihr Ton drang durch das ganze Haus, aber niemand erschien.

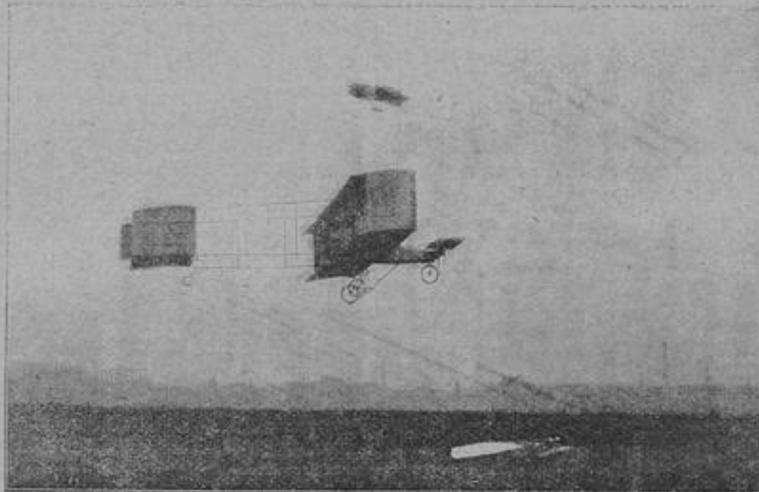
„Noch einmal,“ sagte er ungehalten und zog heftiger, während er mit dem Knopf seines Stockes einen Marsch auf die Tür trommelte. Dies schien guten Erfolg zu haben, denn bald hörte man eine Stimme: „Wie unhöflich.“ Darauf wurde die Tür geöffnet und eine ältere Dame erschien, welche mit schlecht verhehltem Aerger den ungestümen Hedlam mit prüfendem Auge von oben bis unten maß.

„Seien Sie nur nicht ungehalten,“ sagte dieser, „ich bin eben nicht gewöhnt, lange vor einer Tür zu stehen. Eins, zwei, drei, marsch!“ und damit schob er die Dame in das kleine Zimmer, dessen Tür er hinter sich schloß.

„Ja, aber... wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte Mrs. Venigan, denn sie war es, und stemmte ihre Arme veransfordernd in die Seiten.

„Ich möchte in Ihrem Hause wohnen,“ erwiderte er ganz entschieden.

Diese wenigen Worte brachten eine vollständige Aenderung in Mrs. Venigan's Betragen herbei; ihre Arme sanken schnell aus ihrer trotigen Stellung und ihre Hände spielten mit der Ecke der weißen Schürze. Ihr eben noch ärgerliches



Die Flugmaschine Baron de Caters.



Die Flugmaschine des Franzosen Latham.



Die Flugmaschine des Ingenieurs Grabe.

Gesicht hellte sich auf und ein freundliches Lächeln zog über erihre Züge. „O, ich kann Sie versichern,“ begann sie eifrig, „das Zimmer ist sehr schön hergerichtet und außerordentlich gesund; die Bedienung ist gut, denn ich besorge sie für dieses Zimmer selber, wenn es Ihnen gefällig ist . . .“

Mit einer Handbewegung lud sie Hedlam zur näheren Prüfung des Zimmers ein; aber dieser fragte mißtrauisch: „Sie haben ohne Zweifel noch andere Mietleute; ist keiner darunter, welcher über mir spielt?“

„Ein Schauspieler? Bewahre nein, ich bin eine einfache Frau, halte auf Ordnung und bin für Leute wie Schauspieler nicht eingenommen, die . . .“

„Von Schauspielern spreche ich nicht,“ donnerte Hedlam sie an, „ich meine Tonkünstler.“

„Keine Spur.“

„Wer bewohnt die anderen Zimmer?“ fragte er kurz weiter.

„Nummer 1, Mr. Karter, ein Friseurgehilfe, sehr ruhig.“

„Wer noch?“

„Nummer 2, Mr. Spinmar, ein Buchhalter, der mit einem Werk über Insekten beschäftigt ist, wofür er tausend Pfund . . .“

„Sehr gut; wer wohnt noch außerdem hier?“

„Nummer 3, Mr. Greensaw, ein junger Dichter, der in verschiedenen seinen Häusern in der Arithmetik-Unterricht erteilt, und . . .“

„Weiter, nur weiter.“

„Zuletzt noch Miß Margaret Sands, eine junge Modistin.“

Diese Auskunft schien ihn zu befriedigen, und er begann nun mit der Besichtigung. Das Zimmer hatte drei Türen, von denen die eine auf den Gang und die an den beiden Seiten in je ein vermietetes Zimmer führten. Das Fenster ging auf die kleine, ruhige Straße.

„Wann werden Sie einziehen?“ fragte Mrs. Lenigan lächelnd, als sie Hedlam's Zufriedenheit wahrnahm.

„Sozuleich in einer Viertelstunde.“ schrie Hedlam, der bemerkt hatte, daß seine Vermieterin ein wenig taub sei. „In einer Viertelstunde!“

„So bald, so bald!“ erwiderte sie, noch immer lächelnd.

Hedlam stand bereits unter der Türe, als plötzlich ein schrecklicher Krach in ihm aufstiege. Er drehte sich eilhaft um und fragte in schroffem Tone: „Was tun Sie tagsüber?“

„Ach, lieber Himmel! Ich habe genug zu tun, um alles in Ordnung zu halten.“

„Machen Sie keine leeren Worte, sagen Sie mir aufrichtig, spielen Sie oder nicht?“

„Nur ein wenig, des Sonntags abends.“

„Da! Nun haben wir's!“ brummte Hedlam. „Selbst solch ein altes Weib ist von dieser närrischen Leidenschaft besessen und statt ein gutes Buch zu lesen, vergeudet sie ihre Zeit auf diese Weise.“

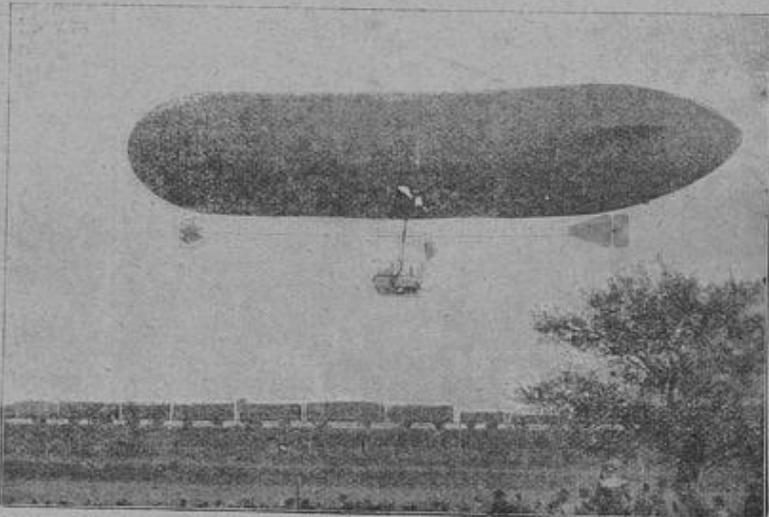
„Aber,“ erklärte Miß Lenigan, „es liegt doch nichts Arges darin, wenn man am Sonntag abend ein wenig spielt.“

„Für mich ist es Grund genug, hier fortzubleiben. Geben Sie mir mein Draufgeld wieder,“ befahl der Kapitän und streckte die Hand aus.

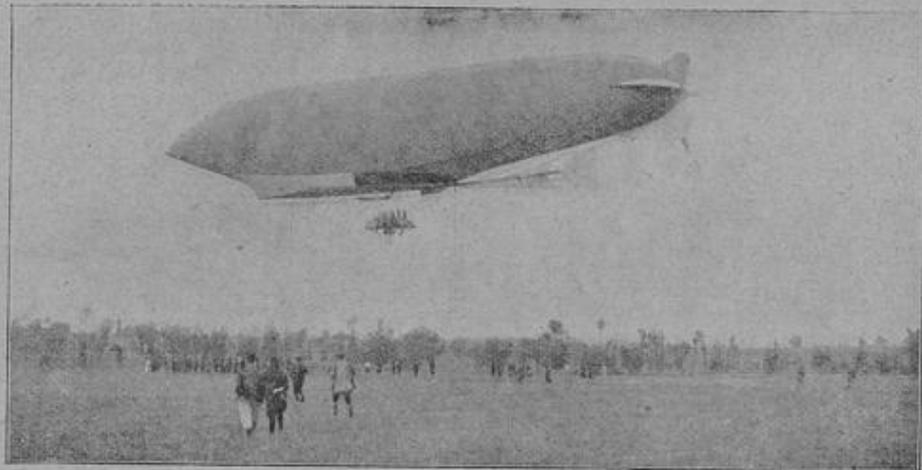
„Gütiger Himmel!“ rief Mrs. Lenigan, „Sie können nicht im Ernst sprechen. Wie kann ein Whistpiel Sie denn stören? Wir sind ja alle so ruhig dabei.“



Neue Luftschiffe auf der Intern. Luftschiffahrtsausstellung in Frankfurt a. M.
Das lenkbare Luftschiff Clouth.



Neue Luftschiffe auf der Intern. Luftschiffahrtsausstellung in Frankfurt a. M.
Das kleinste Motor-Luftschiff von Ruthenberg-Weißensee.



Zu der furchtbaren Katastrophe des französischen Lenballons „Republique“:
Das Luftschiff beim Verlassen des franz. Wandbergeländes.

„Whist! Sie sprechen von Whist? Das ist ein vernünftiges Spiel und hört mich nicht. Ich glaubte, Sie spielten Piano,“ antwortete Hedlam vollständig besänftigt.

„D, im ganzen Hause haben wir kein solches Möbel!“ versicherte Mrs. Lenigan und lachte über das Mißverständnis. Darauf verließ Hedlam überglücklich das Haus. Hier konnte er gewiß sein großes militärisches Werk ruhig zu beenden hoffen.

Als er eine Stunde später sich in seiner neuen Wohnung bereits häuslich niedergelassen hatte, fand er seine höchsten Hoffnungen noch übertroffen. Nicht allein im Haus, sondern auch draußen auf der ganzen Straße herrschte die größte Stille.

Der Tag verging ihm außerordentlich angenehm. Immer neue Gedanken flossen aus seiner Feder und fürchterliche Beispiele falscher strategischer Grundsätze füllten mit außerordentlicher Schnelligkeit die weißen Blätter.

Als der Abend kam, hörte er seine Zimmernachbarn nach Hause kommen. Nach seiner Gewohnheit suchte er sein Lager um acht Uhr auf, mit dem wohlthuenden Bewußtsein, daß keinerlei Musik seine Ruhe stören werde.

Plötzlich wurde er aus seinem ersten Schlaf durch einen leisen, pfeisenden Ton geweckt. Er richtete sich in seinem Bette auf und murmelte entsetzt: „Gott im Himmel, eine Flöte!“ Der melancholische Ton kam aus dem Zimmer unmittelbar neben ihm.

Er nahm einen seiner Schuhe und klopfte damit wider die Wand.

„Hören Sie auf mit diesem Lärm,“ rief er, „ich muß schlafen.“

„D, dann sind Sie also krank,“ tönte es durch die dünne Wand.

„Ja, ja, ich bin krank; geben Sie Ruhe!“

Der Flötenspieler war stille. Es war Mr. Greenlaw, der junge Poet und Lehrer der Arithmetik in verschiedenen seinen Häusern, ein bescheidener junger Mann, der für seinen armen kranken Nachbar wirkliches Mitleid fühlte.

Zufrieden mit dem Erfolg seiner strategischen List schloß Hedlam wieder seine Augen.

Da hörte er von der anderen Seite seines Zimmers Töne wie ferner Donner. „Was kann das sein?“ fragte er sich.

Aber ehe er zu einer Beantwortung seiner Frage Zeit hatte, kamen von dem Zimmer, das auf dem Gange gerade dem seinen gegenüberlag, die schrillen Töne einer Violine, deren Saiten von einer ungelübten Hand bearbeitet wurden. „Mein, das ist denn doch zu stark!“ sagte der Kapitän und sprang aus dem Bett. In notdürftiger Toilette lief er auf den Gang und rief laut nach Mrs. Lenigan.

Inzwischen hörte er auch noch in dem letzten Zimmer am Ende des Ganges eine frische junge Stimme, die ein lustiges Lied sang.

„Mrs. Lenigan, Mrs. Lenigan,“ schrie Hedlam, der durch den hellen Gesang, der alles andere übertönte, noch wütender gemacht wurde.

Endlich öffnete sich Mrs. Lenigan's Tür und sie erschien, bereits im Nachtkostüm, mit dem Spitzenhäubchen auf dem Kopfe und auf ihrem Gesichte prägte sich deutlich der Aergers über die unzeitliche Störung aus. „Was ist geschehen?“ fragte sie: „haben Sie das Zimmer in Brand gesetzt?“

„D schlimmer! Viel schlimmer! Unglückliches Weib! Hören Sie nichts.“

„Was gibt's zu hören? Es ist doch kein Erdbeben?“ fragte sie aufgeregt und totenbleich.

Inzwischen hatten die drei, welche von dem auf dem Gange geführten Zwiegespräch keine Ahnung hatten, ruhig in ihrer Beschäftigung fortgefahren und ermittelt durch das Beispiel der anderen ließ sich jetzt auch die Flöte wieder vernehmen.

„Dummes Zeug! Erdbeben! Sie müssen taub sein wie ein Holz, daß Sie diesen Lärm nicht hören!“ schrie Hedlam seine Hauswirtin an.

„Dem Himmel sei Dank, daß es kein Erdbeben ist“ meinte diese beruhigt; „aber von welchem Lärm sprechen Sie denn? Ich höre ja nichts!“

„Wenn Sie nichts hören, sollen Sie sehen!“ rief Hedlam wütend, indem er nach den vier Türen stürzte und sie aufriß.

„Was tun Sie? Sie sind toll!“ rief Mrs. Lenigan erschrocken.

Die Bewohner der verschiedenen Zimmer kamen, als ihre Türen aufgerissen wurden, eiligt auf den Gang. „Was ist geschehen? Ist Feuer ausgebrochen? Ist das Dach einge-

fallen? Sind Diebe da?“ So riefen alle durcheinander und es war ein solcher Tumult, daß einer den anderen nicht mehr zu verstehen imstande war.

„Ich weiß nicht, was geschehen ist,“ sagte Mrs. Lenigan, nachdem sie mühsam zu Wort gekommen und sich einigermaßen hörbar machen konnte.

„Warum sind wir aber denn in dieser Weise erschreckt worden?“ fragte Mr. Starter, der Friseurgehilfe, der in seinen Mußestunden einer Baßgeige jene Töne entlockte, welche dem Kapitän wie ferner Donner geklungen hatten. Jetzt stand er da, an sein Instrument gelehnt, so daß man von ihm, klein und mager wie er war, nur eine lange Haarlocke bemerkte, die auf die Baßgeige fiel.

„Ja, fragen Sie diesen Herrn, warum!“ erwiderte Mrs. Lenigan und deutete auf den Kapitän, der die drei Künstler und die junge Sängerin mit seinen Augen drohend maß und sie dann andrommete: „Sie haben meine Nachtruhe gestört, und das darf nicht sein.“

„Bis zehn Uhr können wir spielen und singen so viel wir wollen,“ sagte die hübsche Modistin led.

„Aber ich will nicht Ihrer Kagenmusik zuhören.“

„Kagenmusik?“ rief die entriestete Modistin. „Wer hat Sie gerufen? Wenn Sie uns nicht spielen und singen hören wollen, können Sie ein Haus weitergehen! Haben Sie mich verstanden?“

„Herr, ich muß Sie bitten, sich etwas höflicher auszudrücken,“ begann der Buchhalter, Mr. Spinman, der ein Werk über Insekten bearbeitete, und erhob drohend seine Violine wie eine Keule. „Ich weiß mein Talent zu achten, ohne es zu übertreiben, aber ich darf es sagen, ich habe schon manche entzückt, mit . . .“

„Ihre Insekten vielleicht,“ unterbrach ihn Hedlam, „aber zu dieser Klasse gehöre ich nicht. Mich entzücken Sie durchaus nicht und ich ersuche Sie höflichst, Ihre musikalischen Kraftanstrengungen aufzugeben.“

„Was soll das heißen?“ brummte der Mann hinter der Baßgeige ärgerlich. „Das ist ganz neu, daß Sie uns vorschreiben, was wir tun und was wir unterlassen sollen.“

„Ja, ich meine es sei die nachbarliche Zuvorkommenheit zu weit getrieben, wenn man von uns verlangt, wir sollen unser bißchen Musik aufgeben, unsere einzige Freude am Abend,“ bemerkte Mr. Greenlaw, der junge Poet und Lehrer der Arithmetik in verschiedenen seinen Häusern, und streckte dabei seine Flöte wie einen Pfeil Kupidos aus, während er einen langen, schmachttenden Blick nach der jungen Putzmacherin warf.

„Nach hartem Tagewerk,“ fügte diese bei, „haben wir ein Recht auf eine kleine Erholung, und dieser alte Bär soll uns dasselbe weder rauben noch verkümmern.“

„Und Sie haben vorhin von Kagenmusik gesprochen!“ tönte es hinter der Baßgeige hervor. „Was haben Sie denn eigentlich damit gemeint?“

„Wenn Sie alle mit Ihrer sogenannten Musik beginnen,“ sagte Hedlam etwas ruhiger, „dann ist es in der Tat schrecklicher, wie die schrecklichste Kagenmusik.“

„Wir spielen für uns und nicht für Sie, und wenn Sie das nicht hören wollen, so haben Sie schon von der Dame gehört, daß kein Mensch Ihrem Weggange Hindernisse in den Weg legen wird,“ donnerte die Baßgeige jetzt sehr entschieden.

„Aber reden Sie doch nicht so, Sie werden gewiß . . .“ unterbrach Mrs. Lenigan, die einen guten Mieter nicht verlieren wollte.

Aber Hedlam ließ sie nicht ausreden: er schrie mit Stentorstimme: „Lassen Sie ihn nur reden, ich werde mir das nicht dreimal sagen lassen, gewiß, ich werde gleich gehen,“ und damit wollte er wütend in sein Zimmer stürzen.

Mrs. Lenigan hielt ihn zurück: „Aber, guter Herr, wir sollten jedem erlauben, nach seinem Gefallen zu leben. Diese drei Herren und das junge Fräulein . . .“

„Wir wollen unsere Musik haben ohne Einmischung,“ tönte es im Chor.

„Sie hören es: entweder gehen diese vier oder ich; Sie haben die Wahl!“

„Ha, ha, ha! Ich gratuliere Ihnen zu diesem guten Geschick,“ lachte Miß Margaret Sandes. „Hier gehen und einer bleibt!“

Vielleicht könnten Sie sich mit diesen Herrn in's Einvernehmen setzen,“ sagte die betrübt Hauswirtin.

„Nein, nein, und tausendmal nein,“ schrie Hedlam bestig mit den Armen gestikulierend. „Seit zehn Jahren suche ich

eine Wohnung, wo ich von den Tönen der Musik verschont sein würde, und wo ich immer hingehe, verfolgt sie mich. Vergeltens habe ich in jedem Teile der Stadt gesucht; heute glaubte ich endlich ein friedliches Asyl gefunden zu haben, aber bitter wurde ich enttäuscht und so muß ich meine Wanderung aufs neue beginnen, morgen in aller Frühe werde ich das Haus verlassen, und ich bitte Sie, mich wenigstens diese Nacht mit Ihrer schrecklichen Musik zu verschonen."

Darauf ging er in sein Zimmer und nachdem Mrs. Denton von den anderen die Versicherung erhalten, daß sie seinen Wunsch erfüllen würden, zogen sich alle zurück.

Am anderen Morgen begann Kapitän Hedlam wieder nach einem Winkel zu suchen, wo er keine Musik hören würde. Hatten seine Bemühungen Erfolg? Wir bezweifeln es.



Für die Kinderwelt.



Lottys Auferstehung.

Von M. Schwarz.

Ich wollte gern eine neue Puppe haben, so eine mit Saarzopf und Seidenleid, wie ich neulich bei meiner Freundin starchen gesehen; seit ich der Bezopften Staatsanzug bewundert, war mir meine Puppe in ihrem einsamen, aber niedlich gedämmten Kammstübchen förmlich verleidet. Ich mochte Lotty gar nicht mehr ansehen. Ich bat und bettelte aber um eine elegante Nachfolgerin dergleichen. Mutter, die mit neuen Puppen etwas sparjam war, wollte nicht wie ich. Ich schlug nun meiner alten Puppe die Nase ab, kam damit zu Mama gelaufen und machte sie darauf aufmerksam, das Lottys ganze Schönheit hin sei; doch Mutter meinte nur lächelnd, das schade gar nichts. Die Nase sei so wie so etwas zu lang gewesen, und es gäbe auch Stumpfnäschen, die sich recht nett ausnahmen. Alles, was ich mit meiner klugen Selbsthilfe erreicht hatte, war, daß Lotty ein Pflaster aufgelegt wurde, das heißt, die Nasenspitze wurde frisch weiß überpinselt. Dieses Weiß nahm ich gegen das im übrigen schon recht gelbliche Gesicht sehr sonderbar aus. Meine Brüder neckten mich denn auch nicht wenig; der eine sagte, Lotty wäre jetzt der richtige Naseweis, und der andere meinte, da man ja vom Schreck eine weiße Nasenspitze bekommen könne, meine Puppe sähe fortwährend verängstigt aus.

Ich wollte sie nun erst recht um jeden Preis los sein und riß ihr darum, um sie vollends invalid zu machen, den einen Arm aus.

Mutter bemerkte dazu aber nur in zarter Teilnahme: „O, das arme Püppchen! Nun, Menschen haben aber manchmal auch einen künstlichen Arm. Wart' nur, dem wollen wir gleich abhelfen. Das schadet gar nichts.“

„O, über das schreckliche! Das schadet gar nichts!“ Da setzte sich nun die gute Mutter hin, und nähte Lotty gar geschickt aus einem alten Handschuh einen neuen Arm. Er nahm sich zwar etwas ausgedorrt aus, insofern er sich nicht recht hatte runden wollen, und war auch etwas zu kurz, weil der alte Handschuh nicht ganz die nötige Länge hergegeben hatte. Aber Mama erklärte wieder ganz wohlgenut, das schade nichts; nach einer solchen Operation könne ein Arm nicht anders aussehen, und ich müsse nun, nach all den Schmerzen, die Lotty standhaft ertragen, ohne nur einmal zu schreien, mein armes Püppchen doppelt lieb haben. Womöglich! Diesen Wechselbalg! Hatte Mama denn gar keine Augen! In heimlichem Aerger kniffte ich Lotty gehörig, sobald Mama den Rücken gedreht und machte ihr eine Faust.

Ich hätte ihr nun noch eigentlich noch ein Bein ausrupfen können; traute aber nicht recht, ob die erfinderische Mama nicht etwa einen Stocklöffel oder etwas ähnliches zu einem neuen verwenden würde.

Ich war indessen ein schlaues kleines Ding und beschloß, Mama zu überlisten.

Anscheinend wieder ganz mit der alten bresthaften Freundin ausgeöhnt, spielte ich ein paar Tage lang mit meinen Schwestern und der Puppe sehr hübsch Kranksein. Ich war der Doktor, mein zweites Schwesterchen die Mama. Und wenn ich die Kranke besuchen kam, erklärte ich jedesmal, zum nicht geringen Kummer der Schwestern, mit feierlicher Miene, mit der Puppe sei es nun bald alle, sie werde sterben. Und ich war richtig schlecht genug, sie ohne Gnade

sterben zu lassen. Ich nähte ihr darauf aus grober, weißer Steifgaze ein recht lustiges Sterbehemd, legte sie in einen Schachteldecke, der mit Zinte schwarz angepinselt und ringsherum mit Blumen besetzt wurde, und dann ging's in feierlichem Zuge, wozu alle Kinder aus dem Hause geladen waren, in den Garten. Dort begruben wir sie unter dem alten Rußbaum. Bruder stark sollte die Leichenrede halten und nach dazu unserer Köchin schwarzen Sonntagsrod überziehen. — Er lehnt das aber entschieden ab, weil Lotty doch nur eine Heidin gewesen sei.

Meine beiden kleinen Schwesterchen weinten beim Begräbnis so jämmerlich, daß ich hartherziges Wesen einen Augenblick lang auch weich wurde, und der langjährigen Genossin in Leid und Freud ein Tränchen widmete. Als wir aber von der Trauerfeier zurückkamen, da machte ich's wie die Landwehr, die mit einem Trauermarsch hinzieht und mit einem lustigen Schällein zurückkehrt, als wolle sie sagen: „Na, Gott Lob, daß wir dich los sind. Wir freuen uns recht sehr darüber.“

Und so sagte mein Herz in der Tat. Es hüpfte ordentlich vor Freude in Erwartung der neuen Puppe, die nun ja kommen mußte. Als ich später anscheinend betäubt und ganz geknickt still ohne Puppe in der Sofaede saß, unter den gesenkten Lidern schlau dann und wann zu Mama hinüberblinzeln, sah diese plötzlich von ihrer Näharbeit auf, und als sie meine künstliche Leichenbittermiene bemerkte, sagte sie: „Nun, Fränzchen, ohne Puppe? Wo hast du denn deine liebe Lotty gelassen?“

„Mama, die arme Lotty ist ja gestorben,“ versetzte ich weinerlich. „Wir haben sie vorhin begraben.“

„So!“ entgegnete Mama, ohne eine Miene zu verziehen. „Was du nicht sagst! Aber weißt du, mein Töchterchen, da wollen wir, weil das so merkwürdig schnell gegangen ist, doch einmal nachsehen, ob sie auch wirklich tot ist.“

Sie nahm mich bei der Hand und ließ sich zu Lottys blumengeschmücktem Hügel führen, auf dem selbst eine lange, weiße Papierfleiße an einem Kranze nicht fehlte. Mama grub nun die Puppe aus, befas sie sehr genau, pustete sie an und gab dann die Erklärung ab: „Na, Fränzchen, da hättest du bald etwas Schönes gemacht! Lotty war ja nur scheinot! Schnell, leg' sie in ihr Bettchen, damit sie wieder ganz zu sich kommt und gesund wird. Und weißt du was, mein Töchterchen? Das dünne Kattunleidchen wird schuld daran sein, daß dein Püppchen sich erkältete; ich will ihr ein hübsches, warmes Kleidchen nähen; ich habe so ein nettes, purpurrotes Flädchen dazu. Da wird Lotty künftig gesund bleiben, und du kannst noch lange mit ihr spielen. Eine solche alte Freundin muß man in Ehren halten und nicht leichtfertig um die Ecke bringen. Wächstest wohl am Ende auch bald mal eine neue bessere Mama haben, wie?“

Als ich darauf nur wortlos und sehr beschämt meine Aermchen um die Gute schlang, fuhr sie mit leisem Lächeln fort: „Leute, die scheinot gewesen sind, leben übrigens dannach stets gerade noch recht lange. Das ist eine alte Sache und — das schadet auch gar nichts!“

Die Puppe wurde also neu eingekleidet und sah danach so schmuß aus, daß ich ihr wieder von Herzen gut wurde.

Mama hinter's Licht zu führen, hab' ich aber nie mehr versucht, weil sie doch alles wußte und einen so durch und durch schauen konnte.



Nützliches fürs Haus



— Das Einlaufen von Wollstoffen beim Waschen zu verhüten. Abends weicht man sie in warmem, nicht heißem Wasser, dem man auf 1 Liter einhalb bis dreiviertel Gramm Borax zusetzt, ein und wäscht sie am anderen Tage ohne Seife in mit Borax versetztem warmem Wasser. Auch das Spülen muß in warmem, nicht mit kaltem Wasser geschehen.

— Kostflecke auf Eisen lockert man zuerst durch Bestreichen mit Petroleum und putzt dann mit Eisentrot oder Schmirgel. Ein sehr einfaches, von Amerika aus empfohlenes Mittel, besonders für das Reinigen von Waffen, Gewehren geeignet, besteht in der Anwendung von Tintenradiergummi. Mit letzterem kann jeder Kostfleck leicht und rasch entfernt werden, ohne daß man Del, Schmirgel etc. anzuwenden braucht.



Unsere Bilder.



— Die erste deutsche Frau (Gattin des Hauptmanns Hildebrand) in der Flugmaschine. (S. Abbildung Seite 345.) Die wohl gelungenen Flüge, die der amerikanische Luftschiffer Orville Wright mit seiner Flugmaschine auf dem Tempelhofer Felde in Berlin ausgeführt hat, werden sicherlich auf die deutsche Aviatik einen belebenden Einfluss ausüben. Denn während Deutschland auf dem Gebiete der lenkbaren Luftschiffahrt alle andern Staaten übertroffen hat, ist es auf dem Gebiete der Flugmaschinentechnik hinter ihnen zurückgeblieben, trotzdem gerade ein Deutscher, der im Jahre 1896 verunglückte Lilienthal, für die moderne Flugtechnik bahnbrechend war. Orville Wright hat verschiedene neue Motordars aufgestellt, darunter einen Höhenwellretford für Aeroplane, bei dem er eine Höhe von 172 Metern erreichte. Bisher begnügten sich die Flugtechniker damit, sich bei ihren Flügen in geringen Höhen zu bewegen. Erst die letzte Zeit brachte ernsthaftere Versuche, größere Höhen aufzusuchen. Der bisherige Höhenweltretford war von dem Franzosen Latham, einem Neffen des deutschen Reichsanzlers von Bethmann-Hollweg, aufgestellt und betrug 155 Meter. Ihm zunächst kamen die Franzosen Farman mit 110 und Paulhan mit 90 Metern.

— Die Flugmaschinen Grades, Farman's, Blériots und Latham's auf dem Flugplatze bei Berlin. (S. Abbildungen Seite 348.) Auf dem Gebiete der Flugmaschinentechnik sieht Deutschland hinter den anderen Nationen zurück, nur Ingenieur Grade hat mit seiner Flugmaschine größere Beachtung gefunden. — Die Flugmaschine des Franzosen Farman hat mit einer Fahrtdauer von 3 Stunden 5 Minuten und einer zurückgelegten Distanz von 180 Kilometern seit der „Reimsen Woche“ den Weltretford gehalten. — Eines unserer Bilder zeigt auch die Flugmaschine Blériot über dem Flugfelde in Johannisthal bei Berlin. Blériot hat als erster und bis jetzt einziger Aviatiker den Ärmelkanal zwischen Frankreich und England überflogen. — Der Franzose Latham hatte mit seiner Flugmaschine wiederholt vergeblich versucht, den Ärmelkanal zu überfliegen. Jetzt erzielte er in Berlin dadurch einen großen Erfolg, daß er vom Tempelhofer Felde nach dem Flugplatze bei Johannisthal flog. Es war dies der erste Ueberlandflug auf deutschem Boden.

— Neue Flugschiffe auf der Internationalen Luftschiffahrtsausstellung in Frankfurt a. M. (S. Abbildungen Seite 349.) Die neuesten Flugschiffe und Flugmaschinen unserer Zeit vorzuführen, war ein Grundgedanke der Ersten Internationalen Luftschiffahrtsausstellung, und der Himmel Frankfurts ist jetzt fortwährend bevölkert von den Luftfahrzeugen der Zukunft. Unsere Abbildung S. 348 in der Mitte zeigt eines der für unser Auge noch fernsten Zukunftsbilder: Der Aviatiker Baron de Caters schwebt in seiner Flugmaschine dahin, und über ihm fährt der Clouth, ein lenkbares unstarres Luftschiff kleinen Typs, das künftige Familienluftschiff für Sonntagsausflüge. Der Clouth, dessen Einzelheiten, Bau und Gondel auf der Abbildung S. 349 oben deutlich zu sehen sind, hat eine Länge von 42 Metern, einen Durchmesser von 8,26 Metern und trägt 4 Personen. Die Abbildung S. 349 in der Mitte zeigt den Ruthenberg-Ballon, ein halbstarres Motorluftschiff von 24 PS., konstruiert von Ruthenberg-Weiskensee. Die Ballonhülle hat 40 Meter Länge und 6,5 Meter Durchmesser, die Gondel faßt 2—3 Personen und kann Brennstoff für 5 Stunden aufnehmen. Die Antriebschraube hat 3 Meter Durchmesser. Der Ruthenberg ist das kleinste, bis jetzt erbaute Luftschiff.

— Zu der furchtbaren Katastrophe des französischen Lenkballons „Republique“: Das Luftschiff beim Verlassen des französischen Mandvergeländes. (S. Abbildung Seite 349.) In einer Höhe von zirka 200 Meter riß der rechte Schraubenflügel des Propellers sich los und durchbrach die Ballonhülle. Das Gas entwich mit einem donnerartigen Knall, und mit rasender Geschwindigkeit stürzte die 4000 Kilogramm schwere Ballonmasse herab. Die vier Insassen der Gondel, Kapitän Marchal, Leutnant Chauré und die beiden Mechaniker, waren sofort tot.



Rätsellecke.



Viererbild.



Wo ist die Gänselei?!

Rätsel.

Gründlichkeit ist eine Tugend,
Also hat man mich gelehrt;
Und doch oftmals beim Erzählen
Meiner Gründlichkeit gewehrt.
Scherzend nannte man den Namen
Eines Manns aus alter Zeit,
Und das sollte so viel heißen —
Als: verlier' dich nicht zu weit.
Dann, als größer ich geworden,
Trieb Latein und Algebra,
Küchte mir derselbe Name
Als ein Riese mächtig nah.
Doch ich liebte nicht den Riesen,
Griechisch nicht und nicht Latein,
Denn ich wollt' ein Maler werden,
Freier Künstler wollt' ich sein.
Und nachdem ich unsre Meize
Fäuschend ähnlich konterfiet,
Wurde ich der „Frau Balette“
Als ihr Jünger schnell geweiht.
Und mein Meister? — O, sein Name
War mir allzusehr bekannt.
Hieß er doch wie jene beiden,
Die mit Ingrimms oft genannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreisilbige Charade: Wortwechsel.
Worträtsel: Horn — Ahorn.
Rebus: Sich regen, bringt Segen.



Eine Verwechslung.

Erzählung von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

4. Kapitel.

In einem hellen, luftigen Zimmer des Wirtshauses einer kleinen, unbedeutenden Seestadt im südlichen Italien lag still und regungslos eine Kranke. Eine Krankenschwester saß am Bett der Leidenden und blickte wehmütig auf die leidende Gestalt, darüber der Tod seine schwarzen Flügel schon gebreitet hatte. Sie war auf die Bitte des Priesters nach Neapel gekommen, um die arme Signorina zu pflegen, die von einem brennenden Schiff gerettet und dort hingebracht wurde.

Die aufsteigenden Notsignale des brennenden Wracks hatte endlich ein kleines italienisches Fahrzeug angelockt. Eine Strickleiter wurde herübergeworfen und mit Mühe befestigt. Die Unglücklichen auf Deck schienen jetzt inmitten eines gewaltigen Feuermeeres zu stehen. Mit erheblichen Brandwunden bedeckt, trug Herr Oswald seine Geliebte in das rettende Schiff. Lag sie tot in seinen Armen? Er wußte es nicht. Jetzt bestieg der Steuermann die schwankende Leiter. Doch ach! die züngelnden Flammen hatten sie gierig erfaßt — sie riß wie ein seidener Faden in Stücke und die Wellen schlugen über einem neuen Opfer zusammen. Im nächsten Augenblick erscholl in dumpfes Getöse: die letzten Trümmer des stolzen Dampfers sanken mit lautem Gezisch in die unendliche Tiefe. Der todesmüchtige Kapitän, der bis zu seinem letzten Atemzuge auf seinem Posten ausgeharrt hatte, und der tapfere Steuermann fanden in den Wellen ihre letzte Ruhestätte, um in einem besseren Jenseits den Lohn ihrer Treue zu emp-

fangen, auch der alte Kaufmann ging einer Ewigkeit entgegen, in der sein mühsam aufgespeichertes Gold gar nichts mehr gilt.

Nur Herr Oswald und Agathe Morris waren gerettet. Gerettet! aber unter welchen Opfern! Der junge Mann sah mindestens um zehn Jahre älter aus. Agathe, mit zahllosen Brandwunden bedeckt, lag noch besinnungslos.

Es war an Bord der „Lucretia“ — so hieß das kleine Fahrzeug — kein weibliches Wesen, das die Pflege der Kranken übernehmen konnte. Der Kapitän war ein gutmütiger, aber roher Seemann, der weder Deutsch, Englisch noch Französisch verstand und nur in seiner italienischen Sprache fortredete und dabei Herrn Oswald, der keine Silbe verstand, vier Finger seiner Hand zeigte.

Herr Oswald konnte den Sinn dieses Zeichens nicht verstehen, als aber der redselige Kapitän am nächsten Morgen nur drei Finger in die Höhe hielt, so schloß er daraus, daß die Anzahl der Finger die Tage bedeuten sollten, bis der Bestimmungsort erreicht sei. Aber seine Täuschung war groß, als am dritten Tage das schwankende Fahrzeug in einem so unbedeutenden Hafen landete, daß er fürchten mußte, hier weder ärztliche Hilfe noch genügende Pflege für seine schutzlose Geliebte zu finden, die oft ganz regungslos, dann wieder in wilden Fieberphantasien lag.

Sorgsame Hände trugen die Kranke in das einzige Wirtshaus, in dem das beste Zimmer für sie hergerichtet wurde. Glücklicherweise führte Herr Oswald eine bedeutende Geldsumme bei sich, die er bereitwillig dem Kapitän für die Rettung bot. Der biedere Mann verweigerte jedoch jede Belohnung, führte den Geretteten aber zu dem Priester, der deutsch verstand.

Herr Oswald atmete erleichtert auf, endlich konnte er sich doch verständlich machen. — Der Geisliche, ein wohlwollender



Die frühere Kaiserin Eugenie (1), die Witwe des Kaisers von Frankreich, Napoleon III., bei dem englischen Flugtechniker Kapitän Coby (2) in Aldershot.

alter Herr, verstand zum Glück ein wenig von der Medizin. Er erkannte sofort, daß die Signorina am Typhus erkrankt sei und der größten Ruhe und sorgsamsten Pflege bedürfe. Darum sandte er nach Neapel, um von dort eine geschickte Krankenschwester holen zu lassen, sein eigener Diener ritt auf eigen Maulesel zum nächsten Städtchen, das immerhin einige Meilen entfernt lag, um den Arzt herbeizuschaffen, und schließlich bot er Herrn Oswald Obdach in seinem eigenen Hause an.

Jetzt folgten folgenschwere Tage und Wochen. Der Todesengel streckte seine Hand nach dem geliebten jungen Leben aus, noch wußte der Arzt nicht, wer Sieger in diesem Kampfe bleiben würde, und das arme gequälte Herz des jungen Mannes drohte oft vor Angst und Sorge zu brechen.

Er vergaß alles, die ganze Außenwelt in dieser schweren Zeit. Er vergaß seine Eltern, die sehulichst auf Nachricht oder seine Rückkehr warteten, sein Erbe, welches er dann antreten sollte, seinen väterlichen Freund, den Anwalt, dem er seine Rückkehr auf der „Arcadia“ gemeldet hatte.

Da seine Eltern weder seinen Aufenthalt in der freiwilligen Verbannung geahnt, noch seinen angenommenen Namen „Herr Oswald“ kannten, so machten sich diese auch nicht besondere Sorge, als die Namen der zurückgebliebenen Passagiere des brennenden Schiffes bekannt gemacht wurden. Sie konnten ja nicht ahnen, daß der einfache „Oswald“ der „Oswald von Hersfeld“ sei, dessen Rückkehr sie sehulichst erwarteten.

Herr Oswald war fest entschlossen, so lange in Bonaporto zu bleiben, bis Agathe den Ort mit ihm verlassen könnte. Sobald sie genesen sei, hoffte er sie zu überreden, mit ihm nach Neapel zu reisen, um sich dort in einer deutschen Kirche mit ihm trauen zu lassen; jedoch gestand er sich offen, daß die unbegreifliche Laune der Schwester, die Namen zu verwechseln, ihn in mißliche Situation brachte.

Hätte nur der Kapitän oder der Steuermann der „Arcadia“ noch gelebt! Diese hatten in jener Nacht Agathes Geständnis gehört und hätten die Wahrheit bezeugen können. Hiergegen war seine Geliebte allen geretteten Passagieren als „Frau Zellberg“ bekannt — bestand sogar die eigene Schwester auf dieser Aussage, so kam er in Verdacht, die Gattin eines anderen an sich fetten zu wollen. Dann blieb nur der eine Ausweg, den Konsul aus Skalfutta zu benachrichtigen, damit er seine rechtmäßige Gattin zu sich nehmen könnte.

Herr Oswald scheute weder Mühe noch Kosten. Täglich sandte er einen reitenden Boten nach Neapel, der deutsche Zeitungen aufstreifen mußte. Sie kamen freilich etwas spät in seine Hände, aber er verfolgte begierig die Berichte über das Schicksal seiner Mitreisenden. Er wußte, daß sie alle wohlbehalten in Marseille angekommen waren, doch erfuhr er auch, daß „Fräulein Morris“ totkrank darniederliege. Er las mit gespannter Aufmerksamkeit einen Aufruf des deutschen Konsuls in Marseille, der dringend einen jeden um Auskunft aufforderte, der Nachricht über die vermißte „Frau Zellberg“ oder über das Schicksal der neun zurückgebliebenen Personen auf Deck des brennenden Dampfers geben könnte.

Der junge Mann zögerte. Er allein konnte den gewünschten Bericht erstatten, aber durfte er das Geheimnis der beiden Schwester preisgeben?

Endlich schrieb er einen ausführlichen Brief. Er teilte dem Konsul mit, daß von den neun Personen zwei über Bord gefallen und zwei andere durch die Explosion getötet wurden. Ein Seemann habe auf Kosten seines Lebens das Fernrohr gerettet, das ihnen unentbehrlich war. Er lobte die Tapferkeit und den Heldennut des Kapitäns und des Steuermannes und beklagte nur, daß diese tapferen Männer nicht gerettet werden konnten, als die „Lucretia“ zu ihrer Rettung herbeikam. Zum ersten Mal seit drei langen Jahren unterschrieb er dieses Schriftstück mit seinem wirklichen Namen: Graf Karl Oswald von Hersfeld!

Gleichzeitig schrieb er seinem väterlichen Freund einen Bericht über seine wunderbare Rettung und kündigte seine baldige Rückkehr in die Heimat an.

Die Wirkung dieser beiden Briefe überraschte ihn im höchsten Grade. Noch ehe er glaubte, daß dieselben in die Hände der Adressaten gelangt sei, erhielt er zwei Telegramme. Das erste kam aus Buchendorf und war von Dr. Trend aufgegeben. Es lautete:

„Können Sie uns Nachricht über Frau Zellberg geben?“

Das andere war noch kürzer und kam von seinen Eltern: „Wir reisen noch heute nach Bonaporto.“

Der junge Graf war ratlos. Eines dieser beiden Telegramme hätte genügt, ihn außer Fassung zu bringen — und jetzt zwei! Welche Nachricht sollte er über „Frau Zellberg“ geben? Er wußte ganz genau, daß der Dr. Trend in derselben Täuschung war, wie sämtliche Passagiere, und daß die Dame, die er suchte, totkrank in Marseille lag.

So innig er auch seine Eltern liebte, schrak er doch vor dem Gedanken zurück, sie hier in Bonaporto zu sehen. Was würden sie denken, ihn hier als Beschützer einer kranken, bildschönen Dame zu finden, die weder seine Gattin, seine Schwester, noch seine Verwandte war?

Er wußte keinen Rat, keinen Ausweg. Unruhig durchmaß er sein Zimmer, die wildesten Gedanken durchkreuzten sein Hirn, er machte Pläne und verwarf sie wieder, bis endlich der menschenfreundliche Priester mit der Mahnung ihn aus seinen Sinnen weckte, daß der Note draußen noch immer auf Antwort warte.

Hastig ergriff er die Feder. In seiner großen Erregung antwortete er dem Dr. Trend:

„Ich habe „Frau Zellberg“ nicht gesehen, seitdem sie das brennende Schiff verließ.“

Seine Eltern bat er, ihn in Rom zu erwarten.

„Die Signora ist heute besser,“ meldete ihm der Priester am nächsten Tage, „sie erwartet Sie.“

Drei Wochen waren vergangen und in der ganzen Zeit hatte er sie nicht wieder gesehen. Der Arzt hatte erklärt, daß nur die größte Ruhe und die Vermeidung jeder Aufregung ihr Leben retten könne, und der Befehl war pünktlich befolgt.

Agathe sah noch immer sehr bleich aus. Sie saß in einem bequemen Lehnstuhl am geöffneten Fenster und streckte dem Antommenden ihre abgekehrte Hand entgegen.

„Sage mir alles,“ bat sie, „als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, ich kann es besser ertragen als später. Wurden wir alle gerettet? Wo ist der tapfere Kapitän?“

„In seine wohlverdiente Ruhe eingegangen, Geliebte. Wir beiden sind die einzigen, die am Leben erhalten blieben!“

„Wo ist Elisabeth?“

„Bis jetzt noch in Marseille!“

„Ist Johanna Zellberg bei ihr?“

Er zögerte.

„Du vergißt, mein Lieb,“ sagte er endlich langsam, „daß sie ihren Namen abgelegt und deinen angenommen hat?“

„Und ich versprach ihr, das Geheimnis zu bewahren. O, Karl, was soll ich tun? Sie ist dort gewiß ganz allein, aber ich darf es nicht nach Buchendorf schreiben, ohne mein gegebenes Wort zu brechen.“

„Agathe, beantworte mir zuerst eine Frage. Willigst du ein, schon jetzt mein geliebtes, teures Weib zu werden? Ich muß in die Heimat zurück, meine Eltern kommen mir sogar bis Rom entgegen. Du bist nicht stark genug, um die weite Tour mit mir zu machen, und der Gedanke ist mir schrecklich, dich hier allein zu lassen. Wenn wir uns nur für einige Wochen trennen müssen, soll ich dann meine Gattin in der Obhut der treuen Schwester und des Priesters lassen?“

Ein flüchtiges Rot färbte die bleichen Wangen der Kranken, ein glückliches Lächeln verklärte ihre Züge, und sie nickte bejahend.

Er schloß sie stürmisch in seine Arme, und ihr müdes Köpfchen an seine Brust gelehnt, lauschte sie mit freudestrahlenden Augen seinen Erzählungen von Vater und Mutter, Titel und Stellung und von seinem herrlichen Abentschloß im südlichen Deutschland in der Nähe des Dorfes Buchendorf.

„Du hast mir noch gar nicht gesagt, wo wir hier sind? Ich vermute nur, daß es Italien ist, weil italienisch gesprochen wird,“ bemerkte sie, nachdem er seine Erzählung beendet hatte.

„In Bonaporto, einem kleinen unbedeutenden Hafenort, zehn oder zwölf Meilen von Neapel entfernt.“

„Von Neapel?“ rief sie freudig überrascht. „Weißt du das ganz bestimmt?“

„Ganz bestimmt! Vor wenigen Tagen war ich selbst dort, weshalb freust du dich darüber?“

„Weil meine beste Freundin in Neapel wohnt! Sie war mit mir in Paris, in derselben Pension. Ihr Vater ist

Maler, hast du noch nicht von dem berühmten Künstler Gabrielli gehört? Wenn du wirklich nach Deutschland zurückmußt, Karl, so werden Lucia Gabrielli und ihre Eltern mich gern aufnehmen."

Lucia hatte ihren Eltern so viel von ihrer Freundin erzählt, daß diese freudig überrascht waren, ganz unerwartet dieselbe mit dem Grafen von Hersfeld in ihrer Villa in Neapel zu sehen. Während Mutter und Tochter darauf bestanden, Agathe, die von der kurzen Reise sehr angegriffen war, sofort zur Ruhe zu bringen, hatte der Graf eine ernste, geheime Unterredung mit dem Künstler in dessen Atelier. — Mit kurzen Worten hatte er ihm die fatale Situation geschildert, in der er sich befand, und ihn um Rat gefragt, wie er jetzt klüglich zu handeln habe.

Signor Gabrielli war ein praktischer Weltmann; er verstand es, seinem hohen Gaste klar zu beweisen, daß gar keine Hindernisse im Wege lägen, um eine Verbindung zu verhindern, da doch seine Tochter Lucia seine Braut schon seit Jahren gekannt habe und bezeugen könne, daß sie die ältere der beiden Schwestern sei, und nicht diejenige, die vor drei Jahren den Konsul Zellberg geheiratet habe.

Wenige Tage später fand in einer festlich geschmückten Kirche in Neapel die feierliche Handlung statt: Graf Hersfeld und Agathe Morris waren durch die Hand des Priesters zum treuen Bunde fürs Leben vereint. Noch am selben Tage reiste der glückliche Gatte allein nach Rom zu seinen dort harrenden Eltern, seine freudestrahlende Gattin in der sorgfältigen Pflege ihrer Freunde zurücklassend.

Fräulein Zellberg hatte mit blutendem Herzen die Trauerkunde ihrem Bruder nach Kallutta geschrieben. Sie sandte ihm alle Zeitungen, die Kunde über das Unglück gebracht hatten. Sie fügte ihrem Briefe einen ausführlichen Bericht des Seemanns bei, der die Leitung des ersten Rettungsbootes übernommen und ausgesagt hatte, daß die vermifste Dame wahrscheinlich in ihre Kajüte zurückgekehrt sei und dort sicherlich den Erstigungstod gefunden habe. — Johanna schrieb ferner, daß sie glaube, im Sinne des Bruders gehandelt zu haben, Fräulein Morris zu einem längeren Aufenthalte in Budendorf einzuladen. Die junge Dame, die lange Zeit krank in Marseille gelegen, sei endlich wiederhergestellt und habe dankbar die Einladung angenommen. Sie sei schon auf dem Wege gewesen, habe aber in Paris einen Rückfall ihrer Krankheit erlitten, der sie leider schon nach wenigen Tagen erlegen sei. Schließlich bat sie den Bruder lebentlich seine Stellung in Kallutta endlich aufzugeben und zu ihr zurückzukommen. Er bedürfe nach diesem schweren Verlust dringend der Erholung, dort im fernen Indien erinnere ihn alles an sein verlorenes Glück, und er hinterlasse dort nur die beiden kleinen Gräber.

Der Konsul prallte beim Lesen dieser Zeilen emsicht zurück; das Blut in seinen Adern erstarrte zu Eis. Daß die „Arcadia“ verunglückt war, wußte er lange; er kannte sogar die kleinsten Einzelheiten, die die Zeitungen gebracht hatten; aber der Gedanke, daß seine Gattin umgekommen sein konnte, hatte ihm sehr fern gelegen. In jeder Nachricht blieb es ausdrücklich, daß fast sämtliche Passagiere, zuerst sämtliche Frauen und Kinder, in Sicherheit gebracht seien, und der Konsul war so sehr daran gewöhnt, sich als Hauptperson zu betrachten, daß er die Rettung seiner Gattin als eine Hauptfrage des Kapitäns erachtete.

Er las den Brief der Schwester noch einmal — sorgfältiger durch. Er verschlang mit seinen Augen jede Zeile der Zeitung — er konnte — er wollte das Unglaubliche nicht für Wahrheit halten. Und dennoch war jeder Zweifel unmöglich; Elisabeth war tot; er hatte sie selbst in den Tod geschickt. — Der starke, kräftige Mann barg sein Antlitz in den Händen und schluchzte laut auf. Dann gedachte er des bitteren Vorwurfs, den er ihr kurz vor der Abreise gemacht — namenloses Weh durchschnitt sein Herz — das war die Wiedervergeltung.

Freunde, die am nächsten Tage den Konsul trösten wollten, sahen mit Entsetzen, daß sein Haar gebleicht, seine Stirn sorgenvoll gefaltet war. Er wies jedes Trostwort, jede Teilnahme zurück; man wagte sogar nicht einmal in seiner Gegenwart von dem Unglück zu sprechen. Er entgegnete seiner Schwester, daß der Gedanke, nach Europa zurückzukehren, ihm unerträglich sei.

„So rächt sich denn wirklich alle Schuld auf Erden“ höhnte er frampshast, als er seinen Brief beendet und mit doppeltem Eifer seine Tätigkeit wieder aufnahm.

So waren Monate vergangen.

„Ich habe kein Interesse mehr für die Verwaltung des Gutes,“ sagte Johanna eines Tages ihrer Freundin, der Frau Dr. Trend. „Für wen soll ich auch arbeiten? Mein Bruder kehrt niemals zurück, er wird auch nie wieder heiraten. Wir haben auch keine nahen Verwandten, die nach meinem Tode Besitz von dem Edelhof ergreifen könnten, nur einen Vetter, den ich noch niemals gesehen habe. Ich glaube, er wohnt in Norddeutschland, hat, so viel ich weiß, eine Frau und mindestens 8 bis 10 Kinder, — ihm geht es gut, aber Alberts Frau und Kindlein wurden dahingerafft.“

Gertrud Trend hatte ihre Freundin immer getröstet, doch war sie unempfindlich für jedes wohlgemeinte Trostwort. Deshalb hatte sie schon seit Wochen versucht, ihre Gedanken von dem traurigen Geschick abzulenken, so erzählte sie auch jetzt von ihren Kindern, von Fräulein Wildhagen, der neuen Gouvernante, die die Kinder so aut zu leiten verstand.

Die neue Gouvernante erfüllte auch vollkommen alle Erwartungen, die man gehegt hatte. Auf einer Rheinreise, die der Arzt mit seiner Gattin vor längerer Zeit gemacht hatte, hatten sie in Wiesbaden ihre Bekanntschaft gemacht. Ihr bleiches Antlitz, der melancholische Blick ihrer tiefblauen Augen, dabei das tiefe Seelenleiden, das sich in ihren traurigen Zügen deutlich ausdrückte, fesselte die gutherzige Frau Trend. Sie zog die ihr fremde Dame in ein Gespräch, erfuhr, daß sie eine Waise sei, die ganz allein, ohne Schwester und Bruder in der Welt stände, und engagierte sie als Erzieherin ihrer Kinder, obgleich sie wußte, daß die junge Dame nie eine ähnliche Stellung bekleidet, und die Kinder ihre ersten Schülerinnen sein würden.

Sie schien eine gute Wahl getroffen zu haben. Die Kinder liebten sie, machten gute Fortschritte, und die Eltern schenkten ihr Vertrauen. So dachte auch gewiß Herr Werner von Wehlan, der, seitdem die neue Gouvernante im Doktorhause lebte, ein täglicher Gast darin war. — Er erwies ihr gern kleine Aufmerksamkeiten, doch Fräulein Wildhagen hielt sich ihm fern und gab ihm keine Gelegenheit zur Annäherung.

Alein Fräulein Zellbergs scharfes Auge blickte tiefer, als das ihrer nichts ahnenden Freundin. Sie erklärte daher heute auch offen, daß Fanny Wildhagen bald Frau von Wehlan werden würde.

Gertrud erschraf, die neue Gouvernante war ihr eine liebe Freundin geworden, die sie nicht so bald wieder vermissen wollte; sie teilte daher ihrem Gatten Johannes ihre Befürchtungen mit.

„Mein liebes Weibchen,“ lachte der Doktor, „das ist mal wieder das Hirngespinnst einer alten Jungfer. Glaube mir, Fräulein Wildhagen ist ebenso weit entfernt, sich in Werner zu verlieben, wie ich es selbst bin. Schon ehe sie bei uns war, ging er in unserem Hause ein und aus, wie in seinem eigenen. Wenn er aber mit der Zeit herausfinden sollte, daß Fräulein Wildhagen schön und anziehend ist, so können wir das nicht verhindern, und es ist nicht unsere Schuld. Verlaß dich darauf, Gertrud, sie wird niemals versuchen, ihn an sich zu ziehen; sollten die beiden aber dennoch ein Paar werden, so finde ich das als eine ganz passende Verbindung.“

„Was würde meine Mutter dazu sagen?“ warf Gertrud gedankenvoll ein.

Doch seine Mutter legte ihm gewiß kein Hindernis in den Weg.

„Werner würde ihr schon längst Herz und Hand angeboten haben,“ flüsterte die alte Dame geheimnisvoll der Frau Dr. Trend ins Ohr, „aber die reizende Gouvernante gibt ihm nie Gelegenheit dazu. Ich gestehe offen, ich finde diese Zurückhaltung nur ehrenvoll, denn sie bedeußt den Unterschied zwischen ihrer Stellung und der meines Sohnes. Aber sagen Sie ihr nur, daß ich gern meine Einwilligung gebe und die Wahl meines Sohnes nur billige.“

„Das muß Werner ihr selbst sagen,“ entschied Frau Trend, „Sie täuschen sich auch nicht in Fanny, denn sie ist ebenso edel und hochherzig, wie sie schön ist.“

„Mir scheint sie zu melancholisch; junge Damen sollten nicht immer so ernst sein“ gestand Frau von Wehlan, „aber das wird sich bessern, wenn sie erst verheiratet ist. Sie sieht noch trauriger in ihren schwarzen Kleidern aus; wen betrauert sie?“

„Ich weiß es nicht, sie spricht selten von ihrer Familie.“

„Werner sagt mir, sie sei eine Waise, wer war ihr Vater?“

„Ich habe nie danach gefragt.“



Der Kronprinz Alexander von Serbien.

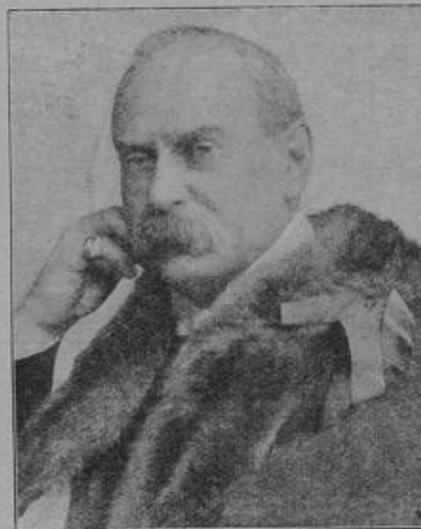
Die alte Dame schlug erstaunt die Hände ineinander. „Wissen Sie denn nichts von ihr?“ fragte sie überrascht. „Ich weiß, daß ich ihr meine Kinder anvertrauen kann, daß diese gute Fortschritte machen, und daß ich sie wie eine jüngere Schwester liebe. Wenn sie erst mit Werner verheiratet ist, wird sie Ihnen gern alle diese Fragen beantworten.“

„Das wird sie gewiß,“ bestätigte die alte Dame gutmütig, „sie ist sicherlich aus seiner Familie, das sagt auch Fräulein Zellberg, die große Zuneigung zu der ernstesten Gouvernante gefaßt hat. Nun, Sie haben mich doch verstanden, Frau Trend? Ich sehe die Verbindung nicht ungern — im Gegenteil.“

Gertrud saß noch lange in tiefen Gedanken; sie liebte ihre junge, verwaiste Freundin, aber es wollte ihr nicht in den Sinn, daß sie eine passende Gefährtin für Werner sei.

Erst jetzt fiel es ihr seltsam auf, daß sie doch recht wenig von ihrem früheren Leben wisse, obgleich sie schon seit Monaten ihre Hausgenossin war. Sie schien weder Hoffnungen für die Zukunft, noch Interesse für die Vergangenheit zu haben, nur für Johanna Zellberg hatte sie ganz besondere Zuneigung gefaßt.

Das Verhältnis dieser beiden Damen zueinander war ein so inniges, wie es kaum zwischen Mutter und Tochter



Der neue Lordmayor von London: John Knill.

ist. Die alte Dame schien wieder neues Interesse fürs Leben zu haben, sobald Fanny ihr die Zeit verkürzte. Sie war nach Buchendorf gekommen, als das Unglück der „Arcadia“ noch frisch in jedermanns Gedächtnis war. So war es natürlich, daß Johanna ihrer jugendlichen Freundin alle Einzelheiten wiederholt erzählte und den herben Verlust schilderte, den ihr Bruder erlitten hatte, und von dem er sich niemals erholen würde.

„O! Glauben Sie das nicht,“ warf Fanny ein, „die Männer sind gewöhnlich nicht so gefühlvoll wie wir Frauen. Vielleicht kümmerte sich der Konful wenig um seine Gattin, da er sie doch allein nach Deutschland reisen ließ.“

„Meine liebe Fanny, er trug sie auf Händen, er liebte sie grenzenlos, und ich würde sie wie meine eigene Schwester geliebt haben.“

„Das glaube ich,“ versetzte Fanny, und Tränen schimmerten in ihren Augen, „vielleicht ist sie gar nicht tot!“

Die alte Dame schüttelte traurig ihr Haupt.

„Sie muß tot sein, es ist nicht anders möglich. Die Passagiere der vier Rettungsboote erklären, daß Elisabeth nicht bei ihnen war, und die Unglücklichen, die auf dem Schiffe zurückbleiben mußten, sind alle umgekommen.“

„Außer Herrn Oswald!“

„Herr Graf Karl Oswald von Hersfeld!“ verbesserte das alte Fräulein. „Ja, er wurde auf wunderbare Weise gerettet. Wir telegraphierten hin, aber er benachrichtigte uns, daß er von Frau Zellberg nichts mehr gesehen habe.“

„Haben Sie selbst mit ihm gesprochen?“ fragte Fanny anscheinend ruhig.



Reichsgerichtspräsident Freiherr von Sedendorf.

„O nein! Gewiß nicht, er war damals im südlichen Italien. Später machte er mit seiner jungen Gattin eine längere Reise von mehreren Monaten, und in diesen Tagen wird er im Schloß Burgard zurück erwartet.“

„Ist er verheiratet? War seine Gattin auch an Bord der „Arcadia“?“

„Er heiratete sie in Italien, bald nach seiner wunderbaren Rettung. Die heutige Zeitung bringt einen ausführlichen Bericht über die Heirat und die Empfangsfeierlichkeiten. Wollen Sie es lesen, Fanny? Hier ist das Blatt.“

Fanny nahm es. Sie fühlte ein größeres Interesse für diese Neuigkeit, als sie zu zeigen wagte, dann trat sie schnell den Rückweg an.

„Endlich! Endlich ist es mir gelungen. Sie allein zu sehen,“ rief plötzlich eine wohlbekannte Stimme hinter ihr, und Herr v. Wehlau stand an der Seite der zitternden jungen Dame. „Schon seit Wochen warte ich auf eine günstige Gelegenheit, doch hielten Sie sich fern und vermieden ängstlich jede Annäherung.“

Mit einfachen, kurzen Worten gestand er ihr seine Liebe, bot ihr Herz und Hand an und bat flehentlich, sie noch in dieser Stunde als seine holde Braut in die Arme seiner Mutter führen zu dürfen.

Schweigend, aber mit erglühenden Wangen hatte die Erzieherin den feurigen Worten ihres Begleiters gelauscht, dann versetzte sie ganz entschieden, daß sie seine Bitte niemals erfüllen könne.

„Geliebte,“ rief er stürmisch, „sagen Sie mir den Grund Ihrer Weigerung! Glauben Sie nicht, daß, wenn ich geduldig warte, bis Sie sich an diesen Gedanken gewöhnt haben, Sie mir später eine andere Antwort geben werden?“

„Wenn Sie meinen Grund hören, so würden Sie mich hassen, mich verachten. Aber ich muß offen mit Ihnen reden — Sie haben es verdient.“

„Ich werde Sie niemals verachten!“ gelobte er in feierlichem Tone.

Mit abgewendetem Antlitz, mit fliegendem Atem und hochgeröteten Wangen erzählte sie ihm das traurige Schicksal ihres Lebens.

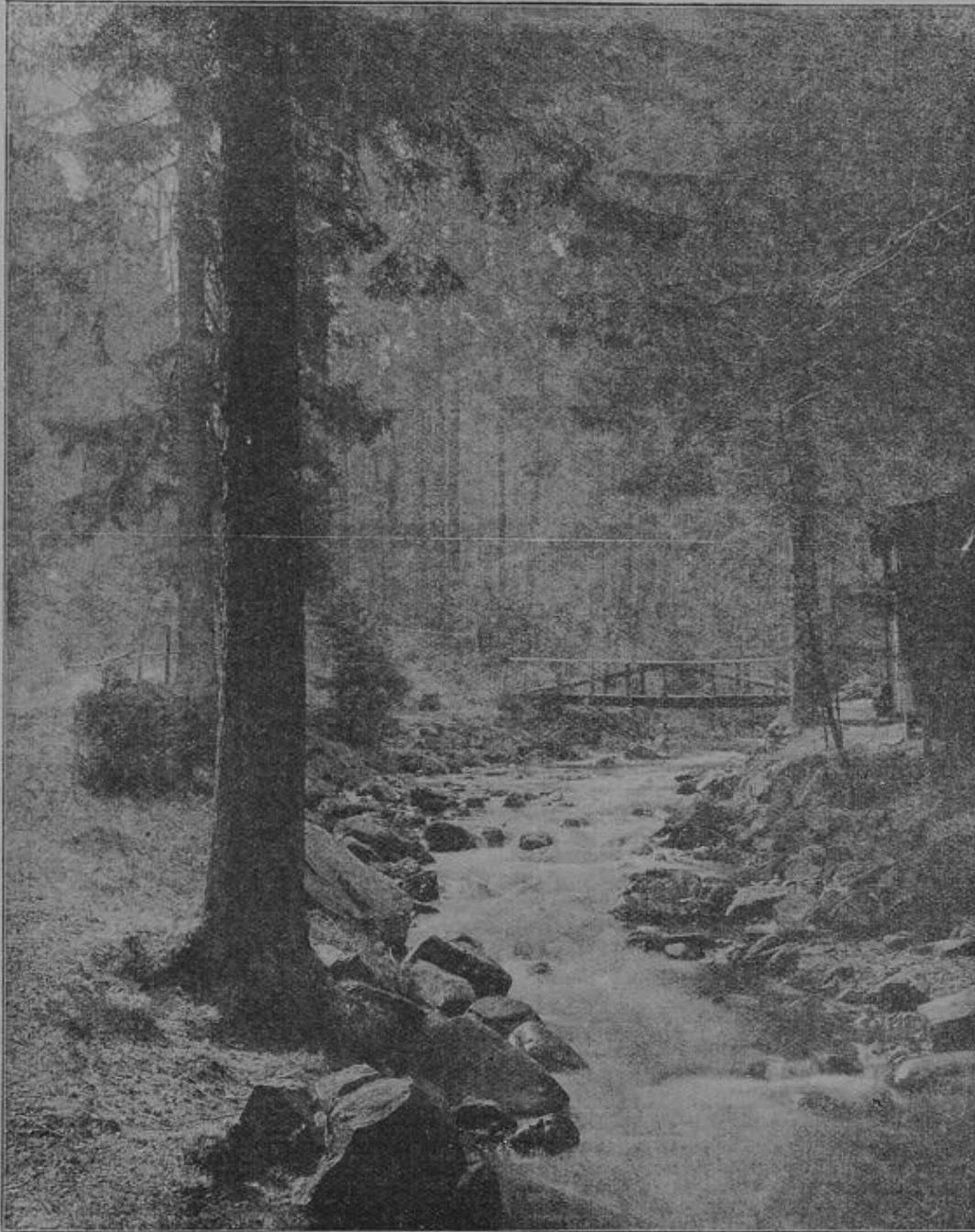
Er hatte keinen Tadel, kein Wort des Vorwurfs für sie.

Gewonnen.

Skizze von D. v. Briesen.

(Nachdruck verboten.)

Am Stammtisch im Herrenstübchen der „Alten Schraube“ zu Dettersbach saß an einem Winterabende die gewöhnliche, zu den Honorationen des Städtchens zählende Gesellschaft, die dort, wie es von altersher Gebrauch, einige



Waldbach im Harz.

Nach einem kurzen Augenblick, in dem er mühsam seine äußere Ruhe wieder gefunden und sich von dem Schlage erholt hatte, sagte er fast zärtlich:

„Sie gaben mir niemals die geringste Ermunterung zu meinen Hoffnungen, im Gegenteil, es lag etwas in Ihrem Wesen, was mich von Ihnen fernhielt. Aber ach! um Ihre Willen bitte ich Sie, enden Sie dieses trostlose Leben und lehren Sie zu Ihrem Gatten zurück.“

Schluß folgt.

Stunden bei einem trefflichen Schoppen gemütlich zu verplaudern pflegte. Alle Stühle waren besetzt, nur unten an dem riesigen Eichentische zeigte sich ein leerer Platz, auf den die Anwesenden teils fragende, teils einen gewissen Unwillen ausdrückende Blicke richteten.

„Ich möchte nur wissen“, vollterte endlich der Präses der Gesellschaft, der würdige Rektor Hobler los, „was in unsere jüngeren Mitglieder gefahren ist, daß sie sich ein so häufiges Zutreffkommen zuschulden kommen lassen. Heute

fehlt, wie ich sehe, sogar schon der erst vor einigen Wochen aufgenommene Forstreferendar Waldig. Ich schlage vor, daß jede Unpünktlichkeit für die Folge strengstens geahndet wird.“

Alle waren damit einverstanden und es ward sofort festgesetzt, daß jedes zu späte Erscheinen mit einer Strafe von zwei, gänzliches Ausbleiben aber mit einer solchen von drei Mark belegt werden sollte.

Gleich nachdem dieser Beschluß gefaßt worden, erschien der Referendar Waldig auf der Bildfläche, der, sofort mit diesem energischen Vorgehen bekannt gemacht, zur Zahlung von zwei Mark angehalten wurde.

„Nun, die opf're ich gern“, meinte der Geprüfte, „ist es mir doch in der letzten halben Stunde gelungen, eine Novelle zu beendigen, an der ich schon längere Zeit gearbeitet habe und die ich demnächst zu veröffentlichen gedenke.“

„Was, ein Schriftsteller unter uns! Das ist etwas noch nie Dagewesenes“, hieß es von allen Seiten, „da muß das Opus aber auf der Stelle vorgelesen werden, damit wir uns ein Urteil über den aus unserer Mitte hervorgegangenen Autor zu bilden vermögen.“

Nicht lange ließ der Betreffende sich nötigen, den Wünschen der Tafelrunde nachzukommen, nachdem er auf Befragen zugegeben, daß er das Manuskript, dessen Lesung etwa ein halbes Stündchen in Anspruch nehmen dürfte, bei sich habe. Aufmerksam lauschte alles den Worten des Lesenden, der sein literarisches Erstlingszeugnis zwar recht poesievoll, jedoch an einer nicht geringen Menge von Unwahrscheinlichkeit krankend, zu Papier gebracht hatte.

Als Waldig geendigt, ward er von allen Seiten beflüßigt, ob seines Erzählertalents, das zu größeren Hoffnungen berechtigte, wenn er sich für die Folge mehr im Rahmen der Wirklichkeit bewege und seine kühne Phantasie nicht zu waghalsige Sprünge machen lasse. „Lieber Freund“, so war das allgemeine Urteil, „die Arbeit ist ganz nett geschrieben, aber für den Druck eignet sie sich noch nicht; Sie finden unserer Ansicht nach keinen Verleger für dieselbe.“

Der gleichzeitig Gelobte und Getadelte konnte diesem Anspruch nicht beipflichten, meinte vielmehr, daß er die Novelle unbedingt los werden würde, für wieviel, das ließe sich allerdings nicht im Voraus bestimmen.

„Nun gut“, meinte Rektor Hobler, „wenn Sie so sicher sind, daß Ihnen die Arbeit eine bare Einnahme verschafft, so will ich Ihnen eine Wette vorschlagen. Können Sie bis heute über sechs Monate den Mamon vorzeigen, den Sie durch Ihr Opus erzielt, so stelle ich ein kleines Frühstück für die ganze Gesellschaft; ist dies aber nicht der Fall, so liegt es Ihnen ob, jeden der Anwesenden mit einem Löffel zu regaleren.“

„Topp es gilt“, erklärte bereitwillig Waldig, und somit war die Sache vorläufig erledigt.

Am nächsten Tage ließ der angehende Schriftsteller fünfzig Abzüge seiner Novelle drucken — eine Ausgabe, die dem gut situierten Mann nicht schwer wurde — und nun begann sofort die eingeschriebene Versendung des Werkes an alle ihm bekannten Zeitungen in den verschiedensten Städten des Reichs.

Dubendweise liefen Antworten darauf ein, die seinem Talent gebührende Gerechtigkeit widersprechen ließen, von der Erwerbung aber Abstand nahmen, da die bereits in der Gesellschaft gerügten Mängel zu kraß hervorträten. Hatte sich der Autor anfangs schon als Sieger gefühlt, da er selbst am liebsten überzeugt war, es werde wenigstens ein Blatt sich herbeilassen, die Arbeit zu veröffentlichen, zumal die Höhe des Honorars völlig dem redaktionellen Befinden anheimgestellt war, so bewirkten derartige massenhafte Mißerfolge doch nachgerade eine nicht unerhebliche Verminderung seiner ursprünglichen Vertrauensseligkeit. Die mancherlei Stichereien, die er sich Abends in seinem Artikel gefallen lassen mußte, als Woche auf Woche verrann, ohne daß es ihm vergönnt war, ein siegesverheißendes Resultat zu melden, trugen gleichfalls dazu bei ihm Unbehagen zu bereiten, kurzum, es bemächtigte sich seiner mit der Zeit eine gewisse Erbitterung, die in ihm den Entschluß zur Reise brachte, der unbanbaren Presse in Zukunft seine literarischen Schöpfungen vorzuenthalten und sich, wenn erforderlich, auf den Selbstverlag zu beschränken. Was die augenblicklich schwebende Angelegenheit betraf, so mußte diese schon der Ehre wegen bis zu Ende durchgefochten werden und daher verdoppelte Waldig sein Manuskripten-Bombardement auf Zeitungen, die er einem eigens zu dem Zwecke angeschafften Kataloge entnahm.

Zwei Drittel der ausbedungenen Zeit waren bereits verstrichen, und noch immer besaß sich der Manuskriptensender eben so fern vom gesteckten Ziel, wie am ersten Tage. Tagtäglich gab er ganze Stöße von Einschreibebriefen zur Post und empfing dafür ebenso umfangreiche Sendungen durch den Briefträger zurück.

Einstmals durchblätterte der mit so vielen Körben Bedachte seine genau geführte Briefliste und fand zu seiner Ueberraschung, daß eine Zeitung, der er schon vor längerer Zeit seine Novelle zugesandt, diese weder zurückgesandt, noch irgend welche Antwort erteilt hatte. Diese Wahrnehmung bewog ihn, sich sofort mit dem fraglichen Blatte in Verbindung zu setzen und anzufragen, was man mit dem bewußten Beitrage zu tun gedenke.

Schon zwei Tage später erfolgte die Antwort, daß die Redaktion keine Novelle von ihm erhalten habe. Die Nachricht bereitete dem Absender Verdruß; derselbe schwand jedoch sehr bald, als er sich die Folgen vergegenwärtigte, die ein in Verluft geratener eingeschriebener Brief unbedingt nach sich ziehen mußte. Unverzüglich ersattete er der Postbehörde eine Anzeige betreffs der vermutlich verloren gegangenen Sendung und bat zugleich, die notwendigen Nachforschungen anstellen zu wollen, damit er wieder in den Besitz seines Eigentums gelange.

Der sehnlichste Wunsch des Kellamierenden war, das in Rede stehende Objekt möchte nicht aufzufinden sein; alsdann stand ihm eine Entschädigung von 60 Mark zu. Dem Wortlaut der Wette nach aber konnte diese Summe ganz gut als Ertrag bezeichnet werden, den ihm seine Novelle gebracht.

Die Hoffnung, vor den Augen irgend einer Redaktion noch Gnade mit seinem Nachwerk zu finden, hatte er längst aufgegeben, und so blieb denn dieses zufällige postalische Versehen ihm als letzter Rettungsanker in seinen schriftstellerischen Nöten. Mit fieberhafter Ungeduld wartete er auf einen definitiven Bescheid von der Postdirektion, denn Tag auf Tag verging und der Termin zur Entscheidung der Wette stand nahe bevor.

Mißgestimmt ging Waldig eines Morgens auf sein Bureau, als der Briefträger ihm unterwegs ein amtliches Schreiben einhändigte. Dasselbe sofort erbrechend, erhielt er die Mitteilung von der Postbehörde, daß sein als verschunden angezeigter Brief trotz aller angestellten Recherchen nicht aufzufinden gewesen sei, und werde er daher aufgefordert, sich innerhalb dreier Tage die gesetzliche Entschädigung auszahlen zu lassen.

Ein Schmunzeln glitt über seine Züge, als er das Schriftstück in die Tasche steckte, während er vor sich hinhimmelte: „So, nun kann ich die Gesellschaft doch mal ein bißchen hinter's Licht führen!“

Nachdem er nachmittags den Betrag von 60 Mark bei der Postkasse erhoben hatte, versüßte er sich in denbar bester Laune zu der abendlichen Zusammenkunft in die „Alte Schraube“.

Die Anwesenden, denen seine gedrückte Stimmung in der letzten Zeit nicht entgangen war, konnten nicht umhin, ihre freudige Ueberraschung auszudrücken, als sie ihn lächelnden Anfluges eintreten sahen, und in ironischer Weise gab man der Vermutung Raum, sein Manuskript habe sicherlich einen unerwartet glänzenden Ertrag geliefert, denn, so verlautete es rings im Kreise: „Was lange währt, wird endlich gut!“

Waldig suchte mit den Achseln, ließ im übrigen aber die Neugierigen völlig im Unklaren über die Veränderung, die sich auf seinem Gesicht seit der gestrigen Zusammenkunft vollzogen hatte.

Als die Tafelrunde vollständig beisammen war, erhob sich plötzlich das schriftstellernde Mitglied und ließ sich also vernehmen:

„Geehrter Herr Vorsitzender! Sie boten mir seiner Zeit eine Wette an, daß die von mir geschriebene Novelle keine Quelle der Einnahme für mich bilden werde. Ich ging auf den Vorstoß ein und kann Ihnen, sowie der ganzen ungläubigen Gesellschaft heute die Mitteilung machen, daß Sie — hineingefallen sind! Hier dieser Beutel enthält bare 60 M., freilich eine Summe, die meinen Erwartungen nicht ganz entspricht, da sie aber den Ertrag meiner Erstlings-

arbeit repräsentiert, so will ich mich damit begnügen, zumal ich dadurch in die Lage versetzt werde, als Sieger auftreten zu können."

Allgemeines Erstaunen erweckten diese Worte, und man bombardierte den glücklichen Gewinner mit Fragen, wer das Geld dafür bezahlt habe.

"Ich erkläre ausdrücklich und bestätige es mit meinem Wort", rief schließlich der in die Enge Getriebene, "daß ich obigen Betrag für mein Opus vereinnahmt habe, auf weitere Details lasse ich mich, wenigstens heute, nicht ein, da die Abmachungen mich keineswegs dazu verpflichten."

So mußten sich denn der Rektor und die übrigen Anwesenden zufrieden geben, da es absolut nicht aus dem Verschwiegenen herauszupressen war, wer sich zur Zahlung des fraglichen Geldbetrages herbeigelassen hatte.

Am nächsten Sonntage kam der hineingefallene Wettlustige in der Stammkneipe seinen Verpflichtungen nach.

Nachdem man geraume Zeit froh gelaunt beisammen gesessen, ward Waldig von vielen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß es nunmehr wohl angebracht sein dürfte, zu berichten, wer seine Arbeit genommen habe. Dem fortwährenden Drängen gab der Gefragte endlich nach, indem er feierlich erklärte: "Die Post!"

"Ja, aber welche Post!" hieß es von allen Versammelten, "wir haben im Deutschen Reich eine Menge Blätter, die diesen Namen führen."

"Aun, natürlich keine andere als die „Deutsche Reichspost“!" pläzte Waldig heraus, "denn daß ich mich an kein „Kurfbblatt" wenden werde, liegt doch auf der Hand."

"Aber, Freund," ließ sich der Rektor vernehmen, "das Ding erregt meine Verwunderung, ein Blatt von dem Kusse, das nebenbei so wählerisch bei der Auswahl seines Lesestoffes ist, läßt sich herbei, Ihr Opus nicht allein anzunehmen, sondern auch zu honorieren, und zwar recht anständig! Die Sache scheint mir einen Haken zu haben!"

"Durchaus nicht," entgegnete Waldig, "die Annahme des Manuscripts liefert mir den Beweis, daß die Arbeit einen innerlichen Wert besitzt, den nur der Mann der Feder, also hier der berufene Fachmann zu schätzen weiß. Uebrigens will ich als aufrichtiger Mensch die Erklärung abgeben, daß ich selbst höchlichst überrascht war, als mir die betreffende Mitteilung wurde. Und daß ich ebenso gespannt bin, mein Werk, mit Druckerzwärze" vervielfältigt zu sehen, wie Sie, verehrte Anwesende, denen die Neugierde auf den Geschickern geschrieben steht, brauche ich kaum beizufügen. Wir müssen uns aber gedulden, denn an einen baldigen Abdruck ist wegen zu reichlicher Stoffansammlung nicht zu denken."

Mit diesen Erklärungen mußte sich die Gesellschaft zufrieden geben. Waldig aber, wenn auch Sieger, ließ es sich nicht nehmen, vor der Trennung eine „Litho-Batterie" anfahren zu lassen, geeignet, dem trefflichen Male den bestmöglichen Abschluß zu verleihen.



Nützliches fürs Haus.



— **Wurmstich an Zwergobstbäumen.** Oft hört man Klagen darüber, daß das Obst, namentlich Äpfel, nicht halten. Bei genanntem Nachsehen solcher Früchte zeigt sich in den meisten Fällen der Wurmstich der Obstmade als die Hauptursache. In manchen Jahren und bei gewissen Sorten ist der hierdurch entstandene Schaden ganz bedeutend. Aus der Puppe genannten Schädling entwickelt sich im Vorfrühling ein graubrauner, nicht sehr großer Schmetterling. Das Weibchen legt seine Eier an die unreifen Äpfel und Birnen. Nach einigen Tagen schlüpfen die Jungen aus; die Raupe bohrt sich in die Frucht ein; wenn sie ausgewachsen ist, so verläßt sie dieselbe und sucht einen sicheren Versteck in der Rindenborke oder einem sonstigen Schlupfwinkel am Baume. Findet man, daß an Zwergobstbäumen einzelne besonders wertvolle, noch nicht ausgewachsene Früchte vom Wurm angebohrt sind, so kann man dieselben noch retten, indem man eine glühende Nadel in das Bohrloch steckt, hierdurch den Wurm vertilgt und dann mit weichem Wachs das Loch wieder schließt. Bei rechtzeitiger und sorgfältiger Ausführung dieser Operation wird, wenn die Frucht baumreif ist, die Beschädigung kaum wahrgenommen.

— **Zur Heilung des Krebses bei Apfelbäumen.** Es ist notwendig zunächst die Ursache seiner Entstehung festzustellen. Nährt die Krankheit vom naßkalten Boden her

so leistet Zufuhr von Bauschutt und Straßenabraum gute Dienste; ist Kasse im Untergrund die Ursache, so empfiehlt sich die Drainage. Unfruchtbarer oder zu Humusreicher Boden kann auch den Krebs begünstigen, da er ein zu schwammiges Rindengewebe erzeugt. Eine rationelle Bodenmischung ist hier angezeigt. Sorten, welche für die gegebene Lage und die Verhältnisse nicht passen, begünstigen den Krebs. Es gibt Apfelsorten, welche fast allgemein in gewissen Lagen und Bodenarten vom Krebs befallen werden. Da die Uebertragung der Krankheit zuweilen auch durch Pfropfreiser geschieht, so ist beim Bezuge derselben Vorsicht geboten. Beim Ausschneiden der Krebswunden ist darauf zu achten, daß keine Spur der Rinde zurückbleibt. Die Wunde wird mit Leer überdeckt. Wird geschnitten, während der Baum im Saft ist, so soll vor dem Auftragen des Leeres der ausgeschchnittene Rand der Rinde mit Lehm überdeckt werden, was nachteilige Folgen verhütet.

— **Fettflecken aller Art aus Stoffen zu entfernen.** Der betreffende Stoff wird mit einer Watte- oder Leinwandunterlage über ein Plättchen gelegt, Terpentinspiritus aufgeträufelt und sogleich pulverisierte Boluserde auf die befeuchtete Stelle und noch darüber hinaus dick aufgestreut. Der Stoff bleibt so einige Zeit liegen und dann wird die Erde behutsam abgenommen und der Fleck ist sogleich mit entfernt. Das Ausstreuen muß aber sofort geschehen, und ist am besten, wenn zwei Personen dabei tätig sind, so daß ganz schnell mit dem Terpentinausträufeln auch der Bolus aufgestreut wird, um das Entstehen von Rändern zu vermeiden, die der Terpentinspiritus erzeugt.

— **Gefaltete Federn wieder herzustellen.** Man taucht die Feder etwa eine Minute in siedendes Wasser, ziehe sie schnell heraus und lasse sie bis zum Erkalten einige Zeit unter Wasser, welches nur lau ist, liegen. Die Wiederherstellung gelingt so wohl, daß man nicht anmerkt, daß die Feder gefaltet war.

— **Schmutzflecke aus wollenen Stoffen entfernt man,** indem man sie mit Kienöl oder verdünntem Salmiakspiritus reibt und mit reinem Wasser nachwäscht. Im übrigen beseitigt man Schmutzflecke am besten, mit alkalischen oder seifenartigen Fleckmitteln; oft genügt aber auch das Waschen mit Kleienwasser.

— **Wanzeninsektur.** Man stellt 200 Gr. Tabakstinktur durch dreitägiges Digerieren von 40 Gr. ordinärem Rauchtabak in 200 Gr. 45prozentigem Spiritus her, löst darin 6 Gr. Bor säure und setzt 6 Gr. Karbolsäure und 12 Gr. Salicylsäure zu. Schließlich wird mit 1 Gr. Zitronensäure parfümiert und filtriert. Man reinigt die Möbel, Bilderrahmen etc., wo sich Wanzen oder deren Brut aufhalten, mit starker, heißer Lauge und bestreicht darauf dieselben mittels eines heißen Pinsels zwei- bis dreimal mit dieser Tinktur. Beim Tünchen oder Malen schützt man sich gegen die Vermehrung dieses Ungeziefers, wenn man zum ersten Anstrich 3-4 Flaschen dieser Tinktur einrührt.

— **Sodawasser zu bereiten.** Will man Sodawasser im kleinen selbst bereiten, so bedarf man zu einem Krüge acht Gramm pulverisierte Weinsäure, 10 Gramm doppeltkohlensaures Natron und 32 Gramm pulverisierten Zucker. Nachdem man Zucker, die Weinsäure und zuletzt das Natron in das Wasser getan hat, wird der Krug recht fest verkorkt. Der Zucker kann auch weglassen.

— **Um Holzgeschirre, Küchentische und Stühle, Holzlöffe** usw. blendend weiß zu erhalten, scheure man sie mit Steinsägeland, den man in jeder größeren Bildhauerei bekommt. Man scheure die Sachen ohne Anwendung von Seife und Soda, spüle sie erst mit kochendem und darauf mit kaltem Wasser nach.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weichem rosigen Teint, garter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Baderbeul, à Stück 50 Pf. überall zu haben

Anfere Bilder.

— Die frühere Kaiserin Eugenie, die Witwe Napoleons III., hat kürzlich dem englischen Flugtechniker Kapitän Cody in Alderschott, einen Besuch abgestattet. (Siehe Abbildung Seite 353.) Die 83jährige Witwe Kaiser Napoleons III. ist ein lebendes Beispiel dafür, wie vergänglich Macht und Ansehen sind. Als im Jahre 1853 die schöne spanische Gräfin Eugenie von Montijo dem Kaiser von Frankreich zum Altar folgte, durfte sie sich stolz als eine der mächtigsten Fürstinnen Europas bezeichnen, und heute führt sie, von der Welt fast vergessen, ein völlig unbeachtetes Dasein. Siebzehn Jahre lang schwang sie das Zepter ihrer Macht; dann aber kam der von Napoleon III. freventlich heraufbeschworene Krieg mit Deutschland und mit ihm der jähe Zusammenbruch des französischen Kaiserthums. Napoleon III. wurde als Gefangener auf das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel gebracht und seine Gemahlin mußte flüchtend Paris und Frankreich verlassen. In einer Droschke fuhr sie zu dem amerikanischen Zahnarzt Evans in Paris, der sie an die Küste von Boulogne brachte. Ein scharfer Wind blies und sein Schiff wollte die Ueberfahrt wagen. Endlich erklärte sich der Eigentümer einer englischen Privatjacht, die im Hafen lag, Sir John Burgonne, bereit, die Kaiserin nach England zu bringen. Die Fahrt war, wie vorauszusehen, eine höchst gefährliche, und einige Stunden lang schwebte das schwache Schiff in der Gefahr des Unterganges. Die unglückliche Kaiserin achtete nicht des Aufruhrs der entseesselten Elemente. In sich versunken sah sie da. Die Nähe des Todes hatte für die gestürzte Kaiserin keine Schrecken mehr. Endlich brach die Sonne durch die Wolken, die Wogen glätteten sich. Southampton kam in Sicht — die Kaiserin war gerettet. Seitdem weilt die ehemalige Kaiserin gern in England. Mit der Familie ihres Retters, der noch lebt, verbinden sie bis zum heutigen Tage freundschaftliche Beziehungen.

— Kronprinz Alexander von Serbien. (Siehe Abbildung Seite 356) bezieht als Student die Universität Bonn. Prinz Alexander ist der zweite Sohn des Königs Peter von Serbien und wurde zum Thronfolger bestimmt, nachdem sein älterer Bruder Georg wegen geistiger Minderwertigkeit auf die Thronfolge verzichten mußte.

— Den neuen Lordmayor von London, John Knill, zeigt unsere Abbildung Seite 356. Sir John, dessen Vater bereits diese höchste Würde der Londoner City bekleidete, gehört dem katholischen Bekenntnisse an.

— Reichsgerichtspräsident Freiherr v. Sedendorf. (Siehe Abbildung Seite 356.) Das Reichsgericht der höchste deutsche Gerichtshof für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten und für Strafsachen blickt jetzt auf ein dreißigjähriges Bestehen zurück. Es hat seinen Sitz in Leipzig, und Freiherr von Sedendorf ist der vierte Präsident, unter dessen Leitung es steht. Der erste Präsident war Eduard von Simson (1879 bis 1891), der zweite Karl von Dehlschläger (1891 bis 1903), der dritte Otto Guibrod (1903 bis 1905).

Zur Unterhaltung.

— Boshast. A.: Hat denn der Raier noch immer keine Anstellung? — B.: Ach, so viel Protektion gibt es ja gar nicht, wie der Kerl bei seiner Dummheit nötig hätte!

— Gut gesagt. „Die beiden Neuvermählten drüben leben wie die Wachteln — nur umgekehrt.“ — „Wieso denn?“ — „Na, bei den Wachteln schlägt das Männchen, und bei den Leuten drüben das Weibchen.“

— Kurzer Bescheid. „Was ist dir denn bei der gestrigen Illumination am meisten ins Auge gefallen?“ — „Kohlenruß!“

— Zurückgegeben. „Sie, Schaffner, wann geht denn endlich dieser Bummelzug ab?“ — „Nun, wenn die Bummler alle beisammen sind.“

— Hartnäckig. A.: Sie müssen doch viel Geld besitzen, wenn Sie, wie ich höre, so viel Vergnügungen mitmachen? — B.: Bewahre, ich bin jeden Abend zu Hause. — A.: Na, dann müssen Sie aber doch kolossal viel sparen!

Rätselecke.

Begriffsbild.



Wo ist der Gärtner?

Zahlen-Rätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	eine Stadt in Deutschland.
2	7	3	6	10	7			männlicher Vorname.
3	9	10						Kunstwerk.
4	5	2	10	1				Himmelskörper.
5	6	3	11	2				Vogel.
6	7	8	2	10				Kraubtier.
7	12	1	6	3				deutscher Fl.
8	9	2	10	2	4	2		wröblicher Vorname..

Rätsel.

Verächtlich wer mit meinem Wort
Den Gegner zu bekämpfen strebt
Und feig vor offnem Streite bebt,
—
Streich man das letzte Zeichen fort
Und stellt die anderen um sodann,
So nennt es, was eben jetzt
Den lieben Leser wohl ergötzt:
Run rate, wer da raten kann!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer

Rätsel: Adam.

Rebus: Kommt Zeit, kommt Rat.



Eine Verwechslung.

Erzählung von E. Borges.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich kann nicht,“ schluchzte sie, und ein herzdurchdringender Schrei entrang sich der gequälten Brust. „Sehen Sie

denn nicht, daß ich jede Möglichkeit abgeschnitten habe und daß eine Umkehr jetzt undenkbar ist! O! wie bitter habe ich meine Tat bereut, aber sie läßt sich nicht umgesehen machen!“

„Darf ich die schwere Last von Ihren Schultern nehmen und dem Konful schreiben, daß Sie noch leben und hier sind?“

Sie schüttelte traurig das Haupt.

„Er würde mir nie verzeihen,“ schluchzte die junge Dame, nie, nie! Ich bitte Sie, Herr v. Wehlau, verraten Sie mich nicht — bewahren Sie mein Geheimnis.“

„Ich will es traulich bewahren, weil Sie es wünschen,“ gelobte er. „Es ist aber sonderbar, daß Sie gerade nach Buchendorf kommen mußten. Wussten Sie, wo Frau Doktor Trent wohnte?“

„Gewiß, ich war ja gerade auf dem Wege hierher,“ gestand sie. „Sie sind ein Mann, Sie werden daher kaum meine Gefühle verstehen können und es unbegreiflich finden, daß ich gerade hier leben wollte. Aber ich sehnte mich danach, von ihm mit Leuten zu sprechen, die ihn gekannt haben, seine Bestimmung zu sehen, wo er als Kind gelebt hat.“

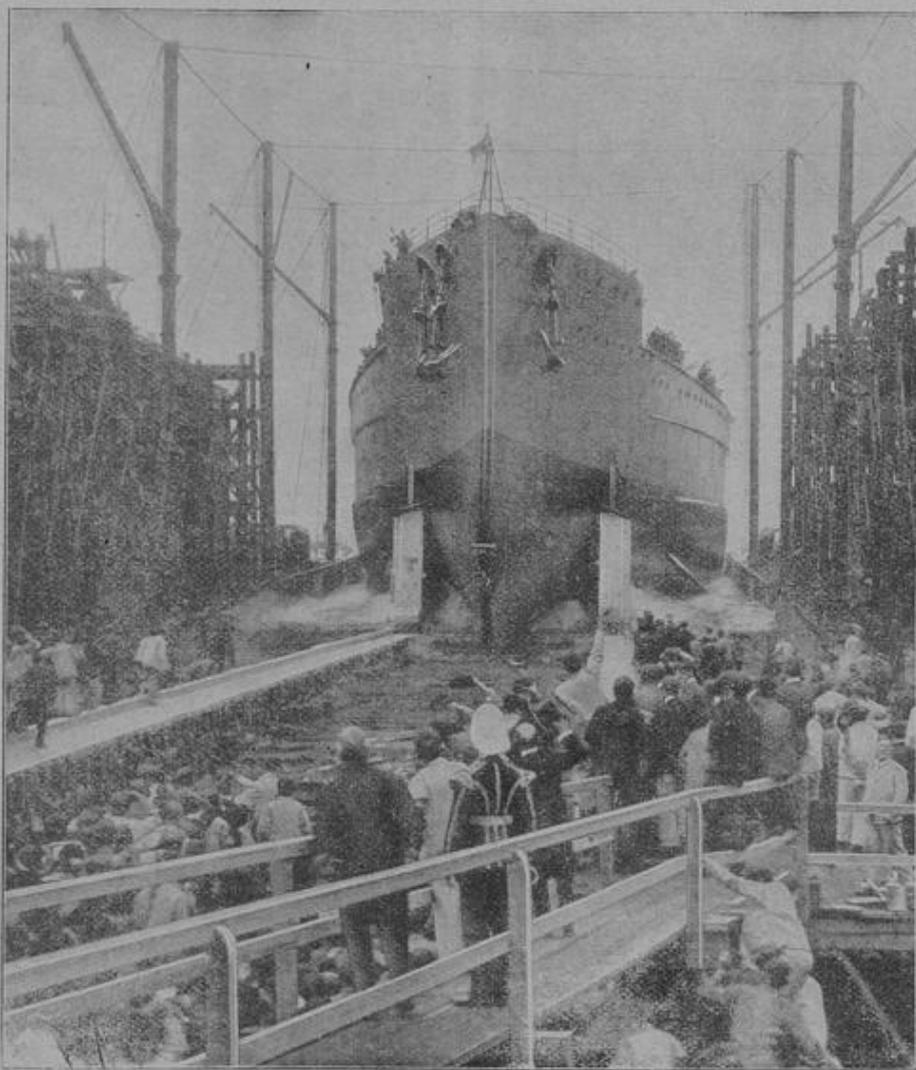
Als Eva aus dem Paradies getrieben wurde, kann sie den Verlust nicht schmerzlicher empfunden haben, als ich, wenn ich den Edelhof verlasse.“

Er reichte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, ich verlasse noch heute diese Gegend,“ sagte er düster. „Ich könnte jetzt keinen längeren Aufenthalt hier mehr ertragen.“

Die Gouvernante lehrte allein heim. In ihrem kleinen, behaglichen Zimmer verschloß sie die Tür und weinte bitterlich. Dann las sie die Zeitung, die Johanna ihr mitgegeben.

„Ich glaube jetzt deutlich zu sehen, wie die Sache zusammenhängt,“ flüsterte sie halblaut mit einem schwachen Lächeln. „In der Stunde der Gefährdung hat Agathe von meiner Laune erzählt und mein Geheimnis entdeckt.“



Das größte Kriegsschiff der Welt: Der neue englische Dreadnought „Neptune“.

Der Graf schrieb nur die Wahrheit, als er berichtete, er habe Frau Zellberg nicht gesehen; aber er hat Agathe gesehen, vielleicht ihr Leben gerettet. Wie dem auch sei, sie ist jetzt seine Gattin! Meine geliebte Schwester, die ich schon lange als tot beweinte, ist jetzt sehr glücklich! Ich habe ihr auf dem Schiffe schweres Unrecht getan; ich darf jetzt ihr Glück nicht mehr trüben."

Mit diesem Entschluß barg sie von neuem ihr Antlitz in den Händen und weinte bitterlich.

6. Kapitel.

Frau Dr. Trend ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Zum erstenmal in ihrem heiteren Leben fühlte sie sich mißmüthig und verstimmt. Ihr alter Freund, der kleine Werner, der seit acht Tagen Buchendorf verlassen — ohne Abschied zu nehmen, das war mehr, wie ihr gutes Herz vertragen konnte. Dazu kam noch, daß ihre gute Freundin, die Gouvernante, wie ein Schatten einhererschlich, und Johanna hatte noch dazu ihr, der guten Frau Doktor, die bittersten Vorwürfe gemacht, für das leibliche Wohl der jungen Dame nicht genügend zu sorgen.

"Ich fühle mich ganz wohl," versicherte Fanny auf eine dießbezügliche Frage, „aber ich habe viel Leid und Sorge, dieses wird umso schwerer, da ich sie allein zu tragen habe."

"Ich habe eine Botschaft für Sie, die ich Ihnen endlich mittheilen muß, wiewohl ich mich ungern um die distretten Angelegenheiten anderer kummere," bemerkte Frau Trend.

„Eine Botschaft?“ Eine lebhafteste Röthe ergoß sich über die bleichen Wangen der Gouvernante, um sogleich einer tödlichen Blässe zu weichen. „Es kann keine Botschaft von irgend einem Menschen sein, den ich kenne."

„Sie ist von Frau v. Wehlan," fuhr die ältere Dame eifrig fort, denn ihr Auftrag war ihr peinlich. „Sie ist eine gute Frau und durchaus nicht hochmüthig, obgleich sie sehr reich ist. Sie ahnt, daß ihr Sohn Werner Sie liebt, und ich soll Ihnen sagen, daß Sie ihr als Tochter herzlich willkommen sind. Weinen Sie doch nicht, mein liebes Kind, sie meint es gut mit Ihnen; aber Sie brauchen ihn ja nicht zu heiraten, weil seine Mutter es wünscht. Aber Werners plötzliche Abreise und Ihr verändertes schlechtes Aussehen brachte mich auf den Gedanken, daß Frau v. Wehlan recht haben möchte."

Die Gouvernante schüttelte energisch ihr Haupt.

„Nicht?" rief Frau Trend sichlich erleichtert; „nun, so freue ich mich, daß wir Sie noch nicht so bald verlieren. Werner ist ein guter Mensch, und dennoch wollte es mir nicht in den Sinn, daß er als Gatte für Sie paßte. Aber Sie würden glücklicher sein, wenn Sie Ihr eigenes Heim hätten."

„Ich werde niemals glücklich werden."

„O gewiß, Sie sind noch so jung," tröstete die Freundin; „gleich vom ersten Augenblick an, als ich Sie in Wiesbaden sah, dachte ich mir, daß Sie den Schmerz des Lebens schon bitter erfahren hätten."

„Sie haben recht gedacht."

„Theilen Sie Ihre Sorgen mir mit. Bedenken Sie, es ist eine Erleichterung, das Herz auszusütteln, seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen zu würdigen weiß."

„Niemand kann mir helfen!" weinte die arme Gouvernante, „niemand in der ganzen Welt. Ich war unglücklich und zürnte meinem Gatten. Ich wollte nie zu ihm zurückkehren, darum verbreitete ich das Gerücht von meinem Tode."

Frau Trend prallte entsetzt zurück; diese Enthüllung hatte sie nicht erwartet. Daß aber ihre Gouvernante die vermählte Frau Zellberg sei, kam ihr gar nicht in den Sinn.

„Sie sind ihm heimlich entflohen?" fragte sie daher befüßt und legte sanft ihren Arm um den Hals der Weinenden.

„O nein! Ich war krank, und er sandte mich fort."

„Wann war das?"

„Im Frühjahr. Er muß die Nachricht von meinem Tode bald nachher empfangen haben. O, ich weiß selbst kaum, was ich getan habe! Es ist gerade, als sei ich lebendig begraben, so unglücklich fühle ich mich."

„Lieben Sie ihn, Fanny?"

„Ich wußte selbst nicht, wie sehr ich ihn liebte, bis ich die Nachricht von meinem Tode ausgestreut hatte, und mit Freuden würde ich mein Leben dahingeben, wenn ich ihn nur noch einmal wiedersehen dürfte."

„Mein armes, törichtes Kind!"

„Ich war so jung, so unerfahren, als ich heiratete," fuhr die Gouvernante weinend fort, „und er war ein ernster, strebsamer Mann. Er liebte mich nicht und glaubte, daß ich ihn nur geheiratet habe, um zu Reichtum und Ansehen zu gelangen. Da wurde ich krank und elend. Er wollte mich zu seinen Verwandten schicken, die mich gar nicht kannten; — da kam es mir in den Sinn, ihn zu täuschen."

„Mein Kind, Sie müssen zu Ihrem Gatten zurückkehren," sagte Frau Trend so liebevoll, als tröstete sie eines ihrer Kleinen. „Ihr Platz ist an seiner Seite."

„Ich kann es nicht! Er zürnt mir — er würde mir nie verzeihen."

„Sie sagten soeben, daß Sie Ihre Liebe zu ihm bei der Trennung erst recht erkannt hätten; glauben Sie denn nicht, daß in seinem Herzen dieselben Gefühle erweckt sind?"

„Sie verstehen mich nicht. Mein Gatte würde mir nie verzeihen; er ist reich — er würde denken, ich könnte die Armut nicht länger ertragen."

„Fanny, ändern Sie Ihren Entschluß," mahnte die Freundin ernstlich, „sehen Sie denn gar nicht ein, welches Unglück Sie veranlassen können? Werner wollte Sie heiraten —"

„Er weiß es," unterbrach Fanny erregt, „ich habe offen mit ihm gesprochen."

„Aber dennoch sehen Sie nicht ein, daß Ihre törichte Handlung die traurigsten Folgen haben muß?" fuhr Frau Trend unbeirrt fort. „Ihr Gatte — Sie für verunglückt und tot haltend — könnte eine zweite Ehe schließen, und diese Frau hätte kein rechtmäßiges Anrecht an seinem Namen. Um seinetwillen verhindern sie ein solches Unglück, und kehren Sie zu ihm zurück, wie es auch Ihre heilige Pflicht ist."

Wie durch Folterqualen gepeinigt schrie sie schmerzlich auf.

„Daran habe ich nie gedacht!" stöhnte sie endlich. „Ich kann den Gedanken kaum fassen, eine andere auf dem Platz zu sehen, der mir rechtmäßig gehört."

„Das könnte leicht geschehen, wenn Sie es nicht verhindern. Bedenken Sie, was ich Ihnen sage und schreiben Sie Ihrem Gatten. Jetzt muß ich Sie verlassen. Mein Mann wartet gewiß schon lange auf mich. Wir müssen nach Schloß Berged fahren; denn wir haben Johanna Zellberg versprochen, den jungen Grafen — der in diesen Tagen von seiner Hochzeitsreise zurückkehrte — zu fragen, ob er uns Einzelheiten über ihre arme unglückliche Verwandte geben kann. Wir tun es nicht gern; er ist gewiß genug mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Aber sie war mit ihm auf demselben Schiffe, er muß sie oder die Schwester, die später in Marseille starb, doch gekannt haben."

Die Gouvernante blickte flehentlich zu ihrer mütterlichen Freundin empor.

„Wollen Sie mir ganz genau berichten, wie die junge Gräfin aussieht — ich möchte wissen, ob sie glücklich ist," hauchte sie matt.

„Sie muß sehr glücklich sein, denn der junge Graf hat das edelste Herz in der Welt."

Das Glück war ihnen nicht günstig, denn als der Doktor mit seiner Gattin auf Schloß Burged ankam, war der junge Graf auf der Jagd. Gertrud fand zu ihrer Ueberraschung die junge Gräfin gar nicht fremd; ihre Gesichtszüge, die Sprache, sogar die Bewegungen schienen ihr ganz bekannt.

„Ich muß sie früher gekannt haben," sagte sie im Laufe des Gespräches, „nur kann ich mich nicht entsinnen, wo und wann."

Die Gräfin lächelte.

„Ich bin noch niemals vorher in Deutschland gewesen, also ist an eine frühere Begegnung wohl kaum zu denken. Allein Aehnlichkeiten kommen oft im Leben vor."

„Jetzt weiß ich's," jubelte Frau Trend, „die Aehnlichkeit ist wirklich auffallend. Aber unsere Gouvernante hat gar keine Verwandte in der Welt, das arme, gute Kind!"

„Sie hat wenigstens in Ihnen eine treue Freundin," lächelte die junge Gräfin, „und ich empfinde Theilnahme mit ihr, den ich sehe auch allein, ohne Verwandte in der Welt." Endlich wagte Gertrud von dem Auftrage zu sprechen, den Johanna ihr gegeben hatte.

Die Gräfin schüttelte traurig das Haupt.

„Wir wissen gar nicht, was aus Frau Zellberg geworden ist," sagte sie wehmüthig. „Ich bedauere aufrichtig ihren Gatten und ihre Freunde, aber ich glaube kaum, daß sie gerettet wurde."

„Ich will das Johanna erzählen; sie kann sich noch gar nicht über den Verlust trösten,“ erwiderte Frau Trend. „Wenn sie nur wenigstens die junge Verwandte gesehen, oder sie gepflegt hätte, so würde es minder schrecklich sein. Die beiden Damen hatten ein trauriges Loos. Frau Zellberg verunlückte auf einem brennenden Schiff; die Schwester starb in Marseille.“

„Wissen Sie, wo die Schwester begraben wurde?“ fragte die Gräfin plötzlich. „Wir waren in Marseille und forschten überall nach, aber selbst im Totenregister war der Name nicht zu finden.“

„Wie sonderbar! Ich las selbst den Brief, den eine Dame an Johanna Zellberg schrieb und die den Tod anzeigte; aber den Namen habe ich vergessen.“

Doktor Trend trat mit seiner Gattin den Rückweg an. Schweigend fuhren sie dahin. Gertruds Gedanken waren zu sehr mit dem Geheimnis beschäftigt, das die Gouvernante ihr anvertraut hatte, und fühlte sich zu einer Unterredung nicht aufgelegt. Endlich unterbrach sie das Schweigen. „Hindest du nicht eine große Ähnlichkeit zwischen der Gräfin und unserer Gouvernante?“

„Nein!“ versetzte er schnell. „Fräulein Wildhagen ist immer traurig, aber die Gräfin strahlt vor Glück und Freude.“

Noch am selben Abend kam die Gouvernante zu Frau Trend.

„Wie sieht die Gräfin aus?“ fragte sie gespannt

„Sie ist sehr schön.“

„Ist sie glücklich?“

„Welch eine Frage! Freude, Glück und Zufriedenheit leuchten aus ihrem Antlitz. In wenigen Tagen wird ein großes Fest auf dem Schlosse veranstaltet; alle benachbarten Edelleute werden zur Begrüßung des neuermählten Paars eingeladen. Da werden Sie sie kennen lernen, denn wir werden auch erwartet.“

Die Gouvernante begann heftig zu zittern.

„Ich kann nicht hingehen — ich darf es nicht. Lassen Sie mich zurück; ich stehe um diese Gunst.“

„Aber, mein liebes Kind, warum wollen Sie sich von aller Gesellschaft zurückziehen? Ich erzählte von Ihnen, nannte Ihren Namen, aber er schien der Gräfin gar nicht bekannt zu sein. Da sie auch niemals vorher in Deutschland gewesen ist, so ist es auch unmöglich, daß sie mit Ihnen bekannt ist. Sie hat auch keine Verwandte in der Welt, aber eine auffallende Ähnlichkeit mit Ihnen.“

Doch die Gouvernante schien kaum zu beachten, sie flehte nur mit matter Stimme:

„Ich kann nicht hingehen — lassen Sie mich zurück!“

Es war ein kalter, regnerischer Novembertag. Weißgrau hingen schwere Wolken am Himmel, ein schneidender Wind ächzte und stöhnte in den Wipfeln der uralten Bäume, und die wenigen Leute, die heute im Freien waren, hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel.

Doch in den behaglich durchwärmten und festlich geschmückten Gemächern auf Schloß Burgaed spürte man nichts von dem tobenden Unwetter. Ein Wagen nach dem andern hielt vor dem hohen geöffneten Portal und die zahlreichen Gäste versammelten sich zu einem frohen Festmahl.

Kreilich, nicht alle waren erschienen. Frau Dr. Trend hatte nicht so leicht alle Ueberredungskunst aufgegeben, um die Gouvernante zur Teilnahme an dieser Festlichkeit zu bewegen; jedoch das launige Schicksal spielte günstig der Widerstrebenden in die Hände. Fräulein Johanna Zellberg war an einer leichten Lungenentzündung erkrankt und bestand darauf, Nanni zur Unterhaltung um sich zu haben.

Die Krankheit war durchaus nicht gefährlich; aber das alte Fräulein war noch nie in ihrem Leben krank gewesen und daher eine schlechte Patientin. Sie erklärte dem Doktor ganz entschieden, daß sie die Festlichkeit auf dem Schlosse mitmachen würde, wenn er sich weigere, Fräulein Wildhagen zu ihr zu senden. — Der gute Doktor überredete seine Gattin dem Wunsche der Kranken zu willfahren, da er sonst für die Folgen nicht verantwortlich sein könne.

So wanderte die Gouvernante am nächsten Morgen durch Sturm und Wetter nach dem Edelhof.

Johanna lag im Bette. Ein leichtes Fieber hatte ihre Wangen geröthet; ihre Augen glänzten, aber dennoch wollte sie aufstehen, um ihre täglichen Obliegenheiten zu verrichten, und nur mit Mühe gelang es der jugendlichen Freundin, sie von diesem Vorhaben abzuhalten.

„Ich kann nicht verstehen, warum der Graf jetzt gerade diese große Festlichkeit gibt,“ sagte Johanna verächtlich, „es

liegt gewiß nichts Außergewöhnliches darin, eine Gattin heimzuführen.“

Die Gouvernante schwieg; sie wagte nicht, von der Gräfin zu sprechen, aus Furcht, ihr Geheimnis zu verraten, und die Kranke fuhr fort:

„Ich habe nie geheiratet, und ich freue mich darüber, denn die Zellbergs scheinen wenig Glück in der Ehe zu haben. Jedoch hoffe ich, daß Albert später eine neue Gattin erwählen und seine Besitzung wieder verwalten wird. — er Gedanke ist mir unerträglich, daß nach meinem Tode ein fremder Vetter mit seiner Herde Kinder hier wohnen sollte.“

„Er kann noch nicht kommen, bis auch Ihr ferner Bruder gestorben ist,“ warf die Gouvernante schüchtern ein.

„Nein, aber der Gedanke bringt mich jetzt schon zur Verzweiflung. Es würde viel besser sein, wenn Albert nur das Trauerjahr abwartete und dann wieder heiratete.“

„Kann er seinen Verlust so leicht verschmerzen?“

„Nein,“ rief Johanna erregt, „die Zellbergs haben alle ein edles, starkes Herz, er wird seine erste Gattin nie vergessen selbst wenn eine andere den Platz ausfüllt.“

Vielleicht hatte die Krankheit während der letzten Stunden einen ernsten Charakter angenommen, denn Johanna fühlte sich ermattet, und nach dem Mittagessen wollte sie ein wenig schlafen.

„Ich habe noch nie in meinem Leben ein Mittagsschlafchen gehalten,“ sagte sie, sich gleichsam entschuldigend, aber was soll ich anders tun, wenn der Doktor darauf besteht, daß ich das Bett hüten soll. Unten im Wohnzimmer ist es behaglich warm, dort amüsieren sie sich bis 4 Uhr, Nanni. Sie dürfen auch heute nicht zu Trends zurückkehren, denn ich habe Gertrud gesagt, daß Sie hier einige Tage bleiben sollen. Ich halte es überhaupt für viel richtiger, daß Sie immer bei mir bleiben. Gertrud kann leicht eine andere Erzieherin für ihre Kinder finden, aber ich finde keine Dame, die ich so gern haben möchte, wie Sie. So, Nanni, nun gehen Sie, unten liegen Zeitungen und Bücher schon bereit!“

Die junge Dame gehorchte, aber ein seltsam ängstliches Gefühl beschlich ihr Herz. Anfänglich war sie nur liebevoll und aufmerksam gegen Johanna gewesen, weil sie die Schwester ihres Vaters war, aber später hatte sie die eigenartige alte Dame lieben gelernt, und sie hina jetzt mit hingebender Zärtlichkeit an ihr. Der Doktor hielt gestern ihr: Krankheit nicht für erheblich, aber doch wollte es ihr scheinen, daß ihr Zustand sich in den letzten Stunden verschlimmert habe. Johanna hütete gehorsam das Bett — das war gewiß kein gutes Zeichen; daß sie aber jetzt schlafen wollte, erfüllte das Herz der besorgten Freundin mit Besorgniß.

Sie ließ sich in einem bequemen Sessel am Ofen nieder, aber sie konnte nicht lesen, ihre Gedanken weilten im Schlosse bei der allmächtigen Gräfin, und ein schmerzlicher Seufzer entfuhr ihren Lippen. Dann gedachte sie ihres Vaters. Wenn Johanna sterben sollte, so wäre mit dem Tod das letzte Band zerrissen, das ihren Väter an die Heimat fesselte; er würde in Indien bleiben und der entfernt verwandte Vetter mit seinen vielen Kindern nähme Besitz vom Edelhof in Buchendorf.

„Er liebt mich einst“ flüsterte sie dann, „aber ich war seiner Liebe nicht würdig. Er hat gewiß der Toten verzeihen — würde er auch der Lebenden verzeihen?“

Die alte Haushälterin trat leise ein, um Wein und Erfrischungen auf den Tisch zu setzen. Sie war seit länger als dreißig Jahren im Dienste der Zellbergs tätig gewesen und war ihrer Herrschaft sehr zugetan.

„Wie finden Sie heute das Fräulein?“ fragte sie, ehe sie das Gemach verließ.

„Schlechter. Sie sandte mich hinaus, damit sie ruhig schlafen könne. Ich glaube, das Fieber ist heftiger geworden.“

„So dachte ich auch. Ich habe den Kutscher schon nach dem Doktor geschickt, aber er war schon auf dem Schlosse. Heute abend muß er jedenfalls noch kommen. Sie bleiben doch einige Tage bei uns Fräulein Wildhagen?“

„Ja Fräulein Zellberg wünscht es.“

Die Haushälterin war gegangen. Die ungewohnte Ruhe im Hause — die Gouvernante war an das unruhige Hin- und Herrennen der Kinder gewohnt —, die behagliche Wärme dazu der beruhigende Gedanke, daß sie im Hause ihres Vaters sei, wirkte wohlthuend auf das erregte



Erzprinz Danilo von Montenegro und seine Gemahlin.

Gemüt der jungen Dame. Sie zog den Lehnstuhl näher zum Ofen, lehnte das müde Haupt zurück, ließ die Hände in den Schoß sinken und schlief bald ruhig und fest wie ein ermüdetes Kind. Sie hörte nicht einmal, daß die große Wanduhr vier schlug; sie schlummerte ruhig weiter, und die Haushälterin, die fest glaubte, daß die junge Dame längst in das Krankenzimmer ihrer Herrin zurückgekehrt sei, beschäftigte sich in der Küche mit der Zubereitung des Besperbrotes.

Plötzlich wurde laut an der Hausglocke gezogen. „Es wird jemand sein, der sich nach dem Befinden meiner Herrin erkundigt,“ dachte sie und öffnete die Tür.

Doch sichtlich überrascht trat sie zurück; sie glaubte ihren Augen kaum zu trauen. Vor ihr stand der Konsul aus dem fernen Indien, der nach langer Abwesenheit endlich in das Haus seiner Väter zurückgekehrt war.

„Guter Gott,“ rief sie bestürzt, „sind Sie es denn wirklich, Herr Albert?“

„Ich bin's“ versetzte er ernst. „Ich bin monatelang krank gewesen, und die Aerzte sandten mich zurück in meine alte Heimat. Ich wollte es meiner Schwester nicht schreiben, damit sie sich nicht ängstigte. Wie geht es ihr?“

Die Haushälterin verstand ihn vollkommen. Hätte Johanna gewußt, daß der Bruder dieselbe gefährliche Seereise machte, wie vor einem halben Jahre die unglückliche Verwandte, so würde sie vor Angst und Sorge erkrankt sein.

„Fräulein Johanna ist krank,“ versetzte sie auf die Frage des Bruders, „sie hütet sogar heute das Bett. — Fräulein Wildhagen ist bei ihr.“

„Ich kenne die Dame nicht. Ist Johanna gefährlich erkrankt?“

„Eine leichte Lungenentzündung,“ wie der Doktor sagt. „Es ist Feuer im Wohnzimmer, bitte, treten Sie ein, bis ich meine Herrin auf die unerwartete glückliche Nachricht vorbereitet habe.“

Der Konsul ging so ahnungslos in das bezeichnete Gemach, als ob er täglich hier gewesen und nur von einem kurzen Spaziergang heimgekehrt sei.

Es dunkelte bereits; das Unwetter hatte sich gelegt und langsam trat der Mond hinter den schwarzen Wolken hervor.

Der junge Hausherr näherte sich dem Ofen. Plötzlich haftete sein Auge auf der im Sessel schlummernden Gestalt. Er zündete ein Licht an — wie vom Blitz getroffen prallte er entsetzt zurück. War das wirklich seine Gattin? Hatte das Meer seine Opfer wieder gegeben oder war der schreckliche Bericht nur eine Täuschung gewesen? Hatte Elisabeth, deren Tod er tief betrauert, in der ganzen Zeit

in Buchendorf gelebt und wirklich gewartet, bis er kommen würde, sie zu holen?

Plötzlich öffnete die Schläferin ihre Augen, entsetzt fiel ihr Blick auf den vor ihr stehenden Mann und mit einem verzweifelnden Schrei sprang sie jäh auf.

„Ist es ein Traum? Bist du es wirklich, Albert?“

„Ich bin es, mein heißgeliebter Engel,“ rief er, und drückte sie zärtlich an seine Brust. „O Elisabeth, warum hast du mir das getan? Ich hatte dich als tot beweint und konnte das Leben nicht mehr ertragen, ohne dein Angesicht wieder zu sehen.“

„Das war einst nicht dein Wunsch,“ hauchte sie tonlos. „Elisabeth!“ rief er vorwurfsvoll.

„Bist du gekommen, um mich zu holen? Liebst du mich denn wirklich? oder siehst du noch unsere Ehe als eine Torheit an?“

„Wie oft habe ich schon meine damaligen bösen Worte bitter bereut; kannst du mir verzeihen?“ und aufstöhnend bei der Erinnerung an den erlittenen Schmerz barg er sein Gesicht in beide Hände.

„Ich habe dir längst vergeben,“ flüsterte eine zärtliche Stimme neben ihm und tränenüberströmt ließ sie ihr Antlitz auf seiner Schulter ruhen. Laut aufjubelnd umschloß Albert die Geliebte, aber was sich die beiden in diesem glücklichen Augenblick alles zu sagen und zuzulüftern hatten, das alles sah und hörte nur der Mond, der durch die entlaubten Bäume durch die unverhüllten Fenster in das Gemach blickte.

„Wie hast du die Verwechslung nur möglich gemacht?“ fragte der Gatte endlich, als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war.

„Es war so leicht. An Bord der „Arcadia“ kannte man uns nicht, meine Schwester gab auf vieles Bitten nach, meinen Namen zu tragen. Ich war in dem ersten Rettungsboot, kam nach Marseille, und in unseliger Verblendung gab ich mich für tot aus!“

„Elisabeth!“

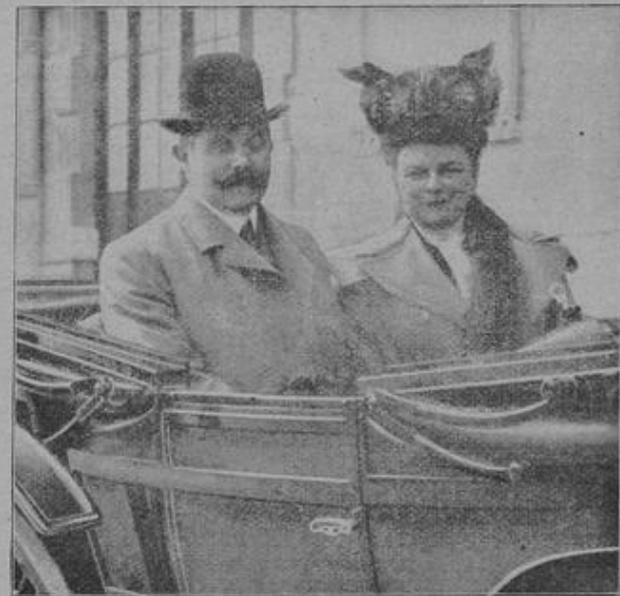
„Verzeih mir, Geliebter, ich habe meine Sünde schwer gebüßt. Aber ich mußte von dir sprechen, von dir hören, darum kam ich hierher. Johanna liebt mich —“

Die Haushälterin öffnete hastig die Tür.

„Das Fräulein scheint kränker zu sein, — ich wagte nicht, von Ihrer Ankunft zu sprechen, um sie nicht zu erregen. Sie liegt im heftigen Fieber und ruht in ihrer wilden Phantasie beständig nach ihrem Vater.“

„Der Arzt muß sofort benachrichtigt werden,“ entschied der junge Herr bestürzt.

„Das ist ein trauriger Empfang bei Ihrer Rückkehr, Herr Albert,“ stammelte die erschrockene Dienerin. „der Kutscher



Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, und seine Gemahlin, die jetzt durch Kaiser Franz Josef von Oesterreich zur Herzogin von Hohenberg ernannt wurde.

soll sofort nach Schloß Burged fahren, um von dort den Arzt zu holen."

"Darf ich in das Krankenzimmer gehen?" wandte sich Elisabeth an die erfahrene Haushälterin.

"Fürchten Sie sich nicht? Die Kranke ist augenblicklich sehr unruhig, und Sie sind nicht an Krankenpflege gewöhnt."

"Ich fürchte mich nicht!"

Johanna saß aufgerichtet im Bett, das wilde Fieber hatte sich momentan gelegt, die erregten Nerven sich beruhigt. Sie streckte mit schwachem Lächeln der Eintretenden ihre heiße Hand entgegen. — Der Bruder blieb mit angehaltenem Atem in der geöffneten Tür stehen; er wagte nicht, durch sein unbereitetes Erscheinen die Kranke zu erregen.

"Mein Kind," flüsterte Johanna todesmatt, "ich bin so müde, daß ich mich kaum aufrecht halten kann — wollen Sie mir eine Bitte erfüllen — die letzte Bitte einer Sterbenden?"

"Ich will alles tun, was Sie wünschen," gelobte Elisabeth feierlich, dann kniete sie nieder, preßte die schlaff herabhängende Hand an ihre Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen.

"Schreiben Sie an meinen Bruder, bitten Sie ihn in meinem Namen, endlich zurückzukommen, — — und seien Sie freundlich gegen ihn, da er niemand mehr auf der Welt hat."

Ermattet fiel sie in die Kissen zurück, kein Laut kam mehr über die festgeschlossenen Lippen.

Albert trat leise näher. Er schloß seine weinende Gattin in seine Arme. Dann blickte er mit stiller Behmut in die friedlichen Züge der geliebten Schwester, die ihm in demselben Augenblick entrisen wurde, als er nach langjähriger Abwesenheit die Schwelle seines väterlichen Hauses wieder betrat.

"Die letzte Bitte der Sterbenden — sie ist erfüllt," flüsterte er kaum hörbar und doch tief bewegt, dann drückte er einen innigen Kuß auf die zudenden Lippen seiner geliebten, teuren Gattin.

*

Die Freude, die bei der unerwarteten Neuigkeit sich in Schloß Burged verbreitete, ist kaum zu beschreiben.

Mit einem Freudenschrei stieg Agathe in die Arme ihrer todelaubten und langbeveinten Schwester, sie lachte und weinte an ihrem Halse, wollte sich keinen Augenblick von ihr trennen, bis der Konsul erklärte, daß auch er ein Anrecht an sie habe. Auch der junge Graf war bei diesem unerwarteten Wiedersehen tief bewegt, und die alte Mutter vergoß Freudenröthen bei diesen seltsamen Enthüllungen.

Frau Doktor Trend wollte anfänglich die Neuigkeit kaum glauben. Sie hatte alle Ueberredungskunst angewandt, die Gouvernante zur Rückkehr zu dem Gatten zu bewegen, daß diese aber die todelaubte Frau Zellberg sei, das wollte der gutmüthigen Frau doch nicht in den Sinn.

Nur die Kleinen waren mit dieser Wendung in ihrem jugendlichen Leben gar nicht zufrieden. Sie wollten die liebgeordnete Gouvernante durchaus nicht ziehen lassen

und beruhigten sich nur einigermaßen durch das Versprechen, täglich nach dem Edelhof gehen zu dürfen.

Jahre waren dahingegangen, und wieder war es Frühling geworden! Auf der breiten Terrasse des Schlosses Burged stand Agathe, sie lehnte mit glücklichem Lächeln an die Schulter ihres Gatten, der ihr leise Liebesworte zuflüsterte. Rings umher wisperten die Gräser, dufteten die Blumen, und die munteren Vögel sangen im Sonnenschein. Und in dem alten Lindenbaum rauschten leise die Blätter, sie säuselten und raunten sich eine Geschichte zu — eine Geschichte von Menschenlust und Menschenleid — eine tieftraurige Mär, die sie so oft belauscht hatten.



Zur Einsegnung der Prinzessin Viktoria Luise, der einzigen Tochter des deutschen Kaiserpaars.

Aus dem Schlosse tönten süße, fröhliche Stimmchen, dazwischen glücklich und zärtlich die Stimme der Großmutter.

"Onkel Albert, Onkel Albert," jauchzte plötzlich die muntere kleine Schar und stürzte ins Freie.

Die Ehegatten blickten auf. Sie hörten das herannahende Rollen eines Wagens, der gleich darauf vor dem Portale hielt.

Es ist immer ein großer Freudentag, wenn Onkel Albert

und Tante Elisabeth mit ihren beiden rotwangigen Buben zum Besuche aufs Schloß kommen.

„Die Wege der allgütigen Vorsehung sind doch oft wunderbar,“ sagte beim Heimgang Albert zu seiner lebensfrohen, heiteren Gattin mit herzinnigem Tone. „Wir wollen stets mit Dankbarkeit auf unsere selbstverschuldete Leidenszeit zurückblicken, aus der ein großes, hoch zu schätzendes Glück für uns beide hervorging.“

Der erste Moseldichter.

(Nachdr. verb.)

Wenn wir vom Vater Rhein singen und sagen, so denken wir gern auch seiner lieblichen Tochter, der Mosel, die das Beiwort „lieblich“ verdient, wie kaum ein zweiter Nebenfluß des Rheines und die ihr weibliches Geschlechtswort nicht mit Unrecht trägt. Man mag darüber streiten, welcher von beiden Flüssen den anderen an Reiz der Landschaft überbietet, man mag über den Vorrang der Mosel oder Rheinweine verschiedener Ansicht sein, — einen Vorzug hat die Mosel unstreitig vor dem Rhein: sie ist, wenn auch nicht der am meisten, so doch der zuerst besungene Fluß Deutschlands.

Es war zur Blütezeit der Römerherrschaft am Rhein, als Ausonius in seiner „Mosella“ das Lob des Flusses sang, an dessen Ufern sich der Römer heimisch fühlte, wie nirgends diesseits der Alpen, dessen Hauptstadt Augusta Treverorum er begründete, die er seit des Postumus Tagen sogar als „gallisches Rom“ zur Residenz des weitrömischen Reiches machte und zu einem Glanze erhob, einer Kaiserstadt würdig.

Der Dichter der „Mosella“ war kein Römer; er war ein Gallier, aber ein solcher, der an römischer Wissenschaft sich gebildet und an römischen Dichtern seine Vorbilder gefunden hatte.

Decimus Magnus Ausonius wurde im ersten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts (vielleicht im Jahre 309) in Bordeaux, dem damaligen Burdigala, geboren. Sein Vater Julius Ausonius war dort Arzt. Die Mutter des Dichters Nemilia Leonia, entstammte einer vornehmen gallischen (seuantischen) Familie. Wie Ausonius erzählt, besaß sein Großvater mütterlicherseits reiche astrologische Kenntnisse. Aus den Gestirnen las er die Zukunft des Enkels, suchte aber seine Kenntnis zu verheimlichen. Des Dichters Mutter erfuhr die Prophezeiungen ihres Vaters; sie schöpfte daraus glänzende Hoffnungen für die ruhmvolle Zukunft ihres Sohnes und ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zuteil werden. Bis in das höhere Jünglingsalter wurde er in Toulouse (Tolosä) von seinem Oheim Nemusius Magnus Arborius, der dort Rhetor war, unterrichtet; auch dieser erwartete von dem hoffnungsvollen Jünglinge dereinst Großes. Von Toulouse lehrte Ausonius in seine Vaterstadt zurück: er war dort einige Zeit gerichtlicher Redner und wurde dann — etwa im dreißigsten Lebensjahr — Lehrer der Grammatik und später Rhetor. Wie lange Ausonius in seiner Vaterstadt blieb steht nicht fest. Es mögen 25 bis 30 Jahre gewesen sein. In Burdigala vermählte sich Ausonius mit Attusia Lucana Sabina der Tochter eines Senators. Nachdem seine Gattin dreimal Mutter geworden war starb sie im Alter von 28 Jahren. Ausonius hat sich nicht wieder verheiratet.

Im Jahre 364 bestieg Kaiser Valentinian I. den Thron. Bereits drei Jahre später ernannte er seinen achtjährigen Sohn Gratian neben sich zum Quästor. Ausonius war des jungen Gratians Erzieher. Wahrscheinlich kam er schon in der ersten Hälfte des siebten Jahrzehnts im 4. Jahrhundert in den Kaiserpalast nach Trier; sicher war er im Jahre 368 dort: denn in diesem Jahre besetzte er die beiden Kaiser auf dem Feldzuge gegen die Alemannen an den Neckar und in Schwaben.

Die Rückkehr aus dem Feldzuge gegen die Alemannen bot die Veranlassung zu der bekanntesten Dichtung des Ausonius zur „Mosella“, die wahrscheinlich nach dem Jahre 368 entstand. Von diesem Feldzuge brachte er als Kriegsbeute ein schwäbisches Mädchen, Bissula, in sein Haus. Der Sechszehnjährige sagte zu ihr eine väterliche Reue; er gab ihr, die als Kriegsbeute seine Sklavin war die Freiheit, und seine Pfliegerochter erheiterte ihm die Laue des Alters. Auf Bissula schrieb Ausonius ein Büchlein Gedichte, in dem er von ihr singt:

„Bomages Kind, herzige Lust, süße, geliebte Jungfrau,
Römerin nicht, Siegerin doch römischer Mädchen bist du;
Bäuerlich klingt, Bissula, dein Name, du zartes
Mädglein.

Wunderlich dünkt Fremden das Wort, lieblich jedoch den
Herrn dünkt's.

(Nach Böcking, Mosella, S. 71.)

Kaiser Valentinian ernannte Ausonius zum Comes und darauf zum Quästor sacri palatii, und als im Jahre 375 Gratian nach des Vaters Tode zur Alleinherrschaft kam, ernannte dieser seinen Lehrer zum Präsekten von Afrika, Syrien und Italien; diese Stellung bekleidete Ausonius mit seinem Sohne Hesperius zugleich. Im Jahre 379 erstieg der Dichter den Höhepunkt seiner Würden: er wurde römischer Konsul. Seinen Dank stattete er dem Kaiser in einer uns erhaltenen Dankrede ab. Vier Jahre später (383) starb Gratian durch Mord. Ausonius verließ darauf den kaiserlichen Palast und zog sich aufs Land zurück. Wo er den Rest seines Lebens verbrachte, steht nicht fest. Er selbst nennt seinen Wohnort Rovero pago; nach Vinet ist es das heutige Les Noulliers i. Fr. Die letzten ruhigen Lebensjahre des Dichters sind in Dunkel gehüllt; er starb wahrscheinlich um 395.

Ob Ausonius Heide oder Christ war, ist eine noch nicht gelöste Frage. Seine Dichtungen und Briefe lassen uns im Zweifel darüber. Die Freundschaft mit dem späteren Mönche Pontius Paulinus und der Umstand, daß seine Tanten Nemilia Hilaria und Julia Cataphronia Nonnen waren, die nach den „Parentalien“ auf seine Erziehung einen großen Einfluß besaßen, lassen vermuten, daß er Christ gewesen ist.

Außer den bereits genannten besitzen wir von Ausonius zahlreiche andere Dichtungen: In den „Parentalien“ lernen wir seine Verwandten und seine häusliche Erziehung und in den Professores Burdegalensis seine gelehrte Ausbildung kennen. Zwanzig Idyllen hat der Dichter uns hinterlassen; unter diesen ist die „Mosella“ das bedeutendste. Wie bereits bekannt (s. o.), verdankt die „Mosella“ der Rückkehr aus dem Feldzuge Valentinians und Gratians gegen die Alemannen ihre Entstehung. Von Bingen aus zogen die aus Schwaben Heimkehrenden über den Hunsrück der Römerstraße Bingen-Trier nach. Endlich kamen sie in die Gegend der Mosel; Neumagen, „die gepriesene Burg des göttlichen Constantinus“, liegt vor ihnen:

„Ragende Villen hier, auf hangenden Ufern gegründet,
Dort die Hügel, vom Bacchus umgrünt, anmutige
Strömung;

Dort, in murmelndem Laufe gemach hingleitend Mosella.“

(Böcking.)

„Sei, o Fluß, mir begrüßt, berühmt durch Kluren und

Pflanzen.

Dem der Belge*) die Stadt des Kaiserthums verdanket:
Fluß, von Hügeln begrenzt, von blühenden Reben er-

dustend,

An den grünenden Ufern begrenzt von grasigen Wiesen:
Wie das Meer auch beschifft; doch abwärts strömend dem

Flusse

Gleich; auch ähnlich dem See, durch deine gläserne Tiefe.
Selbst erreichen auch kannst in eilendem Laufe den

Bach du,

Kanust zum reinlichen Trunk den kühlen Quell über-

treffen.

Alles hast du allein, was der Quell und der Bach und
der Fluß hat,

Was der See und das Meer, das in zwielfachem Laufe
zurückströmt.“

(Trosch.)

Mit diesen Worten begrüßt der Dichter den ihm liebgewordenen Fluß, der von Ruderbooten und Rähnen, die Männer an Leinen ziehen**), belebt wird. Doch noch andere Vorzüge des Flusses kennt Ausonius:

„Nie bedeckt mit unreinem Schlamm du das trockene
Ufer, Reines Wasser allein bespült die Spitze des Flusses,“
und auf dem Grunde kann man sich an dem Glanz der
Kiesel ergözen. Wenn andere Menschen prachtvolle Gebäude
aufführen und ihre Freunde darin finden, ihr reiches Erbe
zu verprassen, dann findet der Dichter doch seine edelste
Freude darin, „das Werk der Natur“ zu betrachten.

*) Das Moselland gehörte zur gallischen Landschaft Gallia Belgica.

**) Daß solche Rähne auf der Mosel fuhren, zeigt auch die Säger Säule auf dem Sockel der Nordseite.

Etwas langweilig wird der Dichter nun durch das Aufzählen „der Chöre des schuppigen Heeres in spiegelnder Tiefe“, der Fische, deren Beschreibung aber Zeugnis davon gibt, daß die Naturgeschichte dieser Lederbissen dem gebildeten Erzieher Gratians nicht unbekannt war. Mand (ein Karpfen, auch Dickkopf oder Bratsisch genannt) und Salar (Zeichforelle), Redo (unbekannt) und Umbra (Aesche), Barbe, Salm und Mustella (Quappe = mustella fluviatilis), Varsch, Schleie, Biede (eine Karpfenart, nach Cassault der Weißfisch) und Alse (zu den Heringen gehörend), Farris (Lachsforelle), Gründlinge und Silarus (vielleicht der Hausen oder Stör) beschreibt Aufonius der Reihe nach.

„Doch genug ist beschaunt die nasse Bahn und der Fische schlüpfriges Heer . . .“

Anderes Schauspiel bringe denn nun dem Auge die Rebe.“

Von der steilen Höhe herab zu der Reize des Hügels,
Ist des Flusses Rand bedeckt mit grünender Rebe.“

Ein schönes Bild zeigt uns nun der Dichter: Die Arbeiter im Weinberge; erfreut über den Erfolg ihrer Arbeit, jauchzen sich Winzer und Winzerinnen gegenseitig zu, und die vorüberziehenden Wanderer und Schiffer singen dem verspäteten Winzer — es wird Spätherbst sein — ein Spottlied, und „es hallen wieder der zitternde Wald, der Fels, die gebogene Falschlucht“.

Doch nicht den Menschen allein erfreut der Anblick der Gegend. Ländliche Satyre und grüne Najaden, hochfüßige Pane und Nymphen, Dreads und Faune und andere halbgöttliche Wesen treiben hier ihr lustig Spiel.

In wie hohem Maße sich der Dichter der Einwirkung der Natur hingeben konnte, und wie mächtig ihr Zauber ihn ergriff, zeigt er uns in dem Höhepunkt seines beschreibenden Gedichtes, das hier in begeisterte Schilderung übergeht:

„Frei zu genießen die Pracht ist erlaubt, wenn den schattigen Hügel
Spiegelst der bläuliche Fluß, von Belaubung scheinen zu
grünen
Nieselnde Wellen und rebenumplanzt anmutige Strömung.
Prächtige Farbe der Flut, wenn am Abend der Schatten
voranrückt
Hesperus und er begiebt mit dem grünenden Berg die
Mosella!
Anhöhn schwimmen in kräuselnder Well, und es zittert der
Rante
Bild, und es schwillt (so scheint's) die Traub' in kristallener
Tiefe.
Zunmer sich täuscht, gern zählt er die grünenden Reben, der
Schiffer,
Schiffer im wiegenden Kahn hinschauelnd über die Fläche.
Nissen hindurch, wo des Bergrands Bild im Flusse ver-
schwimmt
Und ineinander der Strom die Begrenzung der Schatten
zergehen läßt.“

(Vöcking.)

Der Dichter sieht nun ein Schiff auf dem Flusse, auf dessen Deck eine muntere Knabenschar umherschweift, und ih: Bild in dem Spiegel des klaren Flusses bewundert, ebenso wie das kleine Kind, dem die Amme den Spiegel vorhält, verwundert sein Bild darin beschaunt. — Da, wo die Ufer des Flusses leicht zugänglich sind, „spürt der Fischer gierige Salar stets nach den Fischen, die selbst in der Tiefe Schoß nicht geschüht sind“. Mit Zug- und Wurfgarn, Hroßgarn und Angeln sucht der Fischer seine Beute wie heute noch zu erhaschen, er wirft sie ans Ufer:

„Dem im gewohnten Strom die Kraft geblieben, verhaucht
Schlaff in unserer Luft, mit schwerem Atem das Leben.“

Manchen, dem Tode schon nah, sah ich doch aufs neue des Lebens
Geister sammeln, und bald empor sich schnellend, dann
plötzlich
Wieder sich stürzen hinab in den Strom, der unten vorbeiflieht,
So sich freuend aufs neue des lang entbehrten Gewässers.“

(Troß.)

Nun lenkt Aufonius des Lesers Aufmerksamkeit auf die Villen zu beiden Seiten des Flusses: Daedalus, der das Labryinth auf Areta und Apolls Tempel in Cumae erbaute, Pthlo, der berühmte Architekt in Athen, Archimedes, der Erbauer der Wurmmaschine in Syrakus, Memecrates, ein Baumeister aus Epbesus, Actinus aus Athen, Dinocrates, der Erbauer des Ptolomäischen Palastes, scheinen hier ihre

Kunst vereinigt und die hohen Villen, die Zierden des Stro-
mes, erbaut zu haben.

„Auf natürlicher Felsenlippe erhoben ist diese,
Auf des Ufers erhöhtem Rand die andre gegründet,
Sene zieht sich zurück, den Strom im Schoß sich behauptend!“

(Troß.)

Die auf der Höhe gestattet eine herrliche Aussicht, die im Tale ist von schönen Wiesen umgeben; jene steigt zum Keiber drohend empor, diese besitzt zahlreiche prächtige Fischweiber. Es waren herrliche Bauten, diese Römervillen an der Mosel! Mit zahllosen Säulen sind die Gebäude versehen, am Rande des Flusses erheben sich dampfende Bäder. Aber nicht nur diese benutzten die Bewohner; auch Bäder im freien Fluß waren beliebt.

Jetzt gedenkt der Dichter der Zuflüsse der herrlichen Mosella: Von den Gewässern der Prüm (Pronaca) und Rims (Remesa) vergrößert, fließt die Sauer (Sura) in die Mosel; es münden ferner in diese: Aull (Selbis), Ruwer (Erubrus), Pieser (Pesura), Dhron (Draonus), Salm (Salmona), Saar (Sarabus) und Alsz (?) (Alisontia).

„Mächtige Roma, verzeih! Es bleib, ich flehe, der Reid fern; Remesis, unbekannt der latinschen Sprache, sie schirme Stets des Reiches Sitz und Romas würdige Väter!“

Mit diesen Worten bittet der Dichter Roma um Verzeihung, daß er Mosellas Lob, selbst auf ihre Kosten, so hoch besungen.

Der Dichter eilt nun dem Schlusse zu. Gleichsam im Vorübergehen grüßt er die Mosel noch als die „hehre Mutter der Früchte und Männer“;

„Heil dir, hehrer Erzeuger von Früchten und Männern, Mosella!
Dich schmückt der Ruhm der Geschlechter, und dich kriegs-
kundige Jugend,
Dich der Beredsamkeit Pler, wetteifernd mit latinscher Sprache
Auch ansprechende Sitt' und des fröhlichen Sinnes Geschenk
hat,
Heiterer Stirne, Natur, gern deinen Erzeugten gespendet.
Hat doch Rom nicht allein altbiedre Ratonen zu zeigen,
Gilt doch nicht als Wahrer des Rechts und der Billigkeit
einzig
Jener Aristides als Stolz nur der alten Athenä.“

(Vöcking.)

Doch einst, wenn den Dichter keine Amtssorgen mehr drücken, soll seine Muse zur Mosella zurückkehren:

„ — — — — — dann sing ich der Belgen
Taten allein und den herrlichsten Schmucl, die Sitten des
Landes
 — — — — — den friedlichen Pflanzler.“

Aufonius bittet nun den Rhein den Fluß, der an den Mauern „Augustas“ (Triers) vorübergeflossen und Valentinians und Gratians Triumph gesehen, liebevoll in seine Arme aufzunehmen und brüderlich mit ihm zum Meere zu ziehen. Dann nennt der Dichter seinen Namen und den Ort seiner Herkunft, und er verspricht nochmals, wenn der Kaiser ihn seines Dienstes entledigt hat, der Mosel Lob von neuem zu singen:

„Bis zum äußersten Land gefeiert sei dann, Mosella!“

Dieses angekündigte zweite Loblied auf die Mosel scheint Aufonius nicht gesungen zu haben, wenigstens kennen wir nichts davon.

Das ist der Inhalt jenes ältesten Moselgesanges, und wenn er auch in künstlerischer Beziehung manche Mängel aufweist, so verdient er doch ein um so höheres Interesse für den, der die Kulturzustände im Rheinlande zur Römerzeit kennen zu lernen wünscht.

Zwar ist das Gedicht in zahlreichen Uebersetzungen vorhanden — ich erinnere hier nur an die mir vorliegenden von Troß (1. Auflage 1821, 2. Auflage 1824 Hamm); Vöcking (1828 Berlin und im Jahrbuch des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland 1845 Bonn), Ottmann (Trier 1845) und Viehoff (Trier 1885), doch ist es kaum ins Volk gedrungen.

Wöge diese kleine Arbeit erneut das Andenken an dieses Gedicht wecken; möge sie zeigen, einen wie großen Reiz unser heimatlicher Fluß auf den Dichter mit römischer Bildung schon vor 1600 Jahren ausübte. Dieser Reiz ist heute nicht vermindert; er bezaubert jeden von neuem, der den prächtigen Fluß besucht, an dem sich Weindunst und landschaftliche Reize mit geschichtlichen Erinnerungen zu einer wunderbaren Harmonie vereinigen. Gehe hin, schaue und genieße!

Manchen, dem Tode schon nah, sah ich doch aufs neue des Lebens
Geister sammeln, und bald empor sich schnellend, dann
plötzlich
Wieder sich stürzen hinab in den Strom, der unten vorbeiflieht,
So sich freuend aufs neue des lang entbehrten Gewässers.“

(Troß.)

Nun lenkt Aufonius des Lesers Aufmerksamkeit auf die Villen zu beiden Seiten des Flusses: Daedalus, der das Labryinth auf Areta und Apolls Tempel in Cumae erbaute, Pthlo, der berühmte Architekt in Athen, Archimedes, der Erbauer der Wurmmaschine in Syrakus, Memecrates, ein Baumeister aus Epbesus, Actinus aus Athen, Dinocrates, der Erbauer des Ptolomäischen Palastes, scheinen hier ihre

Kunst vereinigt und die hohen Villen, die Zierden des Stro-
mes, erbaut zu haben.

„Auf natürlicher Felsenlippe erhoben ist diese,
Auf des Ufers erhöhtem Rand die andre gegründet,
Sene zieht sich zurück, den Strom im Schoß sich behauptend!“

(Troß.)

Die auf der Höhe gestattet eine herrliche Aussicht, die im Tale ist von schönen Wiesen umgeben; jene steigt zum Keiber drohend empor, diese besitzt zahlreiche prächtige Fischweiber. Es waren herrliche Bauten, diese Römervillen an der Mosel! Mit zahllosen Säulen sind die Gebäude versehen, am Rande des Flusses erheben sich dampfende Bäder. Aber nicht nur diese benutzten die Bewohner; auch Bäder im freien Fluß waren beliebt.

Jetzt gedenkt der Dichter der Zuflüsse der herrlichen Mosella: Von den Gewässern der Prüm (Pronaca) und Rims (Remesa) vergrößert, fließt die Sauer (Sura) in die Mosel; es münden ferner in diese: Aull (Selbis), Ruwer (Erubrus), Pieser (Pesura), Dhron (Draonus), Salm (Salmona), Saar (Sarabus) und Alsz (?) (Alisontia).

„Mächtige Roma, verzeih! Es bleib, ich flehe, der Reid fern; Remesis, unbekannt der latinschen Sprache, sie schirme Stets des Reiches Sitz und Romas würdige Väter!“

Mit diesen Worten bittet der Dichter Roma um Verzeihung, daß er Mosellas Lob, selbst auf ihre Kosten, so hoch besungen.

Der Dichter eilt nun dem Schlusse zu. Gleichsam im Vorübergehen grüßt er die Mosel noch als die „hehre Mutter der Früchte und Männer“;

„Heil dir, hehrer Erzeuger von Früchten und Männern, Mosella!
Dich schmückt der Ruhm der Geschlechter, und dich kriegs-
kundige Jugend,
Dich der Beredsamkeit Pler, wetteifernd mit latinscher Sprache
Auch ansprechende Sitt' und des fröhlichen Sinnes Geschenk
hat,
Heiterer Stirne, Natur, gern deinen Erzeugten gespendet.
Hat doch Rom nicht allein altbiedre Ratonen zu zeigen,
Gilt doch nicht als Wahrer des Rechts und der Billigkeit
einzig
Jener Aristides als Stolz nur der alten Athenä.“

(Vöcking.)

Doch einst, wenn den Dichter keine Amtssorgen mehr drücken, soll seine Muse zur Mosella zurückkehren:

„ — — — — — dann sing ich der Belgen
Taten allein und den herrlichsten Schmucl, die Sitten des
Landes
 — — — — — den friedlichen Pflanzler.“

Aufonius bittet nun den Rhein den Fluß, der an den Mauern „Augustas“ (Triers) vorübergeflossen und Valentinians und Gratians Triumph gesehen, liebevoll in seine Arme aufzunehmen und brüderlich mit ihm zum Meere zu ziehen. Dann nennt der Dichter seinen Namen und den Ort seiner Herkunft, und er verspricht nochmals, wenn der Kaiser ihn seines Dienstes entledigt hat, der Mosel Lob von neuem zu singen:

„Bis zum äußersten Land gefeiert sei dann, Mosella!“

Dieses angekündigte zweite Loblied auf die Mosel scheint Aufonius nicht gesungen zu haben, wenigstens kennen wir nichts davon.



Unsere Bilder.



— Das größte Kriegsschiff der Welt: der neue englische Dreadnought „Neptun“, der kürzlich in Portsmouth von Stapel ging. (S. Abbildung Seite 361.) Das neue englische Schlachtschiff hat eine Länge von 600 und eine Breite von 88 Fuß. Mit 24 500 Pferdekraften ausgestattet, hat es eine Wasserverdrängung von 20 250 Tonnen. Es hat eine Hauptarmierung von zehn zwölfzölligen Geschützen und sechs einzöllige Kanonen zur Abwehr feindlicher Torpedos. Die Kosten dieses Riesenschiffes betragen fast 40 Millionen Mark. Der Bau des neuen Schlachtschiffes ist eine Folge der englischen Invasionsfurcht, die gerade Deutschland gegenüber wiederholt die sonderbarsten Blüten gezeitigt hat.

— Erbprinz Danilo von Montenegro und seine Gemahlin. (S. Abbildung Seite 364.) Erbprinz Danilo soll an einer Verschwörung beteiligt sein, die den Sturz seines Vaters, des Fürsten Nicola, bezweckte. Seine Gemahlin Jutta ist eine Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. Bei ihrer Vermählung trat sie zur griechisch-katholischen Kirche über.

— Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, und seine Gemahlin. (S. Abbildung Seite 364.) Die Gemahlin des österreichischen Thronfolgers ist eine geborene Gräfin Chotek. Bei ihrer Vermählung im Jahre 1900 wurde sie zur Fürstin von Hohenberg ernannt und hat jetzt den Titel einer Herzogin von Hohenberg erhalten. Sie steht im 42. Lebensjahre.

— Zur Einsegnung der Prinzessin Vittoria Luise, der einzigen Tochter des deutschen Kaiserpaars. Unsere Abbildung Seite 365 gibt die siebenjährige Prinzessin Vittoria Luise (3) mit ihrer Tante, Prinzessin Teodora von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, eine Schwester der Kaiserin (2), und Prinzessin Auguste Wilhelm von Preußen (1), Gemahlin des vierten Sohnes des Kaiserpaars, wieder. Die Einsegnung erfolgte durch den Oberhofprediger D. Dr. vander. Vor dem feierlichen Akte verlas die Prinzessin nach alter Hohenzollernsitte ein von ihr selbst verfaßtes Glaubensbekenntnis.



Zur Unterhaltung.



— Die junge Hausfrau. „Lina, holen Sie zu heute abend ein Duzend Eier, — aber Spiegeleier, mein Mann hat sich welche bei mir bestellt!“

— Mißtrauisch. Journalist (vergeblich seine Verlobungsanzeige in der Zeitung suchend): Donnerwetter, sollte die auch abgelehnt sein?!

— Variante. (Einem Studenten ins Stammbuch.) Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, — Erwirb es, um es zu verzeihen.

— Gerechter Zorn. Gast: Ich habe eben in der Suppe ein Stück Messing gefunden. Wie kommt das hinein? — Wirt: Seh'n Sie, da schrei'n Sie, wenn's aber Gold gewesen wäre, hätten Sie nicht gemußt!

— Der Herr Student. Mutter: Wann hat unser Julius denn zuletzt geschrieben? — Vater: Einen Augenblick, ich werde gleich mal unter den Postanweisungs-Quittungen nachsehen!

— Feinlich. Seine Durchlaucht der Fürst von Dingstingen hat gelegentlich eines Jagdausfluges der Stadt Pösemüdel die Ehre seines Besuches in Aussicht gestellt. Darob große Aufregung und noch größere Vorbereitungen. Der Bürgermeister hat selbst mit riesenhafter Anstrengung eine Ansprache komponiert, die sein Töchterchen vortragen soll. Am festgesetzten Tage ist schon von frühester Morgenstunde das ganze Städtchen auf den Beinen. Endlich kommt der Fürst auf seinem einspännigen Jagdwagen angefaßt. Nachdem er abgestiegen, tritt des Bürgermeisters weißgekleidetes Töchterchen vor, um ihre Ansprache zu halten. Der Anfang der Rede war an das Pferd gerichtet, nach dem sie sich hinneigen sollte. In der Aufregung vergißt sie jedoch diese Belassung und mit einem Knire vor Seiner Durchlaucht beginnt sie: „Wir grüßen Dich, munterer Traber!“



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist der vierte im Bunde?

Doppelsinn-Rätsel.

Mit die hört man es anstatt Say...
Und Weideplatz oft sagen;
Mit der wird's mit und ohne Buß
Als Schutz und Schmutz getragen.

Dreißlbige Charade.

Auf meinem Ersten in froher Lust
Singt mein Ganzes aus voller Brust

Buchstaben-Rätsel.

Mit „t“ ist's oftmals gar zu schnell,
Mit „e“ trägt es ein braunes Fell.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlenrätsel: Neustadt, Eduard, Uhr, Stern, Laube,
Adler, Donau, Therese.
Rätsel: Lästern — Rätsel.
Rebus: Aebitzier.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Die Mühle.

Erzählung von Nikolaus Settegast (Düsseldorf).
(Nachdr. verb.)

Das Mühtrad geht im Lindengrund,
Das Wasser rauscht vom Walde,
Von alten Tagen spricht sein Mund,
Das Weilschen an der Halde.

Die Melodie dieses schönen Liedes kräftig in die Welt hinausfliegend, schritt ein junger Mann rüstig seine Straße. Erstaunt hielt selbst die Lerche einen Augenblick inne, um gleich darauf höher und höher steigend ihren Gesang fortzusetzen, gleichsam als gelte es ein Duett aufzuführen.

Es war aber auch zu schön. Ein herrlicher Herbstmorgen; die Luft so klar und rein, das taustrische Gras, in dem Millionen Tropfen gleich Diamanten in den Strahlen der Sonne funkelten. Rings grühten stolze Berge, maierisch hingegossen lagen Dörfer und Weiler am Fuße hingestreckt; dazwischen murmelte der helle Bach, darinnen sich muntere Forellen tummelten. Ab und zu tönte in die Stille hinein von irgend einer Seite eine Kirchenglocke. Wem sollte da nicht das Herz ausgehen und erst recht unserem Wanderer, der so recht in der Verfassung war, diese Herrlichkeiten in vollen Zügen zu genießen. War es doch das erste Mal, daß er eine solche größere Wanderung über Berge und durch Täler unternahm und sein Herz einmal so recht erquicken konnte an Gottes schöner Natur.

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht,“ konnte der junge Mann noch bis vor wenigen Tagen sagen. Vom frühen Morgen bis hin zum späten Abend mußte er sich abmühen auf dem Kontor, im Lager, hinter der Ladentheke, ausgenutzt nach allen Regeln der Kunst, dabei zu schlecht bezahlt und nicht gar zu selten noch grob behandelt. Dann war er entlassen worden, angeblich wegen schlechten Geschäftsganges in der Wirklichkeit aber glaubte sein Chef jetzt mit dem ältesten Lehrling allein fertig werden zu können.

Waren es nun so auch unfreiwillige Ferien, die dem Jünger Merkurs jetzt den Wanderstab in die Hand gedrückt, so freuten sie ihn doch nicht minder, waren es doch die ersten in den vielen Jahren, die er zwischen Kaffeesäcken, Zucker, Haringstücken und sonstigen Waren zugebracht. Mit der Sorglosigkeit der Jugend hatte er bald die erfolglose Entlassung überwunden und er konnte dies um so mehr, als er nicht ganz ohne Mittel war. Bis er eine neue Stelle fand, konnte er also fühlend die Zeit zu der längst erträumten Reise benutzen. Sein Geld kostete es ihm ja überall und Zeitungen fand er auch allerorten; vielleicht war ihm der Zufall günstig.

Der Weg ging nun steiler bergab und neben ihm rauschte der Bach schneller, hinunter dem Tale und der Mühle zu, dem nächsten Ziel seiner Wanderung. Das Klappern hatte er schon gehört und darauf begeistert das Lied angestimmt. Jetzt, nach einer Biegung, lag im engen Talbette halbversteckt zwischen alten Bäumen die Mühle vor ihm und überrascht von dieser idyllischen Lage, hemmte der junge Mann seine Schritte, um sich an diesem Bilde recht zu erfreuen. Naturschönheiten waren ihm bisher meist nur aus Beschreibungen bekannt, kein Wunder, daß er ein Gefühl empfand, als könne er sich nicht mehr trennen von diesem Anblick und nicht ohne Wehmut dachte er daran, wie bald schon wieder enge Straßen und dumpfe Häuser ihn umfassen würden.

Zu der Mühle gehörte auch ein umfangreicher Handel in Mehl und sonstigen Produkten. Eine geräumige Gaststube bot dem fremden Wanderer Erquickung und Raft, auch standen für besondere Fälle einige freundliche Fremdenzimmer zur Verfügung.

Da ihm die Mühle als besonders gut und billig empfohlen war, überschritt der junge Mann ohne langes Besinnen die Schwelle der Gaststube und als einziger Gast wählte er sich natürlich den besten Platz und machte es sich bequem nach der mehrstündigen und anstrengenden Wanderung. Keine Seele war zu sehen und der murrende Magen wurde auf eine sehr harte Probe gestellt. Endlich nach mehrmaligem Schellen erschienen die Mül-



Ein äußerst seltenes Vorkommnis: Fünf Generationen unter einem Dache.

lerin, sich nach den Wünschen des Fremden zu erkundigen und nun dauerte es nicht lange, bis in reichlicher Jubel nebst einem Schoppen Selbstgezogenem diesen vorläufig aller weiteren irdischen Sorgen entthob. Das Vorgesetzte war so schmachhaft und von der Küche her noch so so verführerisch, daß unser junger Freund ernstlich überlegte, wie er es einrichten könne, noch über Mittag da zu bleiben. Vielleicht gab es in der Nähe eine lohnende Aussicht, wobei er den Rückweg wieder über die Mühle nehmen konnte. Wieder setzte er die Schelle in Bewegung, zahlte seine Reche, deren Geringfügigkeit ihn in Erstaunen setzte und erkundigte sich dann nach der nächsten schönen Aussicht. Die Antwort der freundlichen Wirtin kam seinen Wünschen über Erwarten entgegen.

„Bis Mittag können Sie wieder hier sein, wenn Sie an unserem Tische teilnehmen wollen, sonst kann ich Ihnen den Schwaben im Dorfe auch empfehlen,“ schloß sie.

„Mit Vergnügen werde ich zu Ihrem gastlichen Herde zurückkehren,“ fiel eifrig der junge Mann ein, „wo könnte ich es besser treffen und bin ich doch auch hier schon bekannt.“
„Trinken Sie nur ruhig Ihren Wein und wenn es noch schmeckt langen Sie nur zu, junger Herr; Sie haben Zeit. Vor zwei Uhr werden wir heute nicht essen können, der Müller ist zur Stadt gefahren und wird früher nicht zurück sein. Sie müssen auch entschuldigen, daß Sie vorhin so lange warten mußten, aber es ging beim besten Willen nicht anders. Wir sind etwas durcheinander geraten in unserer Arbeit. In voriger Woche haben wir unseren Sohn begraben.“ Hier traten der Frau die Tränen in die Augen und sie mußte einen Augenblick inne halten, dann aber überwand sie schnell den Ausbruch des Schmerzes, denn sie war eine resolute und vor allem gläubige Frau, und fuhr dann fort: „Er hatte allerdings länger gelitten und ist nun gut dran, wir dürfen nicht klagen, es war so Gottes Wille. Aber man kann ja nicht immer Einhalt bieten, wenn einem das Herz schwer wird, und er war ein so braver Sohn: Er hatte erst studiert, dann war er in einem Geschäft und nachher hat er unseren Handel geleitet. Jetzt fehlt er uns überall. Mit den Büchern und Schreibereien, die er eingerichtet hat, kann sich mein Mann nur schlecht zurechtfinden und möchte gerne eine Hilfe haben. Doch,“ fuhr die gesprächige Frau fort, „ich vergesse ganz meine Arbeit; wenn man zum Ausplaudern kommt, denkt man nicht an die Zeit und Sie gefielen mir gleich, weil Sie so viel Aehnlichkeit mit meinem Sohn haben, auch dasselbe Haar. Wie heißen Sie doch, verzeihen Sie meine neugierige Frage.“

„Da ist nichts zu verzeihen,“ entgegnete bereitwillig der Gast, „ich heiße Gottlieb Weber.“

„Habe ich mir's doch gleich gedacht,“ rief erfreut die Wirtin, „Gottlieb, so hieß auch unser Sohn, da haben Sie auch denselben Namen. Nun muß ich aber eilen, sonst vergeht noch der ganze Morgen. Also zu Tisch sind Sie wieder hier, halten Sie auch Wort. Hier hinter dem Hause rechts führt der Weg hinaus, Sie können sich nicht vertun; nachher geht auf der anderen Seite ein Weg ab, der durchs Dorf führt auf die Landstraße und von da auf die Mühle zu und nun Gott befohlen, lieber Herr Gottlieb.“

Damit war die Müllerin auch zur Thür hinaus. Dem jungen Mann war es bei diesem Redeschwall ganz eigentümlich zu Mut geworden. War es der Wein, war es die lange Rede, er wußte es nicht und sehnte sich nur an die frische Luft. Bald befand er sich im Aufstiege. Der Weg war recht steil und holperig, zumal für einen solcher Arbeit Unkundigen. Die Sonne hatte inzwischen auch einen höheren Stand erreicht und meinte es gut, viel zu gut für den leuchtenden Wanderer. Mancher Schweißtropfen war ihm schon zur Erde gesunken und er überlegte, ob er nicht lieber von einem weiteren Aufstiege absehen sollte, doch beschränkte er wohl mit Recht, er müsse sich dessen nachher unten schämen. Endlich war aber doch das mühevollste Ziel erreicht, der Lohn aber auch ein überreicher; eine herrliche Aussicht bot sich seinen erstaunten Blicken. „Die Welt ist so schön ja die Welt ist so schön,“ entquoll es in der Begeisterung der jangesüchtigen Kehle. Es war aber auch ein Genuß, da oben zu thronen auf einsamer Höhe, feierliche Stille ringsum, nur hier und da von dem Gesang eines Vogels im nahen Gebüsch unterbrochen. Ja, wenn er doch öfter hier hinauf könnte, hier zu träumen, das Herz zu erfreuen und zu erfrischen, wie würde er sich da körperlich und geistig erheben nach all den Jahren verkrüppelnder Stuben- und Straßenluft und eintöniger, vielfach geistloser Tätigkeit. Und war die Erfüllung dieses Wunsches denn so unmöglich?

Er war stollenlos, unten brauchte man einen Gehilfen und war er nicht in der Lage, das zu besitzen, was man unten brauchte. Es wurde ihm ordentlich wohl um's Herz bei diesem Gedanken. Den Müller mußte er sich zuerst einmal ansehen, gefiel ihm dieser so gut wie die Müllerin, dann wollte er auch sofort mit der Sprache herausströmen. Und weiter träumte der junge Mann von einem blauäugigen blonden Mägdelein, zu dem eine stille Liebe in seinem Herzen so langsam aufgeleimt war und ihn in dem früheren Geschäft seine Lage und auch die sonstige Behandlung fast vergessen ließ. Mancher Müllers mochte ja am Ende auch nicht so ganz unverdient gewesen sein, wenn er, statt seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Arbeit zu richten, bewundernde Blicke nach dem Mädchen sandte. Ueber diese Blicke und ein leichtes Erröten ihrerseits, wenn sich ihre Flicke gerade trafen, war das stille Verhältnis noch nicht gediehen, als das Schicksal mit rauher Hand hineinriss. Ob sie seiner wohl noch gedachte? Endlich erinnerte sich der Träumer, daß er eigentlich schon länger hier oben verweilte, wie die Zeit gestattete. Noch ein Blick in's Thal, hoffentlich nicht der letzte, dachte er, und dann aing es bergab durch den dunklen Wald an Abhängen vorbei, an Wiesen und Weinreben, aber immer schön immer neu. Der Zeiger seiner Uhr war schon bedenklich voraerrückt und so beschleunigte der junge Wanderer seine Schritte, um die Mühle noch möglichst rechtzeitig zu erreichen. Das Dorf war schnell durchschritten und eben bog er aus der letzten Gasse auf die Landstraße, als ein Gefährt eilhaft heranlagte. Er konnte noch eben so weit ausweichen, daß er nicht überfahren wurde, aber einen Stoß erhielt er doch, der ihn für einen Augenblick das Gleichgewicht verlieren ließ. Sofort hielt auch die etwas altmodische Fische mit dem kräftigen Pferde davor und der Lenker des Fuhrwerks sprang von seinem Sitz herab, nach dem Gefährten zu sehen.

„Holla, guter Freund,“ rief er, „das hätte ja beinahe ein Unolück gegeben; Ihr habt euch doch nicht verletzt?“

„Nein, ich danke, es hat gut gegangen, ein kleiner Schrecken nur ist mir in die Glieder gefahren, sonst ist alles heil.“ Damit erhob sich dieser.

„Nun, Gott sei Dank,“ sprach treuherzig der andere, „ich hätte gewiß nicht dafür gekonnt. Ihr kamt auch so plötzlich aus der Gasse herausgeschossen, daß ich beim besten Willen nicht eber halten konnte. Wo soll denn die eilige Reis: hin, wenn man fragen darf?“

„Vorläufig nur bis zur Mühle, da wollte ich Mittag halten.“

„Da könntet Ihr aber leicht zu spät kommen; es ist zum Gehen noch fast eine halbe Stunde, und das jetzt in der Hitze auf der staubigen Straße. Nur schnell jetzt in den Wagen, so —, das ist bequemer.“ Der Mann nahm schnell wieder seinen Sitz ein, leise berührte die Peitsche des Schimmels Rücken und fort rollte es der Mühle zu.

Dort angekommen, klatschte der Lenker ein paar Mal kräftig mit der Peitsche und sofort erschien ein Knecht, der das Fuhrwerk in Empfang nahm. Nun trat auch die Müllerin in die Thür, welche den Ankommenden freudig begrüßte. Jetzt hatte der junge Mann Zeit, sich seinen Wagenlenker genauer zu betrachten. Eine mittelgroße kräftige Gestalt mit regelmäßigen, gutmüthigen Gesichtszügen, hua blauen freundlichen Augen, dichtem, aber kurz geschorenem, bereits stark ergrautem Haar. Die Art des Empfanges ließ auch keinen Zweifel darüber, das mußte der Müller sein. Da fiel der Blick der Müllerin auf ihren jungen Gast. „Da sind Sie ja endlich auch,“ sprach sie erfreut; wie seib ihr denn zusammengetroffen?“

Der Müller erzählte kurz die Begebenheit. Erschreckt hörte die gute Frau zu. „Du lieber Gott, da hätte es ja bald ein Unolück gegeben; Gott sei Dank, daß es noch gut gegangen.“

„Na,“ meinte der Müller, „ein Gutes hat es gehabt, unser Gast ist so wenigstens zeitig zum Essen gekommen. Nun laß uns aber hineingehen Frau; ich habe Hunger und der junge Mann gewiß nicht minder.“

Bald sah die Gesellschaft zu Tisch, die Müllerin sprach ein kurzes Gebet und bemerkte mit Genuß, wie ihr Gast sich in andächtiger Weise daran betheiligte. Die Mahlzeit wurde stillschweigend eingenommen dann aber erkundigte sich der Müller nach dem Woher und Wohin bei seinem Gaste, dessen offenes, freundliches Wesen ihm ebenso gefiel wie die Aehnlichkeit mit seinem Sohne, und so sagte er dann zum Schluß: „Da brauchen Sie sich mit dem Weiterreisen ja nicht zu übereilen; für heute hätten Sie auch wohl genug geleistet. Drum machen Sie, wenn es Ihnen recht ist, hier Raß,

den übernachten müssen Sie doch irgendwo. Morgen früh geht es dann um so frischer und jedenfalls besser als jetzt in den heißen Stunden."

Dann machte er ihn noch auf einige hübsche Punkte aufmerksam, die auf schattigen Wegen bequem zu erreichen seien; es wäre wirklich schade, wenn er da achlos vorbeiginge.

Freudig ging Gottlieb Weber auf diese Vorschläge ein und folgte dann zunächst dem Müller, der ihm die Mühle und sonstigen Anlagen zeigte.

"Meinst du nicht auch Frau," sagte später der Müller, "den hat uns der Himmel gesandt."

"Ja, wenn er es nur tut," entgegnete diese, "gefallen hat er mir schon gleich, weil er so viele Ähnlichkeit hat mit dem Verstorbenen."

"Warum soll er es nicht tun. Er wird es sich schon überlegen, ehe er eine gute Stelle ausschlägt, heut zu Tage sind die selten. Versuchen wird er es gewiß schon; wir müssen es nur geschickt anfangen."

"Man müßte sich aber wohl vorher erkundigen," meinte vorsichtig die Müllerin.

"Dazu ist jetzt keine Zeit," erklärte der Müller, "wir müssen es schon darauf ankommen lassen. Laß mich nur machen; Auskünfte sind auch nicht immer maßgebend." Nach dem Abendessen setzte sich der Müller zu seinem Gast, um ein Blanderständchen mit ihm zu halten. Bald stand auch eine bessere Flasche auf dem Tisch. Nun kam der Müller geschickt auf sein Anliegen und schon nach einer halben Stunde war der beiderseitige Wunsch erfüllt. Schon gleich am anderen Morgen wollte der junge Mann seine Tätigkeit beginnen, zur Freude des Müllers, denn es war die höchste Zeit, daß eine kundige Hand sich der Sache annahm.

In seinem Lager stolzierte Willibald Huber herum gleich einem Storch im Salat und verfügte sich dann in seinen Laden. Es war eine ziemlich schlanke, etwas hagere Figur mit borstigem, bereits ins grau spielendem Schnurrbart und nicht gerade reichem Haupthaar. In der letzten Zeit legte er jedoch besonderen Wert auf seinen äußeren Menschen. Glatt rasiert und sorgfältig gekämmt erschien er in den Geschäftsräumen und sobald er auch nur auf kurze Zeit das Lager verließ, tauschte er seinen schmierigen, alten Rock gegen einen guten, so daß des alten verdorrneten Buchhalters ohnehin schon wackeliger Kopf noch bedeutlicher in Bewegung geriet.

"Alter schüß vor Torheit nicht," murmelte dieser still vor sich hin, er hätte sich wohl gehütet, es laut werden zu lassen. "Die armen Kinder dauern mich," setzte er dann noch hinzu. Er meinte damit die Kinder des Herrn Huber aus seiner ersten Ehe, zwei allerliebste Mädchen.

Willibald Huber war nämlich Witwer. Seine Frau war vor einigen Jahren gestorben und hatte ihm die Kinder nebst ihrem Vermögen hinterlassen. Die ganze Ehe war nur ein Rechenexempel seinerseits und die Sucht einen Mann zu bekommen ihrerseits. Als armer Teufel war er in das Geschäft gekommen und hatte bald herausgefunden, daß da etwas zu verdienen wäre, wenn er die schon oft abgeblühte, nichts weniger als reizende, aber einziige Erbin seines Chefs heiraten würde. Sie kam ihm dabei zwei Drittel des Begehens entgegen und blieb ihm auch stets dankbar dafür daß er ihr zu einem jungen Mann und damit zu einem Triumph über die bereits höhrende Gesellschaft verholfen.

Da sie ihn niemals das Geld fühlen ließ, blieb das Verhältnis der beiden Ehegatten auch bis zum Schluß ein ganz erträgliches.

Jetzt schien das bereits halb verdorrnete Herz Hubers neues Feuer gefangen zu haben. Er wollte diesmal nicht nur Geld, er wollte auch etwas für Herz und Auge haben, vielleicht auch für den Verstand. Heute war seine Laune nicht die rosigste. Schon manches Donnerwetter war über die Häupter der Lehrlinge hinweggegangen und besonders Heinrich, der älteste der Leidensgenossen, mußte manches bittere Wort vernehmen. Waagte der Herr Prinzipal auch nicht, seinem Buchhalter direkt eine Grobheit ins Gesicht zu sagen, so brummte er doch öfter ein "alter Esel" zwischen den Zähnen. Auch vergaß er mehrmals, wenn er in den Laden ging, den besseren Rock anzuziehen.

"Der muß irgendwo abgeblüht sein," murmelte seinerseits schadenfroh der Buchhalter.

Herr Huber hatte sich getäuscht, da er glaubte, mit dem ältesten Lehrlinge schon gut fertig werden zu können. Sein bisheriger Kommis fehlte ihm noch überall und so war er mehr gebunden, als ihm für seine besonderen Absichten lieb war. Was seine bösen Launen aber am meisten hervorrief, war der Umstand, daß alle seine Bemühungen bei der Dame seines Herzens, derentwegen er seinen gefährlichen Kommis nicht in letzter Linie so vorschnell entlassen hatte, kein Verständnis fanden. Das hübsche junge Ladenrädchen nahm für väterliches Wohlwollen, was nach seiner Idee Liebe bei ihr hervorrufen sollte. Nun versuchte er einen anderen Weg. Was er nicht vermochte, sollten seine Kinder fertig bringen. Die Erlörene sollte sich um sein Hauswesen und um seine Kinder quasi als Hausdame mitbekümmern. Hatte sie, so kalkuliert er, bei dieser Tätigkeit die lebenswürdigen Kleinen in ihr Herz geschlossen, so würde dann später eine Trennung von diesen ihr nicht mehr so leicht sein und sie seinen Vorschlag, dauernd ihre zweite Mutter zu werden, vielleicht sogar mit Freuden annehmen.

Doch schroff wies die junge Dame dies Ansuchen zurück. Für solche Arbeiten hätte sie auch zu Hause bleiben können. So lieb ihr auch die Kinder seien, diese zu hegen sei sie nicht zu ihm gekommen. "Unter allen Umständen" schloß sie, "bestehe ich auf meinem Schein; entweder bleibe ich nach wie vor im Geschäft tätig, oder ich ziehe vor nach Hause zurückzukehren."

Dagegen war nichts zu machen, aber sein sollte sie werden, das hatte er sich nun einmal in den Kopf gesetzt, denn er war wirklich verklebt, soweit dies bei ihm überhaupt möglich war.

Sollte am Ende gar ein Einverständnis zwischen ihr und jenem jungen Mann bestehen und heimlich fortgesetzt werden? Aber nein, das konnte nicht sein, auch seine schärfste Aufmerksamkeit konnte von einem heimlichen Verkehr oder Briefwechsel nichts entdecken, und er trieb sein Spioniersystem nach dieser Richtung mit einer wahren Raffinesse. War nun dieser Versuch schlaggeschlagen, so mußte ein anderer Weg versucht werden; aber welcher? Darüber zerbrach sich Herr Huber noch vergeblich den Kopf, was keineswegs zur Verbesserung seiner Laune beitrug. So suchte er nun förmlich nach einem Anlaß, sich an irgend jemanden auszulassen. Da entdeckte sein Auge in dem eben von Kundschaft leeren Laden, wie noch einige Tropfen aus dem Petroleumfaß zur Erde siderten. "Heinrich Sie nachlässiger Mensch" rief er sofort den ältesten Lehrling an. "sehen Sie nicht, daß Sie den Strahnen hier nicht ordentlich zugedreht haben und das Petroleum nur so herausläuft; man verdient so nichts mehr, seit der Schleuderfriske in der Kreuzgasse sich hier niedergelassen hat. O, diese elende Konkurrenz."

"Aber Herr Huber," verteidigte sich der Heinrich, "der Strahnen ist ja fest geschlossen, es fallen nur einige Tropfen, die am Ausfluß hängen."

"Schweigen Sie," versetzte ärgerlich der Chef, "Sie wollen Kaufmann werden; wenn Sie mal ein eigenes Geschäft haben, sind Sie in 14 Tagen bankrott." Weiter schnüffelte er nach Unregelmäßigkeiten suchend, "und hier, kommen Sie einmal her, steht eine Haringstonne offen."

"O", meinte der Lehrling nicht wenig gekränkt durch die kleinlichen Mörgeleien, "die werden nicht davonlaufen, das könnte eher mit den Mainzern und Limburgern da hinten in der Ecke passieren."

"Vorlauter Junge", damit fuhr die Rechte des Chefs klatschend über des Frechen Wangen daß dieser heulend zurücksprang, sofort aber sich beherrschte und laut ausrief: "So, Sie haben mich geschlagen, nun bleibe ich keine Stunde länger mehr bei Ihnen; ich bin es hier längst satt. Ihr Konkurrent in der Kreuzgasse hat mir schon Salair versprochen; gleich gehe ich."

Herr Huber war nach dem Schläge merkwürdig ernüchtert und es reute ihn um sein voreiliges Tun.

"Gut," sagte er, "aber vorher folge mir in mein Privatkontor, daß ich dir einmal deinen Vertrag vorlese."

Jögernd folgte der Lehrling in den kleinen Verschlaß, der das Privatkontor darstellen sollte und wo die Reisenden oft bittere Stunden auszustehen hatten. Aber statt des Vertrages nahm der Chef einen Fünfmarschein.

"So, damit kannst du dir einen verquügten Nachmittag am Sonntag machen, es ist ja auch gerade ein Theater hier, und vom ersten ab gebe ich dir monatlich zehn Mark Salair. Dann merk dir, daß ein Prinzipal manche Sorgen und Unannehmlichkeiten hat, wovon ihr jungen Burschen euch

nichts träumen laßt; da solltet ihr ihn nicht noch reizen. Daß du aber den anderen nichts sagst."

Damit war Heinrich entlassen. „Nun“, riefen die anderen, als er wieder in den Laden trat, „wie hat es gegangen, gehst du?“

„Ach“, erwiderte Heinrich resigniert, „ich kann nicht, der Schein ist dagegen.“

Der Prinzipal ging nun wieder in's Magazin; seufzend über die Frechheit und Unverschämtheit der heutigen Jugend und besonders über das Opfer so vieler Marken; aber, was wollte er machen.

Im Magazin saß sein Arbeiter gemütlich beim Frühstück; während der jüngste Lehrling, eine blaue Schürze vorgebunden und die Feder gewichtig hinterm Ohr im Hintergrunde mit der Nase spielte. Ballen, Kisten, Fässer lagen bunt durch einander und beim Ausweichen stolperte Herr Huber über den mitten im Wege stehenden kleinen Handwagen, sodaß er beinahe zu Fall kam.

„Donnerwetter“, schrie er, „ist das eine Bummelerei hier. Jeder scheint ja hier zu tun und zu lassen was er will; ist das Ordnung, ist das Pflichtgefühl. Ja, essen und trinken, darauf nur stehen eure Gedanken.“

„Das hält Leib und Seele zusammen“, murmelte gemütlich weiterkäuend der Conrad.

„Ihr gebt wohl noch Widerworte, was habt Ihr eben gebremmt“, rief Herr Huber, die vorige Szene schon ganz vergefend.

Conrad schob den letzten Brocken in den Mund, pußte sein Messer an der Hose ab und stellte sich dann ruhig in Positur. „Ich meine Herr Prinzipal, daß ich auch ein Mensch bin und heren kann ich nicht. Ich habe die Sachen von der Bahn geholt und zunächst gesorgt, daß sie in's Trockene kamen, da durfte ich wohl auch an mein bißchen Frühstück denken und eine kurze Raft halten.“

„So“, brauste der Prinzipal auf, „Pause ist von Zwölf bis Ein, merkt euch das, solche Unordnung dulde ich nicht mehr. Euer Frühstück hättet Ihr auch unterwegs verzehren können, lange genug seid Ihr ja ausgeblieben.“

„Auch das noch“, entgegnete noch immer ruhig der Conrad; „es ist gerade genug, daß ich das alles allein tun muß für das bißchen Lohn.“

„So, da sucht euch noch einen besseren und gutmütigeren Herrn, der sich das alles ruhig gefallen läßt“, entfuhr es unbedachter Weise dem Chef.

„Gewiß, Herr Huber, wenn Sie wünschen, gerne. Ihr Konkurrent in der Kreuzgasse wird mich mit Freuden nehmen, er hat mir schon mehr versprochen. In vierzehn Tagen werde ich also gehen.“

„Was, dieser fremde, bergelaufene Kerl; erst verdirbt er



Zur Enthüllung des französischen Kriegerdenkmals in Weissenburg.

mir meine Preise und nun auch noch mein Personal. Der Polizei sollte man ihn anzeigen“ eiferte Herr Huber.

„O“, jagte Conrad, „es ist ein ganz netter lebenswürdiger Herr.“

Herr Huber war sprachlos. Dieser Mensch hatte ja eine rechte Revolution unter seinen bisher so geduldigen Leuten hervorgerufen. Ging der Conrad, woher so schnell einen brauchbaren Ersatz nehmen. Arbeit hatte er ja genug; Pferde und Wagen versorgen und dazu noch das Magazin. „Na“, lenkte er mit saurer Miene ein, „Ihr braucht doch nicht alles so mitten im Wege stehen zu lassen, daß man sich

daran verlegt. Hier, Ihr sollt sehen, daß ich auch nicht so bin, sind drei Mark, da könnt Ihr Euch einen vergnügten Sonntag machen, oder Eurer Frau was schönes kaufen, und vom ersten ab erhöhe ich Euren Lohn um monatlich ganze fünf Mark, habt Ihr verstanden, nun aber an's Aufräumen.“

Da fiel das Auge des Chefs auf den bisher nicht beachteten kleinen Lehrling. „Wie, Du Schlingel, siehst auch müßig da.“ und froh nun, wie er glaubte, einen besseren Mißableiter gefunden zu haben, nahm er den Jungen kräftig beim Ohr, daß dieser laut aufheulte. Erschreckt ließ er ihn los und wie ein Blitz stand der Junge auch schon an der Tür und rief trotzig: „Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich kann die Koffer und Kisten auch nicht allein wegräumen, und dafür hat mich mein Vater auch nicht zu Ihnen in die Lehre getan.“ Damit war er aber auch schon zur Tür hinaus, noch ehe der Chef in die Lage kam, eine ganze Mark



Die aus türkischen Parlamentsmitgliedern bestehende Sonderkommission.

Schmerzensgeld auch diesem Fall zu opfern. Doch schnell entschlossen eilte er dem Jungen nach; das durfte nicht geschehen, der Reputation und des bösen Beispiels wegen nicht.

Ganz erschöpft und elend von all diesen Kergerlichkeiten kam der Chef schließlich zu seinem Buchhalter.

„Herr Federlein,“ redete er diesen an, „notieren Sie: der Heinrich bekommt vom ersten ab monatlich zehn Mark Salär, und dem Konrad habe ich seinen Lohn um fünf Mark pro Monat erhöht; es sind wirklich schreckliche Zeiten.“

„Soll ich das also jetzt am ersten auszahlen,“ frug der Buchhalter.

„Nein, wo denken Sie hin; vom ersten ab, also am nächstfolgenden ersten.“

Herr Federlein buchte ordnungsgemäß, dann wiegte er sein Haupt, fuhr sich über den kahlen Schädel, zog sein

„sag ich, 50 Mark gut, und sobald die Kaffeepreise steigen, ich glaube, ja ich glaube gewiß, das wird schon bald sein, dann schenke ich Ihnen auch eine echte silberne, nein, sagen wir goldene Remontoiruhr. Nun, was sagen Sie dazu?“

Federlein besah seine alte vorsündflutliche dicke Uhr, die häufig stille stand, und ein Leuchten ging über die Züge des alten ergebenen Sklaven, der so viel leichter zu befriedigen war wie das junge Volk, dem noch eine ganze Welt offen stand, oder einen Konrad, dem es gleich war, wo er seinen Tagelohn verdiente.

Herr Huber überlegte, wie so kleine Geschenke oft große Wirkungen haben, — vielleicht ließ sich dies Mittel auch da anwenden, wo er bis jetzt vergebens nach einem Schlüssel gesucht hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Der Vorstand des Verbandes Deutscher Krankenpflege-Anstalten vom Roten Kreuz, der kürzlich in Quedlinburg seine Jahresversammlung abhielt: Der Vorsitzende des Verbandes, Geheimer Oberjustizrat Chuchul (1), die Vorsitzende des Verbandes Vaterländischer Frauenvereine, Gräfin von Ipenplitz (2), die Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins Quedlinburg, Frau Oberbürgermeister Vansli (3) und Professor Dr. Pannwitz-Charlottenburg (4).

großes, rotes, baumwollenes Taschentuch aus der Tasche, räusperte sich mehrmals verlegen, und da er seinen Chef in einer besonderen Geberlaune vermutete, begann er endlich: „Herr Prinzipal, ich habe Ihnen und Ihrem Hause nun so lange Jahre treu gedient, und da meine ich, ich wollte untertänigst bitten, ja sehen Sie, die Zeiten sind nun einmal so, es ist alles so teuer, und man möchte sich doch auch etwas gönnen, und es sind mir schon manche Angebote gemacht worden, doch die Anhänglichkeit und die vielen Jahre, aber man kann doch davon nicht leben.“

„Wie, was hör ich, lieber Federlein, alter Freund,“ fiel Herr Huber schnell in die Rede. „Sie wollen mich doch nicht auch verraten, mich im Stiche lassen.“

Herr Huber tat, als zerdrücke er eine Träne, in Wirklichkeit wischte er sich den Angstschweiß von der Stirne — ein neues Opfer.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „ich wollte Sie schon an Ihrem Namenstag damit überraschen, hatte schon längst eine Kontifikation vor für Sie. Bitte, schreiben Sie sich 30, nein, was

Die interessante Miß.

Erzählung von Georg Verjich.

(Nachdruck verboten.)

Der vor kurzem aus Nordamerika herübergekommen: Mr. Alfred Danner war in der Gesellschaft rasch beliebt geworden.

Der Umstand, daß er als Sohn deutscher Eltern ein ziemlich reines Deutsch sprach, enthob die Damen, die sich gern mit dem jungen Ausländer unterhielten, der Mühe, in ihrem englischen Sprachschah Umschau halten zu müssen.

Heute war das Gespräch aus Anlaß eines Vorganges auf der Straße auf die vielgerühmte Ritterlichkeit der Amerikaner gegenüber den Frauen gebracht worden, und man hatte Mr. Danner um ein gutachtliches Urteil gebeten.

Er bestätigte, daß dem weiblichen Geschlechte „drüben“ im allgemeinen mit Ehrerbietung begegnet und auch die Frau niederen Standes „ladylike“ behandelt würde. Ungezogenheiten eines Mannes gegen eine Dame hätten in

verschiedenen Staaten der Union strengste Abndung zu gewärtigen.

Die Zuhörerinnen waren von dieser Auskunft lebhaft befriedigt; um so größer war daher ihr Bestreben, als Mr. Danner an seine Erklärungen die lakonische Bemerkung schloß:

„Höflichkeit gegen die Frauenwelt ist ohne Zweifel eine der löblichsten Eigenschaften des Amerikaners und verdient überall zum Vorbild genommen zu werden; aber sie kann, wie die beste Sache, auch eine Schattenseite haben.“

„Aber Mr. Danner!“ riefen die Damen.

Der junge Mann schien auch bereits zu bereuen, die letzte Aeußerung getan zu haben, und wie zu seiner Entschuldigung sagte er:

„Ich dachte nur an ein Erlebnis, das ich während meiner Ueberfahrt nach Europa hatte.“

„Erzählen Sie doch —“.

Offenbar verspürte Danner keine allzu große Reizung, näher auf das Thema einzugehen. Da er aber mit seinen unvorsichtigen Worten die Neugier selbst erregt hatte, mußte er sie auch, wollte er nicht eine Ausnahme von der Regel des höflichen und zuvorkommenden Amerikaners bilden, befriedigen.

Und so begann er denn zu erzählen:

„Auf dem englischen Steamer, der mich von New York nach Southampton beförderte, waren die Kajüten sämtlich besetzt und bei dem ersten Diner an Bord hatte man ausgiebig Gelegenheit, fremde Gesichter zu studieren. Man ist ja auf einem Schiffe immer eher als in einer anderen Reisegesellschaft geneigt, seinen Mitmenschen Aufmerksamkeit zu schenken und an dieser oder jener Persönlichkeit ein stärkeres Interesse zu nehmen.“

Es war in der Tat auch manche ungewöhnliche Erscheinung unter den Passagieren, zum Beispiel ein berühmter englischer Tragöde, eine deutsche Opernsängerin, die im Dollarlande goldenen Ernteseenen einnahm, ein Stasemann, der auf einer Friedenskonferenz schwungvolle Reden für den ewigen Völkerrfrieden gehalten hatte und nun im Auftrag seiner Regierung und in Begleitung zweier Ingenieure in amerikanischen Dynamitfabriken neue Sprengstoffzusammensetzungen geprüft hatte, und ferner der beste Vorer der Vereinigten Staaten, der übrigens von allen lebenden Sehenswürdigkeiten am meisten angefaunt wurde und auch diejenigen, die nicht für Erntelämpfe schwärmen durch seinen sabelhaften Appetit zur Bewunderung hinführt.

Auch viele hübsche Damen sahen an der Tafel und bei der Promenade auf Deck konnte man noch mehr beobachten. Wir hatten anfangs heiteres, ruhiges Wetter, so daß sich niemand in den dumpfigen Kabinen aufhalten mochte.

Ich hatte eine junge Miß zur Tischnachbarin gehabt, die an meine Unterhaltungsaabe absolut keine Ansprüche stellte. Da ich merkte, daß sie ein Gespräch nicht wünschte, wechselten wir nur wenige Worte mit einander. Auch auf Deck sah ich sie allein promenieren. Und da fiel mir erst auf, daß sie eine große Schönheit war.

„O, meine Damen.“ schaltete der Erzähler hier lächelnd ein, als einige Zuhörerinnen ihn verständnisvoll anblickten, „es war eine rein objektive Wahrnehmung ohne persönliche Nebenwirkungen, wenigstens — aber ich will nicht abschweifen. Also sie war schön. Vielleicht ein wenig zu klein von Gestalt und ein wenig zu blaß, aber das konnte den Gesamteindruck nicht sehr beeinträchtigen. Wie alt sie war? Nun, allenfalls zwanzig, einundzwanzig, freilich habe ich in diesem Punkte kein sicheres Urteil.“

Als wir uns auf unserem Spaziergange begegneten, grüßte ich selbstverständlich, und mein Gruß wurde auch erwidert. Die Art und Weise ermutigte indessen ebensovienig dazu, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, wie das Verhalten beim Diner, und einigermaßen verstimmt über diese stolze Unnahbarkeit, suchte ich ein paar Herren auf, die ich schon in einem New-Yorker Hotel flüchtig kennen gelernt hatte, einen Pflanzer aus Texas und einen Kaufmann aus Chicago. Ein dritter Herr, der sich ihnen an Bord angeschlossen wurde mir als Mr. Rowter aus New-York vorgestellt.

Noch an demselben Abend erfuhr ich, daß Mr. Rowter Detektiv sei und zur Aufklärung eines geheimnisvollen Kriminalfalles nach Glasgow reiste, und erfuhr auch einiges über diesen Fall selbst, der, wie ich mich zu erinnern glaube, auch in der Presse geschildert worden war.

Am nächsten Tage fanden wir Herren uns wieder zusammen, alle von demselben Wunsche geleitet, uns die Zeit

der Ueberfahrt durch ein bißchen Geselligkeit möglichst zu verkürzen.

Die schöne Miß hatte auch bereits die Aufmerksamkeit meiner Reisegenossen auf sich gelenkt, und der Pflanzer aus Texas schien sogar von dem Zauber ihrer Erscheinung tiefer berührt zu sein. Er unternahm einen wohlvorbedachten Annäherungsversuch, erlebte jedoch eine so schmachliche Niederlage, daß er beschämt in unseren Kreis zurückkehrte.

Der Kaufmann aus Chicago, ein älterer, verheirateter Herr, hatte dagegen das Glück, durch einen Zufall mit unserer reizenden Landsmännin näher bekannt zu werden.

In der Schiffsbibliothek hatte er ein Buch zur Hand genommen, das die Dame von dem aufsichtführenden Beamten begehrte. Natürlich beeilte sich unser Freund, der Miß das gewünschte Buch zu überlassen, und sie hatte ihm nicht nur liebenswürdig dafür gedankt, sondern auch noch über den Inhalt und über manches andere mit ihm geplaudert. Nicht ohne Schadenfreude erstattete er uns hierüber den ausführlichsten Bericht.

Der verliebte Plantagenbesitzer aus Texas war in diesem Tage in einer ganz unerblicklichen Stimmung.

Wir beschäftigten uns übrigens keineswegs ausschließlich mit der interessanten Reisegesährtin, wie Sie, meine Damen, nach dem Gehörten vielleicht denken mögen. Eine Seereise auf einem unserer Ozeanriesen bietet vielerlei neues, das zum Meinungsaustausch veranlaßt, und je enger man sich menschlich aneinander schließt, um so mehr treten auch die persönlichen Angelegenheiten, wie Reiseziel und Reiseabsichten, in den Vordergrund.

Audere Dinge, leider recht unerfreuliche, kamen hinzu.

Der Chicagoer vermißte plötzlich ein mit Brillanten besetztes Medaillon, das er an seiner Uhrkette getragen, und das ihm, weil es das Bild eines verstorbenen Kindes enthielt, überaus teuer gewesen war.

Der Verlust wurde dem Kapitän angezeigt, und dabei erfuhr man, daß noch mehrere andere Wertgegenstände von Passagieren als vermißt angemeldet worden waren.

Da nicht ein einziger als gefunden zurückgegeben worden war, so lag der Gedanke an die Tüchtigkeit eines berufsmäßigen Diebes nahe genug. Trotzdem wollte der Kapitän, dem die Sache begreiflicherweise peinlich war, nicht recht auf den Vorschlag des Detektivs eingehen, eine regelrechte Fahndung auf den Spießbuben vorzunehmen. Er konnte aber nichts dagegen haben, als der Detektiv die Erklärung abgab, daß er auch ohne Auftrag und natürlich mit aller gebotenen Vorsicht und Zurückhaltung dem Täter nachspüren wolle.

Beim nächsten Diner wurde mir eine angenehme Ueber- raschung zuteil.

Meine schweigsame Nachbarin richtete das Wort an mich. Sie tat es augenscheinlich in Erregung, unter dem unmittelbaren Eindruck des soeben Geschehenen. Im Begriff, ihre Diner-toilette anzulegen, hatte sie eine kostbare Broche ein unerforschliches Familienandeken, das sie viel zu tragen pflegte, nicht finden können. Mit Hilfe der Stewardess war alles gründlich durchsucht worden, aber das Kleinod blieb verschwunden.

Ich erzählte ihr von den Diebstählen, die zu meiner Kenntnis gelangt waren, und nunmehr war sie überzeugt, ebenfalls bestohlen worden zu sein.

Nach Aufhebung der Tafel, als niemand uns hören konnte, teilte ich ihr mit, daß sich ein gewandter Detektiv an Bord befände und Nachforschungen nach dem Langju-



Barille, der Führer des Polarforschers Dr. Cool.

ger eingeleitet habe. Sie erlaubte mir, ihr den Herrn zuzuführen, damit sie ihm selbst eine genaue Beschreibung des vermißten Schmuckstückes geben könne.

So wurde auch unser Detektiv mit der Lady bekannt, und nur der Pflanzer mußte, grollend über sein Mißgeschick, bei Seite stehen.

Es war am Abend vor unserer Ankunft in Southampton. Seit 36 Stunden hatten wir hohe See, und je mehr wir uns dem Kanal näherten, um so stärker rollte und klappte unser Dampfer und umso häufiger nahm er schwere Sturzseen über. Auf Deck war es infolgedessen nicht mehr so belebt, wie in den ersten Tagen unserer Fahrt. Die Damen vor allem zogen es vor, im Salon zu verweilen. Viele von ihnen, die an der Seefrankheit litten, blieben notgedrungen in ihren Kabinen und erschienen auch nicht mehr zu den Mahlzeiten. Zu denen, die man inzwischen nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, gehörte auch die schöne Miß.

Wir vier Herren, die das lebhaft bedauerten, saßen zum letzten Mal im Rauchsalon vereint, und der Detektiv berichtete über das Ergebnis seiner Ermittlungen.

Er beklagte sich bitter über den Kapitän, der sich aus ganz falscher Rücksichtnahme jedem energischen Schritte widersetzte. Trotz dieser Schwierigkeit habe er eine Spur entdeckt, aber es sei fraglich, ob bei der Kürze der Zeit noch ein Erfolg erzielt werden würde.

„Ich erhöhe die Belohnung für die Wiederbeschaffung meines Medaillons von 15 auf 25 Pfund,“ spornete der Kaufmann aus Chicago an.

„Dante,“ sagte der Kriminalist. „Aber mir winkt weit höherer Lohn. Die junge Lady aus San Francisco hat 50 Pfund für ihre verschwundene Brosche ausgesetzt.“

„Ich setze 50 dazu!“ rief der Pflanzer, der dem Gegenstande seiner schnell erwachten Zuneigung irgendein Opfer bringen wollte.

„Angenommen,“ meinte der Detektiv lachend, „aber leider werde ich wohl kaum in die Lage versetzt werden, d s Geld einzustreichen.“

Meine Zigarrentasche war leer geworden, und um sie aufs neue zu füllen, verließ ich den Rauchsalon und begab mich in meine Kabine.

Bald hatte ich mich dort mit dem Nötigen versehen und trat nun wieder den Rückweg an.

Ich mußte erst einen kurzen, dann einen rechtwinklig dazu an der Backbordseite entlang führenden Gang passieren.

Hier hatte der Texaner sein Quartier.

In den Gängen brannten etliche elektrische Lämpchen, aber es herrschte doch nur eine ungewisse Beleuchtung.

Gerade in dem Augenblick, als ich in den zweiten Gang einbiegen wollte, sah ich, wie die Tür jener Kabine behutsam von innen geöffnet wurde.

Ich stutzte und schnellte unwillkürlich zurück.

Im nächsten Moment hörte ich, wie jemand die Tür ins Schloß zog, dann eine sekundenlange Stille, und dann das Rauschen eines Kleides und Schritte, die sich eilig entfernten.

Ich beugte mich vor und erkannte eine weibliche Gestalt in einem langen Reisemantel, den Kopf von einem Tuch umhüllt.

Man saß mitunter im Leben bligschnell Entschlüsse, die man ausführt, ohne ihre Tragweite gleich zu ermessen. Man handelt wie unter einem Zwange, unbekümmert um die etwaigen Folgen.

Die Frau dort — das stand bei mir fest — durfte ich nicht entkommen lassen.

In wenigen Sprüngen war ich an ihrer Seite, und ich sie hastig vorüber wollte, vertrat ich ihr den Weg.

„Erlauben Sie,“ redete ich Sie an, „daß ich Sie auf einen Irrtum aufmerksam mache. Sie haben soeben Ihre Kabine mit einer Fremden verwechselt.“

Ich mußte eine geraume Weile auf Antwort warten. Dann herrschte mich die Unbekannte an:

„Was untersehen Sie sich? Wie können Sie es wagen, in diesem Tone mit mir zu reden?“ Und mit erkünstelter Ruhe fügte sie hinzu: „Ich fordere Sie auf, den Weg freizugeben.“

Eine impulsibe Handbewegung begleitete diese Aufferderung, und da bemerkte ich in dieser kleinen weißen Hand, an der mehrere Brillantringe bligten, ein zusammengepreßtes Lederetui, wie ich ein ähnliches, angefüllt mit Papierschei-

nen, schon mehrmals bei dem Pflanzer aus Texas wahrgenommen hatte.

Das gab mir in dieser immerhin nicht unbedenklichen Lage meine volle Sicherheit.

„Ich muß Sie doch zuvor um Aufklärung bitten,“ entgegnete ich, „mindestens muß ich wissen, mit wem ich die Ehre habe.“

Ein kurzes, höhnisches Auflachen.

Dann ein Griff in die Manteltasche, und ehe ich's hindern konnte, hatte mein holdes Gegenüber einen Revolver auf mich gerichtet, vorchriftsmäßig, daß ich in den Lauf hineinschauen konnte.

Bei dieser Bewegung fiel aber auch das Kopfstück zurück, und ich blickte in das schöne, jetzt aber gespensterhaft blasser Antlitz der Miß aus Kalifornien.

Möglicherweise würde es die Lady bei der bloßen Drohung mit der Waffe nicht haben bewenden lassen.

Aber auf einmal wurde ihr erhobener Arm zurückgerissen und ich hörte die Stimme des Detektivs:

„Kein Aufsehen!“

Da kamen auch zufällig zwei Stewards den Gang herunter, und wie auf Verabredung taten wir so, als sei nichts geschehen.

Dr. Danner machte eine Pause.

„Und wie endete das Abenteuer?“ fragte ein ungeduldiges Fräulein.

„Der Respekt des Amerikaners vor der Weiblichkeit vor der schönen Weiblichkeit,“ erwiderte der junge Mann mit leichtem Spott, „war in diesem Falle sogar mächtiger als der amerikanische Gerechtigkeitsinn, der sonst Diebstahl als Todsünde bewertet.“

Und auch ich war zuletzt zufrieden, daß die Geschichte totgeschwiegen wurde. Der Texaner bekam sein Portefeuille, der Chicagoer sein Medaillon von der interessanten Miß ausgeliefert, die sich diese Gegenstände in einem besflagenswerten, somnambulen Zustande angeeignet haben wollte, und der Detektiv übernahm es, den anderen Bestohlenen ihr Eigentum auf schickliche Weise wieder zuzustellen.

Um — getan hat er's nicht. Statt dessen stahl er dem Pflanzer beim Abschied im Hafen von neuem die bewußte inhaltschwere Geldtasche und dem Chicagoer Gentleman nicht nur das Medaillon, sondern auch Uhrkette nebst daranhängender goldener Uhr, und in der nächsten Nummer des „Southern Echo“ stand eine Dankagung, in der das Gaunerpäpärchen der liebenswürdigen Reisegesellschaft ein herzliches „farewell“ nachrief.

So nette Leute sind wir Amerikaner!“

Nützliches fürs Haus.

— Spitzgans. Man löst die Gänsebrust von den Knochen, reibt sie mit Salz, Zucker und Salpeter ein, rollt sie fest zusammen, das Fleisch nach innen, die Haut nach außen, näht die Enden zusammen, wickelt das Fleisch in feuchte Weintücher, die man fest zusammenschnürt, und hängt es 8—14 Tage in schwachen Rauch.

— Hasenpfeffer. Brust, Hals, Lunge, Herz, der gespaltene Kopf und oftmals auch die Vorderläufe werden mit reichlich Gewürz und Zwiebel weich gekocht und in Stücke geschnitten. Man macht eine braune Mehlschwitze, schmeckt diese mit Syrup und Essig, sowie Gewürz ab und läßt das Fleisch darin dämpfen. Gurken und Perlzwiebeln passen dazu.

Zum Küssen. Schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigen jugendfrischen Aussehen, weißer sammetweicher Haut und blendend schönem Teint... Steckensford-Lilienmilch-Seife von Bergmann & Co. Jede Packung 5 Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Fünf Generationen unter einem Dache. (S. Abbildung Seite 369.) In der kleinen württembergischen Ortschaft Groß-Gartach lebt die Wäderswitwe Johanna Klint mit ihrer Tochter, ihrer Enkelin, ihrer Urrenkelin und ihrer Urrenkelin gemeinschaftlich in einem Hause. Das Haupt dieser fünf Generationen, Frau Johanna Klint, steht im 97. Lebensjahre und ist bereits seit 65 Jahren Witwe. Auch ihre 74 Jahre alte Tochter hat schon vor 27 Jahren den Gatten verloren. Die Enkelin ist 32, die Urrenkelin 25, die Urrenkelin 2 Jahre alt. Die Stammutter der fünf Generationen ist noch gesund und sehr rüstig.

— Das Denkmal für die in der Schlacht bei Weissenburg gefallenen Franzosen. (S. Abbildung Seite 372.) Bei Weissenburg fand am 4. August 1870 die erste größere Schlacht im deutsch-französischen Kriege statt, in der der französische General Douay fiel. Ein Sohn des toten Generals nahm an der Enthüllungsfestfeier teil.

— Die aus türkischen Parlamentsmitgliedern bestehende Sonderkommission (S. Abbildung Seite 372), die unter Führung des liberalen Deputierten von Smyrna, Muhammed Ubejdullah (X), die europäischen Hauptstädte besucht, um die parlamentarischen Bräuche und Einrichtungen der modernen Staaten zu studieren, ist in Wien eingetroffen.

— Barille, der Führer des Polarforschers Dr. Cook (Siehe Abbildung Seite 374) erklärte, die Behauptung, Cook habe im Jahre 1906 den Gipfel des Mc. Kinley-Berges in Alaska erreicht, für unwahr. Die Entdeckung des Nordpols durch Cook dagegen wird von verschiedenen grönländischen Eskimos bestätigt.



Zur Unterhaltung.



— Gut aufgehoben. Bummel (als im Gedränge ein Taschendieb verhaftet wird): Sofort trage ich meine Uhr wieder ins Verfaßamt!

— Hausfrauenpflichten. „Ich möchte es auch so gut haben, wie Sie, Frau Martens, mit drei Dienstmägden zu arbeiten — da kann man sich's ja schön leicht machen.“ — Sagen Sie das nicht, Frau Lehmann. Sie können mir glauben, es ist eine Höllearbeit, alle drei fortwährend zu beschäftigen.“

— Sekundärbahn-Idyll. Passagier: „Warum fährt denn der Zug auf einmal so langsam, Herr Kondukteur?“ — Schaffner: „Ja, wissen's, der Wind hat sich gedreht und bläst jetzt gegen die Fahrtrichtung.“

— Der kleine Materialist. In einer Schule spricht der Lehrer über die Laster, die der Reichtum im Gefolge hat. Am Schlusse seiner Auseinandersetzung fragt er die Schüler: „Und was ist wohl das schlimmste an dem Reichtum?“ — Der kleine Fritz: „Daß er so selten ist, Herr Lehrer!“

— Untertänigst. Durchlaucht: Ah, Sie hatte ich schon bei dem vorigen Balle kennen zu lernen Gelegenheit. Waren Sie es nicht, der mitten beim Tanz plötzlich unwohl wurde und weggetragen werden mußte? — Herr: Bedauere, Durchlaucht, hatte nicht die Ehre.

— Vor Gericht. Richter: „Sie führen zu Ihrer Entschuldigung an, daß Sie den Kläger nur irrtümlicherweise geschlagen haben, indem Sie ihn für den hielten, dem Sie die Prügel zugebracht hatten. Nun behauptet aber der Kläger, daß er Sie nach dem ersten Schlage sofort darüber aufklärte, daß er der Unrechte sei, und trotzdem haben Sie weiter auf ihn losgeschlagen! Aus welchem Grunde das?“ — Angeklagter: „Ja, dann war ich wütend darüber, daß er nicht der Richtige war!“

— Ein guter Mensch. Herr: „Haben Sie vielleicht Zahnweh, mein Fräulein?“ — Dame: „Gott sei Dank, nein!“ — Herr: „Schade, ich habe gerade ein sehr gutes Mittel dagegen erfunden.“

— Schlaue. Frau: „Du, der Postassistent drüben läuft bei uns seinen ganzen Toilettenbedarf; können wir ihn nicht mal auch was verdienen lassen?“ — Mann: „Na, dann werden wir mal heut' mittag ein paar Zehnspfennigmarken bei ihm holen.“



Rätselzettel.



Charade.

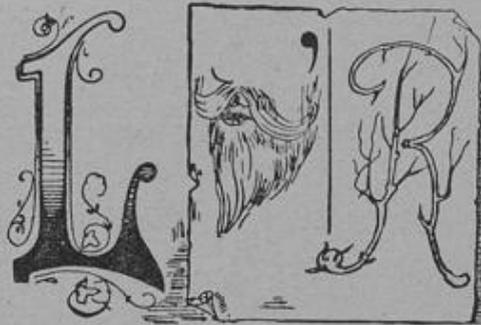
Euch, beide Ersten, wahrlich hab' ich gerne,
Hör' Eure Stimm' ich aus dem saft'gen Grün!
Und doch, ihr beiden Ersten, bleibt mir ferne! —
Ich wehr' euch ab mit innigem Bemüh'n. —
Ach! allzuleicht nur ist es, euch zu fangen,
Und, wer euch fängt, der wird leicht Euer Knecht;
Doch in der Einzahl hiellet ihr euch schlecht,
Als ins Theater man euch fleß gelangen!
Denn Rampenlicht ist nicht das Licht der Sonnen
Nicht alles — glaubt mir — ist gemacht danach —
Und was die beiden letzten euch gesponnen,
— Wohl jeder sieht es ein — war etwas schwach:
In ihren Händen lag schon seit Aeonen
Das Leben all auf dieser schönen Welt,
In ihrer Hand, die unterm Sternenzelt
Auf des Olymps Wolkengipfen thronen.
Zwei Laute nun des Ersten abzuschneiden,
Gibt es, damit mein Blick das Ganze schaut;
Und einen nehm' ich auch den letzten beiden,
Doch füg' hinzu ich wieder einen Laut.
Dann tritt vor mich, geschmückt mit ew'gem Ruhme
Das Ganze hin, ein geistesmächt'ger Mann,
Ihm war, der manch' ein Schauspiel uns erfann
Erblüht der Dichtung felt'ne Wunderblume.

Leistenrätsel.

	A		A	
D	E	E	K	N
	N		N	
N	O	R	S	T
	T		W	

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die erste wagerechte Reihe einen Gott der alten Deutschen, die zweite einen Gebirgszug in Südamerika nennt, während die erste senkrechte Reihe ein Riesengehirn am Himmel und die zweite ein Haustier männlichen Geschlechts bezeichnet.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer

- Doppelsinn - Rätsel: Die Hut — der Hut.
- Dreißilbige Charade: Zaunlöwja.
- Buchstaben - Rätsel: Hast — Hase.
- Rebus: Sorgenbrecher.



Die Mühle.

Erzählung von Nikolaus Settegast (Düsseldorf).
(Fortsetzung.) (Nachdr. verb.)

In der Mühle flossen dem neuen Herrn Gottlieb, wie er allgemein genannt wurde, die Tage gar schnell dahin. Die vielfach in Unordnung geratenen Bücher und Rechnungen wieder in Ordnung zu bringen, und neue Einrichtungen zu treffen, nahm seine Zeit und seine Arbeitskraft vollauf in Anspruch. Die hieheren Müllerleute waren überglücklich, so zur rechten Zeit durch diesen lebenswürdigen jungen Mann, der ihnen wie von Gott gesandt vorkam, aus ihrer Verlegenheit befreit worden zu sein. Auch das Personal hatte ihn gern mit einer einzigen Ausnahme, des Mühlenknechtes Hannes. Dieser, ein rothaariger vorstiger Geselle, besonders noch ausgezeichnet durch einen spärlichen fruppigen Bartwuchs, kleine verschmitzte Augen und eine dicke, ins violett schimmernde Nase, hatte gleich von Anfang an eine Abneigung gegen unseren jungen Freund gehabt, in dem er nur einen Eindringling sah. Als nun gar der Federfuchser, wie er ihn kurzer Hand nannte, sich auch um die Mühle bekümmerte, um auch den technischen Betrieb kennen zu lernen, da loberte im Herzen des Roten ein still genährter, aber um so gefährlicherer Haß auf, denn hier kühlte er sich in seiner, wie er glaubte, ausschließlichen Domäne angegriffen.

Der Müller war des öfteren abwesend und da war natürlich der erste Knecht in der Mühle sein Stellvertreter, daher erschien ihm das Interesse des jungen Mannes an dem Betriebe wie eine unbefugte Kontrolle und Einmischung.

Eben rief sich der Rote, der auf mehreren übereinander gelagerten Säcken lag, die Augen und seine erste Frage an einen Mitknecht lautete:

„War denn der neue Herr Federfuchser schon hier?“

Der Angeredete, der den neuen Herrn Gottlieb besonders gut leiden konnte, verneinte die sonderbare Frage, meinte aber, „was kümmerst du dich denn so sehr darum?“

„Was ich mich darum kümmerere,“ brauste der Rote auf; „siehst du denn nicht, daß er seine Nase in unsere Angelegenheiten steckt. Gehen wir denn auf sein Kontor und gucken in seine Bücher?“

„Na,“ lachte der andere, „da würden wir auch nichts von verstehen.“

„Und was versteht denn so ein Laffe von unserer Arbeit,“ fuhr der Rote wieder auf, „gar nichts — und findet er nun gar zufällig, daß sich so ein geplagter Mensch einmal ein bißchen ausruht, dann heißt es gleich, wir wären Faulpelze und dem Müller wird dann ein Floh ins Ohr gesetzt; der meint ja einen Herrgott an ihm zu haben.“

„Na,“ beruhigte der Ludwig, „der junge Herr kennt die Anstrengungen des Dienstes ganz gut; noch gestern meinte er, wir hätten es wahrlich nicht bequem.“

„Das sind nur so Redensarten, damit will er dich dummen Kerl nur fangen. Wer hat sich früher so um Gewicht und Qualität bekümmert; ich bleibe dabei, er spioniert nur hier herum, um uns dann anzuschwärzen und lieb Kind zu spielen,“ rief mißvergnügt der Rote.

„Das hat er doch wohl nicht nötig,“ entgegnete ruhig der Ludwig, „oder hast du ein schlechtes Gewissen, daß du die Kontrolle zu fürchten hättest.“

Der Rote wollte auffahren, begnügte sich aber mit einigen kräftigen Flüchen und einem „grünen Jungen“.

Der Ludwig war ein frischer Bursche, dessen Kraft er scheute. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins gab es gar manches freiwillige, aber auch ernste Ringen, wobei der Rote stets gewaltig den Kürzeren zog, und seitdem hatte er vor der überlegenen Stärke des anderen einen um so größeren Respekt, als er im Grunde recht feig war. Mit dem schlechten Gewissen hatte es dazu eine eigene



Zu den diesjährigen Parforcejagden des kaiserlichen Hofes in Döberitz bei Berlin: Vier Söhne des Deutschen Kaiserpaars auf der Jagd. Von links nach rechts: Prinz Joachim, Kronprinz Wilhelm, Prinz Oskar und Prinz Eitel Friedrich.

Verständnis. Der Note hatte ein besonders ausgeprägtes Verständnis für gewisse Händedrucke. Der Baas hat ja keinen Schaden davon, meinte er zwar, aber andere Kunden mußten es spüren.

„Jetzt geh an deine Arbeit,“ befahl er grimmig dem Ludwig. „bei dem Streit wird nichts getan, bist grad so ein Betruder wie der, gleich und gleich gesellt sich gern, das häßt ich bedenken sollen. Nun schnell frisch aufgeschüttet, es ist die höchste Zeit. Da kommt auch schon der Federfuchser, wenn man vom Wolf spricht; der würde uns schön hereinlegen, wenn die Steine leer ließen.“

„Guten Tag,“ grüßte in diesem Augenblick freundlich der neue Herr Gottlieb, „immer fleißig und geschäftig, wie die Räder und der Bach, der sie treibt. Wie steht es, ziemlicher Vorrat?“ redete er den Noten an.

„Nicht so sehr,“ murmelte dieser etwas verlegen.

„Das wäre fatal,“ sagte bedauernd der junge Mann, „wir müssen heute noch 50 Sack expedieren.“

„Aber das geht beim besten Willen nicht, woher nehmen?“ entgegnete lebhaft der Note.

Gottlieb hatte sich inzwischen umgesehen und rief auf einmal erfreut: „O, da liegt ja noch mehr; da sind wir fein heraus.“

„Aber,“ widersprach der Note, „die sind doch für A. bestimmt.“

„Das hat durchaus keine Elle; die Säcke wollen wir nehmen,“ bestimmte Gottlieb und eilte das Nötige zu besorgen.

„Daß dich der Teufel holte,“ brummte der Note ihm nach, „diese Säcke grade,“ und in ohnmächtiger Wut ballte er die Fäuste, da ein Sack nach dem anderen verschwand. Darauf trat er einen gewohnheitsmäßigen Gang zu einer benachbarten kleinen Schänke an. Auf halbem Wege holte ihn der uns bekannte Kaufmann Huber ein und redete ihn an:

„Ist der Baas zu Hause?“ fragte er dann den Hannes.

„Nein, er ist auf den Handel,“ berichtete dieser.

„Um so besser,“ meinte Herr Huber, „wer war der junge Mann, der vorhin aus der Mühle kam.“

„Das ist der neue Gottlieb, der führt jetzt hier das Geschäft,“ entgegnete mürrisch der Note.

Dem anderen war die wenig freundliche Stimmung nicht entgangen und er fiel sofort ein:

„Nehmet Euch vor dem in acht, den glaube ich zu kennen.“

„Das dürfen Sie dem Baas aber nicht sagen, der hat einen wahren Affen an ihm gefressen.“

„Um so schlimmer,“ sagte Huber, „ich will meine Meinung auch Eurem Baas nicht aufdrängen. Wie kommt denn der hier zu Euch?“

„O,“ grüßte der Note, „er kam, sah und blieb.“ Er hatte einmal so etwas in einer Versammlung aufgesprochen. „Und Ihr,“ fragte lauernd Herr Huber, „Ihr seid gewiß mit ihm zufrieden?“

„Daß er im Pfefferland säß,“ rief wütend der Note, „in alles steckt er seine Nase; eben läßt er die schönen Säcke, die für Euch bestimmt waren, an einen anderen verladen.“

„Daß ihn der Kuckuck holte.“

„Laßt's Euch nicht so zu Herzen gehen,“ beruhigte der Note, „ich werde schon sorgen.“

„Bloß dafür, hier,“ und ein nicht mißzuverstehender Händedruck begleitete seine Worte. Macht dem Eindringling das Leben nur so angenehm hier, daß er von selbst laufen geht.“

„An mir soll's nicht fehlen,“ und vergnügt fuhr des Noten Hand in seine Tasche.

„Noch eins,“ sagte dann Herr Huber. „der Baas braucht nicht zu erfahren, daß ich hier war; was ich wollte kann ich schriftlich abmachen, ich kam nur so zufällig hier vorbei und muß sogleich weiter.“ Damit verschwand der große Kaufmann und der Note trank noch einen mehr in seiner Stammkneipe.

Herr Huber wollte nun Ernst machen mit seinen Versuchen, durch gelegentliche kleine Geschenke das Herz seiner Erforen zu erweichen. Um nun seine Absicht nicht vorzeitig zu verraten und gleichsam mit der Tür ins Haus zu fallen, überlegte er zunächst eine Form zu finden, daß auch die anderen dabei bedacht würden, anderseits durfte es auch nicht zu teuer werden, und dieser Kampf zwischen Herz und Geldbeutel war etwas schwierig zu entscheiden. Endlich hatte er etwas gefunden.

„Am nächsten Sonntag,“ so redete er sein erstaunt aufhorchendes Personal an, „will ich Euch einmal eine Freude machen. Ihr habt Euch alle zu meiner Zufriedenheit ge-

plagt in den letzten Tagen, und da will ich bei dem herrlichen Frühlingswetter mit Euch einen Ausflug machen in die schöne neuerwachende Natur. Unseren Wagen puzen wir zurecht, der Konrad wird anspannen, Proviant nehmen wir mit, und mit dem frühesten wird losgefahren. Am Nachmittage machen wir dann vielleicht noch eine kleine Fahrt mit dem Dampfer und trinken irgendwo Kaffee. Wer nun sonst etwas vorhat, möge sich zeitig melden.“

Der alte Buchhalter und der mit zehn Mark monatlich salaririerte älteste Lehrling baten, sie zu entschuldigen, da sie den ersten Oftertag mit ihrer Familie zubringen wollten. Die anderen jubelten freudig zu, nur diejenige, derenthalben Herr Huber sich so in Unkosten stürzen wollte, verhielt sich ablehnend.

„Aber bestes Fräulein,“ rief er bestürzt, „das geht nicht, das kann ich nicht zugeben. Sie wohnen in meinem Hause, was sollten da die Leute sagen, und dann gehen doch auch die Kinder mit.“

„Warum muß es denn gerade am ersten Oftertage sein, wo man doch erst recht freudigen Herzens in die Kirche gehen soll,“ wiederholte das Fräulein.

„Weil wir armen geplagten Geschäftsleute dann einmal einen freien Tag haben,“ entschied Herr Huber, „wir können doch nicht an einem anderen Sonntag das Geschäft Schaden leiden lassen.“

„Dann können wir ja am Nachmittage fahren,“ beharrte das Fräulein.

„Da bleibt uns doch zu wenig Zeit; nein, geben Sie Ihr Widerstreben auf, liebes Fräulein,“ schmeichelte Herr Huber. „Sehen Sie doch, alle freuen sich und besonders die Kinder; die würden Sie ja so lange mit Bitten belästigen, daß Sie doch am Ende nachgeben müßten.“

„Aber, die Kirche, wir dürfen doch zumal an diesem Tage unsere religiösen Pflichten nicht versäumen eines Vergnügens wegen,“ betonte das Fräulein mit Nachdruck.

„Mein Kompliment, bestes Fräulein, schade, daß Sie kein Mann sind, Sie wären ein vortrefflicher Kapuziner geworden. Aber bedenken Sie doch, was bleibt uns im ganzen Jahr als dieser Tag. Wir gehen doch sonst Sonntags in die Kirche, da wird es unser Herrgott für einmal nicht so übel nehmen; es tun es doch so viele.“

Der gute Mann hatte sich ordentlich in den Schweiß geredet, solchen Widerstand hatte er nicht erwartet.

„Schlimm genug,“ entgegnete fest bleibend das Fräulein, „und wenn auch andere es tun, so ist dies doch für uns noch lange keine Entschuldigung. Jeder muß selbst verantworten, was er treibt, und der liebe Gott hat seinem Gebote: „Gedenke, daß du den Sabbath heiligest“ nicht hinzugefügt, soweit dich deine Geschäfte und Vergnügen nicht daran hindern, ebensowenig die Kirche ihrem Gebote: „Du sollst an allen Sonn- und Feiertagen die heilige Messe mit Andacht hören“ und wie wenig tun wir noch daran an den anderen Sonntagen, auf die Sie eben hingewiesen haben.“

Herr Huber machte eine süßsaure Miene; er fühlte den Hieb wohl und mußte ihn rubig hinnehmen. Zur stillen hl. Messe nach dem Evangelium kommen und nach dem geschlachteten Haaß schnell wieder hinaus, war noch seine höchste Leistung, und wie oft erlaubte ihm das Geschäft auch dies wenige nicht einmal. Doch er mußte einlenken.

„Ja,“ meinte er, „Sie haben ja in gewissem Sinne recht, und ich werde sorgen, daß wir in V. jedenfalls spätestens in die elf Uhr-Messe kommen. Ganz recht war es mir ja auch nicht schon wegen der Kinder.“

Das Fräulein gab einen weiteren Widerstand auf und nahm sich nur um so fester vor, darüber zu wachen, daß das Versprechen auch gehalten würde.

Halleluja, Halleluja,
Christus ist erstanden
So jubelt froh die Christenschar,
Versammelt heut vor dem Altar,
In allen Christenlanden.

Der helle Oftermorgen war hereingebrochen und der Jubel des Auferstehungsfestes hallte in allen gläubigen Christenherzen wieder. Aber auch manche Lauen und Tränen fühlten eine fromme Reue in ihrem Innern ihnen selbst unerklärlich und leider dem Samenfortn vergleichbar, das auf den Fels oder unter die Dornen fiel. Auch an manches Ungläubigen Ohr drangen die Ofteraloden „doch die Botschaft hör ich, allein mir fehlt der Glaube“, murrte er, und müde sank er wieder zurück in sein weiches Pfühl mußte

ihn auch das Gebimmel vielleicht gerade im ersten Schlaf hören.

Unter Freund Gottlieb gab sich mit ganzer Seele dem Zauber dieses unvergleichlichen Morgens hin. Noch vor dem Frühstück machte er einen Spaziergang durch die Fluren, darauf verabschiedete er sich von seinen guten Mül- lersleuten mit der Bitte, nicht auf ihn zu warten, wenn er nicht zeitig zurück sein sollte. Zunächst ging seine Wande- rung bergauf zu seinem Lieblingsplätzchen mit der herr- lichen Aussicht, die es ihm schon vom ersten Augenblicke an angetan. Kein profaner Laut störte hier die Weihe des Morgens, nur der Gesang der Vögel, welche schon zahlreich ihre Winterquartiere verlassen, unterbrach die feierliche Stille mit süßen Tönen die Harmonie vervollständigend. Dann begann Gottlieb zu träumen, vor seinen Augen stieg das Bild der still Geliebten auf; wie mochte es ihr ergehen, würde er sie wiedersehen? Da erklang es herauf aus den Tälern, bald fern, bald nah, feierliches Glockengeläute: „es ladet den Pilger zum Beten ein“ und erinnerte ihn an seine Christenpflicht. Schnell erhob er sich und lenkte seine Schritte auf dem kürzesten Pfade bergab zur nächsten Sta- tion, damit er noch rechtzeitig das Hochamt in V. erreiche.

Eben begann der Introitus „Resurrexi“ und dann folgte eine mehrstimmige Messe von einem gemischten Chöre in vollendeter Weise vorgetragen. Die ganze heilige Hand- lung vollzog sich bis zum „Te missa est“ mit dem zwei- maligen „Alleluja“ streng und genau nach den Vorschriften der Kirche und machte auf den jungen Mann, der bis dahin im besten Fall einen unverständenen Choral herunterliern oder brüllen gehört, einen gewaltigen Eindruck, und noch ganz unfangen von der Erhabenheit des Gottesdienstes, lenkte er seine Schritte dem Ausgange zu. Doch plötzlich blieb er stehen und trat dann aber auch sofort einige Schritte zur Seite. Schritten da nicht die Kleinen des Herrn Hu- ber vorbei und da kurz hinter ihnen, war es ein Traum, nein, sie war es wirklich, die Stillverehrte. Auch sie blieb einen kurzen Augenblick stehen und ein warmer Strahl ihrer treuen Augen traf den ehemaligen Kollegen. „Welch unver- hofftes Wiedersehen, Fräulein Anna,“ redete Gottlieb sie an, „haben Sie Ihren früheren Leidensgefährten noch nicht vergessen?“

Wie sollte ich Sie vergessen haben, Herr Gottlieb,“ er- widerte sie sich schon unblidend, „wie schade, daß wir nicht ein wenig von den früheren Zeiten plaudern können.“

„Nun, eine kleine Weile könnten wir wohl noch uns un- terhalten, es ist ja noch etwas Zeit bis zur hl. Messe; ich vermute, daß Sie zur Kirche wollen,“ sprach lebhaft Gott- lieb.

Ich muß den Kindern nach, die Sie wahrscheinlich gese- hen haben,“ entschuldigte sich Anna, „auch ist Herr Huber mit dem ganzen Personal ziemlich nahe hinter mir. Le- ben Sie wohl,“ damit reichte sie ihm die Hand und ver- schwand auch sofort in der Menge, die jetzt in großen Scha- ren herandrängte. Wie in einem Traume besangen schritt Gottlieb weiter und noch eben rechtzeitig bemerkte er in ge- ringer Entfernung vor sich die jüngsten Stützen des Hau- ses Huber und hinter ihnen des Chefs salbungsvolle Per- sönlichkeit, bedächtig einhersehend, als fürchte er, er möchte zu früh kommen. Gottlieb konnte noch rechtzeitig in eine Seitengasse einbiegen.

Herr Huber hielt sich zu den Letzten, die innerhalb des Gotteshauses keinen Platz mehr suchen und ihre religiöse Pflicht von der Straße aus erfüllen. Es ist schon viel, daß dabei die Zigarren oder Pfeifen nicht in Brand gehalten werden. Die Lieder bringen etwas verspätet zu dieser Lu- bengemeinde und werden dort nachgebrüllt, eine Disharmo- nie, die für den Zwischenteil sehr andachtsstörend wirken muß.

Endlich wurde Herr Huber erlöst und er wartete unge- duldig auf das Erscheinen der Seinen. Nun kam das Fräulein mit den Kindern. „Vater,“ rief die Jüngste, „ich glaube, ich habe den Herrn Gottlieb gesehen.“

Herr Huber war es, als würde ihm auf das beste Hüh- nerrauge getreten und unruhig ließ er seine Blide über die Menge schweifen, dann ergriff er hastig des Fräuleins Arm, um sie aus der Menge zu geleiten, doch diese entzog sich ihm sofort, und an jeder Hand ein Kind nehmend, schritt sie schnell voraus, froh, daß die Kleine wohl nichts weiter beobachtet hatte.

„Nun,“ meinte Herr Huber, „sind Sie zufrieden, Fräu- lein?“

„Noch nicht ganz,“ erwiderte diese, „mit einigem guten Willen hätten wir auch das Hochamt erreichen können, zu- mal am heutigen Tage.“

„Vielleicht Pfingsten, Fräulein,“ tröstete Herr Huber und fuhr dann fort: „Jetzt wollen wir aber zu unserem Wa- gen, ich habe redlichen Hunger bekommen und wir werden alle etwas vertragen können. Dann ging es vorbei an lockenden Lokalen, wo man für billiges Geld ein gutes Mittagessen hätte bekommen können und mancher sehnsüch- tige Blick der jungen Welt galt den versagten Genüssen, selbst die Kinder begriffen nicht, warum man so überall vorbeiging.

„Was man an solchen Tagen hier bekommt, ist alles teuer und schlecht,“ belehrte sie der Vater, „wir haben weit ree- lere und bessere Sachen bei uns, die sollen uns nicht ver- derben.“

Man suchte in der Nähe ein geeignetes Plätzchen aus und das Fräulein machte die Wirtin. Dann wurde Herr Huber an die Rheinfahrt erinnert. Am liebsten hätte er sich an seinem im Liebereifer gemachten Versprechen vorbeigedrückt, doch die Kinder beharrten eigensinnig auf ihrem Schein. Das Anerbieten der übrigen, die Fahrt selbst zu bezahlen, wies der Chef zurück, er habe sie eingeladen und trage selbstverständlich auch die Kosten. Konrad wurde mit dem Wagen zurückgeschickt, was den jüngsten Lehrling zu der klaffischen Bemerkung veranlaßte: „So, nun sind die Schiffe hinter uns verbrannt.“

Darob fing das jüngste Mädchen an zu weinen. „Wie kommen wir denn nach Hause, jetzt ist der Wagen auch schon weit fort.“

„Das macht nichts,“ tröstete der Vater, es gibt noch mehr Schiffe.“

„Und, nicht wahr Papa,“ wir trinken auf dem Schiff Kaffee“ rief die Aeltere, die schon oft verlangend geschaut, wie auf den vorbeifahrenden Dampfern die Leute gar ver- gnügt an gedeckten Tischen saßen.

„Wo denkst du hin, Kind,“ sagte der Vater, auf den Schif- fen ist es immer so voll und da gibt es so kleine Tassen; wir gehen jetzt hier in ein schönes Gartenlokal, da sollst du deinen Kaffee haben und da können wir auch das Schiff abwarten.“

Es war noch früh am Nachmittage; die Gäste erwartete man erst mit den nächsten Zügen oder den Dampfern, so konnte Herr Huber mit den Seinen noch so recht nach Wunsch bedient werden, auch Kuchen ließ er kommen, man sollte nicht sagen, daß er sich knauserig gezeigt habe. Noch ein anderer war in dem Garten anwesend, Gottlieb. Er hatte die Gesellschaft herankommen sehen und sich dann so postiert, daß er selbst hinreichend geschützt war, aber das Fräulein sehen konnte, und merkwürdig, auch ihre Blide folgten un- bewußt der Richtung, wo er saß und sie mußte sich in acht nehmen, sich nicht zu verraten.

Inzwischen gewahrte Herr Huber nicht ohne inneres Grausen, welsch gesegneten Appetit seine Gesellschaft zu ent- wickeln fähig war, und, um weiteren Attentaten auf seine Börse zu entgehen, mahnte er zum Aufbruch, obgleich es noch viel zu früh war, damit man die Ankunft des Bootes nicht veräume. Das Fräulein wußte es so einzurichten, daß sie an Gottlieb vorbeikom, dem sie, ohne dabei stehen zu bleiben, von der bevorstehenden Fahrt Mitteilung machte.

Dieser, der mit der gleichen Absicht hierhingekommen war, folgte erst nach einiger Zeit, als das Boot in Sicht kam. Ruhig ließ er erst die Gesellschaft einsteigen, er kannte ja seinen ehemaligen Chef genügend, um sicher zu sein, daß dieser nur Vorkajüte nehmen würde. „Hier sieht man luf- tiger und sieht alles viel besser, und viele kommen deshalb auch vom Salon aus hierhin, warum sollen wir da das Geld der Gesellschaft in die Tasche jagen; dafür trinken wir geschiedter eine Flasche Bier,“ erklärte er den etwas Un- zufriedenen und eilte, einen guten Platz zu bekommen.

Gottlieb wußte es inzwischen so einzurichten, daß er der nicht ohne Absicht zuletzt schreitenden Anna eine Zusatzkarte in die Hand drücken und ihr zulüfeln konnte: „Sie wer- den schon Gelegenheit finden, sich auf einige Augenblicke zu entfernen; ich werde Sie auf dem Oberdeck in der Nähe der Treppe erwarten.“

Nachdem sich die Huber'sche Gesellschaft, so gut es eben ging, plazierte hatte, verließ Anna, die mit Fleiß gesorgt hatte, möglichst weit von den Kindern abzukommen, ganz unauffällig ihren Platz, zunächst hier und da schauend, bis sie sich schließlich aus dem Gesichtskreise ihrer Gesellschaft

entfernt hatte. Es gab aber auch so viel Neues zu sehen, daß für's erste keiner auf den anderen achtete.

Gottlieb hatte eine gute Flasche Rheinwein bestellt.

„So,“ sagte er, „das gehört zu einer fröhlichen Rheinfahrt. Zunächst stoßen wir an auf Ihr Wohl und unsere alte Bekanntschaft. Wenn ich in all der Zeit etwas vermisst habe, so war es Ihr Anblick, ein Glück, daß ich Ihr Bild so treu in meinem Gedächtnis getragen.“

„Sie Schmeichler,“ drohte Anna, „wissen Sie auch, daß ich Ihre Schmeichelei eigentlich nicht hier anhören darf. Ich fahre auf Kosten des Chefs und muß von rechts wegen an meinem Plaze sein.“

„Aber ich trage doch auch meinen Teil,“ scherzte der junge Mann.

„Das ist im rechten Licht betrachtet, schon mehr ein Bestechungsversuch und von rechts wegen strafbar,“ entgegnete sie schlagfertig.

„Das könnte ich nur gelten lassen, wenn Sie sich Ihrem Chef mit Leib und Seele verschrieben hätten; man hat ja immer gemunkelt, daß er wieder heiraten wolle, versetzte Gottlieb.

„Und da sind Sie wohl eifersüchtig,“ gab Anna lachend zurück. „Fürchten Sie nichts für mich, der Herr Huber wäre doch der Letzte, den ich zum Manne wünschte, wenn ich überhaupt einmal ans Heiraten denken wollte.“

„Sie weisen diesen Gedanken so weit von sich, und wenn nun einer läme, der Ihnen gefiele?“

„O,“ entgegnete Anna ausweichend, „dann würde ich mit den Betreffenden immer noch sehr genau ansehen, ob er auch sonst meinen Idealen entspräche.“

„Und dieses Ideal,“ beharrte Gottlieb, „wie müßte es denn eigentlich beschaffen sein?“

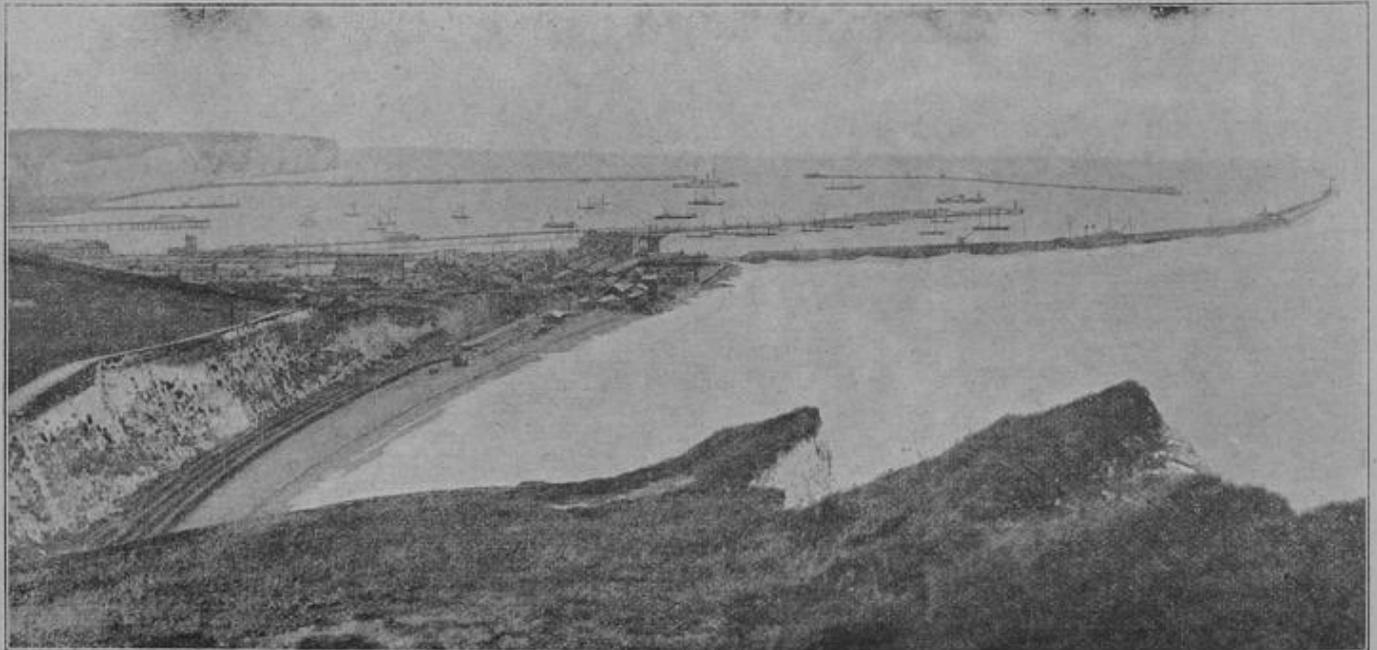
„Sie Neugieriger,“ wich Anna geschickt der verhänglichen Frage aus. „sehen Sie lieber einmal die herrliche Szenerie da vor uns an; wofür fahren wir denn eigentlich hier auf dem schönen Strome, nachher weiß ich, dank Ihrer vor-



Zum Auslande im Mansfelder Bergrevier:
Arbeitswillige Bergleute fahren mit der elektrischen Bahn ins Bergrevier.

wichtigen Fragen, nicht einmal zu erzählen, wo wir vorbeigekommen sind. Wie heißt zum Beispiel die Burg da drüben; Sie haben meine kostbare Zeit in Beschlag genommen und haben nun auch die Pflicht, mich zu unterhalten und zu belehren.“

Nun erklärte Gottlieb ihr die Sehenswürdigkeiten, an denen sie in abwechslungsreichen Bildern vorbeikamen, und unter Scherzen und Lachen verging die Zeit, ohne daß beide daran dachten, sich über die Prosa persönlicher Verhältnisse zu unterhalten, bis Anna erschreckt aufsprang: „Mein Gott, nun habe ich über diese interessante Belehrung ganz meine Gesellschaft vergessen; wenn die mich nur nicht suchen. Da sehen Sie, da vorne späht schon Herr Huber nach allen Seiten; ich muß nun schleunigst suchen, möglichst unauffällig auf meinen Platz zu kommen. Leben Sie wohl, lieber Freund, auf Wiedersehen,“ setzte sie ermunternd hinzu; dann reichte sie ihm die Hand und eilte flüchtig von dannen.



Die Anlagen des neuen englischen Seehafens von Dover, des Stützpunktes der englischen Nordseeflotte.

Schneller Entschluß.

Von D. v. Briesen.

(Nachdruck verboten.)

Vor einem Viertelsjahrhundert siedelte sich in dem damals noch wenig kultivierten Kalifornien ein junger Farmer, namens Burns, an. Er kam aus dem Osten, brachte eine junge Frau mit, und nahm, nicht besonders wohlhabend, Regierungsland auf, das sich, wie es ihm erschien, reichlich zum Weinbau eignete. Selbst äußerst tätig, fand er in Mary, seinem Weibe, eine Stütze, wie er sie nicht lesser wünschen konnte, was zur Folge hatte, daß die isoliert gelegene Besitzung ansehnliche Erträge brachte, die voraus-

sichtlich nach und nach bedeutend steigen mußten, sobald eifrig geförderte junge Anpflanzungen ihre erste Ernte trugen.

So kam es, daß sich Burns bald eines gewissen Wohlstandes erfreute, auf den er mit Stolz blicken durfte, denn er war die Frucht des angestrengtesten Fleißes, den er im Verein mit seiner Frau auf die Kulturbarmachung der Wein-Ranch (Farm) verwendete.

Doch lange sollte der Mann sich nicht seiner Erfolge freuen; eines Abends begab er sich anscheinend frisch und gesund zur Ruhe, und am nächsten Morgen war er eine Leiche, ein Herzschlag hatte seinem irdischen Dasein ein Ziel gesetzt.

Der Verlust des Gatten war für die Frau sehr hart, da sie nunmehr darauf angewiesen wurde, die umfangreiche Wirtschaft mit völlig fremden Menschen zu führen.

Mary Burns, die Witwe, sah noch gut aus, und so konnte es nicht wundern, daß sich schon einige Monate nach dem Tode ihres Mannes Bewerber um ihre Hand einstellten. Es waren dies durchweg Farmer aus der Nachbarschaft — wenn man bei zwanzig Meilen entferntem Wohnen von einer solchen sprechen kann — denen die schmutzige Frau ins Auge stach, noch mehr aber mochten sie die Vagen, die sie bei ihr witterten, zur Verbannung anlassen. Keiner der Freier fand jedoch Gnade vor der Wittib, und mit einem Korbe belastet, mußten sie von dannen ziehen. Die Abweisung hatte zur Folge, daß bei mehreren Courtmachern die wirklichen oder erdachteten Gefühle der Liebe sich schleunigst in solche gründlichen Hasses verwandelten, eines Hasses, der nicht nur im Verborgenen gloum, sondern häufig genug offen zutage treten sollte. Von dem Moment an ward sie von den betreffenden auf

Gottlieb blieb traumverloren an seinem Plage zurück und beobachtete weder die Gegend noch das Leben und Treiben um sich herum, und doch war auch dieses beachtenswert. An den Tischen saßen meist fröhliche Gesellschaften und taten sich gütlich an Speise und Trank; wie würde Huber eine solche Verschwendung geißelt haben. Hier ließ eine Gruppe feuchtsfröhlicher Studenten den Stopfen einer Flasche Selt knallen und sangen das unvermeidliche Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Dort saß ein junges Paar, anscheinend auf der Hochzeitsreise, weltvergessen, nur ihrem eigenen Glücke lebend; eben stießen sie zum so und so vielen Male an, ohne zu trinken; wie lange noch und es wird auch das langweilig. Da saß eine ganze Familie mit zahlreicher Kinderschar andächtig vertieft vor reichlich gefüllten Schüsseln. Auch Damen mit Strickstrümpfen fehlten nicht in

eifriger Unterhaltung, als befänden sie sich hier auf einem Kaffeekränzchen. Wieder andere studierten die Gegend im Bäder. Einzelne Herren durchmaßten die Länge des Schiffes mit großen etlichen Schritten und legten so eine beträchtliche Anzahl von Kilometer zurück. Dazwischen eilten die Kellner geschäftig hin und her.

Zwei ganze staschen Bier hatte Herr Huber noch auf dem Altare der Wohltätigkeit geopfert, wobei er aber selber den Löwenanteil hinunterpölte. — Anna hatte gedankt, für die kleinen Kinder war das Bier nicht zu trügglich und die jungen Leute dürfen nicht so viel trinken.

Dafür hielten sich die jungen Burschen abwechselnd in einer stillen Ecke aus selbstbezahlem schadlos.

Dann verließ die Gesellschaft das Schiff.

Gottlieb war so glücklich, noch einen verstoßenen Abschiedsgruß mit Anna wechseln zu können. Er hatte sie wiedergesehen, mit ihr gesprochen und war nun froh über dieses unerwartete Zusammentreffen. Wenn er auch scheinbar nicht weiter gekommen war, so konnte Anna nun doch so viel wissen, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Und weiter rauschte das Schiff, mächtige Wellen aufwerfend, die langsam dem Ufer zustrebend, mit donnerndem Getöse sich brachen.

Schluß folgt.



König Viktor Emanuel und seine Gemahlin, Königin Elena, vor ihrem Residenzschloß in Racconigi.



Der italienische Professor Cesare Lombroso.

alle mögliche Weise chikanert und geärgert, ganz abgesehen davon, daß ihr dadurch mitunter ein erheblicher materieller Schaden erwuchs. Die Abgewiesenen, die sich auf ihren Besitzungen mit Viehzucht beschäftigten, besaßen meist große Weidestrecken, welche zum Teil an die Wein-Blanch der Frau Burns grenzten. Hatte man bisher stets fremdes Eigentum respektiert und die Herden von ihrem Grund und Boden ferngehalten, so fanden nunmehr alle Augenblicke Grenzverletzungen statt, die namentlich verhängnisvoll wurden, wenn das unbeaufsichtigte Vieh zufällig in die Weinberge geriet. Anfänglich drückte die Besitzerin ob solcher Ungehörigkeiten ein Auge zu, da sie annahm, dieselben wären dem Zufall zuzuschreiben. Als sie schließlich jedoch deutlich wahrnahm, daß alle die ihr bereiteten Vergewaltigungen geplant waren, wandte sie sich brieflich an die betreffenden, sie auf das Ordnungswidrige ihrer Handlungsweise aufmerksam machend und um Abstellung bittend. Da kam sie aber übel an; die rohen Patrone beantworteten zum Teil ihre Schreiben in grober Weise, andere nahmen überhaupt keine Notiz davon, alle aber trieben ihre Chikanen ärger denn zuvor. Mehrere Jahre schon war dies so fortgegangen, ohne daß die Vermittler Mittel und Wege gefunden hätte, dem Gebaren ihrer Widersacher erfolgreich entgegenzutreten. Da endlich riß ihr die Geduld und sie begann nunmehr, gegen die Übeltäter klagbar zu werden, wozu sie sich eines Rechtsanwalts aus der nächsten Stadt bediente, mit dem sie schon lange Zeit in geschäftlichen Beziehungen stand. Es erwuchsen ihr nun eine ganze Reihe von Prozessen, von denen einer den andern jagte; ging sie auch stets als Siegerin daraus hervor, so mußten ihr die ewigen gerichtlichen Verhandlungen im Laufe der Jahre doch über werden und sie beschloß daher eines schönen Tages — sie war jetzt fast zwanzig Jahre Witwe — wieder zu heiraten. War ein Mann im Hause, dies glaubte sie annehmen zu dürfen, so würden entweder die lieben Nachbarn ihre Eigenmächtigkeiten, die sie sich gegen sie, ein schwaches Weib, herausgenommen, einstellen, oder aber ihr Zukünftiger besaß in ausreichendem Maße Haare auf den Nöhren, um ihnen ihr sauberes Handwerk zu legen. War die Idee, der Wittwenschaft Valet zu sagen, sehr spät bei ihr aufgetaucht, so faßte sie dafür jetzt aber auch den Heiratsplan mit einer beispiellosen Energie an.

Sofort ließ sie anspannen und fuhr nach der Stadt, wo sie sich ohne Zaudern zu ihrem Rechtsanwalt begab, der in jeder Hinsicht ihr Vertrauen besaß. „Mein bester Mr. Blad“, redete sie ihn an, „Sie sind nun schon Jahre lang mein treuer Berater, der alle meine Geschäfte in befriedigendster Weise besorgt hat — heute jedoch komme ich mit einem ganz besonderen Anliegen, dessen umgehende Erledigung ich von ihnen verlange, zugleich mit der Drohung, daß ich nicht eher ihr Lokal verlasse, bis meine Wünsche in Erfüllung gegangen sind.“

„Teilen Sie mir, bitte, Ihr Begehren mit und ich werde ermessen, ob dessen prompte Lösung in meiner Macht steht“, entgegnete der Rechtsbeistand.

„Also, kurz gesagt, ich brauche einen Mann, da ich dem Acker, den mir die Nachbarn bereiten, allein nicht mehr gewachsen bin. Den Gatten aber werden Sie mir verschaffen und zwar auf der Stelle, auch den Friedensrichter wollen

Sie so gut sein, gleich zu bestellen, denn ungetraut gehe ich nicht von dannen!“

Dem Anwalt kam diese Forderung keine seiner Person allerdings unerwartet, als richtiger Amerikaner faßte er jedoch sehr schnell, indem er erklärte, ihr Wunsch sei ihm Befehl, doch könne er sich selbstverständlich für den Erfolg nicht verbürgen. Mit diesen Worten entschuldigte er sich für kurze Zeit und trat in ein Nebenzimmer. In diesem saßen seine beiden Schreiber, Leute, die, schon über die Vierzig hinaus, lange Jahre bei ihm in Stellung waren und sich seiner ganz besonderen Zufriedenheit erfreuten. „Meine Herren“, redete er sie an, „soeben ist die Farmerswitwe, Frau Burns, bei mir, die mich beauftragt hat, ihr in größter Eile einen Gatten zu besorgen. Sie kennen ja die Frau, die nebenbei recht wohlhabend ist — will einer von Ihnen vielleicht bei ihr anbeissen? Die Gefragten, ihres Zeichens Junggesellen, mochten wohl längst, mit Rücksicht auf den damals in Kalifornien herrschenden Mangel an weiblichen Wesen, die Heiratsgedanken an den Nagel gehängt haben; dieser Vorschlag aber, der so völlig unerwartet kam, elektrifizierte sie förmlich und wie aus einem Munde erscholl die Antwort: „Ich reflektiere.“

„Nun, es ist gut, meine Herren, ich werde der Frau mitteilen, daß Sie beide nicht abgeneigt sind, ihr Gatte zu werden, mag sie alsdann wählen.“ Damit eilte Mr. Blad zurück zu seiner Klientin und machte sie mit dem Ergebnis seiner Geschäftsvermittlung bekannt.

„Bringen Sie, bitte, die Reflektanten nur her, ich werde dann ohne langes Besinnen die Entscheidung treffen.“

Nach wenigen Augenblicken erschienen die Heiratskandidaten vor der Zukünftigen, die sie mit prüfenden Mienen musterte. Nur eine kurze Spanne Zeit währte die Skularinspektion, dann ließ sich Frau Burns also vernehmen: „Meine Herren, Sie gefallen mir, offen gestanden, beide nicht übel, und da über eine Wahl mich schlüssig zu machen, ist in der Tat ein schwieriges Unternehmen für mich. Um daher allen Teilen gerecht zu werden, schlage ich Ihnen vor, um Ihre Person zu lösen, Mr. Blad wird so gut sein, zwei Lose anzufertigen, und wessen Name ich ziehe, der soll mein Gatte werden.“

Da die Rivalen mit dieser Manipulation einverstanden waren, so ward die Ziehung ohne Zaudern vorgenommen und Mr. Blad hieß der Glückliche, welcher der Braut zusiel. In demselben Moment öffnete sich auch schon die Tür und herein schritt der schleunigst zitierte Friedensrichter, der in weiteren fünf Minuten die gesetzliche Zeremonie der Eheschließung vollzog.

Gleich nach der Trauung wollte die nunmehrige Frau Blad ihren gewonnenen Gemahl auspäcken und entführen. „Das geht nicht so ohne weiteres“, erhob der Rechtsanwalt Einspruch. „Einen Mann habe ich Ihnen Ihrem Wunsch gemäß verschafft, meine Verehrteste, aber, um ihn heute schon mitnehmen zu können, dazu bedarf es zuvor eines Uebereinkommens mit mir, der ich der bisherige Chef Ihres Gemahls bin, der laut Kontrakt noch volle sechs Wochen in meinen Diensten auszuharren verpflichtet ist.“

Die Abwicklung dieses Schlußgeschäfts ging in kürzester Frist vor sich, wie sich dies nicht anders erwarten ließ. Als Endergebnis ergab es sich, daß die Heiratslustige ihren Mann dem Mr. Blad sozusagen hatte abtaufen müssen; sie zahlte jedoch gern die verlangten 150 Dollars, da sie sich jetzt überzeugt hielt, eine Ware von ausgezeichnete Qualität dafür erstanden zu haben.

Unsere Töchter.

Von Maria Limburg.

(Nachdruck verboten.)

Mit Bellenheit sieht jedes Elternhaus zur Herbst- und Frühjahrsverende dem Tage entgegen, an dem unsere Kinder zum letzten Male den Schulsaal betreten, in welchem man bemüht war, ihnen die elementarsten notwendigen Kenntnisse zuzueignen, die das jetzt beginnende Leben als Mindestmaß von ihnen forderte. Vor einigen Jahrzehnten noch war dies Ereignis im Leben unserer Töchter nicht von so großer Wichtigkeit wie jetzt: Da löste, dem weiblichen Charakter und den weiblichen Fähigkeiten Rechnung tragend, wohl meist die Küche, die Wohnstube der Eltern den Schulsaal ab in der Vorbereitung auf das künftige Leben. Heute dagegen muß das die Schule verlassende Mädchen des Bol-

les — es soll hier nicht die Rede sein von sogenannten „höheren Töchtern“ — seinen Eltern viel mehr Kopfzerbrechen bereiten über seine Zukunft. Die nicht aufzuhaltende soziale Entwicklung zwingt, der Erziehung auch unserer Töchter ebenso wie bei den Knaben einen festen Plan zu Grunde zu legen, ihr eine bestimmte Richtung zu geben. Es geht nicht mehr an, ihr Glück dem Zufall, der Hoffnung auf eine gute Versorgung in der Ehe allein zu überlassen. Diese Zeiten sind — wohl für immer — vorbei. Die Erkenntnis dieses ist heute bereits auch dort zur Geltung durchgedrungen, wo man der Betätigung der Frau im Erwerbsleben im allgemeinen wenig sympathisch gegenübersteht. Es ist eben nicht wegzuleugnen, daß ein großer Teil des weiblichen Geschlechts nicht mehr Gelegenheit findet, den Beruf auszuüben, den die Natur für es reserviert hat, und praktisch denkende Eltern müssen und werden bei der Heranbildung ihrer Töchter mit dieser Tatsache rechnen.

Wie sollen wir nun unsere Töchter vorbereiten, damit sie des Lebens Forderungen später sich gewachsen fühlen?

Da hängt wohl das meiste von der Klugheit, von dem Geschick der Eltern ab. Jedenfalls ist es gut, wenn in kinderreichen Familien auch die Mädchen sich angelegen sein lassen etwas zu erlernen, zu welchem sie Talent und Neigung besitzen. Namentlich für Beamtens-töchter ist es wünschenswert, daß sie in der Lage sind, sich selbst zu ernähren, wenn auch das Gehalt des Vaters dieses momentan noch nicht als notwendig erscheinen läßt. Ein unerwarteter Todesfall kann da manchem verwöhnten Töchterchen die Augen öffnen. Talent und Neigung sind bei der Wahl des Berufes als wichtige Faktoren selbstverständlich in Betracht zu ziehen.

Ein Moment aber darf dabei nicht außer acht gelassen werden: Die allererste Ausbildung unserer Töchter muß in der Küche, im Haushalt vor sich gehen; erst dann darf an einen Beruf gedacht werden, der dem Mädchen eventuell zum Lebensunterhalt dienen soll. Eventuell sage ich. Gewiß, denn trotz der radikalsten Frauenbewegung und trotz nicht aufzuhaltender sozialer Entwicklung, wird die Frau immer ihre schönste Aufgabe in der Erfüllung der Pflichten als Gattin und Mutter erblicken. Dies lehrt die praktische Erfahrung mit jedem Tage. Dieser Beruf ist dem Weibe von Gott gegeben und für diesen Beruf hat die Natur das weibliche Geschlecht zunächst ausaerüstet. Soweit, wie Blätter es für das nächste Jahrtausend ankündigt, wird es mit der Frau nie kommen: göttliches und Naturgesetz soraen dafür, daß sie sich immer nach der Ehe hingezogen fühlen wird. Uebrigens wird ein im Haushalt und in der Küche nichtia heranwachsenes Mädchen, wenn wir die Ehe verfaat sein sollte, auch mit diesen Kenntnissen seinen Lebensunterhalt, wenn es nötig werden sollte, sehr gut selbst erwerben können. Die Spalten der Tageszeitungen wimmeln ja von Anzeigen, in denen Haushälterinnen, Köchinnen, Dienstmädchen usw. verlangt werden.

Ist es aber nicht gerade in diesem Punkte bei unseren heranwachsenden Mädchen oft schlimm, sehr schlimm sogar, bestellt?

Mir fällt da eine kleine Szene ein, deren Zeugin ich im vergangenen Jahre war. Komme ich da in das Haus eines biederen Handwerksmeisters, schon beim Oeffnen der Haustüre höre ich den Hausvater poltern und schimpfen. Eben als ich die Türe zum Wohnzimmer öffnen will, tritt die achtzehnjährige Tochter heraus, ihr Taschentuch an die rotgeweinnten Augen pressend. Und was war der Grund des Schimpfens, des Polterns und der Tränen? Die Tochter, die als Ladnerin schon seit ihrer Schulentlassung tätig war, hatte in Abwesenheit ihrer Mutter den Kaffee zubereiten müssen und hatte denselben stark mit — Salz gewürzt. Lachend reichte mir der inzwischen wieder besänftigte Hausvater eine Tasse des von seiner Tochter so verunstalteten Getränkes. Ich glaube, Meerwasser kann nicht bitterer schmecken, als dieses Gebräu.

Sa, ja, an Kenntnissen im Haushalt hapert's oft bei vielen unserer Töchter. Und doch wirkt die häusliche Tätigkeit auf die Gesundheit des Körpers weit besser wie alle als nerven- und muskelfördernd angewiesenen Bäder, Mineralwässer und Arzneien.

So erzogene Töchter werden auch nicht zu klagen Anlaß geben über überhandnehmende Vergnügungssucht. Freilich soll man auch in punkto Erholung und Vergnügen nicht so engberzig urteilen und handeln.

Hier kann man sehr gut mit den Ansichten der Schriftstellerin Ferdinande Freim von Bradel übereinstimmen, die

sie in einem ihrer jüngst veröffentlichten Briefe äußert: „Ich teile auch gar nicht diesen Eifer gegen die Vergnügungsfreudigkeit der jungen Mädchen, soweit sie sich in gesunden Grenzen hält. Diese paar Jugendjahre der Blüte, deren Kürze mehr oder weniger jedem Mädchen bewußt bleibt, ist auch eine Ausnahmezeit. Die Gesellschaft ist dabei eine Schule für die Mädchen, und manche Besonderlichkeit reibt sich da ab und manche Menschenkenntnis reift. . . Ich habe als die untauglichsten Mädchen und Frauen die gefunden, die in den Jahren systematisch abgesperrt blieben, die gerade damals nicht mit dem Leben in Kontakt traten. Ich habe sie später weder selbstloser, noch hingebender, noch wertvoller gefunden.“

Also zunächst die Mädchen im Haushalte bilden, und zwar tüchtig. Wenn dann die Verhältnisse es geboten erscheinen lassen, mag die Tochter einen Beruf ergreifen, zu dem Begabung und Neigung sie befähigen. In dieser Weise ist gewissermaßen eine Brücke geschlagen zwischen den konservativen Ansichten, die der Frau nur das Haus, die Familie zur Betätigung ihrer Kräfte zuweisen und den modernen, radikalen, nach völliger Gleichberechtigung mit dem Manne hinielenden Bestrebungen. Und unseren Töchtern ist da ja eine große Reihe von Berufen geöffnet.

Noch eins. Den größten Teil meiner reiferen Jugend verbrachte ich bei meinen Eltern in einem der großen Industriezentren unseres Vaterlandes. Das Herz möchte einem bluten, wenn man sieht, wie dort die Mädchen sofort nach ihrer Entlassung aus der Schule von den Eltern in die Fabrik geschickt werden. „Das Geld müssen wir haben,“ dringen solche Eltern als Entschuldigung vor. Ist denn aber die Zukunft, die Gesundheit an Leib und Seele der Töchter nichts wert? Zunächst muß die junge Menschenpflanze sich doch entwickeln an Leib und Seele, ehe man sie den gesundheitlichen und sittlichen Gefahren der Fabrik aussetzen kann. Solche Eltern versündigen sich an ganzen Generationen.

Dann noch die Religion: sie ist und bleibt das wichtigste, erfolgreichste Erziehungsmittel. Ohne Religion wird das junge Mädchen von den Stürmen, die jetzt für daselbe beginnen, haltlos hin- und hergeworfen werden und ihnen schließlic erliegen. Lebendige Religion aber wird ihr ein Halt sein, an welchen es sich anklammern kann, wenn die Stürme der Versuchungen und Leidenschaften es umtosen. Einen Halt muß jeder Mensch — auch der Mann — haben, und der sicherste, untrüglichsie ist eben ein lebendiger Glaube.

 **Nützliches fürs Haus.** 

— Mittel gegen aufgesprungene Hände. Dieses Uebel wird beseitigt durch ein Honigwasser, bereitet aus 1 Eßlöffel voll Honig in Mischung mit ein Liter Wasser und macht überdies auch die Haut milde und geschmeidig. Man kann auch noch einen Eßlöffel voll Glycerin dazu tun, aber es muß nur gutes dazu genommen werden, und die Wirkung wird noch eher erreicht, doch geht es auch ohne Zusatz desselben.

— Frostsalbe. Man kocht ungegohrenes Bier jhrupmäßig ein und bestreicht damit das erfrorrene Glied, legt weiche Baumwolle darüber und verbindet es mit Leinwand. Das Mittel heilt alle Frostbeulen, gleichviel ob sie offen oder nicht offen sind. Es muß aber jeden Abend frisch aufgelegt werden. Die auf der Wunde verhartete Salbe muß mit warmem Wasser erweicht und abgelöst werden. Je älter die Salbe ist, desto wirksamer ist sie, es muß ihr nur zum Weichwerden etwas frisches ungegohrenes Bier zugesetzt werden.

— Mandelmilch für Kranke. 50 Gr. süße und zwei bittere Mandeln werden gebrüht, gehäutet und sehr fein in einem porzellanenen Raps mit einem Löffel Zucker gestoßen. Auf den Brei gießt man während des Stoßens oder Reibens ein halbes Liter Wasser, rührt alles wohl durcheinander, schüttet es in ein feines Sieb oder in ein Tüchlein, damit die Flüssigkeit ablaufe. Die Mandelmilch wirkt kühlend und beruhigend.

— Chininhaarwasser wird bereitet aus 3 Ll. Chininsulfat, 100 Ll. Glycerin, 180 Ll. Eau de Cologne, 180 Ll. Bayrum und 1000 Ll. Rosenwasser.



Unsere Bilder.



— Zum Ausstände im Mansfelder Bergrevier. (S. Abbildung Seite 380.) In dem im Regierungsbezirk Merseburg belegenen Mansfelder Bergrevier sind die Bergleute und Grubenarbeiter in den Ausstand getreten, weil das Bergwerksdirektorium 45 Arbeiter, die einem Bergarbeiterverbande beigetreten waren, sofort entlassen hat. Die Anzahl der Streikenden beträgt etwa 10 000, und da die Verwaltung Erzesse befürchtete, bat sie um militärische Hilfe. Daraus ist dann auch nach Eisleben, Mansfeld und den übrigen Hauptorten des Bergreviers ein starkes Militäraufgebot nebst mehreren Maschinengewehren entsandt worden, um für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen und die Arbeitswilligen zu schützen.

— Die Anlagen des neuen englischen Seehafens von Dover. (S. Abbildung Seite 380.) Der neue Hafen der englischen Marine ist so tief, daß auch zur Ebbezeit die größten Dreadnoughts einfahren können. Die Hafendämme sind mehr als drei Kilometer lang. Die Anlagen erforderten eine Bauzeit von zwölf Jahren und kosteten neunzig Millionen Mark.

— Zur Zusammenkunft des Zaren Nikolaus und des Königs Viktor Emanuel von Italien in Racconigi. Unsere Abbildung Seite 381 zeigt den König von Italien und seine Gemahlin Elena vor ihrem Residenzschloß in Racconigi. — Die Zusammenkunft der beiden Herrscher bedeutet eine sog. Entente zwischen Rußland und Italien, die indessen von der Presse Deutschlands und Oesterreichs mit Recht sehr kaltblütig aufgenommen wurde.

— Der italienische Professor Cesare Lombroso. (S. Abbildung Seite 382), der berühmte Lehrer der gerichtlichen Medizin und der Psychiatrie an der Turiner Universität, starb in Turin im 73. Lebensjahre.



Zur Unterhaltung.



— Zurechtgewiesen. Junger Ged: „Sie sind doch jetzt schon 70 Jahre alt, mein Herr, haben Sie in ihrem Leben schon einen glücklichen Moment gehabt?“ — Alter Herr: „Nis jetzt noch nicht, aber ich hoffe, daß er noch kommen wird.“ — Junger Ged: „Und wann dürfte das sein?“ — Alter Herr: „Wenn die Leute aufhören werden, dumme Fragen an ihre Mitmenschen zu richten!“

— Mißverstanden. Student: „Wo wollen Sie hin, Herr Stengel?“ — Geometergehilfe: „Grenzsteine versehen!“ — Student (mitleidig): „Darauf werden Sie wohl nicht viel kriegen!“

— Ein Schwerenöter. Dame: „Glauben Sie auch an das zweite Gesicht?“ — Herr: „Freilich, darum heirate ich auch nicht!“

— Der Byzantiner im Privatkomptoir. Chef: Der Dallesheim scheint wohl ein sehr fauler Kunde zu sein? — Angestellter: Jawohl, ein sehr fauler Kunde. — Chef: Seit letzter Zeit bezahlt er wohl gar nicht mehr? — Angestellter: Nein, er bezahlt gar nicht mehr. — Chef: Da muß man sich wohl vor ihm in Acht nehmen? — Angestellter: Jawohl, man muß sich vor ihm in Acht nehmen! — Chef: Und sein Konto in keinem Falle weiter offen lassen? — Angestellter: Nein, wir dürfen es nicht weiter offen lassen. — Chef: Seine Wechsel löst er aber immer regelmäßig ein? — Angestellter: Jawohl, die löst er immer regelmäßig ein. — Chef: Und hat immer genügend Geld zur Deckung bereit? — Angestellter: Jawohl, er hat immer genügend Geld zur Deckung! — Chef: Man hört auch keine schlechte Auskunft über ihn? — Angestellter: Nein, man hört keine schlechte Auskunft über ihn. — Chef: Der Dallesheim scheint demnach ein ganz guter Kunde zu sein? — Angestellter: Jawohl, er scheint ein ganz guter Kunde zu sein!

— Moderne Dienstboten. Frau: Haben Sie Empfehlungen? — Dienstmädchen: Gewiß, Ihre letzten beiden Mädchen haben mir gesagt, daß Sie wohl gern etwas kommandieren, sonst könnt' man aber ganz gut mit Ihnen auskommen!



Rätsellecke.



Bergerbild.



Was zahlt Ihr für die beiden Schweine?

Buchstaben-Rätsel.

Der Wilde weiß mit „K“ es kühn zu schwingen,
Mit „B“ kann's Weh und Schmerz dir bringen,
Ein Vogel ist's, um seinen Kopf gebracht,
Der wohl sich fühlt im Dunkel nur der Nacht.

Rätsel.

Ich bin so hoch fast wie ein Berg,
Und doch ein Mensch, wie ihr.
Der größte Mann scheint nur ein Zwerg
Stellt er sich hin zu mir.

Wächst mir ein andres Haupt empor,
Dann werd' ich lang und breit,
Dann trag' ich reichen Blumenflor
Zur holden Frühlingszeit.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Grillparzer. — Grillen, Parzen
Leistenrätsel: Botan — Anden. Sonne — Rater.
Rebus: Lästiger Nachbar.



Die Mühle.

Erzählung von Nikolaus Settegast (Düsseldorf).
(Schluß.) (Nachdr. verb.)

Auf die vorzeitig schönen Tage war wieder trübes Regenwetter eingetreten, was ja auf die Stimmung des Menschen immer eine niederdrückende Wirkung ausübt. Doch dieser Umstand konnte es allein kaum sein, der Anna's sonst so heiteres Gemüt beeinflusste. Zuweilen einsilbig und zerstreut, gab sie dann oft ganz verkehrte Antworten und der Chef wußte sich dies nicht zu erklären. Von dem Ziele seiner Wünsche sah er sich weiter wie je entfernt, offene und versteckte Anspielungen fielen auf unfruchtbaren Boden, verständnislos sah ihn die Erlorene dabei an, fast wie ein sechs-jähriges Kind, ja Geschenke und Vergünstigungen wies sie in letzter Zeit sogar als unverdient zurück. Als er ihr nun gar einen erbetenen Urlaub abge schlagen, war alle dafür verdoppelte Liebeshörigkeit erst recht verschwunden, und schon verwünschte der Kaufherr die Zeit, die er vergeudet hatte, einem Hirngepinste nachzujagen. Was sollte ihm auch diese junge Person? Wäre es nicht besser gewesen, der wohlhabenden und stattlichen, dabei kinderlosen Witwe in der Krämerstraße seine Aufmerksamkeit zu schenken. Vielleicht war es noch nicht zu spät, obgleich sie ihn in der letzten Zeit nicht mehr beachtet hatte. Das hatte er natürlich auch seiner Vorliebe für das junge Ding, wie das Fräulein allmählich bei sich nannte, zu verdanken.

„Nehmen Sie sich in acht, Fräulein,“ rief er ihr eines Morgens, etwas strenger, als er vielleicht beachtlich hatte, zu: „Sie verschütten ja die Hälfte der Flasche.“

Er schreckt ließ diese jetzt beinahe die Flasche fallen und wirklich liefen einige Tropfen noch daneben. Aergerlich wandte sich der Chef nun nach dem Kontor. Der alte Buchhalter schien die üble Laune des Chefs nicht zu bemerken bei der eigenen freudigen Erregung, mit der er schon seit geraumer Zeit immer und immer wieder

von neuem das Kursblatt studierte und dabei seine alte Uhr aus der Tasche zog.

„Herr Huber,“ sprang er nun auf, „Herr Huber, haben Sie es schon gelesen, hier, Kaffee bedeutend gestiegen und soll noch mehr steigen.“

Wie ein Tiger auf seine Beute sprang der Chef auf das Pult zu und entriß dem alten Diener das Blatt, das er nun mit seinen Augen verschlingen zu wollen schien. Dann nach einer Weile erhob er seinen Blick und dieser fiel nun auf die alte Uhr seines Buchhalters, welche dieser gleich einem stillen Mahner in der Hand hielt. Nun erinnerte sich der Chef seines Versprechens; er hatte für solche Dinge ganz gegen seine sonstige Gewohnheit ein schlechtes Gedächtnis.

„Hm,“ meinte er, „für uns wird das bei dem geringen Vorrat nicht viel zu bedeuten haben.“

„Aber,“ Herr Huber, „wir haben noch gestern eine Sendung bekommen,“ widersprach der Buchhalter.

„Ja, das war doch nicht viel, was macht das denn aus?“ suchte der Chef abzuwehren.

„Vergessen der Herr Prinzipal auch nicht, daß noch ein großer Posten fest bestellt ist,“ versocht der Buchhalter sein Recht, immer noch die alte Uhr in der Hand haltend.

Der Chef setzte sich auf einen altersschwachen wackeligen Kontorschemel, trommelte mit den Fingern auf dem Pult herum und blätterte dann in dem Kommissionsbuche, dann sagte er:

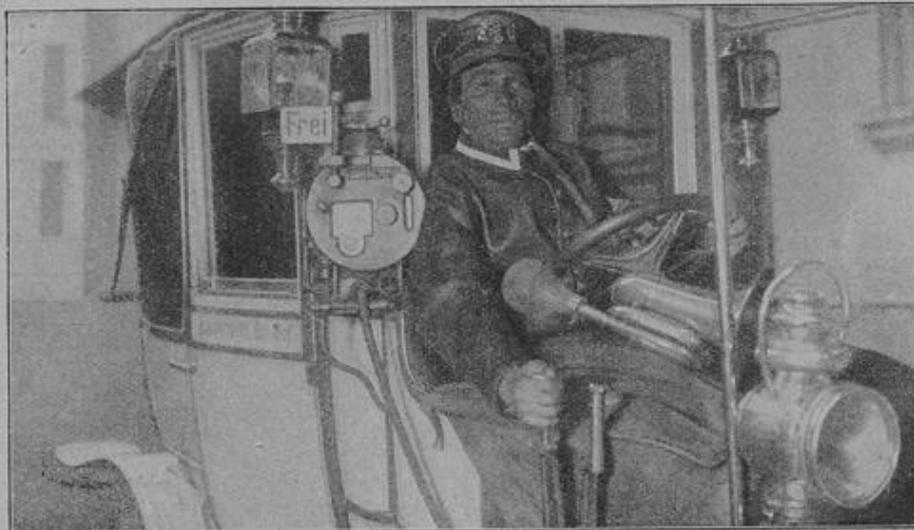
„Dagegen haben wir auch selber noch so viele Verpflichtungen zum alten Preise; wer das geahnt hätte!“ Doch Meister Federlein ließ sich nicht beirren: „Das meiste,“ er-

klärte er, „ist schon expediert und die anderen müssen schon den höheren Preis zahlen; sie wissen schon weshalb.“

Gegen diese Beharrlichkeit war nicht aufzukommen und Herr Huber überlegte wie er am billigsten davonkomme:

„Wieviel schuldet uns denn der junge Uhrmacher hierneben,“ fragte er nun einleitend. Federlein sagte die Summe.

„Das wäre ja schon was,“ sagte der Chef, „ich befürchte, da be-



Aus dem Berliner Straßenleben: Der Sohn des Hottentotten-Häuptlings Morenga als Chauffeur.

kommen wir sonst doch nichts. Dem wird man noch nächstens die Bude zumachen. So ein Bruder Leichtsin, mit nichts anfangen, ein Mädchen heiraten mit nichts, und nun haben sie auch schon Kinder."

"Es ist aber ein braver, ehrlicher Mann und fleißig vom Morgen bis zum Abend," wagte der Buchhalter den Angegriffenen in Schutz zu nehmen, "auch ist er bis jetzt seinen Verpflichtungen noch immer pünktlich nachgekommen."

"Ein Esel ist er, kein Geschäftsmann," brauste der Chef auf, "arbeitet viel zu billig. Und dann dieser Leichtsin, war neulich mit seiner Frau im Kasino und hatte eine ganze Flasche Wein vor sich stehen, während ich einen Spezial trank. Doch genug, sehen Sie mal Ihre alte Uhr an, nein, so ein Ding. Muß denn die neue gerade eine goldene sein, wird man Sie da nicht am Ende noch gar in der Steuer erhöhen. Wenn es nun eine schöne, neue silberne wäre, mit vergoldeten Händen, das Werk ist ja doch die Hauptsache. Na, sehen Sie, lieber Federlein, ich gehe jetzt gleich sie holen, später, wenn der Kaffee noch mehr steigt, können wir sie ja umtauschen."

Damit ging der Chef, weiteren Widerstand abschneidend, und der zufriedene Buchhalter freute sich nimmehr auf die neue silberne.

Das Konto des armen Uhrenhändlers wurde ausgeglichen und ihm nach wie vor Kredit gewährt; er mußte doch nicht so schlecht sein.

"Nun lassen Sie aber in den ersten Tagen die neue Uhr noch zu Hause, bis Sie sich daran gewöhnt haben," mahnte der Chef bei der Ueberreichung, "sonst fürchte ich, sehen Sie sie mehr wie das Hauptbuch an." Damit ging er zum Magazin, die Kaffeesäcke zu zählen und den Gewinn zu berechnen. Auf dem Hofe stieß er fast auf einen Mann, der den Hut tief in die Stirne gedrückt, sich schen nach allen Seiten umsah.

"Poß Tausend, Hannes, Ihr seid es, was treibt euch denn so früh hierher? Kommt schnell in mein Privatkontor, gewiß habt Ihr mir wichtiges zu erzählen."

Scheu und schweigend folgte der Kote von der Mühle dem Kaufherrn.

"So," sagte dieser, "nun setzt euch und erzählt, was euch zu mir führt. Doch wartet, erst will ich euch ein Schnäpschen geben, das wird gut tun, Ihr zittert vor Aufregung."

Dem Koten schmeckte es aber nicht wie sonst, er mußte sich ordentlich anstrengen dabei, dann begann er mit weinerlicher Stimme zu klagen:

"Ach, Herr Huber, mir ist ein großes Malheur passiert. Denken Sie sich, gestern abend spät, ich hatte grad am Nachmittag einen Streit mit dem jungen Fräs gebrüt und in der Rage einen zuviel getrunken, lauerte ich dem Burschen am Bach auf, und als ich in der Ferne Schritte höre, denke ich, da kommt er und nehme den Steg weg. Zu meinem Schrecken merkte ich zu spät, daß das der Müller selber war, der etwas schwer herankam. Ich wollte ihn anrufen und schnell den Steg wieder hinlegen, aber ich war nicht mehr nüchtern und da war es auch schon geschehen. Der Müller purzelte in das Wasser. Das machte mich doch etwas nüchtern und vielleicht hätte es noch gut gegangen, wenn ich allein geblieben wäre und hätte den Müller selbst herausholen können, ich hätte ihm dann weihgemacht, er hätte den Steg verfehlt. Da kommt aber auch schon der neue Gottlieb, so wie er immer tut, ein Liedchen singend, heran und, ihm hatte es ja auch gegolten, purzelte dem Müller nach. Nun, dachte ich, sind es zwei und weil der andere nüchtern ist, wird er dem Baas schon mit heraus helfen; verkaufen können sie ja nicht, und wollte den Steg zurechtlegen, damit sie nichts merken. Da kommt zum Unglück der Ludwig mit einer großen Laterne und eh' ich mich noch zur Seite brücken kann, redet der mich ganz verwundert an: "Was schaffst du denn da Hannes, — aber w... ist denn das, der Steg liegt ja nicht über." Damit hört er aber auch schon die beiden unten rufen. "Herr Jesus," schreit er, "da sind ja Leute im Wasser, schnell das Brett, daß wir hinüber kommen." Ich aber bekam die Angst auf den Leib und renne nach meiner Kammer, hole mein Bündel und mache, daß ich fort komme. In der Eile werfe ich auch noch ein brennend Streichholz auf die Erd! wenn das nur kein Feuer gegeben hat."

"Ja, aber Mann," rief entsetzt Herr Huber, "wie konntet Ihr aber so etwas tun?"

"Was tut man in der Wut nicht alles, wenn der Kopf voll ist," klagte kleinlaut der Kote, "helfen Sie mir, retten Sie mich, Herr Huber."

"Ich, was sollte ich da tun können, wie kamt Ihr nur auf eine solch törichte Idee."

"Sie hatten mir doch gesagt, ich sollte dem jungen Herrn die Sache verleißen und da dachte ich Ihnen einen Dienst zu erweisen," stöhnte, den Angsthweiß von der Stirne wischen, der Bösewicht.

"Mir, mit einem solchen Streiche," rief entrüstet der Kaufherr, "Ihr wollt mich gar zum Mitschuldigen machen!"

"Und es war auch sonst in der letzten Zeit nicht mehr zum aushalten," fuhr der Kote fort, "überall wurde man kontrolliert, man konnte nichts mehr machen, Sie wissen ja, Herr Huber, von wegen der Säcke. Nun bin ich zu Ihnen gekommen, raten Sie mir."

Der Kaufherr war resigniert in seinen Sessel zurückgesunken, stützte den Kopf in die Hand und einige Augenblicke herrschte tiefe, peinliche Stille. Dann horchte Herr Huber nach der Tür, griff endlich etwas ärgerlich in die Tasche und reichte dem Koten ein Geldstück:

"So, nun macht, daß Ihr schnell weiter kommt und daß euch des Müllers Richte, die Anna, nicht sieht, die hier im Hause ist. Sucht euch anderswo einen Dienst, Ihr könnt ja arbeiten. Beweisen kann man euch ja nichts. Das Brett ist euch beim Straucheln gerutscht, und wenn ich den Müller sehe, werde ich ihm raten, die Sache laufen zu lassen, nun eilt euch."

"Auch das noch," stöhnte Herr Huber, nachdem ihn der Kote endlich glücklich verlassen hatte, "das hat man von einer unbedachten Aeußerung, und das alles wegen des Frauenzimmers. Diese dumme Geschichte; gut, daß der Kerl fort ist. Auf der Mühle wird man es hoffentlich nicht so eilig haben, es wäre immerhin fatal, denn "Semper aliquid haeret," immer bleibt ein Haar drin," rezitierte er.

Da klopfte es an die Tür und ehe er noch seine Aufregung überwunden, stand Anna vor ihm.

"Was wünschen Sie, Fräulein," redete er sie etwas verlegen an.

"Ich glaube die Stimme des Hannes gehört zu haben," erklärte sie sichtlich erregt, "und dachte, er möchte eine Botschaft an mich haben."

"Sie haben doch nicht etwa gelauscht," Herr Huber wurde blaß.

"Das ist nicht meine Art, Herr Huber," entgegnete das Fräulein stolz, "allerdings wurde zuweilen laut genug gesprochen und meine Schuld ist es nicht, wenn manches Wort durch diese dünne Wand drang. Was wissen Sie näheres, o bitte, sagen Sie es mir; der arme Onkel."

Herr Huber begann merklich zu zittern. "Nichts, Fräulein, nichts, ich verstehe Sie nicht," stotterte er, "was wünschen Sie eigentlich, Sie sind so merkwürdig aufgereg, das wirkt in der Tat, jawohl in der Tat, wirklich ansteckend."

"Ich habe soeben einen Brief von der Tante bekommen, dem Onkel sei ein Unfall passiert und ich möge, wenn eben möglich, auf einige Tage nach Hause kommen. Schlimm sei es nicht, aber sie könnten eine Hilfe brauchen. Da möchte ich Sie um einen Urlaub für einige Zeit bitten."

"Gern, Fräulein, gern," rief mehr wie notwendig freundlich und entgegenkommend der Chef, "reisen Sie mit Gott und grüßen Sie, bitte, recht herzlich die Ihrigen. Und noch eins: Ihr Onkel wollte Sie damals gerne zurückhaben, ich konnte mich aber zu der Zeit nicht darauf einlassen. Wenn es nötig sein sollte, so will ich gern meinen Schein zerreißen und auf Ihre weiteren Dienste verzichten und wünsche Ihnen von Herzen alles Gute. Behalten Sie mich in gutem Andenken; was Sie hier gelernt haben, wird Ihnen gewiß noch später zum Vorteile gereichen. So, nun eilen Sie sich, in einer Stunde fährt der Zug, da haben Sie eben noch Zeit. Ich werde Ihre Grüße schon den anderen vermitteln."

Anna dankte tiefgerührt. Sie hatte die Verlegenheit des Chefs über ihrer eigenen Sorge nicht bemerkt. Dieser fühlte im ersten Augenblick eine kleine Wehmut in seinem Innern aufsteigen und sogar einige verräterische Tränen stahlen sich in seine Augen. "Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen, behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein." "Ich muß sie einem anderen lassen, mir blühet diese Kose nicht," rezitierte er entsagend, in dem Raume, wo sonst nur das Geschäft und die Kurse zu herrschen pflegten.

Dann ging er einige Male auf und ab. "Nun ist sie fort und die leidige Geschichte ein für allemal zu Ende. Die Witwe in der Krämergasse soll glauben, ich bräve sie ihretwegen entlassen." Damit raffte er sich auf, stürzte sich in eine fieberhafte Tätigkeit, den letzten Rest zu vergessen.

An den Sonn- und Feiertagen pflegten die Müllersleute mit ihrem Personal, soweit es tunlich war, gemeinsam zur Kirche zu gehen, am Morgen wie auch am Nachmittage zur Vesper. Gottlieb schloß sich, wenn er zu Hause war, stets dem Zuge an. Der Müller hielt streng auf Ordnung und auf Erfüllung der religiösen Pflichten, und selbst der aufgeklärte Rote hätte nie gewagt, sich in offenen Widerspruch zu setzen, obgleich er Mittel und Wege genug fand, sich der strengen Kontrolle zu entziehen. In seinen Kreisen machte er allerdings aus seiner Gesinnung kein Hehl.

Es war einige Sonntage nach dem Osterausfluge die Familie Huber. Die Glocken läuteten zur Vesper. Die kleine Dorfkirche war von den Andächtigen fast gefüllt, vor dem Portale standen indes noch Gruppen meist junger Burschen, die Peise in Brand, in angelegentlichster Unterhaltung, bis der letzte Glockenton verhallt sein würde, um sich dann im Hintergrunde und in der Turmhalle aufzustellen. Die älteren Bauern hatten ihre gewohnten Plätze bereits meist schon eingenommen. Bei einer solchen Gruppe stand auch der Rote. Seine spöttische Miene verriet, daß ihm die Andacht nicht sonderlich am Herzen lag. Es waren Abhängige wie er, denen er klar zu machen suchte, daß dieser Nachmittagsgottesdienst eigentlich für sie überflüssig sei; sie hätten ja am Vormittage das Gebot erfüllt, nun solle man ihnen auch ihre Ruhe und ihre Vergnügen gönnen, sie verdieneten diese durch ihre schwere Arbeit in der Woche genügend. Den Einwand, den einige machten, daß es ja kaum eine halbe Stunde dauere, ließ er nicht gelten, zumal er sein Schläfchen habe unterbrechen müssen. Eben hörten die Glocken auf zu läuten, und gewohnheitsmäßig gingen nun die meisten der noch aufstehenden in die Kirche, einige aber zögerten noch, es waren dies würdige Genossen des Roten und bei ihrer Umgebung wenig geachtet. Stau nun auch in das Gotteshaus zu treten, entfernten sich diese immer mehr und als drinnen das „Diri Dominus Domino meo“, von der ganzen Gemeinde leidlich gesungen, erklang, befanden sich die Lumpen bereits auf dem Wege zum nahen Wirtshause. Die Vesper war zu Ende und ein großer Teil der männlichen Besucher verteilte sich nun in die Wirtshäuser. Der Müller ging mit den anaesehenden älteren Personen ins Herrenstübchen des „blauen Ochsen“, wo auch Gottlieb schon wegen seines bescheidenen Auftretens ein gern geduldeter Gast war. Doch, um nicht stolz zu erscheinen, zog er es meist vor, sich unter die jüngere Generation zu mischen, unter der er manche Freunde gewonnen. So auch heute. Ganz zufällig kam er in Gesellschaft einiger ihn besonders schätzender handfester Freunde in die Nähe des schon eine Weile zehenden Roten zu sitzen, der ihn zunächst nicht einmal bemerkte und von dem er selbst auch weiter keine Notiz nahm. Dieser bereits auf der Höhe der Jungensfertigkeit angelangt, führte bald so sehr das große Wort, daß die ganze Gesellschaft plötzlich, ohne es zu wissen, wie im Banne seiner Rede lag; dabei goß er ein Glas Schnaps nach dem anderen hinunter. Dem besseren Teile, besonders den jungen Bauernjöhnen wurde es allgemach ungemütlich und manche steckten schon die Köpfe zusammen und berieten, ob man nicht besser wo anders hinginge oder noch lieber den Kerl an die Luft setzen ließe.

„Und das sage ich Euch,“ schrie da in diese Beratung hinein der Rote, und ließ seine Faust als unumstößliche Befräftigung schwer auf den Tisch fallen, daß die Gläser tanzen, „das viele Kirchenlaufen hat gar keinen Zweck, und die meisten von Euch tun es nur aus Augendienerei weil die Herrschaft es so will; die steckt natürlich mit den Pfaffen unter einer Decke, um uns besser regieren zu können. Man kann auch ohne das ein ordentlicher Mensch sein und ein freier Mann läßt sich heutigens Tages so was nicht mehr gefallen; wir sollten uns einig sein, und uns nicht mehr wie Kinder behandeln lassen.“

„Bravo!“ riefen vereinzelte Stimmen, „der Hannes hat recht; es muß anders werden.“

„Nimm dich in acht, Roter,“ rief nun einer aus der Versammlung, „wenn dich der Müller hörte, würdest du das Maul nicht so weit aufreißen.“

„Was geht mich der Müller an, wenn ich nur meine Pflicht tue, dann hat sich der den Auckuck sonst um mich zu kümmern,“ brüllte gereizt der Rote.

„Recht so, Hannes, wehr dich, wir tun mit,“ hekten einige weiter, teils aus gleicher Sinnesart, teils aus Lust am Standaal.

„Wü!“ raunte einer dem Roten ins Ohr, „nicht so wild, da sitzt ja auch der neue Gottlieb, der hört dich ja.“

„Wo sitzt er,“ sprang nun der Rote auf, „ha da ist er, meinethwegen mag er mich hören und kann es dann dem Alten wiedererzählen, ist ja auch so ein Scheinheiliger, ginge auch gewiß lieber auf seine Liebchaft aus, das Stadtherrchen, als in die Kirche. Ja, seht mich nur an, könnt es ruhig zu Hause weiteralfatern, werdet es auch gewiß tun. Ich schere mich den Teufel um Euer Spionieren, darum seit Ihr ja doch nur hergekommen, mit Eurer sauberen Freunden, lauter angehenden Arbeiterschindern.“

Die junge Gesellschaft war schon im Begriff, das Feld zu räumen, aber bei diesen herausfordernden Worten sprangen sie ergrimmt auf, und es wäre dem Roten unzweifelhaft schlecht ergangen, denn eigentliche Freunde hatte er keine, und selbst die geheimen Anhänger seiner Lehre würden es nicht gewagt haben, offen für ihn einzutreten. Da erhob sich Gottlieb, ersuchte seine Freunde, sich zu beruhigen und ihm die Erwiderung zu überlassen. Dann wandte er sich an den Roten, denselben fest ins Auge fassend:

„Ich wüßte nicht, worin ich Euch je zu nahe getreten wäre, oder Euch Veranlassung zu solch einer Anklage gegeben hätte,“ sprach er ruhig und gelassen. „Was Ihr draußen tut und laßt, geht mich eigentlich gar nichts an, ich bin dafür nicht verantwortlich; am wenigsten aber fällt es mir ein, Euch bei dem Müller zu verklagen. Ihr seid ja auch alt genug, um selbst wissen zu können, was Ihr zu tun habt. Wenn Euch übrigens das Reatiment des Müllers nicht gefällt, dann wißt ihr ja, daß ihr nicht gezwungen seid, bei ihm zu bleiben. Der Müller kann gewiß verlangen, daß seine Leute sich seiner Ordnung fügen, jedenfalls aber hat er das Recht, sich solche Leute auszusuchen, die auch gerne in die Kirche gehen und so ihrem Herrgott getreu sind, dann sind sie es auch in ihrer Arbeit. Man geht doch auch schließlich nicht seines Herrn wegen in die Kirche, sondern zu seinem eigenen besten. Wäret ihr mit uns in der Kirche gewesen, statt direkt ins Wirtshaus zu gehen, dann hättet ihr jedenfalls manchen Groschen bis jetzt weniger ausgegeben und wäret nicht so kratelig gestimmt: Da ist es ja auch gar nicht zu verwundern, daß selbst der beste Lohn nicht reicht und die Unzufriedenheit hinterher hinft.“

Mit stets wachsender Ungeduld und steigender Wut hatte der Rote bis jetzt zugehört, den stieren Blick auf den Sprecher gerichtet, nun aber brauste er auf:

„So, Vorschriften will mir das Herrchen noch machen, ha ha, ha; er fühlt sich sicher, allein hätte er es mir nicht gesagt. Da habt ihr's ja,“ wandte er sich an seine Verleeren hin und her rückenden Genossen. „sogar das armselige Gläschen hier wird einem nicht einmal gedünnt, und wie seht er es ausgepöppelt hat, daß wir uns fügen müssen, sonst können wir gehen. So wird der arme Arbeiter mißachtet da heißt es: Vogel friß oder stirb; ja, ich glaub's schon, ich habe es längst gemerkt, daß ich dem Dackmäuser ein Dorn im Auge bin, er hätte mich schon lang gern von der Mühle weggeholt, aber er soll an mich denken.“ Damit wollte er sich in seiner sinnlosen Wut auf seinen vermeintlichen Gegner stürzen, doch starke Arme hielten ihn fest. „Laßt mich,“ brüllte er, „sitzen bleibst du jetzt,“ riefen die Nachbarn.

Noch immer stand Gottlieb, furchtlos dem Roten ins Angesicht schauend, dann begann er von neuem:

„Ich halte es unter meiner Würde, auf diese ungerechten und ungerichteten Anklagen etwas zu erwidern. Ich bin ja selbst ein Arbeiter und ebenso abhängig und ebenso froh meinen Unterhalt zu haben wie andere. Auf die Art der Arbeit kommt es nicht an. Es sollte mir leid tun, tragend jemand und wer es auch sei, aus seinem Verdienst zu bringen, weiß ich es doch genügend an mir selber zu schätzen. Ich achte und ehre jeden ordentlichen Menschen, und besonders den geplagten Arbeiter, der treu und ordentlich seine Pflicht erfüllt, und sich bemüht, seine Arbeit, und mag sie anscheinend noch so gering sein möglichst gut zu machen. Jede Arbeit gehört zum Ganzen und ohne die Zusammenwirkung vieler Einzelarbeiten, auch der scheinbar noch so geringfügigen Nebenarbeiten, ist das große Ganze, das Vollendete einfach nicht möglich. Und wenn nun nach der Arbeit der Woche alle die Wirtenden am Sonntag gemeinsam in der Kirche sich einfänden, dann hat selbst der Geringste das beseligende und erhebende Gefühl, jetzt, hier sind wir alle gleich, für alle dasselbe Opfer, dieselbe Andacht, dieselbe Predigt, dieselbe Kommunionbank, derselbe Gott, an dem wir alle gleichen Anteil haben, ja mancher geringe Knecht vielleicht unendlich mehr als irgend ein hochstehender Herr mit vielem Gut und vielen Titeln.“



Der bayerische Landtagspräsident Dr. von Orterer beging in München seinen 60. Geburtstag.

Der Eindruck dieser zum Schluß wirklich begeisterten Rede auf die Zuhörer war ein großer, selbst der Note starrte mit offenem Munde seinen Gegner an und wußte im ersten Augenblicke keine Worte zu finden. Diese Ruhe benutzte Gottlieb und seine Freunde, sich zu entfernen, und noch viele andere folgten ihnen, so daß der Note bald mit nur wenigen Unverbesserlichen allein saß. Er nannte die anderen Feiglinge und soff und schimpfte weiter.

Der Müller hatte unterdessen im Herrenstübchen mit den anderen wader postifiziert. „Vieles mußte besser und anders werden.“ Nachdem alle Fragen von Wichtigkeit gründlich erledigt waren, wobei in der Hitze des Besprechens auch immer mehr getrunken zu werden pflegt wie bei einer ruhigen Unterhaltung, machte man sich an das beliebte Kartenspiel, bei dem es bald nicht minder lebhaft zuging. Jeder Haupttrumpf wurde auch mit einem kräftigen Aufschlag auf die Tischplatte begleitet und Ausdrücke wie „Schajsslopf“ und „Esel“, „warum hast du nicht das Ah gespielt“ sowie ähnliche Bemerkungen flogen nur so hin und her. Doch daraus machte man sich nichts, das gehörte mit zum Spiel.

Gottlieb, der eine Weile mit Interesse zugehört und sich an den verschiedenen Kraftausdrücken belustigt hatte, sah, daß der Müller noch nicht so bald an das Nachhausegehen dachte und ließ sich von seinen Freunden zur Teilnahme an einer gesunden Kegelpartie heranziehen. So war es allgemach Abend geworden. Die Sonne beleuchtete noch eben kurz die Spitzen der Berge, dann war sie verschwunden und die Abend Schatten legten sich schnell auf das Tal, indes aus den feuchten Wäldern ein leichter Nebel aufstieg. Eben beendete man die letzte Kegelpartie, als auch die Älteren be-

gannen, langsam den Heimweg anzutreten, mußte man zu Hause doch nach dem Rechten sehen und zudem galt es am anderen Morgen zeitig bei der Hand zu sein. Manches grau umrahmte Gesicht glühte etwas bedenklich, ob infolge der Aufregung des Spieles oder von dem gut geratenen Neuen sei dahingestellt. Auch der Müller war etwas unsicher in seinen Bewegungen geworden, was Gottlieb veranlaßte, ihm



Der deutsche Luftschiffer Grade (X) gewann den mit 40 000 Mk. dotierten Lanz-Preis. Grade legte die etwa 2 1/2 Kilometer betragende Strecke in 2 1/2 Minuten zurück.



Fürst Ito, der japanische Bismarck.

in einiger Entfernung zu folgen, da der sonst herzengute und auch gewöhnlich nüchterne Mann in solchen Fällen meinte, er könne den Weg allein finden.

Die Nacht brach unterdessen herein, nur hie und da flimmerte ein Sternlein, sonst war es über gut gehen auf bekanntem Pfade und Gottlieb überließ sich auch bald sorglos seinen Gedanken, die schließlich im Liede ausklangen. So achtete er auch weiter nicht auf den gewohnten Weg, bis er plötzlich den Boden unter seinen Füßen schwinden fühlte und dem eben vor ihm hinabgerutschten Müller in das nasse Element nachpurzelte. Das Wasser war zum Glück nicht tief und so kam der Müller mit dem Schrecken und einem Bade davon. Gottlieb, welcher beim Fallen um sich gegriffen und einen kleinen Strauch erhascht hatte, kam zwar nicht ins Wasser, verstauchte sich aber den Fuß. Aus dieser unangenehmen Lage wurden die beiden durch den Ludwig befreit. Der Müller eilte, aus den nassen Kleidern zu kommen, während Gottlieb auf Ludwig gestützt, vorsichtig nachhumpelte.

In der Mühle angekommen, suchte der Müller trotz des Widerspruchs seiner Frau erst den Noten, um diesen zur Rede zu stellen. fand aber das Nest leer; dagegen hatte das weggeworfene brennende Streichholz bereits weite geariffen, was in der Nacht hätte verhängnisvoll werden können. So war der Müller etwas lang in den nassen Kleidern geblieben, was ihm eine starke Erkältung zuzog. Dies und der Unfall ihres neuen Gottlieb veranlaßte die Müllerin, in ihrer Not noch in derselben Nacht jenen Brief an ihrer Schwester Kind zu schreiben.

Es war am frühen Nachmittag, als die schwarzfällige alte Kutische durch das Tor der Mühle fuhr.

Gottlieb sah bequem gebettet am offenen Fenster und schaute in den reinlichen gepflasterten Hof, der nun voll von der Sonne beschienen war. Einige zankende Spaten fuhren erschreckt auf um sich dann einige Schritte weiter aufs neue zu balagen wie ungezogene Nagen. Da stand auch schon die Tante am Wagen öffnete den Schlag und umarmte gleich darauf das herzige

Nichtchen. Gottlieb wäre fast aus seiner Zwangslage aufgesprungen, so sehr erregte ihn, was er da sah. Träumte er, oder war es Wirklichkeit, das war ja Anna, seine Anna leidhaftig, davon hatte er ja keine Ahnung. Ungeduldig befühlte er seinen Fuß, aber ein heftiger Schmerz sagte ihm, daß er seine Sehnsucht meistern müsse, bis die Aufklärung ihn selbst aussuchen würde.

Die Tante hatte inzwischen ihren Liebling unter fortwährenden herzlichem Ergüssen ins Haus geleitet. „Gott sei Dank, Kind, daß du da bist, ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Hoffentlich bleibst du längere Zeit.“

„O, ich kann so lange bleiben, wie ich will, liebe Tante,“ jubelte Anna, „ich bin, denke dir, in Gnaden entlassen.“

„Welch ein Glück!“ rief erfreut die Tante, „dein altes Zimmerchen ist noch ganz für dich reserviert. Nun komm' aber gleich zum Onkel, der wird sich freuen.“

Und ob der Onkel sich freute, er meinte, es ginge ihm schon merklich besser. Dann lächelte er verschmüht und sagte: „Jetzt führe aber auch unsere Anna zu unserem neuen Gottlieb, den sie ja noch gar nicht kennt; ich wollte sie zur Strafe damit überraschen.“

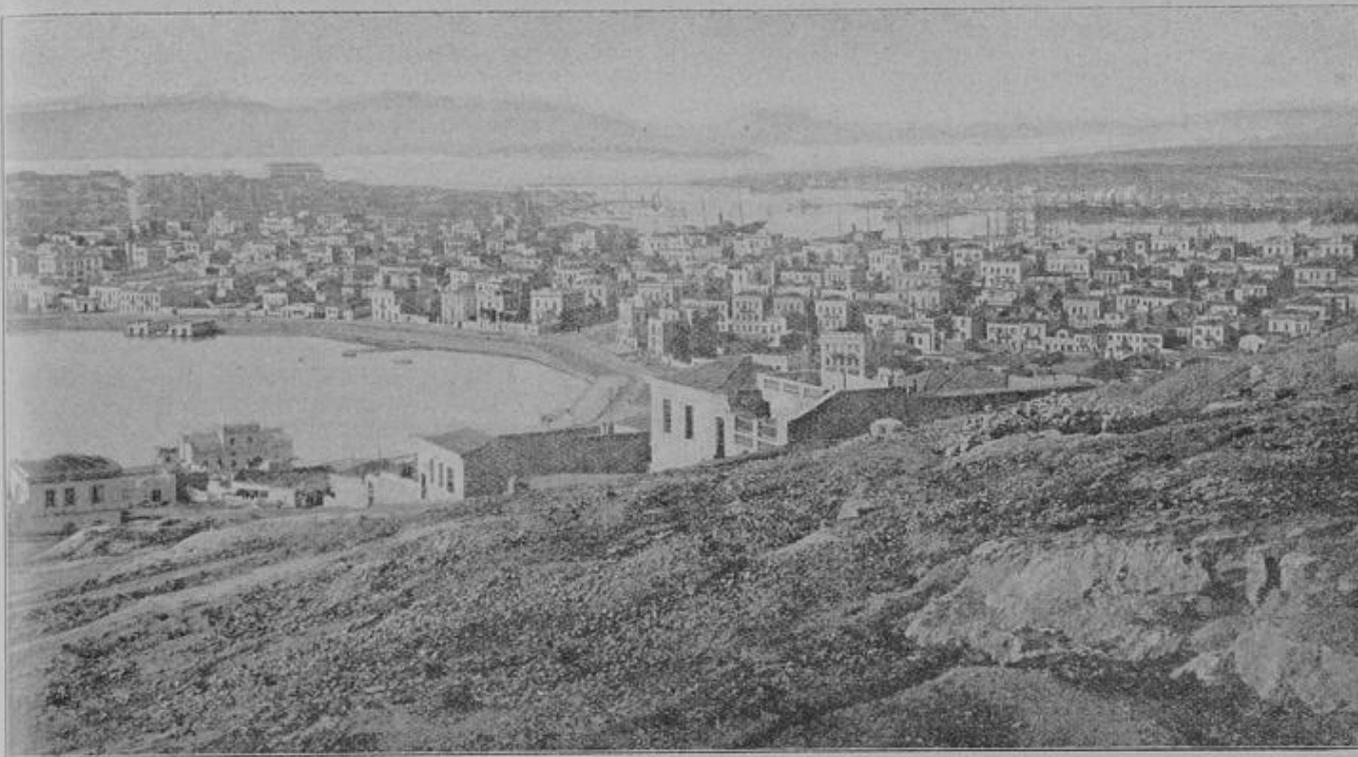
jeden nicht vorgestellt. Davon hatte ich ja auch keine Ahnung, daß Sie hier zur Familie gehörten, und einige unbestimmte Andeutungen habe ich weiter nicht beachtet.“

„Für mich,“ entgegnete Anna, „ist die Ueberraschung nicht minder groß. Der Onkel schreibt überhaupt nicht, und für die Tante ist es immer eine schwere Arbeit. Wohl hat man mir einmal so kurz nebenbei mitgeteilt, daß man zur Unterstützung des Onkels einen jungen Mann gefunden habe, mit dem man sehr zufrieden sei,“ setzte sie mit schallhaftem Lächeln hinzu, „und Sie haben es ja auch nicht der Mühe wert erachtet, mich über Ihre weiteren Schicksale zu unterrichten.“

„Und Sie haben nicht einmal so viel Interesse an diesem Schicksal genommen, daß Sie darum gefragt hätten,“ gab Gottlieb lachend zurück. „Nun, jetzt wissen Sie es ja.“

„Ja,“ sagte sie, „jetzt weiß ich es, und noch mehr, daß ich Ihretwegen sogar meine schöne Stellung verlassen mußte.“

„Was Ihnen gewiß recht schwer gefallen ist,“ fiel Gottlieb ein, „hoffentlich werden Sie recht bald zu dieser so ausgezeichneten Stelle zurückkehren können.“



Die griechische Insel Salamis, der Schauplatz der jüngsten griechischen Militärrevolte unter dem Marineoffizier Tzypaldos.

Doch die Müllerin meinte, „zuerst muß Anna zu Mittag essen und sich häuslich einrichten,“ und sie führte ihre Nichte zunächst auf deren Zimmer.

Nach dem Essen und der Erledigung der darauf folgenden häuslichen Geschäfte sagte die Tante: „So, nun wollen wir unseren Gottlieb aussuchen, der kann die dann auch gleich sagen, was du zunächst tun mußt. Es ist ein netter, braver junger Herr, und ihr werdet gewiß bald gute Freunde werden. Die gute Frau ahnte nicht, wie überflüssig diese Empfehlung war.“

„So, Herr Gottlieb,“ sagte einige Augenblicke später die immer gesprächige Müllerin, „hier ist meine Nichte, die wird Ihre Angaben ausführen, denn sie hat es gelernt. Dann können Sie auch etwas ruhiger hier oben sitzen und brauchen nicht immer so ungeduldig zu sein. Nun verständigt euch, ich habe sonst genug zu tun und kenne auch nichts von euren Geschäftsjachen.“ Damit verschwand die ahnungslose Tante und ließ die beiden allein.

Eine Weile sah Anna überrascht auf den Patienten, dann brachen beide in ein herzliches Lachen aus.

„Welch eine Ueberraschung, Fräulein Anna,“ nahm Gottlieb zuerst das Wort, „so schnell hätte ich mir das Wieder-

„Ja, spotten Sie nur, hier bleiben soll ich, denn ich bin nun Ihretwegen ganz und in Gnaden entlassen.“

„Da möchte ich den unglücklichen Fall preisen, der dies verschuldet hat,“ rief erfreut der junge Mann, „jetzt reichen Sie mir aber auch die Hand zum Willkommen, denn ich kann mich leider nicht ohne Schmerzen zu Ihrer Begrüßung erheben.“

„So, nun muß ich Sie wohl auch noch pflegen helfen, da müßte ich eigentlich doppelt dem Unfall zürnen, hätte ich nicht Mitleid mit Ihrem Zustande.“ Damit reichte Anna ihm herzlich die Hand, die er länger wie unbedingt nötig festhielt, sie dabei so liebevoll anschauend, daß sie verwirrt die Augen niederschlug.

„Ich denke,“ meinte nun Gottlieb, „wir werden uns ganz kollegialisch vertragen. Aber setzen Sie sich doch etwas zu mir.“

Und Anna rückte einen Stuhl nahe an seinen Sessel und Gottlieb mußte ihr zunächst seine ganze Geschichte erzählen, von seiner Entlassung bis zu den letzten Tagen, wobei er sogar den schönen Ostertag in recht lebendigen Farben schilderte. Anna ihrerseits berichtete, was sich alles seit jenem Weggange ereignet und verschwieg auch nicht den Be-



Der griechische Oberst Zorbas.

such des Noten, dann schloß sie treuherzig: „Sehen Sie, das war ja eben nur Spaß, Sie können nicht glauben, wie froh ich bin, daß ich dem Geschäfte für immer den Rücken kehren konnte.“

„Also der Note,“ bemerkte nun Gottlieb nachdenklich, „hat sich an Huber gewandt; das ist verdächtig, erklärt mir aber auch manches.“

„Ja,“ sagte Anna, „ich glaube selbst, Herr Huber hatte in betreff des Notens kein ganz reines Gewissen, ich denke aber,“ setzte sie ernst dazu, „wir wollen beiden nichts nachtragen und Sie werden gewiß auch Verzeihung und Vergeßen walten lassen; den Onkel werde ich schon zu einem gleichen bewegen.“

„Ganz Ihrer Meinung, gnädiges Fräulein; wer möchte solcher Fürsprache widerstehen,“ stimmte Gottlieb in munterer Laune zu.

„Nun fangen Sie gar mit solchen Redensarten an, da muß ich mich entfernen; das erinnert doch zu sehr an das Haus Huber, wo jedes junge Ding, das auch nur für einige Pfennige kaufte, mit „gnädiges Fräulein“ angedredet wurde, und besonders Sie machten in diesem Artikel dem Chef eine bedeutende Konkurrenz, nur so schöne Verbeugungen wie der konnten Sie nicht machen,“ sagte Anna, sich erhebend.

„Wie, Sie wollen mich schon verlassen,“ rief Gottlieb mit aufrichtigem Bedauern.

„Sie wollen doch gewiß auch Ihren Kaffee haben und den werde ich Ihnen schon selbst bringen müssen, Sie Ungeuldiger,“ damit entfernte sich Anna.

Die Geschäfte brachten es natürlich so mit sich, daß Anna den eigentlichen Leiter oft aufsuchen mußte, ja bald wurden die Arbeiten fast nur noch auf Gottliebs Stube gemacht, was die Tante eigentlich gar nicht begreifen konnte. Der Müller war inzwischen wieder ganz hergestellt und beteiligte sich auch zuweilen an den Konferenzen, die aber gar keinen ernstlichen, trodenen Geschäftscharakter zu haben schienen. Oft erscholl ein so herzhaftes dreißtmütiges Lachen aus dem Zimmer auf den Hof, daß die gute Müllerin gar bedenklich den Kopf schüttelte. Der Müller hatte dann auf ihre Frage nach der Ursache des so häufigen Lachens nur ein geheimnisvolles Lächeln. Der Ludwig hatte während dieser Zeit ausgiebige Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er den Notens mehr wie ersehen konnte und war ganz in dessen Stelle gerückt. Dann kam der Tag, an dem Gottlieb wieder mit unten zu Tisch sitzen und auch seine Tätigkeit im alten Umfange wieder aufnehmen konnte. Zur Feier des Tages hatte die Müllerin etwas extra gekeifet und auch der Müller den besten seines Kellers nicht geschont, aus Freude, daß nun alle Unregelmäßigkeiten beseitigt waren, mehr aber noch aus einem anderen, ihm besonders wohlthuenden Grunde, den er aber seiner Frau zur Strafe für ihre unverzeihliche Blindheit noch vorenthalten hatte.

Als er nun am Abende für eine Weile mit seiner Geschäftin allein war, räusperte er sich mehrmals vernehmlich für die Müllerin ein Zeichen, daß er etwas Besonderes auf

dem Herzen habe, dann begann er langsam und feierlich: „Weißt du, Alte, es wird immer schwerer, dem ganzen Geschäft so nachzugehen, wie es nötig ist. Wir werden ja alle Tage älter und dürfen auch, nach dem, was wir unser Leben lang zusammengearbeitet haben, bald einmal an ruhigere Tage denken. Nun hat uns der liebe Gott unsere Kinder, auf die wir für unsere alten Tage gerechnet hatten, genommen. Wir haben uns, wie es wahren Christen gebührt, in den Willen des Herrn ergeben, und siehe, er hat uns einen Ersatz beschert, wie wir ihn nicht besser wünschen könnten. Unsere Anna und unser neuer Gottlieb, wie ihn die Leute nennen und wir ja selbst auch, werden uns gewiß würdig ersehen.“

„Aber, Mann, bist du auch gewiß, daß sie sich mögen?“ fragte die überraschte Müllerin, „ich wäre gewiß froh.“

Der Müller lachte veranügt: „Ihr Weiber seid doch sonst in diesem Punkte so schlau. Aber du hast immer so viel zu tun gehabt, daß du für deine Umgebung keine Augen und Ohren hattest. Ich hatte es gleich gemerkt, daß zwischen den beiden etwas los war, und gestern, ich wollte gerade etwas fragen, überraschte ich sie, wie sie aneinandergeschmiegt Hand in Hand da saßen. Ich zog mich natürlich sofort zurück und glaube auch, sie haben es nicht einmal gemerkt.“

Unterdessen standen die beiden, deren ferneres Geschick in dieser Stunde entschieden wurde, vor der Türe und schauten nach den unzähligen Sternen, die ihnen Glück und Frieden zuzuwinken schienen. Da klatschte der Müller in die Hände und nun eilten die beiden hinein und erbieten der neuen Eltern Segen.

„Von Herzen gern,“ sagte tiefgerührt der Müller und seine Frau konnte unter Tränen lachend immer nur ausrufen: „Werdet glücklich Kinder, werdet glücklich!“ und als sie etwas ruhiger geworden, fügte sie hinzu: „Na, mein Herz hat mich nicht betrogen, er hat mir gleich gefallen; er glich unserem Gottlieb und hatte auch seinen Namen.“

Vorbeigelungen!

Humoreske von Adolf Thiele.

(Nachdruck verboten.)

„Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Veruß verfehlt!“ Diesen richtigen Satz im praktischen Leben zu verwirklichen, ist die Aufgabe der Gastwirte, ein Beruf, dem auch Friedrich Kümpler angehörte. Er war jedoch zugleich auch Mitglied einer noch weit mehr verzweigten Menschenklasse, der Unzufriedenen.

Da saß er nun draußen irgendwo in Groß-Lichterfelde und wartete die ganze Woche in Gemeinschaft mit seiner Frau und einer Anzahl Klieben auf Gäste, und am Sonntag wußte er dann wieder nicht, wo er diese letzteren unterbringen und wie er sie bedienen sollte.

Er, wie seine bessere Hälfte wurden dieses Leben überdrüssig, er verkaufte daher Haus und Wirtschaft und ging auf die Suche nach einer solchen in Berlin. „Ein treuer, regelmäßig verkehrender Kundenstamm, das ist unsere Sache!“

Diesen Grundsatz hatten sich beide Eheleute auserkoren.

Natürlich mußte man die Sache wohl überlegen, lieber ein bißchen warten und nicht gleich hereinsfallen!

Sagt! Da stand in der Zeitung eine Wirtschaft im Norden Berlins, „mit gutem Umsatz, Geschäft noch sehr erweiterungsfähig“.

Na, die alte Geschichte, aber probieren konnte man's ja einmal.

Kümpler schrieb den geforderten postlagernden Brief und bekam Tags darauf von Herrn Restaurateur Drimmel die Antwort, das verkäufliche „Restaurant“ sei die „Traube“, „der Umsatz sei sehr gut, das Geschäft noch sehr erweiterungsfähig“; natürlich fehlte auch Straße und Hausnummer nicht. Der kaufstüchtige Mann schrieb sofort zurück, er werde sich zu mündlicher Verhandlung am Donnerstag gegen Abend einfinden, und pünktlich setzte er sich auch auf die Pferdeisenbahn und gondelte los.

Kümpler, der gar nicht so ungewißt war, nahm sich vor, einstweilen sein schützendes Inognito zu wahren, und so das Geschäft recht hübsch aus der Vogel-Perspektive zu betrachten.

Beim Eintritt fiel ihm sofort auf, daß das Lokal, ein ziemlich großes Zimmer, ganz gefüllt war; Wirte und Kellner hatten alle Hände voll zu tun.

Mit Mühe erhielt der neue Gast noch einen Platz, bestellte ein Glas Bier und lauschte der Unterhaltung, die sich am Tische angesponnen hatte.

Ein schwarzbärtiger Mann erzählte soeben von den Düten, die er fabriizierte, erwähnte die verschiedenen Formate, Farben und Ausdrude und erklärte zum Schlusse sein Dütengeeschäft für sehr interessant, was die Hörer mit einem stummen Kopfnicken beantworteten.

Ein anderer, sehr wohlgenährter Herr nahm sodann während einer Gesprächspause aus einem Döschen ein Klümptchen Salz und steckte es mit sehr behaglicher Miene in den Mund.

„Was essen Sie denn da?“ fragte einer der Anwesenden, während die übrigen seine Worte mit gespannten Blicken begleiteten.

„Ein Salz für Hals- und Lungentatarrh!“ erklärte der Wohlgenährte. „Großartige Wirkung, hat mir das Leben gerettet. Ich war ja so schwach!“

Als der blühende Mann sodann gefragt wurde, wo das Salz zu beziehen wäre, entgegnete er: „Ich habe die Vertretung.“

Mittlerweile hatte ein Herr, der sich durch vehementes Schnauben und Schnutzen auszeichnete, Kümplers Aufmerksamkeit nach einem benachbarten Tische gezogen. Dort wartete ein hagerer Mann: „Nein, der Verein hat sich überlebt, er muß sich auflösen; derartige Vereine haben keinen Zweck!“

Kümpler fragte, um auch etwas zu sagen, seinen Nachbarn, was für einen Verein denn jener meinte.

„Den Wohlthätigkeitsverein Caritas!“ war die Antwort.

„Wie? Na, warum will er denn den Verein aufgelöst haben?“

„Wissen Sie, er ist Schneider und hat früher für den Verein gearbeitet; nun haben sie es einem anderen Schneider gegeben.“

„Ah so!“

In diesem Augenblick wandte sich ein Herr, der Kümpler bisher den Rücken gelehrt hatte, zufällig um. Er wie Kümpler faßten sich ins Auge, erhoben sich und schüttelten sich die Hände.

„Tag Friß, wo kommst du denn her?“

„Direkt von Hause, hatte hier in der Nähe eine Besorgung.“

„Willst du dich nicht zu mir setzen?“

Kümpler holte sein Bier und nahm am anderen Tische mit Platz.

Nachdem sich sein guter Freund Geride über seine Familie erkundigt, fragte Kümpler: „Hier ist's ja mächtig voll, und noch dazu schon so zeitig?“

„Ja, weißt du,“ meinte Geride flüsternd, „die Sache ist so. Der Wudiler hier, der Drimmel, der will nämlich den Kram verkaufen, und heute soll, wie ich ganz unter der Hand erfahre — der „Neue“ kommen. Nun haben wir alle Freibier und auch noch sauren Mal, verstehst du?“

„Soo?“ machte Kümpler erstaunt, sofort faßte er sich aber wieder: „Sehr gut! Famoser Idee! Uebrigens kannst du mir einen Gefallen tun, nenn' mich hier nur Schneidt!“

„Warum denn?“

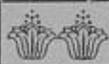
Kümpler flüsterte Geride einige Worte zu, worauf dieser sich vor Lachen schüttelte.

„Noch ein Glas gefällig, meine Herren?“ fragte der Wirt bald darauf.

„Na, was meinst denn du, Schneidt?“ äußerte Geride, und zwei frische Gläser erschienen.

Nun entspann sich am Tische ein lebhaftes Gespräch, an dem der in sein Infognito gehüllte Kümpler vergnügt teilnahm. Das Bier schmeckte ihm wie allen anderen vorzüglich, auch dem sauren Mal tat er volle Ehre an, und als er schließlich aufbrach und dabei dem Wirte in die Hände lief, schüttelte er ihm die biedere Rechte mit den Worten: „Gute Nacht, Herr Wirt; besten Dank für alles! Es ist das erste Mal, daß ich bei Ihnen verlehre, aber es hat mir sehr gut gefallen.“

Und am nächsten Morgen saß Kümpler schmunzelnd an einem Brief und schrieb: „Nochmals besten Dank für freundliche Bewirtung, die ich gestern unbekannter Weise bei Ihnen erhielt. Ihr Mal war sehr gut, das Bier vorzüglich; ich kann Ihnen als Kollege nur empfehlen, bei der Ponarther Brauerei zu bleiben.“



Nützliches fürs Haus.



— **Zungenwürst.** Zwei bis drei gepöfelte und gekochte Zungen werden in beliebige Stücke geteilt und mit den in länglichen Streifen geschnittenen Fettsücken der Schweinsbäcken vermischt, dann mit reichlich Salz, dem bekannten Gewürz und so viel Blut, daß alles eine rote Färbung bekommt, vermenget. Die Würstschlände dürfen nicht zu fest gestopft werden. Man gibt diese Würst gleich nach der Leberwürst in den Kessel, da sie zirka zwei Stunden kochen muß, und wendet sie nach einer Stunde auf die andere Seite um. Nach dem Erkalten preßt man sie leicht zwischen zwei Brettern, damit sie guten Schnitt erhält, und räuchert sie ab.

— **Note Beeten.** Kleine runde und recht dunkelrote Rüben gelten als die besten, die größeren findet man oft stockig und blaßrot. Man wäscht sie sauber ab, entfernt die Blätter, ohne in die Rüben einzuschneiden, da sonst der Saft leicht ausläuft, setzt sie mit kaltem Wasser auf und kocht sie zwei bis drei Stunden gar. Man schält die Rüben sauber ab, schneidet sie in Scheiben und packt sie mit ohem Meerrettig, in Stücke geschnitten, nach Belieben auch mit etwas Kümmel, in einen irdenen Topf. Auf ein Liter Weinessig nimmt man ein Viertel Kilo Zucker, kocht dies auf, gib es erkaltet über die Rüben und bindet den Topf mit Pergamentpapier zu. Oben auf die Rüben legt man einige Stücke getrockneten Ingwer.

— **Mittel gegen Sodbrennen.** Man genieße, wenn man von Sodbrennen befallen ist, auf einem Reibeisen geriebene Mohrrüben — gelbe Rüben —. Ebenso hilft gegen Sodbrennen Wagnesia mit Zucker zu gleichen Teilen vermischt, zu einem Teelöffel je zwei bis dreimal genommen.

— **Fingernägelpflege.** Man drücke alltäglich, sowohl der Gesundheit als der Schönheit wegen, den härteren Teil des Nagelsatzes mit dem Daumennagel der anderen Hand oder auch mit einem kleinen salzbeinartigen Instrument, gewöhnlich befindlich bei jedem Reccessaire für Fingertultur, aber ja nicht mit Messern oder Nadeln oder zugespitzten Hölzchen, wozu auch häufig der Zahnstocher mit verwendet wird, zurück, ihn gleichzeitig von seiner Unterlage so lösend, daß das am Finger befindliche Wöndchen sichtbar wird. Finden sich an den Fingern sogenannte Reidhaken — Reidnägel —, so beize man sie doch nicht mit den Zähnen ab, was nicht bloß sehr häßlich ist, sondern auch schädlich, weil dadurch leicht Wunden entstehen, die zu Saunngeschwüren werden. Man benutze dagegen zum Entfernen der Reidhaken eine kleine, scharfe Scheere, mit welcher man sie mit einiger Vorsicht bis zum Wurzelgrund abschneiden kann. Reigen sich aber dennoch kleine Risse und Wunden, so beize man sie ordentlich aus mit Höllenstein, oder statt dessen wasche man sie aus mit einer zweiprozentigen Lösung Karbolwasser und es wird nicht bloß die Heilung rasch eintreten, sondern auch kein Reidhaken wieder erscheinen. Für die Pflege der Nägel ist es auch gut, sie zeitweilig mit einer nicht zu harten kleinen Bürste, getaucht in Cold-Cream, zu bürteln und diese dann durch Waschen mit einer guten Seife zu entfernen. Auch müssen die Fingernägel nie bis dicht an das Fleisch abgeschnitten werden, sondern ein klein wenig über daselbe hinwegragen. Große Fingernägel zu haben ist Geschmackssache, jedenfalls ist es aber nicht schön und macht die Finger mehr ähnlich den Krallen und Hängen von Raubvögeln, als Menschen zierenden Fingern zum Ausüben menschlicher Tätigkeit und Beschäftigung.

Liebling

Seife aller Damen ist die allein echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. Über. zu haben.



Unsere Bilder.



— Aus dem Berliner Straßenleben: Der Sohn des Gottentottenhäuptlings Morenga als Chauffeur. (S. Abbildung Seite 385.) Jakob Morenga, der Vater des schwarzen Chauffeurs, war der zähfeste und gefährlichste Gegner der Deutschen in Südwestafrika. Wiederholt setzte er blutige Aufstände ins Werk, fiel aber schließlich, auf englisches Gebiet gedrängt, im Kampfe gegen lappländische Soldaten.

— Der bayerische Landtagspräsident Dr. von Orterer (S. Abbildung Seite 388) beging in München seinen 60. Geburtstag. Der hervorragenden Begabung Dr. v. Orterers hat die Zentrumspartei einen großen Teil ihrer Erfolge in Bayern zu danken.

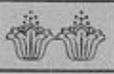
— Fürst Ito (S. Abbildung Seite 388), der japanische Bismarck, wie man ihn wegen seiner hohen staatsmännischen Begabung nannte, wurde in Charbin in der Mandchurei von einem Koreaner ermordet, der die Unterdrückung seines Vaterlandes durch den gewalttätigen Tod dieses hervorragenden Japaners zu rächen beabsichtigte. Korea wurde 1904 beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges von Japan militärisch besetzt und zu einem Bündnis gezwungen. Seitdem wird es offen als japanische Provinz behandelt, was einen ständigen Guerillakrieg im Innern des Landes und zahlreiche politische Morde zur Folge hatte.

— Die griechische Insel Salamis, der Schauplatz der jüngsten griechischen Militärrevolte unter dem Marineoffizier Tjpalbos. (S. Abbildung Seite 389.) Salamis war im Jahre 480 vor Beginn unserer Zeitrechnung der Schauplatz jener denkwürdigen Seeschlacht, in der die Griechen unter Themistokles die Flottenmacht des Perserkönigs Xerxes brachen und ihn zur Rückkehr nach Asien zwangen.

— Der griechische Oberst Jorbas (S. Abbildung Seite 390) ist der Führer der Militärpartei, die aus Entrüstung darüber, daß König Georg von Griechenland und seine Regierung die Gelegenheit zur Annexion der Insel Kreta ungenützt habe vorübergehen lassen, sich zum eigentlichen Herrn von Griechenland gemacht hat. Die Entfernung der königlichen Prinzen aus dem Heeresdienst ist das Werk dieser Militärpartei, und wenn sie auch bei der Revolte des Marineoffiziers Tjpalbos sich auf die Seite des Königs gestellt und die Meuterer zur Flucht gezwungen hat, so scheint es doch, daß ihr letztes Ziel die Abdankung des Königs ist. König Georg, der ein Sohn des verstorbenen Königs Christian IX. von Dänemark ist, hat bereits in seiner dänischen Heimat ein stattliches Landgut für sich ankaufen lassen, woraus geschlossen wird, daß er mit seiner Thronentsagung rechnet.



Zur Unterhaltung.



— Im naturwissenschaftlichen Museum. Vater: Sieh hier, das ist ein Tausendfüßler in mikroskopischer Vergrößerung! — Fräulein: Herrgott, wenn das arme Tier 'mal Wadenkrampf kriegt!

— Druckfehler. Vom Hunger überwältigt brach gestern ein junger Kommiss auf der Straße zusammen; derselbe hatte seit Monaten keine Stulle gehabt.

— Erschöpfende Auskunft. „Um Gotteswillen, warum läutet denn die Sturmglocke jetzt?“ — „Wahrscheinlich, weil jemand unten daran zieht!“

— Zieht nicht. Lehrer: Hans, du bist ein entsetzlicher Faulpelz, ich will's deinem Vater sagen! — Hans (dessen Vater Rentier ist): Herr Lehrer, der tut selber nichts!

— Heirat! Für meine zahlreichen Töchter suche ich gut situierte und solide Ehegatten. Kataloge gratis und franco.

— Ein aristokratisches Gefängnis. Frau Hochnas (zu ihrer Freundin): Aber, sagen Sie mir, liebste Frau Schmidt, finden Sie es nicht schrecklich erniedrigend, daß Ihr Sohn eine Stelle als Gefängniswärter angenommen hat? — Frau Schmidt: Ach, keine Spur! Dort werden ja bloß Leute aus den besten Familien eingesperrt!



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist der Wilddieb?

Verstet-Rätsel.

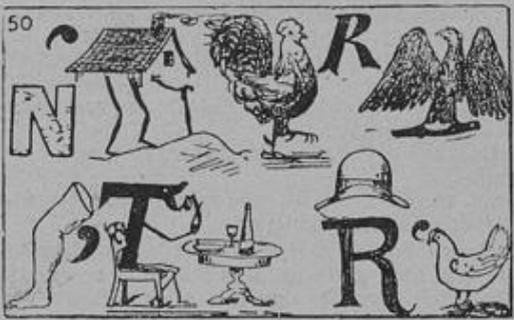
Du mußt das Ende von dem einen,
Den Anfang von dem nächsten Wort
Geschicht zum neuen Wort verbinden —
Und was du suchst, hast du sofort.

1. „Für die Grundlage des Studiums der Medizin wird die Anatomie gehalten.“ (Eine Göttin der Römer.)
2. „Ein Athlet erlangt durch unausgesetzte Übung stärkere Muskeln, als andere Menschen haben.“ (Ein aus der römischen Geschichte bekannter Name.)

Rätsel.

Zwei sind, die bei einander sieh'n
Und alles gut und deutlich seh'n,
Nur kennet eins das andre nicht,
Und wär's beim hellsten Sonnenlicht.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Rätsel: Keule, Beule, Gule.
Rätsel: Niese — Wiese.
Rebus: Vorgen macht Sorgen.



Mit Willen dein eigen.

Eine Frühlingsfahrt von Anny Wotke.

(Nachdruck verboten.)

Den grünen Rhein entlang fuhr ein Schiff zu Tal. Das Vorderdeck lag still und einsam. Nur zwei Männer saßen am Bug und blickten sinnend über die schimmernden, leichtgeträufelten Wellen. Vom Hinterdeck schallte Gesang. Studenten saßen da, die Hüfte laubumtränzt, die goldgeflachten bunten Bänder über der Brust funkelnd im Sonnenlicht. Von Hand zu Hand wanderten die grünen Kömer mit dem goldgelben Wein und die Studenten sangen — berauscht vom Maienschein, vom Glanz der Jugend. —

Sie sangen vom Frühling, von der Lenzeslust und vom Wandern. Sie sangen auch vom Lieben und vom Wein, und über den Rhein bebten die Pfingstglocken herüber.

Morgen ist Pfingsten!

Überall Maienbäume vor den Türen, und die grünen Rebenhügel von Fernenduft umblaut. Bald blüht der Wein!

Durch die Luft geht ein Klingen, und die blauen Fliederdolden vor den winzigen Häuschen am Ufer strömen eine „Süße“ aus, mit der sich schon der Duft der Rosen mischt. —

Die beiden Männer am Bug sitzen still und tauschen dem Gesang der Jugend und dem Tönen der herrlichen Pfingstglocken.

„Weißt du noch?“ fragt endlich der eine mit den lichtblauen Augen und dem blonden Vollbart, „weißt du noch, wie es war, als wir gleich jenen dort jugendliche Studenten waren? Weißt du noch in Bonn und Heidelberg? Was waren das für goldene Tage!“ Und leise begann er mit den Studenten das schöne Lied zu summen:

„Alt Heidelberg du Feine,
Du Stadt an Ehren reich.“

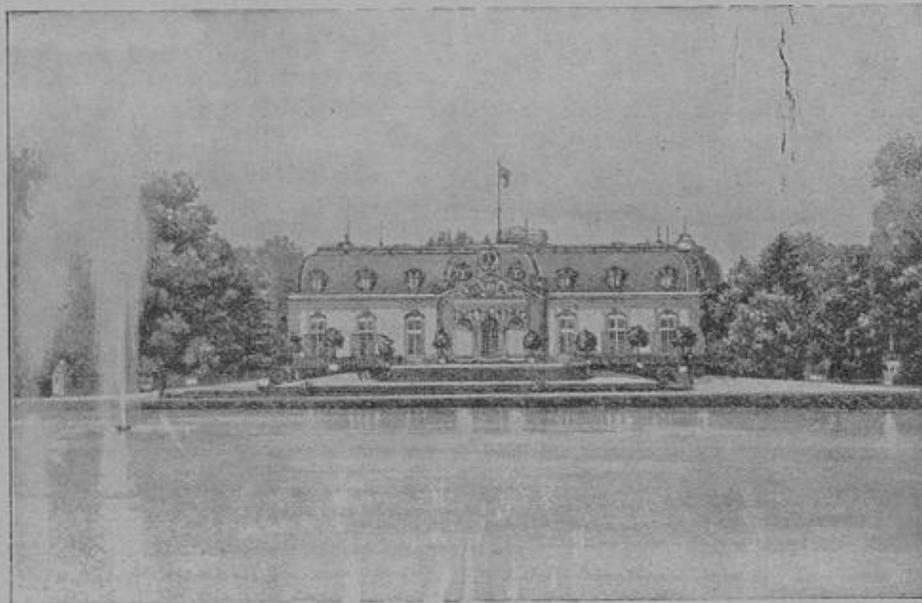
Der andere, schwarzäugig mit braunem Gesicht und tiefgegrabenen Falten auf der breiten Stirn nickt leise:

„Es ist wie ein Frühlingssturm, der durch meine Seele geht, Jochen! Welche Fülle von Gedanken und Erinnerungen weckt diese Frühlingsfahrt, zu der mich ein unerklärliches Etwas zwang. Mir war es, als müßte ich auf dieser Fahrt etwas ganz besonders Schönes finden. Und ist es nicht schon geschehen? Fand ich nicht dich hier auf dem Dampfer wieder, meinen alten Studiengenossen und Freund? Reckt sich von da drüben nicht unsere eigene Jugend empor? Lacht uns nicht von dort her, wo Gesang und Becherschall erklingt, Lenzeswonne und Frühlingslust entgegen?“

„Du bist noch immer der alte Schwärmer, Herbert, von dem ich oft meiner Schwester erzählt, wenn wir an stillen Frühlingstagen vor der Tür unseres Häuschens sitzen und über die schimmernden Rheineswellen blicken. Dießs Mal lache ich dich aber nicht, lieber Freund. Du mußt in Bacharach aussteigen und bei uns rasten. Wie wird sich mein Schwesterlein über den Pfingstgast freuen, den ich ihr in unser rebenumponnenes Nestchen führe.“

„Wenn du meinst, daß ich deiner Schwester nicht ungelogen komme, so gehe ich gern mit dir, Jochen. Ich bin ganz planlos ohne Zweck und Ziel darauf losgefahren, als der Frühling so hell an die Scheiben meines Studierzimmers klopfte. Ich wollte nur an den Rhein, an den Rhein, der für mich etwas Liebes, etwas zauberhaft Schönes birgt. Aber wie ist mir denn — war dein Schwesterlein, von dem du mir früher so viel erzählt hast, — nicht verlobt, ist sie inzwischen nicht längst eine glückliche Frau geworden?“

Dr. Jochen Brüdner winkte abwehrend mit der Hand. „Das ist aus und vorbei. — Meine Schwester selbst wollte es so. Du glaubst es nicht, wie selbständig und wie fest



Das im Besitz des Deutschen Kaisers befindliche Schloss Benrath am Rhein soll nach Beschluß des Gemeinderats Benrath für die Gemeinde angekauft werden.

das kleine Ding von einst geworden ist und wie stolz und wie groß."

Er blickte einen Augenblick fast gebannt auf die Hand des Freundes nieder, an der ein breiter Goldreif bligte.

"Bist du verlobt, Herbert? Freilich, jetzt, wo du die Professur so überraschend schnell zustog, da brauchst du ja auch nicht zu zögern."

Professor Herbert von Gaalen dehnte seine große, breite Gestalt, und ein feines, fast schmerzliches Lächeln irrte um die von einem dunklen Schnurrbart umschatteten Lippen.

"Ja, ich habe mich verlobt, Jochen, für immer und ewig, aber du wirst es gewiß sonderbar finden, 'ch kenne meine Braut nicht, d. h. ich kenne ihren Namen nicht, weiß nicht, wo sie lebt, ob ich sie jemals finde."

Dr. Brüdner sah dem Freunde besorgt ins Gesicht: War Herbert krank?

"Liebster Junge," lachte er etwas gezwungen auf, "mach doch nicht so saule Scherze. Mit einem Mädchen, das man noch nicht gefunden hat, und das man garnicht kennt, kann man doch nicht verlobt sein."

"O doch, man kann," entgegnete Herbert, und ein beinahe glückliches Lächeln erhellte wie Sonnenlicht sein dunkles Gesicht.

"Armer Freund," kam es von Jochens Lippen, und warm mitempfindend hob er des Freundes Hand mit dem bligenden Ring empor. Abermals gebannt hastete sein Blick auf der Inschrift des Ringes:

Myt wylken dyn ehgen

stand in altertümlicher Schrift darauf.

"Der Ring des Frangipani," rief Jochen erstaunt. "Wie kommst du gerade zu diesem Ring? Weißt du noch die Stollegs in Heidelberg bei Professor Thode, und wie er uns in glühenden Worten die Geschichte des verloren gegangenen Talismans vortrug? Damals schwärmten wir alle für das rührende Zeichen der Treue, mit der so tief demütigen und doch so stolzen Inschrift: 'Mit Willen dein eigen', das die schöne Augsburgerin ihrem leidenschaftlich geliebten Gatten Frangipani mit auf den Weg gab, als Kriegsnot ihn gleich nach der Hochzeit von ihrer Seite riß. Thode hat ja übrigens durch eifrige Geschichtsforschungen nachgewiesen, daß der echte Ring des Frangipani, dessen Nachbildung du an deinem Finger trägst, und den Frangipani im Jahre 1515 verlor, der im Jahre 1893 drei Meter tief unter der Erde gefundene ist. So viel ich weiß, besitzt Professor Thode das Original. Wie kommst du zu dem Ring?" wiederholte er seine erste Frage, und ein fast harter Ausdruck legte sich dabei über Jochens freundliche Züge.

Herbert lächelte wieder.

"Es ist wie ein Frühlingsgedicht, Jochen, und wenn du willst, so möchte ich es dir erzählen."

Jochen nickte. Noch immer lag ein dunkler, grübelnder Zug in seinem sonst so freien und offenen Antlitz.

Das Schiff hielt jetzt Kurs nach Rüdelsheim. Im verglühenden Abendchein strahlte in purpurnem Licht das Niederwaldental. Von Ahmannshausen, Rüdelsheim und Bingen klangen die Pfingstglocken in machtvollen Akkorden über den Rhein, und Maientränze wanden sich um die niederen Türen der Häuser. In den Flieder- und Rebenlauben den Rhein entlang saßen wohl hier und da ein Männlein und Fräulein und nippten an dem goldgelben Wein in den funkelnden Kelchen und freuten sich, daß es Pfingsten war. Sonst war es still auch an den Ufern. Wie Sabbatruhe lag es in der Luft. Auch auf dem Schiff war bei dem mächtigen Klang aller Pfingstglocken der Gesang verstummt. Stolz glitt der Dampfer in friedlichem Schweigen über die leuchtenden Wogen, in welche das Abendlicht Purpurrosen streute.

Am Mäuseturm, um den die Wellen mit weißen Schaumlämmen heftig brandeten, und an den stolzen Burgen des Rheins vorüber zog still das Schiff.

Die kleinen Edelsteine aus der Inschrift des Ringes an Herberts Hand sprühten funkelnd auf in der verglühenden Abendsonne.

"Myt wylken dyn ehgen."

Und Herbert begann zu erzählen:

"Vor zwei Jahren war's. Da zog ich, wie so oft schon, in die Schweiz, ins Engadin, wo ich aus dem Jungborn der Natur neue Lebenskraft schöpfte. In Pontresina, wo der König der Berge, der Bernina, so stolz mit seinem wei-

hen Königsmantel auf die sündige Menschheit herntledert, hatte ich mein Standquartier. Von dort aus machte ich die herrlichsten Touren in die Gletscherwelt, so glücklich und froh wie nie in meinem Leben. Ich hatte das alte Joch abgeschüttelt. Eine große Arbeit, du weißt mein Lebenswert, wie ich es nenne, war beendet, und es war mir nun, als müßte meine Reise eine einzige große Frühlingsfahrt werden. Es war noch etwas früh für die Berge. Die Eis- und Schneeverhältnisse im Engadin bedingen wohl eine spätere Zeit, aber der Frühling trieb mich hinaus, ich konnte nicht länger daheim rosten, und ich war nun glücklich in dem herrlichen Pontresina zu allen guten und bösen Taten aufgelegt. Eines Tages wanderte ich denn auch wohlgenut dem Roseg-Gletscher zu. Der Tag graute kaum. Noch brauten dunkle Nebel im Tal, aber immer höher stieg die Sonne, und als ich das Hotel am Roseg-Gletscher erreichte, schimmerte die Welt in Rosenlicht. Eigentlich wollte ich gleich weiter wandern, aber im Garten des Hotels sah ich eine kleine Gesellschaft, die mit mir in dem gleichen Hotel in Pontresina wohnte, und die mich gegen meinen Willen immer wieder interessierte.

Es waren zwei Paare, ein altes und ein junges. Das ältere Ehepaar nahm soeben wortreichen Abschied voneinander.

"Du solltest wirklich lieber in dem bequemen Wagen mit mir nach Pontresina zurückfahren, anstatt mit den Männern auf die Gletscher zu steigen," seufzte die ältere, etwas corpulente Dame und sah unwillig auf das junge Mädchen, das in dunklem Bergkostüm, den Bergstock in der Hand, marschbereit am Wagenschlag stand und mit leisem lächeln um den fein gezeichneten Mund zu der älteren Dame auf sah.

"Sei unbesorgt, Mama! Ich werde weder dem Papa noch Heinz lästig fallen."

"Davon kann gar nicht die Rede sein, Jella," wandte der jüngere Mann brüst ein. "Es ist doch natürlich, daß meine Mutter um die Braut ihres Sohnes besorgt ist, noch dazu, wenn man wie du gar keine Übung im Steigen hast."

Also, seine Braut war sie, die schöne, stolze, blondhaarige Frau, die ich so oft mit den beiden Alten und dem jungen Mann auf der Promenade in Pontresina gesehen! Du glaubst gar nicht, Jochen, wie mich diese an und für sich doch ganz gleichgültige Tatsache aufregte.

Der ältere Herr trat jetzt auch näher und mahnte zur Eile.

"Na, wenn wir wirklich noch die große Rundtour machen wollen," setzte er hinzu, "ist es die höchste Zeit. Wissen Sie vielleicht, mein Herr," wandte er sich höflich, den Hut lästend an mich, "wie weit sich die Rundtour von hier über die Tschirvabütte und dann über den Gletscher und den Felsen Aguagloul's nach der Mortelhütte beanprucht?"

"Sechs bis sieben Stunden, mein Herr, aber wenn das gnädige Fräulein nicht gut zu Fuß, vielleicht auch acht bis neun Stunden."

Die alte Dame im Wagen begann zu lamentieren, die junge mit dem Bergstock warf mir einen hochmütigen, abweisenden Blick zu, und ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen.

Der Bräutigam des schönen Mädchens aber sagte energisch: "Bitte, Mama, fahr los, und gute Reise. Vorwärts, Papa," rief er dem alten zu — einem rüstigen Fünfziger, der sich soeben den Rucksack fester schnallte.

"Na, geht nur voraus," rief der ältere Herr, ein Heidelberger Professor, wie ich vermutete.

Das junge Paar schritt links über die Brücke und dann den etwas sumptigen Wiesenpfad entlang, auf den die Sonne brannte. Ich schickte mich auch zur Weiterwanderung. Der Alte, der es bemerkte, sah mich neugierig an. "Wir haben den gleichen Weg, mein Herr?" fragte er.

"Vielleicht," gab ich zurück. "Ich will noch weiter. Vielleicht zur Fuorela Surlej, oder ich mache einen Uebergang nach St. Maria."

"Das möchten wir auch gern," nickte der Alte, der tapfer mir zur Seite auf dem schmalen Pfade dahin schritt. "Aber wissen Sie, die Braut meines Sohnes kann das ja nicht — sie kennt die Berge kaum und noch viel weniger die Gletscher, und da werden wir es uns wohl verkneifen müssen."

Ich hatte eine heftige Entgegnung auf den Lippen, aber ich unterdrückte sie.

Was gingen mich der Sohn und die Braut an, trotzdem ich nicht begriff, wie jemand überhaupt nur eine Minute zögern könnte, einem so entzückenden Geschöpf zuliebe auf alle Gletscherwanderungen der Welt zu verzichten.

„Es ist zu langweilig, mit einem Brautpaar zu reisen,“ klagte der Alte, nachdem wir ein Weilschen hinter dem jungen Paar hergewandert.

„Meine Frau findet das auch, und meine Schwiegertochter ist so selbständig, das erschwert das Reisen so sehr.“

Er senkte laut auf und ich lachte, ich wußte selbst nicht, warum.

Der Alte wurde dann sehr gesprächig, während wir so langsam bergauf wanderten. Er erzählte mir allerlei von seinem Sohne, der in Bonn Privatdozent war, und von der Hochzeit, die bald stattfinden sollte, d. h. wenn es Nella wolte. Nella war so unberechenbar, und doch hatten sie Nella schon als Kind gekannt. Nella und Heinz hatten schon als Kinder zusammen gespielt.“

Herbert sah einen Augenblick seine Erzählung unterbrechend, seinem Freunde aufmerksam in das lächelnde Antlitz.

„Was hast du, Kochen? Du bist so sonderbar,“ fragte Professor von Gaalen. „Langweilt dich meine Erzählung?“

„Durchaus nicht,“ gab Dr. Brückner zurück. „Sie weckt mir nur seltsame, wehmüthige Erinnerungen. Rede weiter, Freund. Mit uns zieht ja der Lenz zu Thal. Sieh nur die lichten, grünen Schleier, die sich die Ufer entlang spannen. Sieh nur die Buraen im Frühlingsschein!“

Herbert nickte träumerisch vor sich, in seinen dunklen Augen brannte eine Flamme.

„So mochten wir unesähr eine Stunde immer hinter dem Brautpaar hergewandert sein.“ nahm er seine Erzählung wieder auf. „und wir erreichten eine kleine Viehhütte, wo wir uns dem jungen Paare zugesellten.“

Ich stellte mich vor, was Fräulein Nella mit einem hochmüthigen Kobineien entzogen nahm. Der Professor nannte seinen Namen, den ich nicht verstand, und dann schritten wir weiter. Es ging jetzt steil und immer im Rückrad bergan. Die junge Dame stieg für eine Ungeübte ganz tapfer, und ich sah meine Besorgnis, daß sie das Ziel nicht erreichen würde, immer mehr schwinden. Die Sonne brannte heiß, und die weißen Schneeflächen des Tschirvawalds Hofiggletschers glitzerten wie mit tausend Diamanten bestreut.

„Nur noch eine kleine Weile Geduld und Ausdauer, gnädiges Fräulein,“ mahnte ich, „dort winkt schon die Tschirvawaldhütte, da können wir rasten.“

Ich zeigte auf einen dunklen Punkt, der sich aus dem leuchtenden Schneefeld am Ende einer uralten Moräne emporhob.

„Dort oben?“ gab sie zweifelnd zurück. „Du lieber Gott, wie kommen wir denn da hinauf?“

„O, der Weg steigt nur mäßig, das sieht schlimmer aus, als es ist,“ beruhigte ich die Schöne ganz glücklich, daß sie mich nicht wieder hatte abfallen lassen.

„Und die Gletscherwanderung ist noch schlimmer, mein Herr?“ fragte sie etwas zaghaft, und eine leichte Blässe legte sich einen Moment über das erhitzte Gesicht.

„Beschwerlicher natürlich, gnädiges Fräulein, aber wenn Sie mir altem Bergsteiger vertrauen, und meine Gesellschaft dulden wollen, so bringen wir Sie wohl glücklich hinüber.“

„Wie freundlich Sie sind,“ entgegnete die junge Dame, und ein seltsam forschender Blick traf mich aus den großen grauen Augen gerade ins Herz.

„Das ist nichts für Weiber wie du, Nella, ich habe es immer gesagt, du wirst uns die ganze Partie mit deiner Unverlässlichkeit ruinieren. Und Papa und ich haben uns schon so lange auf die Tour gefreut!“

Das junge Mädchen schwieg, aber ich sah, wie ihr eine leichte Blutwelle ins Antlitz stieg.

Den Herrn Bräutigam mit dem robusten Gesicht und den wasserblauen Augen, der so selbstherrlich dahinschritt hätte ich am liebsten geohrfeigt aber ich bezwang mich und bemühte mich, meine kleine Wandergesellschaft auf die Schönheiten der Gletscherwelt, in der wir jetzt wanderten, aufmerksam zu machen. Nella merkte so kaum die Schwierigkeiten des Weges, und der letzte steile Aufstieg gelang über

Erwarten. Da sich der Bräutigam wenig um sie kümmerte und der Alte mit sich genug zu tun hatte, nahm sie dankend mit einem entzückenden Lächeln, das mich in einen förmlichen Hauch versetzte, meine Hilfe an.

Nun standen wir auf dem schmalen, kaum zwei Fuß breiten Weg der Moräne, an deren äußerster Ecke die Hütte winkte. Rings um uns her Eis und Schnee. Rechts und links ein tiefer Abgrund, und nur der schmale Weg vor uns mit dem gaslichten Dach.

Nella preßte beide Hände gegen die Brust. Ihre Augen umfaßten mit einem großen andächtigen Leuchten die wildzerklüfteten Gletscher, die sich in leuchtender, majestätischer Pracht vor uns erhoben, und es war mir, als spräche ihre Seele ein Gebet.

„Wach's kurz, Nella,“ mahnte der Schwiegervater. „Wir haben Eile.“

Sie schloß die Augen.

„Ist Ihnen nicht wohl, gnädiges Fräulein,“ fragte ich besorgt.

„Nein, es ist nichts. Ich bin nur nicht gewöhnt, so am Abgrund einher zu wandern.“

„Darf ich Sie führen?“ fragte ich weiter, als ich bemerkte, daß keiner der beiden Männer sich anschickte, ihr beizustehen.

„Nein, danke,“ wehrte sie stolz ab. Aber ich sah, welche Ueberwindung es dem schönen Geschöpf kostete, so allein auf dem schmalen Wege zu schreiten.

Nun wurde mir doch ob der Gletscherwanderung etwas bange.

Endlich hatten wir die Hütte erreicht. Wir sahen in dem engen Raum mit den beiden weißgeschuerten Tischen, dicht nebeneinander auf der Holzbank, und stärkten uns durch Speise und Trank, den der Hüttenwart dienstbeflissen herbei brachte.

Durch die Fenster der Hütte blickten wir hinaus in die weiße Schneepacht, aber Frühlingluft wehte durch den Raum, das fühlten wir beide, als wir uns plötzlich lange und ernst in die Augen sahen. Der alte Professor und sein Sohn mochten zur Eile. Ich wolte, um nicht aufdringlich zu erscheinen, noch in der Hütte zurückbleiben, aber Nella's Verkobter redete mir so dringlich zu, mich ihnen anzuschließen, und in Nella's Augen lag es wie eine stumme Bitte, daß ich nach meinem Rucksack griff und mich wieder der kleinen Gesellschaft zugesellte.

„Nella, wenn du wieder deine Schwindelanfälle kriegst,“ rief der jüngere Gefährte, der schon etwas voraus war, zurück, „so lasse ich mich von dir scheiden. Du weißt, ich kann so zimperliche Weiber nicht ausstehen.“

Wieder stieg eine leichte Röthe in dem fast unbewegten Adhnanthly empor, und in den großen Augen blitzte es auf wie kalter, schneidender Stahl.

„Na, er meint's nicht so, Nellachen,“ tröstete der Alte. „Heinz hat immer den großen Mund, das weißt du ja.“

Sie nickte ihrem Schwiegervater freundlich zu, dann schritt sie vorsichtig die in das Eis gehauenen Stufen hinan.

Der Weg ging steil aufwärts. Wildzerklüftet breitete sich in seiner ganzen Pracht der großartige Gletscherabsturz vor uns aus. Wir stiegen weiter und weiter. Zuweilen war es mir, als schwanke die hohe Gestalt des blonden Mädchens, aber sobald ich stützend hinzutreten wolte, schritt Nella hoch aufgerichtet weiter.

Ihre beiden Begleiter kümmerten sich nicht viel um sie. Sie redeten lebhaft von einer Besteigung des Bernina und daß, wenn Nella nicht bei ihnen wäre, und sie auf der Moränehütte einen Führer träfen, sich ganz gut eine größere Tour an diese schließen ließe.

War war die Unterhaltung unjählich peinlich, und ich wagte gar nicht, das junge Mädchen anzusehen.

Plötzlich, als wir wieder eine Strecke schweigend zurückgelegt hatten, sah ich sie schwanke. Im nächsten Augenblick hielt ich Nella in meinen Armen. Bleich, mit geschlossenen Augen, lag sie willenlos an meiner Brust.

„Da haben wir den Salat,“ rief der junge Herr Heinz, der einige Schritte voraus war, bei meinem Ruf stehen bleibend. „Papa, sieh doch mal zu, was hat denn Nella?“ Der Alte bemühte sich mit mir um die Schwiegertochter, die jetzt langsam die großen Augen aufschlug.

Heinz kam nun auch zögernd, fast widerwillig näher.

„Was machst du denn für Geschichten, Nella? Ist dir nicht wohl?“



Das Denkmal für den Erfinder des Fündnadelgewehrs.

„Nein, ich glaube, ich kann nicht weiter. Sobald ich in die Tiefen blicke, verliere ich das Bewußtsein, und ein rasendes Herzlophen peiniget mich.“

„Na, das ist so 'ne Art Bergkrankheit,“ rief der Alte. „Das lenke ich schon, da ist nichts zu machen. Wir müssen zurück.“

„Aber, Papa,“ wehrte der junge Mann ganz entsetzt, „dann wäre ja die ganze Partie ruiniert. Jella muß aushalten.“

„Das kann ich nicht,“ gab das junge Mädchen zurück, dankbar den Schluck Kognak annehmend, den ich ihr aus meiner Heißflasche anbot.

„Aber ich meine, Heinz, du und Papa, ihr könntet ruhig weiter gehen. Bis zur Hütte komme ich vielleicht allein zurück. Ich möchte euch um alles in der Welt nicht um das Vergnügen bringen.“

„Aber das geht doch nicht,“ wehrte der alte Herr. „Wir können dich doch nicht einfach allein lassen. Vielleicht wenn wir dich bis zur Hütte zurückbringen, könnten wir doch weiter gehen.“

„Ja,“ warf Heinz dazwischen, „du könntest dann mit dem ersten Führer, der kommt, zurückgehen und im Roseg-Hotel einen Bager nehmen, der dich nach Pontresina bringt.“

„Ja gewiß,“ gab Jella tonlos zurück. „Ihr braucht wirklich eure Four nicht aufzugeben. Es wäre töricht wenn ihr meinethwegen euch im geringsten derangieren wolltet.“

„Es wird zu spät,“ mahnte Heinz. „wenn wir noch länger hier stehen wollen. Daß Jella allein bis zur Hütte zurück geht ist ganz ausgeschlossen. Wir müssen also mit Vorwärts denn!“

„Wenn das gnädige Fräulein sich meinem Schutze anvertrauen will,“ mischte ich mich zum erstenmal in das erregte Gespräch, „so bin ich gern bereit. Ihr Fräulein Braut bis zur Hütte zurück zu begleiten. Ich vermisse ohnedies meine Briefftasche, die ich vermutlich in der Hütte liegen ließ,“ log ich frech, „und da könnte ich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

Einen Augenblick sah mich der Bräutigam misstrauisch an, dann aber überwand die Lust am Bergsport alle bei ihm auftauchenden Bedenken. und er sagte unsicher: „Na, wenn Jella will, was meinst du, Papa?“

Das junge Mädchen hatte angstvoll jeden Zug in dem Antlitz ihres Verlobten studiert. Jetzt, als sie sein Zögern bemerkte, wurde ihr Gesicht noch bleicher, und ein harter, starrer Ausdruck legte sich darüber.

„Ich vertraue mich gern dem Schutze des Herrn von Saalen bis zur Hütte an,“ schnitt sie jede Bemerkung kurz ab. „Ihr könnt unbesorgt weiter gehen.“

„Na, denn los,“ brummte Heinz, sonst kommen wir ja gar nicht weiter. „Adieu, Schatz,“ rief er Jella zu, ihr cordial die Hand reichend, „zeig' dich tapfer und komm' gut heim.“

Der Alte war schon ein Stück voraus. Er schwenkte grüßend sein grünes Filzhütchen in der Luft.

„Adieu, mein Herr,“ empfahl Herr Heinz sich mir, „und schönen Dank für Ihren Ritterdienst. Wir sehen Sie wohl später auf der Mortelhütte?“

Ich neigte stumm das Haupt. Die Kehle war mir wie zugeschnürt.

Jella sagte kein Wort. Sie stand nur stumm und starr und blickte ihrem Verlobten nach, wie er mit großen, langsamen Schritten empor stieg.

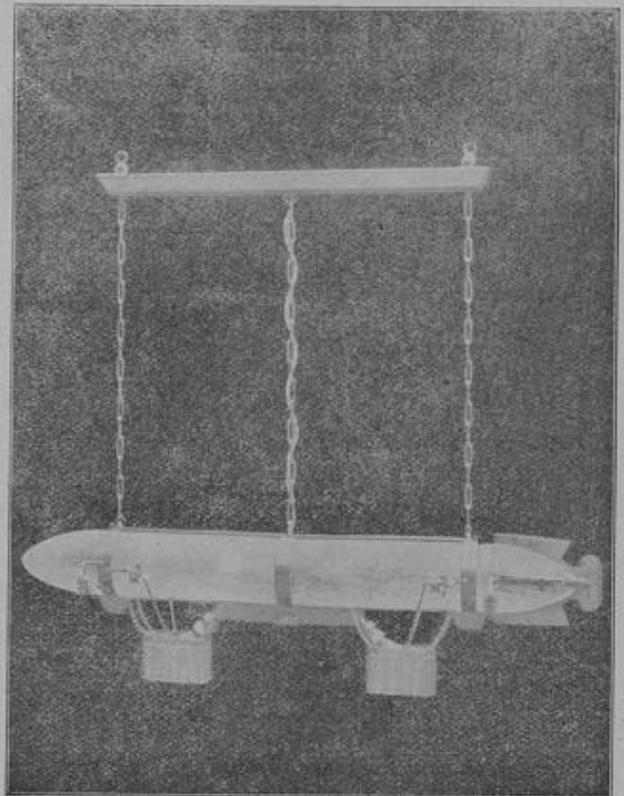
Jetzt trafen sich unsere Blicke, der ganze Jammer einer schreckensvollen Erkenntnis lag in den grauen Mädchenaugen, aber auch der ganze große Stolz einer reinen Frauenseele.

Hier, das fühlte ich, war soeben etwas Heiliges, Großes, Schönes in Jella gestorben, als der Mann, den sie sich zum Lebensgefährten auserwählt, in der Stunde der Gefahr sie verließ.

Und Jella las in meinem Antlitz, daß ich wußte, was sie empfand. Sie neigte nur ein wenig den Kopf, der noch immer wie müde gegen einen Felsvorsprung lehnte, und sagte leise:

„Kommen Sie, Herr Doktor, hoffentlich mache ich Ihnen nicht allzuviel Schwierigkeiten, ich will versuchen, ganz tapfer zu sein.“

Schluß folgt.



Zur Taufe des jüngsten Sohnes des deutschen Kronprinzenpaares: Das Patengeschenk des Grafen Zeppelin: ein Zeppelin-Luftschiff als Kronleuchter.



Zur Throntrifis in Griechenland: König Georg (1), Kronprinz Konstantin (2) mit seinen beiden Kindern, dem Prinzen Paul und der Prinzessin Irene.

Christkindleins Gaben.

Eine Weihnachtsgeschichte von Beno Bernhardt.
(Nachdruck verboten.)

1.

Schnee, immer nur Schnee! Endlos, weiß und dicht lagerte er auf Wiesen, Wald und Flur, so daß sogar der Wasserspiegel des großen Weihers vor dem Herrenhause sich von der Oberfläche kaum mehr auszeichnete. Und dabei tanzten die Kloden noch stets im Winde, und die frühen Abendwolken verdeckten wie ein undurchsichtiger Schleier die Weite.

An einem der großen Frontfenster des alten Schlosses sah ein junges Mädchen, zart und still und bleich, mit einem Ausdruck schwermütiger Melancholie in den großen, schönen, schwarzbeschatteten Augen. Sie trug eine dunkle, ziemlich abgetragene Toilette, — das blaue Schürzchen schien durch allzu oftcs Waschen seine ganze Farbenschönheit einabüßt zu haben, und das Schwarz der zierlichen Seidenpantöffelchen schimmerte schon bedenklich ins Graue hinüber. Wie sie selbst, so trug auch ihre Umgebung den Stempel verborgener Anmut; der Raum war groß und ungemütlich, — unmobliert, die Tapeten vergilbt, die eichenen Stühle mit den Kupferverzierungen recht schwerfällig und unmodern, die Tischdecke alt und fadenscheinig, und der verblichene Teppich kaum die Mitte des Zimmers bedeckte. Eine peinliche Ordnung ließ alles dies jedoch in günstigstem Lichte erscheinen, und wenn der Blick durch die frischgewaschenen blendendweißen Vorhänge auf die herrliche Landschaft hinaus und von dort zurück auf die liebliche Bewohnerin des Gemaches fiel, so

wurden die Gedanken mit allem anderen blitzschnell ausgeführt. Mit einem Seufzer ließ die junge Dame die Stiderei, an der sie gearbeitet, jetzt in den Schoß sinken, ihre blauen Augen irrten trostlos in die Weite hinaus.

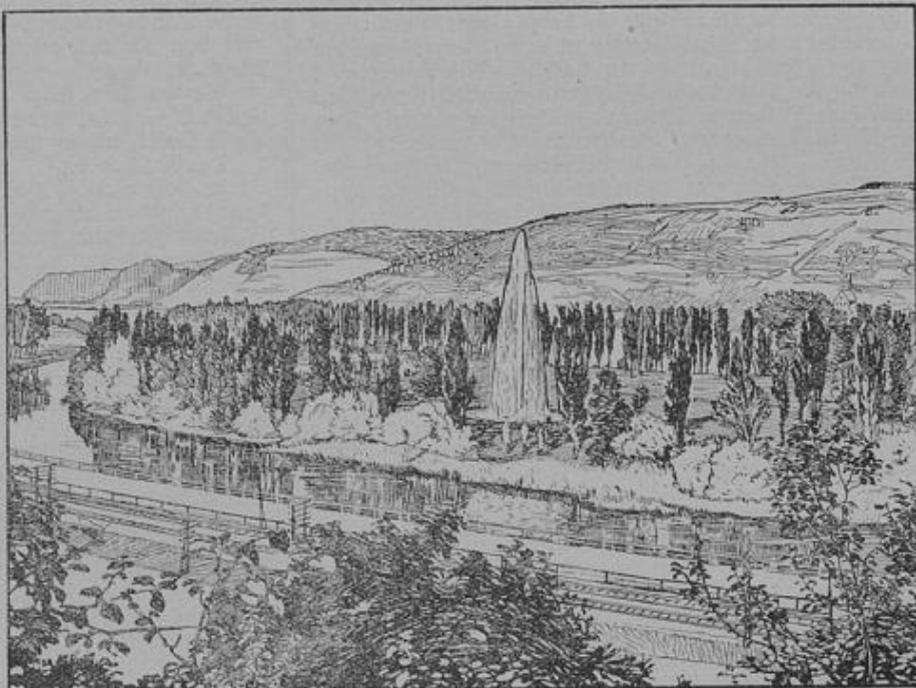
„Schnee, nichts als Schnee!“ sagte sie leise, und die Lider schlossen sich, ermüdet von dem einsörmigen Anblick. Doch nur momentan, dann fuhr sie jäh auf und griff eifrig wieder nach ihrer Arbeit.

Sie durfte nicht träumen, sie durfte nicht eher ruhen, bis der letzte Nadelstich geschehen, denn beim Lampenlicht die Stiderei zu vollenden, dazu war dieselbe zu schwierig und kostbar. So glitt der Faden denn unaufhaltsam durch ihre Finger; die Wangen mit fieberhafter Röte übergossen, sah sie da, und um sie her war es wie in einem Grabe so still. Schon lugte die Dämmerung durch die nackten Zweige, — da atmete sie zum zweiten Male tief und schmerzlich auf — jetzt war das Werk vollendet, und der letzte Stich hatte unter dem rofigen Nagel zuguterlegt noch einen heißen Blutstropfen hervorquellen lassen.

Sie lächelte wehmütig, fast verächtlich, als ihre Lippen denselben einsogen, — wie wenig mochte es denjenigen, um dessen willen sie jenen Schmerz erduldet, kümmern?

Und doch hatte sie in die Blüten und Blätter, die den Deckel des zierlichen Portefeuille schmückten, so unendlich viele zärtliche Gedanken an ihn hineingeslochten, — Gedanken, über welche sie jetzt im Stillen errötete und über deren Entstehen sie sich selbst keine Rechenschaft suchte. Ach, er ahnte nicht, wie viel Minuten ihrer freien Zeit sie ihm dadurch geopfert, wie viel Mühe, die unscheinbare Gabe sie gelosiet — vielleicht verbarg sich hinter seinem formellen Dank noch eine Empfindung des Mißbehagens, und das Wert ihrer Ruhestunden glitt achtlos beiseite.

Prüfend ruhte ihr Blick auf den bunten Farben — ein



Mineralwassersprudel auf der Rheininsel Ramedy bei Andernach.

Gefühl der Beschämung ersticke fast den Atem in ihrer Kehle. Das Grün der Blätter schien an einigen Stellen festsam schattiert, das Weiß der Schneeglöckchen zeigte bereits einen gelblichen Schimmer, — wie lange mocht die Seide in der Mutter Arbeitstaschen auch schon gelegen haben. Wie sorgfältig sie jeden Faden hatte suchen und zählen müssen.

Es war schrecklich, arm zu sein, so arm, daß man sich um einer solchen Benigtheit willen keine einzige Ausgabe erlauben durfte. Tränen stürzten aus ihren Augen, heiße, bittere Tränen, — das abgetragene Kleid, die abgeschabten Schuhe, die verblühten Tapeten, — alles kam ihr in diesem Momente so entsetzlich schlecht und ärmlich vor, daß sie ihre Blicke kaum mehr darauf zu richten wagte.

Schritte erklangen auf der Treppe. „Gert, da ist Gert!“ Mit diesem Ausrufe sprang sie erschrocken auf, tilgte erich jede Spur ihres Schmerzes und rückte geschäftig die Lampe in die Mitte des Zimmers, um dieselbe anzuzünden.

„Guten Abend, liebe Beatrice!“ Der Ankömmling, ein schlanker, blasser, junger Mann in Manenuniform ließ die Tür ziemlich anstandslos hinter sich ins Schloß fallen, warf einen prüfenden Blick in das Innere des Gemaches und sank dann erschöpft in das altmodische Sopha nieder.

„Grüß dich Gott, Gert! Wie müde du aussiehst! Warum legtest du bei solch schrecklichem Wetter den Weg aus der Stadt noch zu Fuß zurück!“

Die gutmütige Sprecherin trat auf ihn zu, umschlang mit der Rechten zärtlich seinen Nacken und strich ihm mit der Linken das üppige, dunkle Haar aus der Stirne.

„Das Reiten wäre eine noch viel schwerere Aufgabe gewesen, Kind, der Pfad ist zu glatt und schlüpfrig, — und du weißt, daß der Reiter bereits entlassen ist.“

„Ja!“ hauchte sie, und dunkle Schamröte schoß in ihre Wangen. — o Gert, — wie traurig ist es doch, — mit Ilos zu sein!“ — „Armer Liebling!“

Er zog sie auf seine Kniee und bettete ihr Köpfchen zärtlich an seine Brust.

„Hat man dir deinen Abschied bewilligt?“ fragte sie leise. „Gewiß,“ — Vorwurf und Bitterkeit durchbebt seine Stimme, aus welchem Grunde sollte man mir denselben wohl verweigern wollen? Einem Kameraden ohne Geld trauert man in den Offizierskreisen nicht lange nach.“

„O Gert! —“ Sie schluchzte laut auf. „Meinetwegen betrübe dich nicht, Beatrice.“

„Doch — doch, — ich bin selbstsüchtig und feige, anstatt dich durch fröhlichen Sinn aufzumuntern, mache ich dir durch meine Klagen das Herz noch viel schwerer, denn für dich ist alles doch viel härter als für mich.“

Er lächelte wehmütig. „Warum meinst du das?“

„Du bist ein Mann, — dein Beruf, dem du mit Leidenschaft nachgegangen, ist verfehlt — deine Laufbahn vernichtet, — während ich ein Mädchen und noch sehr jung bin und — wenigstens in Träumen noch glücklich sein kann.“

„Eben darum, weil du noch so jung bist, sollte die Welt dich mit ihren Leiden verschonen. — Hast du niemals über deine Zukunft nachgedacht, Beatrice?“

„Oft schon, — sehr oft, — ich werde unter fremde Leute gehen müssen, — mit dem Gedanken bin ich vollständig vertraut.“ — „Und du fürchtest dich nicht davor?“

„Doch sehr, — ach, so sehr.“

„Armes Kind, ich glaube es dir gern, indes ernstlichen sehe ich keinen anderen Ausweg. Auch ich muß mir mein Brot jetzt selbst verdienen, und in der ersten Zeit wird der Ertrag für uns beide wohl nicht ausreichen.“

„O Gott“ — sie seufzte wiederum, — warum ist dies alles so gekommen?“

„Es ist immer so gewesen, Kind, nur haben wir den alten Glanz bis jetzt noch ein wenig aufrecht halten können. Als du das Licht der Welt erblicktest, kamst du in Not und Elend schon hinein, — drei Tage früher war der Vater ein's plötzlichen Todes gestorben und hatte eine ungeheure Schuldenlast hinterlassen.“

„Eines plötzlichen? — auch eines natürlichen Todes?“

„Wie kommst du zu dieser Frage, Kind?“

„Ich habe oft auch über diesen Punkt nachgedacht, Gert, — du kannst ganz offen zu mir reden.“

„Nun denn, — du bist alt genug, die Wahrheit zu hören; der Vater erschok sich in einem Momente der Verzweiflung, in welchem es ihm zum Bewußtsein ward, daß er alle seine Güter verspielt hatte.“

Wie schrecklich, Gert, — es war nicht recht von ihm, —

aber mög' der liebe Gott ihm verziehen haben, so wie ich ihm verzeihe! — Laß uns von was anderem jetzt reden. Morgen kommt das Christkind vom Himmel herab, — wer weiß, mit welcher schönen Gaben es uns beide überraschen wird! — Hast du den Grafen Putschowsky heute gesehen?“

„Ja, er begleitete mich sogar ein Stück Weges.“

„Und er hat deine Einladung angenommen?“

„Auch das.“

„Wirklich!“ — ihr Auge leuchtete auf, um sich ebenso blitzschnell wieder zu verdunkeln. —

„Glaubst du, daß er es gerne tat, Gert?“

„Sicherlich, Märchen, — sonst hätte er einfach abgelehnt, — Ausreden gab es genug.“

„Ich dachte, er würde mit Einladungen überhäuft?“

„Das wird er in der Tat.“

„Dann wäre er gewiß lieber anderswo hingegangen, Gert.“

„Ich glaube nicht, er hat ja seinen freien Willen, — ob er mehr oder weniger Vergnügen genießt, das sollte dich nicht kümmern. Er ist mit Reichtum und Glück gesättigt, darum vielleicht sucht er unsere Armut auf.“

„Um uns beschämt zu machen, Gert?“ Sie fuhr heißatmend empor.

„Bei Gott nicht, Beatrice, es ist häßlich, so etwas auch nur zu denken.“

„Du hast recht, — verzeih', ich will nie wieder so sprechen. Sieh' diese Stiderei, — gefällt sie dir? Ich habe das Portefeuille für den Grafen bestimmt, du erinnerst dich, daß ich neulich ein Vieliebchen an ihn verlor.“

„Sie ist reizend ausgefallen, Beatrice, — Ditlev muß entzückt davon sein.“

„Fürchtest du nicht, daß meine Gabe zu unscheinbar ihm dünken wird?“

„Durchaus nicht, Liebste, — du ständest ihm auch nicht nahe genug, um ihm etwas Wertvolleres ichenten zu können.“

„Nein.“ Sie seufzte leise vor sich hin. „Ich habe alles so hübsch arrangiert, wie nur möglich,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „der Saal ist festlich geäubert und geschmückt und der Tannenbaum sieht allerliebste aus. Alles Silber habe ich hervorgefucht, und die Gertrud hat mir beim Putzen geholfen, — das bunte Teeservice ist, wenn auch altmodisch, doch immer noch hübsch, — und so hoffe ich, daß unser Gast sich gemütlich fühlt. Weißt du, Gert, ich freue mich auf den morgigen Abend mehr, als auf den Ball bei der Gräfin Landau, dem wir am darauffolgenden Tage beiwohnen.“ — Er nickte.

„Ich selbst denke ziemlich gleichgültig in betreff dieses Vergnügens und gehe nur ungern dorthin, aber unser Erscheinen ist eine Höflichkeitspflicht, der wir uns unterziehen müssen, und — seine Stimme gewann wieder jenen bitteren Ton — es wird wohl die letzte Einladung sein, die wir von da aus erhalten.“ Röte stieg abermals in ihre Wangen.

„Werden wir Graf Putschowsky treffen?“ fragte sie wieder. — „Auf jeden Fall.“

„O Gott! um so mehr fürchte ich mich . . .“

„Du fürchtest dich? Weshalb Kind?“

„Er hat mich . . .“ Sie stockte, ihre Augen röteten sich lebend in die seinen. — „Sprich nur, sprich.“

„Ich werde dich von neuem betrüben, Gert?!“

„Ich schelte dich nicht.“

„Nun denn,“ — sie holte tief Atem, — er hat mich in dem weißen Kleide bereits dreimal gesehen, und — ich komme mir so einfach, so ärmlich vor in meiner schlichten Cachmirrobe inmitten all dieser herrlich aufgeputzten Madchen, die in Sammet und Seide einhertraufen, und in deren Spitzenfrauen die Diamanten so häufig, als seien es Maßliebchen blitzen. Ach, — und wenn Graf Putschowsky mich deshalb nicht zum Tanze führte, das würde mich doch tief, — tief kränken und meinem Stolze wehe tun.“

„Er wird niemals so handeln, Beatrice, — wer weiß, ob du nicht trotzdem die Schönste für ihn bist!“

„Du scherzest Gert, solches Glück kann selbst das Christkindlein nicht bescheren.“ — „Wer weiß!“

Er seufzte und schaute sie innig an. Ein heftiges Läuten ward in diesem Augenblicke vernnehmbar.

Beatrice fuhr empor.

„Hörst du? Mama schellt zum Tee, wir haben, in unsere Plauderei vertieft, die festgesetzte Zeit sicherlich überschritten; — komm schnell, Gert, damit sie sich nicht unnötig ängstigt.“

II.

Schnee und immer wieder Schnee! Das Christkindlein, das heute in seiner Liebe und Huld vom Himmel herniederstieg, mußte wohl Mühe haben, die endlosen Wolken zu durchdringen. So dachte Beatrice, als sie in vollendeter Toilette am Fenster ihres kleinen Boudoirs stand, und sie lächelte bei dem Gedanken an die selige Kinderzeit. Wo dieser Glaube ihr Herz ganz und gar beseelt hatte. Ihre Augen leuchteten freudig auf, aber ihre Wangen schienen bleicher als sonst. Vielleicht mochte das fahle Blau ihrer Robe, das durch die Länge der Zeit noch viel fahler geworden, dazu beitragen, vielleicht jedoch war der Grund in der Aufregung zu suchen, die ihre Brust heute durchstürmte.

Ob er kam? Sie zweifelte noch immer trotz Gerts eifrigster Versicherung; zehnmal hatte sie die Thürerei hinunter in den Saal getragen und sie jedesmal wieder an das alte Plätzchen hinauf befördert.

Ob er ihre Einfalt nicht vielleicht belächeln würde?

Sie atmete tief auf und schritt aus dem Gemache, die langen, schmalen Gänge hindurch und die Wendeltreppe hinab in den Saal. Dort stand alles zur Feier bereit. Der Weihnachtsbaum allerliebste geschmückt, die Gaben für Mutter und Bruder sorgfältig geordnet. Am verstecktesten Plätzchen lagte zwischen der duftigen Moosbülle ein Maßliebchen-Bouquet hervor und darunter verborgen befand sich das Portefeuille, — die Arbeit, die ihr am meisten Mühe und Nachdenken verursacht.

Auf einem weiß gedeckten Nebentischchen war der Tee serviert, — Streichhölzer und Baumanzänder, alles lag in Bereitschaft, um beim Erscheinen des Gastes sofort in Benutzung genommen zu werden. Wohlgefällig ruhte ihr Blick auf den Ergebnissen ihrer hausmütterlichen Anordnung, indes der Ruf: „Beatrice!“ ließ ihr keine Zeit zu weiteren Betrachtungen. Sie eilte ins Nebengemach, wo sie Gert zu ihrem Erstaunen in tadellosem Gesellschaftsanzuge auf dem Sofa sitzend fand. Neben ihm auf dem Fußboden lag die Lektüre, die er soeben mißmütig weggeworfen.

„Du bist schon hier, Gert? — Und du riefst nach mir? — Nimmere deine Wünsche, ich bitte dich.“

„Es sind durchaus keine besonderen; das Alleinsein nur ward mir länger unerträglich, mich verlangte danach, dich in meiner Nähe zu wissen.“

Seine Sprache klang matt, sein Auge blickte trübe und sein Gesicht war auffallend bleich.

„Du fühlst dich nicht wohl, Gert, — was fehlt dir?“ rief sie besorgt und war mit einem Sprung an seiner Seite.

„Nicht doch, Liebling, ich bin nur müde; — ich verbrachte eine schlaflose Nacht, — die Wärme des Abends wirkt selbst auf mein Gemüt; laß uns plaudern, dann wird es mir leichter ums Herz.“

„Armer Bruder!“

Sie umschlang zärtlich seinen Nacken. „Wie hübsch du bist, Beatrice, — das Blau kleidet dich ausgezeichnet, Detlevs gute Meinung von dir wird heute noch bedeutend erhöht werden.“

„Er bleibt lange,“ meinte sie zögernd. „Die Entfernung ist weit, du vergiffest, Beatrice, und es schneit und stürmt, doch es fast unheimlich aussieht.“

So wird er am Ende wohl gar nicht kommen?“

„Warum sollte er nicht? Ein Mann wie er, fürchtet sich nicht vor dem Wetter, und eine Einladungspflicht schüttelt man nicht wie eine Schneeflocke von sich.“

Beatrice erwiderte nichts.

Sie nahm das Buch vom Boden auf und begann darin zu blättern, aber ebenso wenig wie Gert schien die Lektüre sie fesseln zu können; jedes Geräusch ließ sie aufhorchen und fast nervös zusammen fahren. Jedoch eine Viertelstunde nach der anderen verrann, das Mädchen war schon zweimal erschienen, um nachzufragen, ob der Tee noch nicht serviert werden solle. — Detlev kam nicht. Gert ward mißmütig und ungeduldig. Sein Blick ruhte oft verstoßen auf dem lieblichen Gesichtchen der Schwester, welches die Schatten trauriger Enttäuschung immer mehr zu verdüstern begannen. „Armes Kind!“ kispelte er für sich hin und sprang aufgeregt dabei empor. Fast zu gleicher Zeit jedoch ertönte das Schellenklingen der Pferde, ein Schlitten fuhr in den Schloßhof, und die Glocke ward mit ungestümmem Heftigkeit gezogen. Helle Glut schoß in Beatrices Wangen. Gert stürmte, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinab.

„Er ist's!“ flüsterte das junge Mädchen, wie gelähmt im Sofa ruhend, und ihr Ohr lauschte gespannt auf den Klang seiner fröhlichen Stimme. War es die Freude, die ihre

Brust mit solch unsäglicher Beklemmung erfüllte? — Detlev Putschowsky stand ihr nicht nahe genug, als daß sie ein solch inniges Verlangen nach seinem Erscheinen empfinden durfte.

Wie ein Messerstich ging ihr dieser Gedanke durch's Herz. — sie musterte ihre Umgebung, — sich selbst, — and Tränen drängten sich in ihren Blick.

„Er steht so hoch, so hoch,“ kispelte sie, und dann trat sie ihm, gewaltsam nach Fassung ringend, entgegen.

„Fürnen Sie nicht, gnädige Baroneß,“ rief er, und seine Stimme gewann den Ton aufrichtigen Bedauerns, „ich bin ein unpünktlicher Gast. Der Postbote erschien gerade in dem Momente, als ich den Schlitten bestieg, und da selbst ein geistiger Mann „Christkindleins Gaben“ aus der Heima' mit Sehnsucht erwartet, so konnte ich nicht umhin, vorerst wenigstens die Briefe meiner Angehörigen zu lesen. Lassen Sie meine Selbstanklage also“ — er führte ihre Hand an seine Lippen — „als Entschuldigung gelten.“

„Von Herzen gern,“ erwiderte sie leise, „ich darf Ihnen überhaupt nur dankbar sein, daß Sie den Weihnachtsabend in unserem stillen Kreise feiern wollen.“

„Wirklich?!“ — ein feines Lächeln spielte um seinen Mund — „ich möchte dies ganz entschieden bestreiten. Baroneß Beatrice, und ich würde mich versucht fühlen, Ihnen eine Schmeichelei zu sagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich dadurch keinen günstigen Eindruck bei Ihnen erzielen.“

Sie errötete noch mehr und lud ihn zum Essen ein.

„Ich werde Mama hierher bitten,“ entschied Gert, sich der Thüre zuwendend, — „Beatrice unterhalte unsern Gast recht gut. — Detlev verzeh' einlae Minuten.“

Der Graf neigte freundlich das Haupt, ein echt aristokratisches Haupt mit äußerst regelmäßigen Gesichtszügen und echt russischem Typus. Dunkle, alühende Augen blickten unter träumerisch gesenkten Wimpern hervor, dichtes, schwarzes Haar beschattete die Stirne und ein kleiner, krauser Schnurrbart die Oberlippe. Auch seine Gestalt war vollendet schön zu nennen, wennleich von ungewöhnlicher Größe war er trotzdem breitschulterig und muskelfest.

Das feine Lächeln wich nicht von seinen Lippen, als das junge Mädchen ihm jetzt alleine gegenüber saß.

„Warum habe ich Sie so lange nicht gesehen, Baroneß Beatrice?“ begann er forschend.

„Acht Tage sind es schon her,“ nickte sie seufzend. — „Ich komme selten zur Stadt, zumal nicht bei den jetzigen schlechten Wegen, — wie sollte ich also mit Ihnen zusammen treffen, wenn Sie Gert nicht besuchen?“

„Wenn ich Gert nicht besuche? Ich hätte dies längst öfter getan, wenn Ihre gültige Erlaubnis dazu mir nicht aesehlt.“

„Meine Erlaubnis?“ — Sie schaute ihn groß und verwundert an, „bedarfte es da wohl eines Zweifels Ihrerseits?“

„Ah!“ — — — er machte eine galante Verbeugung — „ich danke Ihnen, Baroneß!“

Sie schwieg bekommen und verwirrt.

Er schaute sie an, während sie das Köpfchen senkte und fand sie mit jedem Augenblicke lieblicher.

„Sie werden den Fall bei der Gräfin Landru doch besuchen?“ fragte er wieder.

„Ja, — — Gert wünschte es so.“

„Und Sie nicht?“

„Vielleicht doch — — aber“

„Welches Aber?“

„Verzeihen Sie, — ich ging zu weit. — Es wird recht hübsch dort sein, denke ich mir. — Ihnen zu Ehren hauptsächlich ist das Fest ja veranstaltet.“

„Leider,“ — er machte eine verächtliche Bewegung, — „wenn man auf solche Weise bezweckt, diese deutschen Gesilde in autem Andenken bei mir zu erhalten, so muß ich gestehen, daß man gerade die verkehrten Mittel anwendet.“

„So — — ist Ihnen dies alles unangenehm?“

Sie hob die süßen blauen Augen zu ihm empor. „Unangenehm?“ — er zuckte die Achseln, — wie man's nehmen will.“

Gerts Stimme erklang im Salon, die Aliaestüre wurde geöffnet und die Baronin, gefolgt von dem Sohne, erschien auf der Schwelle.

„Detlev Graf Putschowsky, Mama!“ rief Gert mit liebenswürdigem Normalität.

Der Graf sprang empor, verneigte sich tief und bot als Gert durch eine Handbewegung zum sofortigen Eintritte in den Salon nötigte, der Dame galant den Arm.

(Schluß folgt.)



Unsere Bilder.



— Das Denkmal für den Erfinder des Zündnadelgewehrs (S. Abb. S. 395). In seinem Geburtsort Sömmerda bei Erfurt wurde für Johann Nikolaus von Dreyse, dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, ein Denkmal enthüllt. Dreyse ist 1787 als Sohn eines Schlossermeisters geboren. 1827 gelang ihm die Erfindung des Zündnadelgewehrs, das im dänischen Krieg von 1864 seine erste Probe glänzend bestand. Dreyse starb 1867. Drei Jahre vorher war ihm der erbliche Adel verliehen worden.

— Zur Taufe des jüngsten Sohnes des deutschen Kronprinzenpaares: Das Patengeschenk des Grafen Zeppelin: ein Zeppelinluftschiff als Kronleuchter (S. Abbildung Seite 395). Die Taufe des am 30. September geborenen Prinzen fand im Marmorpalais in Potsdam in Gegenwart des Kaiserpaares und der Mutter der Kronprinzessin, der verwitweten Großherzogin-Mutter Anastasia von Mecklenburg, statt. Auch Graf Zeppelin befand sich unter den Paten des Täuslings, der die Namen Hubertus Karl Wilhelm erhielt.

— Zur Thronkrise in Griechenland: König Georg und Kronprinz Konstantin von Griechenland (S. Abbildung Seite 396). Seitdem in Griechenland das Militär sich der Herrschaft bemächtigt hat, hat König Georg eine Reihe von Demütigungen auf sich nehmen müssen, die seine Absicht, der Krone zu entsagen, wohl verständlich machen. Mühte er doch sogar seine eigenen Söhne und die Prinzen seines Hauses öffentlich als wenig begabt kennzeichnen und ihre Entlassung aus dem Heeresdienste genehmigen. König Georg von Griechenland ist ein Bruder des Königs Friedrich von Dänemark. Er steht im 64. Lebensjahre. Noch nicht achtzehn Jahre alt, wurde er von der griechischen Nationalversammlung zum „König der Hellenen“ gewählt. Kronprinz Konstantin, der mit der dritten Schwester Kaiser Wilhelms II. vermählt ist, steht im Alter von 41 Jahren. Die europäischen Großmächte sind bemüht, König Georg von Griechenland zu schützen, da im Falle der Abdantung des Königs die neue griechische Regierung dem Verlangen des griechischen Volkes, die Insel Kreta zu annektieren, wahrscheinlich nachgeben müßte, was zum Kriege Griechenlands mit der Türkei und in der Folge zu europäischen Verwicklungen führen könnte.

— Mineralwassersprudel auf der Rheininsel Ramedy bei Andernach (Bild Seite 396). Die unterhalb der alten Römerstadt Andernach liegende etwa 30 Morgen große Rheininsel Ramedyher Wert zählt von jeher mit ihrer herrlichen Umgebung zu den schönsten Punkten Deutschlands. An ihrem Uferende mit weithin sichtbaren Riesenpappeln besetzt sowie auf beiden Seiten von hohen Bergen eingerahmt, die auf dem rechten Ufer mit Rebem, am linken mit dichten Wäldern bewachsen sind, bildet dieses mitten im lieblichen Talessel gelegene Fleckchen Erde ein entzückendes Landschaftsbild. Dieser idyllischen Schönheit ist durch den mitten auf dieser Insel kürzlich erböhrten Mineralwassersprudel eine Sehenswürdigkeit hinzugefügt worden, welche ihresgleichen nicht in Europa haben dürfte. Es ist ein Bild von überwältigender Schönheit, wenn durch die Kraft der der Quelle entströmenden Kohlenäure während weniger Minuten eine Wassermenge von 30—40 000 Liter in einer ungefähr 50 Meter hohen Wassersäule in die Luft geschleudert wird und lastadenartig wieder niederfällt. Alle 3 bis 4 Stunden wiederholen sich diese Ausbrüche, welche dem Beschauer eine Naturerscheinung vor Augen führen, die sich nur mit den Ausbrüchen der berühmten Geysir in Island und Amerika vergleichen läßt. Nachdem die äußerst mühevollen und kostspielige Neufassung des 350 Meter unter dem Rheingrunde entspringenden Sprudels vor kurzem glücklich beendet wurde, ist die Besichtigung der Ausbrüche mit keiner Gefahr für das Publikum mehr verbunden und von der Verwaltung der Gesellschaft, welche sich zur Ausbeutung der vorzüglichen Mineralquelle gebildet hat, dem Publikum nunmehr gestattet. Zu diesem Zweck ist der vom südöstlichen Ende der Insel zum Sprudel führende Weg freigegeben worden, von wo aus jeder Besucher Gelegenheit hat, die Ausbrüche in ihrer ganzen Pracht bewundern zu können. Die seltene Naturerscheinung und die geradezu einzigartige Schönheit des Landschaftsbildes werden fraglos dem vielbesuchten Rheinlande weitere zahlreiche Besucher aus der Nähe und Ferne zuführen.



Rätfelcke.



Begierbild.



Wo ist nun mein Pferd geblieben?

Charade.

Die erste Silbe kündigt
Dir eine düst're Zeit,
Die zweite rastlos schwindet
Ins Meer der Ewigkeit.
Was beide letzte nennen,
Ist ungebunden nur.
Das Ganze wirst du kennen,
Als Blume auf der Flur.

Rätfel.

Von Müllers zu des Bauern Haus
Schlepp' ich mich müd' jahrein, jahraus;
Verkehrt bin ich im Land des Weines,
Ein Fest, wie weit und breit sonst keines.

Dononym.

Als Rime bin ich dir bekannt,
Doch auch als Stadt im deutschen Land!

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Versteckrätsel: Diana — Remus

Rätfel: Die Augen.

Rebus: Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.



Mit Willen dein eigen.

Eine Frühlingsfahrt von Anny Bothe.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Eine kleine Strede ging es auch leidlich, dann aber schwanden die Kräfte des jungen Mädchens mehr und mehr.

„Ich kann nicht mehr,“ hauchte sie. „Jeder Schritt raubt mir das Bewußtsein und das rasende Herzklopfen den Atem.“

„Ihre Konstitution kann die dünne Luft hier oben nicht vertragen, gnädiges Fräulein,“ wandte ich ein. „Vielleicht wenn Sie sich auf meinen Arm stützen, machen wir noch einen Versuch.“

Sie nickte mir mit einem schmerzlichen Lächeln zu, und ein paar Schritte ging es dann auch leidlich abwärts.

„Soll ich Sie tragen?“ fragte ich plötzlich. „Es erscheint mir als der einzige und sicherste Weg.“

„Nein, nein,“ wehrte Zella entsetzt ab.

„Doch, lassen Sie es mich versuchen. Sie können nicht vorwärts. Wenn ich Sie wirklich hier allein zurücklasse und den Hüttenwart zur Hilfe herbeihole, würde viel zu viel Zeit vergehen, und dann weiß ich nicht mal, ob Sie den Mut haben, hier ganz allein in der Bergwildnis auszuhalten.“

„Nein, nein,“ wiederholte Zella wieder. „O Gott, in was für Ungelegenheiten bringe ich Sie.“

„Wollen Sie sich mir anvertrauen, gnädiges Fräulein? Oder haben Sie Furcht, daß wir beide in die Tiefe stürzen?“

„Was liegt an mir,“ gab sie mit einem bitteren Lächeln um den Mund zurück, aber Sie dürfen Ihr Leben nicht in Gefahr bringen um eine Fremde.“

„Eine Fremde?“ fragte ich leise.

Wieder wandte sie an meiner Seite und plötzlich hielt mein Arm sie fest und auch sicher umfassen.

„Legen Sie Ihre Arme um meinen Hals,“ gebot ich bestimmt, die hohe Gestalt wie ein Kind auf meine Arme hebend,

„und ich trage Sie dann sicher bis zur Eschervahütte zur Raft.“

Willenlos tat sie nach meinem Gebot. Ich sah noch, wie ihr Haupt mit geschlossenen Augen matt auf meine Schulter sank. Dabei spürte ich ihr Herz in rasenden Schlägen an dem meinen klopfen.

Wie ein Sieger schritt ich dahin. Die Last schien mir leicht. Ich spürte Kiejenkräfte, und die gefährlichsten Stellen nahm ich mit spielender Leichtigkeit. Es war, als trüge ich ein Frühlingsglück, das mir ganz allein gehörte, durch die weite mächtige Gletscherwelt.

Aber meine Kräfte ließen doch nach. Erschöpft mußte ich hier und da rasten. Zella schlug dann stets mit einem unbefreiblichen Blick demütiger Dankbarkeit ihre großen grauen Augen zu mir auf.

Ich flößte ihr ab und zu etwas Kognak zur Belebung ein, aber kein Wort wurde zwischen uns gesprochen. Wenn wir uns zur Weiterwanderung anschickten, dann streckte ich ihr nur meine Arme entgegen und sie schlang vertrauensvoll die ihren wie ein Kind um meinen Hals.

Zum ersten Mal empfand ich die herkulische Körperkraft, mit der mich das Schicksal bedacht, mit einem gewissen Siegesgefühl.

Aber zuletzt fühlte ich doch, daß es auch mit meiner Kraft zu Ende ging.

Und als ich endlich die Hütte sah, da wußte ich, daß die nächsten Schritte über Leben und Tod für mich entschieden. Noch einmal raffte ich alle meine Kraft zusammen.

„Wir sind am Ziel.“ flüsterte ich Zella zu, die, das fühlte ich an der Schwere ihrer Glieder, fast bewußtlos in meinen Armen ruhte.

Ich trug mein stilles blondes Glück über die Türschwelle der Eschervahütte.

„Die Herrschaften werden die Nacht hier bleiben müssen,“ sagte die Frau des Hüttenwartes, als sie für Zella in der kleinen Kammer mit den zwei schmalen Betten ein Lager bereitetete.

„Es zieht ein Wetter herauf. Bald wird es hier sein! Die Herrschaften sind doch verheira-



Zu dem Aufsehen erregenden Kieler Werft-Prozeß:
Das Landgerichtsgebäude in Kiel, in dem der Prozeß verhandelt wurde.

tet" sagte sie weiter. „Natürlich, denn sonst könnte ich Ihnen für die Nacht die Kammer nicht überlassen. Es ist Hutenvorschrift, daß nur Ehepaare hier gemeinsam übernachten dürfen.“

„Meine Frau," sagte ich, um mich nicht bei unnützen langen Erklärungen aufzuhalten, die vielleicht doch kein momentanes Verständnis gefunden hätten, „meine Frau wird allein die Kammer benutzen, und ich werde hier in der Gaststube auf der Bank schlafen. Verstanden, Wütterlein. Jetzt aber sorgen Sie für heißen Tee, und das meiste Frau" — diesmal lagelte ich Zella zu — „ein paar Stunden ausruhen kann." — Die Alte trippelte geschäftig von dannen.

„Berzihen Sie," sagte ich leise. „Es ging nicht anders. Lassen Sie mir das Bewußtsein, Ihnen heute so nahe zu stehen. Nun aber müssen Sie ruhen. In zwei Stunden kann die Alte Sie wecken.“

Und dann saß ich auf der rohen Holzbank der Hütte. Vor mir, vor dem einzigen Fenster, der schmale, weißgeschuerte Tisch, und hinter mir eine leichte Holzwand, welche Zellas Kammer von der Gaststube abschloß.

Ich saß und saß und starrte in die große erhabene Bergwelt, in die mächtige unendliche Einsamkeit. Nebenan hörte ich Zellas ruhige Atemzüge. Auch mir hatte die Hüttenwartin Tee gebracht, und jetzt hörte ich sie am Herde die Abendmahlzeit richten.

Unruhig blickte ich zum Fenster hinaus. Hatte die Alte recht, kam wirklich ein Wetter, so daß wir heute nicht mehr zum Hofeeghaus zurück konnten? Ich betete fast darum.

Und da, wirklich, die Berge traten allmählich dunkelblau und scharf gezeichnet am Horizont hervor und schienen näher und näher zu rücken. Wie ein Brausen und Rauschen lag's in der Luft. Ich lachte in mich hinein, und dann schlief ich auch auf der harten Bank den Schlaf höchster Erschöpfung.

Als ich wieder erwachte, war der ganze kleine Verschlag, der als Gastzimmer diente, von grellen Blitzen erhellt, und vor mir stand mit klaren Augen, ein Lächeln auf den Lippen, Zella.

„Ich habe Sie erschreckt," sagte sie heiter, „aber es hilft nichts, der Hüttenwart bringt jetzt die Abendmahlzeit.“

„Die Alte hat herrlich gelacht. Nühreier, Schinten und Brattartoffeln. Was sagen Sie dazu?“

Sie lachte, und in ihren Augen blitzte der Schalk, dann aber wurde Zella plötzlich ganz ernst und sie ergriff meine beiden Hände.

„Wie soll ich Ihnen nur danken," sagte sie leise. „Sie haben mir heute mit Gefahr Ihres eigenen das Leben gerettet, während derjenige, der geschworen hat, mich durch das Leben zu geleiten, mich verleugnete.“

Ich konnte nichts darauf sagen, sondern zog nur ihre beiden Hände wortlos an meine Lippen.

Die Alte kam und deckte den Holztisch und der Hüttenwart schleppte das Essen herbei, dabei schwatzte die Alte immer unaufhörlich über das Wetter, und daß die junge, gnädige Frau sich nicht zu fürchten brauchte bei dem bösen Blitz und Donner. Zuweilen saßen sie ganz tief in Schnee und Betteln.

Und Zella und ich sahen uns in die Augen und lachten dazu.

Das war ein köstlicher Abend, liebster Jochen, da droben auf der Eishöhle, so köstlich wie ich noch keinen erlebt." —

„Der Hüttenwart und seine Frau waren gegangen," fuhr Herbert nach kurzem Sinnen fort, „und wir saßen bei unserm frugalen Mahl, glücklich wie die Könige. Der Donner grollte, und grelle Blitze umzuckten die armselige Hütte. Ich dachte daran, wie es sein würde, wenn Zellas Verlobter und sein Vater nicht rechtzeitig vor Ausbruch des Wetters die Morzelhütte erreicht. Zella las mir die Gedanken vom Antlitz, denn sie fragte plötzlich ganz unvermittelt:

„Ist die Morzelhütte noch sehr weit?“

„Nein," gab ich fast hart zurück, „die Herren sind in Sicherheit. Haben Sie Angst?“

Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick an, und dann erzählte sie, meine Frage ignorieren, von ihrem glücklichen Leben daheim.

Am Rhein war sie zu Hause, wo die Nebel blühen. Sie sprach von ihrem kleinen Hause und von einem geliebten Bruder, und wie sie und Heinz Nachbarskinder gewesen, und daß es zwischen den Eltern so ausgemacht, daß sie ein Paar würden.

Sie hatten es beide nie anders gewußt, und sie waren

zufrieden gewesen. Nun waren ihre Eltern lange tot und bald sollte die Hochzeit sein.

Während sie das sagte, starrte sie plötzlich glanzlosen Auges hinaus in das tosende Wetter und dann wieder in die kleine Flamme der winzigen Tranlampe, die vor uns auf dem Tische stand.

Plötzlich fragte ich sie.

„Ist das Ihr Verlobungsring, den Sie dort an der Hand tragen?“

Sie erschrocken blickte sie auf ihre schönen, weißen, schlanken Hände.

„Nein, nein," wehrte sie fast erschreckt ab und zog den blühenden Goldreif vom Finger, mir den Ring über den Tisch herüber reichend. „Es ist ein Geschenk meines einzigen geliebten Bruders. Der Ring des Frangipani," setzte sie hinzu. „Nennen Sie seine Geschichte?“

Ich nickte und las mit zuckenden Lippen die Inschrift:

„Nyt wiken dyn eygen.“

Und wie ich die Worte sprach, da hatte ich ihr, ich weiß selbst nicht wie es kam, den Goldreif wieder über die schlankte Hand gestreift, ich und behutsam, aber in meinem Ton und in meinem Blick mußte wohl noch mehr gelegen haben, als Worte sagen können, denn eine sanfte Note flammte über Zellas Gesicht, als ich endlich zögernd ihre Hand frei gab.

Dann quollen sie vor mir auf, die goldenen Jugendtage in Heidelberg, und ich begann auch zu erzählen von dir, von Heidelberg, von Liebe und Treue, von dem Ring des Frangipani und der herrlichen Frau, deren Treue ewig war.

Zella hörte mir still zu. Zwischen uns spannen sich goldene Brücken. Unsere Phantasie baute schimmernde Lustschlösser, und während draußen das Wetter die Eishöhle umbrauste, feierten wir beide in der ganzen großen Einsamkeit da droben zwischen Eis und Schnee ein Frühlingssfest.

Und die Nacht sank tiefer. Zella stand auf und sagte, mir die Hand reichend:

„Nun gute Nacht. Dieser Tag war unser, der morgende und alle weiteren gehören dem Leben, dem Sie mich neu geschenkt.“

Als kaum der Morgen graute, schritt ich schon vor der Hütte auf und nieder. Überall lag leuchtender Reuschnee, der über Nacht gefallen. Alles ringsumher weiße schimmernde Pracht, in welche die aufgehende Sonne rote Rosen webte.

Und dann kam Zella mit frohem Morgenruß heraus, und es war, als käme mit ihr der ganze junge Frühling mit. Wir verzehrten dann wohlgenut unser Frühstück, dankten herzlich dem alten Ehepaar, das so freundlich um uns besorgt war, und dann schritten wir abwärts dem Hotel zum Hofeeg-Gletscher zu. Es war eine köstliche Wanderung in der frischen Morgenluft. Ich war so glücklich, fast übermütig, denn ich ahnte nicht, daß es unser letzter gemeinsamer Weg sein sollte.

Auch Zella war heiter. Eine hohe Sicherheit, ein unz bestimmter Wille beherrschte sie. So wie sie schreiter nur jemand, der sich zu einer ganz bestimmten Klarheit durchgerungen hat.

Ich konnte sie nur voll Entzücken immer und immer wieder betrachten.

Das Hotel war erreicht, ein Wagen beordert, der Zella nach Pontresina zurückbringen sollte.

„Ich kann Sie leider nicht auffordern, mit mir zu fahren, Herr Doktor" sagte sie, mir zum Abschied herzlich die Hand reichend, „aber bald, sehr bald sollen Sie von mir hören.“

„Wollen Sie mir nicht wenigstens Ihren Namen nennen, gnädiges Fräulein?“ fragte ich. „Es wird mir ja zwar nicht schwer sein, ihn im Hotel zu erfahren, aber ich möchte ihn doch gern von Ihren Lippen hören.“

Ein ernstes Lächeln huschte über ihr zartgerötetes Angesicht.

„Denken Sie, ich sei ein Luftgebilde oder ein Sonnentag, das verfliegt und nichts zurückläßt als eine traumhaft stille Erinnerung, oder denken Sie, daß ich nie gewesen.“

„Zella," rief ich aufgeregter und zog ihre weiße Hand stürmisch an meine Lippen. „Ich muß und werde Sie wiedersehen.“

„Wenn Sie mich finden," rief sie mit einem unaabru weichen Lächeln um den Mund, zurück, „dann auf Wiedersehen!“

Die Pferde zogen an, und dahin flog mein blondes Glück. Keinen Blick warf sie zurück, und ich stand lange und sah

dem Wagen nach, wie er abwärts durch den grünen Lärchenwald mit seinem niederhängenden Gezweig, dahinstolte, immer abwärts, immer weiter, weit weg von meinem Herzen führte er mein Frühlingskind."

"Und dann," fragte Jochen und drückte warm des Freundes Hand, "sahst du sie wieder?"

Der Professor schüttelte traurig, in grübelndem Sinnen das Haupt.

"Nein, als ich dann noch einen ganzen Tag, um wieder ruhiger zu werden, in den Bergen umhergeirrt, lehrte ich nach Pontresina heim.

In meinem Zimmer lag ein Brief auf der Tischplatte. Ich stürzte darauf zu. Trotzdem ich die großen, enen hohen Schriftzüge dort noch nie gesehen, wußte ich doch, daß es ein Brief von Zella war. Atemlos öffnete ich ihn. Ein kleiner blühender Reis fiel mir entgegen, der Ring des Frangipani.

Ein winziges Blatt lag dabei und darauf stand:
"Meinem Lebensretter aus vollstem Herzen.

Zella."

"Mit Willen dein eigen" las ich wieder und immer wieder. Ich taumelte in einem Rausch von Entzücken. Ich küßte den Ring und ich lachte und tollte wie ein Student im Zimmer umher. Dann aber begann ich den Reijestaub abzuschütteln. Ich mußte sofort zu ihr. Nach diesem Geschenk gehört sie mir, immer und ewig.

Als ich endlich etwas unsicher den Portier des Hotels nach der Dame fragte — den Namen wußte ich nicht — die mit dem Bräutigam und Schwiegereltern hier im Hotel wohnte, da erfuhr ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß die junge Dame sofort nach ihrer Rückkehr von der Tour, nachdem sie schnell ihre Koffer gepackt, abgereist sei, ohne auch nur ihre Schwiegermutter wieder zu sehen.

Als die Herren am Abend von der großen Tour heimgekehrt, hätten sie sofort auch die Heimreise angetreten, nachdem sie erfahren, daß die junge Dame ausgerückt, einfach ausgerückt, schloß der Portier.

"Schweigen Sie," herrschte ich ihn an, "und geben Sie mir das Fremdenbuch."

Gilgigt brachte er es herbei.

Professor Gebser mit Frau, Sohn und Schwiegertochter aus Deutschland, stand geistreich in großen edigen Buchstaben dort.

Was habe ich nicht alles versucht, eine Spur von Zella zu finden. Auf allen Universitäten habe ich nach Gebser Ausschau gehalten, aber ich fand keinen mit einem ähnlichen Namen."

Professor von Gaalen senzte tief auf.

"Und so fährst du nun den Rhein entlang und suchst die Braut, die sich dir da mit dem kleinen goldenen Treuezeichen für immer und ewig zu eigen gab?" fragte Jochen, und ein fast lustiges Lächeln huschte über sein Gesicht. "Wirst du sie finden?"

"So gewiß, wie du hier an meiner Seite bist. Einmal kommt der Tag, da wird der Frühling wach."

"Bacharach!" Klang es von Mund zu Mund, und im goldenen Licht lag die alte Rheinstadt in schimmernder Weite vor Herbert von Gaalen.

"Wie ist das schön!" sagte er fast jauchzend. "Komm, Jochen, hier such' ich das Glück."

Und sie schritten über die Schiffstreppe hinein in die Stadt mit ihren winkligen Gassen, Erlern und Türmen.

Burg Stahleck trug noch einen lichten goldenen Schein, da schritten sie durch Nebengelände einem winzigen Häuschen zu.

Es lag ganz von Nebel umspunnen, und große Matbäume wehten von der niederen Haustür mit dem blanken Klopfer. Und in dem Gärtchen vorm Haus, da duftete der Klee. — Wie süß das war!

Ein blonder Frauenlopf lugte aus dem Blätterwerk hervor.

"Zella!" rief Dr. Jochen Brückner über den Zaun. "Ich bringe dir einen Pfingsttaut. Schwesterlein, rate mal wen?"

"Zella? Professor von Gaalen rief es zweifelnd und stau-nend, dann aber stand er einer lichten Frauengestalt, noch schöner, größer und sieghafter, als er sie in der Erinnerung hatte, gegenüber.

Sie blickte ihn erst einen Augenblick schweigend an, dann aber ging ein allsüßliches Leuchten über ihr Gesicht und als er wortlos ihr die Arme entgegenbreitete, da sank sie ihm willenlos an die Brust.

"Mein eigen," sagte er bewegt. "Zella, ist es denn möglich, daß wir uns gefunden haben?"

"Ich war doch immer dein," entgegnete sie, glücklich zu ihm ausblickend, "vom ersten Blick bis heute. Hätte ich es wohl sonst gewagt, dir den Ring zu senden, von dem ich hoffte, daß er dich mir wieder zuführen würde, wenn erst all das Häßliche abgetan, zu dem mich die innerste Erkenntnis zwang. Nun aber komm herein ins Haus und dann erzähle, wo Jochen dich fand. Er hat alles gewußt, der Böfewicht."

"Na, das ist ja recht nett, dabei hatte er sich stundenlang von mir oben auf dem Rheindampfer unsere Liebesgeschichte erzählen lassen. Unsere Liebesgeschichte, wie das klingt, du mein goldenes, du mein Frühlingsglück!"

Noch einmal breitete er seine Arme aus, und Zella schmiegte sich lächelnd hinein.

"Mit Willen dein eigen," sagte sie innig, aber es klang bei aller hingebenden Demut doch ein ernster, feierlicher Stolz, ein großer, freier Wille darin.

So würden sie beide durchs Leben gehen, ernst und treu, frei und offen, eines den andern stützend, und doch jedes eine Persönlichkeit.

"Zella, ich habe Hunger," rief Jochen aus dem Nebenhäuslein heraus.

Und dann saßen sie in der Nlederkaube und tranken Malenwein.

Und die Lauben, den Rhein entlang, grüntem und dufteten, Nachtigallen sangen darin, und auf den schimmernden Wellen des Rheines lag der Mondenglanz. Burg Stahleck schaute in silberner Pracht hernieder auf die schlafende Stadt in der ein glückliches Menschenpaar einem strahlenden Pfingstmorgen entgegenträumte. —

Ueber den Rhein tobte der Lenzeswind.

"Mit Willen dein eigen," und weiter und weiter tollten und lachten die Wellenkinder kraus durcheinander zur Frühlingsfahrt ins Leben.

Wald werden die Neben blühen!

Christkindleins Gaben.

Eine Weihnachtsgeschichte von Beno Bernhardt.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Drinne stimmerte und funkelte jetzt der Weihnachtsbaum, auf dem moosbedeckten Tischchen stand eine zierliche Krippe und die Schälchen und Geselein schienen von allen Seiten herbeizuströmen. Detlevs Auge leuchtete, er plauderte mit ungezwungener Fröhlichkeit und bemerkte nicht, wie seine Zuhörerin ihn mit immer mehr argwöhnischen Blicken beobachtete.

Die alte Baronin war eine zarte, kränkliche Dame, deren Wesen das Unglück der vielen Jahre einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt hatte. Man fand sie stets schen und einsilbig, und wer sie nicht näher kannte, hätte ihren Geist für unmaachtet halten müssen.

"Danke dir, tausend Dank," kispelte Beatrice jetzt, mit ihren weichen Armen die Mutter umschlingend, "wie liebevoll Ihr meiner gedacht habt. — du und Bert!" und zu dem Grafen gewandt wies sie lächelnd auf ein cremefarbenes Tuch, das sie soeben um ihre Schultern geschlungen.

"Aber nun komm auch, Mütterchen," süßte sie dann zärtlich bei "und siehe zu ob das Christkind wohl milder freundlich gegen dich gewesen ist."

Die Baronin schien gerührt, sie verabschiedete sich durch ein leichtes Kopfnicken von ihrem Begleiter. Detlev Putschewsky stand allein, das Gesicht strahlend vor wirklicher Freude und mit eigener Nührung im Herzen die drei Menschen beobachtend, die bei all ihrer Genügsamkeit so glücklich waren, und die durch gegenseitige Liebe alle Entbehrungen einander weniger fühlbar zu machen suchten. Er hatte sich somit unbewußt der andern Seite des Tisches genähert, und sein Blick fiel auf die Mahltische die so reizend aus der Moosfülle hervorlucaten. Er hob sie auf — wie konnten dieselben auch zu besonderm Zwecke dort anabracht sein.

Da bemerkte er, zwischen den Blüten versteckt, einen Zettel der seinen Namen trug, und nun auch gewahrte er das Portefeuille mit der Aufschrift: "Vielliebchen". Nicht schnell entfiel er sich des letzten Abends, den er in Beatrices Gesellschaft verbracht und sein Auge suchte entzückt die freundliche Geberin. Sie hatte sich unbemerkt herange-



Zur Verlobung des Herzog-Regenten
Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Rossla.



Johann Albrecht von Braunschweig:
Herzog-Regent Johann Albrecht von Braunschweig.

schlichen und stand, die Wangen mit dunkler Blut über-
gossen, fast unmittelbar an seiner Seite.

„Baroneß Beatrice,“ — er ergriff ungesium ihre beiden
Hände, — „wie soll ich Ihnen danken! Mit solch' süßer
Gabe hat das Christkind mich noch niemals beglückt. Ist
es möglich,“ — er beugte sich tiefer zu ihr hinab, „daß Sie
einen Gedanken an mich mit dort hineingesüßt haben?“

„Viele sogar,“ kispelte sie, kaum hörbar.
Ein Jubelruf entschlüpfte seinen Lippen.
„Ist es möglich — wirklich möglich, Beatrice! — wieder-
holen Sie die Worte noch einmal, — und schauen Sie mich
an dabei, — sonst wage ich nicht, es zu glauben.“

Sie senkte das Köpfchen nur noch tiefer hinab.
„Beatrice — ich flehe Sie an, — ich lasse Sie nicht, bis
Sie meinem Wunsche willfahrt haben!“

Da schlug sie die Lider abermals zu ihm empor und die
bebende Stimme hauchte noch einmal:
„Viele sogar!“

Die Baronin stand neben ihrem Sohne, mit trauriger
Miene und bekümmertem Herzen.

„Du hättest ihn nicht hierher bringen sollen, Gert,“ klagte
sie vorwurfsvoll.

Gert schaute sie überrascht an.
„Und warum nicht, Mama?“
„Ich fürchte für Beatrice.“

„Du fürchtest? — Warum hoffest du nie?“
Er wandte sich ab und trat zu dem Freunde.

„Nun, Detlev, fühlst du dich gemüthlich bei uns?“
„Ueberglücklich bin ich Gert; ich werde diesen Weih-
nachtsabend niemals vergessen.“

„So wünsche ich nur, daß die Erinnerung dich zu uns
zurück führt!“
Beatrice war weggeißt. Der Graf wollte Gerts Neuge-

zung soeben beantworten, da erklangen helle Musiköne,
und des jungen Mädchens glodenreine Stimme begleitete
langsam und feierlich:

Auf Christen, singt festliche Lieder
Und jauchzet mit fröhlichem Klang,
Es schalle auf Erden laut wieder
Süßtönender Jubelgesang.
Im Stalle bei Bethlehems Toren
Hat mitten in nächstlicher Zeit
Maria die Jungfrau geboren
Den Heiland, der alle erfreut!

Wie in einem Gotteshause, so still blieb es im Saal, der
Graf stand atemlos.

„Weiter,“ drängte er, zu Gert gewandt, „bitte sie, weiter
zu singen!“

Und Gert nickte der Schwester freundlich zu.
Beatrice fuhr fort:

Dies schönste der menschlichen Kinder
Ist Gott, in die Menschheit gehüllt,
Es weicht sich zum Mittler der Sünder
Von himmlischer Liebe erfüllt!
Dies große Geheimnis erklären
Die Engel den Hirten im Feld,
Sie singen dem Schöpfer zu Ehren,
Sie singen vom Frieden der Welt!

Die Baronin stand da mit gefalteten Händen, in den
Zügen des Grafen malte sich ein wehmüthiger Ernst.

„Weiter, Baroneß,“ bat er noch einmal, ihr näher tretend.
Und Beatrice sang den letzten Vers:

O laßt uns in ihre Gesänge,
Uns mischen mit fröhlichem Ton,
Erwidern die himmlischen Klänge,
Und singen dem göttlichen Sohn.



Der chinesische Botschafter in Berlin:
General Ding Tchang.



Der letzte Nachkomme Johann Gutenbergs:
General Freiherr Heinrich von Molsberg.

Die Krippe in Andacht umringen,
In welcher der Heiligste liegt,
Die Herzen zum Opfer ihm bringen,
Der alles mit Liebe besiegt!

Nur die Andacht in ihrem eigenen Herzen konnte der letzten Strophe des Gesanges einen solchen Ausdruck, eine solche Macht verleihen haben. Detlev Putschowsky's Entzücken war mit jeder Minute gestiegen. Schon schien er im Begriff, sich der anmutigen Sängerin vollends zu nähern, — da durchzuckte ein Gedanke seine Sinne, — ein Geräusch an der Portiere hatte ihn im Umwenden seinen Diener erkennen lassen. Ein Flüstern, — ein Wink, — in der nächsten Sekunde kniete er an Beatrice's Seite, ein Bußet der herrlichsten Rosen ihr entgegenbietend.

„Lassen Sie die Blumen für mich sprechen, Baronesse Beatrice, all meinen Dank, meine Empfindung liegt in ihrer Sprache enthalten!“

„O — Graf Putschowsky! — — —“ Die Tränen, die sie so zurückzuhalten gesucht, rannen leise über ihre Wangen, — wie gut Sie sind, — — — ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Freude ausdrücken soll! — — —“

„Aber ich, — ich weiß es, Beatrice,“ sein Ton klang rascher, leidenschaftlicher, — „dadurch, daß Sie die Weihe dieser Stunde ebenso treu Ihrer Erinnerung einprägen, wie ich es tun werde — dadurch, daß Sie wenigstens einen einzigen Schlag Ihres kleinen Herzens mir widmen!“

Sie war keiner Erwiderung fähig, am ganzen Körper bebend, nicht sie nur stumm. — —

Die Baronin stand mit gefalteten Händen vor ihrem einzigen Sohne.

„Gert, — unser Kind, — unser Kind! Er ist so reich, — so hoch gestellt, — er wird sie in Wahrheit nie zu sich emporkleben!“

Und der Sohn führte die abgemagerten Fingerg, wie um die Mutter zu beschwichtigen, an seine Lippen.

„Beruhige dich, Mutter, und denke nicht immer das Schlimmste!“

Um aber der Szene ein Ende zu machen, trat er rasch zu den beiden hin, und mit dem Arm die liebliche Schwester umschlingend und die Rechte auf die Schulter des noch immer knieenden Freundes legend, sagte er:

„Der Tee ist serviert, meine Lieben — ich denke, es wird Zeit, auch für die leiblichen Bedürfnisse zu sorgen.“

Als Beatrice spät abends ihr Boudoir aufsuchte, fand sie zuerst vor einem Bilde des Jesuskindleins auf die Kniee, und ihr Gesichtchen in die duftigen Rosen hinein beugend, weinte und betete sie, — heiß, innig, — flehentlich. — —

III.

Ringsum ein Meer von Licht und Duft und Glanz! Aus den hohen Hallen des gräßlich „Landauschen“ Schlosses flog es schimmernd und glitzernd und flimmernd über die terrassenförmig absteigenden Laubgänge des Gartens hinab, aus versteckten Nebengemächern tönte Musik. Lachen. Scherzen und Plaudern und in den mächtigen Kristallscheiben spielten sich die Hunderte von herrlich gepuderten Damen in ihren langen, seidnen Kleidern, mit ihrem Lächeln, ihrem

füßen Augenaufschlag, ihren stolz zurückgeworfenen Häuptern oder huldvoll gnädigen Miene.

Das Diner war soeben beendet und das Zeichen zum Valle gegeben. Graf Putschowsky, der Held des Tages, dem die Ehre zu Teil geworden, die Tochter des Hauses zu Tisch führen zu dürfen, erschien mit seiner schönen Begleiterin soeben in dem Rahmen der Salontüre und eröffnete mit ihr die Polonaise.

Sein Wesen verriet heute abend indes eine merkwürdige Unruhe, und Gräfin Angelas eifrige Bemühungen, ihn durch eine geistreiche Unterhaltung zu fesseln, hatten nicht den ganz gewünschten Erfolg. Seine Aufmerksamkeit, seine Galanterie ließ nichts zu wünschen übrig, aber über die Grenzen der Höflichkeit hinaus, bewegten seine Worte sich nicht.

Diesem Umstand vielleicht auch war es zu verdanken, daß die junge Gräfin nach beendigtem Tanze es vorzog, sich in den Kreis ihrer Freundinnen zurück zu ziehen, während der Graf möglichst schnell die Gesellschaft einiger älterer Generäle aufsuchte.

Er war mit sich selbst und mit allem unzufrieden. Er hatte Beatrice's freundlichen Gruß nur durch eine förmliche Verbeugung erwidern können, und selbst Gert schien ihm nicht Gelegenheit geben zu wollen, ein intimeres Wort mit ihr zu wechseln.

Die Damenwelt beklagte sich schon im Stillen, daß er noch keine weiteren Engagements zu dem Valle getroffen, aber gerade die Gleichgültigkeit machte ihn für dieselbe noch interessanter und begehrenswerter.

Jetzt bemerkte er Beatrice am Arme ihres Bruders in eines der Nebengemächer eintreten; sie sah äußerst lieblich aus in ihrem einfachen weißen Wollkleidchen das als Schmuck nur Rosen zeigte, die an ihrer Brust befestigt waren.

Detlev Putschowsky erkannte diese Rosen sofort. Sein Blick folgte ihr mit leidenschaftlichem Aufgähnen, in der nächsten Minute war er an ihrer Seite.

„Graf Putschowsky!“

Sie stand da, errötend, verwirrt.

„Sie haben recht wohl geschlafen die letzte Nacht, hoffe ich,“ sagte er, ihre Finger an seine Lippen führend.

„Ich danke — — —“

„Erlauben Sie mir Ihre Tanzkarte?“

Sie reichte ihm dieselbe hin.

Er schrieb seinen Namen, — einmal, — zweimal, — eine höfliche Verbeugung, — auf Wiedersehen, Gert,“ — dann verschwand er bereits in der Menge.

„Zwei Tänze für dich — und den nächstfolgenden, den zweiten sogar! — Beatrice, er erzeigt dir viel Ehre!“

„Ist das wirklich soviel Ehre, Gert?“

„Sicherlich Kind.“

Gert lächelte gutmütig.

Ein Flüstern ging durch den Saal, ein Ausruf der Verwunderung, ein Lächeln des Mitleids als der vornehme, junge Russe die einfachste, die unscheinbarste der anwesenden Damen zum zweiten Tanze führte, — die Baronesse von Tegern, die Tochter eines aanzlich ruinierten Adelsgeschlechtes, deren Bruder seinen Abschied vom Militär



Die erste Frau in einem europäischen Parlament:
Die Lehrerin Frau Anna Rogstad.

nehmen mußte, weil seine Armut ihn dazu zwang, und die man in den hohen Kreisen eigentlich mehr duldet als gerne sah.

Die weibliche Welt, besonders die Mütter heiratsfähiger Töchter, waren entrüstet, die Herren stimmten dem Geschmach des Grafen bei, und nach der darauffolgenden Pause war kein freies Plätzchen mehr auf Beatrice's Tanzkarte zu finden. Sie lächelte beseligt zu Gert hinüber, und sie wäre überglücklich gewesen, wenn nicht die höhnischen Bemerkungen ihres Geschlechtes einen Vermutstropfen in ihre Freude gesenkt und die Gedanken an ihre wirkliche Armut und trostlose Zukunft in ihr wachgerufen.

So aber begann sie selbst in das Benehmen des Grafen Zweifel zu setzen.

Der Kostillon war arrangiert. Detlev Butschowsky, der diesen Tanz langweilig fand und sich nicht gerne Zwang auferlegte, hatte sich auf die Veranda zurückgezogen, um seine Stirne zu kühlen.

Als er nachher wieder auf der Bildfläche erschien, ward er mit Jubel empfangen und ihm bedeutet, daß, wenn es ihm gelänge ein Rätsel, welches in großen, aneinander hängenden Leitern um den in der Mitte des Saales stehenden Tannenbaum inzwischen geschlungen worden war, zu lösen, eine Ertrator ihm bewilligt werden würde, und er sich Tanz und Tänzerin nach Belieben wählen dürfe. Der Graf lächelte halb belustigt, halb ironisch.

„Solche Günst zu erreichen wird für mich wohl unmöglich sein.“ meinte er achselzuckend.

Indes er besann sich, und als er nach geraumer Weile die Frage beantwortete, ertönte noch lauterer Jubel als zuvor.

„Sie haben das Vergnügen und die Ehre,“ sagte die Tochter des Hauses mit leichter Verheerung, „bitte, wollen Sie Ihren Wunsch in betreff des Tanzes äußern.“

Detlev Butschowsky lächelte wieder.

„Einen ungarischen Walzer, wenn ich bitten darf,“ rief er laut und deutlich, dann trat er rasch an die Seite des Fürsten Bagarino der ihn inzwischen zu sich herangewinkt hatte. Er bemerkte nicht daß die Musik alsbald ein rascheres Tempo anschlug, bis der Fürst selbst ihn auf den Zweck dieser Töne aufmerksam machte. Da malte sich fast Verstärkung in seinem hübschen Gesicht, und sein Blick durchschweifte suchend den Raum.

Beatrice hatte sich in die hinterste Nische des Saales gesüchtet. — an sie würde er sicherlich doch nicht denken, und es schmerzte sie, — ach so sehr, — ihn mit andern scherzen und pfaubern zu sehen.

Sie beobachtete ihn, wie er forschend nach allen Seiten sich umschaute, sie sah jest wie er zu Gert trat und einige Worte mit ihm wechselte, dann verschwand alles um sie her, und sie vernahm nur mehr:

„Baroneß, darf ich bitten!“

Ein Klüftern ging abermals durch den Saal, ein Ausruf des Unwillens, ein Lächeln des Mitleids. — die Damen wendeten sich ab, während die Blicke der Herren bewundernd auf der lieblichen Tänzerin ruhten die leicht wie eine Schwabenaektast in des Grafen Arm dahin schwebte. Ein lautes „Bravo“. — Detlev Butschowsky strich sich mit seinem Spitzentuche über die heißen Schläfen und brachte die über und über erglühende Beatrice rasch in den Schutß ihres Bruders.

Ein dankbarer Blick Gerts. — dann waren beide Bruder und Schwester, hinter einer Portiere verschwunden.

„Gert, — Gert!“

Unter leidenschaftlichem Schluchzen umklammerte sie seinen Hals. „Was ist dir Kind? — ich bitte dich!“

„Laß uns nach Hause, — jest gleich — auf der Stelle, ich vermag es nicht länger zu ertragen!“

„Aber Beatrice, — ich bereise dich nicht! Detlev hat dich zu einem Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit gemacht!“

„Aber weshalb? — Gert —“

Ihr Ton verriet Unwillen, Empörung, beißenden Spott. „Beatrice“, — rief er vorwurfsvoll „so etwas denkt man nicht ohne triftigen Grund. —“

„Es ist wahr, — vergieb mir, vergieb.“

Sie war außer sich, sie zitterte, sie fror, sie weinte und küßte ihn und zog ihn mit sich in die Garderobe, und er, dessen Argwohn durch ihre unklaren Worte geweckt worden und dem die eigene Bitterkeit neue Nahrung gab, trug sie

schließlich in den Wagen und gab Befehl, sofort zurück zu fahren.

Detlev war wieder auf die Veranda hinaus getreten. Er vernahm das Rufen im Schloßhofe, das Wiehern der Pferde, das Rollen der Räder, — eine Ahnung durchzuckte ihn, — heftig eilte er die Treppen hinab.

„Welche Equipage war es, die soeben abfuhr?“ fragte er den überrascht aufschauenden Portier.

„Keine Equipage fuhr ab“, verbesserte dieser mit zuckersüßer Freundlichkeit, — „eine Droschke, durch den Baron von Tegern hierher beordert.“

Ein Schatten glitt über des Horchers feine Züge, mißmutig entfernte er sich.

Die Eiszapfen hingen an den Bäumen und Sträuchern, der Schnee glänzte und glitzerte im Sonnenschein, und die Zahl der Sperlinge, die sich zwitschernd und schreiend und lärmend, vor den Frontfenstern des Herrenhauses versammelt hatten, war heute um ein beträchtliches gestiegen. Beatrice schlüpfte fröstelnd durch den großen, dunklen Saal in die Wohnstube, wo sie den Frühstückstisch zwar gedeckt, aber niemand zu ihrer Gesellschaft noch vorfand, die Baronin liebte es, lange in ihren Gemächern zu verweilen, und Gert, dessen bleiches Gesicht sie tags vorher schon geängstigt, war heute sicherlich erschöpft und todmüde. So sah sie sich denn allein mit all ihren Erinnerungen an die lehrverfloßenen Stunden. Arme Beatrice!

Kein Schlaf war in ihre Augen gekommen. Als die Stille ihres Zimmers sie umgeben, da erst dachte sie nach über das, was sie getan und Gerts Worte beim Gutenachtgruß. „Beatrice, ich fürchte, deine Einbildung verleitete dich zu solchem Argwohn, du hast eine große Taktlosigkeit begangen,“ klangen wie bitterer Vorwurf jest an ihr Ohr.

Wie konnte sie Detlev Butschowsky denn wirklich einer solch' unedlen Handlungsweise beschuldigen?

Was hatte sie zu solchem Benehmen nur veranlaßt?

Ihr verletzter Stolz, ihre Eigenliebe, die in übergroßer Neugierlichkeit jede Bevorzugung als eine Kompromittierung gewissermaßen ansah, ihre kindische Unerfahrenheit in welcher sie glaubte, daß er sie zur Ertrator nicht engagiert, um sie zu ehren, sondern um sie bloß zu stellen, damit sie der Gesellschaft in ihrer ärmlichen Robe um so mehr auffallen sollte!

O Scham! O Scham!

Er hatte gewiß nicht daran gedacht, — wie durfte sie ihm jest nachdem sie solch' schlimme Gedanken gegen ihn gehegt, wieder offen in's Auge sehen!

War es nicht natürlich, wenn er sich beleidigt fühlte, — war es nicht natürlich, wenn er die Schwelle des Hauses nie mehr überschritt und auch Gert seine Huld entzog! Und ihm, dem Bruder, einen neuen Schmerz zugesetzt zu haben, — welch' bittere Empfindung! Sie schob den Kaffee, den sie sich eingeoiffen, wieder bei Seite, in ihrer Stirne da hämmerte und klopfte es ungestüm, und die Thränen erstickten ihr fast den Atem in der Kehle. Detlev Butschowsky nie mehr wiederzusehen. — wie konnte sie das ertragen!

Entsezt, hilflos sprang sie auf, ohne zu wissen was sie vorhatte hüllte sie sich in Mantel und Shawl und eilte hinaus in den schneebedeckten einsamen Garten. Die kalte Luft tat ihr wohl, der Sonnenschein tröstete sie in ihrem Schmerze. Unschlüssig stand sie an der eisernen Gartenpforte, nicht wissend, ob sie die Schwelle überschreiten und in die Wildnis des Waldes hinausgehen oder den Weg zum Parke weiter verfolgen sollte. Schon war sie im Begriff, sich für das erstere zu entscheiden als das Knirschen des Schnees ihr die Nähe eines menschlichen Wesens verriet. Sie lauschte, momentan blieb alles still, doch wandte sie sich nunmehr mit raschem Entschlusse dem Parke zu.

Indes ein paar Schritte, — wieder jenes unheimliche Knirschen, und dicht hinter ihr; sie erschrak, sie blieb stehen und drehte das Köpfchen.

„Graf Butschowsky!“

Jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesichte, die blauen Augen richteten sich ängstlich stehend zu ihm empor. Er lächelte ob ihrer Fassungslosigkeit, und als sie darob seine dargebotene Rechte sogar überseh, nahm er ihre beiden Hände und drückte sie fest wider seine Brust.

„Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, gnädige Baroneß?“

„O, danke, — ich fühle mich ganz wohl, — aber Gert, — Sie werden Gert nicht finden, — er ist zu müde und abge-
spannt.“

„Und Sie sind eben im Begriffe Ihren Morgenspazier-
gang zu machen, — also komme ich sehr ungelegen.“

„Durchaus nicht,“ — wiederum ein bittender Blick, —
„ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen, und ich werde sofort
mit Ihnen umkehren.“

„Nicht doch, — ich bitte; — ein weiterer Spaziergang
würde auch für mich heute sehr zuträglich sein, — gestatten
Sie, daß ich Sie begleite?“

„Gewiß, — recht gern —“

Sie schritten nebeneinander, er mit ausgesuchtester Höf-
lichkeit sie in eine Unterhaltung hinein ziehend und jedes
Reis, jeden Tannenzweig vor ihren Füßen hinweg räu-
mend.

So hatten sie eine kleine Wiesenfläche erreicht, in deren
Mitte eine riesige große Fichte ihre eisglühenden Äste in
die Luft hinausstreckte und eine Ruhebank den ermüdeten
Spaziergänger zum Sitzen einlud.

„Welch reizende Einsamkeit,“ rief der Graf lebhaft, —
„ich glaube, wir sind an Ihrem Lieblingsplätzchen ange-
langt, Baroneß Beatrice.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Wie gut Sie raten können, — ebenso gut — —“ sie
hielt erdrosselt inne um die Vorgänge der Nacht nicht zu er-
wähnen.

„Ich sitze oft stundenlang hier,“ fuhr sie fort, „und schaue
dem Flattern der Schmetterlinge zu, die an diesem Ort stets
ihre Zusammenkünfte abzuhalten scheinen.“

„Und Sie fürchten sich nicht, wenn Sie alleine sind?“

„Ebenso wenig.“

„Aber wenn ich nun hier,“ — er schob seinen Arm u. den
ihren, — „ein Bekenntnis von Ihnen verlangte und Sie
nicht eher von hier fortlassen will bis Sie mir voll und ganz
die Wahrheit eingestanden haben, — was dann?“

„So muß ich geduldig horchen“, erwiderte sie leise.

„Geduldig und lange; ich fordere Genugthuung für meine
Enttäuschung. Warum verschwanden Sie so plötzlich aus
der Gesellschaft ohne mir ein einziges Wort des Abschiedes
gesagt zu haben?“

„Warum? Ich weiß es selbst nicht — erinnern Sie mich
nicht daran, — ich bitte Sie!“

Er lachte leise.

„Natürlich erinnere ich Sie daran, und beharrlich sogar,
— antworten Sie mir, Baroneß.“

„Graf Butschowstky, — verschonen Sie mich.“

„Nein, — ich fühle mich durchaus nicht dazu geneigt.“

„Und wenn ich Sie flehentlich bitte?“

„Auch dann nicht, — im Gegentheil, ich muß Sie bitten,
mir unumwunden den Grund Ihrer Handlungsweise zu
verraten.“

„Unmöglich — ich könnte es nicht, nie, nie . . .“

„Sie werden müssen.“

„Entsetzlich.“

Sie machte eine Bewegung zu entfliehen, er aber umfaßte
mit eisernem Griff ihren Arm.

„Graf Butschowstky, — Sie sind hart. — Sie sind grau-
sam!“

Laut und ängstlich schluchzte sie auf. Das war zuviel für
ihn.

„Tränen. Baroneß, — Tränen? Es gibt nur ein Plätzchen
auf der Welt, an dem Sie weinen dürfen — und dieser
Platz ist mein Herz, das in leidenschaftlicher Liebe für Sie
aufgeglüht.“

Und noch ehe sie den Sinn seiner Worte vollständig be-
griffen, hatte er sie fest an seine Brust gezogen und mit
leidenschaftlicher Innigkeit ihre Lippen geküßt.

Sie stieß einen Schrei aus, halb beseligt, halb verzweifelt.

„Graf Butschowstky — ich sehe Sie an — —“

„Warum, Beatrice? — meine süße Beatrice? Was könnte
zwischen uns liegen, was wohl wäre im Stande, unsere
Herzen zu trennen?“

„— — — Sie vergessen,“ eine heiße Blutwelle stieg in ihre
Wangen, — „daß ich arm — bettelarm bin —“

„Ah! — — —“ halb ernst, halb schalkhaft glühte sein Auge
auf, — mit einem Male hatte er sie und ihr Benehmen voll
und ganz verstanden. „Allerdings, diesen Uebelstand habe
ich immer und stets vergessen. In der Bewunderung Ihrer
Netze, Ihrer Anmut ist mir der Gedanke an diese böse Tat-
sache noch niemals gekommen. — Können Sie denn wirklich

glauben, Beatrice, daß ich solch' Kleinliche, solch' unedle
Nüchternen nehmen würde? Bin ich nicht reich für uns
beide, — bin ich nicht reich genug auch für die Mutter und
Gert? — Der Wert des Weibes ist nicht in ihren Gold-
schätzen enthalten, — Tugend und Seelengröße adeln sie in
den Augen des Mannes weit mehr als alle Güter der Welt.
Deine Liebe allein ist es, die ich begehre; du selbst, in dem
Krauze deiner Unschuld und Lieblichkeit bist die herrlichste
Glücksgabe, die ich jemals erringen konnte.“

„Detlev!“ Unter ihren Tränen lächelnd schaute sie zu
ihm auf. „Mein Kind, — mein Liebling, — meine süße,
kleine Braut!“ Da schlangen sich ihre Arme um seinen
Nacken, und ihre zitternden Lippen flüsterten leise:

„Detlev, — Welch herrliche Weihnachtsgabe bist du mir!“

Gert lehnte bleich und müde auf einem Divan seines
Schlafgemaches; er fühlte sich krank von allem Nachdenken
und Gram, krank von allen Sorgen um seine trostlose
Zukunft. Eine unerklärliche Antipathie gegen alles, was um
ihn her vorging, hatte sich seiner bemächtigt. Das Licht des
Tages war ihm lästig und unangenehm und sogar das
Ticken der Uhr, das ihn sonst stets nur anheimelte, schien
seine Nervosität heute nur zu erhöhen.

Da wedte ein lautes Pochen an der Türe ihn plötzlich aus
seinen unsanften Träumen. Mit einem Jubelruf floh
Beatrice ins Gemach, und sein Haupt an ihre Brust ziehend,
zu seinen Füßen nieder.

„Gert, — Gert, — nun ist alles gut! Die schönste aller
Gaben hat das Christkindlein mir beschert: das Glück, die
Würde der Braut, — Detlev Butschowstky's Braut!“

„Beatrice!“

Sprachlos, verwirrt schaute er sie an, aber ihr seliges
Lächeln sagte ihm mehr als die Worte.

Der Graf war unbemerkt eingetreten. „Du wirst
Beatricens Wahl nicht mißbilligen, Gert, hoffe ich,“ sagte er,
dem Freunde die Hand reichend.

Gert schaute ihn dankerfüllt an, „Gott segne dich!“ das
war alles, was er hervorbrachte.

„Und dich möge er wieder gesund und fröhlich machen,
Gert,“ kispelte Beatrice unter jümmischen Küssen, — o laß
den Strahl meines Glückes in deinem Innern doch Wieder-
schein finden!“

Er nickte. Helle Tränen glänzten in seinem Auge. Und
dann sprang sie empor und war mit einem Ausrufe: „ich
gehe zur Mutter!“, noch ehe der Graf sie zurückhalten
konnte, aus dem Gemache verschwunden.

Die beiden Freunde standen sich gegenüber, Aug' in Auge,
Hand in Hand!

„Dank dir, du Edler,“ hauchte Gert mit bebender Stimme,
— „Dank dir, tausend Dank!“

„Nicht doch,“ versetzte der Graf, seine Nührung ver-
bergend, „der Dank ist nicht minder auf meiner Seite, der
du, edelmütiger wie ich, deine liebliche Schwester in meine
Arme geführt! — Und hier“ fuhr er, ein großes, zusammen-
gefaltenes Papier aus der Tasche nehmend, fort, „ist dein
Christgeschenk, welches am vorgestrigen Abend leider noch
nicht eingetroffen war.“

„Detlev — — — ich bitte — — —“

„Schau' nicht so ungläubig drein, — da, nimm und lies!“

Gert gehorchte. Als er geendet, breitete er dem Freunde
die Arme entgegen und sank laut schluchzend an seine Brust.

Das Schreiben enthielt, daß sein Abschiedsgesuch vom
Militär abgelehnt und er durch die Gunst des Fürsten
Bagarino zum Hauptmann befördert worden war.

Vornehm

trifft ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen,
weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles
dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmanns Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Das Landgerichtsgebäude in Kiel, in dem der Kieler Werstprozeß verhandelt wurde. (Siehe Abbildung S. 401.) Durch den Prozeß sind Mißstände aufgedeckt, die alle Volkstheile peinlich berührt haben. In Deutschland sind auf den Reichswerften zirka 18 500 Arbeiter beschäftigt, in England dagegen 31 000, wobei zu berücksichtigen ist, daß die englische Flotte etwa dreimal so groß ist wie die deutsche. In Deutschland kommt bei den kaiserlichen Werften auf je 11 Arbeiter ein Beamter, in England dagegen erst auf je 20 Werftarbeiter ein Beamter. Um so mehr muß es auffallen, daß auf der kaiserlichen Werft in Kiel Unterschleife vorkommen konnten. Der Hauptangeklagte Frankenthal sagte zu seiner Verteidigung folgendes aus: „Unsere größten Vorteile auf der Kieler Werft wurden hervorgerufen durch eine geradezu naive Handhabung der Geschäfte. Was an kaufmännischen Unmöglichkeiten ausgedacht werden kann, konzentriert sich auf der Kieler Werft.“ — Von hohen Seeoffizieren wurde schon häufig auf die unökonomische Werftwirtschaft hingewiesen, und es ist zu erwarten, daß der Reichstag Gelegenheit nehmen wird, die Interessen der deutschen Steuerzahler zu schützen.

— Zur Verlobung des Herzog-Regenten Johann Albrecht von Braunschweig mit der Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Kosla. (Siehe Abbildung Seite 404.) Der Regent von Braunschweig steht im 53. Lebensjahre und ist ein Onkel des regierenden Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin. Von 1897—1901 war er für seinen damals noch minderjährigen Neffen Regent von Mecklenburg-Schwerin. 1907 wurde er zum Regenten von Braunschweig gewählt als Nachfolger des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen. Seine Gemahlin, Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar, starb nach 22jähriger kinderloser Ehe. Die Braut des Herzog-Regenten von Braunschweig steht im 25. Lebensjahre und ist das älteste Kind des im Jahre 1893 verstorbenen Fürsten Botho zu Stolberg-Kosla. Bemerkenswert ist, daß, wenn aus der bis jetzt kinderlos gebliebenen Ehe des regierenden Großherzogs von Mecklenburg kein Sohn hervorgehen sollte, Herzog Johann Albrecht und die eventuellen Söhne aus seiner bevorstehenden Ehe mit der Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Kosla zur Thronfolge in Mecklenburg in erster Linie berechtigt sind.

— Der chinesische Botschafter in Berlin, General Ting Tschang. (Siehe Abbildung Seite 404), hatte die Absicht, in seine Heimat zurückzulehren, wird nun aber auf die Entscheidung des Prinzregenten von China hin doch auf seinem Posten verbleiben. Der Botschafter hat seine Mutter durch den Tod verloren, und da das chinesische Gesetz vorschreibt, daß bei dem Tode des Vaters oder der Mutter ein Staatsbeamter sich drei Jahre lang von seinen Berufsgeschäften zurückziehen muß, um völlig der Trauer zu leben, so lag es nahe, daß General Ting Tschang seinen Berliner Posten verlassen würde. Der Prinzregent in China hat jedoch entschieden, daß in diesem Falle eine Ausnahme stattfinden soll.

— Der letzte Nachkomme Johann Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst, General Freiherr Heinrich von Molsberg (Siehe Abbildung Seite 404) starb vor kurzem in Stuttgart. Seine Verwandtschaft mit dem Erfinder der Buchdruckerkunst beruhte darauf, daß eine Nichte Gutenbergs einen Herrn von Molsberg heiratete, der als Ahnherr der Familie von Molsberg gilt.

— Die erste Frau in einem europäischen Parlament: Die Lehrerin Frau Anna Rogstad (Siehe Abbildung Seite 405) in Christiania, der Hauptstadt Norwegens, wurde in das norwegische Abgeordnetenhaus gewählt. Während in vielen Staaten, namentlich in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Stimmrecht der Frau und ihr Einzug in die gesetzgebende Volksvertretung das Ziel der modernen Frauenbewegung ist, haben die Frauen in Norwegen bereits das Recht, bei den Wahlen zur Volksvertretung ihre Stimme abzugeben und Frauen in das Parlament zu entsenden. Das Ergebnis der ersten Wahlen war, daß nur eine der Kandidatinnen, die Lehrerin Frau Anna Rogstad in Christiania, gewählt wurde, da ein großer Teil der norwegischen Wähler noch gegen die Wählbarkeit der Frauen und ihren Einzug ins Parlament ist. Frau Rogstad war von den Konservativen und Liberalen aufgestellt.



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist der Nachwächter?

Zitaten-Rätsel.

1. Man lebt nur einmal in der Welt. (Goethe.)
2. Dinge sind's, die eine Kette machen. (Schiller.)
3. Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. (Goethe.)
4. Die Unschuld weiß es nicht, daß sie unschuldig ist. (Seibel.)
5. Frei atmen macht das Leben nicht allein. (Goethe.)
6. Soll man ertragen, was unleidlich ist? (Schiller.)
7. Nur der ist frei, der nicht zu lieben hat. (Spöhr.)
8. Ehrlich sein heißt uns die Pflicht. (Lichtwer.)
9. Jugendmut und Schwalbenflug geh'n an keinem Zügel. (Zimmermann.)
10. Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen. (Solon.)
11. Was man einmal ist, das muß man ganz sein. (Bodenstedt.)

Aus jedem der vorstehenden Zitate ist ein Wort zu wählen, so daß man ein Zitat von Chamisso erhält.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Herbstzeitlose.

Rätsel: Esel — Lese.

Synonym: Bonn.

Rebus: Alter schützt vor Torheit nicht.



Nr. 52.

Sonntag, 26. Dezember.

Jahrgang 1909.



Die Geburt Christi. Von Girolamo Romanino.
(Nationalgalerie zu London.)

Weihnachten.

Weihnachtsglocken hör' ich klingen
Durch das winterliche Land;
Feiertöne, die uns bringen
Eine Botschaft, vielgenannt.
Ueber Wald und Tal und Klippe
Trägt ihr Schall die Kunde fort:
heil der Welt! In harter Krippe
Liegt als Kind das ew'ge Wort.

Weihnachtslieder voll Entzücken,
Preisen des Erbarmers Lieb',
Die, um Sünder zu beglücken,
Gott aus lichtem Himmel trieb.
Liebesklang, von Dank getragen,
heut' von Ort zu Orte geht.
Was viel tausend Zungen sagen
Ist ein einzig Preisgebet.

Weihnachtskerzen hell erglühn
Zu des holden Kindleins Ehr';
Liebesflammen fröhlich sprühn,
Zaubern Glück und Wonne her.
O, bis zu der Erde Grenzen
Leuchtet reiner Liebe Blut.
Sternengleich vor Gott erglänzen
Nächstenlieb' und Opfermut

Weihnachtsfriede ist gekommen
Mit dem Kindlein in dem Stall.
Gnad' und Segen allen Frommen
Auf dem ganzen Erdenball!
Ach, wer wünscht mit Herz und Lippe
Nicht die Kindheit sich zurück,
Um zu kosten vor der Krippe
Süßes, wahres Weihnachtsglück!

Mönster i. W.

Hermann Steinhäuser.

„Und Friede auf Erden . . .“

Von Henriette Brey.

(Nachdruck verboten.)



Jeder erklangen die
Weihnachtsglocken.
Zubelnd und froh-
lockend hallten sie
durch Stadt und
Land, klangen in
Hütte und Palast
wieder und wed-
ten ein freudiges
Echo in den Her-

zen der Menschen. In seliger Erwartung strahlten die Augen der Kinder und aus den Blicken der Erwachsenen sprach die helle Festesfreude. — Auch im Krankenhanse der großen Stadt herrschte heute Weihnachtsstimmung. Vergessen war alles Leid und Weh, zurückgedrängt waren die trüben Gedanken vor dem einen frohen Gefühl: es ist Weihnachten heute!

Die Schwestern hatten im größten Saale einen riesigen Christbaum geschmückt und darunter die reichen Gaben geordnet, welche Wohlthäter aus der Stadt geschickt hatten. Den Kranken, welche zu Bett lagen, wurde ein kleines Bäumchen im Zimmer aufgestellt. Die Genesenden aber und die, welche umhergehen konnten, sollten sich am Abend zur gemeinsamen Feier im Vinzenz-Saale versammeln.

Eine frühe Dämmerung brach herein. Oben in den einzelnen Krankenzimmern zündete Schwester Martha das Gas an hier und dort ein freundliches Wort sprechend, diesem die Kissen ausschüttelnd, jenem ein Buch oder eine Erfrischung reichend.

In einem der Zimmer verweilte sie etwas länger, sorgsam alles für die Kranke ordnend, obschon diese nicht die geringste Notiz von ihrer Anwesenheit nahm und nicht einmal den Kopf nach ihr wandte. Aber Schwester Martha fühlte nun einmal eine große Teilnahme für Fräulein Walter, die immer so still und geduldig dalag und fast nie ein Wort sprach. Die arme, junge Dame hatte in den letzten Wochen so Schweres gelitten, und niemals, auch in den größten Schmerzen nicht, kam ein Laut der Klage über ihre Lippen. Treulich Schwester Martha war sich nie recht klar, ob sie diese schweigende Ertragung all' der Schmerzen heroische Selbstverleugnung nennen sollte — oder Stolz. Ergebungsvolle Geduld schien es wenigstens nicht zu sein, denn jede Teilnahme beaeonete bei ihr einem verschlossenen, abweisenden Ausdruck und in unbewachten Augenblicken sah das junge Gesicht zum Erschrecken verbittert und finster aus. Ihre Lippen waren beständig fest zusammengedrückt, als müßte sie gewaltfam verhindern, daß ein Ausschrei des Schmerzes sich über sie dränge.

„Wie fühlen Sie sich heute, Fräulein Walter? Hat das

lange Ausbleiben Sie nicht zu sehr ermüdet?“ fragte die Schwester endlich schüchtern.

Die Kranke schüttelte verneinend den Kopf.

„Kann ich noch etwas für Sie tun?“

„Nein, danke.“ Müde fielen die Worte von ihren Lippen.

Die Schwester grüßte freundlich und verließ endlich zögernd das Zimmer. —

Hermine Walter lag eine Weile still mit geschlossenen Augen. Sie hatte gestern zum ersten Mal das Bett verlassen und lag nun, in Decken gehüllt, auf der Chaiselongue ausgestreckt. Der kranke Arm, mit unzähligen Gazebinden umhüllt und unwidert, war durch Rissen in eine etwas erhöhte Lage gebracht. Wie ein unförmliches weißes Bündel lag er da. Und im Innern des Armes wühlte und nagte ein bohrender Schmerz, der ihr durch alle Adern underven ging und sie mehr peinigte, als Schneiden und Brennen.

Nach ein paar Minuten versuchte sie, dem kranken Glied eine andere Lage zu geben — wohl zum zehnten Mal in einer Stunde. Endlich richtete sie sich auf, streifte die neben ihr liegende weiße Binde wiederum um den Hals und schob vorsichtig den Unterarm in die Schlinge. Mit Anstrengung erhob sie sich und machte langsam ein paar Schritte zum Fenster hin. Sie zog die Vorhänge auseinander, legte ein Kissen auf die hohe, breite Fensterbank und bettete mühsam den Arm darauf. Um die heiße, zuckende, zusammengestrampfte Hand schloß sich ihre Rechte mit schmerzhaftem Drude.

So verharrte sie lange Zeit, vergeblich bemüht, den Sturm in ihrem Innern zu beschwichtigen. Unnennbarer Schmerz, körperlicher und seelischer, sprach aus ihren Zügen. — O Gott, wie sollte sie ferner das Leben ertragen! Es war zu grausam, was sie getroffen! Sah sie zurück — Schmerzen und Qualen; und vorwärts — ein zerstörtes Leben zertrümmerte Hoffnungen.

Wie hatte noch vor wenigen Wochen die Zukunft so sonnig und verheißungsvoll vor ihr gelegen — bis zu jenem Tage, dessen Erinnerungen sie schauern machte.

Sie war gegen Abend die Stufen des Konservatoriums hinabgeschritten, wo die letzte Probe für das morgige große Konzert stattgefunden hatte, bei dem sie debütieren sollte. War sie zu sehr in Gedanken vertieft oder blendeten die durch den Nebel flimmernden Lichter ihre Augen — mitten auf einem belebten Straßenübergange hörte sie plötzlich heftigen Zuruf und als sie erschreckt ausweichen wollte, schleuderte schon das Rad des Wagens sie zur Seite. Im selben Augenblick brauste von der anderen Seite die Elektrische heran und sie geriet unter die Räder. Schwerverletzt trug man sie ins Hospital.

Als sie nach Wochen zum klaren Bewußtsein erwachte — der furchtbare Schrecken und die Erschütterung hatten ein hitziges Nervenfieber hervorgerufen — da erkannte sie mit dumpfer Verzweiflung, daß ihre Zukunft vernichtet sei! . . . Wohl waren die anderen Verletzungen geheilt, aber ihr Arm, ach ihr Arm! Die Aerzte hatten die Knochensplitter entfernt und schließlich in einer qualvollen Operation den ganzen verletzten Knochenteil herausnehmen müssen. Aber die Zerstörung ging weiter. Noch schwerere Operationen standen ihr bevor, vielleicht mußte man zur Amputation schreiten. Sie schauderte zusammen. Lieber sterben als das!

Aber wenn auch dieser äußerste Fall nicht eintrat — sie wußte, daß all ihr Streben und Ringen, ihre ganze Ausbildung umsonst gewesen, daß sie mit dem gelähmten, verkrüppelten Glied niemals mehr ein Instrument würde spielen können!

„Niemals mehr.“ — wie oft sie sich das schon voragesagt hatte! Man hatte ihr wie eine freundige Botschaft gesagt: daß ihr Leben gerettet sei. Sie lachte bitter. Ihr Leben! Welchen Wert hatte es noch für sie!?

Leise klopfte es. Sofort veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Die eben noch schmerzlich verzogenen Züge wurden fast und verschlossen. Hermine Walter war zu stolz, ihr Leid zu zeigen, sie wollte nicht bemitleidet sein.

„Guten Abend, liebes Fräulein.“ trat die Oberin näher, „ich komme, Sie zur Christbaumfeier einzuladen, welche in einer halben Stunde beginnt.“

Hermine wendete den Kopf. „Ich danke Ihnen, bebauere aber, nicht kommen zu können,“ sagte sie gleichgültig.

„O, es wird schon gehen,“ sagte die Oberin überredend, „wenn Sie jetzt noch etwas ruhen, hole ich Sie beim Beginn ab. Ich werde Sie sorgsam führen. Wir haben einen behaglichen Sitz für Sie zurecht gemacht; kommen Sie doch, Sie vergessen dann auf eine Stunde Ihre Schmerzen.“

„Es tut mir leid, Schwester Oberin, aber ich bin nicht in der Stimmung, Feste zu feiern.“

„Aber, liebes Kind, am Geburtsfeste des Christkinds werden Sie doch kommen?“

„Nein!“ sagte die Kranke herb. „Entschuldigen Sie, Schwester — Sie sind alle so gut gegen mich, aber ich kann unmöglich Ihre Bitte erfüllen. Bestehen Sie nicht darauf, ich ändere meinen Entschluß nicht.“

Die Oberin wandte sich zum Gehen. „Vielleicht besinnen Sie sich noch und kommen später herüber,“ bat sie, auf der Schwelle zögernd.

Hermine antwortete nicht und betrübt verließ die Oberin sie.

Als sich die Tür geschlossen hatte, sank ihre fiebernde Stirn auf die Arme herab und ein wehes Stöhnen rang sich aus ihrer Brust.

Ja, es war Weihnachten heute — Weihnachten, das Fest der ewigen Liebe und des Friedens! . . . „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!“ — Sie aber gehörte nicht zu denen, welchen der Friede verheißen. Sie vermochte nicht, ihren Willen unter die Hand Gottes zu beugen, sie konnte nicht in Demut sagen: „Herr, dein Wille geschehe!“ Zu heiß und verlangend pochte ihr Herz, zu wildschmügend war ihr Blut. Sie haderte mit Gott, der dies harte Schicksal ihr gesandt; sie verzehrte sich in ohnmächtiger Erbitterung und Verzweiflung. Ach, es war ja auch so unsagbar schwer, mit einem Schlage alles zu verlieren, auf ihre geliebte Kunst zu verzichten und eine öde, graue Zukunft vor sich zu sehen! Und sie war noch so jung, so da-seinsfreudig und glückverlangend!

Düstern Mides schaute sie in die Nacht hinaus. Drüben in den Häuserreihen waren zahllose Fenster erhell. Und dahinter waren frohe und glückliche Menschen. In einzelnen verwehten Klängen tönten Weihnachtslieder zu ihr herüber — die alten, süßen Lieder, die sie selbst als Kind gesungen, und sie ließen ihr Herz in Wehmut und Sehnsucht erbeben.

Droben am Firmament aber waren still die Sterne heraufgezogen und strahlten und stimmerten so hell, wie sie wohl in jener gezeichneten Nacht gestrahlt haben mochten, da die ewige Liebe herabkam, uns Heil und Frieden zu bringen.

Hermine Walter schaute hinaus. In wunderbarer goldener Pracht saßen sie still und ruhig ihre unermesslichen Bahnen die ihnen die Hand Gottes vorgezeichnet. Und mit klaren Augen schauten sie herab auf das rastlose, friedlose Getriebe der Menschen. Wie nichtig und unbedeutend mögen ihnen die Leiden und Sorgen dieser armen irdischen Wesen vorkommen, die auf dieser kleinen Erde eine kurze Spanne auftauchen, um dann auf ewig ins Dunkel zurückzusinken!

War dies verschwindend kurze Leben es wirklich wert, daß sie so bitter um eine zerstörte Hoffnung trauerte? Sie bedeckte das Gesicht mit der Hand. Ach, die trostlose, düstere Zukunft schreckte sie, ihre ganze Natur sträubte sich dagegen.

Sie wandte sich vom Fenster ab und sank vor ihrem Bett auf die Knie den Kopf in die Decken wühlend. Wie ein Sturm durchrüttelte der Schmerz ihre Gestalt. Ihre Pulse flogen, ungestüm hämmerte das Blut in ihren Adern. Sie biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Nach einer Weile lehrte die heiße Blutwelle zu ihrem Herzen zurück und der Schmerz legte sich. Sie erhob sich schwanzend, und als sie sich etwas erholt, öffnete sie leise die Tür und ging mit unsicheren Schritten, sich an der Wand haltend, den Gang entlang, zum Vinzenz-Saale. Dort lehnte sie sich gegen den Türposten und schaute mit umflorten Augen durch die Glastür.

Die schlichte Feier war fast vorüber, soeben war die Bescherung beendet. Noch lag der Widerschein innerer Freude auf den meisten Gesichtern und manche verwiterte, gehauchte Wange war tränenfeucht. Es war ein rührendes Bild; jeder Standesunterschied war verwischt. Neben dem kranken Fabrikarbeiter saß der alte, vornehme Major, den Krüschhof gegen den Sessel gelehnt. Und dort die feingekleidete Dame trat eben zu dem armen, alten Mütterchen, das beseligt in ihrem neuen Gebetbuch mit den großen Buchstaben blätterte, um es mit ihr zu bewundern. Einige plauder-

ten zusammen, andere schauten schweigend in den Kerzenglanz. Eine blasse, junge Frau hielt die schmalen Hände im Schoß gefaltet. Sie dachte wohl an die Lieben daheim, die jetzt um den Christbaum standen und wohl von ihr sprachen. Gewiß, morgen würden sie alle kommen und glücklich sein, daß nun alle Gefahr vorüber.

Nah vor dem Baum standen ein paar kränkliche, abgemagerte Kinder. Die Puppe fest an sich drückend, betrachteten sie ondächtig die Krippengehalten. Die Schwester hatte den Fahrstuhl eines verkrüppelten Knaben, dem auch noch ein Bein amputiert war, nahe hinzugerollt, damit auch er das Christkind sehen konnte. Bei seinem Stuhl lehnte ein vor kurzem erblindetes Mädchen, die Augen weit geöffnet, als müsse wenigstens ein Schimmer des strahlenden Lichterbaumes in die erloschenen Augensterne fallen.

Hermine Walter sah das alles und ihre Züge wurden weicher. Wieviel Leid und Elend war doch hier zusammengekommen!

Unfern saßen ein paar ärmlich gekleidete Frauen, auf den verhärmten abgekehrten Gesichtern lag ein wehmütiger, kummervoller Ausdruck. Hermine kannte eine von ihnen. Es war die Lene, welche früher bei ihren Eltern gedient hatte, bis sie sich verheiratete. Ihr Mann war ein kräftiger Trunkenbold geworden, sie lebten in bitterster Armut. Er mißhandelte beständig seine Frau und verließ sie schließlich, nachdem er sie halbtot geschlagen. Die Ärmste fand Aufnahme im Hospital. Und wenn sie genesen, würde sie wieder in ihr Elend zurückkehren müssen. Aber wohin? Die Kinder waren im Waisenhaus, der Mann in die weite Welt hinaus, das Häuschen gepfändet.

Hermine Walters Herz schwoll vor Mitleid. Wieviele gab es doch, die mehr litten wie sie! Sie hatte wenigstens immer, wohin sie ihr Haupt legen konnte, sie würde nicht Hunger, Kälte und Entbehrungen zu leiden haben! — Mit welchem Rechte also machte sie sich an, sich gegen Gott aufzulehnen!?

Unnen ertönte ein Glockenzeichen. Eine Schwester prälu-dierte auf dem Harmonium und stimmte das Schlußlied an. Und von allen Lippen klang es: „Ehre sei Gott in der Höhe Friede den Menschen auf Erden . . .“

Da schmolz die harte Rinde ihres Stolzes und Trostes! Wie die warme Flut die Eiskruste durchbricht, so auch es heiß aus ihren Augen und die großen Tränen rollten über ihre Wangen — die ersten, seitdem das Unglück sie getroffen. „Friede auf Erden!“

Die Oberin schaute zufällig auf und bemerkte sie. Schnell öffnete sie die Türe, trat stübend näher und führte die wallenlos Kolaende zu einem Sessel. Sie sagte kein Wort, aber einen freundlichen Blick sandte sie zur Krippe.

„Gott sei Dank“ dachte sie, „nun wird alles gut. Ihre Seele war schlummer krank als ihr Körper, nun wird sie Ruhe und Frieden finden.“

Unschuldig.

Eine Weihnachtserzählung von Friedrich Overmann, (Düsseldorf).

1.

„Mutter, ich bin kalt.“

„Geh' etwas an den Ofen mein Junge; dort ist es wärmer.“

Eine arme, abgehärmte, blass Frau sagt's mit müder Stimme zu ihrem fünfjährigen Söhnchen. Gehorsam verläßt der Kleine seinen Platz am Fenster, wo er sich bemüht hatte die Eisblumen an demselben durch Anhauchen aufzutauen. Er geht durch die ärmlich eingerichtete Stube, die Wohn- und Schlafzimmer zugleich ist, zu dem Ofen, wo er seine kleinen, vor Kälte roten Händchen gegen hält. Aber ach, es dauert lange, ehe das Kerlchen sich an dem kleinen Feuerchen, welches schwach im Ofen glimmt, erwärmt hat.

Doch Kinder haben nirgendwo lange Ruhe. Bald lockt ein Geräusch auf der Straße den Kleinen wieder ans Fenster. Von neuem versucht er, die Eisblumen fortzutauen. Endlich hat er sich einen kleinen Ausguck verschafft, durch den er auf die Straße sehen kann. Dort fahren Fuhrwerke aller Art vorbei. Leute eilen hin und her, sie alle haben rote Nasenspitzen.

Su — draußen muß es noch kälter sein wie hier drinnen. Darum sind auch keine Kinder auf der Straße, mit denen er spielen kann. Die sitzen jetzt alle in warmen Zimmern, wie der Karl von drüben. Dort war's gestern schon warm, der Ofen dort hatte auch ganz rote Backen. An den Fenstern waren keine Eisblumen, man konnte so schön auf die Straße sehen. Und so schöne Spielsachen hatte der Karl da drüben. So ein großes Pferd mit richtigen Haaren, während sein kleines Pferdchen nicht einmal mehr einen Schwanz hat, und die Ohren sind auch tot. Und morgen ist Weihnachten, ob er dann wohl ein neues Pferd vom Christkindchen bekommt. Gerne möchte er die Mutter fragen, aber die weint dann sicher wieder.

Diese Gedanken ziehen durch den kindlichen Sinn des Knaben, indessen seine Mutter fleißig nähend an der Nähmaschine sitzt. Die Hemden sollte sie schon gestern abliefern, die jetzt noch nicht ganz fertig sind. Rascher jagt die Nadel der Maschine durch das Leinen, kaum vermögen die kalten Hände der Frau den Stoff zu führen.

„Mutter, mich friert; es ist so kalt hier!“

Vom Fenster kommt der Kleiner her und schmiegt sich, Wärme suchend, an seine Mutter, die ihre Maschine anhält und den Knaben jetzt an sich preßt.

„Mutter, weißt du auch, was ich gestern Nacht gesehen habe?“

„Was denn, mein Junge?“

„Lust du auch gar nicht weinen, wenn ich es dir sage?“

„Nein, sprich nur Otto.“

„Diese Nacht sah ich einen schönen Weihnachtsbaum hier im Zimmer und viele Lichter waren dran, und ganz hell war's hier. Da kam der Vater herein und brachte mir ein schönes Pferd, dir gab er einen Kuß wie er's sonst immer tat. Vom Christkindchen, sagte er, war' das Pferd.“

„Da hast du geträumt, Otto!“

„Ja Mutter, geträumt; aber jetzt weinst du schon wieder.“

„Nein — nein, mein Junge — warte, ich will etwas Kohlen holen, es ist kalt hier, du frierst ja.“

Mit müden Schritten geht die Frau an den Schrank und nimmt aus einem Schächtelchen ein paar Nidel, die legt, wofür sie die Kohlen holen geht.

Bald hat das Feuer im Ofen neue Nahrung, lustig flackert es auf und wärmer wird's im Zimmer. Die Eis-

blumen verschwinden von den Fenstern, interessiert schaut der kleine Otto hinaus. Die Mutter aber sitzt wieder an der Nähmaschine, Tränen fallen auf ihre Arbeit, Tränen des Stummers, des schweren Leides. Tränen, die sie Tag für Tag weint, nicht ihrer eigenen Not wegen, sondern um das Schicksal des geliebten Gatten. Denn daran nur denkt sie jeden Tag, jede Stunde.

Vor etwa sieben Jahren war's gewesen, als der damals 23jährige Kaufmann Rudolf Beder, sie die 22jährige, geheiratet hatte. Beide waren elternlos gewesen und hatten sich gefreut, als sie sich im eigenen Heim sich eine Heimat gegründet hatten.

Jung und gesund waren sie, das, was die Leute ein schönes Paar zu nennen pflegten. Jahre voll köstlichen Glückes erlebten sie, welches durch die Geburt eines Knaben, den sie als ein kostbares Geschenk des Himmels betrachteten erhöht wurde.

Kurze Zeit nach der Geburt des Knaben bot man Beder eine Kasiererstelle in einem großen Geschäft an. Da der Posten sehr bedeutende Vorteile bot, griff er zu, für die erforderliche Kaution gab er seine Ersparnisse.

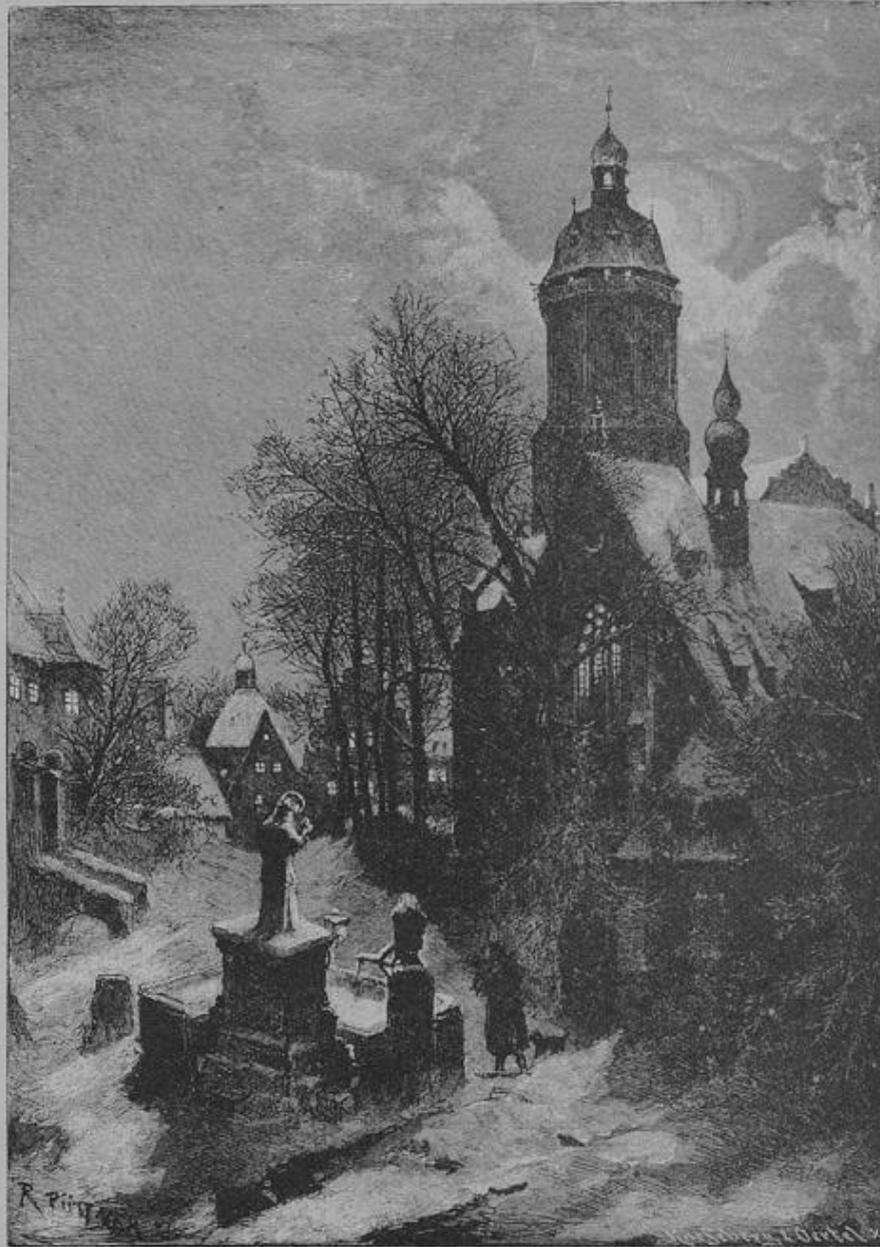
Einige Jahre schon füllte Rudolf Beder seine Stellung zur vollsten Zufriedenheit seines Chefs, des stromerzientratens Braun, aus. Da brach, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, das Unglück plötzlich über ihn herein, welches all seine Hoffnungen, sein Glück, seine Zukunft mit einem Schlage vernichtete.

Eines Morgens fand Beder, daß in seiner Kasse ein sehr großer Betrag fehlte.

Eine große Aufregung bemächtigte sich seiner und der sonst so sichere und ruhige Mann trug bei der sofort eingeleiteten Untersuchung ein so zerfahrenes Wesen

zur Schau, daß der Verdacht unwillkürlich auf ihn selbst fiel, zumal die Kasse und die Schloßer derselben keine Spur von gewalttätiger Deffnung aufwiesen.

Weitere Umstände verdächtigten Rudolf Beder so sehr, daß er sogleich in Haft genommen wurde. Es gelang ihm nicht, seine Unschuld zu beweisen. Und wenn er auch in der nun folgenden Gerichtsverhandlung in würdevoller, männlicher Haltung jede Schuld bestritt, so wurde er doch wegen Unterschlagung ihm anvertrauten Gutes zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Da man nichts von dem



Christnacht. Von R. Büttner.



„Stille Nacht — heilige Nacht!“ Nach einem Gemälde von D. Singner.

verschwundenen Gelde bei ihm fand, glaubte der Vertreter der Anklage annehmen zu dürfen, Becker habe dasselbe auf die Seite gebracht, um später die Frucht seiner Handlung zu genießen. Das ihm allseitig ausgestellte gute Leumundszeugnis konnte ihn nicht retten.

So mußte Rudolf Becker ins Gefängnis wandern, seine Kaution wurde seinem Chef als Entschädigung zugesprochen.

Eine schwere Zeit folgte nun für Frau Becker. Schen zog sie sich von aller Welt zurück. Dann warf sie eine Krankheit darnieder, die ihr ganzes bißchen Habe und ihre Wohnungseinrichtung, von der sie ein Stück nach dem anderen verkaufen mußte, aufzehrte. Als sie sich endlich wieder erholt hatte, richtete sie sich in einem Hause, im billigen Arbeiterviertel, ein Zimmer ein und suchte den Lebensunterhalt für sich und ihren Sohn durch Nähen zu verdienen. Leider aber ging das sehr schlecht; da sie jetzt viel tränkete, kam sie mit der Arbeit nicht recht voran und so fehlte es oft am Nötigsten.

Ein ferner Verwandter ihrer Mutter, der wohl ein großes Vermögen besaß, aber keinen Glauben, hatte ihr mit ihrem Sohne ein Heim bei sich angeboten. Da aber daran die Bedingung geknüpft war, daß sie sich von ihrem Gatten scheiden lassen und dessen „unehrlichen“ Namen ablegen sollte, hatte Frau Becker das Anerbieten rundweg, fast entrüstet, zurückgewiesen.

Das Band durch welches der Kirche Segen sie mit ihrem Manne verbunden hatte, galt ihr selbstverständlich als unschlagbar. Aber sie glaubte auch gar nicht an die Schuld ihres Gatten ihr Vertrauen ihre Liebe zu ihm war nicht zu erschüttern. Mochte kommen, was da wollte.

2.

Kommerzienrat Braun saß mit seiner Gattin und Tochter beim Morgenkaffee.

Man sah es sogleich an der Meldung der Damen, daß die Familie in Trauer war. Des Kommerzienrats hohe Stirn zeigte eine Falte mehr wie früher. Ein untrügliches Zeichen daß ihn der Tod seines einzigen Sohnes des Erben seines Geschäfts, der vor einigen Wochen als Offizier im Kampfe mit den Hereros gefallen war, sehr angegriffen hatte.

Die Kommerzienrätin bemerkte, wie ihr Gatte des öfteren zur Tür sah er vermehrte die Morgenpost die er sonst schon immer vorfand. Die alte Dame sagte daher:

„Der Briefbote hat heute schon über eine halbe Stunde Verspätung wie das nur kommen mag?“

„Dafür gibt es eine einfache Erklärung“ erwiderte der Kommerzienrat: „morgen ist Weihnachten da verspricht alle Welt „Kestartukarten“, wodurch die Postboten viel mehr Bestellungen haben.“

In diesem Augenblicke brachte ein Diener die Postkassen herein die er seinem Herrn überreichte. Dieser sortierte die Post sogleich und gab Gattin und Tochter die für sie bestimmten Sachen.

Er selbst griff dann zuerst nach einem mit dem Stempel „Windhut“ versehenen Briefe, öffnete denselben schnell und zog ein Schreiben mit einem verschlossenen zweiten Briefe hervor.

Zunächst las er das erste Schreiben und öffnete dann erstaunt den eingefalteten Brief, der die Schriftzüge seines Sohnes trug. Sein Gesichtsausdruck wurde beim Lesen dieses Schreibens immer gespannter, dann wurde er dunkelrot die Adern auf seiner Stirn schwellen an, seine Mundwinkel zuckten.

Nun er zu Ende gelesen hatte, sprang er so heftig vom Tische auf daß sein Stuhl hintenüber flog. Ohne ihn aufzuheben, ging der Kommerzienrat einige Male mit harten Schritten im Zimmer auf und ab, trat dann ans Fenster und las den Brief noch einmal.

Mutter und Tochter hatten den Hausherrn angstvoll angesehen, doch wagten sie es nicht, ihn etwas zu fragen.

Da kam ein dumpfes Stöhnen vom Fenster her. Mit der Faust zerknitterte der Kommerzienrat die Briefblätter und ging dann schnell hinaus.

„Was hat Papa?“ Nie sah ich ihn so verstört,“ frug Elisabeth Braun ihre Mutter, indem sie den umgefallenen Stuhl aufhob.

„Ich weiß es nicht, aber ich will sogleich nachsehen.“

Die Kommerzienrätin erhob sich und folgte ihrem Gatten, den sie drüben in seinem Arbeitszimmer fand. Er saß

in Gedanken versunken vor seinem Schreibtisch und zog in großen schnellen Zügen an einer Zigarre. Das war das sichere Zeichen, daß der Kommerzienrat eine große Aufregung zu bekämpfen suchte. Als er jetzt seine Gattin eintreten hörte, schaute er garnicht auf. Diese trat zu ihm heran und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Was ist geschehen, Paul, bekamst du unangenehme Nachrichten?“

Eine dicke blaue Wolke stieg schnell empor, aber eine Antwort erhielt die Kommerzienrätin nicht.

„So antworte mir doch, Paul; oder darf ich nicht wissen, was der Brief enthält?“

Da räusperte sich der Kommerzienrat, blies eine weitere Wolke in die Luft und sagte:

„Doch — doch; du mußt es ja wissen, obgleich ich's garnicht sagen mag. Aber andere müssen es ja auch erfahren.“

„Ist es denn so etwas Unangenehmes?“

„Ach, wenn es nur unangenehm wäre. Traurig ist es, schlimm ich weiß nicht wie ich's nennen soll — doch — eine Schande ist es. Eine Schande des eigenen Sohnes, des toten Sohnes, ach — es ist traurig.“

„So erkläre dich doch näher, unser Edmund soll uns Schande bereiten haben?“

„Ja — ja — so ist es!“

„Aber was tat er denn?“

„Er hat damals die große Summe aus der Geschäftskasse entwendet und dadurch einen Unschuldigen ins Gefängnis gebracht.“

„Das ist nicht wahr, das ist Lüge; wer behauptet das?“

„Leider ist es keine Lüge. Edmund bekennt selbst seine Schuld. Ach, ich habe es im Geheimen immer gefürchtet. Da lies.“

Die Kommerzienrätin nahm das Schreiben und las: „Lieber Vater!

Sogleich unternehmen wir einen Aufklärungsritt gegen den Feind. Es ist eine schwere Aufgabe, von allen Seiten droht uns Gefahr und ich habe das bestimmte Gefühl, daß ich den nächsten Tag nicht mehr erleben werde. Es drängt mich daher dir eine Schuld zu gestehen, die mich aus der Heimat fort in den Kampf getrieben hat.

Als ich vor zwei Jahren wieder einmal Schulden gemacht hatte, wagte ich nicht dir dieselben zu gestehen, nachdem du erst kurze Zeit vorher eine große Summe für mich bezahlt und mir auf das bestimmteste versichert hattest, daß du nun nichts mehr für mich bezahlen werdest.

Da fand ich eines Tages deinen Privatkassenschrank offen, doch nur wenig Geld war darin, aber dafür fand ich die zweiten Schlüssel des Geschäftskassenschrankes. Ich nahm sie und die Gelegenheit war mir günstig aus diesem die große Summe zu entwenden. Der Verdacht fiel auf deinen Kassierer Becker und während er in's Gefängnis kam, bezahlte ich mit dem gestohlenen Gelde meine Schulden.

Zwar hat nach der Tat mein Gewissen mir keine Ruhe gelassen, aber ich hatte nicht den Mut meine Schuld zu gestehen. Doch jetzt wo ich dem Tod, auf den ich mich sogleich vorbereitet habe, bald in's Auge sehen werde, gestehe ich dir meine Schuld und flehe dich um Vergebung an. Dann aber bitte ich dich dringend, sogleich nach Erhalt dieses Bekenntnisses, ob ich noch lebe oder nicht, die Freilassung des unschuldigen Kassierers zu bewirken.

Es wird zum Ausbruch gelassen.

Leb wohl teurer Vater, vergib mir. Grüße die Mutter und Schwester.

Dein Sohn Edmund Braun.“

Die Kommerzienrätin sank laut aufschluchzend in einen Sessel.

„Ach der arme Junge, der arme Junge; was muß er gelitten haben. Warum drohst du auch keine deiner Schulden mehr zu bezahlen. Er wäre dann zu dir gekommen und hätte das Geld von dir erbeten, er brauchte es sich dann nicht zu nehmen. Nun hat's ihn in den Krieg, in den Tod getrieben. Seine Schuld war doch garnicht so groß.“

„Sage das nicht; ein Unschuldiger sitzt seitwegen bereits zwei Jahre im Gefängnis. Doch was jögere ich noch; ich muß eilen, damit Rudolf Becker befreit wird.“

„Was wird geschehen müssen?“

„Ich werde dem Richter wohl Edmunds Bekenntnis vorlegen müssen.“

„Das geht nicht, Edmunds Andenken wäre geschändet und die Ehre unseres Namens wäre dahin. Nein, das darf nicht sein!“

„Nicht — gilt dir denn die Ehre des armen Unschuldigen

nichts? Da, lies den Brief des Militärgeistlichen der Schutztruppe, der Edmund in seinen letzten Stunden beigestanden und dem er sein Verbleiben zur Versorgung übergeben hat. Der Herr schreibt ausdrücklich, daß Edmund ihn in letzter Stunde noch inständigst gebeten habe, mir seine in dem Briefe enthaltene Bitte zur sofortigen Ausführung zu empfehlen. Und das will ich sogleich tun."

Der Kommerzienrat schellte, ein Diener erschien.
"Schnell meinen Wagen; und dann telephonieren Sie an Rechtsanwalt Janssen, daß ich sogleich hinfame um in einer sehr dringenden Sache Rücksprache mit ihm zu nehmen."

Der Diener entfernte sich um den Auftrag auszuführen. Der Kommerzienrat wandte sich wieder an seine Gattin.

"Sei vernünftig Traute; denke an die arme Familie, die Edmunds Schuld in tiefes Unglück stieß."

"Du hast Recht, Paul; eile den Unschuldigen zu befreien, ich will indessen überlegen, wie wir Edmunds Schuld sühnen können."

Der Kommerzienrat küßte seine Gattin, dann eilte er schnell zum Wagen. — — —

Kaum zwei Stunden später hielt der Gefängnisdirektor eine amtliche Depesche in Händen, die Rudolf Beckers sofortige Freilassung anordnete. Eine gleichzeitige telegraphische Postanweisung brachte dem armen Unschuldigen einen größeren Betrag für Reisegeld.

3.

Nun war der heilige Abend da. Die Glocken der Kirchen läuteten das heilige Weihnachtsfest ein.

Frau Becker war gerade nach Hause gekommen. Sie hatte ihre Arbeit abgeliefert und für den Lohn einige nötige Einkäufe gemacht. Nun war ihr kaum eine Mark für das Weihnachtsfest übrig geblieben.

Seufzend zündete die arme Frau die Lampe an. Sie gedachte ihres armen Mannes, der jetzt schon zum zweiten Male das Weihnachtsfest im Gefängnis verbringen mußte. Da sank sie auf die Knie und betete inbrünstig zum allmächtigen Vater da oben für den armen Unschuldigen.

Das Gebet schien sie getrübt zu haben, sie erhob sich, trocknete ihre Tränen und holte bei den Nachbarnsleuten ihr Söhnchen, welches sie diesen für die Zeit ihres Ausganges anvertraut hatte.

Als beide dann ihr ärmliches Abendbrot aßen, klopfte es auf einmal an die Türe. Auf das erstaunte „Herein“ der Frau Becker trat ein ganz weiß beschneiter Mann ein. Und ehe die beiden noch ein Wort sagen konnten, stellte er einen fertig geschmückten kleinen Weihnachtsbaum auf den Tisch, schob dem kleinen Otto, welcher der weißen Gestalt, die ja wie ein richtiger Weihnachtsmann aussah, erschrocken zuschaute, einen verpackten Gegenstand hin, drückte Frau Becker ein Briefchen in die Hand und sagte:

„Einen Gruß vom Christkindchen!“

Dann verschwand er so schnell, wie er gekommen war. Was bedeutete das. Wortlos drehte Frau Becker das Briefchen in den Händen, während der kleine Otto unter lautem Jubel aus dem verpackten Gegenstande ein schönes Pferdchen heraus schälte.

Dann öffnete auch Frau Becker den Brief. Da wurde sie blaß, dann rot und wieder blaß. Was war das, noch einmal sah sie die wenigen Zellen:

„Meine liebe Anna! Bin soeben plötzlich aus dem Gefängnis entlassen worden, meine Unschuld scheint erwiesen. Gleich bin ich bei dir und unserem Otto. Dein Rudolf.“

Das arme Weib stöhnte laut auf, wollte sich da noch jemand einen Scherz mit ihr erlauben. Aber nein, das konnte ja nicht sein, das war ja ihres Mannes Schrift.

Neben dem kleinen Otto und seinem Pferdchen sank sie auf die Knie. Ein heißes Dankgebet stieg zum Himmel auf, dann preßte sie den Knaben an sich:

„Otto, mein Junge; der Vater kommt gleich!“

Erstaunt sah der Knabe zu ihr auf.

„Stehst du, das hab ich ja geträumt, auch mit dem Baum das ist richtig und dem Pferd.“

Unbemerkt hatte sich die Tür geöffnet, auf der Schwelle stand ein großer Mann. Einen Augenblick betrachtete er das rührende Bild, dann schritt er schnell auf die beiden zu.

„Anna, mein liebes Weib; Otto, mein lieber Junge!“

Mit lautem Jubelruf legen sich die Wiedervereinten in den Armen.

Der Weihnachts-Ball.

Humoreske von Adolf Thiele.

Nachdruck verboten.

Man saß mitten im Weihnachtsfeste drinnen.

Nach jener geschäftigen Vorbereitungszeit, wo die männlichen Familienglieder mit offenen Augen die Arbeiten nicht sehen, die man bei ihrem Nahen sofort eskrimiert, und wo die Gattinnen bei abendlichen Spazieraügen die Gatten mit großer Gewandtheit vor die größten Schaufenstern zu dirigieren wissen, nach dieser Vorbereitungszeit war der heilige Abend herangerommen mit Lichterglan und Tannengrün, mit freudigen Ueberraschungen und lachenden Gesichtern, dann folgte der erste Feiertag mit seiner stillen Heiterkeit, den Familien- und Freundschaftsbesucher — mußte man doch sehen, was den anderen beschied worden war — und heute, am zweiten Feiertage, sollte nun, guter Sitte entsprechend, der Weihnachtsball abgehalten werden. Den Familienfreunden folgten die gesellschaftlichen Freuden. Und so ein Ball ist ja stets etwas Schönes, Reizvolles, zumal für ein frisches, blühendes Mädchen, wie es Erna war.

Erna hatte heute einen strategischen Fehler begangen, sie hatte, durch Besucher verhindert, die Balltoilette etwas zu spät begonnen und, nun sollte abends alles schneller gehen, und alles ging verkehrt. Nein, es war nicht zum Aussehen, schien es doch, als wären Geisterhände mit im Spiel, die gerade im Moment, wo die verschiedenen Bäder, Schleisen und Blumen gebraucht wurden, diese heimtücklich entfernten. Erna mühte sich ab, doch es ging nur langsam vorwärts, es war gerade wie im Traume, wo man die Füße nicht zu bewegen vermag.

Als Erna ihr Ballkleid angelegt hatte, gestattete die Mutter, daß Vetter Otto, der beide Damen zum Ball begleiten wollte, eintrat.

Der galante Vetter flüsterte seinem Cousinchen in einem Augenblicke, als sich die Mutter entfernt hatte, mit aufrichtiger Bewunderung die Worte zu: „Wie schön du bist, Erna!“

Das Cousinchen hätte nicht dem weiblichen Geschlechte angehören müssen, wenn sie nicht diesen Ausdruck von Euldiung abgewehrt hätte, um ihn gleich darauf nochmals zu hören.

„Kann ich dir helfen, Erna?“ fragte der dienstbestifene Vetter und suchte nach Kräften seine durch die vielen kleinen Mißbilligkeiten schon halb verwirrte Cousine zu unterstützen.

Allen Fatalitäten wurde aber die Krone aufgesetzt, als Erna jetzt plötzlich ihre weißen Ballschuhe vermißte.

Cousin Otto suchte in allen Winkeln, und je betrübter Ernas Gesicht wurde, desto größer wurde sein Eifer. Alles half aber nichts, die Ballschuhe waren und blieben verschwunden.

„Warte, ich will versuchen, irgendwo ein Paar anzutreiben!“ rief Otto und eilte davon.

Nach einiger Zeit kehrte er mit niedergeschlagener Miene zurück: Die Geschäfte waren ja natürlich geschlossen, und es war ihm nicht gelungen, bei Bekannten ein Paar zu leihen.

„Aber ich kann doch nicht in schwarzen Schnürschuhen gehen!“ jammerte Erna.

Das half jedoch nun alles nichts, einer der Kobolde, wie sich schon am Abend unnütz gemacht hatten, schien die Schuhe verschleppt zu haben.

Erna konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, weinend ging sie in ihr Zimmer und zog den Ballstaat hastig aus, ohne auf die Trostesworte zu hören, die ihr Otto, durch die Tür zurief.

Der mitleidvolle Vetter wollte nun den Ball ebenfalls nicht besuchen, wurde aber, zumal Erna nicht wieder sichtbar wurde, von den Eltern der trauernden Jungfer veranlaßt, dieses unnütze Opfer nicht zu bringen.

Mit traurigem Gesicht ging dann der liebenswürdige Vetter davon.

Die Jugend tröstet sich schnell, und so sehen wir denn am Tage darauf, den fröhliche Gemüter den dritten Feiertag nennen, Erna auf dem Eise beim Schlittschuhlaufen. War das denn nicht Otto, der dort soeben einen schönen Logen schnitt? Richtig, in einer prächtigen Kurve kam er schneidig daher, sein Antlitz strahlte von Heiterkeit und Frische, und er bot seiner Cousine herzlichen Gruß.

„Nun, Erna, hast du deinen Kummer verschlafen?“ so fragte er.

Erna sah ihn vorwurfsvoll an. „Du hast dich natürlich gut amüsiert?“ fragte sie schmolend.

„Na, es geht,“ erwiderte er, „ich mußte immer an jenen und denken, der nicht dort war. Und nachher,“ fuhr er ruhig fort, „kann ich dir auch deine Ballschuhe zurückgeben. Sie stecken in meinem Ueberzieher, den ich dort,“ er wies auf den Garderoberraum am Ufer, „abgegeben habe.“

„Meine Ballschuhe?“ fragte Erna, aufs höchste erstaunt. „Ja, wo hast du denn sie gefunden?“

„In meiner Fracktasche!“

„In deiner Fracktasche? Wie kann man denn ein Paar Ballschuhe aus Versehen einstecken?“

„Aus Versehen? Keine Idee! Mit Absicht!“

„Mit Absicht? Wie soll ich das verstehen? Du hast sie absichtlich eingesteckt?“

„Kommi, Erna!“ sagte Otto, indem er ihr die Hände zu gemeinsamem Laufe bot, „ich will dir das erklären.“

Beide liefen an eine stillere Stelle der gewaltigen Eisfläche, und unterwegs flüsterte Otto der Erstaunten zu: „Was meinst du, wer auch auf dem Ball war? Ein Bekannter von dir!“

„Nun, wer denn,“ sagte sie gespannt. „Herr — Wuzler!“

„Du — na, da bin ich froh, daß ich nicht dort war!“

„Nicht wahr? Er erkundigte sich auch nach dir. Es war ja sein letzter Ball, den er hier vor seiner Abreise mitmachte, und du weißt vielleicht, daß dein Papa es sehr oern gesehen hätte, wenn du den Ball besucht hättest?“

„Ach, was du sagst!“ rief Erna erschreckt. „Das ist ja entsetzlich!“

„Und, liebe Erna, als mich Herr Wuzler fragte, warum du denn nicht gekommen wärest, weißt du, was ich ihm da gesagt habe?“

„Nun, was denn, du Bösewicht?“ fragte Erna halb lächelnd.

„Ich sagte ihm, du hättest plötzlich Kopfschmerzen bekommen, als du zufällig gehört hättest, er käme auch zum Ball.“

„Du bist doch ein ganz unverschämter Schwindler!“ rief Erna mit gut gespielter Entrüstung.

Beide waren stehen geblieben, und Otto verbeugte sich. „Herzlichen Dank für diese lebenswürdigen“ Worte! jagte er. „Wenn Sie wieder was brauchen . . .“

„Ein Schwindler bist du!“ rief Erna aus. „Wie du die Schuhe gesucht hast, und dabei hattest du sie in der Fracktasche! Eine solche Heuchelei ist doch unerhört!“

„Gnädiges Fräulein erweisen mir zuviel Ehre!“ sagte Otto lachend. „Der schöne Heiratsplan, den dein Papa entworfen hatte, ist nun freilich ins Wasser gefallen, denn Herr Wuzler reist, wie ich bestimmt erfahren habe, morgen ab!“

In diesem Augenblicke begannen die Glocken in der Stadt zu läuten, klar und rein tönten die tiefen, feierlichen Klänge durch die Winterluft.

Die beiden schwiegen.

Nach einer Weile ergriff Otto Ernas Hand, die sie ihm gern ließ.

„Liebste, Süße! flüsterte er. „Und morgen trifft auch mein Papa hier ein, ich denke, er wird mit deinem Papa ein ernstes Wort reden!“

Erna drückte ihm die Hand, und Otto fragte: „Was sagst du nun zu den versteckten Ballschuhen?“

Erna überlegte. „Weihnachten brachte ja manche Ueber- raschung,“ sagte sie dann mit Lächeln, „aber du, liebe — Schwindler, hast mir damit doch die schönste — Weihnachts- überraschung gemacht!“

Und das glückliche Paar glitt weiter über die spiegelnde Fläche dahin, aber die Vögel wollten nicht mehr so recht gelingen, die beiden sahen sich zu oft in die Augen, und das taugt nicht viel beim Schlittschuhlaufen!



Für die Kinderwelt.

Der Mann im Monde.

Von J. Abram.

Kennst du die Geschichte von dem Mann im Monde? Ach so, du weißt gar nicht, daß ein Mann im Monde ist? Nun, dann schau einmal in die volle Mondscheibe, und du wirst ein Gesicht sehen, welches auf dich, je nachdem du brav oder schlimm bist, freundlich oder böse herabblickt. Brave Kinder schaut er mit einem solchen freundlichen Gesichte, schlimme mit einem mürrischen an.

Wie das Gesicht hineingekommen ist? Das ist bald erzählt. Gib also acht, mein kleiner Astronom! — Da war einmal ein so neugieriges Büblein wie du; ein Lopsacker, der überall hineingreifen mußte, wo es etwas zu naschen gab, ein Baumkletterer, dem nichts zu hoch war, namentlich wenn er beim Hinaufsteigen Aeste oder Sprossen benützen konnte.

Da kam er eines schönen Abends an einer Leiter vorüber, die ein Rauchfanglehrer in der Eile an die Mondsichel gelehnt hatte. Flugs war unser Büblein auf der ersten Sprosse, dann auf der zweiten, dritten . . . und so fort, bis es endlich ganz oben anlangte. Hui, la war es lustig.

Als kühner Reiter aus dem Spielzimmer setzte es sich sofort rittlings auf das silberne Mondkissen und tummelte es wie ein Gutschyferd auf und ab. Ach, das war himmlisch schön, so hoch war es noch nie gewesen! Endlich wurde es hungrig und müde, als es aber wieder herabsteigen wollte, fand es die Leiter nicht mehr. Der Kaminfeger hatte sie weggenommen und war damit über alle

Berge. Nun mußte das arme Büblein auf dem kalten Monde bleiben, und es war nur ein Glück, daß es recht warme Kleider auf dem Leibe hatte.

Mit der Zeit ist aber aus dem Büblein ein Mann geworden, dem es in seiner lustigen Residenz recht gut zu gefallen und wohl zu gehen schien, denn er lachte allabendlich in stiller Zufriedenheit mit seinen vollen Backen auf die sich sorgende Menschheit herab, ließ sich von bissigen Kettenhunden besingen, guckte in jedes Fensterlein und konnte so seine Neugierde über alle Mäßen stillen. Aber es machte ihm endlich keine rechte Freude mehr, denn er konnte nichts weiter erzählen, weil er eben der einzige Bewohner des Mondes ist. So hat er nun das Reden gänzlich verlernt, deshalb heißt es auch in dem schönen Liede: „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin.“

*

Aus der Kinderstube.

Mama, das Brüderchen ist ja schon groß,
Warum hältst du es immer noch auf dem Schoß?
Hier unten bei mir ist es nicht so warm
Als wie dort oben, in deinem Arm!
Ach und die Püppchen, klein und groß,
Wir sähen auch gern auf deinem Schoß,
Ach, nimm uns hinauf, wir bitten schön —
Probier' es doch nur, es wird schon gehn!

Inhalts-Verzeichnis für das Jahr 1909.

	Seite		Seite		Seite
I. Grössere Erzählungen.					
Die Ahnungen von Marienwalde. Von Theo Lieferth	30	Die Mühle. Von Hil. Zettgast	370	Eine Hochzeit kultivierter Eingeborener	156
Bertrud. Novelle v. Melati v. Java	106	Die interessante Miß. Von G. Persich	373	Zwei Töchter des Kaisers von Japan	185
Nur eine Nachschrift. Novelle von Cl. Borges	188	Schneller Entschluß. V. O. v. Briesen	381	Eine 125jährige bulgarische Bäuerin	211
Nach dem Sturm. Von Emil Frank	257	Unsere Töchter. Von Maria Limburg	382	Kollschuhläufer in Berlin	212
Eine Verwechslung. Von Cl. Borges	329	Mit Willen dein eigen	393	Zu den Wallensteinfestspielen in Eger	273
II. Kurze Geschichten, Skizzen und Charakterzeichnungen.					
Sylvesternacht. Von J. Fichtner	2	Christkindleins Gaben	397	Die türkische Sonderkommission	372
Die rote Tinktur. Von L. Bentlage	4	Und Friede auf Erden	410	Die Parforcejagden des kaiserlichen Hofes	377
Zwei Klüße. Von Belten-Heermann	9	Unschuldig	411	Aus dem Berliner Straßentleben	385
Der vorwichtige Schüler. Von Dr. C. Bentlage	14	III. Humoristische Erzählungen.			
Berta. Von Johann Tenge	17	Eine gute Lehre. Humoristische Skizze von einem Studenten	19	Die erste Frau in einem europäischen Parlament	405
Die Kronenschlange. Sage von Dr. C. Bentlage	42	Der geippte Prahlhans. Von Walter West	26	D. Ansichten von Städten, Bau- und Kunstdenkmälern.	
Der Zweikampf in der Küche. Von J. Schmidt	22	Eine Landpartie. Humoreske von L. Felten-Heermann	38	Peking	12
Keine Wäsche. Von J. Fichtner	30	Das große Los. Humoreske von F. Overmann	243	Eugen-Nichter Gedenturm in Hagen	17
Wie Meyer berührt wurde. Von P. Hartmann	56	Zu Befehl, Herr Oberst. Militärhumoreske von J. Tenge	246	Die 3 Wandgemälde im Reichstage	20
Eine Nacht auf der Polizeiwache. Von J. Tenge	51	Der Herr Professor. Humoristische Erzählung von A. Zerfall	249	Eine sinkende Stadt	21
Verlassen. Skizze von Fichtner	60	Auf Vorposten. Heitere Manövererinnerung von R. Becker	251	Schloß Stolzenfels am Rhein	26
Wie Onkel Theodor uns besuchte. Aut. Uebersetzung aus „Tit Bits“ von Teut Obach	69	Die Kranken Schwester. Kriminalnovellette von W. Schön	286	Messina	31
Vom Leben und Lieben. Skizze von C. Frank	77	Herr Dränger in Nöten	319	Königliche Bibliothek in Berlin	81
Ein Töpel. Skizze v. C. Steinhäuser	84	Der Rechvogel. Humoristische Skizze von C. Frank	340	Kirche und Geschäftshaus	85
Ein Abenteuer in Mexiko. V. Dr. B.	86	Vorbeigelungen. Humoreske von Adolf Thiele	390	Hölzernes Dorf in Messina	89
Wer hat recht? Von Emil Frank	93	Der Weihnachtsball	415	Die bairische Stadt Eichstätt	101
Der Lebensretter. Von Dr. J. J.	101	IV. Gedichte.			
Er kann nicht. Skizze von F. W. Schön-Schön	102	Ostern. Von Herm. Steinhausen	113	Die Strecke der Fernschnellbahn	220
Alta Moorland. Von H. Gisberts	174	Pfingsten. Von Herm. Steinhausen	169	Der Zentralbahnhof der Großstadt	221
Komödie des Schicksals. Novelle von F. Tilger	197	Weihnachten	409	Das Glodenspielhaus in Graz	229
Die Moskowitterin. Novelle von G. Persich	212	V. Illustrationen			
Rosenketten. Von Hans Gisbert	220	A. Genrebilder.			
Geführt. Erzählt. von F. Overmann	227	Neujahrstrio	1	Das Heim der preussischen Gesandtschaft beim Vatikan	235
Marion. Novelle von M. Brungs	233	Wintergäste	29	Die norwegische Stadt Alesund	249
Auf der Landstraße. Von A. Zerfall	234	Das N-B-C	109	Fürst Bülow's Villa i. Klein-Flottbeck	265
An der Schwarzdornhecke. Von W. von Ahlbach	237	Die Blütezeit	173	Fort Montjuich bei Barcelona	284
Der Apfel und seine Wirkung auf die Gesundheit. Studie von Dr. Klein	238	Großmutter's Freude	194	Die Zeppelin-Ballonhalle in Köln	284
Heimkehr. Von Rich. Veder	241	Berschwähnte Freundschaft	213	Brücke über die Mosel	305
Burg Liebenstein und Steinfels. Von J. Voës	254	Abendfrieden	245	Kathedrale in Mexiko	309
Die Repetieruhr. Von F. Overmann	261	Liebe macht blind	253	Gedenkstein bei Künersdorf	309
Elburg-Lower. V. Werner Schmidt-Gilbed	270	Guten Morgen	257	Straße in Osaka	333
Ein Freibillett. Erzählung aus der franz. Revolution von Olandus	278	Stille Nacht, heilige Nacht	413	Kranz. Kriegerdenkmal i. Weissenburg	372
Der Stiefelpuger. Ein Bild aus dem Leben. Von H. P. Hartmann	287	B. Bilder aus dem Reiche der Natur.			
Der blinde Passagier. Von G. Persich	294	Wintermorgen im Hochgebirge	61	Englischer Seehafen von Dover	380
Die Kartenlegerin. Novelle von W. von Ahlbach	301	Schneepfenstich	92	Die griechische Insel Salamis	389
Sagen und Märchen. Von Dr. C. Bentlage	302	Frühlingsanfang auf der Auster	121	Schloß Venrath	393
Unerwartete Rettung. Erzählung aus Englisch-Indien von Java	310	Landschaft aus Westfalen	269	Denkmal für den Erfinder des Zündnadelgewehres	396
Aus Eifersucht. Erzählung aus der Sächs. Schweiz. Von F. Overmann	317	Lischene Gletscher	295	Ramedy bei Andernach	397
Die Storchentante. Von H. Gisbert	325	Waldbach im Harz	357	Landgerichtsgebäude in Kiel	401
Ruhige Einwohner. Frei nach dem Englischen von H. Kamps	348	Christnacht	412	E. Bilder aus der Zeitgeschichte.	
Gewonnen. Skizze v. J. v. Briesen	357	C. Bilder aus dem Kulturleben der Völker.			
Der erste Moseldichter.	366	Meisterschaftskampfen des deutschen Silberbandes	57	Zu den deutsch-feindlichen Ausschreitungen in Prag	4
		Szenenbild a. Rich. Strauß' „Glettra“	65	Brand eines Dampfers a. hoher See	5
		Chinesische Studentenkommision	68	Zur Priesterweihe des Fürsten zu Löwenstein	9
		Wintersportfreuden in Oberhof in Thüringen	100	Die erste Abgeordnetenwahl in der Türkei	13
		Die serbische Volksvertretung	125	Erdbebenkatastrophe in Süditalien	35 und 36
		Eine neue englische Kolonie	127	Verheerungen des Seebebens in Süditalien	41, 44 und 45
		Familienkompagnie	132	Einsturz der Kirche von Ray	49
		Zum Fußballstädtewettkampf Berlin-Wien	141	Zur Thronfolge von Serbien	51
		Seltenes Weidmannsheil einer Förstertochter	148	Der 1. weibliche Gefängnisinspektor	60
				Erd- und Seebebengebiete	69
				Die deutsche Kronprinzessin in Dragoneruniform	74
				Der Chef der russischen Staatspost	76

	Seite
Bilder von der Hochwasserkatastrophe in Deutschland	76 und 77
Die Petroleumexplosion in Blesjeen	84
Eine neue Waffe gegen den lenkbaren Luftballon	84
Kaiserin Taktu von Abyssinien	85
Hochzeit im Hause Zeppelin	97
Vom internationalen Schachturnier in Petersburg	97
Zum Präsidentenwechsel in Amerika	105
Die unterirdische seismographische Station zu Bultowa	108
Ein neuer Frauenberuf	108
Oesterreichische Wachsamkeit auf dem Balkan	118
Zur Kaiserreise nach Korfu	132
Zur Kaiserreise nach Korfu	137
Zur Fernfahrt 3 1 nach München	140
Von der Gartenbauausstellung in Berlin	145
Internationale Motorbootrennen	153
Zum Haager freudigen Ereignis	156
Von der Deutschen Kunstausstellung in Baden	157
Zwerg-Ausstellung in Paris	161
Zu den Ereignissen in der Türkei	164
Die Parade der Veteranen im Haag	181
Englische Offiziere in Deutschland	188
Der erste weibliche Bürgermeister in England	188
Die ersten weiblichen Stadtverordneten in Kopenhagen	189
Die neue Uniform der deutschen Kapellmeister	196
Deutsche Arbeiter in England	197
Zum Aufenthalt des deutschen Kaiserpaars in Wiesbaden	204
Zum Besuch der Berliner Stadtvertreter in London	205
Größenvergleich des Zeppelin	211
Selbstbriefträger-Hunde	212
Zur Prinz Heinrich Automobilsahrt	217
Zu dem Erdbeben in Südfrankreich	222
Das Begräbnis des Multimillionärs Chauchard in Paris	223
Die Söhne des deutschen Kronprinzen beim Spiel	225
Blumenschlacht im Pariser Bois de Boulogne	226
Zum Tode v. Dr. Paul Langerhans	228
Bei der Untersuchung in der Schulzahnklinik	228
Regimentsbesichtigung durch die Königin von Schweden	229
Kaiser Wilhelm auf Deck der Hohenzollern	236
Fürst Bülow fährt nach Kiel	237
Von der Kieler Woche	237
Königin Elena von Italien und ihre Kinder	241
Eine Ballonjagd in Köln	244
Vom Stapellauf des österreichischen Schlachtschiffes Radeky	252
Luitpold von Bayern im Hochgebirge	268
Neuer Erfolg der Luftschiffahrt	276
Die Reise des Zarenpaars	281
Zur Revolution in Spanien	285
Vom Eucharistischen Kongreß i. Köln	289
Vom Eucharistischen Kongreß i. Köln	292
Gedenkfeste der Hermannschlacht	301
Zu den deutschen Herbstmanövern	308
Der französische Luftschiffer Paulhan	313
Die Fahrt 3 3 nach Berlin	316
Bier Brüder im Gesamtalter von 348 Jahren	321
Ein neues automatisches Telephon	324
Graf Zeppelin und der König von Württemberg	325
Das lenkbare Luftschiff Wellman	325

	Seite
Zur Entdeckung des Nordpols	329
Die Kaisermanöver in Süddeutschland	332
Bier Geschwister im Gesamtalter von 353 Jahren	337
Das 1. Dreadnoughtschiff „Westfalen“	340
Wetterkatastrophe in Paris	341
Die erste deutsche Frau in der Flugmaschine	345
Von der Flugmaschine	348
Luftschiffahrtsausstellung	349
Beim englischen Flugtechniker Cody	352
Das größte Kriegsschiff der Welt	361
Erzprinz Danilo von Montenegro	364
Das österreichische Thronfolgerpaar	364
Zur Einsegnung der Prinzessin Viktoria Luise	365
Ein äußerst seltenes Vorkommnis	369
Zur Jahresversammlung des Verbandes deutscher Krankenpflege-Anstalten	373
Zu den Parforcejagden des kaiserlichen Hofes	377
Zum Ausstand im Mansfelder Bergrevier	380
Das Königspaar von Italien	381
Der Gewinner des Lanzpreises	388
Zur Taufe des jüngsten Sohnes des Kronprinzenpaares	396
Zur Thronkrönung in Griechenland.	397

F. Porträts.

Tittoni, italienischer Minister	5
Castro, Präsident von Venezuela	10
Sultan Abdul Hamid II.	13
Maria Doppelbauer, Bischof von Linz	20
Der erste russische Erzbischof	21
Dr. Paul Lindau	27
Dr. Kriege, Sir Fry, Regnolt (Delegierte auf der Casablanca-Konferenz)	28
Bertoli, italienischer Arbeitsminister	38
Ernst von Wildenbruch	52
Eben Hedén	52
Adam Riese	52
Reichstagsabg. Graf Hompesch	60
Reichstagsabg. Ab. Träger	60
Schauspieler Coquelin der Ältere	69
Schriftstellerin Hermine Billinger	69
Großweir Hilmi Pascha	93
Serbischer Minister Milowanowitsch	119
Leutnant Chadleton	124
Erzherzog Franz Ferdinand	125
Dichter Dr. v. Gottschall	126
Hoffchauspieler Adolf v. Sonnenthal	141
König Karl von Rumänien	148
Sultan Abdul Hamid	164
Ehem. Pascha	164
Tewfik Pascha	165
Prof. Eberh. Schwiderath	170
Prof. Karl Panzner	171
Fritz Steinbach	171
Generaloberst von der Goltz	172
Mahmud Scheftel Pascha	172
Der neue Sultan der Türkei	172
Ministerpräsident von Mittnacht	179
Erzbischof Dr. Franz Josef v. Stein	179
Königin der Niederlande	180
Königin der Niederlande	180
Verwitwete Königin der Niederlande	180
Heinrich, Prinz der Niederlande	180
Kronprinz v. Belgien als Journalist	203
Gouverneurin Mrs. Shelton	205
Gräfin von Reysersling	205
Erzbischof Vettinger	219
Dr. Paul Langerhans	228
Opernsängerin Marceller Sembrich	235
Rechtsanwältin Marija Rutkowska	243

	Seite
Prof. Richard Muther	252
Prinzessin Ludwiga von Bayern	252
Reichszanzler v. Bethmann-Hollweg	260
Martha v. Bethmann-Hollweg	260
Kultusminister von Trott zu Solz	260
Staatssekretär Delbrück	261
Kriegsminister Gallifet	261
Steuereinnahmer Hartmann	268
Universitätsrektor Prof. Dr. Zaus	268
Luftschiffer Mériot	277
Ministerpräsident Clemenceau	277
Ministerpräsident Briand	277
Minister Pichon	277
Herzog Karl Theodor von Bayern	283
Kriegsminister Heeringen	300
General Fremereu	300
Kriegsminister von Einem	300
General Saffon de Sadebat	300
Oberingenieur Dürr	308
Prinz Ludwig von Italien	308
Kronprinz Konstantin von Griechenland	324
Kronprinzessin von Griechenland	324
Klaviervirtuose Graf Zichy	324
König v. Württemberg	325
Graf Zeppelin	329
Eisenbahnkönig Harriman	333
Admiral Lord Tweedmouth	341
Kronprinz von Serbien	356
Lordmahr von London	356
Reichsgerichtspräsident von Seedenborff	366
Erzprinz Danilo und Gemahlin	364
Erzherzog Franz Ferdinand und Gemahlin	364
Barille, Führer Dr. Cooks	374
Prof. Cesare Lombroso	382
Abg. Dr. von Orterer	388
Fürst Ito	388
Oberst Zorbas	390
Prinzessin Elisabeth zu Stolberg-Rosla	404
Herzog Regent Johann Albrecht von Braunschweig	404
General Ding Tschang	404
General Frhr. Heinrich v. Wolsberg	404

G. Bilder religiösen Charakters.

Auferstehung Christi	117
Die Madonna mit der Widenblüt	209
Die Geburt Christi	409

VII. Für die Kinderwelt

Der Langschläfer	23
Alle Finger in ein Loch	63
Der kleine Siebenschläfer	63
Hans Obenaus	63
Kreislauf mit Begrüßen	63
Scherzfrage	63
Zahlen-Scherz-Rätsel	68
Eine Geschichte ohne r	71
Vom unklugen Sacktäschchen	71
Erhebe dich nicht über andere	71
Ueber japanisches Kinderleben	191
Der Fährmann	191
Hansl und der Raubvogel	191
Lottys Auferstehung	351
Der Mann im Monde	416
Aus der Kinderstube	416

VI. Nützliches fürs Haus.

Diese Rubrik enthält nützliche Ratsschlüsse für das Haus, Kochrezepte usw.

VIII. Zur Unterhaltung.

Zammeltitel für kleine, historische, kulturgeschichtliche und geographische Notizen, Anekdoten, Scherze usw.



Prächtige und wertvolle Festgeschenke für unsere Leser

Ausnahmeangebot für Weihnachten

Ausnahmeangebot für Weihnachten

Solange der Vorrat reicht, liefern wir unsern Lesern nachstehende vorzüglich
ausgeführten

Kupfer-Gravüren

zu dem außergewöhnlich billigen Preise von

nur 3 Mark und 5 Mark das Stück

(Der übliche Verkaufspreis derartiger Bilder beträgt sonst 6 bis 10 Mark für die kleineren und 10 bis 15 Mark für die größeren Bilder.)

Nicht um zurückgesetzte minderwertige Bilder, oder aber um Erzeugnisse des Schnellpressendruckes handelt es sich bei unserem Angebot, sondern um wirkliche, mit der Handpresse hergestellte, künstlerisch ausgeführte Kupfer-Gravüren, die jedem Hause zur Zierde gereichen und einen dauernden wertvollen Zimmerschmuck bilden. Verkleinerte Abbildungen der Bilder finden unsere Leser auf diesem Prospekt. Dieselben können selbstverständlich auch nicht im entferntesten die Schönheit der Bilder selbst wiedergeben, sondern sollen nur die Art der Darstellung zeigen. Es erübrigt sich weitere empfehlende Worte beizufügen. Die Bilder sprechen für sich selbst und werden bei allen Kunstfreunden den größten Anklang finden. Sofortige Bestellung ist aber notwendig, um sich den Erhalt der prächtigen Gravüren zu sichern. Jedenfalls muß die Bestellung vor dem 13. Dezember erfolgen, da sonst eine pünktliche Zustellung vor dem Fest nicht gewährleistet werden kann. Die Lieferung kann nur so lange erfolgen, als der Vorrat der Bilder reicht. Dieselben können durch die Post oder unsere Boten zugestellt, wie auch in unserer Geschäftsstelle in Empfang genommen werden.

Prächtiger Zimmerschmuck

Vorzügliches Festgeschenk



Claude Lorrain, Der Mittag

Blattgröße dieser künstlerisch ausgeführten Kupfer-Gravüre 80 Zentimeter breit,
60 Zentimeter hoch

**Vorzugspreis für unsere Leser
nur 3 Mark**

Ueblicher Verkaufspreis solcher Kupfer-Gravüren 6—10 Mark

Die Bilder sind in unserer Geschäftsstelle zu besichtigen

Eine Zierde für jedes Haus

Bestgeeignetes Weihnachtsgeschenk



Claude Lorrain, Der Abend

Blattgröße dieser künstlerisch ausgeführten Kupfer-Gravüre 80 Zentimeter breit,
60 Zentimeter hoch

**Vorzugspreis für unsere Leser
nur 3 Mark**

Ueblicher Verkaufspreis solcher Kupfer-Gravüren 6—10 Mark

Die beiden landschaftlichen Gravüren Mittag und Abend bilden prachtvolle Gegenstücke

Maria, Himmelkönigin

Vorzugspreis für unsere Leser nur 5 Mark ... Ueblicher Verkaufspreis 10—15 Mark
 Blattgröße dieser künstlerisch ausgeführten Kupfer-Gravüre 95 Zentimeter hoch, 73 Zentimeter breit



Maria, Himmelkönigin

Vorzugspreis für unsere Leser nur 5 Mark ... Ueblicher Verkaufspreis 10—15 Mark
 Blattgröße dieser künstlerisch ausgeführten Kupfer-Gravüre 95 Zentimeter hoch, 73 Zentimeter breit

Buchdruckerei Germania, A.-S., Berlin C 2

===== **Prämien-Bestellschein** =====

Unterszeichneter Abonnement bestellt hierdurch:

..... Gravüre Der Mittag. Preis nur 3 Mark

..... Gravüre Der Abend. Preis nur 3 Mark

..... Gravüre Maria, Himmelkönigin. Preis nur 5 Mk.

Der Betrag folgt durch Postanweisung anbei — ist durch Nachnahme zu erheben. Jedes Bild ist allein zu haben.
 (Nichtgewünschtes ist zu durchstreichen)

..... Ort und Wohnung

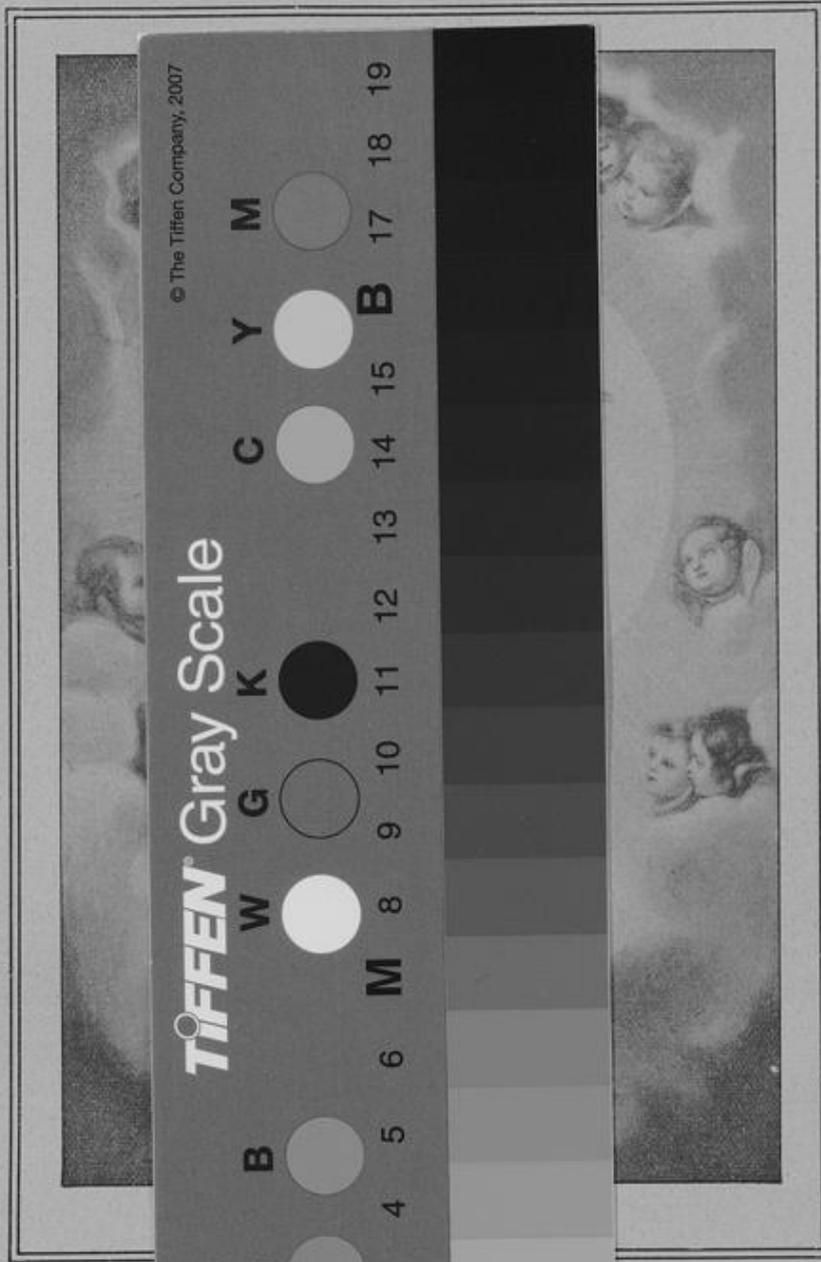
..... Name

In offenem Kuvert befördert die Post diesen Bestellschein für 3 Pfennig Porto. Beträge von auswärts werden am besten durch Postanweisung eingekandt. Porto bis 5 Mk. = 10 Pfg.; bis 100 Mk. = 20 Pfg. Bestellungen werden auch durch die Zeitungsboten entgegengenommen.

Maria, Himmelstönigin

Vorzugspreis für unsere Leser nur 5 Mark Ueblicher Verkaufspreis 10—15 Mark
 Blattgröße dieser künstlerisch ausgeführten Kupfer-Gravüre 95 Zentimeter hoch, 73 Zentimeter breit

Vorzugspreis für unsere Leser nur 5 Mark Ueblicher Verkaufspreis 10—15 Mark
 Blattgröße dieser künstlerisch ausgeführten Kupfer-Gravüre 95 Zentimeter hoch, 73 Zentimeter breit



© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN Gray Scale

- A 1
- R 2
- G 3
- G 4
- B 5
- W 6
- M 8
- W 9
- G 10
- K 11
- M 12
- C 13
- Y 14
- M 15
- B 17
- M 18
- 19

Unterzeichneter

..... nur 3 Mark

..... nur 3 Mark

Gravüre Maria, Himmelstönigin. Preis nur 5 Mk.

Der Betrag folgt durch Postanweisung anbei — ist durch Nachnahme zu erheben. Jedes Bild ist allein zu haben.
 (Nichtgewünschtes ist zu durchstreichen)

..... Ort und Wohnung

..... Name

In offenem Kuvert befördert die Post diesen Bestellschein für 3 Pfennig Porto. Beträge von auswärts werden am besten durch Postanweisung eingekandt. Porto bis 5 Mk. = 10 Pfg.; bis 100 Mk. = 20 Pfg. Bestellungen werden auch durch die Zeitungsboten entgegengenommen.